Zeitschrift

für die

österreichischen Gymnasien.

Verantwortliche Redakteure:

J. Huemer, E. Hauler, L. Radermacher.

Einundsechzigster Jahrgang 1910.

Erstes Heft.

Ausgegeben am 31. Jänner 1910.

Erscheint zwölfmal jährlich.

(Dazu ein Beiblatt „Zeitschriftenschau".)

WIEN 1910.

Verlag von Karl Gerolds Sohn.

I., Barbaragasse 2.

Beiträge zur Zeitschrift bittet man an Hofrat Dr. **J. Huemer** (XVIII., Hofstattgasse 19). an Prof. Dr. **E. Hauler** (IX., Gürtelstraße 88) oder an Prof. Dr. **L. Radermacher** (XIX., Kreindlgasse 8) zu adressieren.
Die Redaktion.

Bezugspreis für ein Jahr M 24·—

Inhalt des ersten Heftes.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

(Fortsetzung auf der Gegenseite des Umschlages.)

ZEITSCHRIFT

FÜR DIE

ÖSTERREICHISCHEN

GYMNASIEN.

VERANTWORTLICHE REDAKTEURE

J. HUEMER, E. HAULER, L. RADERMACHER.

EINUNDSECHZIGSTER JAHRGANG.

1910.

WIEN.

VERLAG VON KARL GEROLDS SOHN

I., BARBARAGASSE 2.

Inhalt des einundsechzigsten Jahrganges

der

„Zeitschrift für die österr. Gymnasien".

(1910.)

Erste Abteilung.

Abhandlungen. Seite

Seite

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Seite

Seite

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Seite

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Seite

Literarische Miszellen.

Programmenschau.

Fünfte Abteilung.

Verordnungen, Erlässe, Personalstatistik.

Verordnungen und Erlässe.

Personal- und Schulnotizen.

Eingesandte Bücher:

Aus Natur und Geisteswelt. 330. Leipzig, Teubner. Mk. 1·25. — Biese A., Deutsche Literaturgeschichte. III. München, Beck. Mk. 5·50. — Das Erbe der Alten. 1. Leipzig, Dieterich. Mk. 1·80. — Flugschriften des Bundes für Schulreform. 1. Leipzig, Teubner. — Görgen A., Erinnerungsblätter. Trier, Paulinus-Druckerei. Mk. —·75. — Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft. IX 2, 1. München, Beck. Mk. 15·—. — Heimbach L., Botanik. I. Bielefeld, Velhagen & Klasing. Mk. 2·—. — Herrig-Förster, English Autors. Braunschweig, Westermann. Mk. 3·50. — Hočevar Fr. Dr., Geometrie für Gymnasien. Mittelstufe. Wien, Tempsky. — Holst H. v., Fröhliche Leute. Gütersloh, Bertelsmann. Mk. 1·60. — Lavisse E., Histoire de France. IX 1. Paris, Hachette & Co. — Löwy E., Die griechische Plastik. I/II. Leipzig, Klinkhardt & B. Mk. 6·—. — Meszlény R. Dr., Tell-Probleme. Berlin, Bahr. Mk. 2·50. — Muszynski Fr., Der Charakter. Paderborn, Schöningh. — Pöhlmann R. v., Aus Altertum und Gegenwart. München, Beck. Mk. 7·—. — Schalk G., Meisterbuch deutscher Götter und Heldensagen. Berlin, Ullstein & Co. Mk. 3·—. — Schoenichen W. Dr., Das biologische Schullaboratorium. Leipzig, Quelle & Meyer. Mk. 1·60. — Schöninghs Ausgaben deutscher Klassiker. 15, 28, 37, 43. Ergänzungsband X. Paderborn, Schöningh. — Wissenschaft und Bildung. 84. Leipzig, Quelle & Meyer. Mk. 1·25. — Woynar K. Dr., Geschichte des Altertums. Wien, Tempsky. — Wütschke H. Dr., Friedrich Hebbel. Berlin, Behr. Mk. 4·50. — Zell Th., Riesen der Tierwelt. Berlin, Ullstein & Co. Mk. 3·—.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Pandora[1]).

Ein Festspiel von Goethe.

M. Benjamin Hederichs „Gründliches *Lexicon Mythologicum*" (Leipzig 1724), das oft benutzte Nachschlagebuch Goethes, das er immer nächst zur Hand hatte, weiß über Pandora Folgendes in steifstem Zopfstil zu vermelden (p. 1495 sq.):

„Pandóra, ae, Gr. *Πανδώρα, ας*, war ein Frauenzimmer, welches Vulcanus auf des Jovis Befehl aus Erde, nachdem er solche mit Wasser eingemacht hatte, also verfertigte, daß sie an Schönheit selbst denen Göttinnen gleich war. Minerva wies ihr darauf alle ihr geziemende Künste, Venus teilete ihr die Annehmlichkeit und Begierde, sich zu putzen, mit, Mercurius seine List und Betrügereien, und die Charites und Suada biereten sie mit Kleinodien aus, die Horae setzeten ihr einen schönen Blumenkranz auf, und, weil sie also fast alle Götter und Göttinnen mit etwas begabeten, bekam sie daher den Namen Pandora (von *πᾶς omnis* und *δῶρον munus* s. *donum*), und weil Juppiter mit solcher die Menschen darum bestrafen wollte, daß ihm Prometheus wider seinen Willen das Feuer aus dem Himmel entwendet, gab er ihr noch eine Büchse mit, in welcher alle Not und Plagen, so die Menschen betreffen können, enthalten waren. Ob aber nun wohl Prometheus seinen Bruder, den Epimetheum, gewarnet, ja kein Geschenke von dem Jove anzunehmen; dennoch, als ihm Mercurius solche Pandoram überbrachte, griff er zu, erfuhr aber gar bald, wie sehr er betrogen sei. Massen als solche Pandora ihre Büchse aufmachte und sehen wollte, was darinne sei, fuhr alles bemeldete Unglück heraus, und, ungeachtet sie den Deckel so geschwind wieder darauf tat, als sie kunte, dennoch behielt sie nichts in der Büchse als die einige Hoffnung, welche daher auch die Menschen annoch in

---

[1]) Nach einem Vortrag, gehalten im Wiener Goethe-Verein.

aller ihrer Not und Elende haben (Hes. Op. & D. v. 60—104). Inmittelst behielt doch Epimetheus solche Pandoram zur Gemahlin und zeugete mit ihr die Pyrrham (Hygin. fab. 142), worbei einige wollen, daß sie Juppiter erst dem Prometheo selbst zuführen lassen, der aber den Possen gemerket und sich dafür bedanket, weil aber Juppiter solchergestalt nicht an ihn kommen können, habe er ihn darauf bekanntermaßen auf 30.000 Jahr an den Caucasum schmieden lassen (Nat. Com. l. IV. c. 6). Wie aber solche Pandora die allererste Frau gewesen sein soll (Pausan. Att. c. 25); also deuten sie einige nicht so gar uneben auf die Euam, unser aller Mutter (Huet. D. E. Prop. IV. c. 2, § 3). Denn daß einige die Kunst (Tzetz. apud Heins. ad Hesiod. c. 15), andere das *τὸ ἄλογον τῆς ψυχῆς* (Proclus apud eumd. l. c.) u. dgl. unter ihr verstehen, sind gezwungene Subtilitäten, sie aber auch bloß für eine reiche Griechin anzunehmen, die sich allemal, so oft sie ausgegangen, aufs prächtigste ausgeputzet, kömmt auch allzu kahl und armselig heraus (Palaephat. de Incred. c. 35). Noch eher möchte sie auf die Sünde (Omeis Mythol. in Pandora s. p. 191) oder die Erde (Philo apud Massen. Spec. Ver. occ. c. 24, n. 38) oder der Menschen Fleisch und Blut (Rhodigin. apud eumd. l. c.) gedeutet werden können; allein vermutlich hat der erste Dichter nichts als das Frauenvolk überhaupt damit bemerken wollen, welches oft alle Annehmlichkeiten hat und dennoch dem Mannsvolke alles Unglück zuziehet."

Goethe, dem „der mythologische Punkt, wo Prometheus auftritt, immer gegenwärtg und zur belebten Fixidee geworden" war (W 36, 27), verhielt sich der Überlieferung gegenüber nach Art der antiken Tragiker freischöpferisch. Auch die übrigen Voraussetzungen entsprechen wesentlich denen des antiken Dramas.

„Pandora"[1]) ist ein Festspiel von opernhaftem Charakter; „Pandorens Wiederkunft" — wie das Stück ursprünglich hieß — ein Festtag.

---

[1]) Der Text in W (Weimarer Ausgabe) 50, 295—344, 450—460 (bearbeitet von E. Schmidt); Meyers Klassikerausgaben 20, 76—120, 466 bis 471 (Th. Matthias); Jubiläumsausgabe 15, 140—178, 372—387 (O. Pniower).

Förderung des Verständnisses wurde gewonnen (vgl. Scherer, Aufsätze über Goethe 1886, S. 279 f.) durch Düntzer (1850, 1874), Schöll (1858, 1882), Strehlke (1871), Scherer (1879, 1886), E. Schmidt (1886), Belling (Die Metrik 1890), Harnack (1893), Brüchner (1893), Wilamowitz (1898, Goethe-Jahrbuch XIX, 1*—21*) und Morris (1902, Goethe-Studien I, 248—291).

Einzelnes über die Form: Niejahr, Euphorion I, 98 f. II, 612, 614; O. Harnack, ebenda II, 324 f.; über Motive und zur Erklärung: R. M. Meyer, ebenda III, 106 f.; Draheim, Zs. f. d. U. XV, 467; Ilberg, Neue Jahrbücher f. d. klass. Altertum, Gesch. und dtsch. Literatur V, Heft 2; Morsch, Goethe-Jahrbuch XXII 271 u. a.

In festlich-feierlicher Stimmung, gleichwie die alten Griechen das Theater betraten, zu gottesdienstlicher Verehrung, Handlung, Erleuchtung und Erhebung, versammeln wir uns vor dem Schauplatz.

Der Vorhang öffnet sich und unsere Blicke überschauen eine heroische Landschaft im Stile Poussins. Links auf der Seite des Prometheus Fels und Gebirg, Höhlen neben- und übereinander, durch Pfade und Steige miteinander verbunden, von Felsstücken oder Toren und Gattern verschlossen, alles roh und derb, hier und da regelmäßig Gemauertes, doch nur zum Nutzen, ohne alle Symmetrie, darüber Gesträuch und Wald: es sind die Wohnstätten der Kyklopen, wie Odysseus sie beschreibt (IX, 113, 114. 181—186. 216 f.).

Dagegen rechts auf der Seite des Epimetheus aus kleineren Wohnungen hervorragend ein ernstes Holzgebäude nach jener ältesten Art und Konstruktion, die Goethe — vermutlich nach Hirts Unterweisung — 1788 in dem Aufsatz „Baukunst" als Muster für den dorischen Tempel ältester Ordnung erkannt hatte (W 47, 60 f.). In der Vorhalle sieht man eine Ruhestätte mit Fellen und Teppichen: wie sich hier Streben nach einer gewissen äußeren Zier der Lebenshaltung verrät, so zeigt die Einfriedung verschiedener Besitztümer, Gärten neben Äckern, daß man sich schon auf einer gewissen, wenn auch noch niedrigen Kulturstufe befindet.

Im Hintergrunde mannichfaltige Flächen, Hügel, Büsche und Haine; ein Fluß, der mit Fällen und Krümmungen nach einer Seebucht fließt, die zunächst von steilen Felsen begrenzt wird. Der Meereshorizont, über den sich Inseln erheben, schließt das Ganze: ein malerischer Prospekt, dessen Inspiration Goethe wieder der Beschreibung der Kyklopeninsel bei Homer verdankt (Od. IX, 116. 132—141).

Die Handlung des gewaltigen Einakters beginnt vor Morgengrauen, noch bei finsterer Nacht: Epimetheus, ein bejahrter Mann, dem Greisenalter nahe, „Nachtwandler, sorgenvoller, schwer bedenklicher", wie er später (V. 314) mit Hinweis auf seinen Namen von Prometheus genannt wird, tritt aus der Mitte der Landschaft hervor. Er kann den Schlaf nicht finden; von Geburt an bestimmt, Vergangenem nachzusinnen, Raschgeschehenes zurückzuführen, zukünftige Möglichkeiten auszuspinnen, hat er das Gegenwärtige immer nur unbedachtsam ergriffen, geschwankt von Fülle zum Entbehren, von Entzücken zu Verdruß: in Jugendtagen erquickte ihn ein tiefer Schlaf von Glück und Not; nun muß er nächtig wach umherschleichen und kann nur die Schlafenden um ihr allzu kurzes Glück bedauern; denn besser blieb' es immer Nacht — Menschenpfade, zu erhellen sind sie nicht.

Durch diesen der Technik des griechischen Dramas entsprechenden Prolog charakterisiert sich Epimetheus bereits als empfindsamer Charakter, als Vertreter jenes Grundtypus der Goetheschen

Dichtung, dessen Haupterscheinungen in Werther, Tasso, Meister, Faust zugleich Etappen seines Lebens andeuten[1]). Auch Epimetheus wandelt in einer Art von Trunkenheit vor sich hin, ohne das Verhältnis der jedesmaligen Umgebung zu merken, noch weniger anzuerkennen; der Drang ins Unendliche verursacht jenen beständigen Wechsel vom Kummer zur Ausschweifung, von süßer Melancholie zur verderblichen Leidenschaft, gibt dem Denken jene Richtung nach irgend einem wirklichen oder scheinbaren Gut, das, weil unerreichbar, in die Einsamkeit treibt, mit untätiger Traurigkeit erfüllt, in tiefe Melancholie versenkt, die unfähig macht, das Vergangene vergangen sein zu lassen und das Gegenwärtige zu genießen.

Aus seinem Sinnen wird Epimetheus herausgerissen durch leisen Tritt und frohes Tonmaß herzerhebenden Gesanges: Phileros — Prometheus' Sohn, sonst Deukalion genannt — vom Feuer „rastloser Liebe" verzehrt, eilt zu dem Mädchen, dessen Namen und Eltern er nicht kennt. Das angebotene Vertrauen und den Rat des Oheims weist er zurück, unaufhaltsam der Liebe Glück und Wonnen zustrebend.

Hat nicht Epimetheus sie einst selbst genossen und erfahren? Sollte sein Segenswunsch nicht den, wenn auch kurz, doch hoch Beglückten geleiten? Und wieder versinkt er in dämmernd dahinträumendes Nachgenießen jener Augenblicke höchsten Glückes, die er von Pandora gewann.

Vom Olympos stieg sie nieder, allschönst und allbegabtest. Von Prometheus strenge weggewiesen, wendet sie sich, forschend holden Blicks, dem Bruder zu, dem ihr Anblick das Herz mächtig erregt. Mit berauschtem Sinn empfängt er die holde Braut, naht sich geheimnisreicher Mitgift in wohlgestaltem, irdenem Gefäße. Sie selbst zerbricht das Göttersiegel, hebt den Deckel ab; ein leichter Dampf schwillt hervor, Sternblitze fahren heraus; auf der Wolke schweben und entschweben buntgedrängt lieblich gaukelnde Götterbilder; Pandora zeigt und nennt sie: Liebesglück, Schmucklust, Herrschgewalt, gefallsame, sich selbst gefallende Freundlichkeit und andere noch, „die alle pflichtig, seiner Tage Lust zu sein". All dieses Glück bietet die Geliebte dem Mann, und er findet alles in ihr. Die Menge verfolgt die einzelnen wünschenswerten Güter und sucht, sie zu haschen, die, bald emporsteigend, bald sinkend, sie täuschen und sich ihr entziehen — wie die Schnippchen des Knaben Lenkers im Mummenschanz (Faust II. 5582—5611) — Epimetheus eignet sie sich alle zu, indem er das geliebte Weib sich zueignet und durch die Liebe seinem ganzen Leben Inhalt gibt: in Pandora ist alles einzelne Glück vereinigt, wie die Blumen in ihrem Kranze, zum Ganzen — nun sie

---

[1]) Vgl. meinen Aufsatz „Tassoprobleme" in dieser Zeitschrift 1907, S. 97 ff., bes. S. 101 ff.

dahin ist, ist alles Glück ein zerstreutes, vereinzeltes, nicht mehr zu einigendes.

In sanft wehmütiger Träumerei genossenen Glückes entschlummert allmählich Epimetheus.

Da zuckt auf der Gegenseite des Prometheus Fackel auf. Noch vor dem Tage facht er das heilige Feuer an, seine Mannen zum Tagewerk aufrufend. Mehrere Höhlen eröffnen sich, mehrere Feuer fangen an zu brennen und im Chor preisen die Schmiede das Feuer und den, der es geraubt hat, ihrem Element alle anderen, Wasser, Erde und Luft, nachsetzend. Diese Parteilichkeit kann der vorbedachte Prometheus zwar nicht teilen, doch vermag er sich ihrer zu erfreuen, denn aus ihr spricht das Behagen des Mannes an seiner Tätigkeit: die anderen jagen jenen bewegten Rauchgebilden nach, Panderens Gaben, und streben zu erreichen, was unerreichbar, und wär's erreichbar auch, nicht nützt noch frommt; hingegen des Prometheus Scharen sind die Nützenden, ohne Träumerei und ohne Schwärmerei, am Tagwerk vollbewußt und freigemut.

Wieder ein typischer Gegensatz ist ganz und rund herausgearbeitet: Prometheus' aufs Nützlich-Verständige gewandter Sinn entspricht der Geistesrichtung eines Antonio, der die Wissenschaft ehrt, sofern sie nutzt, die Kunst schätzt, sofern sie ziert, in dessen Nähe nichts müßig sein darf: was gelten soll, muß wirken und muß dienen. Seine Ansichten sind klar, sein Handeln und Reden ist bestimmt, in ihm wirkt der reine Weltverstand mit wahrer Freundschaft gegen Leidenschaft, Neigung und äußere Bedrängnis. Für Epimetheus gilt das venezianische Distichon (CIII):

„Alles, was ich erfuhr, ich würzt' es mit süßer Erinnrung,
Würzt' es mit Hoffnung; sie sind lieblichste Würzen der Welt";

des Prometheus Denken und Wirken hinwieder ist ganz auf die Gegenwart gerichtet: wo Goethe den empfindsamen Charakter entwickelt, hat er es nie versäumt, auch seinen Gegensatz hinzustellen, beide sich objektiv aussprechen und womöglich am Schluß neutralisieren zu lassen.

Unter Musik und Gesang ziehen die vor Morgengrauen gemächlich austreibenden Hirten an den Höhlen der Schmiede vorbei, zur Bergweide hinan; der eine schmeichelt den mächtigen Brüdern Klingen ab, um Rohr zur Hirtenflöte zu schneiden; der andere, kriegerisch gesinnt, begehrt nach Lanzenspitzen; ein dritter fordert ehernes Flötenrohr lautes Schalles den Mädchen zur Lust. Prometheus weiß, daß diesem friedlichen Auszug des Hirtenvolkes Kampf und Krieg folgen werde; schon sind seine Krieger gerüstet und harren des Augenblicks zum Abschied. Darum befiehlt er den Schmieden, nicht Pflug noch Angelhaken zu schaffen, sondern nur Waffen, die Vollgenuß dem Übermächtigen verleihen. Ein hartes Gesetz regiert alle: die Notwendigkeit; wer falle, stehe, kann dem

Menschenvater wenig Sorge sein; dulden muß der Tätige wie der Leidende; darum kann er auch den Bruder bloß bedauern, doch sein Geschick nur loben. Den Vater-Herrscher lobpreisend, legen die Schmiede zum Ruhmahl die Hämmer beiseite und verlieren sich in den Gewölben, die sich schließen.

Da steigt der Morgenstern hinter dem Hügel herauf; Elpore, die Hoffnung, in luftigem Gewande, naht sich dem Vater: nicht zu nahe darf sie an ihn herankommen, um nicht Erfüllung zu werden, als die sie der Vater nicht erkennte; nicht in seinen Arm kann er die geliebte Tochter schließen, denn sie ist nicht zu fassen: nur mit leichter Lippe die Stirn ihm küssen darf sie und dann forteilen, um nach Liebenden zu blicken, denn niemand bedarf ihrer mehr als diese. Aber Epimetheus — liebt er denn nicht auch? Und so fleht er die Tochter an, ihm zu versprechen „der Liebe Glück, Pandorens Wiederkehr". Unmögliches zu versprechen, ziemt ihr wohl; wie gern antwortet sie: „Ja doch! ja!" Und mit einer Parabase an die Zuschauer belehrt sie, was zu hoffen, was zu ergreifen ist: Macht, Reichtum, Glanz, Einfluß:

„Hoffe niemand solche Güter;
Wer sie will, ergreife sie";

aber auf der Liebe bange Fragen erhoffe jeder die erwünschte Antwort: „Ja doch! ja!"

Aus seinem süßen Hoffnungstraum erweckt Epimetheus durchdringendes Angstgeschrei eines Weibes vom Garten her: Epimeleia, das „Sorgenkind", stürzt herein, von Phileros wütend mit scharfem Beil verfolgt und trotz des Vaters Schutz bald im Nacken verwundet. Doch schon hat das Mordgeschrei auch Prometheus eilig herbeigeführt, der zwischen die Geängstete und den Rasenden tritt, diesen mit starker Faust anfaßt und mit Vaterstrenge den Überwiesenen richtet: billig wird, wer keine Grenzen sich auferlegt, vom Felsen hinabgestürzt, ins grenzenlose Element; Phileros wird hinaus verwiesen, zu bereuen oder sich selber zu bestrafen. Liebetrunken, rachetrunken, verzweifelnd zeiht er die Geliebte, die Gebieterin, deren Gestalt, Blick, Haar, Gewand ihn überwältigt hat, sie, eine zweite verderbliche Pandora, verwegener Tat, Verrates, vernichtenden Scherzes, hündischen Herzens. Er hat in ihr sich selbst, alles verloren; den Tod zu suchen, scheint ihm nur Gewinn[1]).

Von Schmerz und Liebe zerrissen, gibt Epimeleia den Vätern die Aufklärung, zu der Phileros sie nicht kommen ließ: wie sie seinem Leierklang lauscht und seiner wartet, dringt ein verwegener Hirte in den Garten und ergreift sie; schon verfolgt ihn Phileros und schlägt ihn nieder; dringt dann schäumend, scheltend gegen

[1]) Als Parallele ist die Eifersuchtsraserei des Alexis in der Elegie „Alexis und Dora" heranzuziehen.

sie ein, die sich kaum errettet. Zur Sorge schleicht sich nun die Reue ein; sie geht, ihre Tränen zu verbergen:

> „Ach! wie fühl' ich's! Ach! das schmerzt unendlich,
> Wohlerworbne Liebe zu vermissen“.

Epimeleias herrliche Gestalt ruft in Prometheus allsogleich die Erinnerung an Pandora wach. Daß sie dieser und seine Tochter sei, bekennt Epimetheus. Im Streitgespräch enthüllt sich ebenso der Brüder grundverschiedene Eigenart als Pandoras wahres Wesen: gefährlich jenem, himmlisch diesem; wankelmütig — treu; zur Pein — ein Kleinod; höchstes Gut — sie sind alle gleich; die Schönheit — ein Weib: bestimmt, dem Manne zu dienen — nein, liebend ihn zu bilden; ihr Bild in lebendiger Erinnerung — eine aus altem Dunkel hervortauchende Hochgestalt; Truggebilde des Hephaistos — Uranione; vom Scheitel bis zur Sohle verführerisch reich ausgeschmückt — die Hüllepracht der Allbegabten, Schönsten, Geschmücktesten, der nichts zu geben, als sich selbst, um erst sich selber ganz zu gewinnen. Wer will, wer mag der Schönheit widerstehen? Ihr dient, wer sie sieht; sie siegt, wo sie erscheint. — Ein Töchterzwillingspaar entspringt dem Liebesbund; doch nur die eine darf beim Vater bleiben: er wählt die Sorge, liebedürftig, hilfsbedürftig; die Mutter mit der andern scheidet auf Nimmerwiedersehen. Unnennbarer Jammer erfaßt ihn, quellweis vergisst er Tränen, wiederholt sein Glück im Schmerz, drückt jenes Kind an sich an Mutterstatt. So wächst die Sorge an seinem Busen auf und nur die Hoffnung, grausam gefällig, schmeichelt mit Pandorens Wiederkehr. — Durch die Vergegenwärtigung seines Leids versinkt Epimetheus immer tiefer in die Vergangenheit; er hört nicht mehr des Bruders Trosteswort, er kann nur immer wiederholen den Jammer des Abschieds von der Schönen — „Scheiden endlich — Scheiden ist der Tod“ —, den Versuch, wenigstens ihre Gestalt sich hervorzuzaubern; schwer gelingt's, und ein Blinzen des Auges schon genügt, sie zu verscheuchen. Es ist immer nur Bild und und Schein, flüchtig entschwebt's, fließt und zerrinnt[1]). Den in Schmerz und Tränen sich Auflösenden vermag kein mildes Wort des Bruders zu beschwichtigen; ja selbst der Brand in seinen Wäldern, seinen Wohnungen rüttelt ihn nicht auf:

> „Was hab' ich zu verlieren, da Pandora floh?
> Das brenne dort! Viel schöner baut sich's wieder auf“.

Erst als Epimeleia meldet, daß die Hirten zur Rache für jenen erschlagenen Genossen Wald und Haus in Brand gesteckt haben, und sich selbst entschlossen zeigt, von Liebe und Reue getrieben, da Phileros sich hinabstürzt in den Meeresschwall, sich in die Flammenglut zu stürzen, um des Geliebten wert zu sein[2]),

---

[1]) Vgl. Trilogie der Leidenschaft, Elegie V. 122 ff.

[2]) Wilamowitz a. a. O. S. 8 wirft V. 565 f., 864 f. zusammen und behauptet: „Epimeleia geht in den Tod, die Titanen hindern es

ermannt sich Epimetheus, diese zu retten, jenen zu wehren, bis der Bruder ihm das Heer schickt.

Die Verzweiflungszenen im „Tasso“, in der „Natürlichen Tochter“, in der „Trilogie der Leidenschaft“ mit ihren mannigfachen Parallelen bieten den Schlüssel zum Verständnis dieses Teiles unseres Dramas.

Gebieterisch ruft Prometheus seine Krieger zum Heerzug auf, hilfreich den Bruder vom Gewaltschlag wilder Rachlust zu befreien. Das Feuerzeichen schwindet schon, da Eos, die Morgenröte, von dem Meere aufsteigt und die Fischer aus dem Schlaf weckt, sich Phileros zuzugesellen. Nicht bedarf es ihrer oder des Vaters Hilfe, ihn vom kalten Wellentode zu retten: denn der Götter Wille und des Lebens eignes, reines, unverwüstliches Bestreben — die Lust zu leben [1]), „die innere jugendliche Heilkraft“ — lassen den Jüngling nicht untergehen, bringen ihn neugeboren, aufgefrischt, göttergleich zurück ans Land; alle Fischer, alle Winzer drängen zu ihm, dem Bacchus-Ähnlichen, und in dionysischer Begeisterung kommen sie schon näher: des Tages hohe Feier, allgemeines Fest beginnt. Unwillig hört Prometheus von Festlichkeiten: des echten Mannes wahre Feier sei die Tat. Doch Eos fährt in ihrer Verkündigung fort: dieser Tag ist der gottgewählte, zum Fest bestimmte, da sich Würdiges und Schönes niedersenkt,

„Erst verborgen, offenbar zu werden,
Offenbar, um wieder sich zu bergen.
Aus den Fluten schreitet Phileros her,
Aus den Flammen tritt Epimeleia;
Sie begegnen sich, und eins im andern
Fühlt sich ganz und fühlet ganz das andre.
So, vereint in Liebe, doppelt herrlich,
Nehmen sie die Welt auf. Gleich vom Himmel
Senket Wort und Tat sich segnend nieder,
Gabe senkt sich, ungeahnet vormals.“

Prometheus mißtraut dem Neuen, auch findet er sein Geschlecht zum Erdenleben genugsam ausgestattet; freilich

„schreiten sie mit Kinderleichtsinn
Und mit rohem Tasten in den Tag hin.
Möchten sie Vergangnes mehr beherz'gen,
Gegenwärt'ges, formend, mehr sich eignen,
Wär' es gut für alle“;

---

nicht. Hier ist der Übergang unleugbar hart. Bis hierher hatte Goethe 1807 in Jena gedichtet, dann mußte er eine Pause machen. Wir erkennen also den äußerlichen Anlass“. Es ist aber alles wohlmotiviert; nur wie Epimetheus die V. 875 angekündigte Rettung vollzieht, enthält das Fragment nicht mehr, hierüber hätte die Fortsetzung Aufschluß geben müssen.

[1]) „Unsel'ge Liebe zum unwürd'gen Leben!“ nennt Eugenie diesen Trieb, da sie zurückschaudert, sich ins Meer zu stürzen (Die natürliche Tochter, V. 2661). Vgl. auch das neckische Gedicht „Rettung“ (W 1, 22) und die Novelle „Die wunderlichen Nachbarskinder“.

solches wünscht er. Eos darf nicht länger weilen, denn schon dringt die Sonne unwiderstehlich hervor; nur einen bedeutenden Wink kann sie dem Menschenvater noch geben.

„Merke:
Was zu wünschen ist, ihr unten fühlt es;
Was zu geben sei, die wissen's droben.
Groß beginnet ihr Titanen; aber leiten
Zu dem ewig Guten, ewig Schönen,
Ist der Götter Werk; die laßt gewähren!"

Was Eos andeutet, ist ein Lieblingsgedanke Goethes. In Raffaels Transfiguration (Zweiter römischer Aufenthalt, Dezember 1787, Bericht: W 32, 173) fand er malerisch ausgesprochen, worauf er selbst in immer wieder neuen Formen poetisch hinwies: ein Höheres, von wo ganz allein befriedigende Versöhnung, Vermittlung und Ausgleichung zu hoffen ist, die freilich oft auf eine seltsame Weise herbeigeführt wird („Die drei Paria", „Der Gott und die Bajadere", „Faust"): „Wie will man nun das Obere und Untere trennen? Beides ist eins: unten das Leidende, Bedürftige, oben das Wirksame, Hilfreiche, beides auf einander sich beziehend, in einander einwirkend. Läßt sich denn, um den Sinn auf eine andere Weise auszusprechen, ein ideeller Bezug aufs Wirkliche von diesem lostrennen?"

Nur soweit hat Goethe das beziehungsreiche Werk ausgeführt, für die Fortsetzung — etwa zwei Drittel des Ganzen — sind wir auf die Enträtselung und Ausfüllung der lakonischen Formeln eines Schemas angewiesen.

Phileros in Begleitung von Fischern und Winzern erscheint, wie Eos angekündigt hat, in bacchischem Zuge, dionysisch begeistert. Er hat als echter Sohn des Prometheus das Vergangene hinter sich geworfen und durch völliges Vergessen sich fähig gemacht, ein neues Leben anzufangen.

Da erfüllt die Begeisterten ein neues Staunen: im Osten schwebend wird von weitem ein Schrein gesehen, nach einem von Pausanias (V 17) beschriebenen alten Kunstwerk zu Olympia mit erhabenen [1]) Figuren, im Schema immer *Κυπσελε* (*Κυπσελη*) genannt; es ist an ein Heiltum gedacht nach Art der Kaaba. Der Schrein deckt den eben hervortretenden Wagen des Helios, senkt sich langsam nieder, langt an, willkommen dem Phileros, mißkommen dem Prometheus. Ähnlich wie früher im Streitgespräch die Brüder Pandora, so hätten jetzt Vater und Sohn in gegensätzlichen Wechselreden den wunderbaren Schrein im allgemeinen beschrieben.

Indessen kehren des Prometheus Krieger von der Expedition zurück und bringen die Hirten als Gefangene ein, die Prometheus freigibt. So füllt sich die Bühne allgemach mit Menschenkindern aller Stände: Fischer, Winzer, Krieger, Hirten, Feldleute, Schmiede drängen herzu. An die Seinen wendet sich Prometheus, er will die

[1]) Wie Lessing den Schild des Achill für Reliefarbeit hielt, verkannte auch Goethe die empästische Technik der Kypsele.

Kypsele vergraben und verstürzt wissen; die Krieger nach ihrer Sinnesart wollen sie zerschlagen, den Inhalt rauben; aber Prometheus fürchtet den ungewissen Inhalt dieses neuen Göttergeschenks und beharrt auf unbedingtes Beseitigen.

Die Menge verhält sich zögernd: bewundernd, gaffend, beratend, können sie sich nicht entschließen, die Göttergabe abzulehnen. Des Prometheus Schmiede suchen zu vermitteln: sie wollen das Gefäß schützen und es allenfalls stückweis auseinandernehmen, um daran zu lernen.

Da tritt Epimeleia, die die Feuerprobe liebender Hingebung bestanden hat, vor Phileros:

> „Sie begegnen sich, und eins im andern
> Fühlt sich ganz und fühlet ganz das andre.
> So, vereint in Liebe, doppelt herrlich,
> Nehmen sie die Welt auf",

d. h., wie ein gleichzeitiger Brief an die Frau von Stein belehrt (24. Mai 1807), mit Heiterkeit, Mut und Hoffnung, auch wenn sie sich widerlich zeigt. Dadurch erlangt Epimeleia die Weissagekunst: „Sie erkennet aus dem Offenbaren das Verborgene, aus dem Gegenwärtigen das Zukünftige, aus dem Toten das Lebendige und den Sinn des Sinnlosen" (Sprüche 438).

Epimeleia sagt's das Herz, daß die Kypsele Höheres zu bedeuten habe; daß ihre Güter dem Geschlechte die Fähigkeit verleihen werden, gestriges Ereignen, was es litt, genoß — nicht wie der Geliebte durch völliges Vergessen zu verlieren, noch wie der Vater durch beständiges Wiederholen zu neubelastender Qual aufzuhäufen, sondern durch Verwandeln des Vergangenen in ein Bild sich froh und frei und zu einem neuen Leben wieder berechtigt zu machen.

Sogleich tritt Epimetheus ihrer hoffnungsvollen Ansicht bei. Doch Prometheus und die Menge beharren darauf, die Göttergabe zu zertrümmern, zu zerstücken, zu verderben.

Auf diesem Höhepunkt der Erregung erscheint Pandora und übt sogleich der Schönheit Allgewalt aus: sie paralysiert die Gewaltsamen: Winzer, Fischer, Feldleute, Hirten treten auf ihre Seite. Was des Epimetheus Hymnus auf die sieghafte Allmacht der Schönheit hat erwarten lassen, erfüllt sich jetzt vor unserem Auge: jeder sieht schon voraus das Glück, die Bequemlichkeit, die sie bringt, der Seligkeit Fülle, und jeder eignet sich's zu.

Nun erst spricht sie: es ist, als wenn eine Athena des Phidias den Mund auftäte. Schönheit, Frömmigkeit, Ruhe, Feiertagsstille, ein höheres Dasein in unendlicher Heiligkeit lassen ihre Worte ahnen [1]).

---

[1]) Die Schlagworte des Schemas:

Schönheit.
Frömmigkeit, Ruhe, Sabat. Moria

fasse ich nicht auf als Wiedergabe des Inhalts, sondern der Wirkung von Pandoras Ansprache.

Phileros, Epimeleia, Epimetheus erklären sich für sie. Nur Prometheus will von seinem alten Trotz nicht lassen und spricht ihr entgegen. Doch vermag er nichts mehr über die Menge: die Winzer offerieren Umpflanzung, die Schmiede Umpfählung des Heiltums, Handelsleute freuen sich des Jahrmarkts, der künftig hier stattfinden soll, die Krieger bieten Geleite an[1]).

Pandora als Mittlerin zwischen den Göttern und Erdensöhnen dankt jenen und bereitet diese auf den würdigen Inhalt der Kypsele vor; die Kypsele schlägt sich auf, man blickt in einen Tempel, ein Vorhang verschließt das Allerheiligste (vgl. 2. Mos. 26, 33); er öffnet sich: hinter ihm sitzen die Dämonen von Wissenschaft und Kunst: das ewig Gute und ewig Schöne, dessen die Menschen durch sie teilhaft werden, wird sie lehren, wessen sie nach Prometheus' eigenem Zugeständnis noch bedürfen, das Vergangene zu beherzigen, das Gegenwärtige formend sich zuzueignen. Der Vorhang schließt sich wieder.

Phileros und Epimeleia sind bestimmt, vereint die Priesterschaft zu übernehmen.

Nach diesen wunderbaren Eröffnungen geben alle Gegenwärtigen den Schauern heiliger Andacht Ausdruck, auch Prometheus erklärt sich wohl jetzt für befriedigt und versöhnt[2]). Im Wechselgesang, anfangs an Pandora gerichtet, dann dem aufsteigenden Tagesgestirn zugewandt, lassen alle ihre Empfindungen voll und frei ausströmen.

Nun schwebt Helios über sie hin — der Theatermeister hätte etwa ein Bild nach Guido Renis Aurora zu stellen gehabt — und erweist sich, wie in der Gluck'schen „Alceste" den liebenden Gatten gnädig: Epimetheus wird verjüngt, Pandora mit ihm emporgehoben. Sie segnen das junge Paar zu Priestern des neuen Kultes ein und mit Jubelchören schließt das Festspiel.

Da schlüpft Elpore thraseia, die kühne Hoffnung, hinter dem Vorhang[3]) hervor und wendet sich an die Zuschauer. Alle ihre Versprechungen haben sich verwirklicht, so unmöglich es schien.

---

[1]) Wilamowitz (a. a. O. S. 11) erklärt mißverständlich: „Die Schmiede wollen die Kypsele durch eine Umfriedung von Pallisaden schützen, fest, aber schmucklos und häßlich, die Winzer werden den Zaun beranken (Goethe hat die Zeilen umgestellt, daher ist diese Aneinanderreihung schon unmöglich), die Händler malen sich den Jahrmarkt aus, der an dem Feiertage (welchem?) gehalten werden wird, die Krieger wollen die Göttin und ihre Gabe geleiten, wohin sie will (?)."

[2]) Daß Prometheus nicht, wie Matthias a. a. O. S. 469 meint, still beiseite tritt, ist klar; Wilamowitz' Annahme (S. 11), daß Pandora ihn „versöhnt, er werde den Ölkranz tragen und auf seiner Erde als Wächter des Heiligtums sich der Menschen freuen, seiner Gebilde, die nun durch die Gnade der Himmlischen erst wahrhaft beseelte Wesen geworden sind", ist von Goethe selbst nirgends angedeutet.

[3]) Natürlich nicht, wie Wilamowitz S. 12 will, hinter dem Vorhang, der das Unfaßbare verhüllt, also hinter dem Vorhang der Kypsele, sondern hinter dem Vorhang des Theaters. Es scheint mir auch gar nicht zu

„Ja, wer sich mit mir verschworen,
Ist sich alles Glücks bewußt.
Denn wie ich bin, so bin ich auch beständig,
Nie der Verzweiflung geb' ich mich dahin;
Ich mildre Schmerz, das höchste Glück vollend' ich;
Weiblich gestaltet, bin ich männlich kühn.
Das Leben selbst ist nur durch mich lebendig,
Ja, übers Grab kann ich's hinüberziehn,
Und wenn sie mich sogar als Asche sammeln,
So müssen sie noch meinen Namen stammeln."

(„Des Epimenides Erwachen", II, 3. W 16, 365.)

Man hat den erhabenen Grundgedanken dieses Dramas völlig verkannt, da man es als eine kahle Allegorie betrachtete: hier wird nicht die Erscheinung verwandelt in einen Begriff, der Begriff in ein Bild, doch so, daß der Begriff im Bilde immer noch begrenzt und vollständig zu halten und zu haben und an demselben auszusprechen sei — sondern die Erscheinung wird verwandelt in Idee, die Idee in ein Bild, und so, daß die Idee im Bilde immer unendlich wirksam und unerreichbar bleibt und selbst in allen Sprachen ausgesprochen, doch unaussprechlich bliebe (Sprüche 742, 743). „Der Dichter", um ein Wort Schellings (System des transzendentalen Idealismus, 1800) zu gebrauchen, „scheint in seinem Werk außer dem, was er mit offenbarer Absicht dareingelegt hat, instinktmäßig gleichsam eine Unendlichkeit dargestellt zu haben, welche ganz zu entwickeln kein endlicher Verstand fähig ist".

Daher ist es auch nicht am Platze, jedes Wort der Dichtung auszudeuten und zu pressen, bis es einer Ausdeutung fähig ist. Die Handlung des Dramas hat ihre eigene Existenzberechtigung, ist sich Selbstzweck, wie jedes Kunstwerk sich Selbstzweck ist, aber, aus den Tiefen des Mikrokosmos hervorgegangen, vermöge des metaphysischen Zusammenhangs der Natur den Makrokosmos darstellt. „Das Wahre, mit dem Göttlichen identisch, läßt sich niemals von uns direkt erkennen, wir schauen es nur im Abglanz, im Beispiel, im Symbol, in einzelnen und verwandten Erscheinungen; wir werden es gewahr als unbegreifliches Leben und können dem Wunsch nicht entsagen, es dennoch zu begreifen" (Goethe, Versuch einer Witterungslehre). In diesem Sinne, als ein Gleichnis, als ein Symbol ist „Pandora" zu verstehen, als Darstellung des Unendlichen im Endlichen, wozu nach der Anschauung der Romantiker (Schelling, „Vorlesungen über Philosophie der Kunst") der griechische Mythos vorzüglich geeignet war, im Gegensatz zu dem allegorischen Charakter der christlichen Mythologie, in der das Endliche nur das Unendliche bedeutet.

Die Um- und Ausgestaltung des antiken Mythos ist ganz nach Friedrich Schlegels Idee (Athenäum, III, 1, S. 7) erfolgt,

---

passen, daß die erhabenen Offenbarungen in „schalkhaft ermutigendem Worte" ausklingen sollten; ich kann nur an ein großartig pathetisches Ausklingen nach Art der „Helena" und des „Faust" denken.

„alle Religionen aus ihren Gräbern zu erwecken, die unsterblichen neu zu beleben und sie durch die Allmacht der Kunst und Wissenschaft zu bilden“; und die Neuschöpfung vermag uns wohl ein andres dunkles Wort in dessen „Rede über die Mythologie“ zu verdeutlichen: „Jede schöne Mythologie sei ein hieroglyphischer Ausdruck der umgebenden Natur in der Verklärung von Phantasie und Liebe“.

Das Pragmatische und Dogmatische der Fabel erscheint von Wilamowitz (S. 20) im Anschluß an Platonische Gedankengänge, die Goethe zur Entstehungszeit der „Pandora“ in der Tat wieder verfolgte, am schönsten formuliert: „Wenn aus dem Prometheischen Menschen, der die Liebe nicht an sich erfahren hat und daher an einem form- und seelenlosen Tagesleben Genüge findet und die himmlischen Gestalten, die trotz allem sich seiner Phantasie zuweilen zeigen, für nichtige Rauchgebilde erklärt, ein Mensch hervorgeht, der Phileros ist, der seine Seele der ewigen Schönheit gefangen gibt, wenn andererseits der dumpfe Träumer, dessen Phantasie nicht über die gestaltenmischende Möglichkeit hinauskommt, die holde, liebende Hingabe erzeugt hat, die Vergangenes in ein Bild zu wandeln durch die Schmerzen der unendlichen Liebe gelernt hat, dann ist die Menschheit reif für den Dienst der Idee, dann kann sie arbeiten an dem, worin sich die Idee am höchsten und reinsten offenbart, an Kunst und Wissenschaft, dann hat sie mit Gott den Frieden gefunden.“

Die philosophische Grundanschauung aber, welche in der „Pandora“ als eine sinnliche, jedermann zugängliche Anschauung erscheint, könnte mit dem Schellingschen Satz wiedergegeben werden („Bruno“): „Die höchste Schönheit und Wahrheit aller Dinge — Kunst und Wissenschaft — wird angeschaut in einer und derselben Idee“, wozu man noch den Goetheschen Spruch (690) nehme: „Die Kunst ruht auf einer Art religiösen Sinnes, auf einem tiefen, unerschütterlichen Ernst; weswegen sie sich auch so gern mit der Religion vereinigt“. Auch in dem Mythos des Protagoras bei Plato sendet Zeus zur Vervollkommnung des Menschengeschlechts zwei hohe Göttinnen herab, Aidos und Dike, Heilige Scheu und Rechtssinn; mit echt romantischer Wendung sind es bei Goethe Kunst und Wissenschaft. Wie frech hatten die Enzyklopädisten die Religion verhöhnt, wie tief hatte Rousseau Kunst und Wissenschaft erniedrigt! Jetzt waren es wieder die großen Schlagworte des Jahrhunderts.

Ganz im Geist von Schellings „System des transzendentalen Idealismus“ nahm Goethe die Gottidee als Voraussetzung des Geschichtsprozesses, nicht als einen Gegenstand des Wissens, sondern nur als Gegenstand des ewigen Voraussetzens im Handeln, d. h. des Glaubens an. Man mißversteht ihn, wenn man daran Anstoß nimmt, daß „den Menschen Wissenschaft und Kunst plötzlich vom Himmel

fallen sollen"[1]); es ist nicht seine Meinung, „daß Wissen und Können kein Gott und kein Teufel schenken oder nehmen kann": seine Gesinnung bringt vielmehr Eos in ihren letzten Worten deutlich und jeden Zweifel ausschließend zum Ausdruck.

Vielleicht schwebte Goethe auch Schellings Periodisierung der Geschichte vor, wonach in einer ersten Periode das Herrschende als Schicksal, in der zweiten als Natur, in der dritten als Vorsehung erscheinen soll: dann gewinnen wir für das Verständnis der „Pandora" eine neue Perspektive als eines Gleichnisses für den Übergang von der zweiten zur dritten Schellingschen Geschichtsperiode.

Religion, Kunst und Wissenschaft — auf diese höchsten menschlich-ideellen Güter mußte man aber auch die Nation wieder verweisen in ihrer tiefsten Erniedrigung, da Goethe zu dem Kanzler Müller das schmerzlich-tröstliche Wort sprechen konnte (14. Dezember 1808): „Deutschland ist nichts, aber jeder einzelne Deutsche ist viel", da er einen Kongreß ausgezeichneter deutscher Männer nach Weimar einzuberufen gedachte, um die Bande der deutschen Kultur und Literatur, „wodurch wir bisher einzig als eine Nation bewahrt sind", auf alle Weise fest zusammenzuziehen (Goethe-Jb. 6, 116), da er an die Herausgabe eines allgemeinen deutschen Volksbuches, einer lyrischen Sammlung für die Deutschen schritt (W 36, 30; Goethe-Jb. 4, 359; Tagebuch 8., 9. August 1808), da er Johannes von Müllers Mahnruf wiederholend: „Niemals darf ein Mensch, niemals ein Volk wähnen, das Ende sei gekommen", selbst dem Äußersten, das man befürchten mußte, eine mutvolle Aussicht abgewann: „Verpflanzt und zerstreut wie die Juden in alle Welt müssen die Deutschen werden, um die Masse des Guten ganz und zum Heil aller Nationen zu entwickeln, die in ihnen liegt". Gern war er bereit, seinen großen Namen an die Spitze zu stellen, wo es galt, „menschliche Schönheit auf Erden gedeihen zu machen", und das Unternehmen zweier junger Männer, vieljähriger Freunde, Leo von Seckendorff und Dr. Stoll, zu fördern.

Niemand, der Goethe kennt, wird jedoch zugeben, daß ihn der Titel dieser Zeitschrift „Prometheus" erst auf Pandora auch nur habe zurückführen, daß er überhaupt aus solchen Ideen heraus — gleich Schiller — hätte dichten können. Wir dürfen das Epimetheische ihm aufs Wort glauben:

> „Der Seligkeit Fülle, die hab' ich empfunden!
> Die Schönheit besaß ich, sie hat mich gebunden;
> Mir erschien sie in Jugend-, in Frauengestalt".

In Karlsbad, Juli 1807, war ihm unerwartet Frau v. Levetzow entgegengetreten, reizender und angenehmer als jemals: er ging eine Stunde mit ihr spazieren und konnte sich kaum von ihr losmachen, so artig war sie und so viel wußte sie zu schwatzen und zu erzählen. Ihre Erscheinung verbindet das Tagebuch (W III 3, 147)

---

[1]) Wilamowitz a. a. O. S. 12.

sofort mit dem Namen Pandora: es ist die Mutter jener Ulrike, um die, eine Neunzehnjährige, der Vierundsiebziger wirbt, und von der verschmäht er ganz in Epimetheus' Klagen zerrinnt.

Aber nicht Frau v. Levetzow, sondern das Scheiden von Minchen Herzlieb hat diesmal solche Empfindungen ausgelöst. In einem Paralipomenon zu den Annalen von 1807 (W 36, 391) heißt es: „Es war das erste Mal seit Schillers Tode, daß ich ruhig gesellige Freuden in Jena genoß; die Freundlichkeit der Gegenwärtigen erregte die Sehnsucht nach dem Abgeschiedenen, und der aufs neue empfundene Verlust erforderte Ersatz (Werner). Gewohnheit, Neigung, Freundschaft steigerten sich zu Liebe und Leidenschaft, die wie alles Absolute, was in die bedingte Welt tritt, vielen verderblich zu werden drohte." „Minchen", bekennt er nachmals Zelter (15. Januar 1813), „fing ich an, als Kind von acht Jahren zu lieben, und in ihrem sechzehnten liebte ich sie mehr wie billig."

Ich fing nicht an, ich fuhr nur fort zu lieben,
Sie, die ich früh im Herzen schon getragen,
Dann wieder weislich aus dem Sinn geschlagen,
Der ich nun wieder bin ans Herz getrieben.

(Sonett XVI.)

Goethe hat ihn oft geschildert,

„der Liebe heitern Frieden
In Gegenwart des allgeliebten Wesens;
Da ruht das Herz und nichts vermag zu stören
Den tiefsten Sinn, den Sinn, ihr zu gehören.

In unsers Busens Reine wogt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträtselnd sich den ewig Ungenannten;
Wir heißen's: fromm sein! — Solcher seligen Höhe
Fühl' ich mich teilhaft, wenn ich vor ihr stehe.

(Trilogie der Leidenschaft, Elegie, V. 75 ff.)

Aber „als Abkömmlingen Pandorens", lesen wir in „Dichtung und Wahrheit" (XX: W 29, 178), „ist den schönen Kindern die wünschenswerte Gabe verliehen, anzureizen, anzulocken und mehr durch Natur mit Halbvorsatz, als durch Neigung, ja mit Frevel um sich zu versammeln, wobei sie denn oft in Gefahr kommen, wie jener Zauberlehrling, vor dem Schwall der Verehrer zu erschrecken". Minchen war es in Goethes Gegenwart „unbeschreiblich wohl und doch auch weh". Manchen Abend, wenn sie in ihre Stube kam und alles so still um sie herum war und sie überdachte, was für goldne Worte sie den Abend wieder aus seinem Munde gehört hatte, und was der Mensch doch aus sich machen kann, zerfloß sie ganz in Tränen und konnte sich nur damit beruhigen, „daß die Menschen nicht alle zu einer Stufe geboren sind, sondern ein jeder da, wo ihn das Schicksal hingeführt hat, wirken

und handeln muß, wie es in seinen Kräften ist"[1]). Und dieses strenge Wort der Pflicht mag auch der Dichter von ihrem Blicke abgelesen haben:

„Drum tu wie ich und schaue, froh verständig,
Dem Augenblick ins Auge! Kein Verschieben!
Begegn' ihm schnell, wohlwollend wie lebendig,
Im Handeln sei's zur Freude, sei's dem Lieben:
Nur, wo Du bist, sei alles, immer kindlich,
So bist Du alles, bist unüberwindlich".

(Elegie, V. 97 ff.)

Nur zu gut verstand er den Wink, der ihn erschreckte, doch

Was man Geschick nennt, läßt sich nicht versöhnen,
Ich weiß es wohl und trat bestürzt zurücke.

Nun wußt' ich auch von keinem weitern Glücke;
Gleich fing ich an, von diesen und von jenen
Notwend'gen Dingen sonst mich zu entwöhnen:
Notwendig schien mir nichts als ihre Blicke.

Des Weines Glut, den Vielgenuß der Speisen,
Bequemlichkeit und Schlaf und sonst'ge Gaben,
Gesellschaft wies ich weg, daß wenig bliebe.

(Sonett VI.)

Es ist Eduards Zustand nach Ottiliens Verlust; aber der Entschluß zu entsagen, sich zu entfernen, ist gefaßt, fest und unveränderlich. „In der Entfernung von dem geliebten Gegenstande scheinen wir, je lebhafter unsere Neigung ist, desto mehr Herr von uns selbst zu werden, indem wir die ganze Gewalt der Leidenschaft, wie sie sich nach außen erstreckte, nach innen wenden" (Die Wahlverwandtschaften II, 15: W 20, 379; vgl. Sonett VII). Nur fällt sie zuerst mit verdoppelter Stärke an:

Mich treibt umher ein unbezwinglich Sehnen,
Da bleibt kein Rat als grenzenlose Tränen.

So quellt denn fort! und fließet unaufhaltsam;
Doch nie geläng's, die innre Glut zu dämpfen!
Schon rast's und reißt in meiner Brust gewaltsam,
Wo Tod und Leben grausend sich bekämpfen.
Wohl Kräuter gäb's, des Körpers Qual zu stillen:
Allein dem Geist fehlt's am Entschluß und Willen.

Fehlt's am Begriff: wie sollt' er sie vermissen?
Er wiederholt ihr Bild zu tausendmalen.
Das zaudert bald, bald wird es weggerissen,
Undeutlich jetzt und jetzt im reinsten Strahlen;
Wie könnte dies geringstem Troste frommen,
Die Ebb' und Flut, das Gehen wie das Kommen.

(Elegie, V. 113 ff.)

So steigert sich der Jammer zu wildester Verzweiflung:

Mir ist das All, ich bin mir selbst verloren,
Der ich noch erst den Göttern Liebling war;

[1]) Minchen Herzlieb an Christiane Selig. Jena, 10. Februar 1808 K. Th. Gaedertz, Goethes Minchen (Bremen 1887), S. 54.

Sie prüften mich, verliehen mir Pandoren,
So reich an Gütern, reicher an Gefahr;
Sie drängten mich zum gabeseligen Munde,
Sie trennen mich, und richten mich zugrunde.

(Elegie, V. 133 ff.)

„In solchen Epochen jedoch erscheint die Dichtkunst erhöhend und mildernd, die Forderung des Herzens erhöhend, gewaltsame Befriedigung mildernd. Und so war diesmal die von Schlegel früher meisterhaft geübte, von Werner ins Tragische gesteigerte Sonettenform höchst willkommen" (W 36, 391 f.). „Pandora sowohl als die Wahlverwandtschaften drücken das schmerzliche Gefühl der Entbehrung aus und konnten also nebeneinander gar wohl gedeihen" (W 36, 28).

Es ist ein heroisches, aber falsches Bild von dem Menschen Goethe, das sich ihn 1807 innerlich so gefestigt vorstellt, daß er „für seine typischen Gestalten nicht nach den unbedeutenden Persönchen zu greifen brauchte, die ihm gerade ein flüchtiger Moment nahe brachte" [1]). Er vermochte nicht wie andere Dichter den „Schatz tiefsten Liebeswehs und der höchsten Liebeswonne, der in seinem Gedächtnis ruhte", auszumünzen. Sein Lied ist Selbstbefreiung, Selbsterlösung von Leidenschaft und Leid der Gegenwart, und nur im Augenblick der höchsten Qual „gab ihm ein Gott zu sagen, was er leidet": sobald er überwunden hatte, war der Quell der Poesie versiegt. Daher die vielen Abschlüsse in seinem Leben, die vielen Fragmente unter seinen Dichtungen.

Und ebenso unrichtig ist die Anschauung, daß Pandora „die letzte und tiefste Dichtung in Goethes streng klassizistischem Stil sei, schon nicht mehr vollendet, weil der Dichter mit dieser Phase seiner Entwicklung innerlich fertig", „bereits in eine andre Stilperiode eingetreten war" [2]).

In Wirklichkeit gehört das Fragment der letzten höchsten Entwicklung von Goethes Dramenstil an, jener Reihe von Versuchen, die Schiller und Goethe seit 1797 auf Grund ihrer neuerlichen Studien der antiken Tragiker unternahmen, um das dramatische Gesamtkunstwerk zu schaffen, dessen theoretische Bedingungen (Einführung symbolischer Behelfe, des Musikalischen und Wunderbaren) Schiller in seinem Brief an Goethe vom 29. Dezember 1797 bereits herausgefunden hatte, ohne daß es ihm selbst (in der „Braut von Messina" und in der „Huldigung der Künste") ganz gelungen wäre, sie in die Praxis überzuführen, weil er sich den „Begriff vom Symbolischen in der Poesie nicht recht entwickeln konnte".

Hingegen hatte Goethe nach ersten unsicheren Proben („Was wir bringen", „Paläophron und Neoterpe") die feste Form gefun-

[1]) Willamowitz a. a. O. S. 6.
[2]) Willamowitz a. a. O. S. 3, 17.

den, in der „Schillers Totenfeier“ und „Der Löwenstuhl“ geplant, „Pandora“ halb, das „Vorspiel vom Jahre 1807“ und „Des Epimenides Erwachen“ ganz ausgeführt ward, und die endlich geeignet befunden wurde, das weitfaltige, buntdurchwirkte Prachtgewand für den zweiten Teil des „Faust“ zu liefern.

Nicht nur in der äußeren metrisch-musikalischen Form — volltönende Trimeter als Tenor, zu Abwechslung und Anmut mit Gegenbewegung und Imitation in gereimten Strophen antiker Zeilen — noch stärker in ihrem Gehalte zeigt sich „Pandora“ verwandt mit „Helena“: beide klassisch-romantische Phantasmagorien, beide „das Ideelle unter einer weiblichen Form oder unter der Form des Weibes“ konzipierend (zu Riemer, 24. November 1809). Denn „eine Ahnung des sittlich Höchsten läßt sich durch die Kunst ausdrücken, und nur das sinnlich Höchste ist das Element, worin sich jene verkörpern kann“: die Fürstin, die Göttin, als welche die Geliebte so schroff vor dem Mann emporgehoben dasteht, daß er sich beugt vor ihrem Blick, dem flüchtigen, steigt herab, liebend ihn zu bilden, wird die Mittlerin höchsten Glückes und höchsten Besitzes, die Verklärerin, die den Alternden verjüngt, den Sterblichen schnell hinaufhebt. So hätten vielleicht auch die Chöre der „Pandora“ ausgetönt in die brausenden Orgelklänge des Chorus mysticus, die den Inbegriff von Goethes Kunststreben und Kunstschaffen weiterschwingen lassen in eine Unendlichkeit:

Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichnis;
Das Unzulängliche
Hier wird's Ereignis;

Das Unbeschreibliche
Hier ist's getan;
Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan.

Wien. Dr. Eduard Castle.

Michel de Montaignes *Essais.*

Im Lichte der neuesten Forschung[1]).

Es ist sonst mehr deutsche als französische Art, einen Dichter in seiner Werkstätte zu belauschen, ihm bei seiner Lektüre über

---

[1]) Ich unterlasse es, hier eine erschöpfende Montaigne-Bibliographie zu bieten, da man sich eine solche anderwärts leicht verschaffen kann (so z. B. aus der jüngst erschienenen Schrift Louis Coquelins: *Montaigne.* Paris, Bibliothèque Larousse 1908) und verzeichne auch aus der neueren Literatur nur jene Werke, die wirklich Neues bieten und die ich dieser Arbeit zugrunde gelegt habe. Unter diesen sind wieder besonders hervorzuheben: *Les grands philosophes. Montaigne,* par Fortunat Strowski (Paris, Felix Alcan 1906), 356 SS. und Pierre Villey: 1. *Les livres d'histoire modernes utilisés par Montaigne* (Paris, Hachette 1908, 261 SS.); 2. *Les sources et l'évolution des Essais de Montaigne.* Bibliothèque de la Fondation Thiers. 2 vol. Paris, Hachette 1908. 411 und 576 SS. — Ferdinand Brunetières: *Études critiques.* VIII. Paris, Hachette 1907.

die Schultern zu sehen, um zu ermitteln, welche Werke seine schöpferische Kraft am energischsten angeregt haben, welche fremde Gedanken aus seiner Seele wie der Stahl aus dem Stein die mächtigsten Geistesfunken haben sprühen lassen. Der Vorwurf, daß eine solche Betrachtungsweise durch Zerpflückung und Zerfaserung den reinen ästhetischen Genuß eines Kunstwerkes verderbe, ist so wenig berechtigt wie etwa der, daß das Studium der Anatomie und Physiologie der Pflanzen den Botaniker unfähig mache, die Schönheit der Flora eines Landes ganz in sich aufzunehmen. Zu beachten ist dabei allerdings, daß über diese Kleinarbeit beim Studium eines großen Schriftstellers die mächtigeren Einwirkungen seiner Erlebnisse und seines Milieus auf die Bildung seiner Welt- und Menschenansicht nicht vernachlässigt werden dürfen. Überdies muß man stets erwägen, daß selbst wenn man alle diese Faktoren lückenlos auffinden könnte, dieselben zur Erklärung der Individualität eines Autors noch immer nicht ganz ausreichen würden und doch ein irrationeller, durch das Geheimnis der menschlichen Persönlichkeit bedingter und uns unergründlicher Rest übrig bliebe.

Bei Montaigne aber liegen überdies die Dinge so, daß wir trotz seiner in den *Essais* in nebensächlichen Kleinigkeiten [1]) bis zur Schwatzhaftigkeit gehenden Redseligkeit über seine Lebensgeschichte eigentlich sehr mangelhaft unterrichtet sind. Wir hören von ihm nichts Näheres über seine Jugendgeschichte, fast nichts über seiner Karriere von seinem 24.—47. Lebensjahre; er schweigt sich, obschon er in einer fast unaufhörlich von Kriegsgewittern erfüllten Atmosphäre lebte, fast gründlich über die Bürgerkriege aus; er macht nur spärliche Andeutungen von seinen Liebschaften und seinen häuslichen Familienverhältnissen; es sickert aus seinen *Essais* nur wenig durch über seine Amtsführung als Maire von Bordeaux. Aber seine Selbstbekenntnisse machen überdies durchaus nicht immer den Eindruck voller Wahrhaftigkeit [2]). Seine vorgegebene Gleichgiltigkeit gegen äußere Ehrenbezeugungen stimmt schlecht

---

293 SS. — Derselbe: *Histoire de la littérature française classique.* Paris, Delagrave 1909. 636 SS. — Artur Tilley: *The literature of the french Renaissance.* Cambridge 1904. 2. Band. 360 SS. — Eugène Lintilhac: *Littérature française.* Paris, E. André Fils 1890. 360 SS. — L. Petit de Juleville: *Histoire de la Langue et de la Littérature française.* Tome III. Seizième siècle. Armand Colin & Cie. 1897. 864 SS. — Émile Faguet: *Seizième siècle. Études littéraires.* Paris. Lecène, Oudin & Cie. 1894. 421 SS.

Nicht zugänglich waren mir die von maßgebender Seite gerühmten Werke: Miss Grace Norton: *Le Plutarque de Montaigne.* (Boston and New York 1906). — Dieselbe: *Montaigne as a reader* in den *Studies in Montaigne* (New York 1904). — Joseph de Zangronitz: *Montaigne, Amyot et Saliat* (Paris, Champion 1906). — E. Champion: *Introduction aux Essais de Montaigne* (Paris 1899).

[1]) Ferd. Brunetière, *Hist. de la litt. fr. class.*, p. 599.

[2]) Man vgl. hierüber F. Brunetière a. O. p. 622 und 624.

damit überein, daß er uns seinen noch ganz frischen Adel als sehr alt einreden möchte und sich um den St. Michaelsorden bewarb. Es zwingt uns ein ironisches Lächeln ab, wenn uns Montaigne, der sich oft als einen Fanatiker der Wahrheitsliebe ausgibt, erzählt, sein Vater Pierre Eyquem (dessen Großvater Ramon Eyquem das Schloß von Montaigne in Périgord erst aus dem durch einen einträglichen Härings- und Farbenhandel erzielten Gewinne durch Kauf an sich gebracht hatte), sei „in der Gruft seiner Ahnen" bestattet worden. Wir schöpfen weiter gegründeten Verdacht, daß er von seiner Mutter, die ihn überlebte, in den *Essais* darum kein Wort spricht, weil er sie wegen ihrer jüdischen[1]) Herkunft für minderwertig erachtete. Auch mit seiner ostentativen Geringschätzung des Geldes scheint es nicht so weit her gewesen zu sein. Wir glauben es ihm ebensowenig, daß er sich von schriftstellerischer Eitelkeit stets frei gehalten habe und erblicken mit gutem Grunde darin etwas Affektiertes, wenn er nicht ohne Koquetterie erzählt, sein schlechtes Gedächtnis spiele ihm oft so schlimme Streiche, daß er vergessen hat, ob er zwei oder drei seiner Kinder als Säuglinge habe sterben gesehen, ja daß er sogar öfter auf seinen Namen sich nicht habe besinnen können.

Schon diese Umstände würden es rechtfertigen, daß wir in den *Essais* nicht den unverfälschten Ausdruck der persönlichen Erfahrungen Montaignes und seiner Berührung mit der ihn umgebenden Welt sehen können und wenn wir zur Erschließung ihres innersten Kerns uns auch nach anderen Hilfsmitteln als nur nach seiner Selbstbiographie umsehen. Wir gewinnen aber sogar die volle Überzeugung, daß wir diesen Weg einschlagen müssen, wenn wir folgende Momente in Betracht ziehen.

Die *Essais* in den drei Hauptausgaben von 1580, 1588 und 1595 sind voneinander in Form und Inhalt so abweichend, daß man sie mit gutem Grunde als drei verschiedene Werke hat bezeichnen können, und daß die ersten Auflagen gewissermaßen nur als die Fouriere der späteren erscheinen. Sie sind, was bei ihrer Beurteilung nicht immer genug gewürdigt wurde, durch allerhand oft mit dem ursprünglichen Texte nur lose zusammenhängende wiederholte Einschiebungen und Zusätze (wie man noch näher sehen wird) im Laufe der zwanzig Jahre (1572—92), innerhalb deren sich Montaigne mit ihrer Abfassung und Formgebung beschäftigte, so vielfach umgestaltet worden, daß in ihnen öfter einander geradezu widersprechende Lebensanschauungen und Ansichten niedergelegt sind. Sie gleichen besonders bei flüchtiger Betrachtung eher einem Sacke mit allen möglichen hineingestopften, mehr oder minder als

[1]) Vgl. hierüber Petit de Julleville (a. O. p. 409). Sie war aber nicht eine „spanische Jüdin", sondern nur „*issue d'une famille d'origine juive, les Lopès, qui d'Espagne était venue se fixer dans le midi de la France*". — Strowski will hingegen in der Ideensphäre Montaignes mehr mohammedanische als jüdische Spuren entdeckt haben.

solche erkennbaren Zitaten oder einem Flickwerke von Plagiaten[1]) ohne jeden einheitlichen Plan und es sind zur Aufhellung ihrer Entwicklung ganz besonders umfassende bibliographische Studien unumgänglich, da nur die Ermittlung ihres Ursprunges, die Aufdeckung der von Montaigne benützten Quellen und die Feststellung der chronologischen Reihenfolge ihrer Entstehung einen gangbaren Pfad in diesen Wirnissen weisen kann. Wir wissen bestimmt, daß für Montaigne zur Zeit, als er sich aus dem öffentlichen Leben zurückzog, fast nur die Bücher in seiner Turmbibliothek seinen geistigen Umgang bildeten, deren Inhalt ihm nicht nur zum schriftstellerischen Schaffen den ersten Anstoß gegeben, sondern auch unaufhörlich den Umbildungsprozeß seiner Ideen, kurz seine seelische und geistige Evolution mächtig gefördert hat, so daß sie treffliche Dienste leisten, um uns die Etappen seines inneren Werdeganges deutlich zu markieren, unter der Voraussetzung, daß man sie richtig auszunützen versteht. Die Entlehnungen, Anführungen und Anempfindungen an fremde Autoren nehmen in den *Essais* einen so breiten Raum ein, daß die auch noch in ihrer letzten Gestalt zum großen Teile als Lesefrüchte angesehen werden können, die den Schriftsteller erst zur Schöpfung eigener Gedanken inspiriert haben. Montaignes Tätigkeit an seinen *Essais* erinnert nicht an das Schaffen an dem herrlich vollendeten Schild des Achilles, sondern vielmehr an die peinliche, sich immer erneuende Webearbeit der Penelope[2]). Das Werk gleicht auch einem Beuteltiere, das unfertig zur Welt kommt und erst in der Brusttasche der Mutter ausgetragen wird. Wir müssen nun den Kanevas untersuchen, in welchen Montaigne nach und nach immer neue Figuren hineingestickt hat, die Fäden seines Gewebes bloßlegen, kurz das suchen, was die Franzosen die „*ficelles*“ eines Kunstwerkes zu nennen pflegen.

Die Ermittlung der antiken, von Montaigne benützten Autoren ist schon sehr frühe, wenn auch zunächst nicht mit der gewünschten Gründlichkeit, in Angriff genommen worden. Bahnbrechend war die Arbeit Dr. Payens, der unter Benützung des Umstandes, daß Montaigne seine Bücher mit seiner Namensunterschrift zu versehen pflegte,

---

[1]) Näheres hierüber findet man besonders bei Zagronitz l. c. — Selbst Malebranche sagt von ihm: *tout copiste qu'il est il ne sent point son copiste.* F. Brunetière (a. O. S. 591) spricht von Montaignes „*abus des citations*“ und weiter: „Encore n'avons-nous point parlé des traductions. Celles dont Montaigne cite les originaux sont nombreuses mais aussi nombreuses encore sont celles dont il a su les véritables auteurs, que dis-je? celles qu'il a empruntées avec le plus parfait sans-gêne, en les nommant parfois, en les taisant d'ordinaire, à des traducteurs contemporains“. Und doch spottet Montaigne selbst einmal über den Philosophen Chrysippos: „Er mischte seinen Büchern nicht nur einzelne Stellen, sondern ganze Werke anderer Autoren bei und in eines die ganze *Medea* des Euripides, und Apollodor sagt hierüber: wenn jemand herausnimmt, was Fremden gehört, so würden nur die leeren Blätter übrig bleiben!“

[2]) Petit de Juleville a. O. III 468.

66 gegenwärtig in der *Bibliothèque nationale* aufbewahrte Werke aus dem ehemaligen Besitze Montaignes zusammenbrachte und auch auf manches andere sichtlich von Montaigne benützte, aber nicht mehr aufzubringende Buch hinwies. Nun hat es P. Villey versucht, die Liste des von Montaigne benützten Bücherschatzes soweit als möglich vollständig zu rekonstruieren. Er will nicht nur alle Werke aufzählen, aus denen Montaigne Entlehnungen gemacht hat, sondern auch erforschen, wann dies geschah und welche Auflagen er hiezu verwendete; er will bei den in nichtfranzösischer Sprache abgefaßten Werken feststellen, ob sie Montaigne im Urtexte oder in einer Übersetzung gelesen hat. Er will ferner die Urteile Montaignes über die von ihm gelesenen Schriften sammeln und allen Anspielungen in den Essais nachgehen, in denen sich von Montaigne aus dieser Lektüre empfangene Eindrücke nachweisen lassen. Er will prüfen, welche Bücher Montaigne mit besonderem Eifer und Nutzen gelesen hat und welche nur als tote Platzhüter die Fächer seiner Bücherschränke ausgefüllt haben. Villey geht ferner von der richtigen Annahme aus, daß in Montaigne nicht nur jene Bücher, die er mit Randglossen versah und denen er wörtliche und zahlreiche Zitate entnahm, sein hohes Interesse erweckt haben können, sondern auch solche, aus denen sich direkte Entlehnungen nicht nachweisen lassen, die aber nichtsdestoweniger im ganzen und großen doch seinen Geist tief beeinflußt haben dürften. Villey hat alle diese Punkte mit außerordentlichem Fleiße untersucht, mit rastlosem Spüreifer nach allen Seiten Ausblicke getan, ältere Forschungen ergänzt und durch unausgesetzte Kombination mit dem rein biographischen Material neue Zusammenhänge aufgedeckt, Verworrenes zurecht gerückt und positiv Neues gebracht. Er arbeitet nicht, wie dies in ähnlichen Fällen zu geschehen pflegt, mit vagen Vermutungen, deren jede sich sofort wieder als Gewißheit gebärdet, sobald sie eine neue Vermutung in die Welt gesetzt hat, sondern verfährt bei der Ermittlung seiner Ergebnisse mit besonderer Behutsamkeit und Vorsicht, und obgleich er zugibt, manches Dunkle nicht aufhellen zu können, ist die Summe seiner Ermittlungen darum nicht minder groß und für das Verständnis der *Essais* als ein gewaltiger Fortschritt zu bezeichnen.

Über das Verhältnis seiner Arbeit zu dem kurz vorangegangenen Buche F. Strowskis sagt Villey, daß sie beide, ohne miteinander Fühlung zu nehmen, „dieselben Büsche ausgeklopft" und daß sie voneinander unabhängig in einigen Hauptfragen über den Entwicklungsgang der *Essais* eine gleiche Lösung gefunden haben. So sehr, meint Villey weiter, ihn diese teilweise Übereinstimmung ermutigt habe, so seien sie doch wieder in nicht unwesentlichen Punkten verschiedener Meinung, „sein Buch sei ein von dem Strowskischen dem Stoffe und der Methode nach verschiedenes und werde einen ganz anderen Montaigne zum Vorschein bringen als Strowski und die Geschichte seines Denkens anders erklären".

Wir gehen nun daran, ein möglichst knappes Resumé einiger der allerwichtigsten Resultate wiederzugeben, die Villey gewonnen hat, müssen aber zu deren Verständnisse einige Daten über die verschiedenen Ausgaben der *Essais* vorausschicken.

Die älteste Ausgabe der *Essais* rührt vom Jahre 1580 und enthält nur die zwei ersten Bücher. Dieselbe wurde 1873 in einer von Barckhausen und Deizemeris veranstalteten Publikation getreu reproduziert und bringt als Fußnoten die übrigens ganz unbedeutenden Varianten der zweiten Ausgabe vom Jahre 1580 und der dritten von 1587. Die vierte Ausgabe der *Essais* ist spurlos verschwunden. Die fünfte hat noch Montaigne selbst besorgt. Sie ist die erste, die bereits das dritte Buch, und wie Montaigne selbst angibt, nicht weniger als sechshundert Zusätze zu den beiden Büchern der früheren Ausgaben aufweist. Diese fünfte Ausgabe trägt das Datum von 1588 und erschien nicht wie die erste in Bordeaux, sondern in Paris. 1592 starb Montaigne, nachdem er bis an sein Lebensende immer wieder unermüdlich an den *Essais* Verbesserungen und neue Einschübe vorgenommen hatte. Er hatte die letzten Interpolationen und Zusätze in die Durchschüsse und Ränder der Aushängebogen der Ausgabe von 1588 eingetragen. Diese Blätter wurden nach seinem Ableben gebunden und heißen das *„exemplaire de Bordeaux"*. 1595 veröffentlichte Mlle de Gournay in Bordeaux[1]) eine Ausgabe, die fortan als die Vulgata des Textes der *Essais* galt, deren Wortlaut aber mit dem des *„exemplaire de Bordeaux"* nicht ganz übereinstimmt. Erwähnenswert ist auch eine neue von Motheau und Jouaust veranstaltete Edition, die mit der von 1588 identisch ist, aber auch die Varianten und Zusätze der

---

[1]) 1802 veranstaltete auch der Enzyklopädist Naigeon eine *Essais*-Ausgabe „nach dem *exemplaire de Bordeaux*" und dessen Randglossen, deren Text aber von dem der Mlle de Gournay aus dem Jahre 1595 vielfach abweicht, so daß man annehmen muß, die beiden haben eine verschiedene Vorlage benützt. Jedenfalls ist (vgl. F. Brunetière a. O. p. 581) die Ausgabe Naigeons viel unkorrekter und minder empfehlenswert als die andere. — Montaigne hat übrigens außer den im *„exemplaire de Bordeaux"* eingetragenen Notizen noch andere handschriftliche Aufzeichnungen zu seinen *Essais* zurückgelassen. Wir lesen hierüber bei Petit de Juleville (a. O. III 469): ... celui-ci écrivit en outre, sans doute sur des feuilles volantes qui ne nous sont pas parvenues, soit une première rédaction de quelques passages de son livre, soit une version nouvelle, et ainsi s'expliquent les variantes peu nombreuses qu'on peut relever entre le texte que nous possédons (nämlich des *„exemplaire de Bordeaux"*) et celui qui a été imprimé (nämlich der Mlle de Gournay von 1595). — A. Tilley (a. O. II 156) meint: ... sometimes too perhaps ... Mlle de Gournay may have permitted herself to tone down a word or phrase; but on the whole we may be reasonably confident that variants in the text of 1595 from that of the Bordeaux copy correspond to subsequent alterations made by Montaigne himself on separate sheets, which no longer exist togive their testimony (vgl. auch ib. Anm. 4, aus der hervorgeht, daß die in Rede stehende Frage noch mancher Aufklärung bedarf).

Ausgabe von 1595 in Fußnoten wiedergibt. Strowski hat dieselbe empfohlen, wogegen E. Champion a. O. sie für sehr verbesserungsfähig hält. Die städtische Archivkommission von Bordeaux betraute den dortigen Professor F. Strowski mit der Veranstaltung einer Monumentalausgabe der *Essais*, die auf vier Bände berechnet ist, und deren erster Band 1907 erschien. Der Haupttext stimmt mit dem des *„exemplaire de Bordeaux"* überein; es ist aber durch die Wiedergabe sämtlicher vorangegangenen und nachfolgenden Veränderungen bis zum Jahre 1595 und mittelst einer zweckmäßigen, sinnreichen typographischen Anordnung das sukzessive Anwachsen der *Essais* so augenfällig und übersichtlich gemacht, daß man die Metamorphosen, die sie bis 1595 erfahren haben, hier sehr gut wahrnehmen kann. Ferd. Brunetière bemerkt allerdings mit Recht, daß eine polychrome Ausgabe den erwünschten Zweck vielleicht noch besser erreicht hätte: ein Auskunftsmittel, das um so zulässiger gewesen wäre, als die drei Hauptausgaben der *Essais* von 1580, 1588 und 1595 voneinander, wie schon früher bemerkt, so abweichend sind, daß sie, wie gesagt, sogar ganz gut als drei gesonderte Werke hätten gedruckt werden können. Die Bedenken Brunetières, ob Montaigne selbst, wenn er länger gelebt hätte und eine sechste Ausgabe der *Essais* hätte besorgen können, alle seine in das *„exemplaire de Bordeaux"* eingefügten Zusätze in eine solche aufgenommen hätte, wären berechtigt, wenn wir nicht wüßten, daß er auch in die 88er Ausgabe die Zusätze der 80er Ausgabe wahllos eingereiht hat[1]).

---

[1]) A. Tilley ist allerdings anderer Ansicht und meint (c. II 155): It is clear that this (das *exemplaire de Bordeaux*) is the copy which Montaigne destined for the press. It is howeyer equally clear that by itself it does not constitute the whole of his text as he left it. Vgl. auch F. Brunetière (*Études crit.* 8. sér. p. 11). Auffallender Weise betont gerade Brunetière nachdrücklich Montaignes Unbekümmertheit, ja Gleichgiltigkeit bezüglich der Komposition (*„insouciance de tout espèce de choix et de ordre"*) und nennt die *Essais „un des livres des plus décousus"* und *„un des livres des plus incohérents que je connaisse dans aucune littérature"* (F. Brunetière, *Hist. de la litt. fr. class.* I 588 und 598). Montaigne selbst sagt von sich (*Essais* III 9): J'adjouste mais je ne corrige pas. Premièrement, parceque celuy qui a hypothequé au monde son ouvrage, je treuve apparence qu'il n'y ait plus de droict: qu'il die s'il peult, mieux ailleurs, et ne corrompe la besogne qu'il a vendue. De telles gents, il ne fauldroit rien acheter qu'aprez leur mort. Qu'ils y pensent bien, avant que de se produire: qui les haste? Mon livre est tousjours un sauf qu'à mesure qu'on se met à le renouveller, à fin que l'acheteur ne s'en aille les mains du tout vuides, ie me donne loy d'y attacher, comme ce n'est qu'une marqueterie mal joincte quelque embleme supernumeraire; ce ne sont que surpoids qui ne condamnent point la première forme, mais donnent quelque prix particulier à chascune des suivantes, par une subtilité ambitieuse: de la toutesfois il adviendra facilement qu'il s'y mesle quelque transposition de chronologie, mes comptes prenants place selon leur opportunité, non tousjours selon leur aage (vgl. übrigens auch F. Brunetière, *Études crit.* 12). — P. Villey meint (l. c. II 529), daß, wenn

Villey meint nun auf Grund seiner ebenso weit ausgreifenden als tiefen und subtilen Untersuchungen (deren Arbeitsleistung wir hier kaum andeuten können) folgende Angaben machen zu dürfen: Es lassen sich zunächst zwei Gruppen der *Essais* unterscheiden, deren erste die Jahre 1572 und 1573, die zweite ungefähr die Zeit von 1577—80 umfaßt, zwischen welchen eine größere Arbeitsunterbrechung Montaignes zu liegen scheint. Die Annahme, daß Montaigne den ersten Impuls zu seinem Werke d'Amyots Übersetzung der Plutarchschen *Oeuvres morales (Moralia)* verdanke, ist schon darum abzuweisen, weil das Druckprivileg der letzteren vom Monate August 1572 datiert ist, während ein *Essai* Montaignes das Datum des 15. März 1572 trägt. Im ganzen und großen sind wohl diese *Essais* in derselben Reihenfolge verfaßt worden, wie sie uns in ihrer jetzigen Anordnung vorliegen. Sicherlich aber haben auch „Verwerfungen" stattgefunden, so wie die gesamte Entstehungsweise der *Essais* wieder an das allmähliche Anwachsen des Alluvialbodens lebhaft erinnert. Schon die erste Auflage der *Essais* zeigt nämlich, daß sie nicht aus einem Gusse, sondern nach vorangegangenen Umänderungen und Zusätzen in ihrer vorliegenden Gestalt zustande kamen. Die anfängliche Lektüre Montaignes in seiner Zurückgezogenheit bildeten vornehmlich Lucanus und Seneca, ferner die Memoiren Du Bellays, Guicciardinis „Geschichte Italiens" und Jean Bouchets Annalen. Die drei letztgenannten Werke hat er eine Weile beiseite liegen lassen. Wahrscheinlich las er in dieser Zeit auch viel in der Amyotschen Übersetzung Diodors und in den Schriften des berühmten Ramus. Von den damals sehr verbreiteten, die antike Literatur popularisierenden und auch von Montaigne mit Vorliebe gelesenen Anthologien erwähnen wir nur die Kompilationen und Erzählungen von Ravisius Textor, Bonaventure Desperiers, Henri Estienne, Pierre Mexia, Antoine de Guevara und Pierre Breslay[1]).

Aus dem 1.—23. *Essai* können wir das erste Flügelprüfen, die noch ganz an die Vorlage gebundene, unsicher tastende schriftstellerische Manier Montaignes ersehen; der 24.—32. aber gehören ihren veränderten Zügen nach sichtlich einer anderen Epoche an.

Montaigne noch selbst eine sechste Ausgabe der *Essais* hätte besorgen können, er nicht nur keine seiner neugesammelten Notizen unterdrückt, sondern noch weitere hineingearbeitet hätte.

[1]) Montaigne ist mit Recht „ein Kompilator der Kompilatoren" genannt worden. Unter den übrig gebliebenen, von Dr. Payens zusammengebrachten Werken aus Montaignes Bibliothek hat man freilich von den unter dem Titel „*Discours*" und „*Leçons*" sehr verbreiteten und beliebten Sammelwerken nur eines gefunden, nämlich den von P. Bouaystuau verfaßten *Bref discours de l'excellence de l'homme*. Da man aber weiß, daß wir nur mehr einen kleinen Rest des ehemaligen Montaigneschen Bücherschatzes besitzen und sich der quellenmäßige Beweis hiefür mit Sicherheit erbringen ließ, ist es zweifellos, daß Montaigne auch die anderen Kompilationen der antiken Literatur reichlich ausgenützt hat.

Der 32. — 48. zeigt neben der Einhaltung der chronologischen Reihenfolge wieder ganz die Faktur und besonders die unbeholfene Benützungsart der Quellen von 1572. Bald danach bemerken wir auch schon Plutarchs *Vies* (Parallelen) in den Vordergrund seiner Studien treten, jedoch ohne daß dieser Autor zunächst auf ihn die gewaltige Einwirkung ausübt, wie dies später der Fall werden sollte. Die Abfassungszeit der letzten *Essais* des ersten Buches läßt sich nicht sicher feststellen. Erst mit der Inangriffnahme des dritten *Essais* des zweiten Buches zeigt sich unter dem Einflusse der „*Oeuvres morales*" von Plutarch (in der Amyotschen Übersetzung) die Kompositionsweise Montaignes so wesentlich verändert, daß dies für seine literarischen Leistungen einen tiefen Einschnitt bedeutet (wie wir noch näher erörtern werden). Damit endigt die erste Arbeitsperiode, die bis zum sechsten *Essai* des zweiten Buches reicht.

Erst 1577 bemerken wir bei Montaigne wieder eine intensivere schriftstellerische Tätigkeit. Was trieb er aber in der Zwischenzeit? In diese fällt allerdings seine wenig ruhmreiche militärische Karriere. Gewiß hat sie nebst anderen Geschäften seine literarische Arbeit wesentlich gestört, wenn auch nicht ganz eingestellt. Wir wissen aber, daß ihm sein Sekretär einige wahrscheinlich innerhalb dieses Zeitraumes geschriebene *Essais* entwendet hat. Auch werden voraussichtlich einige der chronologisch anderwärts nicht unterzubringenden (20) *Essais* in diese Zeit hineinfallen, und zwar dürfte dies besonders von dem stark skeptisch gefärbten Blocke des 12., 13. und 14. *Essais* des zweiten Buches gelten, da Montaigne eben im Jahre 1576 eine Münze mit pyrrhonischer Devise hatte prägen lassen und in demselben Jahre des Sextus Empiricus „*Hypotyposeis*" las, welche beide Umstände gerade in jener Zeit die Krise vermuten lassen, die einer Periode des ihm mehr nur äußerlich angeflogenen Stoizismus eine pyrrhonische folgen ließ.

Mit dem 16. *Essai* des zweiten Buches treten wir in die letzte Kompositionsperiode Montaignes ein. Im J. 1578 arbeitet Montaigne sehr fleißig und die meisten *Essais* des zweiten Buches zwischen dem 16. und 36. und überdies noch einige andere rühren offenbar aus dieser Zeit. Als hervorstechende damalige Lektüre Montaignes erkennt man [1]): die Schriften Caesars, Bodins, Innoc. Gentillets, des Tacitus, vielleicht auch die „*Déclamation*" des Corn. Agrippa und das Geschichtswerk des Ammianus Marcellinus. Um 1578 oder 1579 bemerken wir die unverkennbare Tendenz Montaignes, sein Ich eingehend und ausführlich zu schildern und es zum Ausgangspunkt aller seiner Betrachtungen zu nehmen.

Zur Zeit, als Montaigne sein zwischen Ende 1585 und Anfang 1588 verfaßtes drittes Buch schrieb, las er meist nur Werke,

---

[1]) Villey entnahm das aus Montaignes in diesen Werken eigenhändig eingetragenen Notizen.

die erst nach 1580 gedruckt worden waren, u. a. die Schriften von Iustus Lipsius, Guillaume Bouchet, eine Übersetzung von Gomaras „*Allgemeine Geschichte Indiens*", eine polnische Geschichte Herbert Fulstins, die *Mémoires* des Olivier de la Marche und die Geschichte des Quint. Curtius. Keiner der *Essais* des dritten Buches scheint vor 1586 verfaßt worden zu sein, schon darum, weil die in das J. 1585 fallenden Ereignisse: der Bürgerkrieg, die Maßregeln gegen die Pest und die Geschäfte eines Maire Montaignes ganze geistige Kraft aufsaugten. Wahrscheinlich wurden auch diese *Essais* in derselben Aufeinanderfolge verfaßt, in der wir sie jetzt vorfinden. Es ist ausgemacht, daß auch sie nicht in einem Zuge geschrieben wurden, sondern schon vor 1588 größere, den logischen Zusammenhang lockernde Zusätze erfahren haben, und zwar in viel höherem Maße als dies bei den beiden ersten 1580 veröffentlichten Büchern der Fall war. Die jetzigen Zusätze zu den zwei ersten Büchern erfolgten, abgesehen von einigen Zwischenformen, entweder durch wörtliche Einschaltung von neuen Zitaten oder durch Eintragung neuer Einfälle und Reminiszenzen, die Montaigne beim Lesen seiner schon gedruckten *Essais* plötzlich durch den Kopf fuhren. Aus der ersten Kategorie lassen sich auf die jeweilige Lektüre Montaignes Schlüsse ziehen, die zweite offenbart uns hingegen mehr Montaignes eigene damaligen Ideen und Seelenvorgänge. Den 1586 und 1587 studierten Büchern entnahm er nicht nur den Stoff zum Aufbau des dritten Buches, sondern auch zu den besonders Plutarch entlehnten, überwiegend in derselben Zeit eingefügten Zusätzen der beiden ersten Bücher.

Rekapitulieren wir zusammenfassend Montaignes literarische Arbeit von 1580 bis 1588, so läßt sich hierüber folgendes sagen: Mitte Juni 1580 tritt Montaigne seine Reise an und kehrt erst Ende November 1581 zurück; innerhalb dieser Zeit feiert eigentlich seine Arbeit an den *Essais* und er sucht für dieselben nur seine Reiseeindrücke zu verwerten. Zu Hause angelangt, tritt er sein Amt als Maire[1]) an, das ihn aber anfänglich nicht sehr in Anspruch nimmt, vielmehr bereitet er damals die allerdings nur einige formale Verbesserungen und wenige Erweiterungen enthaltende zweite[2]) Auflage der *Essais* vor. Er las damals in seiner Turmbibliothek mehr nur zu seiner Unterhaltung. Dagegen fand er in den letzten zwei Dritteln des J. 1585 wenig freie Zeit; besonders hielt ihn die im Juni wütende Pest[3]) in fortwährender Bewegung

[1]) Er war schon am 31. Juli 1581 zum Maire von Bordeaux gewählt worden.

[2]) Auch diese erschien wie die erste bei Simon Millanges in Bordeaux; die dritte hingegen erschien schon in Paris bei Jean Richer. Über die vierte Auflage weiß man nichts Näheres. Die fünfte erschien in Paris bei Abel l'Angelier.

[3]) Die Pest hatte im Juni begonnen und Montaigne vermied es deshalb, nach Bordeaux zu reisen, um sein Amt dem neugewählten Maire

und ließ bei ihm keine geistige Sammlung aufkommen. Erst im Dezember 1585 oder anfangs 1586 ist er wieder zu Hause und in den nächsten zwei Jahren schriftstellerisch sehr tätig. Damals las er besonders viel und vielerlei in der zielbewußten Absicht, die zwei ersten Bücher durch neue Ideen, Beispiele und Zitate, wie auch durch Vergleichung mit seinen eigenen Erlebnissen zu bereichern. Als er 1588 sein Schloß verließ, führte er diese erneuten und erweiterten *Essais* mit sich: ausgereift, nunmehr wirklich nach Inhalt und Form originell und überall die persönliche Note verratend, während sie in der Form von 1580 beinahe alle möglichen Gedanken enthielten, nur nicht seine eigenen. Diese *Essais* von 1588 begründeten Montaignes ungeheuere Erfolge; die nach seinem Tode herausgegebenen *Essais* (1595) haben, so meint Villey, dem Rufe des Werkes mehr geschadet als genützt.

Über den inneren Entwicklungsgang der *Essais* ließe sich noch etwa folgendes sagen:

Die *Essais* in der Gestalt der ersten Ausgabe sind Sammlungen teils von zusammengeschaufelten Anekdoten mit nachhinkenden Reflexionen und Nutzanwendungen, teils von musivisch zusammengesetzten Sentenzen und Apophtegmen mit endlosen Exemplifikations- und Illustrationshistörchen. Nicht nur die Themen, sondern auch die Rahmen sind meist den bereits kurz erwähnten, um die damalige Zeit unter dem Titel „*Leçons*“ oder „*Discours*“ so beliebten Anthologien entnommen, die in Brief- oder Dissertationsform als hilflose Echos fremder Weisheit die ihnen zur bequemen Plünderung [1]) zugänglichen antiken Schriftsteller ausbeuten und sich sogar gegenseitig bestehlen, um einander nur durch Fülle und Buntheit des Inhalts zu überbieten. Montaigne wollte wahrscheinlich seine Aufsätze anfänglich nicht „*Essais*“, sondern „*Fantasies*“ nennen. Seine Quellen waren dieselben wie die der anderen Verfasser solcher Werke: die altklassischen historischen, poetischen und moralistischen Schriften. Außer den oben bereits namhaft gemachten Sammelwerken verdankt er besonders auch reiche Anregung den *Adagia* des Erasmus und der Sentenzensammlung des Stobbäus. Erasmus, der große Humanist, der bei all seiner philologischen Gelehrsamkeit von Pedanterie so frei ist, daß man ihn mit Recht als einen „Journalisten, aber als einen Souverän des Journalismus“ bezeichnen konnte, hat in seinen mehr volkstümlichen Schatzkästlein der *Adagia,* die schon 120 Auflagen

---

persönlich zu übergeben. Er verließ aber wegen der Epidemie auch sein Schloß, um seine Familie zu retten, „une famille esgarée, faisant peur à ses amys et à soy-mesme, et horreur où qu'elle cherchast à se planter, ayant à changer de demeure, soudain qu'un de la troupe commençoit à se douloir du bout du doigt“ (*Essais* III 12).

[1]) N. Chamfort erzählt: Jemand sagte einmal: Bei den Alten stehlen heiße außerhalb des Stadtwalls rauben, bei den Neuen stehlen sei Taschendieberei in dunkeln Straßenecken.

erlebt hatten, da Montaigne zu schreiben begann, diesem die meisten Vorwürfe zur Behandlung in den *Essais* geboten, während Montaigne dem exklusiveren Stobbäus viel an der Ausbildung seiner moralischen Ideen verdankt.

Die große Umwandlung aber aus einem mehr zu seinem Zeitvertreib und zur Schaustellung seiner uferlosen Belesenheit schreibenden Schöngeist in einen großen, moralische Probleme frei und unbefangen prüfenden Schriftsteller, der eigene und fremde Erlebnisse als Sprungbrett benützt, um in den Tiefen des Seelenlebens unterzutauchen, bewirkte bei Montaigne der innige geistige Verkehr mit den Werken Plutarchs. Zuvor hatte ihn freilich der Geist Senecas beherrscht, den er erst nach und nach hinter Plutarch zurücksetzt, ohne sich übrigens jemals ganz dessen Einwirkung zu entziehen. Seneca wird nicht nur sein Vorbild in der Kunst, von einer Sentenz zur anderen eine Brücke zu schlagen, sondern auch in der Unart, dasselbe in zehnerlei Formen zu wiederholen. Ganz besonders aber hatte er vorerst 1572 durch die Versenkung in die Schriften Senecas an der stoischen *Ataraxie* eine Zeitlang Gefallen gefunden, die damals zur modernen seelischen Toilette gehörte. Indes bildete der Stoizismus bald für Montaignes empfindlichen Magen eine zu derbe, unverdauliche Kost und diese die natürlichen Leidenschaften ausschaltende Lebensanschauung war für ihn mehr eine Durchgangsstation und ein Selbsterziehungsmittel zur Erreichung des inneren Gleichgewichts, als sie seinem wahren Wesen entsprungen war[1]). Er warf daher diese ihn bedrückende

---

[1]) F. Brunetière (*Hist.* S. 615) meint von Montaigne: Et comme Lucrèce enfin, il souscrit à la formule de cette „ataraxie", qui a été, dans l'antiquité, commune à l'épicurisme, au stoicisme, au pyrrhonisme: ce qui explique la diversité des interprétations que l'on a pu donner à son livre. Noch bezeichnender heißt es bei *Montaigne* par Louis Coquelin (S. 22): On a dit que Montaigne était un „épicurien à l'imagination stoicienne" ou encore *qu'il était stoicien par épicurisme.* C'est surtout un homme qui cherche la paix de l'âme et qui va prendre un peu partout des exemples de tranquillité morale. — Jean Paul spricht einmal sehr hübsch von jener „Eitelkeit der Hof- und Welt-Zenos, denen eine angeschminkte Rinde von Steinstaub die Gestalt von steinernen Statuen und Säulen verleiht" und Friedrich d. Gr. bekennt seiner Schwester, er habe eine zweifache Philosophie: im Frieden und Glücke schließe er sich den Schülern Epikurs an, im Unglücke halte er sich an den Lehren der Stoiker. — Strowski vermutet, daß die Schrecknisse des im J. 1569 in Guyenne sehr heftig wütenden Bürgerkrieges, die Montaigne besonders nahe berührten, ihn über seine Natur haben hinauswachsen lassen und ihn zum Stoiker gemacht haben. Villey, der diese Anschauung nicht absolut ablehnen möchte, macht aber dagegen doch geltend, daß ja dann Montaigne im J. 1585, da außer der Kriegsfurie auch die Pest in Frankreich eingedrungen war, in den damals geschriebenen *Essais* hätte die stoischen Ideen besonders stark aufweisen müssen, was aber tatsächlich nicht der Fall sei. Überdies habe Montaigne im J. 1569 noch nicht einmal seine *Essais* zu schreiben begonnen, sondern erst zwei Jahre später. Der Stoizismus Montaignes sei eben nur oberflächlich und bloß „livresque" gewesen (P. Villey a. O. II 63 ff.).

Rüstung affektierter Seelengröße bald ab, um, als er später bei den verschiedenen philosophischen Systemen Anleben machte, doch noch soviel von ihr zu behalten, daß er das Verständnis für fremden echten Heroismus nicht ganz einbüßte.

Plutarch aber, wie gesagt, ist es, der für ihn eigentlich richtunggebend wird und ihm seine eigene, wahre Natur offenbart. Dieser bestärkt ihn in seiner Abneigung gegen eine armselige Philosophie, der über hohle Allgemeinheiten das wirkliche Leben abhanden kommt. Er erweckt in ihm das allenthalben mangelnde Gefühl für den Wert der Gegenwart und lehrt ihn, anstatt das Material für rationalisierende Reflexionen ins blaue aus grauer Vorzeit und entlegenen Fernen herzuholen, über seine eigenen, nächsten Erfahrungen vergleichende Betrachtungen anzustellen und wieder den Einzelfall auf das allgemein Menschliche zurückzuführen. Im Banne und Beispiele Plutarchs verengert sich zwar der Kreis seiner Betrachtungen, dafür aber nimmt seine Vertiefung in die Details und seine Konzentrationsfähigkeit, seine Kunst der psychologischen Analyse und feinen Differenzierung immer mehr zu. Die Natur verliert für ihn das Befremdende und der heilige Respekt vor den Tatsachen steigert sich; sein Blick schärft sich in der Beobachtung und das „Experiment verdrängt das Pergament".

So tritt im Laufe der Zeit, etwa seit 1576, die sich früher nur sehr schüchtern hervorragende geistige Eigenart Montaignes immer mutiger hervor, bis er uns 1588 als ein ganz anderer entgegentritt und das System der Autorität dem der Originalität und Individualität Platz gemacht hat [1]). Er, der früher nur bebrütete, was andere schrieben, ist nun aus den alten Büchergrüften zum realen Leben vorgedrungen. Während er früher nur den Bindfaden [2]) für die Bouquets fremder Gedanken hergegeben, versteht er es jetzt, den Wust der Tatsachen durch leitende eigene Ideen zu beleben und in die alten Schläuche neuen Most zu gießen.

Eingehendere Betrachtungen verdient mit Recht unter den *Essais* die schon wegen ihrer räumlichen Ausdehnung auffallende „*Apologie*" des Raimond de Sebond. Sie bezweckt bekanntlich, den wegen seiner (von Montaigne übersetzten) *Theologia naturalis* von den Kalvinisten mehrfach angegriffenen Sebond zu verteidigen. Man hat die Apologie treffend als den Gewölbeschlüssel der *Essais* [3]) bezeichnet, denn in diesem übrigens ebensowenig wie

---

[1]) Villey trifft dem entsprechend folgende Einteilung: 1. *Les Essais impersonnels* (1572—1574 environ), 2. *La conquête de la personnalité* und 3. *Les Essais personnels* (1579—1588).

[2]) Montaigne sagt hierüber selbst: Quelqu'un pourroit dire de moy, que j'ay seulement fait ici un amas de fleurs estrangères, n'y ayant fourni du mien que le filet à les lier.

[3]) E. Lintilhac (*Précis historique et critique de la littérature française* usw. I 264) sagt: Nous répéterons seulement que, pour entrer de plain-pied dans les *Essais*, il faut commencer par lire l'apologie de

die anderen einheitlichen oder auf einmal zustande gekommenen *Essai* sind Montaignes verschiedene Gedanken über den Pyrrhonismus wie auch die Summe seiner logischen Arbeit aus den Jahren 1573, 1574 und 1580 zusammengetragen. Auch Sebond hat bei der Abfassung seiner *Theologia naturalis* zumeist aus den durch Sextus Empirius gespeisten Quellen geschöpft. Von des Picus von Mirandola *Examen*[1]), welches mehr populär geschriebene Werk eine mit christlicher Tendenz vermischte pyrrhonische Richtung verfolgt, läßt sich eine direkte Einwirkung auf Montaignes *Apologie* nicht nachweisen, nicht einmal bestimmt behaupten, daß Montaigne diese Schrift unmittelbar gekannt hat. Die in diesem Werke und den *Essais* Montaignes vorkommenden gleichlautenden Stellen und Zitate lassen sich auf ihre beiderseitige Ausbeutung des Sextus Empiricus zurückführen. Hervorragend in der skeptischen Bewegung jener Zeit ist auch Louis Sanchez, der freilich mehr ein Empiriker und Anhänger des begrenzten Individualismus als ein Skeptiker war und der sein Werk *„Quod nihil scitur"* [2]) wie Montaigne seine *Apologie* um 1576 geschrieben haben dürfte. Da aber *„Quod nihil scitur"* erst 1581 zum erstenmal gedruckt erscheint, kann es Montaigne höchstens im Manuskripte gelesen haben. Obzwar die Werke beider von pyrrhonischen Ideen erfüllt sind, spricht doch nichts für eine gegenseitige Beeinflussung[3]). Und ihre Methode ist sogar grundverschieden: Sanchez sucht die mittelalterliche Philosophie mit den damals schulgerechten, eigenen Waffen der akademischen Klopffechterei und formalen Widerlegung zu schlagen, während Montaigne seine anfänglich dem Sextus Empiricus entnommenen dialektischen Kampfmittel rasch aufgibt und auf eine regelrechte Belagerung der scholastischen Festung verzichtend, sie

---

Raimond de Sebond qui en forme à elle seule la sixième partie et se trouve être la secrète clé de voûte de cette capricieuse construction. — Bonnefon nennt die Apologie „le coeur de l'oeuvre" (Petit de Juleville l. c. p. 448).

[1]) *Examen vanitatis doctrinae gentium et veritatis christianae disciplinae* (1510).

[2]) *Quod nihil scitur. Lugduni apud Ant. Griphium.* M. D. LXXXI. — Sanchez starb 1623 und war verwandt mit der Familie Lopez, der bekanntlich Montaignes Mutter entstammte. Er studiert den Skeptizismus seiner selbst willen und nicht (wie Picus von Mirandola und Agrippa) mit der Tendenz, schließlich die Ideen des Christentums noch siegreicher hervorbrechen zu lassen. Jede seiner Abhandlungen endigt mit der Frage: *Quid?* Er war auch Arzt, aber sein Hauptwerk ist: *Quod nihil scitur.* Er verzweifelt allerdings an jeder Möglichkeit des Wissens und sagt, er wisse nicht einmal, daß er nichts wisse, die anderen aber wissen vermutlich auch nicht mehr. Man kann aber nach Sanchez wenigstens ein Ding beurteilen, wenn auch nicht von einem auf das andere schließen (vgl. Strowski l. c.).

[3]) So meint P. Villey; Strowski dagegen hält es für wahrscheinlich, daß Sanchez und Montaigne einander gekannt und miteinander gute Fühlung gehabt haben und auf verschiedenen Wegen zum selben Ziele gelangt seien (vgl. Strowski l. c.).

durch die Wucht der realen Tatsachen zu erstürmen bemüht ist. Villey neigt sogar zu der Meinung, daß Montaigne den Sanchez eher beeinflußt habe, als umgekehrt. Das unbedeutende, aber doch vielfach ausgebeutete Werk Guy de Bruès: *Trois dialogues contre les noveaux Académiciens*[1]) beweist, daß damals der Skeptizismus sozusagen in der Luft lag und daß er also auch in Montaignes Geiste schon keimte, bevor er das Werk des Sextus Empiricus kennen gelernt hatte. Die von Guy bekämpften Skeptiker können nämlich ihre Zweifelsucht nicht erst aus dem 1569 gedruckten und aus dem Lateinischen übersetzten Buche des Sextus Empiricus[2]), das man als die „Bibel der Skeptiker" bezeichnete, erworben haben. Vielmehr hatten die durch die Erweckung des klassischen Altertums einflutenden neuen, untereinander wieder sehr verschiedenen Ideen die bisherigen geistigen Grundvesten ins Wanken gebracht und die skeptische Stimmung allgemein verbreitet. Das von Montaigne sicher gelesene und besonders den Relativismus vertretende Buch Guys hat sicher in ihm verwandte Gedanken und Stimmungen ausgelöst, hätte aber auf ihn bei seiner Oberflächlichkeit eine tiefere Wirkung nicht ausüben können, wenn er nicht die kritischen Schriften des Sextus Empiricus gelesen hätte. Auch Agrippa von Nettesheims *Declamatio*[3]) ist mehr eine rhetorisch-deklamatorische Übung, als eine ernste wissenschaftliche Leistung und weniger skeptisch als ein ironisch gehaltenes Pamphlet gegen die Dummheit[4]). Nicht nur die in der *Declamatio* und auch in der *Apologie* vorkommenden identischen kirchlichen Argumente gegen die Wissenschaft und die beiden Autoren gemeinsame Vorliebe für Paradoxe, sondern gleich ganze nebst den falschen Zitaten aus Valerius Agrippa abgeschriebene Seiten[5]) beweisen, wie eingehend sich Montaigne mit der *Declamatio* beschäftigt hat. Aber auch diese wenig gründliche Schrift konnte den Grund zur *Apologie* nicht legen, um so weniger, als sich Montaigne während ihrer Lektüre wahrscheinlich schon wieder auf dem Rückwege zum Positivismus befand. Mit viel mehr Grund schreibt man des Erasmus *Laus stultitiae* eine solche Wirkung zu. Ausschlag-

[1]) Das Werk ist dem Kardinal Karl von Lothringen gewidmet und erschien in Paris bei Guillaume Cavellat 1557.

[2]) Ohne die von Gentian Hervet und Robert Estienne gemachte Übersetzung hätte Montaigne von Sextus Empiricus nichts gewußt (vgl. Strowski l. c.).

[3]) *De incertudine et vanitate scientiarum et artium atque excellentia verbi dei declamatio.* Das Werk erschien 1530 und erlebte im XVI. Jahrhundert zahlreiche Auflagen.

[4]) Als solches bezeichnet die *Declamatio* F. Strowski (l. c.), der sie auch ein Mittelding zwischen den *Epistolae virorum obscurorum* und der *Laus stultitiae* des Erasmus nennt.

[5]) Dazu meint Strowski (l. c.), Montaigne habe von Agrippa stark abgeschrieben, besonders aus Kap. 52 der *Declamatio,* und zwar in noch größerem Maße als Agrippa wieder Mirandola plagiiert hat, denn Agrippa habe doch wenigstens einige eigene Gedanken eingeflochten!

gebend aber war für Montaignes bereits erwähnte pyrrhonische Wandlung sein vermutlich in das J. 1576 fallendes Studium der *Hypotyposeis*[1]) des Sextus Empiricus.

Wir müssen hier davon absehen, die Verteidigung Sebonds durch Montaigne im einzelnen zu besprechen und können das um so eher tun, als Montaigne selbst Sebond bald ganz aus dem Spiele läßt, und zu ihm wie zu den Stoikern sogar in einen Gegensatz tritt und es uns ja nur darauf ankommen kann, aus der *Apologie* den Skeptizismus Montaignes näher kennen zu lernen. Montaigne spricht darin der menschlichen Vernunft entschieden die Fähigkeit ab, das innerste Wesen der Dinge zu ergründen, da schon die Verschiedenheit der Ansichten der Philosophen verschiedener Länder und verschiedener Zeiten und der mit der Zeit wechselnde Geschmack ihre Wertlosigkeit beweist. Er ist überzeugt, nicht nur die Dinge dieser irdischen Welt, sondern auch der menschliche Geist seien etwas unaufhörlich Werdendes, sich Veränderndes, woraus man ebensowenig ein festes System aufbauen könne, als man die dahingleitende Welle bannen und das ewig Fließende in feste Kategorien gießen kann. Es sei also das Beste, den Stein, den man nicht heben kann, liegen zu lassen und sich an der Erklärung des Unerklärlichen nicht wirr zu grübeln, anstatt das Unverständliche ruhig hinzunehmen. In allen metaphysischen und transzendentalen, also besonders den religiösen Dingen, könne nur die Erleuchtung durch die göttliche Gnade der Offenbarung, durch welche das Seiende zum Werdenden komme, uns führen. Aber auch in rein weltlichen und sittlichen Dingen gebe es keine unumstößlichen, allgemein giltigen, ewigen Normen, sondern nur räumlich und zeitlich beschränkte und bedingte Wahrheiten, die sich entwickeln, leben und dann wieder absterben. Man könne zwar das in jedem einzelnen Falle Richtige, aber keine absolute Wahrheit finden. Man dürfe also seiner eigenen Vernunft nicht zuviel zutrauen[2]) und müsse auch in rein menschlichen Angelegenheiten die höchste Regierung jener höheren ordnenden Hand überlassen, die alles lenkt und die Ausschreitungen und Verwirrungen

---

[1]) Sexti Philosophi *Pyrrhoniarum hypotyposeon libri III. Quibus in tres philosophiae partes severissime inquiritur. Libri magno ingenii acumine scripti, variaque doctrina referti: Graece nunquam. Latine nunc primum editi. Interprete Henrico Stephano. Anno M. D. LXII. Excudebat idem Henricus Stephanus, illustris viri Hulderici Fuggeri typographus.* — Mit Recht bemerkt aber Strowski (l. c.), daß trotz der zahlreichen Bildungselemente, die Montaigne in seiner Lektüre für den Skeptizismus vorfand, dieser doch wohl zu allererst seiner natürlichen Anlage entsprungen sei.

[2]) Voltaire sogar sagte:

> Le monde est plein d'erreurs,
> Mais de là je conclus
> Que de prêcher la raison
> N'est qu'un erreur de plus.

menschlicher Torheit und Selbstüberhebung wieder beseitigt und kraft deren sich alles leicht von selbst regelt, wenn nur der menschliche Aberwitz nicht täppisch dazwischen fährt. Diese höhere Instanz sei die *raison universelle* [1]), welche die Kontinuität der menschlichen Entwicklung durch die ihr innewohnende *vis inertiae* bewirke und überwache und nicht dulde, einer persönlichen Meinung und abstrusen Theorie zuliebe durch gewaltsame Reformen den ruhigen Fortgang der natürlichen Entwicklung auf die Dauer zu stören. Der Niederschlag dieser *raison universelle*, die zu der schädlichen, eigenbrödlerischen *raison* individuelle einen heilsamen Gegensatz und das nie zu missende Korrektiv bildet, seien die Erfahrung und die Gewohnheit. Diese *raison universelle* äußere sich gerade in sogenannten Naturmenschen am kräftigsten, da durch die seelische Verfeinerung einer raffinierten Überkultur die gesunden Seeleninstinkte geschwächt werden [2]) und nur ihre Eingebungen seien eine Art sich in jedem Menschenhaupte wiederholender Offenbarung. Es sei also besser in den vertrauten Geleisen der Gewohnheit fortzubeharren und der durch Jahrhunderte mit dem Volke für das Volk herangewachsenen Sitte, in der mehr verborgene Weisheit liege als in der Logik der Einzelwesen, zu folgen, als sich ihr zu widersetzen und somit unsittlich zu handeln. Eine weitere Emanation und ein Fingerzeig der göttlichen *raison universelle* sei die Natur, die nur gut und dem Menschen freundlich gesinnt sei. Auch das Individuum dürfe sich nicht nach vorgefaßten allgemeinen Prinzipien gestalten, sondern nur in inniger Fühlung mit der Natur aus sich selbst heraus, und Freisein heiße nichts anderes, als den natürlichen Gesetzen gehorsam zu folgen.

So etwa ist der Skeptizismus oder Pyrrhonismus beschaffen, zu dem sich Montaigne in der *Apologie de Sebond* bekennt, nachdem er sich vom Positivismus und Stoizismus abgekehrt hat. Er ist eigentlich nicht so sehr die Negation der Möglichkeit allen Wissens als eine Abwehr des Dogmatismus und Fanatismus [3]) und war eigentlich immer mehr ein Relativismus und Probabilismus. Sicher ist Montaigne beim Skeptizismus nicht stehen geblieben, da wir wissen, daß er noch 1576 das lebhafte Bedürfnis empfand, die durch seine experimental-psychologische Methode der Erfahrung und Vergleichung erworbenen Überzeugungen auszu-

---

[1]) F. Strowski charakterisiert sie: „In den menschlichen Dingen bekundet sie sich als Ordnung, in den Tieren als Instinkt, im Menschen als gesunder Menschenverstand. Im ganzen ist sie die Ruhe, die Einfachheit, die Erfüllung des Schicksals" (vgl. übrigens mein Referat über das Strowskische Buch in der „*Zeitschr. für franz. Spr. und Lit.*" XXXIII² 194—201).

[2]) Voulez vous un homme sain, le voulez vous reglé et en ferme et seure posture? affublez le de tenebres, d'oysiveté et de pesanteur: il nous faut abestir pour nous assagir et nous esblouir pour nous guider (Mont. *Essais* II 12).

[3]) E. Faguet a. O. p. 380.

sprechen und im J. 1588 verdammte er sogar den Skeptizismus und behielt von demselben nur die Ablehnung des blinden Autoritätsglaubens und der Inanspruchnahme des Rechtes, alles selbst zu überprüfen.

Eine Zeitlang wollte Montaigne vor lauter Nachahmung der Natur die Vernunft und den Individualismus ganz beseitigen, aber allmählich verschmolz sich ihm die Natur mit der Idee des Realen und die ihn am meisten interessierende Tatsache war ihm seine eigene Seele. Es bedeutet dies eine gewisse Rückkehr zum Positivismus [1]). Er gewinnt nämlich innerhalb der selbstabgesteckten Grenzen und mit der Einschränkung, daß die Ergebnisse seiner Ichprüfung zunächst nur für ihn selbst Wert haben und nicht generalisiert werden dürfen, immer mehr Vertrauen zu seiner gewonnenen Überzeugung. Er hält daran fest, der wertvollste Besitz des Menschen sei seine Persönlichkeit, ja er erkennt sogar, daß in jedem Individuum bei aller Wandelbarkeit und Veränderlichkeit durch die äußeren Eindrücke doch einer unveränderlich Kern des allgemein Menschlichen vorhanden sei. Er betrachtet daher jetzt die moralische Frage in dem Bilde, das der Spiegel seiner Persönlichkeit reflektiert und da nahm alles eine neue Gestalt an. Jeder müsse sich den unbeugsamen Tatsachen akkommodieren [2]) und sein Leben auf Grund seiner Erfahrung und Selbsterkenntnis gestalten, in Sachen der Religion und Politik aber, wo solche Erfahrungen fehlen, sei es am besten, ein Pyrrhoniker und Agnostiker zu bleiben und, sein eigenes Denken verabschiedend, sich dem Herkommen und der Tradition zu unterwerfen. Diese seine neue Methode findet ihren kräftigen Ausdruck in der *Essais*-Ausgabe von 1588, in der die unausgesetzte Ichschilderung das einigende Band bildet, welches die auseinander fallenden Teile, wenn auch noch immer nur lose, umschlingt.

In seinem letzten Lebensabschnitte hat sich Montaigne, nachdem seine bisherigen philosophischen Theorien Bankerott erlitten hatten [3]), zu einem rechten Eklektizismus und Opportunismus bekehrt, indem er den verschiedenen philosophischen Lehren das

---

[1]) Nach den Worten Thomas Buckles: First to doubt, then to inquire, and then to discover.

[2]) Ferd. Brunetière, *Étud. crit.* VIII 37.

[3]) F. Strowski nennt diese Fähigkeit, sich rasch aus einer Meinung in die andere und in die verschiedensten Arten des Denkens und Fühlens zu versetzen (also etwa die Gabe der Anempfindung), Dilettantismus und meint, Montaigne habe auf diese Weise im Alter wenigstens im Geiste noch einmal die Freuden der Jugend durchgekostet; der Dilettantismus habe aber Montaigne nur gestreift, im Inneren habe er die Herrrschaft über sich behalten. So wie Renan faßte Montaigne zuletzt alle Systeme zusammen und vervielfachte dadurch seine Individualität. Als Pyrrhoniker hatte er die entgegengesetztesten Gedanken zusammengestellt, um daraus zu folgern: Was weiß ich? Der Dilettant aber folgert gar nichts und will sich nur unterhalten und Mittel finden, um sich zu zerstreuen und sich über sich selbst hinauszuheben.

entnahm, was ihm über die Mühseligkeiten und Gebrechen des Alters am besten hinweghelfen konnte und ihm Zerstreuung bereitete. In den Hafen eingelaufen, in dem die stürmische See keine Gefahr, die verschleierte Ferne keine Reize mehr bietet, haschte er nur nach Abwechslung zur Ergänzung und Anregung seiner Phantasie und zum Hinwegtäuschen über die Nähe des Todes. Selbst das Frivole und Schlüpfrige war ihm dazu gut genug, und da er wie früher stets mit der Feder in der Hand las, so füllte er, selbst Wiederholungen und Tautologien nicht scheuend, auch wieder die Ränder des *exemplaire de Bordeaux* mit allen möglichen Belegen aus den Dichtern und Denkern aller Zeiten aus. Jetzt liegt ihm am meisten daran, fremde Ideen kennen zu lernen, die er mit seinen eigenen vergleicht, um sich in diesen zu bestärken und sie präziser zu gestalten. Montaigne nennt das *chercher lui-même dans ces livres, coucher en lui les opinions des autres.* In diesem Stadium mußten ihm, der ja stets alles Extreme haßte, besonders die Schriften des zwar nicht tiefen, aber sehr klaren und eine mittlere Richtung verfolgenden Eklektikers Cicero [1]), den er einst gering geschätzt hatte, willkommen sein. Auch seine alte Liebe zu Seneca wurde wieder lebendig und er las jetzt besonders dessen Briefe, ohne aber darum einen völligen Rückfall in den Stoizismus zu erfahren. Das Anekdotische und verschiedene Bonmots entnahm er jetzt meist dem Diogenes Laertius, obzwar er im ganzen für die sich mit dem realen Leben in Widerspruch setzenden Kyniker wenig Sympathie hat. Wenn also auch Montaigne am Ende seiner schriftstellerischen Laufbahn wieder in die alten Fehler verfiel, seine eigenen Gedanken in fremden Zitaten zu ersäufen [2]), so sind die Zitate doch jetzt mit dem eigenen Text besser verkittet, und selbst, wo er nicht als Hauptperson auftritt, ist doch sein Geist überall zu fühlen und er wandelt unsichtbar, aber doch vernehmlich im Hintergrunde. Außer dem Zeitgeschmack bewirkte übrigens den Rückfall in seinen früheren Fehler auch der Mangel an Selbstverleugnung, da er keiner seiner auf den literarischen Plünderungszügen eroberten Beutestücke zu Boden fallen lassen wollte, sogar wenn sie mit seinem eigenen Texte im Gegensatze standen, was die Überwucherung des Leitgedankens durch die Details, die lockeren Gedankenknüpfungen, harten Übergänge und zahllosen Abschweifungen der *Essais* besonders in ihrer letzten Ausgestaltung erklärt.

---

[1]) Quant à Cicero ... il estoit bon citoyen, d'une nature debonnaire, comme sont volontiers les hommes gras et gosseurs, tel qu'il estoit, mais de mollesse et de vanité ambitieuse, il en avoit sans mentir beaucoup (Mont. *Essais* II 10).

[2]) Und doch kann man diese Unart nicht schärfer stigmatisieren, als er es selbst tut: „... souffler prou, souffler; mais à remuer les doigts, nous en sommes là". Nous en sommes dire: „Cicero dis ainsi; voylà les moeurs de Platon; Ce sont les mots mesmes d'Aristote": mais nous, que disons nous nous mesmes? que iugeons nous? que faisons nous? Autant diroit bien un perroquet (Mont. *Essais* I 24).

So etwa gestaltet sich der Werdegang und die Ideengeschichte der *Essais* namentlich nach der Darstellung P. Villeys. Wir haben die peinliche Gewissenhaftigkeit und den wirklich stupenden Fleiß seiner Arbeit bereits hervorgehoben und stehen nicht an, zu behaupten, daß sein durch Vollständigkeit und Gründlichkeit wie durch Scharfsinn und Besonnenheit des Urteils ausgezeichnetes Werk einen Markstein auf der Fortschrittsbahn der Montaigne-Forschung bedeute. Wer es nicht schon längst getan, wird nach dem Studium von Villeys Leistung das landläufige Urteil von der Oberflächlichkeit und der des Ernstes entbehrenden Schnellfertigkeit des gelehrten Betriebes der Franzosen berichtigen müssen. Wenn wir etwas tadeln dürfen, so wäre es, daß der in dem Buche nicht genügend weggeräumte Schutt der Werkstätte des Quellenstudiums den Weg zu den gefundenen Resultaten öfter ungebührlich erschwert und der Autor dem Leser die Bahn zu den von ihm erreichten Zielen auch nicht um die kleinste Wegstrecke verkürzt hat. Bei der so breiten Schaustellung des gelehrten Apparates scheint es manchmal, als würde (um mit St. Beuve zu sprechen) die Uhr nicht nur gezogen, um die Zeit anzugeben, sondern auch, um die Uhr zu zeigen. Besonders im zweiten Bande vermißt man die Einheit und Geschlossenheit der Disposition und zahlreiche Wiederholungen lassen die Darstellung öfter zerflossen erscheinen. Das Verhältnis seines Werkes zu dem Strowskischen möchten wir so kennzeichnen, daß das erstere zum letzteren eine Art Motivenbericht bildet; denn daß die Ergebnisse beider so grundverschieden seien, wie uns Villey glauben machen will, können wir nicht recht einsehen.

Aus dem Gesagten ersieht man, daß nur die historisch-kritische Methode ein richtiges Verständnis der *Essais* erreichen und zur Erklärung der so komplexen und kaum zusammenzufassenden Persönlichkeit Montaignes etwas beitragen kann. Wenn das *individuum ineffabile semper!* im allgemeinen richtig ist, daß nämlich keine Individualität, und sei sie die kleinste, auf eine Formel zurückführbar sei, so gilt dies ganz besonders von Montaigne, dessen Eigenart aalglatt entschlüpft, wenn man sie im Netz irgend eines charakterisierenden Schlagwortes eingefangen zu haben meint[1]). Diese ewigen Wandlungen im Wesen Montaignes veranlassen F. Strowski, ihn so sprechen zu lassen: „Ich war ein Stoiker, dann ein Skeptiker, dann kam ich zum Gleichgewichte des gesunden Menschenverstandes, dann war ich ein Mann der Tat, endlich ein Dilettant. Eine jede dieser Phasen habe ich in meinem Buche ausgedrückt. Nun im Alter weiß ich nicht, was noch aus mir werden wird!“ Er ist nämlich jetzt etwas aus all dem Vorhergegangenen geworden und da er sich von allen diesen Übergangsformen losgesagt und befreit hat, ist er Montaigne ge-

[1]) F. Brunetière, *Étud. crit.* p. 52.

worden. — Der Grundzug von Montaignes geistigem Habitus ist eine gewisse lässige Bequemlichkeit und kleinbürgerliche Ängstlichkeit, und schon Pascal sah in ihm den Schilderer des Trivialen ohne alle heroischen Allüren. Mögen sich andere als Himmelstürmer und Vorkämpfer an den Schranken ihrer Umgebung blutig stoßen, er will ihnen den Zoll der Bewunderung ja nicht versagen, da ja selbst ihm ein solches Nachfühlen und Nachschmecken fremden Heldentums und des Erhabenen eine gewisse seelische Erhebung hervorruft. Er selbst aber für seinen Teil will ruhig hinleben als engherziger Philister, der sich weder erhitzt noch erkältet, dabei ein Jubelgreis wird und für sein Wohlverhalten ein Belobungsschreiben erhält. Er hat die Gabe, sich suggerieren und glauben zu können, was und wann er will[1]), und hat seinen Geist so trainiert und dressiert, daß er zwar herumschwärmen darf, aber jederzeit wie der Papierdrache die Kinder an der Fesselleine wieder herabgezogen und festgelegt werden kann[2]). Er denkt und grübelt, so lange es ihm bequem ist und keine Ungelegenheiten bereitet. Er will zwar die verschiedensten menschlichen Dinge kennen lernen, aber sich vor dem vergeblichen Versuche zurückhalten, sie auf eine einheitliche Formel zu bringen. Er ist entschlossen, dem Leben, allen feindlichen Gewalten zum Trotze, seine mageren Reize abzugewinnen und die Stunde zu genießen[3]). Er kann seine Seele stimmen wie ein Klavier und sich jederzeit das Quantum von Illusionen bewahren, die das Dasein erst erträglich machen. Den Vorstoß zu den letzten Fragen der Menschheit unterläßt er als fruchtlos und zum Zerfalle mit sich selbst führend und er hat ebensowenig Lust, einer alle Tiefen des Daseins aufwühlenden Faustnatur nachzueifern als dem zur Sonne emporgestiegenen Aar, der, tödlich getroffen, mit erschöpftem Auge und gebrochenem Fittig ins Meer zurückgesunken ruhig stirbt, weil er wenigstens einen Augenblick den Glanz des Himmels geschaut hat. Er will durch das Leben unangefochten durchschleichen und durchschlüpfen und den Satz, daß es ein Kampf sei, womöglich Lügen strafen. Er will, da er fest an das *ignorabimus!* glaubt und da es uns einmal bestimmt ist, geistig in einem niedrigen Raum zu leben, lieber auf allen Vieren kriechen, als sich den Kopf einrennen und Beulen

---

[1]) Das geht bei ihm so weit, daß er die angeblichen Wunder aus jüngerer Zeit verspottet, die aus einer längeren Vergangenheit aber nicht unbedingt in Abrede stellen möchte, selbst dann nicht, wenn sie nicht religiöser Natur sind, so daß bei ihm von historischer Kritik kaum die Rede sein kann, wie dies sein Ausspruch (*Essais* I 20) beweist: *Il n'est pas dangereux comme en une drogue medicinale en un conte ancien qu'il soit ainsi ou ainsi.*

[2]) Man erinnert sich da an das, was Leibniz von Bayle sagte: „qu'il voulait faire taire la raison après l'avoir trop fait parler".

[3]) Montaigne, *Essais* I 19 und 29.

holen[1]). Er sieht im Denken mehr ein tändelndes Spiel zum Zeitvertreib, als eine ungeahnten, immer höheren Zielen nachjagende Arbeit und war mehr ein Lebenskünstler als ein Philosoph. Dem sogenannten reinen, abstrakten, spekulativen Denken, dem zu anspruchsvollen Geiste stand er mit Mißtrauen und Verachtung, ja feindselig gegenüber, wollte aber bei aller submissen Unterordnung unter die konventionell anerkannten sittlichen und religiösen höchsten Instanzen sich die innere Freiheit nicht rauben lassen.

Mit seinem ganzen Wesen hängen nämlich auch seine religiösen dun politischen Anschauungen innig zusammen. Er machte dem Christentum offiziell seine tiefe Reverenz und fügte sich äußerlich seinen Observanzen, obzwar er mit dessen wichtigsten Dogmen sich im Widerspruche befindet und mehr heidnischen Lehren huldigt. Er weiß und sagt es, daß alle menschlichen Vorstellungen von der Gottheit anthropomorph und erfunden sind. Er ist überzeugt, daß der Mensch nur in dem fest fußt, was er selber sich zu schaffen und zu erhalten weiß, daß also jeder das, was er zu seiner Erlösungstheorie bedarf, sich selber aufbauen müsse. Trotzdem er selbst eigentlich religiös indifferent ist, verkennt er nicht das in der Religion gelegene, als Lebensnotwendigkeit tiefempfundene Gefühl der Abhängigkeit. Neben seiner aus Anpassungs- und Zweckmäßigkeitsgründen dem Christentum aus äußeren Gründen entgegengebrachten Devotion erblickt er dessen hohe Bedeutung für die Menschheit auch darin, daß er es als einen Ausfluß und ein Produkt der von ihm ja so hoch eingeschätzten *raison universelle* anerkannt. Es gehört dies ja zu seinem auch sonst fast unbedingten Respekt vor dem Gewordenen und der Tendenz, alles in die Erscheinung Getretene auf die bloße Tatsache seiner Existenz hin als vernünftig und zweckvoll hinzustellen und auf die Geltendmachung eigener Überzeugungen und Grundsätze zu verzichten. Die Tradition, d. h. der Zusammenhang der Teile gilt ihm (und dies nicht ganz ohne Recht) als das wertvollste Gut der Menschheit, da wir ohne sie unsere Kulturarbeit immer wieder von Neuem beginnen müßten. Die Entwicklung soll nur unbewußt der Vergangenheit, nicht aber der Gegenwart gestattet sein, das geschichtlich Gewordene als alleinberechtigt angesehen werden. Auch im Völkerleben und in den Staatsverfassungen schreckt seiner Meinung nach jeder Wechsel den Glücklichen[2]). Darum ist er auch in politischen Dingen sehr konservativ. Er verwirft es auch hier, anstatt der lebendigen Wirklichkeit, unsere aprioristischen Ideen zu setzen und

---

[1]) Er stellt (wie auch Larochefoucauld) die materiellen Genüsse über die geistigen und sagt einmal (*Essais* II 12): De façon que la philosophie, voire la stoique, ose bien dire que Heraclitus et Pherecydes s'ils eussent peu eschanger la sagesse avecques la santé et se delivrer par ce marché, l'un de l'hydropisie, l'autre de la maladie pediculaire qui le pressoit ils eussent bien faict.

[2]) Mont. *Essais* I 43.

keine noch so kostbare subjektive Überzeugung ist ihm wertvoll genug, ihretwegen schwere öffentliche Konflikte hervorzurufen. Ohne Anwendung jeden Zwanges könnte man Montaigne die Worte des Erasmus in den Mund legen: „Ich sorge für meine Ruhe und halte mich, soweit es angeht, neutral!"

Wenn man dieses Festhalten am Alten mit dem Montaigne sonst erfüllenden „Rausche vom ewigen Werden" *(„excès de l'Heraclitisme")* nicht übereinstimmend finden sollte, so ficht ihn das wenig an, denn er denkt von nichts anderem geringer als von der Prinzipienreiterei und Konsequenzmacherei, und man kann diese seine Sinnesart nicht besser ausdrücken als mit den Worten des Dichters:

„Ich bin kein ausgeklügelt Buch,
Ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch!"

Sein Verhältnis zur Wissenschaft ist jedenfalls recht unfreundlich, wenn er auch nicht (wie man gewöhnlich annimmt) deren Verächter genannt werden darf [1]). Er meint allerdings, daß der menschliche Geist, wenn er einen noch so hohen Aufflug nimmt, schließlich doch in einem undurchdringlichen Dickicht finsterer Wolken landen werde und daß auch für die Diatätik unserer Seele das Verweilen in der gemäßigten Zone des Zweifels, der Selbstbeschränkung und Selbstbescheidung am zuträglichsten ist. Man bedenke aber auch, was zu Montaignes Zeit als Wissenschaft galt, daß diese sich erst im Jahrhundert Galileis, Keplers und Descartes von der Herrschaft der Theologie befreien, daß der menschliche Geist erst später seine Autonomie erfassen und aus der Traumwelt der Zauberer, Propheten und Priester in das Land der Wahrheit eintreten sollte.

Hervorhebenswert ist noch Montaignes geringer Gemeinsinn. Beim Ausbruche der Pest in seiner Umgebung hat er sich durchaus nicht einwandfrei benommen. Es heißt zwar, daß er im Angesichte einer unvermeidlichen Gefahr Mut und Geistesgegenwart gezeigt habe, im allgemeinen aber hat er sicher die Vorsicht als der Tapferkeit besseres Teil erwählt, wo ihm die Ehre eine andere Haltung hätte vorschreiben sollen. Seinen bürgerlichen Pflichten hat er sich zwar nicht ganz entzogen, aber vor allem will er nach seinem aufrichtigen Geständnisse die Pflicht gegen sich selbst erfüllen und sich einen freien Ellbogenraum bewahren [2]). Er will

---

[1]) C'est à la verité, une tres utile et grande partie que la science; ceux qui la mesprisent temoignent assez leur bestise: mais je n'estime pas pourtant sa valeur iusques à cette mesure qu'aulcuns lui attribuent (Mont. *Essais* II 12). Freilich sagt derselbe Montaigne (*Essais* II 12): De l'obeir et ceder naist toute aultre vertu comme du cuide tout peché. Et au rebours la premiere tentation qui vient à l'humaine nature de la part du diable, sa premiere poison s'insinua en nous par les promesses qu'il nous feit de science et de cognoissance usw.

[2]) Mont. *Essais* III 10.

sich stets im eigentlichen und übertragenen Sinne das Recht nicht verkümmern lassen, sich in sein Hinterstübchen *(„arrière-boutique“)* einzukapseln, an das der reißende Zeitenstrom nicht heran kann [1]). Er will die einzelne Zelle seiner eigenen Person organisieren, ohne sich um das Verhalten zu den anderen Zellen zuviel zu kümmern und verkennt dabei, daß der noch so festgefügte soziale Körper der Auflösung verfallen muß, in dem der Egoismus die sozialen Triebe überwältigt.

Wenn nach diesen mehr aphoristischen Bemerkungen über die Persönlichkeit Montaignes auch noch ein flüchtiges Wort über seine schriftstellerische Eigenart gestattet ist, möchten wir ihn als einen ausgezeichneten Feuilletonisten bezeichnen. Sein rasches Vorstellungsspiel, sein Reichtum an Einfällen, an geistreichen Schlaglichtern und blendenden Pointen, seine Vorliebe für Paradoxe, seine desultorische, vom Hundertsten ins Tausendste überspringende Stillosigkeit, die Kunst, sich auf der Kante diffiziler Themen mit Anmut zu bewegen, sein so ausgebildeter Sinn für das menschlich Interessante, für gegenständliche Details und wirksame Abschlüsse, seine Bedachtnahme auf Steigerung und Spannung, die Einstreuung schalkhafter und humorvoller Aperçus, die Getragenheit und Wärme des Ausdruckes bei bedeutsamen Stellen und endlich die scheinbare Lässigkeit und Sorglosigkeit, unter der sich diese Kunst verbirgt, die die Wahrheit des Satzes bestätigt: *Summa est ars, cum ars non apparet,* lassen diese Bezeichnung wohl gerechtfertigt erscheinen. Alle diese Vorgänge würden aber selbstverständlich nicht genügen, den *Essais* ihren ewigen Wert zu verleihen und sie in die unvergänglichen Schätze der Weltliteratur einzureihen. Dies bewirkte vielmehr der Wirklichkeitssinn und die außerordentliche Begabung ihres Verfassers, das Innere des Menschen bis in dessen verborgensten Falten zu ergründen und auch da zu belauschen, wo es sich vor Horchern und Spähern sicher erachtet; seine Fähigkeit auf dem Instrument der menschlichen Seele mit virtuoser Kunst zu spielen; seine Fähigkeit aus einem erdrückenden Material eigener Erfahrung und literarischer Studien einen Reichtum individueller und weitausgreifender Gedanken zu gewinnen, die in sich aufdrängende Folgerichtigkeit zu unabweisbarer Verallgemeinerung hinüberleiten. Dazu kommt seine Meisterschaft, bedeutsame Gedanken und moralische Wahrheiten, die man sich sonst erst mühselig auf langen Umwegen erarbeitet, mit einem Schlage so zu offenbaren, daß sie uns als längst bekannt und vertraut vorkommen, in einer Sprache, die sein eigen ist und sich doch im Stil eines jeden wiederfindet; in einer Sprache von aus der Konzeption der Gedanken selbst stammenden Schönheit, die nach Platos Wort der Abglanz der

---

[1]) Man vergleiche damit den Ausspruch La Bruyères: Le meilleur de tous les biens, s'il y a des biens, c'est le repos, la retraite et un endroit qui soit son domaine.

Wahrheit ist; in einer Sprache, von der Hermann Grimm einmal sagt, sie habe die scharfen Sinne der Menschen, die in der freien Natur leben und die die wesentlichen Laute und Merkmale den Dingen ablauschten. Daß aber die *Essais* uns so modern, so unverstaubt und frisch anmuten und auch heute noch viele Leser finden, hat noch andere Gründe. Da ist zunächst der Umstand, daß Montaignes Philosophie mit ihrem praktischen populären Charakter an ein strenges ausdauerndes Fortspinnen des Gedankenfadens keine zu großen Ansprüche stellt und man bei ihr mit dem „gesunden Menschenverstande", den ja jeder Leser zu besitzen und dessen Funktionen er mühelos handhaben zu können meint, sein Auskommen findet. Anziehend dürfte auch auf viele Leser Montaignes so eigentümliche, bequeme Religion wirken, die zu nichts verpflichtet und doch noch fortwirkt, obzwar sie schon längst verflüchtigt ist. Und verschwiegen werden dürfen auch nicht die immer wiederkehrenden, den erwünschten Effekt nie versagenden geschlechtlichen Offenherzigkeiten, welche die *Essais* wie andere beichtende Bücher so reichlich aufweisen.

Wien. Josef Frank.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Wolf Aly. **Der kretische Apollonkult.** Vorstudie zu einer Analyse der kretischen Götterkulte. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung 1908. 58 SS. 8°. Preis 1 Mk. 80 Pf.

Es steht mir seit langem fest, daß das Götterpaar Apollon und Artemis nicht griechischen Ursprungs ist; auf griechischem Boden erscheinen sie überall als Eindringlinge, die ältere Gottheiten verdrängt und ersetzt haben, und die ihnen eigentümliche Bewaffnung mit Pfeil und Bogen ist den Griechen, vielleicht sogar allen indogermanischen Völkern von Haus aus fremd. Auf ganz anderen Wegen ist vor wenigen Jahren U. v. Wilamowitz (Hermes 1903, XXXVIII 575 ff.) zu dem Ergebnis gelangt, daß die Griechen ihren Apoll aus der Fremde, von den Lykiern empfangen haben. Auch die Untersuchung Alys weist nach, daß sich auf Kreta nichts findet, das Anspruch darauf machte, für alt-apollinisch zu gelten (S. 57). Wenn er freilich einige kretische Apollonkulte, voran den Karneios, auf die Dorer zurückführt, so sind damit nur die Vermittler bezeichnet, ohne daß die Frage nach dem Ursprung berührt wäre.

Er behandelt in fünf Abschnitten die kretischen Kulte des Pythios, Karneios, Amyklaios, Delphinios, Tarrhaios und dann zusammenfassend lokale Apollongestalten. Da er inschriftliche und literarische Überlieferung, Bildwerke und Münzen umsichtig heranzieht, so ist damit ein fester Grund gelegt für die Kenntnis der kretischen Apollonkulte in historischer Zeit. Aber er begnügt sich damit nicht, sondern ist bemüht, in das Dunkel der Vorzeit einzudringen, um die Herkunft der einzelnen Kulte nach Möglichkeit zu erklären. Hiebei geht er, getreu seinem Motto: *νᾶφε καὶ μέμνασ' ἀπιστεῖν*, so vorsichtig zuwerke, daß man ihm in den meisten Punkten zustimmen kann. So macht er es wahrscheinlich, daß der pythische Apoll auf Kreta einen Riesen Talos verdrängt habe und daß im Kreise von Tarrha Apoll an Stelle eines Götterpaares getreten sei, für das der indogermanische und besonders auf Kreta beliebte Märchenzug von der wunderbaren Ernährung durch

ein Tier charakteristisch war. Eine tiefer eindringende Studie widmet er dem Delphinios (Delphidios). Die Betrachtung der Namensform führt ihn auf einen Delphos, der für die lemnischen Pelasger bezeugt ist und von ihm mit dem alten Schlangenfetisch von Pytho, der ursprünglich nicht Python, sondern *Δελφύνης* hieß, zusammengebracht wird; er gehörte, wie die Verbreitung des *Δελφίνιος* schließen läßt, den Minyern an und war ein Förderer der Zeugung und des Wachstums, Erdgott und Segenspender, aber auch Schützer des gerechten Mordes und Totengott. Ob freilich der Stammesname der *Δελφοί* von dem Namen dieser Gottheit zu trennen ist, wie Aly meint, daran zweifle ich. Jedesfalls darf man auf Grund dieser Probe den weiteren religionsgeschichtlichen Forschungen des Verf.s mit Spannung entgegensehen.

Innsbruck. Ernst Kalinka.

Römische Komödien. Deutsch von C. Bardt. I. Bd. 2. Aufl. Berlin, Weidmann 1909. 320 SS.

> Arm an Maß zwar ist der Deutsche,
> Doch nur allzureich an Versen.
> Platen.

Wie man einen Freund und Bekannten recht lieb haben kann, ob man sich gleich seiner großen und kleinen Fehler recht bewußt ist, ja ihn häßlich oder gar verwachsen findet, just so, fühlt wohl ein jeder, geht es uns mit den Büchern. Wir greifen ja oft nach einem, mag es auch in vieler Hinsicht nicht unseren Anschauungen entsprechen; denn der Spatz in der Hand ist uns lieber, als die Taube auf dem Dach.

So geht es mir mit Bardts Buch, das ich seit sieben Jahren (erste Aufl. 1902) oft zur Erheiterung in die Hand nahm. Wäre ich Prediger, ich disponierte meinen Sermon deshalb so: Also, Geliebte im Herrn, laßt uns zuerst betrachten, wie das Buch ist; dann aber zweitens, wie es sein könnte, ja nach unserem Bedünken sein sollte.

Ad 1 also spricht für Bardts Buch der Erfolg. Wenn bei einem Buch solchen Inhalts und solchen Preises (es ist viel zu teuer[1]) trotzdem eine Auflage in sieben Jahren vergriffen ist, dann zeigt sich erstens, daß das Korybantengeschrei der Antihumanisten lächerlich ist, daß das Publikum doch nach den goldenen Früchten der alten Poesie greift, wofern sie ihm nur in einer genießbaren Form geboten werden. Zweitens aber muß auch des Nachdichters Arbeit gelungen sein, denn wäre sie es nicht, so fände das Buch bei allen sonstigen Vorzügen keinen Absatz. Und in der Tat geht

---

[1]) Meine 'Griechenlyrik' und die 'Römerlyrik' (also mehr als das Doppelte) sind um eine Mark billiger.

durch das hübsche Buch ein frischer, freier, etwas burschikoser Ton, der uns anmutet und über manche Unebenheiten namentlich im Verse wegsehen läßt. Wir denken: Seien wir froh, daß wir wenigstens diese Umdichtung haben, wenn sie auch von dem Ideal, das wir uns machen, weit entfernt ist. Dann ad 2 muß man, wenn man ehrlich sein will, gestehen, daß Bardts Komödien wohl etwas zu weit vom Original abgehen. Bardt hat sich entschlossen, allüberall eine Versart anzuwenden — den Knittelvers. Wir wollen sehen, was die Folge ist.

Ihrer Entstehung nach sind die Komödien des P. und T. zwar nicht hohen Stils, aber doch Kunstwerke einer höheren Gattung, über Atellanen, Fescenninen, Mimen hinaus Literaturprodukte, die nicht auf die Masse des Volkes berechnet, dem Geschmack der *upper ten* genügen sollen. Sie sind in einer überm Meer erfundenen und erprobten, zu Rom gar nicht volkstümlichen Form verfaßte, ganz oder teilweise durchkomponierte Singspiele, in denen zwar der deklamatorische Teil — das *deuerbium* — die Gesangstellen überwiegt, die aber doch himmelweit vom Buchdrama abliegen.

Für alle die verschiedenen Teile, für das fast prosaische *deuerbium,* für die Gesangspiecen, ja sogar für die stocktrockenen Referate der Vorsprüche wählt nun Bardt eine einzige Versform — den vierhebigen Kurzvers, die gehälftete Langzeile, vulgo Knittelvers.

Ich habe nichts gegen ihn, liebe ihn, brauche ihn oft; allein ich gebe zu bedenken: Unser Knittelvers hat etwas Volkstümliches Derbes, Burschikoses, das vielleicht hie und da in den rüderen originalen Szenen des Plautus ganz trefflich durch ihn nachzubilden ist, aber kaum im rechten Verhältnis steht zu der sorgsam gefeilten Verstechnik, zur Feinheit menandrisch-terenzischer Kunst. Im Knittelvers schwingen zuviel Untertöne mit, die dem Original ganz und gar fehlen.

Und somit schafft Bardt (*ποιεῖ* als *ποιητής*) zwar recht lustige, ganz lesbare Possen; aber er drückt das literarische Niveau von der bewußt-höheren Kunstübung des Ganz- und Halbmenander unzweifelhaft herab auf den naiv-volksmäßigen Ton Hans Sachsens, Ayrers oder besser des Pater Grey, des Jahrmarkts von Plundersweilern. Ich kann ihm in diesem Belang trotz aller Anerkennung seines Strebens und Könnens nicht folgen. Vornehmlich scheint mir der Knittelvers für die Prologe und das Deverbium wenig geeignet. „Der zerbrochene Krug", „Weh dem, der lügt", „Turandot" u. a. zeigen in den reimlosen Blankversen eine viel bequemere und doch der antiken Form näher stehende Möglichkeit. Beispielshalber nehme ich den Prolog der Andria her:

Bardt übersetzt:

Der Poet hat, wann er sich rüstet zum Dichten,
Darauf zuvörderst den Sinn zu richten,
Daß dem Publikum das Stück gefällt.

Doch leider anders geht's oft in der Welt:
Wenn er gern aus dem Vollen schafft,
Muß er verpuffen die beste Kraft,
Um statt im Prologe fein zu erzählen,
Abzuwehren das giftige Schmälen
Eines alternden Dichters, dem nichts mehr glückt.
Hört, was man jetzt am Zeug mir flickt:
Zwei Stücke von Menander sind
Das Mädchen von Andros und das von Perinth.
Wer eines kennt, der kennt sie beide,
Derselbe Leib in verschiedenem Kleide.
Der Poet hat das erste sich zugestutzt,
Was ihm paßte, dabei vom zweiten benutzt;
Gleich meint die Kritik, hier Unrat zu wittern!
Zwei Stücke soll man zusammen nicht klittern.
Sie sollen sich hüten! Oft sind die Gelehrten
Durch Gelahrtheit geworden zu arg Verkehrten.
Wer deshalb unsern Poeten schmäht,
Ins Gericht auch mit Plautus und Ennius geht,
Die treten als Eideshelfer ein
Und vertreten getrost gegen groß und klein
Der Alten bequemere Lässigkeit
Vor der steifen Glätte der neusten Zeit.
Drum schweige der Neid und lasse sein Schelten,
Man könnte sonst Gleiches mit Gleichem vergelten.

Nun still und leiht ein geneigtes Ohr.
Euch trägt der Poet den Streitfall vor,
So entscheidet was künftig von ihm zu erwarten;
Wenn hier in seinem poetischen Garten
Neue lustige Früchte reifen,
Ob zu klatschen sich ziemet oder zu pfeifen.

Daß damit der Ton des Originals verzweifelt wenig getroffen ist, weiß jeder, der das *poeta cum primum animum ad scribendum adpulit* auch nur einmal gelesen hat [1]).

Nun still und hört mich willig an,
Daß jeder von euch erkennen kann,
Ob zu hoffen stehe, daß künftig man
Ein Stück erst anhört bis zum Schluß
Oder es gleich anblasen muß.

Ich meine also, man käme dem Original der Prologe mit einer Übertragung im Blankvers weitaus näher. Man vergleiche mit dem Urtext etwa folgendes Impromptu:

Als unser Poet ans Dichten ging, da wähnt' er,
Es sei ihm die Aufgabe bloß gestellt:

---

[1]) Ich sehe dabei ganz ab, daß die Nachdichtung Bardts überall sehr frei und ungenau ist. Schon der Anfangsatz ist nicht allgemein (wann), sondern speziell (als). V. 4 ist wie so viel anderes einfach müßiger Zusatz. Das ist der Fluch der v. Wilamowitzschen Bemerkungen vor Hippolyt und Herakles, daß viele seiner Nachfolger heute frisch in die Texte einschieben, was ihnen behagt, und so den Alten vordichten, statt ihnen nachzudichten. Hieher gehören ja z. B. auch die letzten Verse dieser Stelle bei B. Warum nicht etwa so?

Dein Drama muß dem Publikum gefallen!
Doch oft kommt's weitaus anders, sieht er jetzt.
Denn schon im Vorspruch plagt er sich, nicht etwa
Stoff zu erzählen, sondern gift'gem Schimpf
Eines altfränkischen Dichters zu erwidern.
Nun, bitt' ich, paßt brav auf, was man ihm vorwirft.
Menander machte zwei Komödien —
'Die Maid von Andros' und 'Die von Perinth'.
Kennt eines wer, dann kennt er beide Stücke;
So ähnlich ist der Stoff; verschieden freilich
Ist die Ausführung und der ganze Stil.
Aus der Perintherin was passend schien
Hat unser Dichter in die Andria
Hineingenommen, wie er gern gesteht,
Und es benützt wie eigene Erfindung.
Nun tadelt man's und disputiert darüber,
Verpönt sei derlei Dramenklitterung.
Ja sieht der Krittler Einsicht denn nicht ein,
Daß sie mit ihm den Ennius, Naevius, Plautus
Bezichtigt, denen unser Dichter folgt?
Ja ihm behagt der Alten lässig Wesen
Mehr, als der Neuern ganz obskurer Fleiß.
Drum warn' ich sie: Gebt Friede, laßt das Schimpfen,
Sonst legt er eure Schwabenstreiche dar.

Nun still. Hört euch die Sache freundlich an,
Zu sehn, ob er noch etwas hoffen darf,
Ob seine künftigen Stücke ihr vorher
Anschauen oder gleich anblasen müßt.

Ich gebe unumwunden zu: Lustiger, frischer liest sich Bardts Überarbeitung; aber meine Übersetzung ist trotzdem wahrer, treuer und — hoffentlich doch auch deutsch. Dürfen wir dem Original aufhelfen? Es über sein Wesen heben? Ich sage: Nein!

Wenn ich also die in Betracht kommenden Stücke zu übersetzen hätte, ich bliebe nicht bei einer einzelnen Versart, sondern um dem Ethos der jeweiligen Stelle gerecht zu werden, hielte ich für Prologe und einfaches *deuerbium* am fünffüßigen Iambus fest — der doch in seiner reimlosen Form nur halbgehobene Prosa ist. Für die im Original durchkomponierten Stellen kann eine *a priori* bindende Norm nicht gefunden und aufgestellt werden. Es ist sein eigener Geschmack und sein mehr oder minder eindringendes Kunstverständnis, was dem Übersetzer hier im konkreten Fall die Richte gibt.

Diese Bemerkungen sind geschrieben anläßlich, nicht gegen Bardts Buch, dem ich seinen Erfolg neidlos gönne und noch eine ganze Reihe von Auflagen wünsche. Ich habe nur meine Auffassung präzisieren wollen.

Wien. J. M. Stowasser.

W. H. Alexander, Some textual criticisms on the eighth book of the De vita Caesarum of Suetonius. University of California publications in classical philology. Vol. II 1, 1—33. 1907.

Alexanders textkritische Untersuchungen über 14 Stellen im VIII. Buche Suetons (Biographien der Flavischen Kaiser) sind aus einer Doktorsdissertation für die University of California hervorgegangen. Sie entsprechen im allgemeinen dem, was wir an deutschen philologischen Dissertationen zu sehen gewohnt sind: strenge Methode, peinlichste Akribie, großer Fleiß im Zusammentragen der Belegstellen. Freilich ist der Gewinn nicht eben bedeutend. Es handelt sich meist um geringfügige Textveränderungen, die zu begründen ein großer Apparat aufgeboten wird; hier können durch ehrliche, mühevolle Arbeit, Kleinarbeit nur bescheidene Resultate gewonnen werden. Der Besprechung einzelner Stellen geht eine kurze Klassifizierung und Würdigung der Handschriften voran. Die Ihmsche Rezension ist dem Verf. noch nicht bekannt.

Prag. Dr. A. Stein.

Wilhelm Uhl, Winiliod. („Teutonia", Arbeiten zur germanischen Philologie. Herausgegeben von W. Uhl. 5. Heft.) Leipzig, Avenarius 1908. VII und 427 SS.

Das Buch ist ein Kuriosum in der germanistischen Wissenschaft, indem es der von den Altmeistern der Wissenschaft streng gewahrten Methode Hohn spricht. Wenn Wissenschaft die möglichst geordnete Zusammenfassung der gesicherten Urteile ist, so hat dieses Buch nicht viel damit zu tun. Kein Dilettant unserer Wissenschaft könnte sein durch fleißige Lektüre gesammeltes Wissen über den Gegenstand forscher und voraussetzungsloser der Welt offenbaren, als es hier Uhl in dem dicken Bande über das Winiliod tut, welches Thema den Band, der besser „Allerlei zur Volksliederfrage" betitelt wäre, nur lose zusammenzuhalten vermag. Kombinationstalent und Ahnungsvermögen, geistreiche Einfälle wird man natürlich auch hier nicht vergeblich suchen, aber der Ernst, mit dem alle gelegentlichen Einfälle und Vermutungen in die wissenschaftliche Rechnung und Folgerung eingestellt werden, läßt die strenge Folgerichtigkeit vermissen und gibt den gewonnenen Feststellungen und „Schlüssen" nicht einmal Evidenz der Wahrscheinlichkeit.

Uhls Meinung zum Winiliod ist etwa folgende: Die bekannte Stelle aus dem Kapitular Karls des Großen vom Jahre 789 *et nullatenus ibi winileodos scribere vel mittere praesumant* ist falsch interpretiert. *Scribere* geht auf das Anlegen von Liedersammlungen (S. 89), *mittere* = *committere* in der Bedeutung „laufen lassen, [eine Schaustellung] aufführen" — wie man wohl auch *cantica*

exercere sagt — geht also auf die ein Lied begleitende Bewegung; kurz, die *winileodos* sind gar keine Liebeslieder, sondern kameradschaftlich (*wine*, *winja heiße ursprünglich nicht „Geliebte", sondern „Freundin") durchgeführte Arbeitslieder, die natürlich an Lustigkeit nichts zu wünschen übrig ließen; man lese die phantasiereiche Ausmalung der Sache S. 96 f. und 147. Damit *wine* die Bedeutung des Untergeordneten bekomme, muß der wackere Rüdiger von Bechelaren (*wine der Gotlinde*) so etwas wie „der Prinzgemahl" seiner Frau Gotlinde, also von Haus aus ein „armer Parvenü" gewesen sein (S. 14). Und S. 297 wird *winiliod* als Gewerkschaftslied erklärt. Noch bei Schiller im „Tell" (IV. 3: 'Aber heute will ich den Meisterschuß tun und das Beste mir im ganzen Umkreis des Gebirgs gewinnen') soll *gewinnen* einen „herben Beigeschmack" (S. 133 f.) haben. Um die Hypothesen, Unwahrscheinlichkeiten und Irrtümer, die in dem zum Erweise aufgebotenen Heer von Gründen und Exkursen zutage treten, klarzulegen, kann ein kundiger Leser ein neues Buch machen; aber ich zweifle, daß er einen so willigen Verleger finden wird wie Uhls dickleibige Arbeit. Wie eine Selbstironie wirkt S. 147 die Warnung: „Man hüte sich, hier im Detail sich zu verlieren", und das Bekenntnis S. 151, daß „der zweite Abschnitt bereits etwas zu lang ausgefallen ist". Es folgen aber noch 276 Seiten.

Der größere Teil des Buches beschäftigt sich mit den Formen und Arten des Volksliedes, im besonderen mit dem Klosterlied, sowie mit dem Arbeits- und Ständelied. Dazwischen hinein wird alles Mögliche verstreut und man muß über die ungeheure Belesenheit oder den Zettelfleiß des Verf.s staunen. Die Masse des Gebotenen sucht er durch interessante und nicht selten pikante Überschriften genießbarer zu machen, z. B. „Die Aderlaßbinde als Geschenk", „Der splendide Bauherr", „Der bedenkliche Punkt", „Germanist und Musikus", „Die Urzeugung". Für die Volksliederforschung findet sich in dem Buche manche gute Bemerkung durch Betonung neuer Gesichtspunkte und da und dort auch neues Material. Die Volkskunde wird darum diesem Buche mehr Dank wissen als die althochdeutsche Literaturgeschichte, für die Uhls „Winiliod" nicht viel Brauchbares gebracht hat.

Leitmeritz. Alois Bernt.

Deutsches Lesebuch für österreichische Mittelschulen. Ausgabe für Gymnasien. VI. Band. Mit mittelhochdeutschen Texten. Von Dr. Friedrich Bauer, Dr. Franz Jelinek und Dr. Franz Streinz. Wien, k. k. Schulbücherverlag 1907. 396 SS. Mit einem Beiheft. 71 SS. Preis geb. 2 K 50 h.

Während die Herausgeber unserer gangbaren Mittelschullesebücher, dem Rufe nach Weiterführung der literarhistorischen Dar-

stellung bis in die neuere Zeit Rechnung tragend, zu den bereits im Schulgebrauch stehenden Bänden Fortsetzungen erscheinen lassen — so z. B. Kummer und Stejskal einen „Schlußband. Das XIX. Jahrh. seit Goethes Tod“ und mit noch stärkerer Betonung des „Modernen“ Prosch und Wiedenhofer „Lesestücke aus den jüngsten Epochen der neuhochdeutschen Dichtung nebst einigen Sprachproben“ —, haben die Verf. des jüngsten Deutschen Lesebuches, Bauer, Jelinek und Streinz, mit kühnem Griffe zeitgenössische Literatur bereits in die für die I. und V. Klasse bestimmten Bände ihres prächtigen Werkes eingestellt. Muß auch der vorliegende VI. Band, den durch den Lehrplan gezogenen Geleisen folgend, von der Aufnahme neuester Dichtungen absehen, so ist er doch nicht minder zeitgemäß als die beiden ersten, auch in dieser Zeitschrift freundlich begrüßten Bände (vgl. Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1907, S. 605—613). Leidet zwar auch er an der bekannten Überfülle des Stoffes eines jeden für die Sexta bestimmten Lesebuches, so kann dies doch unbeschadet der Güte, ja Vortrefflichkeit des Buches durch die zu erwartende planmäßige Verteilung des Lehrstoffes dieser Klasse auch auf die Quinta unschwer behoben werden.

Die Verf. bringen Lehr- und Lesebuch zugleich, indem sie die nach Inhaltsangaben, ganz oder im Auszuge gebrachten Dichtungswerke durch eine historische Entwicklung der Nationalliteratur verbinden und wahren die Einheitlichkeit des Buches durch den durchgehends von ihnen geschriebenen Text (wie bei Lampel und Prosch-Wiedenhofer), der ohne stoffliche Lücken und ohne Heranziehung einschlägiger Kapitel aus größeren Werken (wie bei Kummer-Stejskal) geführt wird, sowie dadurch, daß der ganze literarhistorische und Lesestoff als einheitlicher Druckkomplex vor die unerläßlichen „Anmerkungen“ gestellt wird, wodurch die leidigen Verweisungen auf Inhaltsangaben und Biographien in dem doch meist vernachlässigten, kleingedruckten Anhang — wenigstens in den wichtigeren Partien — entfallen. Allgemein historische oder speziell literarische Charakteristiken gehen den größeren Epochen voraus und zeigen die Dichter und Dichtungen im Zusammenhang mit den Bedingungen und Tendenzen ihrer Zeit (so vor allem Kapitel 39: „Humanismus und Reformation“ und das dankenswerte Stück 57: „Das Zeitalter der Aufklärung“). Die viel übersichtlicher als bisher (bei Lampel z. B. in acht Perioden) gegebene Gliederung des Stoffes beruht übereinstimmend mit den Entwicklungsstufen der Sprache auf der Dreiteilung in alt-, mittel- und neuhochdeutsche Zeit, der als eigenes Kapitel „Die germanische Zeit“ vorausgeht. Die Gliederung nach Jahrhunderten ist vom XVI. ab für dieses und das XVII. als ganzes, für das XVIII. Jahrh. in zwei Teilen („Die erste Hälfte“ und „Die Frühklassiker“) durchgeführt. Eine wohltuende Übersichtlichkeit wird erreicht durch die klar angelegte Disposition, durch deutliche Überschriften, durch Schlagworte, die,

am Rande fett ausgesetzt oder im Texte gesperrt gedruckt, den Inhalt markant beleuchten [1]). (Bei den mhd. Liedern fehlen leider Überschriften; die Volkslieder haben sie). Die fachgerechte Bearbeitung des Werkes erquickt oft durch den anschaulichen und warmen Ton der Darstellung, der den Stoff aus der gerade in den Deutschstunden so fachwidrigen Öde eines nur lehrhaften, zeitfremden Schulbetriebes hebt, die Dichtungen selbst sind — besonders schön z. B. bei Günther und Klopstock — aus der Persönlichkeit der Autoren entwickelt. — In materieller Beziehung haben die Verf. durch Weglassung bisher übermäßig ausgedehnter Lesepartien (so beim Nibelungenlied, bei Klopstocks Oden, Lessings Fabeln, Sinngedichten und Briefen) Raum für die Aufnahme neuer Textproben gewonnen (fast in allen Perioden, so in der germanischen und althochdeutschen Zeit, in der Kunst- und Volkslyrik des Mittelalters, ferner im XVII. Jahrhundert, das jetzt mit Proben der Lyrik, Epik und Dramatik vertreten ist) und auch dem Humanismus, der Aufklärung, der österreichischen Literatur eine eigene Darstellung geben können.

Im einzelnen heben wir folgendes als bemerkenswert heraus: Anschließend an die deutschen Mundarten werden die deutschen Stämme nach ethnographischen und volkskundlichen Momenten (Hausbau!) sowie nach ihrer geistigen Anlage vergleichend charakterisiert. — Die „Germanische Zeit" bringt neben Hochzeits- und Totenliedern endlich die Merseburger Zaubersprüche in nhd. Text, zieht Rätsellieder (MSD. VII 4) und von den Rechtssatzungen die friesischen „Drei Nöte" heran. Wulfilas Bibelübersetzung wird in dem Gotischen Vaterunser (mit subskribierter Übertragung) anschaulich gemacht, in der Heldensage der „Epische Sang" und „Epische Stil" breiter charakterisiert (vgl. dazu die spätere Charakteristik der Sprache Klopstocks im Messias S. 279!), Edda [2]) und Beowulf (Inhalt und Proben nach Müllenhoff, Hertz und Gering) werden behandelt. — In der „Althochdeutschen Zeit" erscheint ein sächsisches Taufgelöbnis übersetzt, der Tatian erwähnt, das Ludwigslied im ahd. Original-

---

[1]) Eine gute Disposition des Textes und des Vortrages, eventuell die Zuhilfenahme einer einfachen graphischen Darstellung an der Tafel oder die Heranziehung von Ludwigs „Literaturwandkarte" bei komplizierteren Lebensbildern, wie z. B. Lessings, machen die in dem „Deutschen Literaturatlas" von Nagel so sehr empfohlenen, aber meist mehr verwirrenden als klärenden „Lebenskarten" wohl überflüssig.

[2]) Wann wird man sich einmal dazu entschließen, einzelne Lieder der „Edda" in einer Schulausgabe den Schülern zugänglich zu machen? Bisher existiert eine solche meines Wissens weder bei uns noch in Deutschland (das Programm von Putbus 1889, Viktor Campe: „Sprachproben und Stücke aus der Edda" konnte ich leider noch nicht einsehen). Gering ist zu groß und teuer, die „Eddalieder" in der Sammlung Göschen, von Ranisch herausgegeben, sind für die Schüler zu schwer und die Reclamausgabe von Wolzogen, nach welcher jeder für germanisches Altertum schwärmende Sextaner greift, ist gerade für diesen unbrauchbar.

text mit nhd. Interlinearversion, während vom Heljand die Bergpredigt und der Seesturm (übersetzt von P. Herrmann) ausgewählt sind. Das lateinische Nibelungenlied des Schreibers Konrad wird erwähnt und der *„modus“* = Leich auf die aus dem Rituale der Messe erklärten Sequenzen zurückgeführt.

Wie für die mhd. Vorbereitungszeit die große theologische Bewegung des XI. und XII. Jahrh., ausgehend von der Cluniacensischen Reform, als Grundlage des religiösen Charakters der Zeit angenommen und die Dichtung der Geistlichen aus ihr erklärt wird, so ergibt sich dazu S. 301 eine schöne Parallele, wo gezeigt wird, wie der Blütezeit der Dichtung im XVIII. Jahrh. ebenfalls eine Zeit vertieften religiösen Lebens, ausgehend von dem Pietismus, vorangeht. Das Kapitel bringt neu den „Preis des Kreuzes“ (Scherer) aus dem Ezzoleich und Proben aus dem Alexanderlied (Khull). Die mhd. Blütezeit unterscheidet zwischen „Nationaler“ und „Höfischer Epik“; jene umfaßt mhd. Partien aus dem Nibelungenlied: „Kriemhildens Traum und Siegfried; Erste Begegnung; Islandfahrt; Siegfrieds Tod; Gunters, Hagens und Kriemhildens Ende“ und aus der Gudrun: „Kundschaft von der Ankunft der Hegelinge bei Gudrun; Ortweins und Hagens Ankunft“ (im ganzen 263 Strophen; bei Kummer-Stejskal 389, bei Lampel 661, bei Prosch-Wiedenhofer 888 Strophen!). Die höfische Epik bringt die Stoffe (antike, keltische, Artus, Gral) behandelt Chrétien de Troyes und die deutschen Klassiker — dabei ein Teil der literarhistorischen Stelle bei Tristan 4619—4635 — und die Fortsetzer.

Der „Minnesang“ hat eine neue, schöne Bearbeitung erfahren. Die geschichtliche Entwicklung führt nach allgemeiner Behandlung des Minnesangs — Lied, Leich, Spruch, Naturgefühl!, Liederbücher und Sammlungen — von den volkstümlichen Anfängen dieser Lyrik in geschlossener Darstellung bis zu Hugo von Montfort und Oswald von Wolkenstein, behandelt den Kürenberger, Dietmar von Eist, Friedrich von Hausen (mit einer mhd. Probe, MF. 47, 9—16), Heinrich von Morungen, Reinmar von Hagenau und Walter, Reinmar von Zweter, Freidank und Ulrich von Lichtenstein, Neidhart, Tannhäuser und den oben erwähnten Vorarlberger und Tiroler Sänger. Der mhd. Text bringt ganz neue Partien aus „Des Minnesangs Frühling“ und führt so das schöne Buch auch in den Unterricht ein. Hatte man bisher — mit Ausnahme von Proben bei Prosch-Wiedenhofer — „aus dem Lesebuche den Frühling gestrichen“ — um ein Wort der Alten zu variieren —, so ist er jetzt mit duftenden Blüten der Volks- und der Kunstlyrik wieder dort eingesetzt worden. Von den „Namenlosen Liedern“ ist das Mädchenlied aus den Briefen Werinhers von Tegernsee MF. 3, 1—6 *(„ich bin dîn, du bist mîn“)* gedruckt, von den Liedern des Kürenbergers die beiden korrespondierenden Strophen MF. 8, 1—8 und 9, 29—36 *(ich stuont mir nehtint spâte . . .“*

und *„nu brinc mir her vil balde...“)*, sowie die beiden Falkenstrophen MF. 8, 33—9, 12 *(„ich zôch mir einen valken...“)*, von Dietmar von Eist MF. 33, 15—22 *(„ahî nu kumet uns diu zît“)*, MF. 37, 4—17 *(„ez stuont ein frouwe alleine ...“)* und MF. 37, 30—38, 4 *(„sich hât verwandelôt diu zît“)*, Heinrich von Morungen erscheint als Walters bedeutendster Vorgänger mit dem Liede MF. 127, 1—34 *(„wist ich, obe ez möhte wol verswîgen sîn“)*, Hartmann von Aue — endlich! — mit dem gemütstiefen und bildenden Kreuzlied MF. 209, 25—210, 34 *(„dem kriuze zimt wol reiner muot | und kiusche site..“)* und MF. 216, 29—217, 18 *(„maneger grüezet mich alsô“)*, Reinmar mit der Klage über Herzog Leopolds Tod, MF. 167, 31—168, 29 *(„si jehent, der sumer, der sî hie...)*, Walter von der Vogelweide mit 18 Liedern, darunter neu 3 *(„das Halmmessen“)* und 4 *(„herzeliebes frouwelin“)*, Ulrich von Lichtenstein mit einem *(„in dem walde süeze doene“)* und Neidhart von Reuental mit dreien, zwei Reihen *(„der walt stuont aller grîse“* und *„der meie der ist rîche“)* und einem Tanz *(„rumet ûz die schämel und die stüele“)*. Aus Freidanks „Bescheidenheit“ folgen 31 Sprüche.

Die „Verfallszeit“ (XIV. und XV. Jahrhundert) enthält — wieder nach allgemeiner Charakteristik — neben den Sammlungen (Karlmeinet, Füetrers Abenteuerbuch, Heldenbuch, Kaspar von der Rhoen, Ambraser Handschrift), den Reimchroniken (Enikel, Ottokar), den kleineren Verserzählungen (Wiener Meerfahrt) und Schwanksammlungen (Gesta Romanorum, Die 7 weisen Meister, Neidhart Fuchs, Pfaff vom Kahlenberg, Till Eulenspiegel) vor allem die Lyrik dieser Zeit als Meistergesang, Volkslied und geistliches Lied (und Didaktik), dann die Prosa in Volksbuch, Geschichtschreibung, Bibelübersetzung und Mystik (Eckart, Seuse, Tauler). Mit einem eigenen Abschnitt „Volkslieder“ schöpft das Lesebuch endlich voller aus diesem Jungbrunnen und bringt unter 12 Stücken z. B. den „Liebsten Bulen“, das „Sichellied“, den „Innsbrucker Abschied“ (weltlich und geistlich) und das „jüngere Hildebrandslied“, gottseidank nicht mehr in der „verneuerten“ Verstümmelung des „Wunderhorns“, sondern mit sprachlich reinem Text.

Das Kapitel „Drama im M. A.“ schließt die mhd. Zeit, bringt in den Worten der szenischen Darstellung des Osterevangeliums (X. Jahrh.) anschaulich den Keim der späteren reichen Entwicklung des geistlichen Dramas, erwähnt die Oster-, Passions-, Propheten- und Weihnachtsspiele, den Tegernseer Antichrist, das Theophilusdrama, die 10 Jungfrauen (mit Text nach Vogt), die Misterien und landet in Oberammergau. Das weltliche Drama wird aus seinen Quellen, den alten Frühjahrsbräuchen und späteren Fastnachtsaufzügen entwickelt (darunter der Nürnberger Schembartlauf), das Neidhartspiel, Rosenplüt und Folz, das Schweizer Spiel vom „Klugen Knecht“ werden gebucht.

Mit dem V. Abschnitt beginnt die Darstellung der „Nhd. Zeit“. Auch für sie werden die materiellen und geistigen Wurzeln aufgedeckt, aus denen sie hervorwuchs: neben den Entdeckungen und Erfindungen der Humanismus und die Reformation. Als deutsche Vertreter des auch in seinem italienischen Ursprung behandelten Humanismus erscheinen Celtis, Reuchlin, Erasmus, Ulrich von Hutten und auch die „*Epistulae obscurorum virorum*“ rücken als Dokument des Reuchlinischen Dominikanerstreites ins Lesebuch ein. Luther erscheint als der Träger der Reformation und wird biographisch und literarisch (als Bibelübersetzer, Lyriker und Verfasser von Flugschriften) gewürdigt. An die Sprachprobe aus dem Dolmetschen-Sendboten wird die Begründung der nhd. Schriftsprache geknüpft. Das „Deutsche Schrifttum im XVI. Jahrh.“ bringt den Teuerdank, die neuen Volksbücher, Wickram als Vater des deutschen Originalromans, den Meistergesang als Verbreiter der Reformation, die zeitgenössische Satire (Brant, Murner, Fischart), Hans Sachs und sein Drama, das deutsche Bibeldrama (Paul Rebhuhn) und lateinische Schul- und Bibeldrama (Wimpheling, Frischlin, Naogeorg, Brülowius, der „Saul“). Anschließend folgen Textproben aus dem XVI. Jahrhundert, so Luthers „Fraw Musica“ und der 46. Psalm: „Eine feste Burg ist unser Gott“; ferner Teile aus dem „Glückhafften Schiff“, Sachsens „Schlauraffenland“ und dem Fastnachtsspiel vom „Fahrend Schuler im Paradeis“.

Das „XVII. Jahrh.“ bringt die ausländische Renaissanceliteratur, von den Sprachgesellschaften den „Palmenorden“, Martin Opitz und die schlesischen Schulen, charakterisiert die Renaissancelyrik in ihren verschrobenen Eigenheiten und findet für Christian Günther kurze, aber warme Worte — eine der schönsten Stellen des Buches, die zeigt, wie auch in einem Schulbuche die Dichtung als lebendige, aus dem Menschenherzen und seinem Empfinden entspringende Schöpferkraft dargestellt werden kann. (Der Druckfehler Sachsen für Schlesien ist auf der letzten Seite korrigiert.) Als Träger der geistlichen Lyrik treten auf Paul Gerhardt, Spee und Scheffler, der Didaktik Logau, der Satire Moscherosch und Sancta Clara, des Romans Grimmelshausen, ferner die englischen Komödianten, Gryphius, Lohenstein und Christian Weise für das Drama, die fast insgesamt auch mit Textproben vertreten sind (besonders Günther und „Peter Squentz“ hervorzuheben).

Haller und Hagedorn eröffnen das „XVIII. Jahrh.“, in ihrer Art und Kunst gekennzeichnet. Die „Alpen“ und die Anakreontik werden behandelt, Bodmer und Breitinger treten auf den Plan, die „Diskurse der Maler“, Gottscheds und der Schweizer „Kritische Dichtkunst“ werden eingehend behandelt, ebenso Gottsched als Bühnenreformer. Der literarische Hintergrund erweitert sich durch die Heranziehung der einschlägigen fremden dichterischen und kritischen Schriften (Milton, Dubos), literarische Gruppen werden mit ihren Organen eingeführt — die „Bremer Beiträger“, der

„Hallische Dichterkreis“ — und in ihren Vertretern geschildert, der alte J. E. Schlegel als „Vorläufer Lessings“, Gellert, Gleim und Kleist hervorgehoben. — Aus den „Alpen“ sind nur sieben Strophen gedruckt (bisher 20—23!), aus dem „Frühling“ 35 Verse (bisher ganz mit 519 Versen!). Von Haller erscheinen noch Teile aus dem Karmen „Über die Ewigkeit“ und die breite, doch rührende „Trauerode“ und von Hagedorn der „Lustige Seifensieder“ (der, wenn nicht überhaupt entbehrlich, hier in VI. doch an besserer Stelle steht als bisher in der Sekunda), Gellert steuert zwei Fabeln und ein geistliches Lied bei.

Als „Frühklassiker“ werden Klopstock, Wieland und Lessing eingehend nach Leben und Werken behandelt. Bei Klopstock weist ein kurzer einleitender Absatz gut auf das Genial-Impetuose hin, das am jungen Klopstock so entzückt und die Verf. entwickeln wieder die Kunst des Dichters aus dessen menschlicher Persönlichkeit. Ausführlich wird der „Messias“ (nach Stoffbehandlung, Episoden, lyrische Einlagen, Sprache und Aufnahme) sowie die „Oden“ (nach drei Perioden, Form und Inhalt) behandelt, den „Dramen“ und auch der wunderlichen „Gelehrtenrepublik“ sind zwei Absätze gewidmet. Kurze Ausblicke auf gleichzeitige neue Dichtungen zeigen in dem Aufkommen der Volkslyrik, durch Herders und Goethes Sammeleifer erweckt, sowie in dem neuen Drama Lessings und in Wielands Epik die literarischen Gegengewichte gegen Klopstocks Einfluß.

Bei Wieland ist die Darstellung mehr literarisch-episch auf seine Werke gerichtet, hebt im „Don Sylvio“ und „Agathon“ — mit Inhaltsangabe — das Autobiographische und die Tendenz als „Bildungsroman“, die jüngeren und älteren Verserzählungen, die Bedeutung der Shakespeare-Übersetzung, das Philosophisch-Pädagogische im „Goldenen Spiegel“, das Satirische in den „Abderiten“ — mit Text — hervor und stellt am Schlusse zusammenfassend die literarische Bedeutung Wielands und seiner Sprache im Sinne der — angeführten — Denkrede Goethes fest.

Volle neun Seiten (Klopstock sechs, Wieland vier) sind dem „tapfern“ Lessing gewidmet. Seine dramatische Entwicklung führen die Verf. von den Charakterlustspielen der Jugend in der Art Marivaux' über seine an Terenz und Plautus, an Seneca und die *tragédie classique*, an das Shakespearsche und jüngere englische Drama (Lillo) anknüpfenden Studien bis zu dem durch ihn neu gewonnenen Typus des deutschen bürgerlichen Trauerspieles (Miß Sara Sampson), das sie würdigen und dessen Personengruppe „den Mann zwischen zwei Frauen“ sie durch das spätere Drama (bis „Maria Stuart“, ohne „Stella“) verfolgen. Sie zeigen dann die Beschäftigung Lessings mit der Poetik des Aristoteles und die Umdeutung des „*ἔλεος καὶ φόβος*“ aus „Mitleid und Schrecken (terreur)“ in „Mitleid und Furcht“, die Theorie der „Literaturbriefe“ und die neuen Versuche Lessings am Faustoff und im „Philotas“,

bringen die „Minna von Barnhelm“ als Zeitstück mit dem Hinweis auf das neue genre serieux Diderots, zeigen L. in der „Hamburgischen Dramaturgie“ neuerdings Form und Aufgabe des Dramas suchend und in der „Emilia Galotti“ den durch die neue Kunst Lessings gewonnenen Sieg der deutschen Tragödie, im „Nathan“ den neuerlichen Ausdruck seiner religiösen und humanen Toleranz. Die drei großen kritischen Schriften sind eingehend nach Inhalt, Tendenz und Form behandelt, von den übrigen Schriften erscheinen neu besprochen die „Rettungen des Horaz“ und das köstliche, namentlich in der Oktava ergötzlich zu lesende „Vademecum für Pastor Lange“.

Als Lesestoff sind gegeben von Klopstock 12 Oden, 1 geistliches Lied, von Wieland Partien aus den „Abderiten“, von Lessing 6 Fabeln, 9 Sinngedichte, der 17. Literaturbrief und 3 Privatbriefe.

Im 57. Stück wied endlich das so notwendige Kapitel „Das Zeitalter der Aufklärung“ gebracht, das, von Klopstocks im Pietismus wurzelnder Religiosität ausgehend, diese Richtung des inneren Lebens dem Schüler trefflich exponiert. Als Rückschlag wird der bis auf den Lord von Cherbury zurückgeführte Rationalismus dargestellt, der englische Deismus und seine französischen Weiterbildner, Bayle, Voltaire, Montesquieu mit der „Enzyklopädie“, Nicolai und die „Aufklärung“ als Vorbereiter des „Sturmes und Dranges“ wie der Romantik gezeigt.

Die „Österreichische Literatur im Zeitalter der Aufklärung“ (Stück 62) behandelt Sonnenfels, Josefs II. Verhältnis zur Literatur und zum Theater, das Burgtheater in kurzer Geschichte, von den Poeten: Denis, Haschka, Alxinger, Ayrenhoff, den ersten literarischen Lustspieldichter Wiens: Baron Gebler, die Dichter der Volksbühne (Heufeld, Klemm und Hafner) und das Fortleben des Wiener Hanswurst im Leporello, Papageno, Valentin. Mozart und Haydn schließen würdig die in der Musik mehr als in der Dichtung bedeutende Periode.

Dem Lesebuch ist ein „Beiheft“ mit Anmerkungen zu den mhd. Texten und einem Abriß der mhd. Laut- und Formenlehre samt Wörterbuch beigegeben.

Auch äußerlich empfiehlt das Buch ein deutlicher, großer Druck, welcher, wie schon erwähnt, durch an dem Rande fett ausgesetzte Schlagwörter den Inhalt sinnfällig disponiert und in seinen Abschnitten deutlich bezeichnet.

Nachtrag. Im Sinne der nach der Min.-Ver. vom 20. März 1909 erfolgten neuen Verteilung des Lehrstoffes wurden die bisher für die V. und VI. Klasse approbierten Bände des im vorstehenden Referate angezeigten „Deutschen Lesebuches“ von Bauer-Jelinek-Streinz neu herausgegeben und liegen nun in folgender Gestalt vor:

a) als „Leitfaden der deutschen Literaturgeschichte für österreichische Mittelschulen. Von Dr. Bauer †, Dr.

Jelinek, Dr. Streinz. Ausgabe für Gymnasien und Realgymnasien. 1. Teil. Für die V. Klasse.“ 72 SS.

b) als „Deutsches Lesebuch für österreichische Mittelschulen. Ausgabe für Gymnasien. Von Dr. Friedrich Bauer †, Dr. Franz Jelinek, Dr. Valentin Pollak und Dr. Franz Streinz. V. Band. Mit mitttelhochdeutschen Texten. 2., umgearbeitete Auflage.“ 376 SS.

Beide im k. k. Schulbücher-Verlag Wien.

Diese Neuausgaben sind im wesentlichen ein unveränderter Abdruck des früheren V. und VI. Bandes des „Deutschen Lesebuches“ der genannten Verfasser, im einzelnen stellen sie sich folgendermaßen dar:

a) Der „Leitfaden“ enthält den (oben angeführten) literarhistorischen Lehrstoff des VI. Bandes des früheren „Lesebuches“ bis zum Beginn des XVI. Jahrhunderts mit Ausschluß des reinen Lesestoffes. Im großen und ganzen ist der Text beibehalten worden, von Veränderungen konstatiert der Ref. folgende:

1. Erweiterungen (Summe: 35 Zeilen):

Leitfaden S. 7: Kapitel „Germanische Sprachen“: Beispiele für den Vokalwandel im Idg. und Germ. und Wirkung des Akzentgesetzes auf die Endsilben. — S. 25, Kap.: „Die Dichtung im Zeitalter der Karolinger“ enthält zwei neue Absätze mit der Darstellung der Sonderentwicklung der einzelnen germ. Stämme und einem Übergang zu Karl d. Gr. durch den Hinweis auf die frühe Berührung der Germanen mit der Kultur der Romanen. — S. 49, Kap.: „Höfische Epik“. Kurze Charakteristik der Sprachkunst Gottfrieds von Straßburg.

2. Umarbeitungen:

S. 9, Kap.: „Deutsche Mundarten“ scheidet Ober- und Mitteldeutsch nach der Lautverschiebung. — S. 15, Kap.: „Poesie der Westgermanen“. Ein Teil des alten Textes über die „Runen“ erscheint unter dem Strich.

3. Kürzungen (Summe: 85 Zeilen ohne die „Anmerkungen“ Lesebuch VI, S. 356):

S. 4, Kap.: „Die arische Sprachfamilie“. Die Anmerkungen des Lesebuches VI, S. 356 mit der kurzen Einzelbehandlung der idg. Sprachen sind ganz entfallen, ebenso auf S. 11, Kap. „Germ. Sprachen“ die Darstellung des „Volkscharakters der deutschen Stämme“ und der Hausbau. — S. 18, Kap. „Völkerwanderung“. Zwei Stellen über got. Literatur und Wulfilas Bibelübersetzung. — S. 26, Kap. „Zeitalter der Karolinger“ fehlt jetzt das Verhältnis der Übersetzer des Matthäus-Evangeliums und des Tatians zu ihrer Vorlage. — S. 29, Kap. „Ottonen und Salier“ läßt die Sequenzen, Modi und Leiche und Notker Labeos Übersetzungen des Aristoteles, Boethius und der Psalmen weg, ebenso S. 34, Kap. „Dichtung der Spielleute“ die Erwähnung der Spielmannsepen Orendel und Oswald. — S. 36 des „Leitfadens“ sind die Randnoten der Absätze „Ritterliche Dichtung“ und „Ritterliche Ideale“ vertauscht.

b) Das „Deutsche Lesebuch“ bringt in zwei Teilen den „In den geschichtlichen Entwicklungsgang eingeordneten“ und den „Zeitlich nicht gebundenen Lesestoff“ und enthält im ersten der beiden Teile das Wichtigste aus dem früheren Bande für die VI. Klasse; das Eddastück von des „Hammers Heimholung“ ist

passend aus dem früheren V. Band hier eingesetzt, ein Lied des Neidhart von Reuental (*„Rûmet ûz die schämel und die stüele!“*) gestrichen worden. Neu kamen hiezu: größere Partien aus der Gudrun (Inhaltsangaben und um die Aventiure *„wie suoze Hôrant sanc“* erweiterte Textproben), aus dem Iwein (Inhalt und Text), Tristan und „Der gute Gerhard“ (nur Inhalt) und ein Lied Ulrichs von Lichtenstein (*„Disiu liet die heizent vrouwen tanz“*). Der zweite Teil, dem alten Lesebuch für Quinta entsprechend, gibt mit starken Kürzungen aus Lyrik, Epik, Didaktik und Prosa *A*. Balladen und Romanzen (16 gegen 20; neu „Der Abschied“ von Agnes Miegel). *B*. Poetische Erzählungen (4). *C*. Proben aus der modernen Prosa (15 gegen 16; neu „Die Erfindung des Feuerbohrens“ von Karl von den Steinen, „Bilder aus dem alten Rom“ und „Die Katakomben in Rom“ von Hermann Allmers).

Die gut gearbeiteten Anmerkungen, der Abriß der mhd. Grammatik und das mhd. Wörterbuch sind beigebunden, der Anhang der „Poetik“ des V. Bandes ist gestrichen.

Fassen wir zusammen: Das neue Lesebuch und der Leitfaden für die jetzt viel mehr als bis heute fruchtbar zu machende V. Klasse hat die Vorzüge des alten Lesebuches für V. und VI., durch die sie die Bestimmungen des neuen Lehrplanes fast antizipiert und den Umarbeitungen der gangbaren Lesebücher den neuen Weg gezeigt hatten, beibehalten, bringt durch die gelungene Auswahl eines in vielen Stücken neuen und vom erziehlichen, unterrichtlichen und ästhetischen Standpunkt zu billigenden Lesestoffes einen frischen Zug in die Deutschstunden, erweitert den historischen Werdegang des deutschen Schrifttums, dringt tiefer in seine wissenschaftliche Erfassung ein und ist in der Hand eines von Wert und Würde seiner Disziplin durchdrungenen Lehrers wohl geeignet, das zu erreichen, was die neuen Verordnungen als „schönste Aufgabe des Literaturbetriebes“ bezeichnen, nämlich die „Anbahnung eines echten, warmen persönlichen Verhältnisses des Schülers zu den Werken der Dichtkunst“.

Görz. Franz Zimmermann.

Französische Sprechübungen auf Grund von Anschauungsbildern. Von Dr. A. Neumann von Spallart. I. Heft: Der Ackerbau. (Meinholds Anschauungsbild „Frühling“). II. Heft: Weihnachtsmarkt. Wien und Leipzig, Verlag von A. Pichlers Witwe & Sohn 1908.

Der Wert der Anschauungsmittel für den Sprachunterricht ist bereits allgemein anerkannt, die Stoffgebiete jedoch und die Behandlung des Satzes sind noch mancherlei Schwankungen unterworfen. Bald sind sachliche, bald grammatisch-formale oder lexikalische Rücksichten in der Auswahl und Verarbeitung des Wortvorrates maßgebend. Neumann v. Spallart glaubte, im Ackerbau und

im Weihnachtsfeste einen passenden Gesprächsstoff zu finden und mittelst dieser Gegenüberstellung Sinnlich-Anschauliches und Gemütsbildendes zu einer Einheit zu verknüpfen. In der Anordnung des sprachlichen Materials ging er von den Carréschen oder besser Girardschen Grundsätzen aus. Er benennt zuerst Personen, Tiere, Sachen und verbindet die Gruppen durch einfache Stichwörter und Sätzchen. Eine Eigentümlichkeit des didaktischen Verfahrens und sein originelles Verdienst liegt in der Verwertung des eingebürgerten Lehn- und Fremdwortes für die Aneignung des fremden Sprachschatzes. Das ist ein Vorzug und zugleich eine Schwäche der Methode. Unleugbar werden solcherart feste Ideenassoziationen gebildet, aber vielleicht auch Verwechslungen angeregt. Der bedenklichste Umstand liegt jedoch in der Pflege des Fremdwortes, das durch die Übung im Gebrauche befestigt wird. Da es nun einmal Tatsache ist, daß Fremdwörter sehr oft und vielfach mißbräuchlich verwendet werden, so läßt sich mit der gebotenen Vorsicht auch aus den eingebürgerten Fremdwörtern, aber nur aus diesen, reichlicher Nutzen ziehen. An die Sachnamen lehnen sich die Eigenschaften und Tätigkeiten an. Sie werden zu moralischen oder geschichtlichen Bemerkungen sehr geschickt verarbeitet. Zur Wiederholung des Stoffes dienen Fragen, kleine Lesestücke in Prosa und Vers, die den Sprachstoff und seinen geistigen Gehalt zusammenfassen. Ein kleines Vokabular beschließt die Heftchen, die für den Gebrauch der Bürger- und unteren Mittelschulen bestimmt sind. Die Sprache der Übungen ist einfach, korrekt, öfter auch schön, und was mit besonderem Lobe bemerkt sei, idiomatisch gefärbt. Nur selten ist der Nebensatz eingeführt worden, aber auch da wäre es vielleicht besser unterblieben. Allein das ist kaum ein Mangel, denn der Lehrer kann leicht je nach dem Wissensstande der Schüler den Nebensatz umformen oder ihn absichtlich einüben lassen. Die sorgfältig gearbeiteten, auch in der Ausstattung und im Druck einwandfreien Gesprächsübungen können somit der Beachtung der Fachmänner warm empfohlen werden.

Wien. W. Duschinsky.

Zehn Vorträge über die Aussprache der englischen Schriftzeichen. Auf englischer Grundlage für den Schul-, Privat- und Selbstunterricht zusammengestellt von Gebhard Schatzmann, Prof. an der k. k. Franz Joseph-Realschule in Wien. Wien und Leipzig, C. Fromme 1907. VII und 101 SS. Preis 2 K 40 h.

Diese Vorträge, die der Verf. im Herbste 1905 vor mehreren geladenen Gästen hielt, hatten den Zweck, das Vorurteil, von dem heute noch viele, ja sogar sehr gebildete Deutsche befangen sind, daß nämlich in der englischen Aussprache die reinste Willkür herrsche, zu zerstören. Der Verf. wollte seinen Zuhörern zeigen,

daß die Aussprache der englischen Schriftzeichen ebenso bestimmten Gesetzen unterliegt wie die jeder anderen Sprache und daß die Erlernung der englischen Sprache gerade für den Deutschen leichter ist, als jede andere. Der Inhalt der zehn Vorträge ist folgender: I. Phonetische Einleitung, Vokale in geschlossenen Silben. II. Einige vom Deutschen abweichende Konsonanten, Vokale in offenen Silben. III. Beeinflussung der Vokale durch *r* und andere Konsonanten, bezw. Konsonantengruppen. IV. Aussprache von Vokalverbindungen (Digraphen). V. Aussprache der Vokale in Ableitungssilben. VI. Aussprache der Vokale in unbetonten Vorsilben, Akzent. VII. Verstummung von Konsonanten. VIII. Abweichende Aussprache einiger Wörter. IX. Dialektische Eigentümlichkeiten, Aussprache der Eigennamen, schwachbetonte Wörter im Satze. X. Übersichtliche Tabellen über Aussprache und Schreibung. Jedem Vortrag folgt eine Leseübung, dem letzten sind außerdem zwei Lesestücke beigegeben; Vokabelverzeichnisse zu dem gesamten Lese- und Übungsstoffe beschließen das Buch.

Wie schon aus dem Titel erhellt, geht der Verf. nicht nach Art der Phonetiker vom Laute aus, um später zu zeigen, wie jeder Laut dargestellt wird, sondern er legt seinen Zuhörern ein Schriftbild vor und zeigt ihnen, wie es auszusprechen ist. Selbstverständlich will er nirgends etwas Neues bringen, sondern begnügt sich damit, seinen Zuhörern durch Heranziehung des deutschen und französischen Lautstandes die englischen Laute mundgerechter zu machen. Seine Darbietung ist klar und einwandfrei; nur selten trifft man auf Unklarheiten oder Ungenauigkeiten[1]).

Sachlich unrichtig sind folgende Sätze: S. 49 „*u* hat sogar in unbetonten offenen Silben, ja selbst in denjenigen, die den am stärksten betonten unmittelbar folgen, den langen Laut (*jū*), so z. B. in: *árgūment, mónūment, Pórtūgal*". S. 58 „Auch das *l* des Wortes *colonel* ist zum Vokal geworden und hat sich mit den beiden Selbstlauten, die es einschließen, zu einem langen, offenen *o* vereinigt (*kōnel*)". S. 65 „Wie ein kurzes offenes *ŏ* lautet *ea* in *health* und *wealth*". S. 67 „In den Wörtern *cough, slough, trough, sough* lautet demnach *ough* wie *ŏf*". (Dies paßt nur auf *cough* und *trough!*) S. 70 „das *u* wird in *Canterbury* gar nicht gehört." (Richtig: *u* = *e*.) Der Akzent ist falsch angesetzt in *orātor* (S. 48, 94), *theátre* (S. 66, 98), *empíre* (S. 75) und *hussar* (nicht huzər, sondern *huzā'r*). Ferner ist zu bemerken, daß *a* in *fathom* (S. 36) nicht wie in *father*, *o* in *gone* (S. 62) nicht wie in *done*, *a* in *contagion* nicht *æ*, sondern *ei* lautet. Die Unterscheidung zwischen der Aussprache der Vokale in geschlossenen Silben vor stimmlosen

[1]) S. 12 „*r* wird am Beginne eines englischen Wortes und nach Konsonanten etwas schärfer gesprochen als im Deutschen"; S. 42 „ebenso wird auslautendes *y* im Innern des Verbums durch *i* ersetzt" (hinter *y* ergänze: „nach einem Konsonanten!")

und vor stimmhaften Konsonanten (*hat, had* usw.) ist überflüssig (S. 75 ff.); der Unterschied liegt nicht in dem Vokal, sondern in dem Konsonanten. In bezug auf die Aussprachebezeichnung ist zu erwähnen, daß oft zwischen *æ* und *œ* nicht unterschieden wird, ferner daß zuweilen in unbetonten Silben *e* statt *ə* (S. 55 krism*e*s, S. 93 mesendž*e*r, S. 94 *e*bandent), in betonten Silben dagegen *ə* statt *e* auftritt (S. 96 əksersaiz, əksidžent). Unpraktisch ist die Setzung des Zeichens der Kürze (˘) über betonte Vokale, z. B. S. 92 vĕri, fŭtpăþ. In den Umschriften iŋliš, iŋlend (S. 97), siŋjuler (S. 101) ist hinter ŋ ein *g* einzuschieben. Unenglisch ist das Wort *gardine* (S. 38), *houp* (S. 67) ist veraltete Schreibung für *hoop, libral* (S. 92) heißt nicht „frei", sondern „-pfündig".

Einige Druckfehler, die besonders in den phonetischen Umschriften stehen geblieben sind, können von den Benutzern des Buches selbst ausgebessert werden.

Trotz der aufgezählten Versehen, die in einer zweiten Auflage leicht verbessert werden können, ist das Buch zum Privat- und Selbstunterricht bestens geeignet und ist besonders denjenigen Erwachsenen zu empfehlen, die schon einmal Englisch gelernt haben und sich über die Regeln der englischen Aussprache wieder näher orientieren wollen.

Wien. Dr. Joh. Ellinger.

R. Sternfeld, Französische Geschichte. 2. Auflage. Leipzig, Göschensche Verlagsbuchhandlung 1908. (Sammlung Göschen Nr. 85.)

Das Büchlein, das bereits in zweiter Auflage vorliegt, behandelt in zwölf Abschnitten: 1. Die Entstehung der französischen Nation, 2. Die Entstehung des französischen Staates, 3. Den hundertjährigen Krieg mit England (ein Abschnitt, der um ein Kapitel mehr enthält als der Titel besagt), 4. Den Gegensatz zu Habsburg und die Religionskriege, 5. Das Zeitalter Richelieus und Mazarins, 6. Das Zeitalter Ludwigs XIV., 7. Den Verfall Frankreichs im XVIII. Jahrhundert, 8. Die Revolution und erste Republik, 9. Das erste Kaiserreich, 10. Die Restauration und die Revolution, 11. Die zweite Republik und das zweite Kaiserreich und 12. Die dritte Republik. Mit Ausnahme des letzten enthält ein jeder Abschnitt zwei, bezw. drei Kapitel. Die Darstellung ist eine streng sachliche, knappe und doch genügend durchsichtige. Indem die Entwicklung Frankreichs dargestellt wird, ist an wichtigen Stellen — auf den entgegengesetzten Gang der Entwicklung des Deutschen Reiches hingewiesen; die kulturelle Entwicklung ist nicht vernachlässigt; dabei fehlt es nicht an ansprechenden Charakteristiken, wie z. B. die Ludwigs XI., Franz I., Richelieus, Colberts usw. Der Verfall Frankreichs im XVIII. Jahrhundert ist übersichtlich, doch etwas zu knapp dargestellt. Die schweren wirtschaftlichen Schäden des *Ancien*

Régimes hätten eine zwei bis drei Seiten breitere Darstellung vertragen. Gut ist das Aufsteigen und der Niedergang Napoleons I. gezeichnet. In der Note S. 155 ist nicht ersichtlich, wie sich der Verf. zu der Frage über die angebliche Rettung Ludwigs XVII. verhält. In der Geschichte Napoleons III. ist auch der guten Seiten seiner Verwaltung Rechnung getragen.

Im Anhang sind die wichtigeren Quellen und Hilfsmittel zur Einführung in die französische Geschichte angeführt. Außer der Bibliographie von Monod ist natürlich auch Molinier zu nennen.

Graz. J. Loserth.

Richters Lehrbuch der Geschichte für die III. Klasse. Neu bearbeitet von Dr. Joh. Müllner, Professor am k. k. Maximiliangymnasium in Wien. Wien, Verlag von F. Tempsky 1908.

Der anregenden Art der Darstellung des hier gebotenen Stoffes paart sich in angenehmer Weise ein ungemein geschickt ausgewähltes Bildermaterial, das dazu in vorzüglicher Ausführung erscheint. Daß auch bei diesem Bande lediglich der Name Richter auf dem Titelblatte an den ursprünglichen Herausgeber erinnert, im übrigen aber ein völlig neues Buch von Müllner vorliegt, betont der nunmehrige Herausgeber, richtiger Verfasser im Vorworte selbst. Daß dieser Umstand übrigens dem Werke nicht geschadet hat, sei mit Dank festgestellt. Der einzige Mangel, den ich hier freilich nicht ganz mit Stillschweigen übergehen kann, besteht auch bei diesem III. Bande darin, daß, wie dies der Herr Verf. selbst fühlt (siehe Vorwort), des Guten viel zu viel geboten wird. Dieser Nachteil ist nun wohl bis zu einem gewissen Grade im Unterrichte durch Streichung zu beseitigen, hat aber immerhin das Mißliche, daß der persönliche Geschmack des Lehrers schwer zur Geltung kommt, wenn immer erst ein umständliches Aussuchen dessen nötig ist, was der Lehrer betont, was er weggelassen haben will. Aber schließlich ist dies bei jedem Lehrbuche, das nun doch einmal stets der Ausdruck des subjektiven Urteils seines Verfassers ist, mehr oder weniger der Fall. Im ganzen darf sicherlich dieser dritte Teil des Müllnerschen Lehrbuches, der freilich vielfach zu große Anforderungen an den Schüler stellt, dafür aber dem Lehrer selbst manche Anregung bietet, als ein Werk von staunenswertem Fleiße und nahezu absoluter Verläßlichkeit der Hand des Lehrers bestens empfohlen werden.

Wien. B. Imendörffer.

Lehrbuch der analytischen Geometrie der Ebene für die Oberstufe der höheren Lehranstalten und zum Selbstunterrichte. Von Georg Häring, kgl. Reallehrer. München, R. Oldenbourg 1908. 59 Seiten.

In diesem Leitfaden scheint mir zu viel gerechnet zu werden. Auch in der analytischen Geometrie soll die geometrische Betrachtung die Hauptsache sein, der sich die Rechnung unterordnet. Man vergleiche z. B. die Ableitung der Formel für den Abstand eines Punktes von einer Geraden (S. 22). Ein Vorzug des Lehrganges ist das Zusammenfassen der mehreren Untersuchungen gemeinsamen Gedanken und die Betrachtung der Büschel von Geraden und Kreisen in der Form $G_1 + \lambda G_2 = o$, vor der elementare Lehrbücher eine unverständliche Scheu haben.

Bei den Koordinatentransformationen hat es (S. 9) Parallelverschiebung des Koordinatensystems zu heißen, denn unter Parallelverschiebung schlechthin versteht man etwas anderes. Auf derselben Seite ist übrigens die Ausdrucksweise bei der Drehung des Koordinatensystems richtig.

Bei der Ableitung der Gleichung der Tangente eines Kreises dividiert der Verf. durch $x_1 - x_2$ und setzt diese Differenz hernach gleich Null. Dieser Fehler ist sehr verbreitet, er soll aber gerade deshalb hier ganz besonders gerügt und seine völlige Unsinnigkeit betont werden.

Es ist kein Zweifel, daß man aus dem Büchlein sehr viel lernen kann.

Wien. Suppantschitsch.

Die Maxwellsche Theorie und die Hertzschen Schwingungen. Die Telegraphie ohne Draht. Von H. Poincaré. Aus dem Französischen übersetzt von Max Iklé. Leipzig, J. A. Barth 1909.

Das französische Original „La théorie de Maxwell et les oscillations Hertziennes; la télégraphie sans fil“ hat schon drei Auflagen erlebt, was nur begreiflich erscheint, wenn man die eigenartige, durchwegs originelle Darstellung des Buches in Erwägung zieht. Namentlich ist hervorzuheben, daß der Verf. auch in schwierigen Partien der Elektrizitätslehre es verstanden hat, ohne Zuhilfenahme der Mathematik durch einfache Gleichnisse, die besonders dem Gebiete der Mechanik entnommen sind, die in Betracht kommenden Verhältnisse zu erklären.

Zunächst wendet sich der Verf. allgemeinen Betrachtungen über die elektrischen Erscheinungen zu und stellt an die Spitze des Abschnittes einige sehr instruktive mechanische Erklärungsversuche, die geeignet sind, bei der Erörterung der elektrostatischen Vorgänge, der Erscheinungen des Widerstandes der Leiter, der Induk-

tionsphänomene und der elektrodynamischen Anziehung wesentliche Dienste zu leisten.

Im zweiten Abschnitte behandelt der Verf. in populärwissenschaftlicher Weise die Maxwellsche Theorie (Beziehungen zwischen Licht und Elektrizität, Verschiebungsströme, Natur des Lichtes). — Im weiteren werden die elektrischen Schwingungen von Hertz in den Kreis der Betrachtungen gezogen, wobei der Ausgangspunkt von den Versuchen von Feddersen und den darauf bezugnehmenden theoretischen Erläuterungen von Lord Kelvin genommen wird. Auch hier werden zur Klarlegung der einzelnen Tatsachen bemerkenswerte Gleichnisse herangezogen.

Der vierte Abschnitt handelt im besonderen von dem Hertzschen Erreger, dessen verschiedene Formen angegeben werden. — Im nachstehenden Abschnitte werden die Hilfsmittel der Beobachtung, also namentlich der Resonator, die Funkenbeobachtung, das thermische Verfahren, das mechanische Verfahren, das zum Teil auf der elektrostatischen Anziehung, zum Teil auf der Wechselwirkung zwischen den Strömen beruht, in Erwägung gezogen.

Die Theorie und Praxis des Kohärers, ferner das Wesen der magnetischen Detektoren, die darauf beruhen, daß die Hertzschen Wellen die Hysterese der Magnete vernichten, wird im folgenden Abschnitte beleuchtet.

Die Fortpflanzung der elektrischen Wellen längs eines Drahtes, die Messung der Wellenlänge, die multiple Resonanz bilden den Gegenstand der im Buche folgenden Abschnitte.

Wie die Entscheidung zwischen der alten und der Maxwellschen Theorie vorgenommen wurde, erläutert der Verf. in sehr klarer und anschaulicher Weise; nach der alten Theorie muß die Fortpflanzung der Induktionswirkung augenblicklich erfolgen, nach der Theorie von Maxwell pflanzt sich die Induktion in der Luft mit derselben Geschwindigkeit wie längs eines Drahtes fort, und zwar mit der Lichtgeschwindigkeit. Wie diese Frage von Hertz einerseits, von Sarasin und de la Rive anderseits studiert und zu Gunsten der Maxwellschen Theorie entschieden wurde, zeigt der Verf. in sehr lichtvoller Weise. — Im weiteren handelt er von der Fortpflanzung in dielektrischen Medien, von der Erzeugung sehr schneller und sehr langsamer Schwingungen, von der Nachahmung der optischen Erscheinungen, aus welchen Versuchen unzweifelhaft hervorgeht, daß die Analogie zwischen dem Lichte und den Strahlen elektrischer Kraft eine vollkommene ist. Auf diesen Betrachtungen fußen jene des folgenden Abschnittes, der von der Synthese des Lichtes handelt.

Der Verf. hat im weiteren das Prinzip der drahtlosen Telegraphie auseinandergesetzt, ohne aber auf die Vorzüge und Nachteile der verschiedenen Systeme, auf ihre Unterschiede, auf Prioritätsfragen und auf die mit den einzelnen Systemen erreichten Erfolge einzugehen. In dem Abschnitte, der von den Anwendungen der drahtlosen Telegraphie handelt, werden in ganz allgemeinen

Grundzügen die Vorteile und Nachteile der drahtlosen Telegraphie, das Prinzip der abgestimmten Telegraphie, die Einrichtung des Marconischen Senders und Empfängers dargelegt.

Die Versuche betreffs der drahtlosen Telegraphie über den Ozean, ferner der sogenannten „gerichteten" Telegraphie werden nur skizziert.

Das Buch, das frisch und mit echt französischer Eleganz geschrieben ist, enthält sehr viele Anregungen und originelle Gedanken, so daß dessen Lektüre, beziehungsweise Studium den Physikern bestens empfohlen werden kann.

Wien. Dr. I. G. Wallentin.

Dr. **Max Voigt**, Die Praxis des naturkundlichen Unterrichts. Ein Handbuch für Lehrer aller Schulgattungen und für Sammler. Mit 92 in den Text gedruckten Figuren. Leipzig, Dieterichische Verlagsbuchhandlung 1909. Preis geb. Mk. 3·80.

Die geplante Erweiterung des Unterrichtsbetriebes in den Naturwissenschaften durch Einführung von Schülerübungen bietet die Möglichkeit, den Unterricht heuristisch und produktiv zu gestalten. Der Laboratorienunterricht stellt jedoch an den Lehrer weit größere Anforderungen als das bisherige Unterrichtsverfahren: er hat nicht allein eine passende Auswahl des Übungsstoffes zu treffen, sondern muß auch seine Schüler zum Untersuchen und selbständigen Arbeiten anleiten und mit der Handhabung der verschiedenen Hilfsmittel vertraut machen. Er findet nicht alte, ausgefahrene Bahnen, in die er die Übungen leiten kann; er muß sein eigener Ratgeber sein und wird sich des öfteren genötigt sehen, in Handbüchern und Fachschriften sich Rat zu holen. Wer weiß, mit welchen Opfern an Zeit und Mühe dies verbunden ist, wird das Erscheinen der „Praxis des naturkundlichen Unterrichts" von Dr. M. Voigt freudig begrüßen.

Der Verf. hat es unternommen, ein Hilfsbuch für Lehrer zu schaffen, das „in knapper Form über Erlangung und Behandlung des Untersuchungsmaterials, über die dazu erforderlichen Hilfsmittel und ihre Benutzung, über Untersuchungsmethoden auf allen Gebieten des naturkundlichen Unterrichts und schließlich auch über Herstellung und Pflege der Demonstrationsobjekte Auskunft geben will". Dem gereifteren Schüler und dem Naturfreund soll das Buch ein Wegweiser und Führer bei ihren naturwissenschaftlichen Arbeiten sein.

Im Kapitel *A* (Biologische Untersuchungen) bespricht der Verf. die für das Einsammeln und Untersuchen von Pflanzen und Tieren erforderlichen Gerätschaften und Instrumente, ferner das Einsammeln, die Zucht und die Pflege der Pflanzen und Tiere (Schulgärten, Aquarien, Terrarien, Formicarien, Planktonfänge u. v. a.) und gibt kurze

Anleitung zur Vornahme von botanischen und zoologischen Untersuchungen (pflanzenphysiologischen Versuchen, zootomischen Zergliederungen u. s. w.). In ähnlicher Weise werden im folgenden Abschnitte die mineralogisch-geologischen Untersuchungen behandelt. Das Kapitel „Das Mikroskop im Dienste des Unterrichts" enthält wertvolle Winke über die Verwendung des Mikroskops bei den Schülerübungen und Unterweisungen, welche den Schülern vor dem Gebrauch desselben zu geben sind, ferner Angaben über die zur Anfertigung mikroskopischer Präparate notwendigen Hilfsmittel und allgemeine Regeln über die Herstellung mikroskopischer Präparate. Die beiden folgenden Abschnitte des Buches sind der Projektion und Photographie im Dienste des Unterrichts gewidmet. Sehr eingehend bespricht der Verf. die naturkundlichen Sammlungen (Schausammlungen, heimatkundliche Museen usw.), ihre Instandhaltung, sowie das Präparieren und Konservieren der gesammelten Objekte. Im Kap. *G* gibt er Ratschläge für die Vorbereitung und Ausführung von Exkursionen und die Verwertung ihrer Ergebnisse im Unterricht. Im Schlußkapitel sind die erforderlichen Chemikalien, Reagentien, Farbstoffe und Konservierungsmittel zusammengestellt. Dem Buche ist ein Verzeichnis der Bezugsquellen beigegeben, das fast ausschließlich deutsche Firmen nennt. Sehr wertvoll ist die Beigabe eines Literaturverzeichnisses; es ermöglicht jedem, weitere und eingehendere Belehrung über einzelne Themen zu gewinnen. Der Stoff ist mit großer Umsicht ausgewählt und übersichtlich angeordnet. Der Verf. gibt seine Anleitungen und Anweisungen im Rezeptstil, doch klar und verständlich. Durch diese knappe Darstellungsweise gelang es, den reichen Stoff in ein handsames Bändchen von 282 SS. unterzubringen. 92 in den Text gedruckte Abbildungen erhöhen die Brauchbarkeit des Werkchens; eine Vermehrung derselben in den folgenden Auflagen wäre erwünscht.

Das sehr brauchbare und vorzüglich ausgestattete Buch kann jedem Lehrer der Naturgeschichte wärmstens empfohlen werden.

Wien. Nalepa.

Vorarbeiten zu einer pflanzengeographischen Karte Österreichs. V. Das Hochschwabgebiet in Obersteiermark, von Johann Nevole, k. k. Realschullehrer. Mit 7 Abbildungen und einer Karte in Farbendruck. (Aus „Abhandlungen der k. k. Zool.-Botan. Gesellschaft in Wien", Bd. IV, Heft 4.) Jena, Gustav Fischer 1908. 42 SS. Lex.-8°.

Die von uns schon mehrmals angezeigten Veröffentlichungen der k. k. Zool.-botan. Gesellschaft, die Verbreitung der Pflanzen in der Monarchie betreffend, sind durch die vorliegende Bearbeitung des steierischen Hochschwabgebietes des fleißigen und tüchtigen Botanikers J. Nevole wieder in erfreulicher Weise vermehrt worden.

Nevole hat während drei Jahre das Gebiet von Gollrad bis Eisenerz und der Kräuterin durchforscht und pflanzengeographisch aufgenommen. Als natürliche Grenze im Osten wurden die Zellerstaritzen (ein selbständiger Höhenzug südlich der Salza) und die Mariazellerstraße bei Aflenz, im Westen der Pfaffenstein mit der Linie Gsollalm - Eisenerz - Leopoldsteinersee angenommen. Im Süden konnte das Gebiet mit Rücksicht auf die vielen Ausläufer des Gebirgsstockes nur künstlich abgegrenzt werden. Das Seetal und der Leopoldsteinersee bilden eine natürliche Nordwestgrenze. Nach ausführlicher Besprechung der geographischen, geologischen und klimatischen Verhältnisse — letztere mit besonderer Berücksichtigung ihres Einflusses auf die Vegetation — wird in die Behandlung der Pflanzenverbreitung des Gebietes eingegangen. Die drei Regionen: subalpine Waldregion, Hochgebirgsregion und Kulturland sind in die üblichen Formationen gegliedert, erstere in Mischwälder, Fichten- und Buchenwälder, Föhrenformation, Erlenauen, Quellenfluren. Wiesen und Hochmoore, die zweite in hydrophile und xerophile Formationen. Dieser Teil des Aufsatzes ist gewissermaßen ein ausführlich erläuternder Text zu der prachtvoll ausgeführten Karte, aus deren Farbendetail man erst die große und mühevolle Arbeit des Verf.s zu würdigen vermag. Die Ergebnisse der ganzen Durchforschung sind folgende: Das Gebiet des Hochschwabs und der Kräuterin gehört im Sinne Englers zu den Eisenerzer Alpen, Die Flora gliedert sich in drei Teile: Der westliche Teil ist arm an Pflanzen und charakterisiert durch *Euphorbia Austriaca* und *Rhodiola rosea*; der mittlere, den Hauptstock umfassend, bietet eine überaus reiche Alpenflora mit *Draba*-Arten, *Valeriana celtica, Saxifraga sp., Dianthus alpinus, Gentiana sp.* Die östlichen Ausläufer enthalten als besonders hervorzuhebende Pflanzen *Pedicularis foliosa*, *P. rosea* und *Campanula Thyrsoidea.* Eine besondere Eigentümlichkeit bieten ferner die sehr stark herabgedrückte Baumgrenze, wahrscheinlich eine Folge der einstigen Vergletscherung und gewisser orographischer Verhältnisse und endlich das Auftreten bedeutender alpiner Matten im Gegensatze zum Totengebirge. Die Hochmoore sind glaziale Überreste, die kolossalen Schutthalden sind als Träger einer reichen Flora bemerkenswert.

Krems. Dr. T. F. Hanausek.

Geologische Skizze von Niederösterreich. Von Karl Köllner, Professor am Pädagogium in Wien. Leipzig u. Wien, F. Deuticke 1909.

Das anspruchslose Schriftchen verfolgt den Zweck, den Hörern des Pädagogiums eine erste geologische Orientierung über Niederösterreich zu ermöglichen, und diesen Dienst mag es wohl auch leisten. Inhaltlich stützt sich die Schrift auf die anerkannten Fachwerke von F. E. Sueß, Diener, Uhlig, Hörnes, Schaffer, doch ist

sie im ganzen wohl etwas zu knapp gehalten, um Fernerstehenden den geologischen Bau Niederösterreichs in seinen Hauptlinien genügend klar zu machen. Es gilt dies namentlich in stratigraphischer Hinsicht. Die für den Aufbau der niederösterreichischen Kalkalpen so charakteristische „Schuppenstruktur", das Becken von Lunz, die Grestenerschichten, die großen, bis auf die Werfenerschiefer hinabreichenden Aufbrüche im Kalkgebirge hätten doch geschildert werden sollen; auch fehlt ein deutlicher Hinweis auf die Altersverschiedenheit der Tertiärablagerungen in dem inner- und außeralpinen Wienerbecken. Erwähnenswert wäre auch das merkwürdige Granitvorkommen am Waschberg bei Stockerau und die fremden Blöcke im Flysch. Auch die Beigabe noch einiger charakteristischer Landschaftsbilder, sowie eine Vermehrung der Fossilabbildungen wären recht wünschenswert.

Vielleicht tritt der Autor bei einer 2. Auflage des Büchleins diesen Anregungen näher.

Wien. Dr. Franz Noë.

Täglich körperliche Übungen für Schule und Haus. Von Leo Albrecht, städtischem Turnrat in Berlin. Berlin, Amelangsche Lehrmittelhandlung 1908. Preis auf Leinwand gezogen 5 Mk.

Die Bewegung, an den Unterrichtsanstalten die Pausen der Schüler durch entsprechende Turnübungen auszufüllen, um so den Gefahren entgegenzuwirken, welche den jugendlichen Körper bei längerem Stillsitzen in krummer Haltung bedrohen, hat auch bei uns in Österreich willfährige Anhänger und Verteidiger gefunden. Einer der eifrigsten, aber auch fachkundigsten Vertreter dieser Idee ist der St. Pöltener Turnlehrer Guido Dostal, dessen Aufsatz über die Einführung des Zehnminuten-Turnens in den Zwischenpausen des Unterrichtes an unseren Anstalten allenthalben bekannt ist. Neulich hat auch in diesen Blättern der Wiener Turnlehrer J. Wit zu Gunsten dieser Übungen das Wort ergriffen und eine Reihe von Bewegungen empfohlen, die von der Schule aus zwischen den einzelnen Pausen des Unterrichtes geübt werden sollten. Eine tiefer eingreifende Gestaltung hat diese Bewegung, gegen die auch eine Reihe von Bedenken laut geworden war, nicht genommen. In Deutschland ist die Behandlung dieser Frage so weit vorgeschritten, daß man sich in einzelnen Fällen behördlicherweise entschlossen hat, die Vornahme solcher Turnübungen in den Zwischenpausen des allgemeinen Unterrichtes versuchsweise einzuführen, um dann nach der praktischen Erprobung dieses Betriebes einen für die Allgemeinheit bindenden Beschluß fassen zu können.

Die vorliegende Arbeit stellt sich nun die Aufgabe, das genannte Unternehmen durch die Darbietung des für diese Übungszeit notwendigen Lehrstoffes zu fördern.

Der Verf. gibt nun auf drei Tafeln je zwei, im ganzen sechs verschiedene Übungsdarstellungen. Sie umfassen nachfolgende Bewegungen: 1. Langsames Armheben vorwärts — aufwärts, Rumpfbeugen rückwärts, Fersenheben und tiefes Einatmen. Mit der Rückbewegung erfolgt das Ausatmen. 2. Armheben und Rumpfbeugen wie bei 1, dazu Senken in die mäßige Kniebeuge und wie oben tiefes Einatmen. 3. Hände an den Hinterkopf gelegt, Füße geschlossen, Rumpfbeugen seitwärts, links und rechts, mit Ein- und Ausatmen. 4. Wie 3, nur Rumpfdrehen links und rechts. 5. Aus dem Sitz auf dem Schultisch Füße unter die Bank gehakt, Arme auf dem Rücken verschränkt, Rumpfsenken rückwärts, Einatmen und Ausatmen. 6. Langsames Rumpfbeugen rückwärts und Armheben rechtwinkelig gebeugt seitwärts, Hände zur Faust geschlossen, Einatmen und Ausatmen. Unter diesen Hauptfiguren sind kleinere silhouettenartige Bildchen angebracht, durch welche teils unvollkommene Haltungen der Schüler, teils aber auch solche Formen veranschaulicht werden, welche die Rückenmuskulatur wesentlich kräftigen, deren Ausführung aber oft in Schulräumen nicht möglich ist (Karrenschieben, Rumpfheben aus der Bauchlage u. a.). Jede Übung ist 10-, bezüglich 5mal zu wiederholen und soll im Freien oder im gut gelüfteten Zimmer bei geöffneten Fenstern ausgeführt werden. Die Tabellen sind in zwei Ausgaben, für Knaben und Mädchen, erschienen und bei der Verteilung des Stoffes für die Oberstufe (11 Jahre und Erwachsene), für die Mittelstufe (Kinder von 8—11 Jahren) und für die Unterstufe.

Der Verf. verdient die Anerkennung, mit der Darstellung dieser einfachsten Freiübungsformen für den Anfänger im Turnlehrfache eine willkommene Handhabe geboten zu haben. Sehr wünchenswert wäre eine Erweiterung auf wirksamere Übungen gewesen, wenn damit tatsächlich dem langen Schulsitzen gegenüber eine entsprechende Turnarbeit geleistet werden soll.

Im übrigen bietet das Unternehmen zu weiterem selbsttätigem Schaffen eine gute Anleitung und dürfte als solche manchem Freunde dieser Übungen ein willkommenes Hilfsmittel sein.

Wien. J. Pawel.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Die Mittelschulbewegung Mährens im Dezennium 1900—1909 auf Grund statistischer Daten.

Die äußere Entwicklung des mährischen Mittelschulwesens kann nur dann verstanden und beurteilt werden, wenn nicht nur die Gymnasien den Realschulen, die Anstalten mit deutscher denen mit böhmischer Unterrichtssprache entgegengestellt werden, sondern auch das Verhältnis der ganzen Bewegung zur Bevölkerung, geteilt nach Nationalitäten und nach Religionsbekenntnissen offengelegt wird. Da gegenwärtig sichere Daten über den Bevölkerungsstand fehlen, dienten die durch die letzte Volkszählung 1900 gewonnenen Ziffern als Grundlage, als allgemeiner Vermehrungskoeffizient wurden 6·5% angenommen. Dies ist der Durchschnitt der Steigerungen in den vorletzten drei Dezennien. Die Bevölkerung Mährens vermehrte sich nämlich 1870—1880 um 6·75%, 1880—1890 um 5·73%, 1890—1900 um 7·07%. Nur bei den Juden durfte dieses Zuwachsprozent nicht angenommen werden. Dr. Theodor Haas berechnet in seiner Schrift „Die Juden in Mähren" 1908 bei M. Hickl, Brünn, S. 56, daß die Zahl derselben in den ersten zwei Dezennien um 2·97% und um 2·6% wuchs, dagegen 1890—1900 um 2·34% fiel. Daher wurde bei ihnen der Durchschnitt von 1·07% als Vermehrungskoeffizient angenommen. — Ferner sei vorausgeschickt, daß nur die männlichen Individuen der Bevölkerung, welche nach der letzten Volkszählung zu den weiblichen wie 481 : 519 stehen, von den Nationalitäten nur die deutsche und die tschechische, von den Religionsbekenntnissen nur das katholische, das evangelische und das mosaische in Betracht gezogen wurden. Den Berechnungen dieser Abhandlung liegen demnach folgende Zahlen zu Tausenden abgerundet und in Tausenden ausgedrückt, die erste für das Jahr 1900, die zweite für das Jahr 1909 zugrunde:

I. Gesamtbevölkerung 1174 M., 1250 M. II. Nach der Nationalität *a)* Deutsche 325 M., 346 M.; *b)* Tschechen 729 M., 776 M. III. Nach dem Religionsbekenntnisse *a)* Katholiken 1119 M., 1192 M.; *b)* Protestanten 32 M., 34 M.; *c)* Juden 21 M., 22 M. — Was schließlich die Zahl der in

Rechnung gestellten Schüler anbelangt, wird darauf hingewiesen, daß infolge der Annahme, daß annähernd ebensoviele aus Mähren gebürtige Schüler in anderen Provinzen studieren, wie auswärtige in Mähren, die volle Zahl der am Schlusse der Schuljahre eingeschriebenen Schüler verwendet wurde. Alle diese Annahmen weisen darauf hin, daß den im folgenden gewonnenen Zahlen kein absoluter, sondern nur ein Annäherungswert beigemessen werden darf.

I. Anstalten und Klassen.

Mähren verfügt gegenwärtig über 63 (14, 16, 16, 17) [1]) Mittelschulen. Von diesen wurden im letzten Dezennium 8 (0, 1, 1, 6) neu gegründet und 23 (2, 5, 8, 8) ausgestaltet. Daraus entstand ein Zuwachs von 148 (10, 15, 43, 80) Klassen, woran sich die einzelnen Kategorien mit (7, 10, 29, 54) %, d. h. die deutschen Anstalten mit 17%, die böhmischen mit 83% beteiligen. Im Verhältnisse zur Frequenzzunahme sind die böhmischen Anstalten im Vorteile. Bei einer Zunahme von 662 Schülern wurden an den deutschen Anstalten 25 Klassen eröffnet; in demselben Verhältnisse hätte sich die Zahl der Klassen an den böhmischen Anstalten bei einer Frequenzzunahme von 2086 Schülern nicht um 123, sondern nur um 78 vermehrt. Allerdings wurde dadurch die so oft beklagte Differenz der Durchschnittsfrequenz einer Klasse behoben. Denn während 1900 die durchschnittliche Frequenz einer deutschen Klasse 30 bis 31, die einer böhmischen Klasse aber 38 bis 39 betrug, ist nunmehr 30 die Durchschnittsziffer für den Besuch einer Klasse bei beiden Kategorien.

Im Verhältnis zur Bevölkerungsziffer steht Mähren mit der Anzahl seiner Mittelschulen weit vor allen anderen Provinzen Zisleithaniens. Der Vollständigkeit wegen folgt hier dieses Verhältnis für alle Provinzen. In Mähren entfällt eine Mittelschule gegenwärtig auf 41.200, in Niederösterreich auf 54.800, in Böhmen auf 59.300, in Krain auf 60.100, in Schlesien auf 60.200, in Tirol und Vorarlberg auf 61.400, im Küstenlande auf 67.100, in Salzburg auf 68.600, in der Bukowina auf 70.600, in Oberösterreich auf 86.200, in Dalmatien auf 90.300, in Steiermark auf 96.400, in Kärnten auf 97.600, in Galizien auf 106.600 Bewohner. Mähren ist demnach gegenüber den industriell am höchsten entwickelten Provinzen Niederösterreich und Böhmen bezüglich der Zahl der Mittelschulen um 33%, bezw. um 44% im Vorteil. Ja selbst die Residenz, die doch zu den höchsten Ansprüchen berechtigt ist, steht nach; denn nach dem mährischen Schlüssel sollte sie bei der Annahme einer Bevölkerung von rund 2 Mill. 48 und nicht, wie es der Fall ist, 37 öffentliche Mittelschulen besitzen.

Diese Ausnahmsstellung Mährens liegt in erster Linie in den nationalen Verhältnissen und in der territorialen Verteilung der beiden

---

[1]) Vier durch die Klammer verbundene Zahlen beziehen sich der Reihe nach auf die deutschen Gymnasien, deutschen Realschulen, böhmischen Gymnasien und auf die böhmischen Realschulen. Zwei durch die Klammer verbundene Zahlen beziehen sich auf die deutschen und auf die böhmischen Anstalten.

Volksstämme begründet. Der Rückblick auf die Entfaltung der Mittelschulen Mährens seit 1860 läßt folgenden Stand zu Beginn der einzelnen Dezennien erkennen:

1859/60: (8, 5, 0, 0) = 13.
1869/70: (10, 5, 2, 0) = 17. I. Dezennium, Zuwachs 4 (2, 2).
1879/80: (15, 11, 6, 3) = 35. II. Dezennium, Zuwachs 18 (11, 7).
1889/90: (13, 12, 8, 4) = 37. III. Dezennium, Zuwachs 2 (— 1, 3).
1899/00: (14, 15, 15, 11) = 55. IV. Dezennium, Zuwachs 18 (4, 14).
1908/09: (14, 16, 16, 17) = 63. V. Dezennium, Zuwachs 8 (1, 7).

Mit der auffallenden Zunahme von je 18 (11, 7) im II. und (4, 14) Anstalten im IV. Dezennium ist die betreffende Zeitperiode klar gekennzeichnet; im ersten Falle der allgemeine wirtschaftliche Aufschwung, im zweiten Falle die starke Betätigung des Nationalgefühls der Tschechen und der allmähliche Übergang der Städte- und Landesverwaltung in ihre Hände. Trotz dieser Umgestaltung der öffentlichen Verhältnisse erlitten die deutschen Anstalten nicht nur keine Einbuße, sondern verzeichnen eine, wenn auch geringe, Vermehrung. Denn die Minorität erhält mit aller Kraft ihren mit schweren Opfern erworbenen Schulbesitz und vergrößert ihn im gleichen Schritte mit den Forderungen der Zeit. Andererseits liegt in dem raschen Anwachsen der böhmischen Anstalten während der fünf Dezennien von 2 auf 9, 12, 26, schließlich auf 33 der Beweis, daß die Majorität das Recht, eine adäquate Zahl von Mittelschulen eigener Nationalität zu besitzen, voll in Anspruch nimmt. Dieses Streben mag berechtigt sein, die Wahl des Ortes für die Neugründungen aber wurde nicht in allen Fällen nach dem dringenden Bedürfnisse der Bevölkerung, sondern nicht selten zu dem Zwecke getroffen, um einer bestehenden Mittelschule der anderen Nationalität eine eigene entgegenzustellen. Daher besitzen Städte, die zur Not imstande wären, eine einzige Mittelschule zu ernähren, wie Göding, Ungar.-Hradisch, Kremsier, Proßnitz, Leipnik, gegenwärtig deren zwei und mehrere, und eine ganze Reihe von Mittelschulen liegt ohne jede Berechtigung dicht nebeneinander. Wir finden in der Ellipse, die von Lundenburg—Prerau und von Ungar.-Brod—Butschowitz begrenzt wird, deren große Achse also 100 *km*, die kleine nur 80 *km* lang ist, 15 Mittelschulen: in Lundenburg 1, Straßnitz 1, Göding 2, Gaya 1, Butschowitz 1, Ungar.-Hradisch 2, Ungar.-Brod 1, Kremsier 4, Prerau 1, Holleschau 1; dazu kommt die Handelsschule in Ungar.-Hradisch, die Lehrerbildungsanstalt und die Landes-Ackerbauschule in Kremsier, die maschinengewerbliche Fachschule, die landwirtschaftliche Mittelschule und die Handelsschule in Prerau, so daß 21 über den Kreis der Volks- und Bürgerschule reichende Anstalten auf diesem kleinen Flächenraume erhalten werden. Eine weitere Übersättigung des Landes mit Mittelschulen wird den inneren Bestand derselben gefährden. Denn der Fortbestand einer älteren, vielmehr noch die Erhaltung einer neu gegründeten Anstalt ist von einem entsprechenden Frequenzniveau abhängig. Sobald aber die Schülernachfrage die Grenze des geistig differenzierten Prozentanteiles der Bevölkerung übersteigt, eine Befürchtung, die

in Mähren sicherlich eintreten müßte, dann greift man
minderwertigen Materiale und läßt sich, um das Gleichgewicht
zur Überklassifizierung und zum fortgesetzten Herabdrücken d
derungen verleiten. In beiden Fällen entfernt sich die Mittelschule
mehr von ihrem wesentlichen Zwecke, daß sie als Trägerin des gebil
Standes und als berufenste Vorschule für die letzte Vervollkommn
alle übrigen niederen Schultypen durch ein weit hinausgetragenes Zi
überrage.

Allerdings kann nicht geleugnet werden, daß auch das Bedürfnis nach Vermehrung der Mittelschulen seit Beginn des II. Dezenniums vorhanden war und immer größer wurde. Die Wirkung der allgemeinen Schulpflicht äußerte sich, ohne daß ein ganzes Menschenalter hätte vorbeigehen müssen, deutlich darin, daß die tieferen Schichten der Bevölkerung nicht nur zum Bewußtsein ihrer Bildungsfähigkeit, sondern auch zur Überzeugung gelangten, daß ein jeder, dem infolge seiner geistigen Veranlagung das Erreichen einer besseren Lebensstellung in der Außenwelt ermöglicht ist, eine über die Volksschule hinausreichende Ausbildung genießen müsse. Daher steigerte sich der Zudrang zu den Mittelschulen an allen Orten, in Mähren um so intensiver, als die tschechische Landbevölkerung in den früheren Perioden wegen Mangels an eigensprachigen Mittelschulen oder wegen Unkenntnis der deutschen Sprache vom Mittelschulstudium fast ganz ausgeschlossen war und nun mit erhobener Stimme die Erfüllung ihres Wunsches forderte. Es mögen ja oft von außen angewandte Mittel mitgewirkt haben, es wird wohl auch von so manchem die Mittelschule nicht als das aufgefaßt worden sein, was sie ist und sein soll, aber die Notwendigkeit einer Vermehrung der Mittelschulen war da.

II. Frequenz.

a) Im allgemeinen.

Zu Beginn der Schuljahre waren während der ganzen Periode an allen Mittelschulen zusammen 167.714 Schüler eingeschrieben, am Schlusse verblieben 160.037; demnach ein Abgang von 7677 Schülern oder 4·6%. Der Abgang ist nicht bei allen Kategorien der gleiche, an den deutschen Anstalten ist er größer als an den böhmischen, an den Gymnasien ist er kleiner als an den Realschulen. Aus folgender Zusammenstellung ist der Abgang in Prozenten ersichtlich: Während der ganzen Periode im Durchschnitte (4·7, 5·3, 4, 4·4) %, im Jahre 1900 (5·4, 5·3, 4·6, 4·5) %, im Jahre 1909 (4·3, 4·2, 3·3, 3·9) %.

Die Frequenz der Mittelschulen erhöhte sich von 13.912 auf 16.660 um 2748 = 19·7%, an deutschen Mittelschulen von 6809 auf 7471 um 662 = 9·7%, an den böhmischen Mittelschulen von 7103 auf 9189 um 2086 = 29·3%. An dem Zuwachse von 2748 beteiligen sich somit die deutschen Mittelschulen mit 24·1%, die böhmischen mit 75·9%. Die Frequenz der Gymnasien stieg von 7644 auf 7919 um 275 = 3·3%, die der Realschulen von 6268 auf 8741 um 2473 = 39·4%. An dem Zuwachse von 2748 beteiligen sich somit die Gymnasien mit 10%, die Realschulen mit 90%.

Die Frequenz der deutschen Mittelschulen stieg um 662 = 9·7%, davon die der Gymnasien von 3181 auf 3411 um 230 = 7·4%, die der Realschulen von 3628 auf 4060 um 432 = 11·9%. Die Zahl der Klassen wurde bei den ersteren von 111 auf 121 = 9%, bei den letzteren von 112 auf 127 = 13·4% vermehrt. Da die Frequenzzunahme und die Vermehrung der Klassen nur um einen kleinen Bruchteil differiert, blieb die durchschnittliche Bevölkerung einer Klasse an den deutschen Anstalten 1900—1909 annähernd gleich.

Größere Differenzen ergeben sich bei den böhmischen Anstalten. Die Frequenz derselben stieg um 2086 = 29·3%, davon die der Gymnasien von 4463 auf 4508 um 45 = 1%, dagegen die der Realschulen von 2640 auf 4681 um 2041 = 77·3%. Die Zahl der Klassen wurde bei den ersteren von 113 auf 156 = 38%, bei den letzteren von 71 auf 151 = 112·5% vermehrt. Dies ist gleichbedeutend mit dem Sinken der Durchschnittsfrequenz einer Klasse, bei den Gymnasien von 40 auf 30, bei den Realschulen von 37 auf 30.

In so auffallender Weise dürfte sich wohl nirgends das Verhältnis der Frequenz an Gymnasien und Realschulen verändert haben. Während die böhmischen Gymnasien mit nur einem Prozent Zuwachs weit hinter der allgemeinen Bevölkerungszunahme zurückblieben, schnellten die böhmischen Realschulen mit dem Zuwachse von 77·3% hoch empor. Seit 1899 wurden, abgesehen von der II. böhmischen Landes-Realschule in Brünn, 8 böhmische Realschulen eröffnet, in Butschowitz, Freiberg, Holleschau, Kremsier, Littau, Groß-Meseritsch, Olmütz und in Mähr.-Ostrau. Diese Anstalten wurden seit ihrem Bestehen der Reihe nach von 1074, 945, 1768, 2809, 1293, 2210, 2222, 1259, also im ganzen von 13.578 Schülern besucht. Niemand wird zweifeln, daß ein großer Teil dieser Schülerzahl dem Gymnasium verloren gegangen ist. Wir können ja genau verfolgen, wie alle Gymnasien, die entweder in derselben Stadt oder in der Nähe eine Schwesteranstalt erhielten, von der Eröffnung derselben an in stetem Sinken begriffen sind. So erreichte das Gymnasium in Gaya seine Maximalfrequenz von 313 Schülern 1903, von da an sinkt es auf 282; in das Schuljahr 1902/3 fällt die Eröffnung der Realschule in dem nahe gelegenen Butschowitz; Mistek fällt von 289 Schüler 1903 auf 215; in demselben Jahre eröffnete die Nachbarstadt Freiberg die Realschule; die Frequenz des Gymnasiums in Kremsier wird durch die Realschulen in Holleschau und Kremsier von 465 auf 231 herabgedrückt; das Gymnasium in Olmütz sinkt von 693 auf 354, während die dortige Realschule von 99 auf 488 Schüler stieg. Eine ähnliche Wechselwirkung läßt sich mit Ausnahme der Mittelschulen in der Landeshauptstadt bei allen anderen Anstalten nachweisen, so daß diese Beispiele hinlänglich aufzuklären geeignet sind, warum die Frequenz der böhmischen Realschulen und Gymnasien auf so entgegengesetzte Wege gedrängt wurden. Wären aber in den obgenannten Orten nicht Realschulen, sondern Gymnasien gegründet worden, dann hätten wir am Schlusse der Periode ebensoviel Tausend Gymnasiasten mehr, als es jetzt Realschüler sind. Denn mit nur sehr geringen Ausnahmen wählen die Eltern für ihre Kinder diejenige Mittelschule, die

entweder im Orte selbst oder in der nächsten Nähe liegt. Das Verlangen, die Kinder so lange als möglich in eigener Obhut zu behalten, Geldangelegenheiten, oft auch Bequemlichkeit sind bestimmend für diesen Entschluß. Eine Berücksichtigung der Vorliebe, ein genaues Prüfen der geistigen Veranlagung, wohin sie sich neige, in welcher Richtung sie am leichtesten erweiterungsfähig sei — allerdings läßt sich dies im Knabenalter nicht immer, aber doch in den meisten für die Entscheidung, ob humanistisch, oder realistisch, annähernd bestimmen — kennt man nicht. Das Kind wird, sowie es der Zufall wollte, da in ein Gymnasium, dort in eine Realschule eingekleidet und ist, da ein Übergang aus einem Typus in den anderen ohne uneinbringlichen Zeitverlust unmöglich ist, für immer an eine Entscheidung gebunden, die nicht einmal von ihm selbst, sondern von seinen Eltern ausgegangen war. Dadurch aber hat so mancher den Lebensweg verfehlt, der ihm von der Natur im Innern vorgeschrieben war. Durch die Schaffung der Ausgleichstypen ist ein Mittel gefunden worden, der Jugend eine wissenschaftliche Erziehung zu geben, auf Grund derer sie für die späteren Fachausbildungen nach beiden Richtungen hin befähigt wird. Da dies von eminenter Wichtigkeit für die Bevölkerung ist, werden die maßgebenden Faktoren dahin zu wirken haben, daß zumindest in den kleinen Städten, die nur über eine Mittelschule verfügen, die Gymnasien in achtklassige Realgymnasien, die Realschulen in Reformrealgymnasien umgewandelt werden. Und könnte den Schülern dieser Mittelschultypen der Unterricht im Griechischen, wenn auch nur als einem bedingt obligaten Lehrgegenstande vermittelt werden, dann träte auch derjenige Teil der Bevölkerung, der von der Abneigung gegen die Sprache der Hellenen und ihre großen Werke noch nicht ergriffen ist, den neuen Schulformen mit der größten Zuversicht entgegen.

In zweiter Linie ist die Vermehrung der Realschüler in Mähren von 6268 auf 8741 die Folge der rasch vorschreitenden Entwicklung der Industrie und des Aufschwunges aller Verkehrsanstalten, wodurch das Bedürfnis nach technisch gebildeten Kräften von Jahr zu Jahr gesteigert wird. Dem entspricht der Zudrang zu den technischen Schulen, deren Frequenz sich in Zisleithanien von 4020 im Jahre 1900 auf 9296 im Jahre 1909 um 5276 = 131·2% emporhob.

Die statistische Darstellung der Frequenz der Gymnasien und Realschulen läßt deutlich das Wettrennen der beiden Mittelschultypen erkennen. 1900 waren die Realschulen weit zurück, kommen von Jahr zu Jahr näher, überholen 1906 die Gymnasien und überflügeln sie immer mehr und mehr. Die Frequenz am Schlusse der Schuljahre war folgende:

	1900	1901	1902	1903	1904	1905	1906	1907	1908	1909
Gymnasien	7644	7911	8248	8399	8532	8502	8399	8240	7972	7919
Realschulen . . .	6268	6690	7151	7648	8153	8361	8473	8414	8417	8741
Stand der Realschulen	— 1376	— 1221	— 1097	— 751	— 379	— 141	+ 74	+ 174	+ 445	+ 822

b) Die Frequenz nach den Nationalitäten.

Von der Frequenz während der ganzen Periode entfallen auf die Deutschen 40·5, auf die Tschechen 59·3, auf die anderen Nationalitäten zusammen 0·2%. Die letzteren werden daher im weiteren nicht berücksichtigt.

Die Zahl der Mittelschüler deutscher Nationalität betrug während der ganzen Periode 64.907 (30.166, 33.857, 616, 268) und stieg von 5854 (2805, 2979, 59, 11) auf 6706 (3073, 3548, 56, 29) um 852 = 14·7%. Die Mittelglieder weisen nur in den ersten 5 Jahren eine namhafte Vermehrung aus, 1906 erreicht die Frequenz mit 6765 den Höhepunkt. Die Gymnasien steigen von 2805 auf 3208 im Jahre 1905 und sinken langsam auf 3129 herab; die Realschulen beginnen mit 2990 und steigen mit ganz kleinen Unterbrechungen stetig bis auf 3577. An böhmischen Anstalten waren deutsche Schüler im ganzen 884, an Gymnasien 616, an Realschulen 268 eingeschrieben. Fast ohne Veränderung machen sie jährlich 1·2% der deutschen Schüler aus.

Mittelschüler tschechischer Nationalität waren im ganzen 94.884 (3353, 5770, 47.294, 38.457) eingeschrieben; ihre Zahl wuchs von 8024 (367, 626, 4404, 2627) auf 9850 (288, 468, 4451, 4643) um 1826 = 22·7%. Die höchste Frequenz weist das Jahr 1905 mit 10.101 tschechischen Schülern aus: 8024, 8542, 9036, 9592, 9933, 10.102, 10.018, 9885, 9643, 9850. Während die Realschulen ohne Unterbrechung stetig von 2627 bis 4643 steigen, nehmen die Gymnasien an Frequenz nur die ersten vier Jahre zu, erreichen den Höhepunkt mit 4994 im Jahre 1903 und fallen dann auf 4983, 4888, 4796, 4719, 4482, 4451 herab. An deutschen Anstalten studierten im ganzen 9123 Schüler tschechischer Nationalität, also um 8239 mehr als Deutsche an böhmischen Anstalten. Jeder, der mit den mährischen Schulverhältnissen nicht vollkommen vertraut ist, wird der Meinung sein, daß gerade in denjenigen Städten, in welchen sich verschiedensprachige Anstalten befinden, die nationale Trennung auch im Schulbesuche scharf durchgeführt wird. Das ist aber bei weitem nicht der Fall. Während die Zahl der Deutschen, die in diesen Städten die böhmische Mittelschule besuchen, geradezu verschwindet, ist die Zahl tschechischer Mittelschüler an deutschen Schulen eine bedeutende. Die deutsche Mittelschule in Göding besuchten 241 Tschechen, die böhmische 0 Deutsche; in Ungar.-Hradisch 341 : 11, in Kremsier 1100 : 6, in Leipnik 480 : 0, in Olmütz 657 : 18, in Mähr.-Ostrau 907 : 0, in Proßnitz 863 : 2, in der Landeshauptstadt 1031 : 0. Es stehen daher 37 Deutsche an den böhmischen gegen 5620 Tschechen an den deutschen Anstalten, mehr als die Hälfte aller tschechischen Schüler, welche deutsche Mittelschulen besuchten. Der Grund hiefür kann kein anderer sein, als daß die Schüler tschechischer Nationalität an den deutschen Mittelschulen die zweite Landessprache erlernen wollten. Offenbar haben die Eltern erwogen, daß die Kinder, die hier im Lande die Mittelschulbildung genießen und in den meisten Fällen wieder hier im Lande ihre künftige Lebensstellung erlangen werden, der deutschen Sprache in Wort und Schrift vollkommen mächtig sein müssen. Sie stellten alle nationalen Rücksichten zurück und

ließen ihre Söhne in die deutsche Mittelschule einschreiben. Gewiß aber hätten sie dies nicht getan, wenn ihnen die eigene Anstalt hätte bürgen können, daß sie durch ihren Unterricht die für die praktische Verwertung nötige Kenntnis der zweiten Landessprache vermitteln werde. Diese Bürgschaft konnte sie eben nicht leisten und darin liegt der offene Beweis, daß trotz der vielen Bemühungen der Oberbehörde, die eine Besserung anstrebt, der Unterricht in der zweiten Landessprache, sei er obligat oder nicht obligat, noch immer nicht dem wirklichen Bedürfnisse entspricht. Die meisten Fachlehrer legen viel zu viel Gewicht auf die Kenntnis des inneren, grammatischen Aufbaues der Sprache, anstatt die Umgangssprache durch eine fortgesetzte, vom Einfachsten des täglichen Lebens ausgehende und nur langsam auf weitere und schließlich auf wissenschaftliche Gebiete übergehende Konversation zu pflegen. Daher finden wir einen der Unterrichtszeit entsprechenden Gewinn meistens nur bei den Schülern, die mit der Umgangssprache schon von früher her mehr oder weniger vertraut waren. Dasselbe gilt vom Unterrichte des Böhmischen an den meisten deutschen Anstalten. Für die Deutschen aber ist der Nachteil viel größer und empfindlicher. Die Gelegenheit, sich in der zweiten Landessprache nicht nur bis zum oberflächlichen Verständnisse, sondern bis zur sicheren Ausdrucksfähigkeit zu vervollkommnen, finden sie an den eigenen Anstalten nicht; die böhmischen Mittelschulen sind ihnen verschlossen, weil sie wegen Mangels an Vorkenntnissen in der Unterrichtssprache nicht aufgenommen werden können, oft auch aus nationalen Rücksichten nicht aufgenommen werden wollen. Die Tschechen aber, zumindest der größere Teil ihrer gebildeten Kreise, statten ihre Kinder soweit mit der Kenntnis des Deutschen aus, daß sie in die deutsche Mittelschule geschickt werden können, sobald ihnen an der eigenen Anstalt die Gelegenheit nicht geboten ist, zur vollen Beherrschung der zweiten Landessprache zu gelangen. Deshalb aber sind eben alle diejenigen öffentlichen und privaten Stellungen, für deren Erlangung die Kenntnis beider Sprachen eine unumgängliche Vorbedingung ist, für die Tschechen offen, für die Deutschen unerreichbar. Daß dieser wesentliche Vorteil von den Tschechen scharf ins Auge gefaßt wird, beweist nicht nur die Zahl der an deutschen Mittelschulen eingeschriebenen Tschechen — es waren im letzten Dezennium 9123, also fast 10% aller ihrer Mitschüler — sondern auch der von Jahr zu Jahr zunehmende Zufluß von Abiturienten böhmischer Mittelschulen zu den deutschen Universitäten, während die tschechische Universität von deutschen Studenten wohl kaum besucht sein dürfte. Es ist nicht anzunehmen, daß sie aus Liebe zur deutschen Forschung deren Stätten aufsuchen, es ist nur das Bestreben, der deutschen Sprache vollkommen mächtig zu werden.

c) Die Frequenz nach den Religionsbekenntnissen.

Der Anteil der Katholiken, Protestanten und Juden an der Frequenz während der ganzen Periode betrug im Durchschnitte 86·3 + 2·5 + 11·2, im Jahre 1900 86 + 2·3 + 11·7, im Jahre 1909 86·8 + 2·6 + 10·6%;

der Besuch von Katholiken und Protestanten hat sich somit gehoben, der der Juden verringert.

Bezüglich der Realschulen wird der Anteil der Protestanten und Juden gedrückt, weil der weit überragende Zuwachs an den böhmischen Realschulen aus 95·5% Katholiken bestand, bezüglich der Gymnasien dagegen wurde er gehoben, weil die böhmischen Gymnasien mit einem Prozentsatze von 95·6% Katholiken unter dem Durchschnitte der allgemeinen Frequenzzunahme stehen geblieben sind. An den Gymnasien war der Anteil 1900 87 + 1·5 + 11·5, 1909 86·3 + 2·3 + 11·4, an den Realschulen 1900 84·4 + 3·4 + 12·2, 1909 87·3 + 2·8 + 9·9%.

Die Mittelschulfrequenz der katholischen Mittelschüler stellt sich während der ganzen Periode auf 138.129 (24.861, 30.476, 46.268, 36.124), im Jahre 1900 auf 11.945 (2317, 2813, 4338, 2477), im Jahre 1909 auf 14.467 (2523, 3166, 4311, 4467), daher eine Zunahme von 2522 (206, 353, — 27, 1990) = (8·8, 12·5, — 0·6, 80·3) %. Der kleine, früher ausgewiesene Frequenzzuwachs an den böhmischen Gymnasien von 1% wurde durch die Frequenz der Protestanten und Juden bewirkt.

Das Gymnasium besuchten während der ganzen Periode 71.129, im Jahre 1900 6655, im Jahre 1909 6834, demnach ein Zuwachs von 179 = 2·6%; die Realschulen besuchten im ganzen 67.000, im Jahre 1909 5290, im Jahre 1909 7633, demnach ein Zuwachs von 2343 = 44·3%.

Protestanten besuchten die Mittelschule 3956 (699, 1032, 820, 1405), im Jahre 1900 330 (56, 81, 58, 135), im Jahre 1909 438 (84, 114, 99, 138), daher ein Zuwachs von 108 (31, 33, 41, 3) = (55·3, 40·7, 41·4, 2·2) %. Das Gymnasium besuchten im ganzen 1519, im Jahre 1900 114, im Jahre 1909 186, daher ein Zuwachs von 74 = 64·9%; die Realschulen besuchten im ganzen 2437, im Jahre 1900 216, im Jahre 1909 252, daher ein Zuwachs von 36 = 16·6%.

Juden besuchten die Mittelschule 17.952 (8289, 8250, 829, 584), im Jahre 1900 1637 (808, 734, 67, 28), im Jahre 1909 1755 (801, 708, 98, 76), daher ein Zuwachs von 118 (— 7, 46, 31, 48) = (— 1, 6·2, 31·6, 63·1) %. Das Gymnasium besuchten im ganzen 9118, im Jahre 1900 875, im Jahre 1909 899, daher ein Zuwachs von 24 = 2·7%; die Realschulen besuchten im ganzen 3834, im Jahre 1900 762, im Jahre 1909 856, daher ein Zuwachs von 94 = 12·3%.

Während des letzten Dezenniums vermehrte sich demnach die Frequenz der Katholiken um 21·1, die der Protestanten um 32·8, die der Juden um 7·2%. Hervorzuheben ist, daß die Katholiken annähernd gleich die Gymnasien und Realschulen, die Protestanten die Realschule, die Juden das Gymnasium mehr beschickten. Von 10 Schülern war das Verhältnis bei den Katholiken 5 : 5, bei den Protestanten 4 : 6, bei den Juden 7 : 3. Eine prinzipielle Bevorzugung scheint aber dennoch nicht der Fall zu sein, weil gerade in den Städten, wo sich nebeneinander beide Typen mit derselben Unterrichtssprache befinden, die Zahl der Gymnasiasten und Realschüler mosaischer Konfession nur um ein Geringes verschieden ist. In Brünn, Iglau, Kremsier, Olmütz, Mähr.-Ostrau und Znaim besuchten während der ganzen Periode 5787 Juden das Gymnasium

und 5670 die Realschule. Eine größere Differenz zeigt sich bei den Protestanten, von denen in den genannten Städten 766 das Gymnasium und 947 die Realschule besuchten.

c) Frequenz im Verhältnisse zur Bevölkerung.

Nach den eingangs aufgestellten Berechnungen besuchten 1900 von 1,174.000 Individuen männlichen Geschlechtes 13.912, 1909 von 1,250.000 16.660 die Mittelschule. Daher 1900 von je 84, 1909 von je 75 ein Mittelschüler, oder von 10.000 1900 119 (27, 32, 38, 22), 1909 133 (27, 32, 36, 38) Schüler. Der Besuch der deutschen Mittelschulen blieb somit im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung vollkommen gleich, von je 10.000 59 Schüler; der Besuch der böhmischen Mittelschulen hat sich von 60 auf 74 gehoben, denn sie besitzen gegenwärtig von je 10.000 um 14 Schüler mehr als zu Beginn der Periode. Die Frequenz der Gymnasien büßte 2 ein, die der Realschulen gewann 6.

Die deutsche Bevölkerung Mährens entsandte 1900 5854, 1909 6706 Schüler in die Mittelschule; daher entfallen von den angenommenen 325.000, bezw. 346.000 im Jahre 1900 auf je 56, im Jahre 1909 auf je 52 Individuen 1 Mittelschüler oder auf 10.000 1900 178 (85, 91, 1, 1), 1909 192 (88, 102, 1, 1). Der Besuch der deutschen Mittelschulen gewann daher von je 10.000 14 Schüler, der der böhmischen Mittelschulen vonseiten der Deutschen blieb sich gleich, von je 10.000 1 Gymnasiast und 1 Realschüler am Anfange und am Schlusse der Periode. Die Gymnasien erhielten einen Zuwachs von 2, die Realschulen von 11 Schülern.

Die tschechische Bevölkerung entsandte im Jahre 1900 von 729.000 Individuen männlichen Geschlechtes 8024, im Jahre 1909 von 776.000 9850 Kinder in die Mittelschule. Es entfallen demnach 1900 auf je 91, 1909 auf je 78 ein Mittelschüler oder von je 10.000 1900 110 (5, 9, 60, 36), 1909 128 (4, 6, 58, 60) Schüler. Der Besuch der deutschen Mittelschulen vonseiten der Tschechen hat demnach von je 10.000 4 eingebüßt, der der böhmischen Mittelschulen stieg von 96 auf 118, ein Plus von 22 von je 10.000. Die tschechischen Gymnasien verloren 2, die Realschulen gewannen 21 Schüler.

Die katholische männliche Bevölkerung von 1,119.000, bezw. 1,192.000 ist mit 11.945, bezw. 14.467 Mittelschülern vertreten; daher entfallen auf je 94, bezw. auf je 82 ein Mittelschüler oder auf je 10.000 1900 106 (20, 25, 38, 23), 1909 122 (21, 26, 37, 38) Schüler. Die deutschen Schulen gewannen 2, die böhmischen 14 Schüler. Der Besuch der Gymnasien blieb sich mit 58 ganz gleich, der der Realschulen stieg von 48 auf 64, gewann daher von je 10.000 16 Schüler.

Die evangelische männliche Bevölkerung von 32.000, bezw. 34.000 beschickte die Mittelschulen mit 330, bezw. 438 Schüler; daher entfallen auf je 97, bezw. 77 ein Mittelschüler oder auf je 10.000 1900 103 (18, 25, 18, 42), 1909 130 (26, 34, 29, 41) Schüler. Die deutschen Anstalten gewannen 7, die tschechischen 10, die Gymnasien 19, die Realschulen 8 Schüler von je 10.000.

Die jüdische männliche Bevölkerung von 21.000, bezw. 22.000 ließ 1637, bezw. 1755 Schüler die Mittelschule besuchen; daher entfallen zu Beginn und am Schlusse der Periode auf je 13 ein Mittelschüler, oder auf je 10.000 1900 770 (380, 345, 32, 13), 1909 770 (351, 343, 43, 33) Schüler. Die deutschen Mittelschulen verloren, die böhmischen Mittelschulen gewannen 31, die Gymnasien verloren, die Realschulen gewannen 18 von je 10.000 der jüdischen männlichen Bevölkerung.

Der Besuch der Juden überragt demnach um mehr als das Sechsfache, um 526%, den der Katholiken. Eine so große Differenz kann nur durch besondere Gründe hervorgerufen worden sein. Vor allem beweisen diese Ziffern den ungleich besseren Vermögensstand, in welchem sich im Durchschnitte die Juden der anderen Bevölkerung gegenüber befinden. Ferner wird das schon oft erwähnte Moment zur unleugbaren Tatsache, daß sie, wenn auch nicht für die Erziehung, so doch sicherlich für die geistige Ausbildung ihrer Kinder viel mehr und viel größere Opfer zu bringen bereit sind, als dies bei der übrigen Bevölkerung der Fall ist. Darin und in der unglaublichen Tätigkeit, mit der sie das einmal ins Auge gefaßte Ziel verfolgen — auch bei der studierenden Jugend tritt dies klar zutage —, liegt der Grund, warum sie die breiten Schichten der Bevölkerung an Intelligenz übertreffen, was durch ihre Erfolge in allen Zweigen des Handels und der Industrie vollauf bestätigt wird.

Der Überblick über die Frequenz weist einen Zuwachs von 19·7% aus; derselbe überschreitet daher weit die Zunahme der Bevölkerung. Dieser Überschuß ist nur durch den gesteigerten Besuch der böhmischen Anstalten verursacht worden. Im Verhältnisse zur Bevölkerung blieb sich die deutsche Mittelschule mit 59 von 10.000 gleich, die böhmische Mittelschule dagegen stieg von 60 auf 74 von 10.000, also relativ um 16·6%. Das Gymnasium verlor an relativer Frequenz 3·1%, die Realschule gewann 29·6%. Ein Stillstand oder gar eine Abnahme der Frequenz ist im kommenden Dezennium nicht zu erwarten; dagegen wird das Verhältnis der Gymnasien und Realschulen eine wesentliche Veränderung erleiden, wenn sich die neugeschaffenen Mittelschultypen Eingang verschaffen.

Nachstehende Tabelle gibt einen Überblick über die Frequenzbewegung an den mährischen Mittelschulen während des letzten Dezenniums.

Frequenz	Durchschnitt der ganzen Periode	Schülerzahl		Auf je 10.000 männliche Individuen	
		1900	1909	1900	1909
I. *Im allgemeinen.*					
An allen Anstalten	16004	13912	16660	119	133
a) an Gymnasien	8177	7644	7919	65	63
1. den deutschen	3385	3181	3411	27	27
2. den böhmischen	4792	4463	4508	38	27
b) an Realschulen	7827	6268	8741	54	70

Frequenz	Durchschnitt der ganzen Periode	Schülerzahl		Auf je 10.000 männliche Individuen	
		1900	1909	1900	1907
1. den deutschen	3976	3628	4060	32	32
2. den böhmischen	3851	2640	4681	22	38
c) an den deutschen Anstalten	7361	6809	7471	59	59
an den böhmischen Anstalten	8643	7103	9189	60	74
II. *Nach den Nationalitäten.*					
A. Deutsche.					
An allen Anstalten	6492	5854	6706	178	192
a) an Gymnasien	3079	2864	3129	86	89
1. den deutschen	3017	2805	3073	86	89
2. den böhmischen	62	59	56	1	1
b) an Realschulen	3413	2990	3577	92	103
1. den deutschen	3386	2979	3548	91	102
2. den böhmischen	27	11	29	1	1
c) an den deutschen Anstalten	6403	5784	6621	46	190
an den böhmischen Anstalten	89	70	85	2	2
B. Tschechen.					
An allen Anstalten	9488	8024	9850	110	128
a) an Gymnasien	5065	4771	4739	65	62
1. den deutschen	335	367	288	5	4
2. den böhmischen	4730	4404	4451	60	58
b) an Realschulen	4423	3253	5111	45	66
1. den deutschen	577	626	468	9	6
2. den böhmischen	3846	2627	4643	36	60
c) an den deutschen Anstalten	912	993	756	14	10
an den böhmischen Anstalten	8576	7031	9094	96	118
III. *Nach den Religionsbekenntnissen.*					
A. Katholiken.					
An allen Anstalten	13813	11945	14467	106	122
a) an Gymnasien	7113	6655	6834	58	58
1. den deutschen	2486	2317	2523	20	21
2. den böhmischen	4627	4338	4311	38	37
b) an Realschulen	6700	5290	7633	48	64
1. den deutschen	3048	2813	3166	25	26
2. den böhmischen	3652	2477	4467	23	38
c) an den deutschen Anstalten	5534	5130	5689	45	47
an den böhmischen Anstalten	8279	6815	8778	61	75

Frequenz	Durchschnitt der ganzen Periode	Schülerzahl		Auf je 10.000 männliche Individuen	
		1900	1909	1900	1907
***B.* Protestanten.**					
An allen Anstalten	396	330	438	103	130
a) an Gymnasien	152	114	186	36	55
1. den deutschen	70	56	87	18	26
2. den böhmischen.	82	58	99	18	29
b) an Realschulen	244	216	252	67	75
1. den deutschen	103	81	114	25	34
2. den böhmischen.	141	135	138	42	41
c) an den deutschen Anstalten	173	137	201	43	60
an den böhmischen Anstalten	223	193	237	60	70
***C.* Juden.**					
An allen Anstalten	1795	1637	1755	770	770
a) an Gymnasien	912	875	899	412	394
1. den deutschen	829	808	801	380	351
2. den böhmischen.	83	67	98	32	43
b) an Realschulen	883	762	856	358	376
1. den deutschen	825	734	780	345	343
2. den böhmischen.	58	28	76	13	33
c) an den deutschen Anstalten	1654	1542	1581	725	694
an den böhmischen Anstalten	141	95	174	45	76

In Hinsicht auf die neuen Prüfungsvorschriften folgt eine kurze Zusammenstellung der letzten Jahresklassifikation und des Ergebnisses der Reifeprüfungen der Jahre 1908 und 1909.

Zum Aufsteigen geeignet wurden in der Periode 1900—1908 im Durchschnitte 89·2 (89·8, 87·6, 90·6, 88·9) %, am Schlusse des Schuljahres 1909 92 (91·1, 89·7, 95·2, 91·7) % der Schüler erklärt. Die anscheinend kleine prozentuale Vermehrung von 3·1% gewinnt dadurch an Bedeutung, daß das durchschnittliche Ergebnis der vorhergegangenen Schuljahre ohnehin ein hohes war und daß sich nicht alle, sondern nur 40% der 63 mährischen Mittelschulen an dieser Steigung beteiligten. Dieser außerordentlich günstige Erfolg aber dürfte in der Folgezeit wieder zurückgehen, weil einesteils viele der heuer als „im allgemeinen geeignet" bezeichneten Schüler später als „nicht geeignet" werden erklärt werden müssen, andrenteils weil die sich nach und nach festigende Auffassung der neuen Prüfungsvorschriften eine schärfere Beurteilung der Schülerleistungen zur Folge haben wird.

Zu den 463 Reifeprüfungen, die im letzten Jahrzehnte in Mähren abgehalten wurden, waren 11.841 Abiturienten angemeldet; von diesen erhielten 11.113 (2833, 2543, 3328, 2409) = 93·9 (92·5, 91·5, 95·7, 95·2)

% die Approbation. Das Jahr 1908, in welchem die neuen Prüfungsvorschriften zuerst in Kraft traten, brachte eine Erhöhung der Approbationen auf 98·4 (98·7, 97, 99·8, 98·5) %. Doch schon im heurigen Jahre ist eine Verminderung eingetreten, der Prozentsatz sank um 2·8 (4, 2·9, 2·9, 0·5) %, in den nächsten Jahren dürfte das Endergebnis noch weiter fallen, zumindest im Verhältnisse zur Frequenz der obersten Klasse.

Ungarisch-Hradisch. Gallina.

Dr. Julius Ziehen, Aus der Werkstatt der Schule. Studien über den inneren Organismus des höheren Schulwesens. Leipzig, Quelle & Meyer 1907. 207 SS. Preis 4 Mk.

Die 25 Aufsätze, die im vorliegenden Buche aus verschiedenen Zeitschriften der Jahre 1895 bis 1906 gesammelt und in eine gewisse Ordnung gebracht erscheinen, können in dem gegenwärtigen Zeitalter der Gymnasialreform lebhaftes Interesse beanspruchen. Es sind zwar nicht die Lehrpläne, an denen dem Verfasser in erster Linie gelegen ist, aber die Mehrzahl der Aufsätze steht doch unter dem Zeichen der gemeinsamen Beziehung zu einer Neuordnung des Lehrplanes. Ziehen ist nämlich einer von den Schulmännern, die im Jahre 1892, als Reinhardt in Frankfurt seine Reformschule eröffnete, ihre Kräfte in den Dienst des neuen Unternehmens stellten. Auf den in Frankfurt gemachten reichen Erfahrungen fußt nun das Buch.

Nach Ziehen ist der Reinhardtsche Versuch vollständig gelungen. In erster Linie sei dies der inneren Übereinstimmung in der Behandlung sämtlicher Fremdsprachen zu danken; die Parallelgrammatiken hätten sich durchaus bewährt. Der Vorzug des Französischen für den fremdsprachlichen Anfangsunterricht ergebe sich vor allem aus seiner unbedingten und ungezwungenen Anwendbarkeit im freien mündlichen Gebrauche. Da man aber dabei tüchtige grammatisch-begriffliche Schulung nicht aus den Augen gelassen, so sei der nach drei Jahren einsetzende Lateinunterricht auf keine Schwierigkeiten gestoßen. Nach einjährigem Betriebe der Sprache habe man die Cäsarlektüre aufnehmen können. Etwas weniger leicht falle den Untersekundanern das Griechische; das vorgerücktere Alter erschwere die gedächtnismäßige Aneignung der zahlreichen Flexionsformen, dafür aber sei die Einsicht in die Zweckmäßigkeit der Formenbildung eine größere. Daß der altgeschichtliche Anfangsunterricht für den Schüler, der noch kein Latein gelernt, größere Schwierigkeiten bereite, sei nicht zu leugnen; allein es biete auch wieder einen Vorteil, wenn der spätere Sprachunterricht schon ein Fachwerk vorfinde, in welches sich die in den Übungssätzen enthaltenen Einzelheiten aus der griechischen und römischen Geschichte einreihen ließen. (Vergl. Nr. 4 Die Weiterentwicklung des Frankfurter Lehrplanes, ferner Nr. 5, —10, 20.)

In Ziehen besitzt also die Frankfurter Reformschule einen unbedingten Anhänger. Die Schilderung der erzielten schönen Resultate ist nun zwar an einigen Stellen vielleicht etwas zu warm gehalten, aber im ganzen haben wir kein Recht, die Unterrichtserfolge zu bezweifeln. Nur dürfte dabei doch der Umstand stark in Betracht kommen, daß an dem Versuche ausnahmsweise begabte, regsame Schüler und dazu noch besonders tüchtige Lehrkräfte beteiligt waren. Andere Bedenken gegen die neue Schulform hat u. a. Michaelis ausgesprochen in dem Schriftchen „Die Stadt Berlin und das Reformgymnasium. Leipzig 1907“. Der Lehrplan ist aber gewiß geistvoll durchdacht und folgerichtig durchgeführt und der Ernst, mit dem er eine gründliche humanistische Bildung verfolgt, verdient alle Ankennung. Bei uns scheint man sich vielfach unter einer Reformschule eine Anstalt vorzustellen, an der die alten Sprachen nur noch dem Namen nach gelehrt werden und die Arbeit der Jugend nur wenig Zeit raubt. In solchem Wahne Befangene können sich über den Charakter der Frankfurter Reformschule aus Ziehens Buche eines Besseren belehren. Vertiefung in Geist und Bau der Sprache erscheint überall als Selbstzweck. Noch in den obersten Klassen wird Formenlehre und Syntax systematisch wiederholt. Zwei bis drei Lateinstunden dienen wöchentlich auch in Sekunda und Prima an der Realschule dem Grammatikunterricht und den schriftlichen Arbeiten. Genaues grammatisches Verständnis sowie exakte Auffassung und Wiedergabe des Wortlautes werden beim Übersetzen konsequent und unerbittlich gefordert, um Oberflächlichkeit der Arbeit und Halbheit der Aneignung auszuschließen. (Nr. 10 Die Gestaltung des lateinischen Unterrichts im Oberbau des Realgymnasiums nach dem Frankfurter Lehrplan.)

Der Frankfurter Lehrplan ist also gegen den Vorwurf, eine Halbbildung zu fördern, gefeit, und wir begreifen es, wenn ein ernster Lehrer wie Ziehen als sein warmer Verfechter auftritt. Freilich gilt ihm ein guter Lehrplan auch wieder nur als ein Faktor, und zwar nicht als der wichtigere; höher schätzt er die arbeitsfreudige Tätigkeit des Lehrers und eine richtige Methode. Fragen der Unterrichtsmethodik sind es auch hauptsächlich, die er in den vorliegenden Aufsätzen behandelt; sie betreffen einerseits die Sichtung, andererseits die Erweiterung und Vertiefung der Lehrstoffe und suchen über eine anregende und innerlich bildende Lehrweise Klarheit zu schaffen. Wir lesen manch treffliches Wort, das, wenn es auch nicht zum ersten Male ausgesprochen ist, doch immer wieder in Erinnerung gebracht zu werden verdient.

Vor allem setzt er sich für ein möglichst innerliches Zusammenarbeiten und Ineinandergreifen der verschiedenen Lehrfächer ein; nur dadurch könne man der aus dem Nebeneinander vieler Lehrfächer entspringenden Gefahr der Zerstreuung und Überladung vorbeugen; überall müßten sachliche und sprachliche Belehrung nebeneinander hergehen (Nr. 14 Über neuphilologische Gesellschaftsreisen, 16 Über die Behandlung der Realien im französischen Unterricht, 17 Zum Realienplan englischer Sprechübungen in den drei Oberklassen des Realgymnasiums, 18 Das System der Lehrbücher und Hilfsmittel für den Geschichtsunter-

richt, 28 Das System der Lehrmittel für den erdkundlichen Unterricht); die grammatischen Beispiele dürften eines für Kopf und Herz brauchbaren Inhaltes nicht entbehren. Der Lehrer des Deutschen in den unteren Klassen müsse auch bei Stücken geographischen und naturwissenschaftlichen Inhaltes das volle Verständnis erzielen und sich zu diesem Zwecke Karten und Bildermaterial verschaffen. Dabei vergißt der Verf. allerdings zu bemerken, daß solchen Lesestücken die Behandlung der betreffenden Materie im Fachunterrichte vorhergehen soll. Dagegen betont er richtig, daß bei aller Gewissenhaftigkeit in der Erklärung deutscher und fremdsprachiger Texte es dennoch vermieden werden muß, durch Heranziehung eines weitschichtigen Erklärungsmaterials den Kern des Unterrichtsganges, die Durchnahme des Stückes, über einer Fülle von Abschweifungen zu kurz kommen zu lassen oder die Anschauungsmittel zu ausgiebig zu bieten und dadurch den Schüler mit einem verwirrenden Übermaß bildlicher Eindrücke zu überschütten. (Nr. 11 Über den Lehrmittelapparat zum deutschen Lesebuch, 21 Archäologie und Geschichtsunterricht.) Überhaupt soll der Unterricht, so wird richtig bemerkt, nicht mechanisch, nach festen, starren Formen betrieben werden, sondern der Gelegenheit entsprechend verschieden.

Aus der richtigen Würdigung der Konzentration ergibt sich auch des Verf. Standpunkt gegenüber dem Verlangen nach Aufnahme der Kolonialwissenschaft als neuen Lehrgegenstandes: der geographische, der naturwissenschaftliche, der geschichtliche und sogar der sprachliche Unterricht (letzterer z. B. bei der Lektüre von Ciceros Rede *De imperio Cn. Pompei*) bieten Gelegenheit genug zu kolonialpolitischer Belehrung. Die Worte, mit denen Z. das neue Lehrfach ablehnt, können auch wir den bei uns in Österreich sich erhebenden Forderungen nach Einführung der Rechtskunde, Hygiene, Anstandslehre usw. wohlberechtigt entgegenhalten: „Die höhere Schule muß den allgemein bildenden Charakter festhalten; sie erfüllt die selbstverständliche Pflicht gegenüber dem Zeitfortschritt, wenn sie neuauftauchende Disziplinen als wertvolles Bildungselement in den Gang des Unterrichtes hineinarbeitet, sie darf sich aber nicht dazu verstehen, den Lehrplan der Zersplitterung in das Nebeneinander zahlloser fachwissenschaftlicher Unterrichtsgegenstände anheimfallen zu lassen. (Nr. 24 Über kolonialwissenschaftliche Belehrung auf unseren höheren Schulen.)

Auf den Inhalt aller Aufsätze einzugehen, ist hier nicht der Raum. Nur einzelnes sei zum Schlusse noch angeführt: Der Verfasser wünscht, um dem Lehrer das Auffinden des Anschauungsmaterials zu erleichtern, die Errichtung eines deutschen Reichsmuseums, wie es Österreich schon in Angriff genommen hat (Nr. 1); er befürwortet die Zulassung der Absolventen aller Mittelschularten an die Universität, weil sich dann im freien Wettbewerbe praktisch der Wert der humanistischen Studien erproben werde (Nr. 2); er weist auf Frobenius „Weltgeschichte des Krieges“ hin, die es dem Lehrer erleichtere, statt der Erzählung vom Fechten und Totschlagen das zu geben, was man Kulturgeschichte des Krieges nennt (Nr. 19); er würdigt das reiche Material, das sich für den Unterricht in

Geographie und Geschichte aus Reisehandbüchern heben lasse (Nr. 22); er verlangt vom Zeichenlehrer, daß er durch eine gemeinsam mit den Schülern vorgenommene Zergliederung das Verständnis der Komposition von Kunstwerken der Malerei eröffne (Nr. 25).

Die Anforderungen, die Ziehen an Schüler und Lehrer stellt, sind durchaus hohe. Seine Aufsätze „Aus der Werkstatt der Schule" zeigen aber, daß er nicht etwa dem Grundsatze huldigt *video meliora proboque, deteriora sequor,* sondern sich selbst sachlich und methodisch in vielerlei Disziplinen heimisch gemacht hat, wie es eben die von ihm beobachtete Konzentration verlangt.

Prag. Dr. Josef Dorsch.

San.-Rat Dr. Brennecke, Freiheit! Ein offenes Wort zur sexualen Frage an Deutschlands Jugend. Magdeburg, Fabersche Druckerei 1907. 24 SS.

Die Unmasse von Druckschriften über sexuale Jugendbelehrung wird hier um eine vermehrt, welche jene Anrede enthält, die Brennecke den Magdeburger Abiturienten gehalten hat. Wer eine solche Ansprache beabsichtigt, wird zu diesem dankenswerten Vorhaben in der vorliegenden Broschüre vortreffliche Anhaltspunkte zu Stoff und Behandlung finden, welche ethisch sehr schön gehalten ist. — Wo man sich darauf beschränkt, den Hochschülern bei der Inskription eine Belehrung zu verabreichen, läßt man die große Zahl jener aus, die zwar die Mittelschule absolvieren, aber nicht an die Hochschule übertreten. Und wo bleiben die anderen... Ganz zweckmäßig möchten wir es halten, zu Anfang des Vortrages ein paar durch Lues verunstaltete Individuen vorzuführen, ferner den Vortrag so zu halten, daß sich ein körperlich ermüdender Ausflug ohne Alkohol unmittelbar anschließt. — Brenneckes Vortrag sei zur Erwägung und ev. Benützung allen Gymnasien und Realschulen bestens empfohlen.

Wien. L. Burgerstein.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

A. v. Kerner zur Frage: Wie sieht es am Nordpol aus?

Bei dem lebhaften Interesse, das die Nordpolfrage gegenwärtig erweckt, dürfte es beachtenswert sein, wie sich ein hervorragender Naturhistoriker, der im Jahre 1898 verstorbene Verfasser des „Pflanzenleben", Anton von Kerner in Wien, schon im Jahre 1896 unter dem Eindrucke des Gerüchtes, daß Nansen den Nordpol erreicht habe, über die Frage „Wie sieht es am Nordpol aus?" geäußert hat.

Wir entnehmen die betreffenden Ausführungen der im Verlage von Chr. Herm. Tauchnitz in Leipzig erschienenen Darstellung des „Lebens und Wirkens Kerners" von Dr. E. M. Kronfeld und bringen dieselben nachstehend zum Abdruck:

„An 179 Tagen geht — das war das Wesentliche der lehrreichen Ausführungen Kerners — die Sonne über dem Nordpol nicht auf. Die arktische Nacht ist nur um sieben Tage kürzer als die Zeit des Lichtes im Nordpoljahre. Ohne Licht kein Leben, ohne Wärme kein Blut. Das Fehlen der Sonne durch nahezu das halbe Jahr macht es absolut unmöglich, daß Menschen oder höhere Tiere die Gegend des Norpols bewohnen können. Wenn Nansen mit seinen Gefährten auch nicht die letzten Besucher des Nordpols sein sollten, sie waren gewiß die ersten menschlichen Wesen, die sich in der Eiswüste aufgehalten haben. Und wer weiß, wie viele von seinen Begleitern als Opfer der arktischen Forschung gefallen sind! Wer weiß, in welchem Zustande die Hinterbliebenen den für sie jedenfalls schon „gastlichen" Boden Sibiriens betreten werden!

Die vom Schulglobus hergeleitete Vorstellung, daß über den Äquator der Erde, wenn nicht eine Barrière, über die die schwarzen Buben springen, so doch ein farbiger Strich gezogen ist, wären die Leute glücklich los. Vom Nordpol erwartet man, weil bei ihm auf dem Globus die Erdachse heraussteht, etwas ganz Besonderes. Man kann sicher sein, daß Nansen und seine Begleiter mit dem Kopf nicht gegen die Achse der Erde anstoßen werden. Man kann noch bevor das Reisebuch des Norwegers geschrieben ist, voraussagen, auf dem Wege der Analogie vorausschließen, daß es am Nordpol kaum anders aussieht, als an den nördlichsten, bisher erreichten Punkten. Es sind dies: Kap Fligely in Kronprinz Rudolfsland, 8 Grad 25 Minuten nördlicher Breite, erreicht von Payer am 12. April 1874; die von der englischen Expedition unter Nares und Stephenson im Jahre 1875 erreichte Stelle an der Westküste Grönlands in 83 Grad 20 Minuten; und die vom Leutnant Lockwood (1882) erreichte Loock-

woodsinsel an der Nordküste Grönlands in 83 Grad 24 Minuten nördlicher Breite.

Etwas anderes als Eis, Meer und Felsengebirge kann auch am Nordpol nicht zur Physiognomie der Landschaft beitragen. Die Wasserstraßen sind jedenfalls eng, durch Eisberge gefährdet und nur wenige Wochen des Jahres hindurch passierbar. In dieser kurzen Zeit des Nordpolsommers mag Nansen auch noch die letzten Spuren der nordwärts allmählich abnehmenden Vegetation angetroffen haben. Vielleicht einige Krustenflechten, vielleicht selbst eine Blütenpflanze, jene *Saxifraga oppositifolia*, die die Österreicher von Franz Josephsland mitgebracht haben. Dieser Steinbrech verbirgt seine kleinen Blüten im Gewirre der moosartig zu Polstern zusammengedrängten Blätter, wie Juwelen in Samtetuis verwahrt werden. Es wäre zu schön, wenn Nansen am Nordpol „Blumen“ gepflückt hätte; freilich können es nur die Sterne dieser auch auf den höchsten Alpengipfeln vorkommenden Saxifraga gewesen sein. Die Tierwelt wird, wie im Franz-Josephsland, wesentlich nur durch niedere Meerestiere vertreten sein. Man wird überhaupt nicht fehlgehen, wenn man sich die Ansicht des Nordpols so wie die des von der österreichisch-ungarischen Expedition untersuchten arktischen Inselgebietes vorstellt, um so mehr, als es am Nordpol wahrscheinlich nicht kälter ist als auf Franz Josephsland. Wenn auch die Temperatur nordwärts im allgemeinen abnimmt, so sind doch die kältesten bisher bekannten Orte der Welt Jakutsk und Werchowask in Sibirien, wo man 62 bis 63·2 Grad unter Null gemessen hat! Kälter ist es nicht auf den nördlich gelegenen neusibirischen Inseln, nicht in Spitzbergen, nicht in Franz Josephsland. Also auch diese Sensation, daß Nansen mit dem Nordpol den Kältepol erreichte, ist ausgeschlossen. Auch die polare Abplattung der Erde wird Nansen nicht erst zu konstatieren, vielleicht nur die unwiderlegliche mathematische Berechnung aufs neue zu bestätigen haben. Ferner kann man sich davon überzeugt halten, daß Nansen die Stelle, an der die Erde sich nicht dreht, ebensowenig für seine Person verspüren wird, wie wir es merken, daß wir uns mit dem Erdball drehen. Der Rechnung gemäß wird am Pol, wo die Ablenkung durch die Fliehkraft am geringsten ist, das Pendel am raschesten schwingen, und wie die Magnetnadel sich einstellt, läßt sich am Kaffeehaustisch in Wien ebenso klar machen, wie es Nansens Kompaß am Nordpol zeigen wird. Der magnetische Nordpol ist bekanntlich mit dem geographischen nicht identisch; er wurde von Ross im Jahre 1831 in 70 Grad 5 Minuten nördlicher Breite auf Boothia Felix gefunden. Man kann darauf wetten, daß die Magnetnadel Nansens nicht aufhören wird, nach dem magnetischen Nordpol zu weisen, also in westlicher Richtung nach Boothia Felix, der nördlichsten Halbinsel Nordamerikas. Nansen hat, wenn ihm das großartige Wagestück gelungen ist, ein Stück der Erdoberfläche gesehen, das vor ihm kein Sterblicher geschaut hat. Aber viel und viel Neues wird er nicht gewahr werden. Nicht einmal der Genuß wird ihm werden, den Polarstern gerade über sich zu sehen. So hübsch es wäre, wenn über dem nördlichen Drehpunkte der Erde auf dem blauen Himmelszelt ein goldener Stern funkelte, der Polarstern ist 1 Grad 15 Minuten vom Nordpol entfernt. Auch diese astronomische Tatsache wird nicht erst vom Helden des „Fram“ zu entdecken sein. Die Frage, wie es am Nordpol aussieht, ist am wesentlichsten schon vor Nansen zu beantworten gewesen.“

Literarische Miszellen.

Mitteilungen der literarhistorischen Gesellschaft in Bonn. III. Band (1908), Nr. 7: Ziele und Wege deutscher Dichtung nach Äußerungen ihrer Schöpfer. Nr. 8: Dr. Alexander Pache, Otto Erich Hartleben. Referat und Diskussion (S. 185—258). Verlag von Fr. W. Ruhfus in Dortmund. Preis für Nummer 75 Pf.

Die von B. Litzmann geleitete Bonner Gesellschaft stellt sich vor allem die Aufgabe, zwischen den Dichtern der Gegenwart und einem aufnahmswilligen Publikum einen lebendigen Kontakt herzustellen. Regelmäßig herausgegebene Sitzungsberichte, die den Mitgliedern zugehen und auch von Nichtmitgliedern, selbst in einzelnen Nummern, bezogen werden können, geben ein Bild der sehr anerkennenswerten Tätigkeit dieser Vereinigung.

Von den mir vorliegenden zwei Heften bringt das erste die Fortsetzung des Ergebnisses einer an die schaffenden Mitglieder gerichteten Rundfrage: Clara und Viktor Blüthgen, Ida Boy-Ed, Elisabeth Dauthendey, H. H. Ewers, H. v. Kahlenberg, O. v. Leitgeb, E. Schlaikjer, W. Schmidtbonn, M. Schwann und Karl Spitteler ergreifen das Wort zu Bekenntnissen über die Eigenart ihres dichterischen Schaffens. Der Literarhistoriker kann m. E., namentlich wenn er sich mit moderner Literatur beschäftigt, aus solchen Äußerungen methodisch oft mehr Nutzen ziehen als aus einem dicken „System der Ästhetik“ und auch die Ausführungen kleinerer Künstler können, wie einzelne Antworten im vorliegenden Hefte beweisen, sehr lehrreich sein. Unsere sich häufig allzu selbstbewußt und exakt gebärdenden Literaturhistoriker können wenigstens die Lehre davon nehmen, daß der dichterische Prozeß keine so einfache Sache ist, als die er manchen gelehrten Nichtdichtern erscheint.

Der „kritische Essai“ A. Paches beschäftigt sich hauptsächlich mit Hartlebens Lyrik, zu deren Verständnis eine Skizze der nicht immer erfreulichen Persönlichkeit des Dichters vorausgeschickt wird. H.s Gedichte werden namentlich wegen ihrer formalen Vorzüge als sein Bestes gerühmt. Was sich gegen den Vortrag sagen läßt, hat die daran geknüpfte Diskussion zutage gefördert: Daß die feingeschliffene Form für die Banalität des Inhalts nicht entschädigen kann und daß der Referent auf die Eigenart der Hartlebenschen Form nicht genügend eingegangen sei. Ich für meine Person ziehe die ja auch kaum unsterblichen Ulkgeschichten des trinkfesten Dichters, den „Gastfreien Pastor“, die „Geschichte vom abgerissenen Knopf“ und die vom Einhornapotheker, seiner Lyrik weit vor.

Mies i. B. Dr. Johann Černy.

Dr. H. Luckenbach, Kunst und Geschichte. Mit Unterstützung des Großh. Badischen Ministeriums der Justiz, des Kultus und Unterrichts und des Großh. Badischen Oberschulrates herausgegeben. Erster Teil: Abbildungen zur alten Geschichte. Siebente vermehrte Auflage. R. Oldenbourg, München und Berlin 1908. 119 SS. Preis: geh. Mk. 1·70, geb. Mk. 2.

Das Erscheinen des bewährten Bilderheftes, über dessen 6. Aufl. Ref. in dieser Zeitschr. 1907, S. 259 f. berichtete, in 7. vermehrter und, wie dies bei dem Verf. selbstverständlich ist, verbesserter Auflage, wird allen Lehrern willkommen sein, die den Anschauungsunterricht beim Geschichtsunterrichte und bei der klassischen Lektüre pflegen. Die Vermehrung des reichen Bildermaterials erfolgte durch die Berücksichtigung der ägyptischen und mesopotamischen Kunst mit 22 Abbildungen und

eine größere Zahl von Bildern für die ägäische Kunst und das ägäische Kunstgewerbe. Die Verbesserung zeigt sich darin, daß wieder eine Reihe von Figuren für das Heft neu gezeichnet wurden. Sonst zeigt das Heft die alten Vorzüge: knappe, verständliche Einleitung, kurze, präzise Erklärungen der Abbildungen, überall dem Stande der wissenschaftlichen Forschung entsprechend, Angabe der Literatur, wo es nötig erscheint. Geblieben ist auch die Anordnung der Abbildungen in Gruppen, die Inhaltsangabe und das alphabetische Inhaltsverzeichnis, geblieben ist der billige Preis, der auch den Schülern die Anschaffung ermöglicht, sowie die mustergiltige Ausstattung, die der Verlagshandlung zur Ehre gereicht. Unsere Pflicht ist es, von diesem trefflichen Unterrichtsbehelfe ausgiebigen Gebrauch zu machen, die Anschaffung desselben angelegentlich zu empfehlen und so unserem Danke Ausdruck zu geben dem Manne, der unermüdlich ist, sein Buch zu verbessern und dadurch dem Anschauungsunterrichte zu nützen.

Wien. Dr. Johann Oehler

Prof. Dr. Friedrich Lohr, Das Marsfeld. Ein Gang durch die Ruinen Roms (Fortsetzung). Gymnasial-Bibliothek. Herausgegeben von Prof. H. Hoffmann. Heft 49. Gütersloh, C. Bertelsmann 1909. XI und 106 SS. 8°. Preis Mk. 1·60.

Das vorliegende Heft bildet die Fortsetzung zu Heft 7 (Palatin und Kapitol) derselben Sammlung, das ebenfalls von Lohr bearbeitet ist. Der Verf. läßt uns vom Kapitol her das Marsfeld betreten und bespricht alle noch vorhandenen antiken Reste, auch die im Laufe der Zeit verschwundenen Denkmäler werden erwähnt. Dabei verfolgt er im allgemeinen die historische Abfolge, indem er nacheinander die Bauwerke der ältesten Zeit, dann die der früheren und späteren Periode der Republik und endlich die der Kaiserzeit unter steter Rücksichtnahme auf das moderne Rom behandelt. In einem mit Berücksichtigung von Jordan-Huelsen, Topographie der Stadt Rom I nach Kiepert-Huelsen, *Formae urbis Romae antiquae* gegebenen Plane ist durch eingesetzte Zahlen, die den am Rande des Textes den Schlagwörtern beigesetzten entsprechen, die Orientierung sehr erleichtert. Auch ein Verzeichnis der angeführten Schriftsteller und ein ausführlicher Index sind beigegeben.

Als einen besonderen Vorzug des Buches muß man es bezeichnen, daß der Autor an einigen interessanten und lehrreichen Beispielen dem Leser in anregender Weise auch die Methode zeigt, die für die Lösung topographischer Probleme in Verwendung kommt. Dem Büchlein, das ungemein flott und anregend geschrieben ist, kann man für die Kreise, für die es zunächst bestimmt ist, die weiteste Verbreitung wünschen.

Wien. Dr. M. Nistler.

Die Pioniere der Luftschiffahrt. Zusammengestellt und bearbeitet von Herm. W. L. Moedebeck, Oberstleutnant z. D. Berlin. Herausgegeben und verlegt von Gustav Eyb, Stuttgart. Ornamentaler Rahmen von Prof. J. V. Cissarz.

Das vorliegende Kunstblatt in der Papiergröße 80 × 100 *cm* und in der Bildgröße 67 × 78 *cm*, Hochformat, zeigt die Entwicklung der Luftballontechnik. Den oberen, größeren Teil des Mittelfeldes füllen Abbildungen von Luftballons der wichtigsten Systeme, von dem geschichtlich

bemerkenswerten Projekt des Lana-Terzi bis zu den neuesten Lenkballons. Am Rande, gleichsam als Rahmen, sind die Bildnisse der „Pioniere der Luftschiffahrt" angeordnet. Man sieht hier die Bilder von 29 Männern, die sich um die Entwicklung der Luftschiffahrt verdient gemacht haben, als Erfinder neuer Systeme, als Techniker, als Förderer der Aeronautik, als Forscher auf dem Gebiet der Wissenschaft der Atmosphäre. Im unteren Teil des Mittelfeldes findet man auf einzelnen Täfelchen kurze Lebensbeschreibungen dieser Pioniere und die Würdigung ihrer Leistungen. Andere Täfelchen wieder enthalten die Beschreibungen der abgebildeten Ballonsysteme. Im ganzen hat man da eine zwar gedrängte, aber sehr übersichtliche Darstellung der Geschichte dieses einen Zweiges der Luftschiffahrt. Als solche kommt sie dem gegenwärtig sehr lebhaften Interesse gewiß entgegen, und durch die rasch orientierenden Darstellungen sowie durch die geschmackvolle künstlerische Ausführung wird dieses Blatt unzweifelhaft reichen Beifall erringen.

Wien. G. Schilling.

Dr. B. Plüß, Unsere Beerengewächse. Bestimmung und Beschreibung der einheimischen Beerenkräuter und Beerenhölzer, nebst Anhang: Unsere Giftpflanzen. 2., vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 123 Bildern. Freiburg i. B. und Wien, Herdersche Verlagshandlung 1908. Preis 1 K 80 h.

Im Spätsommer und Herbste lenken die Beerenfrüchte durch ihre auffallende Farbe unsere Blicke auf sich. Das vorliegende Büchlein mag daher manchem Freunde der Natur recht willkommen sein, denn es lehrt ihn nicht bloß die eßbaren Beeren und die beerentragenden Holzgewächse, sondern alle wildwachsenden und ihres Nutzens wegen kultivierten Beerenkräuter und Beerenhölzer kennen. Auch Pflanzen mit beerenähnlichen Früchten wie Schwarzdorn, Weichselkirsche, Weißdorn, Vogelbeerbaum u. a. m. werden beschrieben und im Bilde vorgeführt. Dem kleinen Werke ist anhangsweise eine Übersicht der einheimischen Giftpflanzen in Wort und Bild beigegeben.

Wien. H. Vieltorf.

Programmenschau.

1. Dr. Adolf M. A. Schmidt, Beiträge zur Livianischen Lexikographie. VII. Teil: *Super* und *Supra*. Progr. des n. ö. Landes-Real- und Obergymnasiums in St. Pölten 1908/9. S. 3—21.

Die vorliegende Untersuchung, wie schon aus dem Titel zu entnehmen, die Fortsetzung einer Reihe früherer Arbeiten, erstreckt sich eigentlich nur auf *super*, da *supra* aus Platzmangel für den nächsten Jahresbericht zurückgelegt werden mußte, nebst *insuper* und *superne*, welch letzteres Livius statt *desuper* gebraucht. Das Ergebnis ist am Schlusse S. 20 f. zusammengefaßt, worauf ich der Kürze halber verweise. Auch für die Kritik fällt manches ab, nur daß größere Sicherheit des Urteils erst möglich sein wird, wenn die statistischen Nachweise über den Gebrauch des in den Handschriften häufig mit *super* verwechselten *supra* vorliegen werden. Die in Frage kommenden Stellen sind S. 21 aufgeführt. III 68, 4 vermutet der Verf. *vocis verborumque quantum voletis ingerent et criminum in principes et legum aliarum super alias*

⟨acervatarum⟩ et contionum nach III 34, 6 *in hoc immenso aliorum super alias acervatarum legum cumulo*, wo die Wahl jenes Partizips durch *cumulus* beeinflußt war. An ersterer Stelle ist die scheinbare Härte offenbar durch die Abhängigkeit von *quantum* hervorgerufen, wodurch aus *leges alias* der Gen. *legum aliarum* werden mußte. Auch IV 58, 13 halte ich die Einfügung von *esset* nach *super* in dem Satze *quid iam integri esset in corpore loci ad nova vulnera accipienda, quid super sanguinis* für überflüssig in Rücksicht auf Stellen wie Corn. Nep. Alc. 8, 1 *contra Atheniensibus exhaustis praeter arma et navis nihil erat super* und die von Nipperdy-Lupus zu der Stelle noch weiter angeführten Belege. Und wenn Caesar im b. G. I 8, 1 *qui in flumen Rhodanum influit* schrieb und 12, 1 *quod — in Rhodanum influit*, so wird auch *super Maeandrum* bei Liv. XXXVII 45, 1 trotz XXXVIII 13, 4 und anderen Stellen ohne das Appellativ *amnem* belassen werden müssen.

2. Prof. Dr. Jos. Šorn, Bemerkungen zum Texte des M. Iunianus Iustinus. Progr. des k. k. I. Staatsgymnasiums zu Laibach 1908/9. S. 1—13.

Der Verf., der bereits in früheren Jahresberichten unter anderem Untersuchungen über den Sprachgebrauch Iustins veröffentlicht hat, sucht mit Zugrundelegung des *conspectus criticus* in Rühls Ausgabe die authentische Fassung einer beträchtlichen Anzahl von Stellen zu gewinnen. Er will nach seiner Versicherung S 12 f. zweierlei erwiesen haben: erstens, daß die Sprache Iustins der späteren Latinität angehöre, somit an allen Freiheiten in Syntax und Satzbau der Spätlateiner partizipiere, und zweitens die Wahrscheinlichkeit, daß bei der Konstitution des Textes von der *T*-Klasse auszugehen sei, die anderen Handschriften *occasione praebita* heranzuziehen seien unter steter Berücksichtigung Iustins und der Spätlateiner. Es wird betont, daß namentlich *C* sich als sehr stark nach *T ad instar latinitatis classicae* korrigiert darstelle. Wo es sich darum handelt, der verkannten Überlieferung zu ihrem Rechte zu verhelfen, kann man sich mit den Ausführungen in der Regel einverstanden erklären. Von den Besserungsvorschlägen gilt dies nicht in gleichem Maße. So z. B. ist es ganz unannehmbar, XIV 1, 3 zu lesen *ut ut circa se animati essent cognosceret.* Jeeps bei Teubner im Jahre 1872 erschienene Textesrezension scheint dem Verf. unbekannt geblieben zu sein. Nur so kann ich es mir erklären, daß er wiederholt (wie XIII 6, 3. XVI 1, 16. XVII 3, 3. XXI 2, 10. XXXI 4, 9) eine von ihm vorgeschlagene Lesart mit den Worten 'lese ich' u. ä. einleitet, als ob er sie zuerst empfohlen hätte, während sie längst bei Jeep zu lesen war. Gewisse Eigentümlichkeiten des Spätlateins, wie Gebrauch des Perf. statt des Plqpf. und umgekehrt, des Indikativs in der *oratio obliqua*, der Simplicia statt der Composita, Wechsel von aktiv. und pass. Infinitiv, werden an verschiedenen Stellen, sogar auf derselben Seite mehrmals, immer wieder von neuem hervorgehoben, während es doch am einfachsten war, Gleichartiges und Zusammengehöriges zu vereinen.

Wien. R. Bitschofsky.

---

3. Dr. Josef Zettl, Auslautverkennung in der französischen Wortbildung. Progr. der k. k. Staats-Oberrealschule in Eger 1906. 23 SS.

Die sprachliche Erscheinung, die den Gegenstand der vorliegenden Untersuchung bildet, ist wohl nicht auf das Französische beschränkt,

tritt aber hier besonders häufig auf. Das teilweise Verstummen der Endkonsonanten hatte eine gewisse Unsicherheit zunächst in der Rechtschreibung zur Folge, die dann auch auf die Wortbildung übergriff. Hier zeigt sich auch die Wirkung eines anderen lautlichen Vorganges, der Veränderung eines stimmhaften Konsonanten im Auslaute in einen stimmlosen. Indem der Verf. die Fälle mit nasalem Auslaut von den übrigen getrennt behandelt, teilt er seinen Stoff folgendermaßen ein: 1. Verkennung bei nasalem Auslaute, 2. Erschließung eines stimmhaften Konsonanten für den entsprechenden stimmhaften, 3. Ersatz eines verstummten Auslautkonsonanten durch einen anderen.

Diese fleißige Arbeit sei der Aufmerksamkeit der Fachlehrer, die sich für die französische Sprachgeschichte interessieren, bestens empfohlen.

Wien. Dr. A. Würzner.

---

4. Dr. Theodor Pesta, Der junge Milton (1608—1638). Progr. der k. k. Staatsrealschule in Bozen 1906. 18 SS.

Die sehr anregende Studie macht es sich vor allem zur Aufgabe, diejenigen Elemente nachzuweisen, die sich dem jungen Dichter aus seiner englischen und aus der klassischen Welt als verwandt darboten. „Haus und Schule“ werden vollauf gewürdigt, dann wird ein kurzer Blick auf Du Bartas' „Semaines“ geworfen, die bestimmend auf Miltons erste und letzte dichterische Erzeugnisse einwirkten. Kurz und treffend schildert uns Pesta sodann die „Universitätsjahre“ des Dichters und die sich mehr und mehr in ihm bahnbrechende empirische Weltanschauung. Bei den lateinischen Dichtungen dieser Epoche hätten Massons bibliographische Angaben überprüft und ergänzt werden können; auch wäre bei der knappen Analyse mancher Elegien doch der deutliche Hinweis darauf, daß sie zum Teil Schulprosa darstellen, am Platze gewesen. Schilt doch Milton selber später über das Ansinnen, das man damals wie noch lange nachher an englische Schulknaben und Hochschüler stellte, lateinische Reden und Gedichte abzufassen, wozu doch ein reiferer Geist gehöre („On Education“, 1644). — Am lohnendsten mußte natürlich der letzte Abschnitt „Privatstudien in Horton“ ausfallen. In dieser Zeit erstarkt, wie Pesta klar zeigt, der gewaltige religiöse Charakter: die selbständige Vertiefung in die Natur der Dinge entfernt ihn von der Schulrhetorik, das Landleben begeistert ihn zum „Allegro“, „Penseroso“, jenen zwei mit Recht ausführlich analysierten Idyllen. „Lycidas“ und andere Oden werden in Beziehung auf des Dichters Leben ausgedeutet und „Comus“, das reifste Werk des Jünglings, einfach und schön zergliedert. Hier hätte der Bibliograph noch zu wünschen, daß der Titel dieser Dichtung deutlich als spätere Erfindung bezeichnet wäre, die Originalausgabe nennt es bloß „A Mask“ und dazu wäre nach Brotaneks Definition (Die englischen Maskenspiele, pag. X) erst recht zu sagen, daß Miltons „Comus“ eigentlich nicht dem landläufigen Typus der Masken entspricht, in dem bloß stumme, maskierte Tänzer auftreten. Pesta hat mit Nachdruck und in anerkennenswerter Beschränkung auf die seltsame Mischung puritanischen und altklassischen Geistes hingewiesen, die sich schon beim jungen Milton zeigt. Vielleicht beschenkt er uns mit der Fortsetzung, mit der Charakteristik des italienischen Einflusses?

Wien. Dr. A. Eichler.

---

5. Grete **Müller**, Zur Reform des Geschichtsunterrichtes. Progr. des Mädchen-Lyzeums in Salzburg 1909.

In sehr temperamentvoller Weise tritt die Verfasserin für eine Umgestaltung des Geschichtsunterrichtes an den Mädchen-Lyzeen ein. Die Ausführungen bewegen sich im ganzen in den nachgerade etwas ausgefahrenen Geleisen der modernen Forderungen nach Betonung des kulturgeschichtlichen und des völkerbiologischen Momentes in der Schule. Auch der alte Vorwurf bleibt uns nicht erspart, daß der Geschichtsunterricht „auch unter den Jungen" nur die Erinnerung an „eine martervolle Reihe von Zahlen, Schlachten und Menschen, die eine Krone trugen" erwecken. Daß nun freilich eine große Anzahl unserer Lehrbücher noch immer viel zu wünschen übrig läßt, muß ja zugegeben werden, leider ist aber ein Geschichtsunterricht, der es den Schülern ermöglichte, ohne einen gewissen Fundus von Zahlen, sich in der Zeitfolge der Ereignisse zurecht zu finden, noch nicht erfunden. Daß die politische Geschichte nun einmal großenteils, wenigstens in unserem alten Europa, von gekrönten Häuptern gemacht wurde, ist eine Tatsache, die auch nicht aus der Welt zu schaffen ist. Ich stehe aber auch nicht an, zu behaupten, daß die politische Geschichte stets und immer das Rückgrat jeder Geschichtsdarstellung wird bilden müssen und daß ohne gute Kenntnis der politischen Geschichte das Verständnis für kulturgeschichtliche Dinge nicht errungen werden kann. Wenn Frln. Müller behauptet, daß die weibliche Psyche ganz besonders geringes Verständnis für politische Geschichte besitzt, gibt sie damit also implicite zu, daß die weibliche Denkweise überhaupt des geschichtlichen Verständnisses entbehrt. Indessen ist dies nicht so tragisch. Auch männliche Schüler haben insgemein für geschichtliche Zusammenhänge nur bescheidenes Verständnis, was m. E. einfach daher kommt, daß eben jedes tiefere wissenschaftliche Verständnis in dieser Altersstufe überhaupt nur selten auftritt. Es setzt unter allen Umständen größere Reife voraus. Daß sehr viel unnötiger Ballast politischer Geschichte leider noch immer mitgeschleppt wird, kann zugegeben werden, aber ich glaube, mit biologischer Geschichtsbetrachtung und mit reiner Kulturgeschichte wird bei unreifen Menschen noch weniger zu erzielen sein als mit Staatengeschichte.

Wien. B. Imendörffer.

Eingesendet.

Die k. k. Zentralkommission für Kunst- und historische Denkmale hat mit der Inventarisierung der Denkmale der im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder begonnen und veröffentlicht die wissenschaftlichen Ergebnisse in dem Werke

Österreichische Kunsttopographie

dessen Bände, deren jeder einen politischen Bezirk behandelt, in rascher Folge erscheinen.

Bisher erschienen:

Band I: Politischer Bezirk Krems. 76 Druckbogen in Quart mit einer Karte, 29 Lichtdrucktafeln und 480 Abbildungen, dazu Beiheft: „Die Sammlung des Schlosses Grafenegg", 13 Druckbogen mit 11 Lichtdrucktafeln und 114 Abbildungen. Preis des Bandes 35 *K*, des Beiheftes 10 *K*, zusammen 40 *K*.

Band II: Die Denkmale der Stadt Wien, XI.—XXI. Bezirk. 68 Druckbogen, 37 Lichtdrucktafeln und 625 Abbildungen.

Preis des Bandes 40 *K*.

Band III: Politischer Bezirk Melk, 66 Druckbogen mit einer Karte, 28 Lichtdrucktafeln und 481 Abbildungen.

Preis des Bandes 49 *K.*

In Vorbereitung sind die Bände: Politischer Bezirk Pöggstall, Horn, Zwettl, Waidhofen a. d. Taya, Gmünd.

Ein Hauptgewicht ist in allen Bänden auf den Reichtum und die Qualität der Abbildungen gelegt, die, nach eigenen photographischen oder architektonischen Aufnahmen hergestellt, eine unendliche Fülle von Vorbildern und Anregungen bieten. Denn es werden nicht nur die großen berühmten Bauwerke kirchlichen und profanen Charakters aufgenommen, sondern ein besonderes Gewicht auf anspruchslose und doch reizvolle volkstümliche Bauten und auf andere Erzeugnisse heimatlicher Kunstübung gelegt. So ist Stadt- und Bauernhäusern, Bildstöcken und Kapellen, Weinkellern, ländlichen Brücken etc. ein ähnlicher Raum gemidmet und in ähnlicher Weise wurden auch Gegenstände des Kunstgewerbes jeder Art berücksichtigt. Infolgedessen hat das Werk eine außerordentliche Bedeutung für die moderne Richtung, die historischen Vorbilder nicht sklavisch nachahmen, aber bei ihren freien Schöpfungen an die heimatlichen Traditionen anknüpfen will. **Der Ankauf der „Österreichischen Kunsttopographie" ist allen staatlichen Anstalten umsomehr zu empfehlen, als diese bei direktem Bezug des Werkes von der k. k. Zentralkommission, Wien IV., Favoritenstraße 15, von obigen Preisen eine Ermäßigung von 40% genießen.**

Schüler-Unfallversicherung.

Eine Unfallversicherung der Schüler ist ein mit der modernen Entwicklung des Schulwesens in Schul- und Elternkreisen immer lebhafter empfundenes Bedürfnis. Wie in gewerblichen und sonstigen Unternehmungen lassen sich auch im Schulbetriebe trotz größter Aufmerksamkeit und Vorsicht Unfälle nicht immer vermeiden. Man braucht nicht erst an katastrophale Ereignisse wie Feuersbrünste, Paniken und sonstige mit dem Zusammenströmen größerer Menschenmengen stets verknüpfte Gefahren zu denken; schon die jugendliche Angelegenheit, die durch das Zusammentreffen mit Altersgenossen immer besonders angefacht wird, bringt die Kinder trotz aller Überwachung nicht selten in die Lage, sich und andere zu gefährden — es sei nur beispielsweise an den tragischen Vorfall im Klosterneuburger Gymnasium erinnert, wo ein Schüler den anderen während der Zwischenpause durch unvorsichtige Manipulation mit einer heimlich mitgebrachten Flaubertpistole erschossen hat. Auch das enorm gesteigerte Verkehrsleben der Gegenwart mit seinen vielfachen Gefahren kommt für das Unfallrisiko des Schülers in Betracht, da dieselben ja nicht selten zu verschiedenen Anlässen, Kirchgängen, öffentlichen Umzügen etc. korporativ die Straße zu betreten haben, bei den immer beliebter werdenden Schulausflügen öffentliche Verkehrsmittel benützen usw. Endlich und hauptsächlich ist es aber die zunehmende Pflege der Leibesübungen und Jugendspiele (Turnen, Fußballspiel etc.) durch die Schulen, bei deren Ausübung naturgemäß körperliche Verletzungen niemals ganz ausgeschlossen werden können.

Wenn nun auch die Schulleitungen und Lehrpersonen nur in selteneren Fällen für solche Unfälle haftbar gemacht werden können, so erweckt doch schon das natürliche Pflichtgefühl in jedem Schulmann den lebhaften Wunsch, das Opfer eines solchen beklagenswerten Zufalles nicht ohne Entschädigung ausgehen zu lassen. Es wurden deshalb durch einzelne Schul-

verwaltungen sowohl in Deutschland als auch hierzulande bereits Versuche gemacht, die Segnungen der Unfallversicherung auch den Schülern zugänglich zu machen, indem seitens derselben mit einer Unfallversicherungsanstalt eine Kollektivversicherung der Schüler abgeschlossen wurde, zu deren Beitritt die Eltern aufgefordert werden mußten. Doch war einerseits diese Form, durch welche den Schulleitungen eine umständliche Manipulation und Verantwortung aufgebürdet wurde, nicht geeignet, der Sache eine größere Ausbreitung zu geben, andererseits waren die Kosten, da es sich nur um vereinzelte Fälle handelte, naturgemäß größere. Nun hat ein angesehenes heimisches Institut die Internationale Unfallversicherungs-Aktiengesellschaft in Wien, welche die Unfallversicherung von Kindern seit Jahren als Spezialität pflegt, die Lösung dieses Problems in einer ganz neuartigen Weise in Angriff genommen, durch welche die Versicherung jedem einzelnen Schüler zugänglich gemacht und die Schulleitungen von der lästigen Evidenzhaltung der versicherten Schüler, deren An- und Abmeldung, befreit werden. Die genannte Gesellschaft bringt vom 1. Dezember v. J. ab Schülerunfallversicherungs-Tickets zum festen Preise von 1 *K* zur Ausgabe, in welche von den Schülern bezw. deren Eltern selbst der Name des Schülers einzusetzen ist. Diese Tickets gelten, wann immer sie gekauft werden, stets für ein ganzes Jahr und ist die Gesellschaft bezüglich des Umfanges der Versicherung noch einen Schritt weiter gegangen, indem sie den eingangs erwähnten mit dem Schulbetrieb unmittelbar zusammenhängenden Unfällen auch Unfälle auf dem Weg zu und von der Schule einbezogen hat unter Vorraussetzung, daß der der Schulweg nicht durch unnötiges Herumtreiben auf der Straße über Gebühr verlängert wird.

Die Neuerung, um welche es sich hier handelt, ist jedenfalls ein sehr interessanter Versuch, welcher alle Förderung seitens der interessierten Faktoren verdient, schon deshalb, weil der geringe Preis von 1 *K* die Versicherung allen Bevölkerungsschichten zugänglich macht und sich bei der zu erhoffenden großen Beiteiligung auch die Möglichkeit bieten wird, denn Schulleitungen eine entsprechende Anzahl von Gratis-Tickets zur Verteilung an arme Schüler zur Verfügung zu stellen. Nach den aus der Praxis geschöpften Erfahrungen wird die Versicherung auch noch weiter ausgestaltet und verbessert werden können und werden der Gesellschaft diesbezüglich Anregungen und Vorschläge aus den interessierten Kreisen gewiß nur willkommen sein.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Die Heimat der Phäaken.

Die Epen Homers dienen bekanntlich Lessing im Laokoon noch als Muster der Dichtkunst und in beschränktem Sinne gewiß mit Recht. Aber die neuere gelehrte Kritik hat immer mehr Beweise für den Horazischen Satz gefunden, daß Homer zuweilen geschlafen habe. Das Altertum, für welches er das hauptsächlichste Schulbuch abgab, ging in seiner Ehrung über alles Maß hinaus, indem man meinte, er sei in allen Dingen der beste Rater und Lehrer. Wenige vorurteilsfreiere Männer, wie Eratosthenes, sagten, er wolle gar nicht belehren, sondern ergötzen; die Abenteuer des Odysseus hätten in erdichteten Gegenden oder im Ozean sich abgespielt. Wir sind heute in geographischen Dingen so ziemlich auf den Standpunkt Strabos zurückgekommen, indem wir darin die zuverlässigsten Kenntnisse ihm zutrauen; will Schliemann doch gefunden und bewiesen haben, daß Ilion genau so und dort existiert habe, wie und wo Homer es angibt. Kallimachos behauptete, Kalypso habe auf Gaudos bei Malta gewohnt und die Stadt Scheria habe auf Korfu gelegen. Die Korkyräer hatten zu Thukydides' Zeit den Ruf, in der Kunst der Schiffahrt die Nachfolger der Phäaken zu sein.

Warum man glaubte, die Stadt des Alkinoos habe auf Korfu gelegen, ist zwar nicht direkt überliefert worden, aber es begreift sich leicht, daß man mehrere Anzeichen davon in der Odyssee entdeckt zu haben meinte; und neuerdings hat sich Bérard in einem ausgezeichneten Werke *Les Phéniciens et l'Odyssée* (Paris 1902 und 1903) zum Anwalt dieser Meinung gemacht. Der Beweise waren vor ihm im wesentlichen zwei, und zwar: 1. Die Phäaken erreichen von Scheria aus in einer Nachtfahrt Ithaka; in einer ähnlichen Entfernung von Ithaka und doch zugleich weiter weg von der hellenischen Welt liegt keine andere Insel als Korfu, welches überdies 17—18 Tagereisen von Ogygia, dem Wohnort der Tochter des Atlas (Gibraltar), entfernt ist. 2. Bei Korfu liegt

das vom Poseidon versteinerte Schiff. Bérard hat als dritten Punkt hinzugefügt, sämtliche Einzelheiten der homerischen Beschreibung von Scheria seien auf Korfu zu lokalisieren. Während man in Deutschland hieran zu zweifeln fortgefahren hat, hat ein anderer Franzose, Champault, jene Beweise wieder entkräftet in dem Buche: *Phéniciens et Grecs en Italie d'après l'Odyssée.* Paris 1906. Mit Hülfe der eben genannten Bücher und der Monographie von Partsch über die Insel Korfu (in Petermanns Mitteilungen 1887) soll versucht werden, die Frage zu klären.

1. Von der Südspitze Korfus nach der Nordspitze Ithakas sind 120 *km*, aber von dem Hafen bei Palaeo-Castrizza, wo Bérard Scheria vermutet, sind es nach dem Hafen des Phorkys auf Ithaka 170 *km*. Gesetzt auch, daß die Nacht, in welcher Odysseus heimgeleitet wurde, 14 Stunden gewährt hat, so müßte das Phäakenschiff, das 170 *km* in einer Nacht — wir brauchen die Rückfahrt nicht einmal einzuschließen — durchfuhr, in 24 Stunden 300 *km* = 40 geogr. Meilen gelaufen haben; das wäre ein großes, fast zu großes Maximum für Segelschiffe. Nach Bérard I 87 legte ein homerisches Schiff am Tage (in 14 bis 15 Stunden) 700 Stadien = $131^1/_4$ *km* im Maximum zurück, nach Herodot 230 *km* in 24 Stunden, nach Champault S. 53 höchstens 150 *km*. Aber es sei, die phäakischen Schiffe liefen ja schnell wie ein Gedanke (η 36). Sie hatten 52 Ruderer, während die ithakensischen mit 20 Ruderern fuhren. Es fragt sich nur, ob die vom Dichter angegebenen Zeitmaße ernst gemeint sind, oder ob sie phantastischer, vielleicht gar berechneter Willkür entstammen. Die Gelehrten sind geteilter Ansicht darüber, ob nicht die Zahlen im Homer überhaupt nach bloß metrischen Motiven, höchstens nach ethnischen Gesichtspunkten gewählt sind, oder ob sie mit der Wirklichkeit übereinstimmten. Die Wahrheit dürfte in der Mitte liegen. Imaginär sind natürlich die Angaben über die Götterreisen, über die Dauer der Belagerung von Troja und der Irrfahrten des Odysseus, sowie daß er in vier Tagen sich ein Floß gebaut und von Messina nach Ogygia auf einem Wrackstück treibend geschwommen ist und (ε 388) zwei Tage und Nächte schwimmend nach Scheria sich gerettet hat. Diese imaginären Größen, die kein Hörer oder Leser kontrollieren konnte, sind selbstverständlich nach den Bedürfnissen der übrigen Handlung zugeschnitten worden, aber die Maße der Schiffahrt von bestimmten Orten nach bestimmten Orten, waren die nicht durch Itinerarien (περίπλοι) bekannt? Jeder hellenische Schiffer konnte sowohl die Rückfahrt der Achäer von Troja als auch die Fahrt des Telemach von und nach Pylos nachrechnen und mußte finden, daß die Erzählung derselben mit der Wirklichkeit in dieser Beziehung stimmte; denn das östliche Mittelmeerbecken wurde, als die Homeriden auf Chios sangen und dichteten, in allen Richtungen, ohne daß man die Küsten aus dem Gesichte verlor, befahren. Schon Jahrhunderte früher aber waren auch die Küsten des westlichen

Mittelmeerbeckens den Phöniziern ebenso gut bekannt. Die Phönizier segelten schon vor dem Fall Trojas, also im XII. Jahrhundert, nachdem sie längst Faktoreien in Samos, auf Euböa, in Theben usw. besessen hatten, durch die Säulen des Herkules in den Ozean und hatten das westliche Becken des Mittelmeers mit vielen Kolonien sozusagen monopolisiert (Strabo p. 48). Sie fuhren, wenn sie von Hellas kamen, — in Taphos und Paxos (ein phönizischer Name = platt, breit) waren, wie in Korfu, phönizische Stationen — an der Küste hinauf über Korfu nach Italien. Eine Strömung Süd-Nord geht längs der epirotischen Küste. Diese Route muß ein Segelschiff auch wegen der im adriatischen Meere herrschenden Borawinde einschlagen. Sie führt dann östlich um Korfu herum an der kleinen Insel Fano vorüber nach dem 80 bis 90 *km* entfernten Cap S. Maria di Leuca (Iapygium oder Salentinum prom.) und Otranto (Hydruntum) hinüber und dann im Süden um Italien herum nach Sizilien, und durch die Meerenge von Messina nach Cumae (*Κύμη*); die Ostküste von Italien hat keine gegen die Bora schützenden Buchten außer der von Manfredonia (in späterer Zeit erst Brindisi = Brundusium 70 *km* nördlich von Otranto). Reiche Metallbergwerke und andere Produkte lockten dann den phönizischen Kaufmann ins tyrrhenische Meer nach Elba und Sardinien und weiter nach Spanien hin. Die Hellenen scheinen ihnen nach diesen Gegenden erst viel später gefolgt zu sein. Denn die ersten ihrer Kolonien auf Sizilien waren Naxos 735 v. Chr. und Syrakus 734 v. Chr. und in Italien Cumae; scheinen doch F. Rühl (Jahrb. f. kl. Ph. 1888, S. 340 ff.) und Busolt (Griech. Gesch. I 391 ff.) mit Recht die Gründung von Cumae auf dem mons Gaurus in Kampanien (wo vordem die Phäaken gewohnt hatten) durch euböische Kolonisten in das letzte Drittel des VIII. Jahrhunderts v. Chr. heruntergesetzt zu haben. Zur Zeit der Homeriden wird es also griechische Beschreibungen der Küstenfahrten und Stationen des westlichen Mittelmeerbeckens nicht gegeben haben, welche griechische Seefahrer hätten benutzen können. Die Handel treibenden Phönizier waren nicht weniger darauf erpicht, ihre Fahrten und Faktoreien in diesem Meere vor der hellenischen Konkurrenz zu verbergen, wie zu ihrer Zeit die Portugiesen und Holländer es gemacht haben in Bezug auf ihre Entdeckungen im indischen Ozean. Todesstrafe setzten diese darauf, wenn einer die Seekarten ihrer Kolonien anderswo wohnenden Schiffern bekannt machte (Champault S. 260). Die Phönizier ließen lieber ihr Schiff scheitern, als daß sie einem Hellenen Gelegenheit gaben, es in die unbekannte Ferne zu begleiten oder zu verfolgen (Strabo p. 265). Wenn also der homerische Dichter des Nostos nicht bloß aus der Phantasie die Örtlichkeiten, wo des Odysseus Abenteuer spielten, beschrieben, sondern sich an wirklich existierende Realitäten gehalten hat, so muß er schon phönizische Quellen, phönizische Periplen und Reisebeschreibungen benutzt haben; diese hat es sicherlich sehr früh

gegeben, wenn anders die Phönizier schon vor dem XIII. Jahrhundert schriftkundig waren.

Der Nostos des Odysseus kennt überall nur die Küsten von Ländern und Inseln; nie erstreckt sich die Beschreibung des Dichters ins Innere des Landes; wo auch immer ein neues Lokal berührt wird, da wird es mit den Augen des Schiffers angesehen. Selbst Ithaka wird im Anfang von ι nicht anders den Phäaken dargestellt, als wie es dem vom Meere herkommenden Schiffahrer erscheint: „es liegt niedrig, zu weitest nach Norden, die anderen Inseln nach Osten und Süden"; denn der nördliche Berg Ithakas, Neriton, ist nur halb so hoch, wie der nahe Ainos von Kephallenia; von Pylos fährt Telemach, ohne daß ein Gebirge dazwischen tritt, über Pherae nach dem „schlundigen" Lakedämon. Dagegen für die Küstenfahrt von Pylos nach Ithaka werden sogar ihre einzelnen Richtpunkte ο 295 ff. angegeben. Woher anders hat der Dichter seine Berichte als von Schiffern? Neun Tagereisen weit wurde Odysseus von Malea nach Westen verschlagen; bei der kleinen Syrte muß er wieder Land erreicht haben, sei es nun, daß die Lotosesser auf der Insel Meninx oder im heutigen Tunis wohnten: Pflanzenesser wohnen noch heute dort. Phönizier haben nach der Sage unter Dido Karthago, d. h. Neustadt, gegründet. Malta (semit. = *Melita,* Rettung) und Gozzo (*Gaulos,* semit. = Fahrzeug) sind phönizische Gründungen. Die Straßen von Messina (Skylla von semit. *skoula* = Stein und Charybdis = hebr. *öbhed* = Loch der Vernichtung), Bonifacio und Gibraltar wurden von phönizischen Schiffern befahren. Sowie der Dichter den Odysseus in das Land der Lotophagen verschlagen sein läßt, weiß er, daß sein Held im Bereich der phönizischen Siedelungen sich befindet, und entnimmt seine Schilderungen dem Munde derer, die jede Neigung hellenischer Schiffer, ihrem Handel in jenen produktenreichen und gewinnbringenden Gegenden Konkurrenz zu bereiten, im Keim zu ersticken suchten, indem sie diese Küsten mit grausigen Unholden und Ungetümen bevölkerten: Kalypso, die einsame Tochter des Atlas, verschlösse dem Fremden die Heimfahrt; die Kyklopen und Lästrygonen wären riesige Kannibalen; die Kirke, die Sirenen, die Skylla und Charybdis bereiteten dem ungewarnten Schiffer sicheres Verderben. Freilich entsprechen die Fahrten des Odysseus von den Lotophagen zu den Kyklopen, dann zum Äolus, zu den Lästrygonen, zur Kirke usw. nicht der Route eines Periplus, sondern sie sind ein Gebinde von Fahrten und Gegenfahrten, welche keine natürliche Entwicklung, keine kommerzielle Erklärung zulassen, nur die nautischen Leiden und Erfahrungen machen den logischen Zusammenhalt aus. Ein Periplus kennt auch glückliche, angenehme Gegenden genug, der Nostos berichtet nur von abschreckenden Abenteuern.

Aber die Schilderungen der Lokale, wo sie bestanden wurden, entsprachen, wie Bérard und Champault auf Grund genauester Berichte und Zeugnisse zeigen, durchaus der Wirklichkeit, nur die

Schrecken der dort gesehenen Vorgänge waren von den phönizischen Kapitänen oder Matrosen übertrieben worden: die Jagd auf Thunfische oder Meeresungetüme in der Taubenbucht gegenüber von la Maddalena jenseits der Bärenquelle (Straße von Bonifacio) oder in der Meerenge von Messina war zu einer Menschenjagd und -fresserei umgestaltet, die Göttin Kirke zur Zauberin, das Rauschen der Wellen an Klippen und Riffen zum Sang der Sirenen, der Steine werfende Krater zum bergeshohen einäugigen Riesen, die heulenden Felsenhöhlen und die Wirbel der Meerenge von Messina zur Skylla und Charybdis. Und so ist es auch nicht von der Hand zu weisen, was Champault zur Grundlage seiner Untersuchung gemacht hat, daß die Maße der Entfernung, die Homer bei ein paar Landungspunkten seines Helden angibt, auf dem Wissen oder der Erfahrung seiner phönizischen Erzähler oder Periplen beruhen. Freilich finden sich Stellen im Nostos, wo dem Dichter über Einzelheiten seiner Quelle scheinbar Mißverständnisse oder wenigstens mißverständliche Ausdrücke entschlüpft sind, wie z. B. μ 3 f.: „Auf der Insel Aiaia (semit. = Insel des Sperbers) sind die Häuser und Reigen der Göttin des Frühlichts und die Aufgänge der Sonne", während es heißen sollte: „im O s t e n der Insel, wo die einzige Landungsstelle war, legte das Schiff an"; oder $\varkappa$ 86: „Denn es berühren sich nah die Pfade der Nacht und des Tages", wo Krates von Pergamum die kurzen Nächte auf den Norden bezog und v. Baer an die taurische Krimm dachte, während die sich begegnenden Herden der Kühe und Schafe nur die auf den einander gegenüberliegenden Abhängen zwischen üppig wachsendem Grün verstreuten Granitblöcke mit poetischem Bilde bezeichnen (Champault S. 533 ff.). Aber wenigstens zu Anfang des Nostos sind die Maße der Entfernung zwischen den Landungspunkten des Odysseus von niemandem anders aufgefaßt worden als der Wirklichkeit entsprechend; niemand hat das Land der Lotophagen anderswo gesucht, als wohin der Boreas, der Nordostwind, in 9 Tagen (ι 81) den Helden führen mußte. Der Abstand des Atlas (Gibraltars) von Messina (μ 447 f.) beträgt in der Tat eine Fahrt von 10 ganzen Tagen; der Windwart Äolus wohnte auf dem von steilen Felsen umgürteten ($\varkappa$ 4 „rings herum ist von Erz eine unzerstörbare Mauer") Marittimo, derjenigen Ägaden-Insel, welche Afrika am nächsten liegt, von hier bekommt man wirklich am zehnten Tage, wenn man längs der Südküste von Sizilien gefahren ist, Ithaka zu Gesicht ($\varkappa$ 29). Sollten wir nicht auch Scheria wiederfinden, wenn wir (nach ε 279, η 268) eine 18tägige Küstenfahrt der Berechnung zugrunde legen? Wohin also gelangte Odysseus, als er von Ogygia, dem Wohnsitze der Atlas-Tochter (wo trägt der Atlas das Himmelsgewölbe sichtbarer als gegenüber von Gibraltar?), also von Gibraltar, 18 Tage lang an der Küste entlang fuhr — alle Schiffahrt dieser kompaßlosen Zeit war nur Küstenfahrt — und zwar an der europäischen Küste? Denn längs der afrikanischen war Odysseus nach Ogygia

hingetrieben worden und der Nordostwind hatte ihn verhindert nach Ithaka hinzugelangen; von den Lotophagen war er daher auch und ebenso vom Äolus nach Norden gefahren. Also konnte er auf der südlichen Route Ithaka kaum zu erreichen erwarten. Zieht man nun den Periplus des Skylax zurate, so erreichte Odysseus von Gibraltar aus am 18. Tage die Gegend der Parthenopäischen Inseln und des heutigen Neapels. Hier muß Scheria gelegen haben. Dies ist die einzige Angabe des Nostos über den Wohnsitz der Phäaken, womit sich rechnen läßt. Im Busen von Neapel lagen Capri, Procida und Ischia; die erstere Insel ist nicht volkanisch, Procida nicht bergig (*ε* 279), Ischia vereinigt beide Eigenschaften (*ν* 125 ff.). Wendet man hier ein, diese Angabe streite mit der anderen, wonach die Phäaken den Odysseus in einer Nachtfahrt zur Heimat brachten? Sie streitet nicht damit. Homer verbietet, das Wort 'Entfernung', sobald es sich um phäakische Schiffe handelt, in seiner gewöhnlichen Anwendung zu nehmen: „die Phäaken würden in einer Nacht auch noch viel weiter fahren als nach Ithaka, ja sie fuhren in einer Nacht nach Euböa (*η* 320 ff.) und zurück, obschon es sehr weit von ihrer Insel weg war (von Korfu sind es nach Chalkis hin 900 *km*), und Alkinoos rühmt (*ϑ* 557 ff.): „Unsere Schiffe haben weder Steuerleute noch überhaupt ein Steuer nötig, sie kennen selbst alle Städte und Länder und durchfahren aufs schnellste die Meere, in Nebel und Wolken gehüllt, schneller als Falke und Habicht" (*ν* 86 f.), d. h. es sind Zauberschiffe, kein Fremder sieht ihre Bahnen. Wähne man nicht, die Phäaken selber seien nur Produkte der Einbildungskraft, die Berühmungen ihres Königs seien Dummheiten, Übertreibungen (Bérard nennt die Verse *ϑ* 543—72 *un bavardage insupportable*). Die Wahrheit ist diese: die Fahrt von Scheria aus und die Fahrt nach Scheria hin werden eifersüchtig vor den Augen Fremder geheim gehalten. Darum fahren die Phäaken bei Nacht, kein Fremder kann beurteilen, wie lang ihre Fahrt oder in welcher Richtung sie gewesen ist: das Maß e i n e r Nachtfahrt ist nur imaginär.

Kamen aber die Phäaken von Korfu nach Ithaka, so waren ihre Fahrten den Achäern ebensowenig ein Geheimnis wie ihre Wohnsitze. Die Achäer verkehrten ja doch mit den Korfu gegenüberwohnenden Thesproten und mit Dodona (*ξ* 315 ff., 335; *π* 425—7; *ρ* 526; *τ* 291—6). Wenn *ι* 25 f. Ithaka *πανυπερτάτη πρὸς ζόφον* und die Unterwelt in *ω* jenseits der *Λευκὰς πέτρη* liegen soll, so ist damit nicht die äußerste Grenze der achäischen Welt bezeichnet (wie Bérard meint I 486), sondern nur Ithakas Lage im Verhältnis zu den anderen dort in *ι* genannten Inseln. Korfu ist nicht Scheria. Scheria lag nach *ζ* 8 weit ab vom Getreibe der Menschen (*ἀνδρῶν ἀλφηστάων* der Mehl essenden, der *fariniers* nach K. F. Hermann und Bérard, wahrscheinlich aber nur der durch Arbeit Erwerbenden; vgl. *ζ* 279). Die Verse *ζ* 204 f.:

„wir wohnen fern als äußerstes Volk im rastlos brandenden Meere, gänzlich außer Verkehr mit allen den anderen Menschen" sind wohl unecht, oder „mit allen anderen Menschen" bezeichnet nur des Odysseus Landsleute. Korfu liegt, wie schon gesagt, in gerader Linie nur um 150 *km*, um eine Küstenfahrt von höchstens 180 *km* nördlicher als die kephallenischen Inseln (Bérard setzt diese Zahlen I 487 noch etwas geringer an = 120 und 140 *km*), und eine Meeresströmung führte den achäischen Schiffer im Schutz der epirotischen Küste, wenn nicht ein zu ungünstiger Wind wehte, dahin.

Die Phäaken, erzählt der Dichter des Nostos, waren ehemals in den geräumigen Gauen Hypereias seßhaft gewesen, wo sie benachbart gewohnt den grimmen Kyklopen. Immer von diesen verfolgt mit überlegener Stärke, zogen sie aus und ihr göttlicher Fürst Nausithoos wählte Scherias Gaue zum Sitz, weitab vom Getreibe der zivilisierten Menschen, zog eine Mauer um die Stadt, erbaute Wohnungen, weihte heilige Stätten den Göttern und teilte in Lose die Äcker. Nun belehrt uns Bérard, daß Hypereia „die hohe", die griechische Übersetzung des phönizischen Namens Kyma ist. Kyma oder vielmehr Cumae lag in Unteritalien auf einem Vorsprung ins Meer westlich von Puteoli und dem Vesuv, über den phlegräischen Feldern, von denen Strabo sagt, daß Riesen daselbst, und zwar nur an dieser Stelle von Italien gehaust haben sollten. Kyklopen ist die griechische Übersetzung des semitischen Namens der Önotrier. Die Önotrier wohnten in Unteritalien (Strab. 252—5); sie waren wilde Barbaren zur Zeit des trojanischen Krieges, die kein Gesetz kannten und von Schiffahrt nichts verstanden (ι 125). Diese Kyklopen also belästigten die Phäaken in Cumae so sehr, daß diese nach Scheria auswanderten. Brauchten sie vor ihnen in das adriatische Meer zu fliehen, nach einer Insel, wo wahrscheinlich schon längst Phönizier sich angesiedelt hatten, wo ihnen wilde Barbaren auf dem Festlande nahe gegenüber wohnten, die auch mit Schiffen umzugehen verstanden?

Die Phäaken sind ohne Frage selbst eine phönizische Kolonie gewesen. Champault begründet diesen Satz weitläufig und hübsch mit Hinweisung auf ihren Reichtum an Metallen, auf die Stellung der Frauen und namentlich auf ihren Schiffbau. Der Dichter charakterisiert sie als ausgezeichnete Schiffer (η 34—6, ζ 272); fast alle ihre Personennamen beziehen sich auf die Schiffahrt: Nausithoos, Nausikaa, Echeneos, Pontonoos usw. Poseidon, des Nausithoos Vater, hat den Haupttempel auf ihrer Agora (ζ 266). Sie sind nicht kriegerisch, keine Piraten, sondern Kaufleute und Händler (ζ 270—2), zum Waffenhandwerk sind sie nicht erzogen; Hermes, dem Gott des Handels, bringen sie jeden Abend das letzte Trankopfer (η 136—8); ihre Verfassung ist ähnlich wie in dem Venedig des Mittelalters aristokratisch; sie treiben Handel in den unbekannten und unzivilisierten Ländern des Westens, denen Kunstprodukte und Bearbeitung der Metalle noch fremd waren, während

sie an Rohwaren Überfluß hatten (vgl. η 206, ι 108 ff.). Die phönizischen Phäaken suchten außer edlen Metallen hauptsächlich Zinn, Bernstein und Purpur. Zinn brauchten sie zur Bereitung der Bronze (χαλκός). Auf Elba fanden sie unerschöpfliche Eisenminen, Kupfer und Zinn (*Aristot. De mirab. auscult.* 93), an den westitalienischen Küsten Kupfer-, Zinn- und Bleiminen, auf Sardinien Silber, Blei und Zink, in Hispanien Silber. Und für alle diese reichen Schätze hatten die phönizischen Kolonien, die in diesen Meeren lagen, die Abnehmer nahebei. Daher ihr großer Reichtum; der Nostos rühmt den Glanz und die Pracht der phäakischen Haushaltung an mehr als einer Stelle.

Wie sollten also die Phäaken, deren Wohnsitz, Cumae, fast im Mittelpunkt dieser Handelsinteressen gelegen war, sich vor den wilden Bewohnern der phlegräischen Felder, die vom Seewesen nichts verstanden, ins adriatische Meer zurückgezogen haben, bis zu den Toren der griechischen Zivilisation? Und zu einer Zeit, wo die Phönizier mehr und mehr nach dem Westen vordrangen? Jahrhunderte hindurch waren die Phönizier die Handelsherren in den griechischen Meeren geblieben, bis die Hellenen erst allmählich sie immer weiter nach Westen drängten (von 735 an). Die Phäaken haben als phönizische Handelsgesellschaft hinter sich in der Richtung von Griechenland eine ganze Reihe von Handelsstationen gehabt, Korfu ist nur eine Zwischenstation auf dem Wege von Osten nach Italien. Wahrscheinlich also hätte sich Nausithoos nicht einmal nach Korfu zurückziehen mögen, wenn er's auch gekonnt hätte.

Der Name der von ihm gegründeten Stadt sagt uns, wo sie lag. Scheria ist kein griechisches Wort. Alle Ableitungen desselben von griechischen Wurzeln (von ἐπισχερώ, ἐνσχερώ oder von Χέρσος, von σχεῖν Schol. zu ε 84, oder σχεδόν) sind lächerlich verkehrt. Es ist vielmehr phönizischen Ursprungs nach der übereinstimmenden Ableitung mehrerer Gelehrten und kommt von der semitischen Wurzel *skhr* = schwarz sein (Bérard I 501). Das regelmäßige Adjektiv dazu wäre *skher'a* 'schwarz' (Champault S. 88). Dieses gibt mit der phönizischen Vorsilbe *i* für Insel (vgl. *I-spana* = Hispanien) *I-skhra.* Daraus entstand im Munde späterer Bewohner Iskra, dann im VIII. Jahrhundert n. Chr. Iscla (bezeugt), endlich nach dem XV. Jahrhundert Ischia. Ischia ist eine schwarze Insel oder richtiger die Insel der schwarzen Stadt, denn die ganzen Inseln hatten im Altertum ihren Namen von der Hauptstadt. Die Griechen (Euböer) nannten Ischia nach ihrer in der nördlichen Ebene angelegten Stadt später Pithecusa, die Römer (Neapolitaner) noch später Aenaria. Die Bezeichnung schwarz kommt von den Trachyt- und Lavamassen, womit der Volkan Epomeo die Insel erfüllt hat, und welche den Felsen Negrone, die Stätte der Phäaken im Osten der Insel, bilden. Ischia liegt in angemessener Entfernung von Cumae, dort waren die Phäaken (Φαίηκες ist eine griechische Übersetzung für die Männer der schwarzen Stadt, von φαι-ός und

ηκ oder ακ- = Spitze) sicher vor den Önotriern und blieben doch im Zentrum des tyrrhenischen Meeres, in dessen Umkreis ihre Stammesbrüder mehrere Niederlassungen hatten. Von hier aus brachten die phäakischen Wunderschiffe den schlafenden Odysseus durch die Meerenge von Messina im Süden von Italien herum an dem Japygischen Vorgebirge vorbei über Fano durch den Kanal von Kerkyra an Paxos und Taphos vorbei nach Ithaka in einer Nacht. Wenigstens läßt der Dichter der Phäakis den Helden selbst die schnelle Fahrt berichten, ohne des Weges zu gedenken. Man hat wohl gemeint, die Phäaken hätten durch einen Zaubertrunk ihren Passagier für die Dauer dieser Fahrt eingeschläfert, aber ob nun Zaubertrank oder Zauberschiff, ist ja ganz einerlei. Der Grund dieser zeitlichen Verkürzung liegt einfach in kommerzieller Eifersucht oder, um mich deutlicher auszudrücken, in dem Bestreben, die Fahrt nach und von Scheria nach Ithaka hin mit Geheimnis zu umkleiden. Obwohl dieser Grund für Homer als Griechen hätte wegfallen können, ist er beibehalten worden aus dem ursprünglichen Tenor des Nostos, weil durch das Wunder das Interesse an der Erzählung nur erhöht werden konnte. — Lewy hält Malta für das homerische Scheria, Gozzo für das versteinerte Schiff und Kamarina für das Land der Kyklopen; er hat aber meines Wissens diese Ansicht nicht glaubhaft begründet: Kamarina liegt östlich von den Ägaden; mag also Odysseus (in *κ*) von der Ziegeninsel aus hierher nach Marittimo oder nach der liparischen Insel Stromboli zum Äolus gelangt sein, immer müßte er von den Kyklopen aus in westlicher Richtung Ithaka aufgesucht haben, wenn er von Kamarina kam. Das ist unglaublich.

Korfu ist in Wirklichkeit die einzige Insel, welche für Scheria zu finden wäre, wenn die Entfernung einer Nachtfahrt nicht imaginär ist. Denn es liegt, wie Ischia, auch 17 bis 18 Tagereisen von Ogygia (Gibraltar) entfernt, versteht sich auf dem Wege an der afrikanischen Nord- und der sizilischen Südküste entlang. Wenn ein Schiff 5 bis 6 französ. Meilen *(milles)* die Stunde macht, gehen auf 17 Tage 2000 bis 2500 Meilen, das ist ungefähr die Entfernung beider Inseln von den Säulen des Herkules. Der Name der Insel Korfu hat gewechselt; anfangs sollen die Hellenen sie Makris, wegen ihrer Ausdehnung in die Länge, oder Drepane wegen ihrer sichelförmigen Gestalt genannt haben. Sie ist 66, nach Brockhaus' Lexikon 65 *km* lang, hatte 1896 90.870 Einwohner, 434 v. Chr. 80 Kriegsschiffe in See, ist 593 km^2 groß (nach Partsch, Die Insel Korfu, nach anderen noch bedeutend größer). Sie kehrt ihre sichelförmige Höhlung Albanien (Epirus) zu. Nach der Überlieferung von Mythologen wie Hellanikos und Kallimachos fanden die Korinther die Sichel dort vor, mit der Kronos den Uranos entmannt hatte (Schol. *E* zu *ε* 34). Bérard begründet die mythische Ableitung des Kallimachos so: der von Süden kommende Schiffer, vor dem die Küste wie eine lange, von Süden nach Norden

an Höhe zunehmende Mauer liege, fand über seinem Ankergrunde $^1/_2$ franz. Meile südwestlich vom Kap Stephano im Nordosten der Insel einen rötlichen Fels; er nannte ihn, weil er gegen die blaue Farbe des Meeres so auffallend abstach, blutig, und zwar blutig von den Hoden des Kronos, die Zeus hier an die Küste geworfen habe; der Felsen sei daher die blutige Sichel genannt worden und habe, obschon die Kalkgebirge der Insel natürlich solche Farbe nicht haben, seinen Namen auf die ganze Insel übertragen; in ähnlicher Weise sei Cerigo von dem Ankergrunde der Stadt und dieser von dem Felsen, der einer Mitra oder Mütze gliche, Kythera genannt worden. Den nördlichen Teil von Korfu nimmt eine bis zu 914 *m* sich erhebende Gebirgsmasse aus Kreide und Juragesteinen ein; daran schließt sich der lange, durchschnittlich nur 7 *km* breite Südteil, der aus einem flachen Hügelland mit tertiären Ablagerungen besteht.

Als die Korinther Korfu in Besitz nahmen, fanden sie den griechischen Namen der Insel Drepane schon vor. Denn vor ihnen hatten schon Eretrier sich dort niedergelassen, die von ihnen, als Archias Syrakus gründete, 735 vertrieben oder unterworfen wurden (Plut. Quaest. Gr. 11 = Mor. 293 a). Sie gründeten ihre Pflanzstadt auf einem Vorsprung in der Mitte des korzyräischen Kanals, zwischen zwei Häfen, dem von Kastrades und der jetzigen Lagune von Kallichiopulo. Sie nannten die Kolonie (nach den Münzen) Korkyra (Thukydides und Herodot schreiben Kerkyra). Sicherlich sollte die Stadt einen Stützpunkt für ihre Fahrten nach Sizilien bilden. G. Curtius stellt den Namen mit der indogerm. Wurzel *kur* = krumm zusammen; er könnte ja von der gekrümmten Küstenlinie hergenommen und dann auf die ganze Insel übertragen worden sein. Aber da es noch eine zweite Insel Korkyra im adriatischen Meere gab, die nicht eine so gekrümmte Küste hat, und ein griechisches Lehnwort *κέρκουρος* eine Schaluppe, eine Art leichter Fahrzeuge, die den Kypriern eigentümlich war, bezeichnete, so dürfte es nicht unmöglich sein, was Bérard vertritt, daß der Name der Insel von diesem kyprischen (phönizischen?) Worte herkömmt; die Araber haben noch ihr '*kurkura*' = langes und großes Schiff; die Hebräer nennen '*kerkera*' die Dromedare; die Karthager hatten nach Appian Pun. 75, 121 solche Kreuzer, Korsaren (*navis cursoria, korsaire, νηῦς θοή* des Homer) in ihrer Flotte, ebenso die Phönizier. Weil Homer den 'schnellen Schiffen' öfter (*γ* 61, *κ* 332, *η* 34) von ihrer Farbe noch das Beiwort *μέλαινα* gibt, so glaubt Bérard, der ursprüngliche Name der Insel sei *Κόρκυρα μέλαινα* gewesen, d. h. auf phönizisch Korkyra Schera; die Korinther hätten den ersten Namen behalten, während Homer für die Insel der Phäaken den zweiten Namen „Scheria" 'die schwarze' popularisiert habe. Allein *Κόρκυρα μέλαινα* war der Name jener anderen Insel, des jetzigen Curzola, 75 Meilen nördlich davon. Ob diese von den ersten Ansiedlern deshalb auch Korkyra genannt worden ist, weil

sie den Schiffern eine ähnliche Sicherheit bot wie ihre Namensschwester, wer mag das behaupten? Curzola hieß in der hellenischen Zeit seiner dunkeln Wälder halber schwarz zum Unterschiede von den weißen Felsenküsten Korfus nach Apollon. Rhod. Argon. IV 570:

μελαινομένην δέ μιν ἄνδρες
ναυτίλοι ἐκ πόντοιο κελαινῇ πάντοθεν ὕλῃ
δερκόμενοι Κέρκυραν ἐπικλείουσι Μέλαιναν.

Korkyra nigra und das nahe Meleda (= *Μελίτη*) bieten für denjenigen, der von Süden nach Norden längs der dalmatischen Küste fuhr, nach Korfu die nächsten gegen Bora und Sirocco sicheren Häfen. Beides sind wohl ebenso wie Melite und Gaulos (Malta und Gozzo) phönizische Benennungen der Inseln und Anzeichen davon, daß hier einst (vor den Knidiern) phönizische Stationen gewesen sind. Hier beginnen die Inselreihen der dalmatischen Küste. Bis dahin gibt es nur temporäre Ankergründe für das von Süden kommende Schiff. Die montenegrinischen Häfen Cattaro und Ragusa waren den Alten wie perfide Reusen, in die sie sich nicht hineinwagten. Die Griechen haben später Dyrrhachium und Apollonia gegründet, aber diese Ankergründe sind gegen die anwohnenden Wilden nur durch starke Garnisonen zu verteidigen gewesen. In der Bucht von Apollonia unterbinden außerdem umfassende Berge den Verkehr mit dem Hinterlande und machen sie zu einer Sackgasse, welche der Schiffer gerne ohne Zeitverlust wieder verläßt; und nördlich von ihr dehnt sich schutzlos ein mit Untiefen gesäumtes, obendrein von Fiebern verödetes Flachufer aus, südlich dagegen eine fest geschlossene, unmittelbar zu 2000 *m* hohen Bergen aufstrebende Steilküste von abschreckender Wildheit, seit alter Zeit gefürchtet wegen der jähen Windstöße, die aus ihren Schluchten hervorbrechen, und wegen der Gewitterstürme, die an ihren Hängen mit ungewöhnlicher Gewalt sich entladen (so geschildert von Partsch, Die Insel Korfu). Noch südlicher legt sich aber die Insel Korfu 60 *km* lang dem Festland vor und gestaltet das schöne Küstengewässer, das sie mit ihren gegen das Land vorspringenden Enden umfängt, zu einem großartigen Becken mit sicheren Hafenbuchten um. Das entschiedene Vorwalten südöstlicher Winde und die im Nordkanal bei Korfu kräftig bemerkbare nordwestliche Strömung der Gewässer längs der ganzen albanesischen Küste mußten die griechischen Kolonisten von Kerkyra früh nordwärts in die Adria hineinführen. So ist es kein Wunder, daß schon vor den Korinthern die Eretrier und Knidier (Curzola) dort hinaufgekommen waren.

Ob nun die Korinther für das jetzige Korfu den Namen Kerkyra aufgebracht haben, oder ob schon vorher die Phönizier es so getauft hatten, was mir wahrscheinlicher däucht, wird durch geschichtliche Überlieferung nicht entschieden; nach der Gestalt eines Lastschiffes haben die Phönizier auch die Insel Gozzo Gaulos getauft. Aber wie hängt der Name Korfus mit dem Namen eines

Schnellseglers zusammen? Im Nordwesten der Insel vor dem Phalakrischen Vorgebirge erhebt sich aus der Flut ein eigentümlicher Fels, 30 *m* hoch und steil, dessen Umrisse den Schiffern auffallen mußten, denn es ist gerade, als ob sich aus dem Wasser ein Schiff erhöbe, welches mit aufrechtem Mast und dreieckigem 'lateinischen' Segel und seiner Jolle hintenan segelte. Auch von allen Bergen im Norden der Insel können die Einwohner am Horizont dieses versteinerte Schiff sehen. Der Fels hat nämlich auf beiden Seiten dasselbe Profil eines segelnden Kreuzers; er dient als Richtpunkt auf allen Landrouten in dem Gewirr von Hügeln und Tälern im Norden Korfus und zeigt ebenso den Schiffern auf der anderen Seite seinen dunkeln Rumpf und das merkwürdige, gegen die weiße Felsenküste sich scharf abhebende Profil. Die Schiffer fuhren von jeher, noch im XVII. Jahrhundert vom Salentinischen Vorgebirge durch den Kanal von Otranto herüber zuerst nach Fano, der größten von den dortigen Inseln, die im Südwesten 408 *m* hoch und von Korfu noch 22 *km* entfernt ist. Fano hat im Süden eine kleine Bai, die gegen die Nordwestwinde Schutz bietet. Eine Menge von Inselchen und Felsen und der schreckliche Borawind machten die nördlichen Küstenstriche von Korfu, an denen die Fahrten von Italien nach Hellas und umgekehrt sich kreuzten, sehr gefährlich. Von Fano fuhr man nach Samothraki, von da aber die gefährlichste Strecke an dem versteinerten Schiffe, dem „Caravi“, das auch hier als Richtschnur diente, vor dem Kap Kephali = *promunturium Phalacrum* (Plin. IV 19, 2; *φαλακρόν* = Glatze, Bérard I 495) nach der Westseite von Korfu hinüber. Unsere großen Dampfer gehen heutzutage nicht mehr von Kap Leuka nach Fano, sie ziehen die direkte Route zwischen Brindisi oder Otranto und der Stadt Korfu vor. Nach diesem Karavi also — es findet sich ein anderes Karavi zwischen der Insel Cerigo und Morea „ein öder Fels, 33 *m* hoch, von allen Seiten steil und fast unzugänglich“ — sollen die Phönizier und nachher die Korinther die Insel Kerkyra oder Korkyra = Korsar, Dromedar des Meeres, genannt haben.

Und dieses Karavi war ja der zweite Grund, warum die alten Griechen Scheria Korkyra gleichsetzten. Denn den phäakischen Kreuzer, der den Odysseus nach dem Phorkys-Hafen (Vathy) von Ithaka gebracht hatte, versteinerte, wie unsere Odyssee in *ϑ* und *ν* erzählt, Poseidon kurz vor seiner Einfahrt in den Hafen. Die Volkssage (oder der Verfasser des Nostos?) erkannte in dem Karavi dieses versteinerte Schiff. Für die heutigen Griechen ist es der Nachfolger Poseidons in der Meerherrschaft, der heilige Nikolaus, welcher das Strafgericht ausführte, weil Kapitän und Mannschaft ihm nicht die gebührende Verehrung zollten. Partsch (S. 73) hörte die Erzählung so: Es gab ehemals auf dem Vorgebirge von Korfu Aphiona im Nordwesten der Insel eine große Stadt, mit Namen Pamphlagona. Sie hatte diesen Namen von der Königin Pamphla-

gona, einer Schwester der Fürstin Corcyra, erhalten. Ihr König zog zum Krieg in ein fernes Land und ließ sich durch die böse Königin desselben bezaubern. Er heiratete sie und führte sie mit sich an Bord seines Schiffes zurück. Die legitime Königin aber hatte den Verrat erfahren und erspähte die Rückkehr des Schiffes. Als es am Horizont erschien, erflehte sie vom heiligen Nikolaus die Züchtigung des Verräters. Dieser versteinerte das Schiff. — Wenn unser Karavi der homerische Kreuzer wäre, so begriffen wir den Namen Korkyra = Korsar, *νηῦς θοή* (nicht Lastschiff *φορτίς*). — Der jetzige Name Korfu hat gar nichts damit zu tun. Er schreibt sich von dem Accusativ Plur. von *κορυφός* = Gipfel her. Die Hauptstadt nämlich lag von jeher im Osten der Insel an der Bucht von Kastrades. Da springt eine große Halbinsel 600 *m* weit ins Meer vor, auf der zwei schroffe Kalkfelsen zu 65 und 51 *m* Höhe keck emporsteigen, die Landmarke der Stadt, mag man von Süden oder von Norden her in den Kanal einfahren. Diese beiden Gipfel der byzantinischen Feste sind die Taufpaten der Stadt gewesen (Korfu von *κορυφούς*). Nach der Stadt ist wieder die ganze Insel benannt worden.

Ob der Fels des Caravi, wenn er denn auch ursprünglich der Insel ihren Namen gegeben haben sollte, überhaupt einer Versteinerung durch Poseidons Zorn gleichgesetzt werden darf, ist in doppelter Beziehung sehr fraglich. Die Lage des Caravi spricht jedenfalls deshalb nicht für die Gleichsetzung Korfus mit Scheria, weil dieser schiffsähnliche Fels, wenn die Phäakenstadt nicht im Nordwesten der Insel lag, sondern wo die Alten den Hafen des Alkinoos ansetzten, gar nicht den Phäaken sichtbar gewesen sein kann. Außerdem muß Scheria, die schwarze Stadt, auf einer Insel gelegen haben, die volkanischen Eruptionen ausgesetzt war, wenn anders die Weissagung des Nausithoos *ϑ* 565—71 und ihre halbe Erfüllung in *ν* 125—187 auf wahren oder für wahr gehaltenen Vorgängen beruht hat. Poseidon (*ἐννοσίγαιος, σεισίχϑων*) war den Griechen der Gott, der mit seinem Dreizack Felsen spaltete und zerbrach. Seinem Zorne schrieb man die Erderschütterungen im Archipel (Strab. p. 57) zu, die öfter von einem Ausbruch unterseeischer Volkane begleitet worden sind, wie z. B. als von Thera (südlich von Ios) ein Teil der Insel durch volkanische Eruption abgebrochen und Therasia, ein Inselchen von 12 Stadien im Umkreis (237 v. Chr.), geschaffen wurde, und die Rhodier dort dem Poseidon Asphalios ein Heiligtum widmeten. Ähnlich muß man sich den Vorgang vorgestellt haben, durch welchen das Caravi aus der Flut sich emporhob. Nun ist Korkyra zwar Erderschütterungen, aber nie volkanischen Erscheinungen ausgesetzt gewesen, wie Ischia. Ischia ist eine schwarze Insel, schwarz durch Trachyt- und Lavamassen des Vulkans Epomeo, der von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart hin noch nicht zur Ruhe gekommen ist (Champault S. 68 ff.) und einem großen Teil der Insel ein verändertes

Aussehen gegeben hat, besonders im Nordosten, wo sich die Ebene von Casamicciola ohne Unterbrechung bis zum Negrone, dem Sitz der phäakischen Hauptstadt, ausgedehnt haben wird. — Dazu kommt, daß Lava und Schlacken, welche über die Meeresfläche erhoben worden sind, durch das unaufhörliche Spiel der Wellen allmählich ausgezackt, verkleinert zu werden, ja gänzlich zu verschwinden pflegen. Das Caravi aber scheint seit alten Zeiten unverändert geblieben zu sein. Dies dürfte den Verdacht rechtfertigen, daß die Erklärung desselben, welche es einer Steinbildung des Poseidon zugeschrieben hat, eine bloße Erfindung des Witzes ist. — Könnte man nicht ganz in Zweifel ziehen, ob die beiden Stellen ϑ 565 ff. und ν 125 ff. nicht vielleicht von fremder Hand, von einem Homeriden, dem älteren Text des Nostos hinzugedichtet worden sind, weil man aus dem Zorn des Poseidon über des Odysseus Heimkehr die letzten Konsequenzen ziehen wollte? Die Verse lassen sich unbeschadet des Zusammenhangs aus dem Epos entfernen.

Soviel von dem zweiten Beweise, daß die Alten recht hatten, Scheria gleich Korfu anzusetzen. Einen dritten Beweis hat Bérard zu den beiden des Altertums hinzuzufügen gesucht, indem er entwickelt, wie alle lokalen Einzelheiten der homerischen Erzählung sich auf Korfu nachweisen lassen. Auch dieser dritte Beweis ist verfehlt: Die Phönizier wählten in vorhomerischer Zeit zu ihren Niederlassungen Landspitzen, Halbinseln, die sich leicht verteidigen ließen und auf beiden Seiten (Thuk. VI 2, 6) gegen die Winde schützende Häfen mit sandigen Ufern zum Hinaufziehen der Schiffe hatten. Sie mußten sich leicht gegen die Umwohner verteidigen lassen; denn die Phönizier dachten nicht daran, wie die hellenischen Kolonien ein paar Jahrhunderte später, das Land urbar zu machen und durch Bebauung auszunutzen, sondern nur einen sicheren Ankerplatz für die Schiffe und Platz für ihre Handelsniederlagen und Reichtümer zu haben. So wird uns auch der Hafenort der Phäaken ζ 262 ff. und η 43 ff. beschrieben: „Rechts und links von der Stadt liegt der treffliche Hafen; der Eingangsdamm der Stadt ist schmal; auf dessen Ränder sind die Schiffe gezogen; jedem gehört da für seins ein besonderer Helgen mit Schirmdach“ usw. Der homerischen Beschreibung entsprechen nach Bérard auf Korfu vier Häfen, zwei auf der Ostseite, die immer von Seefahrern besucht sind, der Hafen der Hauptstadt selbst und der von Cassopo, zwei andere an der Westseite, Aphiona und Palaio-Castrizza oder richtiger Liapades.

Zwischen zwei offenen Reeden aufgesetzt auf die beiden Gipfel, die ihr den jetzigen Namen gegeben haben, besitzt die Hauptstadt für uns noch immer zwei Anlegeplätze, die Reede von Vido im Norden und die Bai von Kastradas im Süden, aber das sind nur zwei offene Ankergründe, die zwischen sich nicht einen schmalen Eingangsdamm zur Stadt haben. Die alte Stadt Korfus

lag ein wenig weiter nach Süden, auf der östlichen Seite der 600 *m* langen, großen und hohen Halbinsel zwischen der Bai von Kastrades, „dem Hafen des Alkinoos“, an welchem im V. Jahrhundert v. Chr. die meisten Häuser der Aristokratie, das Arsenal und der Markt mit großen Warenlagern sich befanden, und der Lagune von Kallichiopulo, dem ehemaligen hyllaischen Hafen (Thuk. III 72) mit enger, noch durch Felsklippen geschützter Einfahrt. Aber jene Halbinsel könnte mehrere Städte, wie die des Alkinoos, fassen; auch entsprechen die Ankergründe zu beiden Seiten nicht guten homerischen Häfen. Die Bai von Kastrades ist ganz offen, die Lagune von Kallichiopulo ist ohne sandigen Uferabhang, man hat darin eine bedeutende Fischerei gegründet, sie ist $2^1/_2$ *km* lang und 2 *km* breit, es hätte Stunden des Ruderns bedurft, um von der Einfahrt bis zu den Lagerstellen der Schiffe zu kommen. Vor dem Eingang dieses Beckens, in der Mitte der Meerstraße, liegt das malerische Inselchen „des Odysseus“, 20 *m* hoch, baumbewachsen und mit einer Kapelle; es hat nie die Form eines segelnden Schiffes, einer Galeere oder Barke gehabt, kann also nie dem Schiffe geglichen haben, welches Poseidon versteinerte (*ἐπέδησε*, es sei denn, daß man dieses Verbum, wie Agar vorschlägt, in *ὑπέδυσε* verändert), es hat auch nie den Namen Karavi oder Galera oder Nave getragen, es nennt sich Pondikonisi oder Pontikonnisi (*ποντικὴ νῆσος*?), „Mäuschen-“ oder „Atteninsel“ (Böcklins Toteninsel). Wenn doch eine Insel durch die Jahrhunderte hindurch das charakteristische Profil eines Schiffes und den Namen eines solchen bewahren soll, so muß es ein Block von nackten Felsen ohne Vegetation und ohne leicht abbröckelnde Erde sein; die Veränderungen einer baumartigen Vegetation und beweglicher Erde hätten bald dem Profil des Blocks ein anderes Aussehen gegeben. Man beachte nur die verschiedenen Inselchen, denen die heutigen Griechen den Namen Karavi gegeben haben, zwei sind schon erwähnt worden, das eine nordwärts von Korfu, das andere bei Malea, ein unfruchtbarer Fels, 33 *m* hoch, der wie ein Schiff unter Segel aussieht; ferner ein drittes Karavi bei Kap Matapan, ein Fels von 12 *m* Höhe usw. Dagegen auf der Atteninsel ragen hohe Zypressen hervor, ein aufrechter Strauß von Grün, dessen Profil mit den Winden und Jahreszeiten unaufhörlich wechselt. — 15 *km* weit von der Hauptstadt nach Norden hin wird das niedrige und morastige Ufer nur von felsigen Inselchen unterbrochen. Eine Ebene und eine breite Straße begrenzen das Gestade und endigen plötzlich am Fuße des Pantokrator. Am Rande der befeuchteten Wiesen tauchen die beiden hakenförmigen Inseln auf, welche den Hafen von Govino bilden. Zwischen der Stadt Korfu und Govino wälzt ein fauler Fluß seine kotbeladenen Wellen dahin. Darin erkennt Schliemann den Fluß der Nausikaa und die Wäschestelle. Aber wo sind die Kaskaden und Sprudel, die Felsen und die geschlossenen Täler, der nahe Forst und die vor Winden geschützte

kleine Bucht? In dem Morast dieser Gewässer hätte das Leinenzeug der Arete sonderbare Farben angenommen. Schliemann will ja auch die Stelle von Alkinoos' Palast wiedergefunden haben im Westen von Kallichiopulo bei dem Bache Kressida; er hat eine gar zu vertrauensselige Phantasie besessen. — Dann erhebt sich plötzlich der Pantokrator. Durch den Norden der Insel, von der Meerenge bis zur Seite des großen Meeres erstreckt er seine lange Mauer, welche nur von zwei Pässen geschnitten wird; der eine auf der Ostseite nimmt die Küstenstraße in sich auf und führt sie durch das Dorf Spartila zu der adriatischen Fassade, der andere, in der Mitte der Insel, ist die belebte Straße von Panteleimon, die zu den Ankergründen des äußersten Nordens führt. — Welchem Teile der Insel die Vorzüge einer bedeutsamen Lage hauptsächlich zugute kommen mußten, das konnte zu keiner Zeit zweifelhaft sein. Wohl wechseln am Nord- und Westrand der Insel Flachufer mit steilen Kliffs, festgeschlossene Bergwände mit Buchten von reichgegliedertem Umriß in überaus reizvoller Mannigfaltigkeit, aber überall auch in den meisten felsenumrahmten Golfen tost bei Seewind die Brandung. Nur etliche Fischerboote und kleine Küstenfahrer beleben bei sicherem Wetter diese schutzlosen Gestade der offenen See, des Wildmeers (ἀγριοπέλαγος), wie die Korfioten es nennen. Das lebhafte Schiffahrtstreiben der verkehrsreichen Insel muß sich zu allen Zeiten in dem Kanal zwischen ihr und dem Festland vereint haben. Diesem Gewässer, das wie ein Binnensee zu den kahlen grauen Bergen Albaniens und den reich begrünten Höhen von Korfu seinen blauen Spiegel ausspannt, kehrt auch der größte Teil der Insel seine Abdachung, sein Angesicht zu. Nach ihm richten die wasserreichsten der wenigen Flüsse ihren Lauf und im selben Sinne streben die Verkehrsstraßen der ganzen Insel auf einen Vereinigungspunkt an diesem Ufer hin, nach dem bemerkenswerten Küstenvorsprung, der es in eine kleinere nördliche und in eine doppelt so weite südliche Bucht teilt. Etwas südlich der Stadt, in der Nähe des reizenden Dorfes Gasturi, thront das von der Kaiserin Elisabeth errichtete, kürzlich von unserem kunstverständigen Kaiser Wilhelm gekaufte Achilleion, welches auf das Meer herniederblickt. Unmittelbar südlich davon trägt der Bergrücken die kecke zierliche Felshöhe des Kirchleins A. Kyriaki. Gasturi ist kein fest geschlossenes Dorf, sondern wird von den Verzweigungen einer tiefen Schlucht, welche dicht unter ihm den Abhang zerreißt, in mehrere Häusergruppen zerlegt, die alle zwischen kräftigen Ölbäumen sich anmutig verbergen. Eine mächtige Platane beschattet den schön gefaßten Quell. Korfu ist im ganzen sehr wasserreich; die Regenzeit dauert von Ende September bis Ende März. Die Gegend von Gasturi ist von der sonst an vielen Stellen Korfus herrschenden Malaria ziemlich frei. Wenn die im Winter überschwemmten Schluchten von der Wärme des Sommers ausgetrocknet sind und die Mückenschwärme von Butrinto (Buthrotum)

herüberfliegen, verschont die Malaria nur die höher gelegenen, den Winden ausgesetzten Orte.

Am Ufer des großen adriatischen Kanals hatten die Schiffer, wenn sie in der Meerenge von Korfu fuhren, noch eine letzte Haltstätte in Kassiope, jetzt Cassopo. Sobald die Bora sie hinderte, weiter nach Norden zu fahren, hielten sie in Kassiope Rast; ebenso die von Norden kommenden Segler, wenn ihnen der Sirocco die Straße von Korfu verschloß. Die Stadt blühte zur Zeit der römischen Herrschaft. Eine venetianische Festung krönt noch das auf allen Seiten vom Wasser umgebene Vorgebirge, das mit der Küste nur durch einen engen Isthmus zusammenhängt. Aber keiner der Ankergründe zu den beiden Seiten hat hinter der engen Einfahrt ein Bassin, wo vielfache Schiffsschuppen stehen könnten. Einige Schriftsteller haben trotzdem die Landung des Odysseus in diese Küstenstriche verlegt, aber doch wohl nur, weil die nahe Meerenge der Sichel ihnen im Osten der kleinen Insel Tignoso den Felsen der Barchetta (d. i. kleine Barke) bot: das war für sie das von Poseidon versteinerte Fahrzeug. Felsen im Niveau des Meeres nannten die Italiener gerne Barca. Die Barchetta ist ein kleiner Felsen, der nur einige Fuß steil aus dem Meere emportaucht. Der Schiffer muß sich in halber Entfernung zwischen der Küste und diesem Felsen halten. Derselbe zeigt ein gescheitertes Boot mit dem Kiel in der Luft. Das ist aber kein segelnder Kreuzer mit 52 Ruderern. Auch fehlen bei Cassopo, wie bei jedem anderen Punkt der östlichen Küste, die anderen Züge der vom Nostos angegebenen Lage, die „*falaises abruptes*", die nackten Felsen, die tosenden Klippen und der Fluß im Grunde einer kleinen Bucht. Korfus Nordküste ist niedrig und sandig. Sie hat allerdings zwei Buchten, die von Sidari und von San Giorgio, in denen häufig kleine Fahrzeuge ankern. Aber vor dieser nördlichen Küste liegen eine Menge Inselchen und Felsen, unter ihnen auch das Karavi.

An der Westseite von Korfu liegen zwei andere Häfen, welche für eine phönizische Städteanlage in Betracht kommen könnten, der von Aphiona und der von Liapades. Noch weiter südlich als diese beiden ist noch eine Bucht, die von Ermones, zwischen den beiden Spitzen Plakka und San Giorgio; hier aber kann keine phönizische Stadt gelegen haben, denn sie liegt hinter einer Reihe von kleinen Inseln unter Hügeln, die mit Wäldern von Oliven, Zypressen usw. bedeckt sind. Obschon sie gegen Norden durch die Masse der Insel und den Berg Plakka geschützt ist, hat sie doch nur einen temporären Ankergrund und der Sirocco wütet darin. Sonst hat sie den Vorteil eines langen sandigen Ufers und eines bleibenden Flusses, der aus der Ebene von Roppa herabfließt. Die beiden anderen Buchten weiter nördlich, zuerst die von Liapades, dann die von St. Georg unter dem Kap Aphiona, sind viel sicherer und haben immer den kleinen Küstenfahrern gedient. Die Venetianer hatten über der Bai von Liapades ihre Engelsburg (330 *m* hoch)

gebaut, die Franzosen fügten während des Kaisertums noch eine Batterie auf der Spitze von Aphiona hinzu, um die Bai von St. Georg gegen die Engländer zu decken. In diesen beiden Baien hat man die Stadt des Alkinoos wiederzufinden geglaubt. — Die Bai von St. Georg wird vom hohen Meere durch eine Erdzunge getrennt, welche bis beinahe 2 *km* im Südwesten geht. Sie hat ein schönes Gestade von Sand und einen guten Ankergrund bei 10—15 *m* Wasser, ist aber den Südwinden ausgesetzt. Ein Fluß Megapotami ergießt sich darin; die Flüsse der Insel sind freilich in der Mehrzahl nur wütende Gießbäche während des Winters und Streifen von trockenen Kieseln während des Sommers, der Megapotami hat aber immer Wasser; er hat seine Quelle in der Kette des Pantokrator am Fuße des Berges Arakli (506 *m*) und schlängelt sich im Grunde eines engen Tals zwischen bewaldeten Hügeln entlang, deren Bäche ihn beständig nähren. Das soll der Fluß sein, wo Nausikaa wusch. Das jetzige Dorf Aphiona ist auf dem nördlichen Ende der Landzunge gebaut, während die Stadt des Alkinoos auf dem südlichem Ende gelegen haben müßte, welches vom Meere umgeben nur durch ein Felsenband mit der Masse des Vorgebirgs zusammenhängt. So anmutig beide Buchten, diese von Aphiona und auch die von Liapades ihre Umrisse entfalten, viel wert sind sie jetzt nicht. Nur für die kleinen Küstenfahrer sind sie zugänglich und auch diese haben sich vorzusehen, nicht nur vor dem Südwestwind, der ungehindert hineinbläst, sondern auch vor den jähen Windstößen, die manchmal überraschend von dem steilen Gebirge niederfahren. — Bérard sucht Scheria vielmehr in der Bai von Liapades unter dem letzten Massiv der Kette des Pantokrator gegen Westen; dieselbe teilt sich wieder in zwei Häfen, den größeren, am Eingang 300 *m* breiten, im Hintergrunde zu drei Rundbogen sich erweiternden Porto Alipa gegen Osten und den kleineren (der doch noch eine Flotte fassen könnte) Porto Spiridione gegen Westen nach dem Wildmeer zu. Die Halbinsel westlich von Port Spiridione trägt heute das Kloster Palaio-Castrizza; nicht diese, sondern die Halbinsel zwischen Port Alipa (östlich) und Port Spiridione (westlich) trug nach Bérard einst die homerische Stadt des Alkineos. Die Reihenfolge der Häfen von Norden nach Süden an dem Wildmeer ist also diese: Aphiona mit dem Hafen St. Georg, Spiridione, Alipa, Spitze Plakka, Ermones, Berg St. Giorgio. Diese Strecke liegt der Stadt Korfu gegenüber in einem Abstande von mindestens 15—16 *km*. Die Ebene des Isthmus zwischen Alipa und Spiridione ist 250—300 *m* lang und zwischen dem Fuß des inselartigen und des Küstenberges 150—200 *m* breit. Hier soll die Agora der Phäaken gewesen sein. Eine Kapelle des St. Nikolaus, die nun in Trümmern liegt, soll an Stelle des Poseidontempels getreten sein. In den folgenden Sätzen referiere ich aus Bérard:

„Rund um die Bucht von Liapades herum ist es ein fortlaufendes Geländer von steilen Bergen, es beginnt bei den gigantischen Küstenfelsen des Schlosses St. Ange (Engelsburg), setzt sich in der Mauer von Arakli fort und läuft an der westlichen Küste entlang bis zum Kap Plakka im Süden: Das Land der Phäaken ist rund herum von einem hohen Berge bedeckt *ν* 177. Der Dichter hat eine genaue Beschreibung dieses Loches gehört oder gelesen. Wie er Poseidon das Schiff der Phäaken versteinern läßt (Caravi), ebenso läßt er den Gott rund herum mit einem hohen Berge diese tiefe, für die Landbewohner wenig zugängliche Bai bedecken: kein Nachbar stört die Phäaken *ζ* 201—5. Die Häfen zu beiden Seiten des die Stadt tragenden Isthmus sind nach Süden offen: das Schiff wird also im Südosten (*ἐν νοτίῳ* *ϑ* 55) verankert. In dem nördlichsten Bogen (von den drei) des Port Alipa, in 300—350 *m* direkter Entfernung von der Stadt der Phäaken ist die beständige Quelle und der heilige Hain der Athene: *ζ* 291 f., 321. *η* 20 und der Garten des Alkinoos — unter dem Ort Lakones. Man sieht von dort in Rufes Weite die Ruinen von St. George: Hier wartete Odysseus *ζ* 322. 295, während Nausikaa weiterfuhr. — Der Fluß aber, an dem Nausikaa wusch, mündet in der Bai von Ermones, nachdem er die Linie der Küstenerhebungen nordwestlich vom Berg St. Giergio (392 *m* hoch) durchbrochen hat. Die Straße nach der Meerenge östlich hinüber geht zwischen Liapades und Ducades. Von der Mündung des Flusses bis zum Tor der Phäaken ist ein fortlaufendes Satteldach, aus dem zwei Spitzen hervorragen und weit auf das westliche Meer hinausblicken. Die Abhänge sind mit Dörfern und Olivenwaldungen bedeckt. Zwischen dem Kap Plakka und dem Berg St. Georg hat Odysseus die vor Winden geschützte Mündung des Flusses von Ermones erreicht: *ε* 441 ff. Die Windungen des Flusses vor seiner Mündung geben ausgezeichnete Wäschestellen fließenden, reinen Wassers. Odysseus kann kein Bad nehmen, weil der Fluß nicht tief genug ist, aber er spült sich aus einem Loch die Schultern usw. ab: *ζ* 224 ff. Die Rückkehr der Nausikaa zur Stadt erfordert $1^1/_2$ Stunden; man sieht noch eine alte Fährte sich in den Hecken und der schwarzen Erde entlang schlängeln; alte kleine Brücken führen über den Fluß und die Gießbäche der Sierra. Hier finden sich alle Einzelheiten der homerischen Dichtung vereint: steile Küstenfelsen, sandiges Ufer, ein Fluß mit schönem fließendem Wasser, eine sprudelnde Quelle (für die Städter und Schiffer zum Wasserholen) und ein Hain der Athene, eine hohe Stadt zwischen zwei schönen Häfen."

An diese Darstellung von Bérards Identifikation der Inseln Korfu und Scheria schließe ich gleich die größtenteils schon von Champault erhobenen Einwände: 1. Die Drohung Poseidons *ν* 149 ff. ist ja nur zur Hälfte erfüllt worden nach *ν* 185 f. Ob die andere Hälfte sich auch noch erfüllen sollte, wird vom Dichter verschwiegen,

und zwar aus gutem Grunde: es gehört ja nicht zum Thema, die Hoffnung aber wird angeregt, daß der Gott gegen Leute, die von ihm abgestammt sind *ν* 130, Milde walten lassen werde. 2. Der Weg nach der Plattform des Inselbergs hinauf, wo der Palast des Alkinoos gelegen haben müßte, ist für eine Wagenfahrt zu steil, zu wenig fahrbar. 3. Auch sind keine antike Ruinen, keine Trümmer einer alten Stadt dort zu finden. Auf der Seite des angeblichen Stadtberges von Scheria finden sich in der Mitte einige Ruinen, aber sie gehören zu einer Kapelle des heiligen Nikolaus, die von den Mönchen des angrenzenden Palaio-Castrizza an ihrem Strande erneuert worden ist. Eine Kirche des heiligen Georg liegt weiter südlich auf dem Inselberg. 'La pente est un éboulis de cailloux roulants et le miroir des eaux donne un peu le vertige. Au temps d'Alkinoos ce sentier était mieux entretenu: les Phéniciens avaient sans doute ici un escalier, une échelle de roches... Ni sur la pente, ni sur l'esplanade, nulle part, une ruine antique n'apparaît'. Nur an der Stelle des Klosters der Panagia Palaeokastritissa auf der im Westen des Porto Spiridione liegenden Halbinsel soll eine alte Stadt gestanden haben, sie sei aber von den Piraten zerstört worden. Die Bewohner haben sich auf die Höhen landeinwärts nach Lakones (über 200 *m* hoch) zurückgezogen. 4. Athene hat dem Odysseus zum Behufe seiner Landung auf Scheria *ε* 385 den Boreas, Nordostwind, geschickt, die Bai von Ermones aber liegt südöstlich von dem Busen von Liapades; dahin kann er unmöglich vom Nordwind getrieben worden sein (Champault S. 59), ohne vorher die Stadt gesehen zu haben. 5. Das Karavi liegt nordwestlich von Korfu, während doch die Route der Phäaken von Ithaka her im Süden liegt. Dies spricht ebenso entschieden gegen Aphiona, wie gegen Liapades. 5 *b*. Wenn auch auf Korfu Erdbeben öfter gespürt worden sind (Partsch, Geogr. v. Griech. S. 369), so haben doch seine Bewohner seit den ältesten Zeiten noch nie einen vulkanischen Ausbruch zu fürchten gehabt. Also kann sich hier auch der Fels oder das Inselchen, in welches Poseidon das Schiff der Phäaken verwandelt haben soll, niemals durch eine Erdumwälzung vom Boden des Meeres erheben haben. 6. Schwamm Odysseus von Norden her in die Bucht von Hermones hinein, er müßte ja sowohl bei der Bucht von Aphiona, wo doch auch ein bleibender Fluß mündet, als auch bei der angeblichen Stadt der Phäaken vorbeigeschwommen sein. Der Megapotami selbst kann aber, scheint es, die Wäschestelle nicht geboten haben, weil kein fahrbarer, bequemer Weg seine Mündung mit Porto Spiridione verbunden haben dürfte. Auch im Norden, in der Bucht von Sidari, mündet ein Fluß, der im Sommer nicht austrocknet, der Typhlopotamo; da kann Odysseus die Nausikaa aber nicht getroffen haben, weil da im Norden keine Felsenküste ist. 7. Auch die reichliche Quelle gegenüber den Ruinen von St. Nikolaus im westlichen Winkel des Alipahafens zeigt, daß Odysseus von Westen her gekommen sein müßte.

Zwischen der Ermonesbai und dem Alipahafen sind es nicht weniger als 13 *km*. 8. In der Gegend der angeblichen Stadt zeigt sich keine Spur einer steinernen Einfassung, nicht einmal auf der Seite, wo sie mit dem Lande zusammenhängt. Bérard meint, hier seien Pallisaden zur Verteidigung nötig und hinreichend gewesen. Aber Homer sagt ζ 9 *ἀμφὶ δὲ τεῖχος ἔλασσε πόλει.* 9. Korfu ist keine schwarze Stadt und keine schwarze Insel, wie Scheria gewesen sein muß; es hat hauptsächlich Kalkgebirge, Trachyt fehlt. 10. So gut bedacht von der Natur, wie die Insel Korfu ist, würde sie den Phäaken wohl Unterhalt leicht gewährt haben, aber weder Isolierung noch Sicherheit genug. Korfu ist zu aller Zeit den gegenüberwohnenden Barbaren und Piraten ausgesetzt gewesen. Als die Korinther dort ihre Kolonie gründeten, wollten sie von der fruchtbaren Ostseite Nutzen ziehen und waren streitbar genug, die Eingeborenen in Unterwürfigkeit zu halten. Die Phäaken aber waren nur auf den Handel, nicht auf den Krieg geeicht. Die Kerkyräer haben, ihrer Sicherheit wegen, sogar einen Streifen des gegenüberliegenden Festlandes besetzt gehalten (Thuk. III 85, 2) und unterhielten dort eine Festung.

Diese und ähnliche Einwände dürften für uns wohl genügen, um Champault recht zu geben, daß Scheria, wenn es eine wirklich existierende Stadt dieses Namens gab, auf Korfu nicht gesucht werden darf.

Dagegen auf Ischia findet man alle Einzelheiten der homerischen Beschreibung wieder, wie der eben genannte Gelehrte in den ersten beiden Kapiteln seines Buches ausgeführt hat. Ischia ist eine Insel (ζ 204, 279), bergig (ε 279—81), [ist ein Volkan, umgeben von Nebenkegeln, welcher seit 1302 schläft; ein Erdbeben hat noch 1883 3000 Menschen das Leben gekostet; ν 172 ff.]; es ist, namentlich wenn man den Felsvorsprung des Negrone im Osten der Insel, der immer eine Art von Festung geblieben ist, ins Auge faßt, wie schon der Name sagt, *nigra*, schwarz, phöniz. *skhera*. Die Insel ist groß genug, um den Bewohnern die Mittel der Subsistenz zu gewähren (ζ 8—10), fruchtbar (ε 34) und anmutig (η 79). Im Nordwesten der Insel, wo Odysseus von Latium, von Norden, herkommt, krönt genau solche Wölbung, wie sie ein umgekehrter Schild (*ῥινόν* ε 281, von Bérard für unverständlich erklärt) bildet, die Linie der steil abfallenden Klippen des Kaps Zale zwischen Punta Caruso und Punta Corracchio; zwei beinahe symmetrische Kurven erheben sich links und rechts mehrere hundert Meter voneinander nach der allmählich sich zuspitzenden Mitte hin (in der Front 1200 *m*, die Mitte 120 *m* hoch). Diesen umgekehrten Schild hat Odysseus gesehen, ehe er von Poseidon wieder weg vom rettenden Strande verschlagen wurde, und hat sich diesem Punkte durch die Veranstaltung der Athene von neuem genähert, als er zu seiner Verzweiflung finden muß, daß er ostwärts an der Felsenküste entlang schwimmend keine Landungsmöglichkeit entdeckt,

bis er zu der Mündung des Lavaflusses gelangt, der sich vom Epomeo herab ergießt, 6 *km* von der Stadt auf dem Negrone. Hier brach er ohnmächtig am Ufer zusammen; hier weckten ihn von seinem tiefen Schlaf unter dem Ölbaum Nausikaa und ihre Mägde. Am Abend nahm Nausikaa ihn mit nach dem Negrone hin. Der Negrone ist eine Halbinsel von Trachyt, wie sie von den aus Cumae vertriebenen Phöniziern nicht geeigneter für eine Handelsniederlassung gefunden werden konnte. Das darauf stehende Schloß war im Mittelalter eine uneinnehmbare Festung. Der Inselfels hing durch einen Isthmus mit der Küste zusammen und hatte auf beiden Seiten einen guten Hafen (Thuk. VI 2, 6). Die Landenge muß breit genug gewesen sein für die Anlagen, welche Nausikaa in ζ erwähnt; denn die ganze Insel hat sich seit alten Zeiten ganz bedeutend gesenkt. Die λεπτὴ εἰσίθμη ζ 264 bezieht sich auf diesen Eingang der Stadt, nicht auf die Häfen. Der Negrone hat 400 *m* im Durchmesser, eine Oberfläche von 5 *ha* und ist 91 *m* hoch. Hier war nach dem Verfall des römischen Reiches wieder die Hauptstadt der Insel, Iscla hieß sie. Im XV. Jahrhundert wohnten dort noch bis zu 1892 Familien. — Auch Spuren mehrerer vom Meere wieder zerstörten Bodenerhebungen finden sich, welche man für die Überbleibsel dessen ansehen könnte, was der Nostos ein versteinertes Segelschiff genannt hat: im Südwesten die Klippe de la Nave, im Süden bei Kap St. Angelo eine Barchetta, im Südosten beim Kap San Pankrazio die Navicella. Kurz, wenn man nur die Veränderungen berücksichtigt, welche eine Zeit von 3000 Jahren hat hervorbringen müssen, finden sich sämtliche Einzelheiten der homerischen Schilderung von Scheria (Champault rechnet S. 136—8 sechzehn Indizien auf) in Ischia vereinigt. Ischia war m. E. die Heimat der Phäaken.

Der Nostos des Odysseus existierte vor der Gründung hellenischer Kolonien in Sizilien und Italien. Zur Zeit der Homeriden waren die Inseln an der griechischen und epirotischen Küste so ziemlich das Ende der Fahrten nach Westen für die Hellenen. Weiter weg begannen die Meere der Wilden, der Menschenfresser und Ungeheuer. So lehrten es die Dichter. Von verschiedenen phönizischen Namen und Begriffen hatten sie zwar die richtige Deutung und Übersetzung sich angeeignet: vorn und hinten bezeichnen bei ihnen schon Orient und Okzident (ν 241, ϑ 93), oben und unten den Norden und Süden (Ω 544 f., γ 170 ff., ξ 300, ι 25); aber andere weniger geläufige Ausdrücke scheint der Dichter des Nostos gar nicht verstanden zu haben, wie z. B. Moly, ein Wort, das aus dem Phönizischen in den Text des Dichters κ 305, nicht aber von einem Volk zum andern herübergekommen ist (vgl. zu λ 14 ff. und μ 3 f.). Als die Hellenen nun über den Kanal von Korfu hinaus nach Italien hinüberzufahren anfingen, brachten sie dahin die Namen und geographischen Ideen mit, welche der Nostos des Odysseus und die Sänger der Argofahrt ihnen geliefert

hatten, sie bemühten sich natürlich die Länder ihrer Sagen und Epen auf ihren Forschungsreisen zu lokalisieren, und dies ist ihnen ja nicht immer mißglückt. Nicht ganz ohne Grund glaubten sie, Aiolos habe (κ 21) auf Strongyle geherrscht, die Skylla und Charybdis seien aus Piraten (Strab.) der sizilischen Meerenge symbolisiert, die Kimmerier mußten (λ 14 ff.) ihren kimmerischen Bosporus bewohnen, also wurde die Kirke zur Schwester des Aietes (κ 137) oder der Medea (als Zauberin). Über die Geschlossenheit des Mittelmeers im Norden war man sich noch nicht im klaren; so fand man keine Schwierigkeit, die von Kolchis heimkehrenden Argonauten (durch den Ister) in die Adria und dann nach Kerkyra zu führen; dort endete die Verfolgung der Flüchtigen durch nachsetzende Kolcher, unter dem Schutze des Alkinoos vermählten sich Iason und Medea. Die Ähnlichkeit der Karavi mit einem segelnden Schiffe war ein Beweis, daß Kerkyra = Scheria sei; auf Korfu benannten sie den Hafen von Kastrades nach dem König Alkinoos und eine Weinpflanzung galt ihnen als das Krongut dieses Königs (Thuk. III 70, ζ 293). Die Odyssee lehrte, daß der Kyklop ein Felsenwerfer sei; und seit die Korinther den Ätna kannten, entdeckten sie an seinem Fuße die Wurfstücke Polyphems. Die Lästrygonen schienen ihnen nahe Verwandte der Kyklopen, deshalb entdeckten sie im nahen Bezirk von Leontini die Lästrygonie. Diese und ähnliche Lokalisationen wären nicht möglich gewesen, wenn ein griechischer Periplus den griechischen Schiffern die wahre Lage der vom Dichter besungenen Länder gezeigt hätte. Nur der Dichter belehrte sie darüber, sein Nostos existierte vor ihren Periplen. Der Dichter war der Führer der Schiffer.

Bérard aber hat das bleibende Verdienst, durch seine Untersuchung der phönizischen Gründungen im Mittelmeer den Weg gezeigt zu haben, wie wir über die Irrfahrten des Odysseus zu sicheren Ergebnissen gelangen können. Warum aber verwenden wir Zeit und Arbeit darauf, Wahrheit und Dichtung im Homer zu sondern? Ich glaube, weil ihre Mischung eben so mustergültig gelungen ist, daß es schwer wird, sie der geistigen Kraft eines Menschen zuzutrauen.

Husum. P. D. Ch. Hennings.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Mary Corwin Lane, A. B., Index for the fragments of the Greek Elegiac and Iambic poets, as contained in the Hiller-Crusius edition of Bergk's Anthologia Lyrica (Cornell Studies of Classical Philology, Nr. XVIII). Published for the (Cornell) University 1908. III und 128 SS. 8°. Preis 80 cts.

Jeder Zuwachs zu den schon vorhandenen vollständigen Wortindices zu griechischen Autoren muß ebenso vom Standpunkte der Einzelforschung aus wie als Beitrag zu einem künftigen *Thesaurus linguae Graecae* mit Freuden begrüßt werden: vorausgesetzt, daß er den Anforderungen, die man an eine solche Arbeit zu stellen berechtigt ist, entspricht. Von diesen Anforderungen erfüllt der vorliegende Index mehrere in höchst dankenswerter Weise: er ist praktisch und übersichtlich angelegt, die Druckeinrichtung und Ausstattung bei verhältnismäßig billigem Preise (4 *K*) tadellos; und — was ganz besonders zu schätzen ist — es sind auch die Varianten der Überlieferung, wenigstens die wichtigeren, berücksichtigt. Um so mehr ist es zu bedauern, daß die Verfasserin oder diejenige Persönlichkeit, nach deren Anweisung sie gearbeitet hat, ihn von vorneherein auf eine so enge Grundlage gestellt hat, indem sie nicht die vollständige Sammlung der Fragmente in Bergks *Poetae lyrici Graeci*, sondern die für Unterrichtszwecke bestimmte Auswahl der *Anthologia lyrica* zum Ausgangspunkt genommen hat. Ein Index, der z. B. die durch Grammatikerzitate überlieferten Worte *νήστης, ταρσιή* und *φηνός* für Semonides nicht verzeichnet, ist unvollständig und für wissenschaftliche Zwecke unzureichend. Sehr schade, daß die Arbeit nach dieser Richtung ergänzt, d. h. gerade herausgesagt: noch einmal gemacht werden muß. Wann wird sich endlich die Altertumswissenschaft dazu aufraffen, durch eine internationale Konvention zu verhüten, daß auf diesem Gebiete durch planlose Vergeudung von Arbeitskraft, Zeit und Geld nur halbe Resultate erzielt werden?

Graz. Heinrich Schenkl.

Aristophanis cantica digessit ..... Otto Schroeder. Leipzig bei Teubner 1909. 100 SS.

Der eigentliche Zweck des Buches, Nachweis strophischen Aufbaues innerhalb der Strophe, ist hier nicht weniger, aber auch nicht mehr erreicht als bei Äschylus (s. Jahrg. 1907, S. 986 ff.) und Sophokles (1908, 324 ff.). In vielen Fällen stimmt alles ganz prächtig, aber nicht eben gering ist die Zahl der Strophen, wo Gewalt angewendet werden muß. Zu den bisherigen Mitteln, widerspänstige Verse zum Gehorsam zu zwingen, kommt ein neues hinzu, die gehaltene Kürze mit dem Wert einer Länge (Doppelkürze: pac. 390, p. 24 unten 'V́'). Diese ist zwar bei Aristophanes durch strophische Responsion gesichert und in mehreren Fällen unumgänglich, aber Schr. geht m. E. über das Maß des Erlaubten hinaus, wenn er sie auch ohne antistrophischen Zwang dort statuiert, wo es seinen Zwecken dienlich ist. So wird vesp. 1326 *ἄνεχε πάρεχε* als Doppelkretikus (V́ ⏑ V́, V́ ⏑ V́) gemessen statt als Ditrochäus (⏑́⏑ ⏑ ⏑́⏑ ⏑)[1]) und sind die antistrophischen Verse vesp. 339 ∾ 360

τίνα πρόφασιν ἔχων ⏑ ⏑́⏑ . ⏑́⏑ ⏑ ⏑́
ἀλλ' ἔπαγε τὴν γνάθον – ⏑́⏑ ⏑ ⏑́ ⏑ ⏑́,

also zwei jambische Dreiheber wie av. 241, nub. 702, 704, Th. 1019) zum trochäischen Dimeter (V́ ⏑ V ⏑, V́ ⏑ –) gestreckt, in beiden Fällen um die gewollten vier Hebungen (zwei Metra) zu erreichen. Ferner ist Ach. 286 der '*quinarius enoplius*' (= av. 456 ff.):

⏑ ⏑ –
⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ –
⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ –

zu Kretikern erweitert:

V́ ⏑ –
V ⏑ – V ⏑ –
V ⏑ – V́ ⏑ –

und so aus fünf Hebungen ($1^1/_2$ Dimetern) gleich deren zehn ($2^1/_2$ Dimeter) erzwungen[2]). Endlich wird man sich av. 333 ff., vesp. 1062, pac. 352, Lys. 786 ff., 1045 u. a., wenn kein Zwang vorliegt, dazu verstehen müssen, Kretiker zu statuieren und letzteren Ditrochäen antistrophisch entsprechen zu lassen, statt, wie Schr. in der praef. tut, sich hinter einer wohlfeilen Phrase zu verbarrikadieren. An den folgenden Stellen aber ist die Anwendung der *tenuto*-Kürze als irrig zu bezeichnen: Th. 1149 und 55 V ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – statt ⏑⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑⏑ – (s. av. 936 = ran. 1313),

---

[1]) Vielleicht ist der Vers nach dem Muster von av. 720 durch Konjektur zu berichtigen.

[2]) Mir schiene der Vorgang weniger gewaltsam, wenn hier die Anapästform des *ion. a min.* angenommen würde, vgl. av. 267, pac. 513. Ioniker unter Trochäen av. 227 ff. Dasselbe gilt von av. 227: ⏑⏑ –́, ⏑⏑ ⏑ –́ (letzteres auch av. 254 und 1394 als *ion.* aufgefaßt).

ferner vesp. 802 ∾ 16 (*'enoplius'*) ⏑√⏖⏓, · ⏑ –́ ⏓, wo doch die Messung ⏖⏑́⏓, · ⏑ –́ ⏓ (*ion. a min.*) die richtige ist (vgl. Th. 113 ⏖⏑́⏓, ⏖⏑́), endlich eccl. 1180 (*ia.* + *an.*) – –́ ⏑ √, – –́ – ⏓ statt – –́ ⏖ ⏓, – –́ · ⏓ (*en.*, vgl. vesp. 1241, eccl. 956 u. a., da auch der folgende Vers rückwärts im *conspectus* als *en.* verzeichnet ist).

Ergab in den angeführten Beispielen der unbefangene Blick der Silben, bezw. Hebungen zu wenig, so gilt das Umgekehrte von den nachstehenden. Vesp. 278, pac. 779 und nub. 464 muß Schr., um den 'Ioniker' – – ⏑ – – plausibel zu machen, die sonst so ängstlich gemiedene Hyperkatalexe zugeben (p. 100). Noch mehr Umstände schafft ihm der 'Dimeter' av. 254 (= 1394) – – – | ⏑ ⏑ ⏑ – – (p. 32) und Th. 115. Niemand ferner, der nicht zu dem gewiß sehr bedenklichen Auskunftsmittel 'Zuwachs einer Silbe' greifen will, wird es verstehen, wie die Enoplier p. 93 von av. 910 ... bis av. 925 auf die pop. IX (p. 89) vorliegende Grundform des Verses zurückzuführen sind. Die Schlußsilbe ist auch nicht, wie Schr. angibt, stets eine Kürze, sondern an 8 von den angeführten 13 Stellen eine Länge. Man wird also in diesen Versen nicht vierhebige Enoplier zu erblicken haben, sondern dreihebige mit Vorantritt einer jambäolischen Basis (fünfhebige Äolenoplier[1]). Aus demselben Grunde ist av. 944 als jamb. Dimeter (nicht als Dreiheber) anzusehen: ⏑⏖ · –, ⏑ – · – (zwei Bakchen wie vesp. 817, Th. 1018) und der folgende Vers jambisch zu messen: ⏑⏖, · –, ⏑ –. Der erste und zweite Vers (av. 910... und av. 740 ...) sind ferner Varianten des alkaischen Zehners: (–́ – –́ ⏖ –́ ⏑ –́ ⏓ *Μουσάων θεράπων ὀτρηρὸς*, –́ ⏑ ⏑ –́ ⏑ ⏑ –́ ⏑ –́ – *παισί* ⟨*τε καὶ*⟩ *κορυφαῖς ὀρείαις*) zu Schröders Variationstheorie wird es sehr wohl stimmen, wenn wir diesen Vers als zweite Variante des Elfers auffassen:

–́ ⏑ ⏑ –́ | ⏖ –́ ⏑ –́ . ⏓́.

In den folgenden Bemerkungen über Druckfehler und Versehen will ich mich auf Dinge von einigem Belange beschränken:

p. 1 ist gleich oben der Vermerk *metra*, bezw. *theses* fortgelassen. — p. 12 oben st. 24S zu schr. 248. — p. 17, zweite Kolumne, Z. 7 schr. am Rand 2 st. 3. — p. 24 zu V. 389 verb.

---

[1]) av. 910 – –́ . –́ | ⏖ –́ ⏑ –́ . ⏓́; eccl. 915 ist κα- zum folgenden Vers zu ziehen;

av. 740...	–́ ⏖ –́	⏖ –́ ⏖ –́ . ⏓́	vgl. '*quinaria*' p. 95.
„ 914	– –́ . –́	⏖ –́ ⏖ –́ . ⏓́	
Lys. 1247	– –́ . –́	– –́ ⏖ –́ . ⏓́	
ran. 1313	. –́ ⏑ –́	⏖ –́ ⏖ –́ . ⏓́	
pop. XIII, 5	–́ ⏖ –́	⏑ –́ ⏖ –́ . ⏓́	
av. 925	–́ ⏖ –́	–́ ⏖ –́ . –́ (= av. 742).	

– ⏑ – –, – ⏑ – –, ebenso zu V. 395. — eqq. 322 ff., av. 406 ff., nub. 457 ff., Lys. 616 ff., ran. 1285 ff., 1482 ff. usw. fehlen am Rande die Ziffersummen. — p. 38, V. 939 ist -ρειον ἔπος kein Choriamb, sondern ein Kretikus (– ⏑ ⏖), cf. Ach. 299. — p. 53 zu V. 786 verb. – ⏑ – ⏓ . . . — p. 59 ist V. 129 anders gemessen als rückwärts p. 100 (Dimetra, Z. 8). — p. 62, V. 716 st. ἀδίκος schr. ἀδίκοις. — p. 81 ist V. 571 zu messen (vgl. Th. 1159): – – – ⏖ | – ⏖ – ⏖ | ⏖ ⏑ – –. — Im *membrorum mem. conspectus* p. 92 ff.: p. 93: Z. 4 v. o. ist das Zitat ran. 1362 unrichtig, Z. 16 jenes von ran. 1345 (dort zu messen – ⏖ –, – ⏑ –), zu Z. 17 füge hinzu Th. 1148 und 1150, Z. 22 bessere ⏖ ⏑ – ⏖ – ⏖ –, Z. 23 schalte vor 881 ein 879, unter 'Trimetra' war noch anzuführen av. 941, 950/1, ran. 1362, endlich pop. VI. — p. 94: Z. 9 füge hinzu av. 456. — p. 95: unter 'Quinaria' fehlt pop. VII – ⏑ – ⏑ | ⏑ – ⏖ – ⏑ –, dagegen ist beim dritten und vierten Quinar zu bessern pop. VIII 3, bezw. VIII 1. 2; der alkaische Zehner ist im Consp. nirgends verzeichnet. — p. 96: der letzte Trimeter (Z. 7) ist samt den Zitaten aus p. 95, letzte Z., wiederholt; unter 'Dimetra' Z. 11 füge hinzu eccl. 1182; unter 'Aeolica' letzte Z. fehlt Th. 990 ff. — p. 97 unter 'Dimetra' fehlt – – ⏑ | ⏑ – ⏑ – ran. 1349.

Wien. Hugo Jurenka.

Guilelmus **Altwegg**, De Antiphonte qui dicitur sophista quaestionum particula I: De libro περὶ ὁμονοίας scripto. Basileae ex officina Gasser & Cie. 1908. 98 SS. 8°.

Zu gleicher Zeit haben zwei jugendliche Altersgenossen, Edgar Jacoby und Wilhelm Altwegg, nachdem sie, einer Anregung ihres Lehrers H. Diels folgend, ihre Studien dem Sophisten Antiphon zugewandt hatten, als deren erste Frucht eine Dissertation über seine Abhandlung *Περὶ ὁμονοίας* herausgegeben, wofür sie die grundlegende Ausgabe in der zweiten Auflage der Fragmente der Vorsokratiker von Diels benutzen konnten. Jacoby gliedert seine Untersuchung in drei Teile: *De consilio scriptoris, de singulis fragmentis, de Antiphontis sermone.* Altwegg holt etwas weiter aus, indem er zunächst die Zeugnisse des Altertums über den Sophisten Antiphon, den er nicht mit Sicherheit von dem Redner zu trennen wagt, kritisch bespricht; dann erörtert auch er Inhalt und Komposition der Schrift, weiterhin ihre Berührungen mit Aussprüchen des Euripides und ihr Verhältnis zu anderen Werken der damaligen Literatur, insbesondere ihren Einfluß auf Antisthenes; den Abschluß bildet eine zusammenhängende Wiederherstellung der Schrift.

Beide Dissertationen sind unabhängig voneinander entstanden; wenigstens erklärt Altwegg S. 93 ausdrücklich: *Dissertatione mea prelo iam subiecta libellus mihi pervenit quem de eodem argumento*

conscripsit Edgar Jacoby Berolinensis. Unleugbar ist es der Erklärung der Fragmente zugute gekommen, daß sie von zwei verschiedenen Seiten in Angriff genommen wurde, wozu sich nun auch die Nachträge gesellen, die Nestle im Philologus 1908 571 ff. und in der Deutschen Literaturzeitung 1909 212 f. veröffentlicht hat (vgl. überdies seinen Aufsatz in den Neuen Jahrbüchern fürs klass. Altertum 1909, XXIII 8 f.); aber es wäre doch in jeder Hinsicht ratsam, wenn nunmehr die beiden Forscher zur Fortsetzung des Werkes ihre Kräfte vereinigen und die Arbeit teilen wollten. Ihre wissenschaftlichen Grundsätze sind ja im wesentlichen dieselben und beide stimmen auch in dem Hauptpunkt überein, daß sie die sophistischen Fragmente, die Blass vor zwanzig Jahren aus dem Protreptikos des Iamblichos herausgeschält hat, nicht mit Th. Gomperz (Griechische Denker I[2] 464) der Schrift *Περὶ ὁμονοίας* zuschreiben, sondern im Anschluß an U. v. Wilamowitz-Moellendorff, H. Diels u. a. es für ausgeschlossen halten, daß sie überhaupt auf Antiphon zurückgehen.

Als Inhalt der Schrift gibt Altw. S. 93 an: *amicum vel allocutus re vera vel alloqui se fingens auctor quomodo optime i. e. ab aerumnis quam liberrima vita haec tam una quam miseriarum turgens institui posset praecipiebat*, und er möchte deshalb auf sie den Titel *Τέχνη ἀλυπίας* beziehen, den der pseudoplutarchische *Βίος* an die Hand gibt (so auch Thalheim, Berliner philol. Wochenschrift 1908, 1397); aber er kommt hiedurch ins Gedränge mit dem Haupttitel und muß S. 59 selbst bekennen: *equidem spectari puto titulo nil nisi ὁμόνοιαν illam quae secum ipsi habenda sit homini quamvis huius vocis notionis apud veteriores* (so!) *quotquot exstant Graecos exemplum invenire non potuerim.* Es liegt doch, wie auch Nestle gegen Jacoby betont, nicht die geringste Nötigung vor, die Schrift auf das ethische Gebiet zu beschränken (vgl. v. Wilamowitz, Aristoteles und Athen I 174, Anm.; Christ-Schmid, Geschichte der griech. Literatur I 518[2]); wir haben und wissen von ihr viel zu wenig, um ihren Gedankengang aus den versprengten Bruchstücken mit solcher Zuversicht und Vollständigkeit wiederherzustellen, wie es A. versucht hat. Auch für seine übrigen Ergebnisse, die er S. 93 wiederholt *(editus autem ab Atheniensi Athenis cum post annum 442 tum ante 438 vel 431 antiquissimus omnium est quorumcumque notitiam habemus libellorum pedestri oratione Atticoque sermone conscriptorum ..... respectum vero habuisse eius apparebat cum Euripidem tum Antisthenem)*, hat er überzeugende Beweise nicht beigebracht. Immerhin erkenne ich gerne an, daß er sich mit verständnisvollem Eifer in seinen Gegenstand vertieft hat, so daß von einer Fortsetzung seiner Studien eine Förderung unserer Kenntnis erwartet werden darf.

Innsbruck. Ernst Kalinka.

Étude sur l'imagination auditive de Virgile. Thèse présentée à la Faculté des Lettres de l'Université de Paris par F. X. M. J. Roiron, S. J. Paris, Ernest Leroux, éditeur. 1908.

Die Erwägungen, welche den Plan zu dem vorliegenden Werke zeitigten, lassen sich etwa in folgende Worte kleiden: Eine gerechte Würdigung Vergils ist nur möglich auf Grund genauester Durchforschung seiner originalen Gedankenwelt in ihrem vollen Umfange, d. h. desjenigen, was übrig bleibt, wenn man alles von außen Empfangene ausscheidet. Dabei wird es sich zeigen, daß er weit mehr Originalität besitzt, als man gewöhnlich voraussetzt. In vielen Fällen nämlich, wo man Entlehnung von einem fremden Muster anzunehmen pflegt, hat der Dichter nur aus Eigenem geschöpft. Was der Verf. hier vorlegt, ist nur ein ganz geringer Bruchteil dessen, was nach seiner Ansicht zur vollen Beantwortung der Frage zu leisten wäre, dessen Ausarbeitung aber die Leistungsfähigkeit eines einzelnen weit übersteigen würde. Es wären nämlich nicht weniger als 87.825 Wörter nach dem gleichen umständlichen Verfahren zu behandeln, nach dem hier auf 634 Großoktavseiten deren 143 durchgenommen sind. Bei dieser Sachlage war Beschränkung von vorneherein geboten und so erstreckt sich die Untersuchung nur auf ein enger umgrenztes Gebiet, nämlich im Bereiche der über 50.000 Wörter umfassenden Vergilischen Imagination auf den das Gehör betreffenden Teil (1600 Wörter), wovon vorläufig die Reihe '*sono*' dargestellt ist. In der Einleitung (1—401) werden die leitenden Grundsätze entwickelt. Die konstant wirkende Kraft, welche den poetischen Ausdruck schafft, geht danach nicht vom Stoffe, von den Vorbildern oder der Umgebung des Dichters aus, sondern sie wohnt in dessen eigener Seele. Für ihre mannigfachen Äußerungen wird eine eigene Theorie von sogenannten *associations verbales* aufgestellt, deren hauptsächlich drei unterschieden werden. Wenn dem Dichter bei seinem Schaffen analoge frühere Stellen vorschweben, so kann ihm ein dort vorkommendes Wort den Begriff, das andere die lautliche Form suggerieren, so daß z. B. *torquet* und *sonantia* zu *rotantia* verschmilzt. Das wird *contamination phonético-sémantique* genannt. Der zweite Fall, *association synonymique,* betrifft sinnverwandte Wörter in der Beziehung, daß sie sich ausschließen, zusammentreffen oder ersetzen. Die Bezeichnung *répétition verbale* für die dritte Art erklärt sich von selbst. Hervorzuheben aber ist, daß diese Wiederholung des nämlichen Wortes, die an so mancher Stelle gegründetes Bedenken erregt hat, dem Verf. im Gegenteile als Kriterium der Echtheit gilt (295—300. 1649) und daß bei seltenen Wörtern die suggestive Kraft sogar bis auf eine Entfernung von hundert Versen und noch mehr wirken soll: 209. Es wird nachzuweisen gesucht, daß die Dinge ein ähnliches Band verbinde wie die Wörter, aber auf diese *associations réelles* und ihre Klassifikation soll nicht näher eingegangen werden. Mir scheint diese ganze, dem Dichter mitunter

eine erstaunlich verworrene Kombination zerstreuter Elemente zumutende Selbstnachahmungstheorie *a priori* ganz unwahrscheinlich. Ich halte sie aber auch für unnötig, da die Tatsachen, denen zuliebe sie erfunden wurde, eine einfachere Erklärung zulassen. Die Möglichkeit, daß Gedanken, die der Phantasie des nämlichen Dichters bei gleichem Anlasse entspringen, in gleicher oder ähnlicher Form ihren Ausdruck finden, ist viel zu wenig in Betracht gezogen. Der Hauptteil des Buches, der den eigentlichen Gegenstand der Untersuchung behandelt, ist in drei Abschnitte gegliedert. Im ersten (402—1019) werden die einzelnen Stellen, welche Glieder der Reihe '*sono*' enthalten, nach der 149 und 161 als wahrscheinlich angenommenen Chronologie aufgeführt und namentlich in Bezug auf ihre Originalität untersucht. Es ist ein Ausschnitt aus einer Entwicklungsgeschichte der Sprache und des Stiles Vergils. Der zweite Abschnitt (1020—1291) ist einer eingehenden Erörterung der grammatischen Verhältnisse und der Bedeutung sämtlicher hieher gehörigen Verba, Adjektiva und Substantiva gewidmet. Weitaus der komplizierteste ist der dritte Abschnitt (1292—1905). Hier werden unterschieden § 1 *groupes sonores* nach der verschiedenen Ursache des Tones oder Geräusches, § 2 *types sonores* nach den verschiedenen Arten desselben und den Abstufungen nach Stärke, Klangfarbe, Höhe und Rhythmus, § 3 *cadres sonores*, worunter die Örtlichkeiten zu verstehen sind, an denen der Ton (das Geräusch) hervorgebracht wird. Es gibt solche 'Rahmen', die aus mehreren, 2—5, Elementen bestehen. Mit Entlehnung eines chemischen Terminus werden sie nach ihrer Zusammensetzung aus Radikalen zu 2, 3 und 4 Elementen eingeteilt. Warum eine Anzahl von Stellen mehrmals, solche mit 5 Elementen zum Beispiele, weil deren Reihenfolge wechselt, fünfmal aufgeführt werden, bleibt mir unverständlich. In § 4 '*associations entre types et cadres sonores*' werden aus der Zahl der sogenannten *associations fondamentales* die dem Dichter eigentümlichen unter der Bezeichnung *associations Virgiliennes* noch besonders ausgeschieden, was jedesmal erst auf Grund eines eigenen Nachweises geschieht. In § 5 '*temps sonores*' wird der Zeitpunkt möglichst genau präzisiert, in den das Hervorbringen des Tones (Geräusches) jedesmal fällt. So ergibt sich z. B. für Bucol. 2, 13 (vgl. 1877) $2^1/_2$ Uhr nachmittags. Als Resultat werden zum Schlusse (1908—1911) acht Gesetze abstrahiert, betreffend die für die Bezeichnung der Töne (Geräusche) gewählten Ausdrücke, die Verschiedenheit jener nach Stärke, Klangfarbe und Höhe sowie ihre Verbindung mit dem Entstehungsorte. Der Verf. fürchtet selbst, daß man das Erträgnis mager finden werde, er will aber berücksichtigt haben, daß von 87.825 Wörtern erst 143 untersucht seien. Wenn man einmal auch andere Begriffe wie z. B. Farbe, Gestalt, Gewicht in gleicher Weise behandelt haben werde, würden sich durch die gegenseitige Beziehung der Reihen neue Gesetze gewinnen lassen. Auch habe sich auf dem Wege der

Untersuchung nebenbei mancherlei ergeben, es sei zur Aufstellung von gewissen Gesetzen gekommen, so daß man mit der Zeit das Subjektive aus der Kritik werde ausschalten können. Die Giltigkeit der zuletzt erwähnten Normen ist nun freilich mehr als fraglich.

Angeschlossen sind mehrere Beigaben. Anhang 1 verzeichnet in tabellarischen Übersichten die Zahl der Wörter in den drei Gedichten Vergils. Diese Daten wurden dem Verfasser von einem Freunde zur Verfügung gestellt. Anhang 2 stellt neben die absolute Zahl des Vorkommens von Ausdrücken für Farbe, krumme Linie, Licht, Schatten, Höhe und Tiefe, Größe, Kleinheit, Geruch, Geschmack, Wärme und Kälte die relative ihres Vorkommens in 1000 Wörtern. Damit soll ein Anhaltspunkt für die Chronologie gewonnen werden, wie denn überhaupt die Statistik in dem Buche eine große Rolle spielt. Anhang 3 führt in alphabetischer Reihenfolge die mehrmals (2- bis 13mal) wiederholten Wörter auf. Auf das alphabetische Inhaltsverzeichnis folgt die 20 Seiten füllende *table de matières*, die mit ihren arabischen und römischen Ziffern, ihren großen und kleinen, lateinischen und griechischen Buchstaben die komplizierte Gliederung der Arbeit anschaulich illustriert. Nachträglich wird auf einige Besprechungen in der Revue Critique d'Histoire et de Littérature und in der Revue de Philologie, die auf gewisse in dem Buche behandelte Punkte Bezug haben, verwiesen.

Wenn ich schließlich eine Reihe von Stellen besonders hervorhebe, geschieht es zugleich in der Absicht, einen deutlicheren Begriff von der eigentümlichen Tendenz und Methode des Werkes zu geben, als es durch allgemeine Bemerkungen allein möglich ist. Daß Vergil Aen. XI 562 *sonuere undae* geschrieben hat, aber eigentlich *sonuere aurae* schreiben wollte, gilt dem Verfasser für ausgemacht: 49—54. 821—828. Ich vermisse den überzeugenden Nachweis, daß bei den Worten an einen kausalen Zusammenhang mit *hastile immittit* zu denken sei. — Die Bemerkungen über gewisse unberechtigte Schlüsse bezüglich der Chronologie der Vergilischen Gedichte, z. B. daß die dem Augustus zuerst vorgelesenen Bücher II, IV, VI darum auch die zuerst geschriebenen sein müssen (148—163), haben ihre Berechtigung. — Die Ableitung einiger Eigennamen auf Grund der Theorie von der *contamination phonético-sémantique* und der *répétition verbale* (207—211) ist sehr gewagt. Als Beispiel führe ich an, daß die Namensform *Sucronem* Aen. XII 505 mit *mucrone* V. 378 in Zusammenhang gebracht wird und mit noch größerer Zuversicht das letztere, V. 511 wiederum begegnende Wort mit dem erwähnten Eigennamen. — Das über *adversus* und *abversus* (277—280) Bemerkte verdient Beachtung. — Aen. I 317 hat *Hebrum* die beste Beglaubigung, Vergil aber habe *eurum* schreiben wollen: 356—375. Hier kommt aber weniger der Begriff des Flusses als der des Wettlaufes in Betracht und gerade vom schnellen Laufe wird *volucer* vielfach gebraucht. — Die klangliche Wirkung des be-

kannten, den Galopp des Pferdes imitierenden Verses Aen. VIII 596 ist 549 f. auf eine treffende Analyse gegründet. — Aen. VI 704 wird *virgulta sonantia silvae* vom Geräusch der flatternden Seelen verstanden: 627—648. Es ist aber die Frage, wie der unbefangene Leser von selbst zu dieser nur auf großem Umwege erklügelten Auffassung gelangen soll. Das gleiche Bedenken erhebt sich an zwei anderen Stellen: Aen. XII 139 sei mit *fluminibusque sonoris* das Säuseln des Windes in den Uferwäldern oder der Vogelgesang oder andere Tierstimmen gemeint (850. 1188) und Aen. III 555 f. sei *gemitum ingentem pelagi* nicht das Getöse, welches das Meer verursacht, sondern das, wovon es erfüllt ist, und *pulsata saxa* sei nicht auf die Wogen zu beziehen, sondern auf das Hundegebell: 1508. — Aen. V 506 soll *ingenti sonuerunt omnia plausu* sowohl auf den Beifall der Zuschauer wie auf das Geräusch des Flügelschlages bezogen werden: 689—696. Dann wird aber der Begriff von *plausus* verschwommen, womit dem Dichter kein Gefallen geschieht. — Aen. III 669 *sensit et ad sonitum vocis vestigia torsit.* Der Verf. nimmt an (716—733. 1226), es liege hier eine Reminiszenz an des Odysseus Anrede an den Kyklopen im Homerischen Originale vor, *vocis* könne nur von der menschlichen Stimme verstanden werden. Indes scheint Aen. VI 646 *septem discrimina vocum* (von den sieben Tönen der Lyra) ganz angemessen den Übergang zur allgemeinen Bedeutung 'Laut' zu vermitteln. — Ähnlich wird Aen. IX 651 *saeva sonoribus arma*, welcher Ausdruck dem altersschwachen Butes nicht angemessen sei, auf das Homerische Vorbild in dem kombinierten Wortlaute δεινὸν 'κλάγξαν ὀϊστοί zurückgeführt, indem Butes und Phoibos in eine Person verschwammen: 758—768. Das Bedenken schwindet, wenn man den Begriff *saeva* nicht übermäßig betont. — Aen. XII 607 *resonant late plangoribus aedes.* Statt der langen Auseinandersetzung zum Beweise, daß bei den Schlägen auch das Wehgeschrei mit eingeschlossen sei, hätte die Bemerkung genügt, daß *plangoribus* in prägnantem Sinne zu verstehen sei. Ähnlich wie Vergil Aen. IV 667 f. drückt sich auch Curt. X 5, 7 aus: *ploratu lamentisque et planctibus tota regio personabat.* — Es wird als nicht unmöglich hingestellt, daß *castaneae* (Georg. II 15) mit *Albula* (Aen. VIII 332) zur Bildung von *Albunea* (Aen. VII 83) beigetragen und daß *frondet* (Georg. II 15) *fonte* (Aen. VII 84) suggeriert habe: 943—945. — Aen. VII 462 *magno veluti cum flamma sonore* gibt den Anlaß, das Auftreten des Begriffes *sonor*, der in keiner der dem Dichter vorschwebenden Stellen erscheine, zu begründen. Dieser Begriff sei durch das auf das Homerische ξύλα κάγκανα zurückgehende Adjektiv *virgea* V. 463 nahegelegt werden, womit sich *aridus* und *siccus* gerne verbinden. So wird die Verbindung mit den beim Verbrennen knatternden Zweigen hergestellt, wie nach dem Verf. Aen. XII 522 *virgulta sonantia lauro* zu verstehen ist. Was das gewählte Wort

sonore betrifft, seien hiefür einerseits die unmittelbar vorhergehenden ähnlichen Bildungen *pavor, sudor, amor* (458 f. 461) bestimmend gewesen, andererseits der Umstand, daß *sonitu, sonu* oder *strepitu* durch das Versmaß ausgeschlossen waren. Erwähnt sei noch, daß zum Beweise sprachlichen Anklanges *exuberat* mit *exsuperant* in Parallele gestellt ist: 950—960. Und das alles nur, um jenen Begriff zu rechtfertigen, der doch im Gefolge des gewählten Vergleiches mit dem siedenden Kessel gar nicht ferne lag. — Aen. VII 696—705 wird Ribbecks Umstellung gebilligt, da sie alle Schwierigkeiten beseitige. *Aequati numero* V. 698 gehe auf die Zahl ('ebenso zahlreich wie die Schwäne'). Statt eines Ausdruckes, wie er zu erwarten wäre, *pariterque fremebant* schrieb der Dichter V. 698 *regemque canebant*, indem er schon hier an den Gesang der Schwäne dachte: V. 700 f. *canoros dant per colla modos.* Vielleicht sei auch *raucarum* V. 705 ebenso der Antizipation zu danken: 994—1017. Dabei ist übersehen, daß bei *aequati* an jemanden zu denken ist, der die Gleichheit herbeigeführt hat, und daß *numero* nur von einer bestimmten Zahl verstanden werden kann. — Aen. II 53 *insonuere cavae gemitumque dedere cavernae* wird (1149) übersetzt: aussitôt les cavités résonnèrent profondément à leur tour und das soll alles in der Präposition *in* liegen, während es sich höchstens aus dem Zusammenhang ergibt. — 1229 wird bemerkt: G IV 333, A II 308 l'action est physico-psychophysiologique. — Der Vorschlag, Georg. IV 78 nach *alto* zu interpungieren (1257), ist der Erwägung wert, dagegen Aen. IX 715 *cum* (st. *tum*) *sonitu* (1266 f.) zumindest überflüssig. — Die Worte Aen. VI 418 (von Cerberus): *adverso recubans immanis in antro* werden anschaulich erläutert durch den Beisatz: c'est ainsi qu'on braque sur l'auditoire le pavillon d'un phonographe (1449). — Über das Vergnügen, welches völlige Einsamkeit dem Menschen bereitet, wird (1660—1664) eine längere Betrachtung angestellt, um damit die Axtschläge im Waldgebirge als eine sogenannte fundamentale Assoziation zu erweisen. — Aen. IV 469 habe Vergil zuerst im Sinne gehabt *Euripidis veluti videt amens numine Pentheus* (st. *demens videt agmina*), wodurch ihm *Eumenidum* suggeriert worden sei und er an die unmittelbar folgenden, auf den ruhelos umhergehetzten Orestes bezüglichen Worte (473: *ultricesque sedent in limine Dirae*) gemahnt wurde: 1778 f. Das ist allerdings 'ohne Zweifel eine kühne Vermutung', ersonnen, um die Entstehung jener Worte in V. 469, denen im Originale (Eurip. Bacch. 918 f.) nichts Entsprechendes gegenüber steht, zu erklären. — Aen. X 256 f. sei nicht *ruebat,* sondern *rubebat* zu lesen: *et interea revoluta rubebat matura iam luce dies:* 1852—1862. Die Annahme aber, von der der Verf. ausgeht, ist nicht zutreffend. Das Verbum *ruere* wird nicht bloß von einer horizontalen oder einer Bewegung nach abwärts gebraucht, sondern auch von einer nach aufwärts gerichteten, wofür ich auf Georg. II 308 f. ver-

weise: *et ruit* (Subj. ist *ignis*, das Feuer bei einem Waldbrande) *atram ad caelum picea crassus caligine nubem.*

Der Druck ist äußerst sorgfältig. Einige Verbesserungen sind noch am Schlusse nachgetragen.

Auf den in dem besprochenen Werke entwickelten Grundsätzen beruht die auch mehrfach darin zitierte Abhandlung:

Κριτικὰ καὶ ἐξηγητικὰ περὶ τριῶν Οὐεργιλλίου στίχων Α 10. 857, 4. 436, 6. 242 *κατὰ καινὴν μέθοδον πειρασάμενος τῷ τῆς ἐν Παρισίοις Πανακαδημείας Μουσείῳ παρέθηκε Φ. Ξ. Μ. Ι. ΡΟΙΡΩΝ ἐκ τῆς ἑταιρείας Ἰησοῦ. Ἐν Παρισίοις. βιβλιοπωλεῖον* Ernest Leroux. 1908.

Die erste Stelle ist Aen. X 857 *quamquam vis alto volnere tardat*. Vorerst wird die Überlieferung besprochen mit den Vorschlägen der Kritiker, dann der Text in der bestbeglaubigten Form festgestellt und einerseits aus dem Vorkommen zahlreicher Fälle von Wiederholung derselben Wörter oder alliterierender Silben innerhalb weniger Verse bei Vergil, andererseits aus der stereotypen Verbindung gewisser Wörter, hier der von *vis* mit *tardus* und von *vis* mit *volnus*, die Ursprünglichkeit jener Begriffe in der überlieferten Form gefolgert. Die Erklärung wird gegeben mit den Worten (S. 7, § 18): *καίπερ βραδύνοντος τοῦ σθένους τῷ τραύματι τῷ βαθεῖ*, wobei für *tardat* die intransitive Bedeutung nachgewiesen wird. — Mit ermüdender Breite wird Aen. IV 436 *quam mihi cum dederit, cumulatam morte remittam* S. 9—48 erörtert. Die *σύνοψις* S. 92 f. ist hier auf dem langen Wege einer mannigfach gegliederten Beweisführung unentbehrlich. Der Verf. führt das Verfahren der Kritik, die entweder den überlieferten Wortbestand möglichst zu wahren trachte oder dem Dichter ihre eigenen Einfälle imputiere oder beides vereinige, ad absurdum, indem er je eine ganze Reihe von bunt variierten Vorschlägen aufführt, die nach jener Methode eben dieselbe Berechtigung hätten. Nach Abweisung der auch durch Servius gestützten Lesart *dederis* wird die besser beglaubigte Form *dederit* zur Grundlage der Exegese genommen. Die von Henry und von Heinze gegebenen Erklärungen finden keine Billigung, die von de la Rue gebotene nur insoweit nicht, als sie auf einer unrichtigen Voraussetzung *(cumulatum)* beruht. Zugunsten des als ursprünglich angenommenen Wortlautes werden Parallelen für die Verbindung von *cumulo, cumulus* mit *remitto* und von *mors* mit *remitto* beigebracht und in großer Ausdehnung Partien, wo die gleichen Wörter und Gedankenreihen verknüpft sind. So ergibt sich die Übersetzung S. 33, § 89: *ὅπερ εἴ μοι χαριεῖται, τὴν εὐεργεσίαν νικήσω τὸν ἐμὸν θάνατον ἀποτίνουσα.* Dann wird zur Stütze die achte Ekloge nach der Reihenfolge ihrer einzelnen Teile verglichen mit dem vierten Buche der Äneide, dessen Inhalt eben nichts anderes sei als *αὔξησις μεγαλοπρεπὴς τοῦ ὀγδόου τῶν βουκολικῶν* S. 33,

§ 91. Vgl. Étude sur l'imagination auditive p. 51, n. 128. Schließlich werden die Einwendungen, die man gegen die vorgetragene Erklärung erheben könnte, widerlegt. — Bei dem Verse Aen. VI 242 *unde locum Grai dixerunt nomine Aornon* handelt es sich um die Echtheit. Norden nimmt an, daß der Vers zunächst von einem Priscianleser an den Rand seines Vergilexemplars geschrieben und aus diesem von dem Schreiber des Kodex *R* in den Text aufgenommen wurde. Nach den Ausführungen des Verf. zeigt er echt Vergilischen Charakter. Er füge sich nicht nur in das von dem Dichter regelmäßig befolgte Schema *est—talis—cui nomen—hic*, sondern trage auch den Stempel seiner eigentümlichen Ausdrucksweise und offenbare sein Wohlgefallen am Etymologisieren. Vergil und Dionysios, dessen Vers Perieg. 1151 von Priscian Perieg. 1056 benutzt wurde, sind voneinander unabhängig, die Ähnlichkeiten lassen sich auf andere Weise erklären. Wohl aber stehen Vergil und Priscian in Beziehung, nur kann Aen. VI 242 nicht nach Perieg. 1056 gebildet sein, es muß vielmehr das umgekehrte Verhältnis angenommen werden, da gewisse Tatsachen nur unter dieser Voraussetzung sich erklären. Priscian vermeidet die Synaloephe im fünften Fuße. Da er die Wendung *dicere nomen* nicht gebraucht, wurde er auf *posuerunt* geführt. Die Änderungen, die er an dem benutzten Verse des Dionysios vornahm, erklären sich durch den Einfluß Vergils. Auch die äußeren Momente werden kurz besprochen. Nach des Verf. Meinung ist der fragliche Vers nicht erst in neuerer Zeit beigeschrieben worden. Er unterscheidet zwei Klassen von Handschriften: *R M*, die den Vers enthalten, und *F P*, in denen er fehlt. In *F* habe er leicht ausfallen können, da er am Ende eines Blattes stand. Beigegeben ist vor der erwähnten, auch bei der dritten Stelle sehr willkommenen *σύνοψις* ein *κατάλογος τῶν ἐκ Οὐεργιλίου παριστaμένων στίχων*, der fünf Kolumnen auf jeder der Seiten 87—92 füllt.

Wien. R. Bitschofsky.

Julius **Ziehen**, Neue Studien zur Lateinischen Anthologie. Frankfurt a. M. und Leipzig, Diesterweg 1909. 40 SS. 8°. Preis 1 Mk. 80 Pf.

Obwohl ich diese Schrift in der Berl. phil. Wochenschr. vom 23. Oktober v. J. einer ausführlichen Besprechung unterzog, mache ich doch — auf ausdrücklichen Wunsch der verehrlichen Redaktion — auch die Leser der Zeitschr. f. d. österr. Gymn. auf Ziehens beachtenswerte Mitteilungen aufmerksam. Denn bei dem ungeheuren Wert, den der *S(almasianus)* für Sprache, Geschichte und Kulturerkenntnis des Vandalenreichs hat, kann nicht oft genug auf ihn hingewiesen werden und uns, den Alten, obliegt die Pflicht, die Jüngeren auf diese noch immer nicht ausgeschöpfte Quelle nach-

drücklich hinzuweisen. Denn wie viel hier noch im argen liegt — zeigt ein Blick in das Buch. Ich streife nur flüchtig über die Titel hin, die auch voll Rätsel stecken (man denke z. B. an den berüchtigten Dichter *Etemund*, den Baehrens' Scharfsinn aus Nr. 78 entfernt hat (*item unde s⟨upra⟩*). Da steht z. B. 37 *de titulo Luxorii cum uersibus*, gemeint ist: *d. t. c. u. L.* „Über eine Inschrifttafel mit Versen des L." Nr. 131 hat der S *de Arzugitano euete* (der B *fuete*), also der Archetyp EVETE. Saumaise war falsch berichtet, als er *uate* schrieb. Das Richtige ist (vgl. CEL 488 mit Büchelers Note und De-Vit im Onom. sub uerbo *Azuritanus*): *de Azuritano (h)ebete* Der Mann ist kein Prophet, sondern ein „Tepp". Zu 131 hat der S *in parte nona*, d. h. wie 180 *de sphinga* steht oder wie Vespa im iudicium pistoris *Calydona* sagt (vgl. *Ancona, Sulmona, Aeolida, Persida, Briseida* u. a.) der den Titel abfassende Grammatiker benützte den Akkusativ hypostatisch als Nominativ und in den Thesaurus gehört *parthenōna, ae*, f. (aus *παρθενών*). Zu 284 hat L. Traube — *αὐτόκατος*! — das *ancla* des S gerechtfertigt. Die wahre Rechtfertigung aber liegt in dem n. pr. *Anclae*, dem Vorort „bei den Schöpfrädern", wo Thrasamund-Hilderichs Lustschloß stand (*Ἄκλαι* sagt Prokop), S. 203, 215. Zu 374 sagt der Titel, das Gemälde stelle einen Stoiker vor, dem eine Dirne den Bart ausrupft, während Cupido die beiseite gelegten Bücher bepißt. Gewiß ein nettes Bild für einen modernen Maler, ein prächtiger satyrischer Vorwurf. Und dazu stimmt der Text *mingitur artis opus* „Das (von dem Stoiker verfaßte) philosophische Lehrbuch". Alle Änderungen daran sind verfehlt. Ähnlich ist 348 *De Neptuno e marmore, calidas aquas fundente* zu verstehen. Natürlich beschränkt sich das nicht auf den S. Auch andere Handschriften wie der herrliche Toletanus (saec. X) zu 658 haben sonderbare Titel. Dieser speziell zweimal *carmen* (bezw. *distichon*) *filomelaicum*. Diesen siamesischen Zwilling sollte man doch schon längst zerschnitten haben: *carmen filome[lae] laicum* „ein schön new weltlich Lied von der ⟨wittembergischen⟩ Nachtigall" mit Hans Sachsen zu reden.

Jüngeren Fachgenossen sei die Anthologie nachdrücklichst empfohlen! Sie braucht's!

Wien. J. M. Stowasser.

Gesammelte Schriften von Theodor Mommsen. I. Abteilung. Juristische Schriften in drei Bänden (mit dem Bilde des Verfassers). Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1905/7.

Die Anschauung, daß das Recht, wie alle anderen Erscheinungen des Kulturlebens nur geschichtlich verstanden werden könne, ist in Deutschland durch Savigny wiedererweckt worden. Die von ihm begründete Schule, die das Recht als ein Erzeugnis des Volks-

geistes betrachtet, hat von allem Anfang an in ihren programmatischen Erklärungen den Zusammenhang von Recht und nationaler Kultur betont und in der Behandlung des römischen Rechtes auch darzulegen versucht; seine ideale Verwirklichung hat das Programm der historischen Schule durch Mommsen gefunden, der, wie kein zweiter vor ihm den gesamten Quellenkreis des römischen Altertums souverän beherrschte, die Schranken, welche die einzelnen Teildisziplinen der Altertumsforschung von einander getrennt hatten, niederrieß und in glücklicher Verbindung philologisch-historischer und juristisch-systematischer Methode einen ungeheueren Schatz von neuen Erkenntnissen erschloß.

Diese Universalität zeigt sich nicht nur in seinen bekannten großen Werken, sie tritt auch deutlich zutage in seinen zahlreichen kleinen Schriften, die alle Gebiete der Altertumsforschung umspannen, und dem Wunsche Mommsens entsprechend, jetzt — soweit sie nicht ephemerer Natur sind — von Hirschfeld und Kübler als „Gesammelte Schriften Theodor Mommsens“ herausgegeben werden. Die juristischen Schriften liegen bereits, in drei — dank der an der Herausgabe antiker Autoren geschulten Editionskunst Küblers, — musterhaft redigierten Bänden vor; wertvolle Literaturangaben, die der Herausgeber hinzugefügt hat, und ein vortreffliches Quellenregister sind bestimmt, die Brauchbarkeit des Werkes zu erhöhen. Die Sammlung umfaßt sowohl die Abhandlungen zur äußeren, als auch die zur inneren Rechtgeschichte (Beiträge zur Geschichte und Erläuterung von Rechtsquellen und Untersuchungen über einzelne Rechtsinstitute) und bietet überdies im dritten Band nebst einigen, bisher nur wenigen Fachmännern bekannten Rezensionen, zwei akademische Reden, in welchen Mommsen sein Bekenntnis über den untrennbaren Zusammenhang von Recht und Kultur und die Notwendigkeit seiner Berücksichtigung im Wissenschaftsbetriebe ablegt.

Die in den beiden ersten Bänden republizierten Forschungen bestätigen die Tatsache der universalen Quellenbeherrschung, die Mommsen hier der Erforschung der römischen Rechtsgeschichte dienstbar macht; sämtliche Quellengattungen (Inschriften, Papyri, Rechtsbücher, Historiker usw.) sind durch mehrere Abhandlungen vertreten. Unter den Schriften, welche auf Erz und Stein erhaltene Rechtsdenkmäler behandeln, führe ich hier besonders an den Kommentar zur *lex Acilia repetundarum,* die Mommsen aus zahlreichen Fragmenten zu rekonstruieren versucht, um sie dann zum Gegenstand einer durch glänzende Konjekturalkritik unterstützten Interpretation zu machen, den Kommentar über die auf der Rückseite des Azilischen Gesetzes erhaltene *lex agraria* aus dem Jahre 111 v. Chr., die berühmten Abhandlungen über die Stadtrechte der *Colonia Genetiva* und die Stadtrechte von Salpensa und Malaga, die neues Licht über das Recht der latinischen Kolonien verbreitet hat, die Untersuchung über die *lex Rubria* und das sog. *fragmentum Atestinum,* das Mommsen, m. E. allerdings mit Unrecht, als einen

Teil des rubrischen Gesetzes betrachtet, die Erläuterung des Stadtrechtes von Tarent, in welcher Mommsen seine frühere irrige Meinung über die auf der Tafel von Heraklea erhaltene sog. *lex Iulia municipalis* zurückgenommen hat, und die schöne Abhandlung über die Inschrift von *Skaptopara* (von Mommsen und seither von allen übrigen Gelehrten *Skaptoparene* genannt), die es begreiflich macht, wie den an Privatpersonen erlassenen kaiserlichen Prozeßreskripten Gesetzeskraft beigelegt werden konnte. Einen Beitrag zur Erläuterung von rechtsgeschichtlich bedeutsamen Inschriften bildet auch die in den zweiten Band aufgenommene Untersuchung über den Juristen Julian, den Redaktor des Hadrianischen Ediktes, und die Erläuterung der Inschrift des Dalmatios, beide durch neue Inschriftenfunde veranlaßt.

Die Bedeutung, welche die Papyrusforschung für die Erweiterung des romanistischen Gesichtskreises und die Umbildung der römischen Stadtrechtsgeschichte zur Reichsrechtsgeschichte besitzt, ist von Mommsen sofort erkannt worden und Mitteis konnte bereits im Jahre 1891 bei der Besprechung der damals nicht sehr umfangreichen papyrologischen Literatur bemerken, daß der Meister der Inschriftenforschung auch diesem Quellenkreise sein Interesse nicht entziehe. Unter den Aufsätzen zur Papyrusforschung hebe ich zwei als besonders lesenswert hervor, den über das Testament des Flottensoldaten *C. Longinus Castor,* ein Dokument, das die Authentizität des Gajanischen Berichtes über die Testamentserrichtung vollkommen bestätigt und die Untersuchung über den Wiener Papyrus CPR 18, der uns zuerst den bedeutsamen Gegensatz von ἄγραφος γάμος und ἔγγραφος γάμος auf ägyptischem Boden eröffnet hat.

Auch unter den Schriften, welche sich mit den Werken der klassischen Juristen und den im *Corpus iuris* erhaltenen Kaisererlässen, sowie den vorjustinianischen Rechtssammlungen befassen — sie füllen den zweiten Band — sind mehrere, welche das Interesse weiterer, an der Altertumsforschung interessierter Kreise erregen werden. Die Abhandlung über den Juristen *Salvius Julianus* und die Inschrift des *Delmatius* wurde bereits erwähnt. Hervorzuheben sind hier insbesondere die Abhandlung über die Zeitfolge der Gesetze Diokletians und seiner Mitregenten und die beiden Schriften über das Theodosische Rechtsbuch, Vorläufer der von Mommsen noch kurz vor seinem Tode vollendeten kritischen Ausgabe des *Codex Theodosianus,* der Aufsatz über die Bedeutung des Wortes „Digesten" und die mit feiner Ironie geschriebene polemische Abhandlung Hofmann verso Bluhme, in welcher die Hofmannsche Lehre über die Entstehung der Digesten, die bereits Anhänger gefunden hatte, als völlig unhaltbar dargetan wird. Im zweiten Band findet der Leser auch Mommsens Aufsätze über das Diokletianische Edikt *de pretiis rerum venalium.*

Nicht aufgenommen sind Mommsens Bemerkungen zum Gajus von Autun, der vor zehn Jahren zuerst den Philologen durch eine Publikation in der Revue philol. bekannt wurde, ein Epimetron zu

der bekannten Gajus-Edition von Studemund; vermißt wird ferner die noch immer sehr wertvolle Abhandlung über die *Fragmenta Vaticana*; die hier entwickelten Ansichten über die Entstehung dieser Rechtssammlung sind meines Erachtens das Beste, was über diesen Gegenstand geschrieben wurde. Von allgemeinem Interesse ist die Abhandlung über die Kaiserbezeichnung bei den römischen Juristen, eine Untersuchung, die auch dem Epigraphiker neue Gesichtspunkte für die Behandlung seines Quellenmaterials bietet.

Die im letzten Bande veröffentlichten Schriften wenden sich größtenteils an einen engeren Kreis von Fachgelehrten, die speziell das Studium der inneren Entwicklungsgeschichte des römischen Privatrechtes und Prozesses zu ihrer Aufgabe gemacht haben. Daß Mommsen diesen beiden Teildisziplinen auch nachdem er den Lehrstuhl des römischen Rechtes mit dem der römischen Geschichte vertauscht hatte, bis an sein Lebensende das regste Interesse entgegengebracht hat, zeigen die beiden Abhandlungen über das Nexum und das „*iudicium legitimum*“. Die erster Arbeit ist im Jahre 1901, kurz nachdem Mitteis in einer viel erörterten Schrift die Huschkesche Lehre über die Zulässigkeit sofortiger Exekution gegen den Nexumschuldner in das Reich der Fabel verwiesen hatte, erschienen; Mommsen erklärt hier seine Zustimmung zu Mitteis' Ausführungen und konstatiert, daß er niemals ein Anhänger dieser, übrigens von Kübler in integrum restituierten Lehre gewesen sei. Die Abhandlung über das *iudicium legitimum*, die zuerst im 12. Bande der Savigny Zeitschrift veröffentlicht wurde, ist noch von Mommsen umgearbeitet und mit zahlreichen Zusätzen versehen worden; der prinzipielle Widerspruch gegen Wlassaks Deutung ist aufrechterhalten.

Unter den Rezensionen erregen insbersendere zwei über Bücher strafrechtlichen Inhalts unser Interesse; sie zeigen, daß Mommsen, der nach Brunnenmeisters Tode die Bearbeitung des römischen Strafrechtes für Bindings Handbuch der Rechtswissenschaft übernommen und in vier Jahren vollendet hat, schon frühzeitig den Grund zu diesem epochalen Werke gelegt hat.

Es kann bei einem Werke, wie es Mommsens „Gesammelte Schriften“ sind, nicht die Aufgabe des Ref. sein, sämtliche Abhandlungen durchzugehen und seinen Widerspruch gegen einzelne Ausführungen darzulegen und zu begründen. Die vorliegende Anzeige verfolgt nur den Zweck, philologische Leser, die das Gebiet ihrer Wissenschaft im Sinne Mommsens weit genug abstecken, um auch der Wissenschaft von Staat und Recht der Römer einen Platz in ihren Studien einzuräumen, darauf aufmerksam zu machen, welch große Fülle allgemein-philologischer und historischer Erkenntnisse ihnen auch in diesen „juristischen Schriften“ zugänglich gemacht ist.

Wien. Stephan Brassloff.

Hellmuth Mielke, Geschichte des deutschen Romans. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig 1909 (Sammlung Göschen, Nr. 229). 147 SS. Preis geb. 80 Pf.

Das bekannte Büchlein hätte eine gründlichere „Verbesserung“ vertragen, als ihm in der 2. Auflage zuteil geworden ist. Vor allem sollte sich', wer weitere Kreise auf so beschränktem Raume über ein so weites Gebiet unterrichten will — es ist fast die ganze dichterische Prosa herangezogen —, vor einer verwirrenden Überfülle von Namen, Buchtiteln und Jahreszahlen hüten. Die literarischen Schiffskataloge, wie sie das Bändchen so häufig bietet (das Register weist 385 Autornamen auf!), können weder dem Kundigen noch auch dem Laien förderlich sein, das Schlimmste aber ist, daß solche Vollständigkeit die Proportion der Darstellung bedenklich stört. Besonders in der Behandlung der neueren Zeit stehen bedeutende Werke und Schriftsteller neben falschen Tagesgrößen in gleicher Reihe, ja diese nehmen oft einen breiteren Raum ein als anerkannte Meisterwerke. So sind im besonderen unsere hervorragenden österreichischen Dichter, wie Anzengruber, Rosegger, Saar, Schnitzler, unsere herrliche Marie von Ebner, viel zu kurz gekommen, Hamerling und Kürnberger werden nicht einmal genannt, dafür aber erscheint die 2. Auflage um gar manche Namen „vermehrt“, auf die man gern verzichtet hätte. Das ist nämlich — man kann es wohl so nennen — die neueste Unsitte: eine literarhistorische Darstellung muß bis zu dem Zeitpunkte der Ablieferung der Druckkorrektur reichen, und da sich der Verf. in dem ungeheueren Chaos der modernen Produktion selbst nicht auskennen kann, wird wenigstens alles Erreichbare registriert. Unter diesem unfruchtbaren Streben leidet die Gediegenheit der früheren Partien, die auch bei Mielke noch manche Flüchtigkeit und manchen Irrtum aufweisen. So glauben wir, wenn ich das zweite Kapitel hernehme, heute nicht mehr, daß Wolfram des Lesens unkundig gewesen sei, Veldekes „Eneide“ ist nicht „nach Saint-More“ gedichtet, Konrad von Fleck war ein Schweizer, Hartmann von Aue ist wohl kaum als Schöpfer der Novelle anzusprechen. Die Jahreszahlen sind, wie mich zahlreiche Stichproben gelehrt haben, durchaus nicht zuverlässig und eine Anzahl von Namen ist falsch geschrieben. Auch täte der Verf. gut daran, seine ästhetischen Urteile zu überprüfen. Von umstrittenen Erscheinungen unserer Zeit will ich nicht reden und als Beispiel nur seine etwas konfusen Auslassungen über E. T. A. Hoffmann (S. 73) herausgreifen. Diese wird ein genauerer Kenner des Dichters, der zu den einflußreichsten Schriftstellern der ganzen Weltliteratur im 19. Jahrhundert gehört, sehr rückständig finden müssen, und daß es Hoffmann in den meisten Literaturgeschichten nicht besser ergeht, kann keine Entschuldigung sein. Eine Verteilung des Stoffes auf zwei Bändchen der Göschenschen Sammlung würde dem belesenen und auch sonst kenntnisreichen Verf. sicher eine befriedigendere Lösung seiner Aufgabe ermöglichen.

Mies. Dr. Johann Černy.

Deutsch-österreichische Klassiker-Bibliothek. Herausgegeben und mit Einleitung versehen von Dr. Otto Rommel. Band 1: Friedrich Halm, I. Novellen. (207 SS.) Band 2: Nikolaus Lenau, I. Savonarola. Don Juan. (191 SS.) Band 3: Franz Grillparzer: I. Das Kloster bei Sendomir. Der arme Spielmann. Dramatische Fragmente. (195 SS.) Band 4: Ferdinand Raimund: I. Das Mädchen aus der Feenwelt. Der Verschwender. (196 SS.) Band 5: Joh. Gabriel Seidl, I. Alt Wiener Novellen. (206 SS.) Band 6: Franz Grillparzer, II. Die Ahnfrau. Der Traum ein Leben. (218 SS.) Band 7: Adalbert Stifter, I. Das Heidedorf. Der Hochwald. (176 SS.) Band 8: Anastasius Grün, I. Der letzte Ritter. (218 SS.) Band 9: Jos. Christ. v. Zedlitz, I. Totenkränze. Waldfräulein. (171 SS.) Band 10: Karl Meisl, I. Das Gespenst auf der Bastei. Das Gespenst im Prater. Die Geschichte eines echten Schals in Wien. (174 SS.) Wien und Leipzig, Verlag von Karl Prochaska.

Bibliothek wertvoller Novellen und Erzählungen. Herausgegeben von Prof. Dr. O. Hellinghaus, Gymnasialdirektor. Erster Band: 1. v. Kleist, Die Verlobung in St. Domingo. 2. Brentano, Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl. 3. Stifter, Der Hagestolz. 4. Grillparzer, Der arme Spielmann. 5. Hebbel, Eine Nacht im Jägerhause. 6. Kurz, „Den Galgen!“ sagt der Eichele. 332 SS. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbuchhandlung 1908.

Die deutsch-österreichische Klassiker-Bibliothek, wie sie Dr. Rommel zusammengestellt hat, ist freudig zu begrüßen.

Grillparzers und Lenaus Werke sind auch dem weiteren Publikum schon durch gute und billige Ausgaben zugänglich. Aber gerade Dichter, wie der feine und amüsante Seidl oder die Verfasser der Wiener Volksstücke Karl Meisl und Ferdinand Raimund sind es wert, bekannter zu werden, als sie es heute sind.

Die Einleitung zu den einzelnen Bänden ist von Dr. Rommel geschickt und lebendig geschrieben und gibt eine vorzügliche Vorbereitung zum Verständnisse jedes Dichters und seiner Zeit. Besonders interessant erzählt er z. B. von der Geschichte des Wiener Volksstückes, dessen feste Tradition man bis ins Jahr 1712 verfolgen kann. Auch die Lebensbeschreibung der einzelnen Dichter ist so fesselnd dargestellt, daß man in dem einen und anderen Falle fast bedauert, wenn sie schließt und man zum Dichter selbst übergehen muß. Denn beim Ausgraben von zum Teil vergessenen Autoren kann es nicht ganz ausbleiben, daß ein moderner Mensch sich etwas zwingen muß, um ihnen allen mit vollem Interesse zu folgen.

Es ist gewiß dankbar anzuerkennen, wie sehr man heute bemüht ist, dem Publikum die Werke von Dichtern wieder nahe zu bringen. die vergessen, oder besser gesagt, die aus der Mode gekommen sind. Solche Neuausgaben begegnen dem Bücherfreund jetzt auf Schritt und Tritt. Zu ihnen gehört auch die „Bibliothek wertvoller Novellen und Erzählungen“, die Prof. Dr. Hellinghaus herausgegeben hat. Die Auswahl ist gut getroffen, wenn ich auch dem Schwank von Hermann Kurz, der in gesuchtem, chronikartigem Deutsch geschrieben ist, persönlich keinen Geschmack ab-

gewinnen kann. Was bei der Ausgabe äußerlich stört, sind die kleinen Anmerkungszahlen, die den Leser verwirren und immer wieder aufhalten. Man sollte dem, der überhaupt ein solches Buch zur Hand nimmt, wohl ein wenig mehr Kenntnisse zutrauen, als daß man ihm Semmel mit Brötchen oder Abendsegen mit Abendgebet übersetzt. Gerade wenn, wie es im Vorworte heißt, „die reifere Jugend" diese Bücher liebgewinnen soll, müßte man diese lehrhaften Anmerkungen vermeiden.

Die Ausstattung der Sammlung ist recht hübsch, der Druck ist groß und klar. Der biegsame Einband hätte einfarbig rot bleiben können, ohne die schwarz und weißen Striche und Kränze, die die Sache nur verteuern und nicht verschönern. Und ist es wirklich nötig, daß im Vorsatzpapier Reklame für die Sammlung gemacht wird? Ein eingelegter Zettel könnte wohl dieselben Dienste leisten.

Doch im ganzen ist, wie gesagt, die Ausstattung mancher anderen vorzuziehen. So auch der der Österreichischen Klassiker-Bibliothek. Denn da ist nicht nur der Einband überladen, sondern auch der kleine Druck und das kleine Format sind nicht vorbildlich.

Mit Recht wird heutzutage wieder Wert auf eine schöne Ausschmückung der Bücher gelegt, deren Inhalt uns erfreuen soll. Und auch in dieser Beziehung sollte die Freude am Schönen von jedem, der dafür wirken kann, mit allen Kräften unterstützt werden.

Wien. Lilli Radermacher.

Dr. Michael Holzmann und Dr. Hans Bohatta, Deutsches Anonymen-Lexikon. Aus den Quellen bearbeitet. Band V. 1851 bis 1908. Weimar, Gesellschaft der Bibliophilen 1909.

Mit dem vor kurzem erschienenen 5. Bande ist das Deutsche Anonymen-Lexikon zum vorläufigen Abschlusse gekommen. Der 5. Band, der die Zeit von 1851 bis zur Gegenwart umfaßt, sollte außerdem Ergänzungen zu den ersten vier Bänden bringen; statt dessen hat sich die Gesellschaft der Bibliophilen entschlossen, angesichts des Umfanges des 5. Bandes (10811 Nummern auf 352 Seiten), die Ergänzungen in weiteren Bänden erscheinen zu lassen, ein Beweis von der allgemeinen Wertschätzung des Werkes, dem seit dem Erscheinen des 1. Bandes Einsendungen von Nachträgen allerorten zukommen.

Statt der ursprünglich geplanten drei Bände mit einem Supplementbande sind also bisher in sieben Jahren fünf Bände herausgegeben worden; die Ergänzungen dürfen aber gewiß noch zwei Bände umfassen. Die vorliegenden Bände umfassen insgesamt 62000 Nummern, so daß man auf ein Endergebnis der Verzeichnung von 100000 Nummern rechnen kann!

Eine allgemeine Übersicht über den Reichtum des Inhaltes geben uns auch im 5. Bande neben den häufigsten Schlagwörtern,

die uns schon in den ersten vier Bänden begegnet sind, den Zeitverhältnissen entsprechende neue: Antisemitismus, Arbeiter, Eisenbahn, Juden, Jubiläum, Katholik, Kirche, Politik, Schule, Sozialismus, Ultramontanismus, Verein, Verfassung u. ä. Dazu kommt die anonyme Literatur über bedeutende Persönlichkeiten der jüngsten Vergangenheit, wie: Anzengruber, Fürst Bismark, Bonaparte, H. Heine. Fr. Nietsche, Napoleon III., über den unsterblichen Volkskaiser Joseph II. und andere Große.

Als neue Erscheinung treten uns auch anonyme Schriften hochstehender Personen entgegen; in Österreich: Kronprinz Rudolf, Erzherzog Albrecht, Erzherzog Franz Ferdinand von Este, Erzherzog Johann Salvator und Erzherzog Ludwig Salvator; von gekrönten Häuptern: Königin Viktoria von England, Kaiser Max von Mexiko, König Karl XIV. von Schweden, dann Prinz Friedrich Karl und Prinz Georg von Preußen; von Staatsmännern: Fürst Bismark, Fürst Karlos Auersperg, B. Kallay, Graf Richard Belcredi, Graf Karl Hohenwart, Kriegsminister Franz Freiherr v. Kuhn; von Gelehrten: die Professoren Georg Philipps, Theodor Billroth, J. K. Lorenz v. Liburnau, Alex. Freiherr v. Helfert, Alois Flir, Hermann Kollet u. A.

Auf dem Gebiete der deutschen Literatur sind beachtenswert anonyme Schriften und Ausgaben von Goethe, Lessing, Schiller. Nr. 3189 Der Fechter von Ravenna, Trauerspiel in fünf Akten (Wien 1854) ruft das Auftreten des bayerischen Schulmeisters Franz Bacherl mit seinem „Cherusker in Rom" gegen Friedrich Halm, das seinerzeit großes Aufsehen erregte, wieder in Erinnerung. Als anonymen Schriftsteller lernen wir auch den sehr fruchtbaren Homileten und durch die Pseudonymen: Otto Cassian und Priester Ludwig bekannten Ludwig Donin, Kurat von St. Stephan in Wien kennen, auf dem Gebiete der Jugendliteratur den Wiener Buchhändler Julius Neidl, der klassische Dramen und Opern mit gleicher Kühnheit für Kindertheater bearbeitete, wie den Räuberhauptmann Grasel und Robinson, und Therese Molitor, die für die Jugend die deutschen Volksbücher bearbeitete. Unter den Volksschriftstellern begegnen wir dem bekannten Wiener Lokalgeschichtschreiber Moriz Bermann mit drei Schriften über Kaiserin Maria Theresia. Als Verf. der reizenden Liedersammlung „Als der Großvater die Großmutter nahm" (1886) zeigt sich uns der Sprachforscher Gustav Wustmann, als dramatischer Dichter Viktor Freiherr v. Erlanger mit dem Schauspiele „Familie Rolfs" (Wien 1881). Aus den „Historisch-politischen Blättern", Band 82 (1882) lernen wir den Wiener Anonymus und einstigen Lehrer Sr. Majestät des Kaisers und Seiner erlauchten Brüder Josef Fick als Verf. einer Reihe von vermischten Schriften kennen. Dem preußischen Legationsrate Konstantin Rössler werden interessante politische Schriften aus der Zeit von 1848—1888 zugesprochen.

Um auf Einzelheiten, die unser Interesse erregen, einzugehen, sei zuerst als Kuriosum Nr. 378 erwähnt: „Der Anschluß Süddeutschlands an die Staaten der preußischen Hegemonie ist sein sicherer Untergang bei einem französisch-preußischen Kriege“ (Zürich 1869); der Verf. dieser verunglückten Prophezeiung ist ein sonst unbekannter W. Sträubel.

Mit Nr. 3373 tritt mit einer Erzählung als Anonymus auf Eduard von Ambach, ein katholischer Jugendschriftsteller der Fünfzigerjahre des vorigen Jahrhunderts, dessen Name und Heimat in einem gewissen Dunkel schwebt. Der Name ist höchst wahrscheinlich ein Deckname und was seine Heimat betrifft, nennt ihn Kehrein in seinem Lexikon katholischer Dichter und Schriftsteller einen Bayer; C. von Wurzbach in der „Übersicht der Literatur Österreichs für 1852“ zählte ihn dagegen zu den Österreichern, die nur hie und da im Auslande drucken ließen.

Nr. 968 „Beiträge zu unserem Schul- und Erziehungswesen“ (Teschen 1875) ist eine für die Geschichte unserer Mittelschulen sehr bedeutungsvolle Schrift geworden. Als Verf. ist nicht M. Teifenbach zu nennen, sondern Albin Reichsfreiherr von Teuffenbach zu Tiefenbach und Masswegg, der in dieser Schrift gegen die reichsdeutschen Lehrbücher an den österreichischen Mittelschulen auftrat. Das 1849 neuerrichtete achtklassige Gymnasium hatte bei dem Mangel an geeigneten heimischen Erzeugnissen und der Unzulänglichkeit der alten Lehrtexte, für die das Druckerprivileg des k. k. Studienfondes 1850 aufgehoben wurde — trotz Aufforderung des Unterrichtsministeriums an Schriftsteller und Buchhändler zum Wetteifer für Anfertigung guter Lehrbücher — daher meist Lehrbücher norddeutscher (katholischer) Herkunft, von der Religionslehre bis zur Geschichte und Geographie, im Gebrauche. Deutsch-österreichische Schulbücher waren damals nur: J. Mozarts Deutsches Lesebuch, M. Schinnagls Grammatik für Latein im Untergymnasium, Fr. Močnik für Mathematik und A. Pokorny für Naturgeschichte, den kleinen Bellinger für Geographie und Prof. v. Lichtenfels' Philosophische Propädeutik nicht zu vergessen! Infolge der anonymen Besprechung dieses für die österreichischen Schulmänner der Zeit nicht sehr schmeichelhaften Zustandes in obiger Broschüre wurden aber auch treffliche Bücher aus der österreichischen Mittelschule entfernt, so der freilich etwas knapp stilisierte W. Pütz für Geschichte an Oberklassen und der zu anekdotenreiche Th. Welter mit seinen Lehrbüchern für Geschichte an Unterklassen.

Nr. 9819: „Waldröschen oder die Verfolgung um die Erde. Großer Enthüllungsroman über die Geheimnisse der menschlichen Gesellschaft“ (1882), als dessen Verfasser der noch vor einem Jahrzehnte von der katholischen und der protestantischen Geistlichkeit hochgehaltene Reiseromanschreiber Karl May genannt wird, ist von Dr. Hermann Cardauns, Chef-

redakteur der „Kölner Volkszeitung" und Generalsekretär der Görresgesellschaft in den „Historischpolitischen Blättern für das katholische Deutschland", Bd. 129 (1902), mit den Romanen: „Der verlorene Sohn", „Die Liebe des Uhlanen", „Deutsche Herzen, deutsche Helden" und „Der Weg zum Glück", die May 1884—1887 als „vom Verfasser des Waldröschens" geschrieben, herausgab, als anonymes Machwerk des genannten Schriftstellers („Herr Karl May von der anderen Seite") gebrandmarkt worden, so daß May in Keiters Lexikon katholischer Schriftsteller nicht mehr aufscheint.

Nr. 880: „Einige Bedenken zur salzburgischen Kulturgeschichte des Herrn Dr. med. Fr. V. Zillner" (Salzburg 1872) ist eine katholische Streitschrift, deren Verfasser nicht Theodor Alois Huber heißt, sondern Alois Huber (durch einen Lesefehler ist aus dem „Dr. theol." ein „Theodor" geworden). Al. Huber war ein nach Salzburg ausgewanderter Priester der Erzdiözese München und hieß eigentlich Alois Vogl, verfaßte aber unter dem Namen Al. Huber ein größeres geschichtliches Werk (Geschichte der Einführung und Verbreitung des Christentums in Südostdeutschland, 4 Bde. Salzburg 1874—1875), bei dessen Zitierung ihn schon Krones im „Grundriß der österreichischen Geschichte" (S. 877) „Alois Huber *recte* Vogl" nennt; Vogl-Huber, wie ihn dann Zillner in der „Geschichte der Stadt Salzburg" nannte, starb als Benefiziat zu Neumarkt bei Salzburg 1874.

Nr. 4814. Historia naturalis studiosi Cremifanensis (Linz 1877) ist als Verf. zu nennen der o.-ö. Landesarchivar Dr. Ferdinand (nicht Josef) Krackowitzer.

Unentschieden müssen die Verfassernamen bleiben bei:

Nr. 1605: Blumenlese aus den Ehrungsbüchern von Bad Gastein (Salzburg 1854), für welche Dr. Hittmair (nach Dr. H. Wallmann, Die Heilquellen des Herzogtums Salzburg) zwar den Vikar Fr. Riedlsperger (jun.) nennt, der sonst verläßliche Geschichtsforscher Jos. Dürlinger aber in seinem „Handbuch vom Pongau" den Domchor-Vikar Matthias Schöberl in Salzburg als solchen bezeichnet.

Ferner bei Nr. 7058: Der salzburgische Schriftsteller Georg Abdon Pichler (Salzburg 1865), für welches Dr. Hittmair nach allgemeiner Annahme den Rechnungsrat Kaspar Ernst Kautetzky (nicht C. Kautetzky) als Verfasser angibt, Dr. Ignaz Schwarz (Gilhofer und Ranschburg in Wien) aber Petermandl. Mit diesem Namen lebten mehrere Männer in Salzburg; gemeint dürfte aber sein der ehemalige Buchhaltungsbeamte Anton Petermandl, der durch seine reichhaltige Messersammlung berühmt war (daher er in Salzburg scherzweise „Messerer Toni" genannt wurde); als Kustos dieser Sammlung, die er der k. k. Fachschule für Eisenindustrie in Steyr geschenkt hatte, starb er daselbst 1900. Wenigstens so viel ist sicher, daß Petermandl ein Freund des G. A. Pichler war und auch auf landesgeschichtlichem Gebiete sammelte.

Nr. 10733. Zur salzburgischen Biographik (Salzburg 1872), ein Büchlein, welches sich die dankenswerte Aufgabe stellte, aus den bis dahin erschienenen 25 Bänden von C. von Wurzbachs ‚Biographischen Lexikon des Kaiserstaates' die Salzburger herauszuheben, dann aber selbständig weiter sammelte. Nach Dr. Hittmair soll der k. k. Bibliothekar Al. Josef Hammerle der Verf. sein, was aber bei der streng kirchlichen Gesinnung dieses Mannes angesichts der tendenziös liberalen Haltung des Büchleins sehr zweifelhaft ist; auf eine persönliche Anfrage bei dem schwerhörigen, hochbetagten Greise erfolgte leider eine ganz unklare Antwort. Dr. Storch in seinem (handschriftlichen) „Pantheon Salisburgense" hält den Dr. Fr. Zillner für den Verf.; am zutreffensten ist aber vielleicht die Mutmassung eines alten Kenners der salzburgischen Literatur (J. E. Engl): das Büchlein sei ein Werk des damaligen Redakteurs der „Salzburger Zeitung", Ludwig Mielichhofer, eines gewiegten Schriftstellers, der später in der Redaktion der „Wiener Zeitung" tätig war, umsomehr als es auch aus der „Salzburger Zeitung" als Separatabdruck hervorging.

Nr. 658: Aus der alten Reimchronik des Magisters Thuisko. Der in Salzburg tagenden 54. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte gewidmet (Salzburg 1881) schreibt Dr. Hittmair dem damaligen Gymnasialdirektor Josef Steger zu; in unserem Anonymen-Lexikon wird auch als Verf. genannt der k. k. Studienbibliotheks-Vorstand in Salzburg, Richard Strele v. Bärwangen, der sonst auch durch humoristische Gelegenheitsdichtungen bekannt ist. Nach eingeholter Erkundigung bei Hrn. Kustos v. Strele ist derselbe nicht der Verfasser.

Nr. 3165: Geadelte jüdische Familien, 3. Auflage, Salzburg 1891, wird im Anonymen-Lexikon einem Theodor Schön als Verf. zugewiesen, allerdings mit einem Fragezeichen. Das Erscheinen dieser Schrift hat seinerzeit viel Aufsehen erregt und soll sogar zu behördlichen Hausdurchsuchungen bei einigen der Urheberschaft verdächtigen Antisemitenführern in Salzburg Veranlassung geworden sein. Nach einer privaten Mitteilung aus Salzburg soll der Verf. (Sammler?) ein Professor aus Stuttgart gewesen sein, der den Namen Plank führte. In A. H. Hubers neuestem Antiquariatskataloge Nr. 50 (Salzburg, Oktober 1909) wird — bei Nr. 1238 — als Verfasser bezeichnet Julius Sylvester mit dem Beisatze: „Die ganze Auflage wurde konfisziert und eingezogen".

Die von Dr. Hittmair verzeichneten anonymen Salisburgensia (Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Bd. 37 und 38) haben die Verfasser sorgfältig aus Katalogen öffentlicher Bibliotheken, Auktions- und Antiquariatskatalogen (insbesondere der Firma Gilhofer und Rauschburg in Wien) ergänzt, so daß wir von anonymen Salzburger Schriften nur wenige vermissen, vor allem: „Katalog über die in der Bibliothek des städtischen Museums C. A. vorhandenen Salisburgensia"

(Salzburg 1870) von Joh. Riedl und „Leben und Taten des (salzburgischen Landesverteidigers) Anton Wallner“ (Wien 1843), nach dem eben angeführten Kataloge von A. G...l (Anton Grill), herausgegeben von Elise Wallner, nach Wallners Biographen, M. Ringlschwendtner (1901) aber von Elise Wallner selbst verfaßt. — Hinzufügen wollen wir noch, daß 1850 in Salzburg eine Christliche Kinderzeitung erschien, die der bekannte Jugendschriftsteller P. Heinrich Schwarz von Michaelbeuern mit dem Verleger Adolf Lindig leitete, die daher auch in den Nachträgen aufzunehmen wäre.

Es ist unbestritten, daß der literarischen Anonymität und Pseudonymie eine gewisse Unzukömmlichkeit zugeschrieben werden muß, ja der Salzburger Rechtslehrer J. Th. Zauner nennt sie in seiner Broschüre „Über anonymische Schriften“ 1794 geradezu eine Gesetzwidrigkeit und meint, die Pseudonymie der Schriftsteller sei um so gefährlicher, als es aus der Gelehrten-Geschichte bekannt sei, daß zu einem Schandbuche oft der wackerste Mann seinen Namen herleihen mußte; Zauner hat aber selbst sowohl anonym als pseudonym geschrieben, daher er sich im „Nachtrag zu den Biographischen Nachrichten von den Salzburger Rechtslehrern“ (1797) zu beklagen hatte, daß die meisten der anonymen Angriffe gegen die Salzburger Benediktiner-Universität auf seine Rechnung geschrieben würden; er sei aber kein „Benediktino-Mastix“. Wenn aber Zauner u. a. auch bemerkt, daß der Vielschreiberei in Deutschland dadurch wirksam gesteuert werden könnte, wenn kein Buch mehr ohne Benennung des Verfassers und Verlegers gedruckt werden dürfte, da die elenden Skribenten aus Furcht vor der Kritik sich nach und nach von selbst verlören, so hat er unseren Rezensenten offenbar mehr Gerechtigkeitsgefühl zugemutet, als sie meist besitzen.

Klosterneuburg. H. F. Wagner.

La petite Fadette von George Sand. Nach der Pariser Ausgabe der Oeuvres illustrées de George Sand (Michel Lévy Frères 1869) herausgegeben und erläutert von Prof. Dr. K. Sachs, Oberlehrer a. D. an dem Saldernschen Realgymnasium zu Brandenburg-Havel. Zweite Auflage. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1907. 173 SS. Kl.-8°. Dazu ein Heftchen Anmerkungen. 32 SS.

Unter den Werken George Sands erfreute sich seit jeher *La petite Fadette* trotz mancher Unwahrscheinlichkeiten der Erzählung einer besonderen Beliebtheit. Dieser Umstand dürfte, im Verein mit dem hohen sittlichen Gehalt dieses Romans, den Herausgeber des bekannten französischen Wörterbuches bestimmt haben, denselben ungeachtet der darin etwas stark hervortretenden erotischen Akzente in einer kommentierten Ausgabe auch der Schule zugäng-

lich zu machen. Die nun vorliegende zweite Auflage besteht außer dem Texte noch aus einer „Einleitung“ und „Anmerkungen“.

Die erstere gibt eine kurze, aber gut orientierende Übersicht über das Leben und die schriftstellerische Tätigkeit der Verfasserin; zählt dann die Hilfsmittel zur Erforschung ihres Lebens und ihrer Werke auf und führt zuletzt kurz die Geschichte des französischen Dorfromans vor samt Literaturangaben.

In den „Anmerkungen“ bemüht sich der Herausgeber, die Schwierigkeiten des Textes, hauptsächlich sprachlicher Art, hinwegzuräumen. Deren gibt es nun freilich in dem Roman nicht wenige, da sich ja hier wie sonst in den Sandschen Werken zahlreiche Provinzialismen, größtenteils veraltete, volkstümliche oder lokale Ausdrücke, finden. Daneben waren schwierigere Konstruktionen zu erklären. Außerdem werden auch eine Anzahl etymologischer Deutungen versucht. Im ganzen sind die Anmerkungen recht verdienstlich und erreichen in der Mehrzahl der Fälle das Ziel des Herausgebers, das Verständnis des Textes zu fördern. Dem inneren Werte nach reichen sie jedoch nicht an die „Einleitung“ heran.

Zunächst macht sich in ihnen eine gewisse Ungleichheit bemerkbar, insofern als Übersetzungen recht elementarer Art und Bedeutungsangaben, die auch jedes bessere Wörterbuch, das trotzdem nicht entbehrt werden kann, liefert (24, 8: *père et mère* „Eltern“; 43, 11: *avoir coutume* „pflegen“; 44, 1: *angoisser* „in Angst versetzen, ängstigen“; 44, 31: *chercher son pain* „sein Brot verdienen, auf Arbeit gehen“; 46, 25: *femelle* „weiblich, s. Weibchen“; 68, 9: *se désorienter* „die Richtung verlieren, sich verirren“; 71, 31: *être dans ses 17 ans* „17 Jahre alt sein“; 73, 17: *être dans son tort* „unrecht haben“; 78, 36: *entrain* „Eifer, Lebendigkeit“; 103, 33: *par moment* „gelegentlich“; 144, 12: *clarté* „heller Schein“; 146, 8: *avenant* „von einnehmendem Wesen“; 171, 3: *mâle* „männlich, Mann“ usw.), eine größere Anzahl Stellen gegenüberstehen, welche der Kommentar unberücksichtigt läßt, trotzdem hier die gewöhnlichen Schul- und oft auch größeren Wörterbücher versagen. So 44, 35: *elle pansait du secret* (etwa: „sie kurierte mit Geheimmitteln“); ebenda: *c'est comme qui dirait que ....* („so etwas wie“, „so eine Art von“ im Wörterbuch von Sachs läßt sich hier nicht verwenden); 68, 33: *abusif (il n'y a rien de plus abusif et de plus méchant que ce feu-là)*, für welches die bei Sachs sich findenden Bedeutungen nicht passen und „irreführend“, „täuschend“ zu geben war; 66, 13: *Landry était encore sur la réserve avec elle* („hielt sich ihr gegenüber noch zurück“; „verhielt sich ihr gegenüber noch zurückhaltend“); 69, 21: *tomber dans une mauvaise passe* (bei Sachs bloß *être dans une m. p.*); 110, 15: *(mendiants) loqueteux* (fehlt im kleinen Sachs); 122, 25: *(derrière) le retour (que faisait le mur:* Vorsprung); 150, 12: *(quant à votre laideur ......) vous en avez diantrement rappelé* („..... so haben sie sich in diesem Punkte

ganz verteufelt gebessert") u. a. Was ist schließlich gemeint (86, 34) mit *la planchette du grand moulin?* — Einer Erklärung wert wären dann auch Ausdrücke und Redewendungen gewesen wie *fille* für *jeune fille* (124, 1; 133, 17); *malice* im Unterschiede zu *méchanceté* (98, 22: *sois certain que j'ai plus de malice que de méchanceté*); *fidélité* statt *manque de f.* oder *infidélité* (133, 23: *moi, qui ai grandement à me plaindre de sa fidélité); un sou vaillant* (95, 5); *force lui fut de rentrer* (109, 10); ferner syntaktisch Auffälliges wie *encore que* mit dem Indikativ (98, 20: *encore que, ce matin, je ne m'en doutais point); malgré que* mit dem Indikativ (54, 19: *malgré que le pauvre petit lui faisait une voix désolée);* Auslassung des Verbums (54, 18: *il avait oublié de demander à qui l'agneau perdu)* u. a.

Zu anderen Stellen finden sich Übersetzungen, welche dem Sinne nach nicht zutreffen; so zu 11, 1: „*être mal:* in schlechter Lage sein, schlecht aussehen". Letzteres paßt nicht zur zitierten Stelle *(le père Barbeau n'était pas mal dans ses affaires);* ähnlich zu 142, 14 *(ma ferme de la Priche va bien; mais, en revanche, mon propre bien) va au plus mal:* „es geht ihm überaus schlecht" (statt: „aber dafür steht es mit meinem eigenen Gut überaus schlecht"). Unpassend ist auch die Übersetzung zu *va,* 96, 1: Fadette führt aus, daß, wenn sich ihre Großmutter über sie beklage, dies nicht ernst gemeint sein könne; denn sie, Fadette, suche ihrer Großmutter Kräuter, welche diese, da ihre Augen und Füße bereits versagen, nicht mehr selber suchen könne. Auch sei das prächtige Aussehen ihrer Schafe und Kühe ihrer Pflege zuzuschreiben, und fährt dann fort: *Eh bien, ma grand' mère sait à qui elle doit des ouailles en si bonne laine et des chèvres en si bon lait. Va, elle n'a point envie que je la quitte, et je lui vaux plus gros que je ne lui coûte.* Hier kann doch *va* nicht heißen „meinetwegen", „es sei", sondern im Gegenteil: „Geh mir mit deiner Ansicht, sie will gar nicht, daß ich sie verlasse", „Höre auf!" „Genug!" Ähnlich 98, 21. — Unpassend ist die Übersetzung von *se gausser* 46, 6 mit „foppen"; es ist vielmehr = *se railler, se moquer,* „auslachen, sich lustig machen", wie 99, 36 (eigentlich 100, 1), wo der Herausgeber selbst so übersetzt. — Zu 51, 30 ..... *jusqu'au bout des doigts* heißt es: „bis zum Ende der Finger"; an der betreffenden Stelle ist aber von einer Henne die Rede, also *doigts* = Zehen. — 68, 9: Landry hatte, durch ein Irrlicht getäuscht, den richtigen Weg verloren. Er geht daher ein Stück des Weges zurück bis zu einer ihm bekannten Stelle *et il en fit le tour les yeux fermés pour se désorienter.* Was heißt nun *se désorienter?* Der Kommentar sagt: „Die Richtung verlieren, sich verirren". Aber Landry hat ja eben den richtigen Weg verloren und sucht ihn mit aller Mühe. Es ist klar, daß hier *se désorienter* eine andere, allerdings ganz vereinzelte Bedeutung haben muß, etwa „sich die Gegend aus dem Kopf schlagen"; „sich von

neuem orientieren". — 69, 32 *(Fadette se retira en jurant ni plus ni moins qu') un (garçon et) des mieux appris:* „einer der Allerschlauesten". Ist tüchtig Fluchen ein Zeichen der Schlauheit? Übersetze vielmehr: F. fluchte, nicht mehr und nicht weniger als ein Bursche, und zwar noch dazu wie einer, der sich darauf sehr gut versteht. Über passives *apprendre* mit persönlichem Subjekt (ehemals *apprendre qn.*) vgl. Stier, Franz. Syntax, S. 54, A. 1. *Bien appris,* gewöhnlich im allgemeinen Sinn „gut erzogen"; so 82, 11. — Endlich 123, 22: *Oh! tu as trop de patience, toi! dit Landry d'une) voix qui n'en marquait guère:* „unsichere Stimme". Woher diese Übersetzung? Es bezieht sich doch offenbar *en* auf *patience,* also: „mit einer Stimme, die fast keine (nämlich Geduld, von der eben Fadette nach der Ansicht Landrys zuviel hatte) merken ließ (zu erkennen gab).

Noch einige Bemerkungen zu den Aussprache-Bezeichnungen und etymologischen Erklärungen. 16, 13: *gars* mit gesprochenem *r* ist wohl kaum mehr üblich; ebensowenig *rasibus* (44, 29) mit verstummtem End-*s*; vgl. Michaelis-Passy, Dictionnaire phonétique. — Für *ouche* (11, 13) wird auf engl. *orchard* verwiesen, mit dem es jedoch nichts zu tun hat (vgl. ags. *ortgeard*). Mehr Anspruch auf Beachtung hat die Ableitung von lat. *occare* (Ducange, Gloss. unter *olca*). Diez, Wb. II c, s. v. *ouche,* bringt es auf Grund des mittellat. *olca* mit griech. ὦλαξ in Verbindung. — 78, 19: *araignée* ist regelmäßig entwickelt aus **araneata* (von *aranea*); *arachne* als Etymon ist zurückzuweisen. — 85, 25: in *la journée d'aujourd'hui* soll *jour* dreimal enthalten und pop. *hui* soll *hoc* sein. Bekanntlich ist *hui* = *hōdie.* — 95, 36: *ouaille* von spätlat. *ovalis,* richtiger von **ovalia.* — 153, 3: Afr. hatte nicht *grand,* sondern *grant;* vgl. auch die jetzt noch übliche Aussprache von *grand homme* u. ä.[1])

Schade, daß die sonst so dankenswerte Neuausgabe in den Anmerkungen so manche Schwäche aufweist!

Wr.-Neustadt. Dr. F. Wawra.

---

[1]) Von bemerkenswerten Druckfehlern erwähnen wir schließlich folgende: *a)* im Text. S. 77, 12: lies *courage* statt *crouage.* — S. 90, 24: l. *prés* st. *près.* — S. 90, 26: l. *eux* st. *ceux.* — S. 104, 15: l. *insensé* st. *nsensé.* — S. 145, 32: l. *elle* st. *celle.* — *b)* in den Anmerkungen. Zu 47, 21: l. *comme un éloignement* st. *éloignement.* — Zu 48, 6: l. *dégingandé:* lahm st. *degingandé:* leben. — Zu 63, 23: l. *du* (st. *de*) *plus bien.* — Zu 102, 9: *(faire une) perte* st. *parte.* — Zu 105, 14: l. *ensemencement* st. *ensémencement.* — Zu 149, 34: l. *carriole* st. *carrile.*

The Journal of English and Germanic Philology edited by Gustaf E. Karsten, University of Illinois, and James Morgan Hart, Cornell University. Volume VI, No. 1, October 1906. Published quarterly by the Journal Publishing Company Urbana, Ill., U. S. A. Under the Auspices of the University of Illinois. 182 p. Subscription Price $ 3 per volume; single numbers $ 1.

„*The Journal of English and Germanic Philology*“ ist der Titel einer Vierteljahrszeitschrift, die in Urbana im Staate Illinois der amerikanischen Union erscheint und dem Studium des Englischen, Deutschen und der skandinavischen Sprachen und ihrer Literaturen gewidmet ist. Die vorliegende Nummer enthält folgende Aufsätze: The Naturalistic Plays of Gerhart Hauptmann von Josef Wiehr (S. 1—71), Syllabication in Gothic von Klara Hechtenberg-Collitz (S. 72—91), The source of Matthew Arnold's Poem, *The Sick King in Bokhara* von Farel L. Jouard (S. 92—98), The Dialects of Norway: A Survey of their Characteristics von Amund B. Larsen (S. 99—114), A Textual Note to Alexander Scott von George F. Flom (S. 115), Abt Vogler 69 ff., Additional Citations (S. 116—117). Besonders interessant ist der umfangreiche Aufsatz über Gerhart Hauptmann, worin nach einer lehrreichen Erörterung des Naturalismus im Drama vier Stücke des deutschen Dramatikers, nämlich „Vor Sonnenaufgang“, „Das Friedensfest“, „Einsame Menschen“ und „Die Weber“ einer eingehenden Analyse unterzogen werden; die anderen naturalistischen Stücke Hauptmanns sollen im nächsten Hefte charakterisiert werden. — Hierauf folgen „Reviews“ (Besprechungen), eine „Brief mention“ der *Grammar of the German Language* von George O. Curme und „Current Literature“ (drei Berichte über die zeitgenössische, zumeist deutsche Literatur). Bemerkenswert ist, daß sich sowohl in dem Abschnitt „Reviews“ als auch in „Current Literature“ deutsch geschriebene Artikel finden.

Die Zeitschrift, die mit vier starken Heften jährlich nur drei Dollars kostet, ist auch unseren Germanisten und Anglisten bestens zu empfehlen.

Wien. Dr. Joh. Ellinger.

Max Förderreuther und Friedrich Würth, Aus der Geschichte der Völker. Zum Gebrauche an deutschen Mittelschulen aus Geschichtswerken alter und neuer Zeit zusammengestellt. I. Band: Altertum. Kempten und München, Jos. Köselsche Buchhandlung 1909. XII und 559 SS. mit 177 Abbildungen.

Es liegt uns ein Sammelwerk vor, das auf Grund mehrjähriger Schulpraxis entstanden ist und das dem Lehrer des Geschichtsunterrichtes die Möglichkeit bieten soll, aus einem größeren geschichtlichen Abschnitte einige erläuternde, den Zeitraum charakterisierende Abhandlungen mitzuteilen und dadurch den Unterricht

anschaulicher, fesselnder und eindrucksvoller zu gestalten. Es will anderseits dem Lehrer die zeitraubende, beim Mangel einer ausreichenden Bibliothek äußerst schwierige Arbeit, passende Abhandlungen aufzusuchen, erleichtern. Bei der Auswahl der Lesestücke sind die Verf. mit Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt zu Werke gegangen, haben das reiche Material genau gesichtet und bieten für jedes bedeutsame Ereignis, jede wichtige Erscheinung im Leben der alten Völker mit Ausschluß der Mythologie und Sage eine gute Darstellung, die durch zahlreiche Fußnoten erklärt und ergänzt wird. Der Stoff ist zum Teile den zeitgenössischen Schriftstellern, zum größeren Teil und besonders, was die Kulturgeschichte, auf die mit Recht ein großes Gewicht gelegt wird, betrifft, neueren Geschichtswerken entnommen. In dem Verzeichnis der benützten Werke erscheinen unter 89 Namen neun griechische Schriftsteller: Appian, Arrian, Cassius Dio, Eusebius, Herodot, Flavius Iosephus, Plutarch, Polybios und Thukydides sowie sechs lateinische: Caesar, Livius, Petronius, Sallust, Tacitus. Durch die Aufnahme in Übersetzungen lernt der Schüler auch an lateinlosen Schulen die betreffenden Schriftsteller kennen aus ihren Werken, an Gymnasien wird die Literaturkenntnis durch die Aufnahme der nicht in das Gebiet der Klassikerlektüre gehörigen Schriftsteller erweitert. Was die Übersetzungen betrifft, suchen sie der Eigenart des betreffenden Autors gerecht zu werden, z. B. Nr. 19, S. 127 f.: Die Schlacht bei Thermopylä, von Herodot; Nr. 33, S. 177 f.: Die Pest in Athen, von Thukydides; Nr. 21, S. 328 f.: Hannibals Alpenübergang, von Polybios; Nr. 65, S. 461 f.: Ein römisches Gastmahl in der Kaiserzeit, von Petronius usw. Unter den modernen Geschichtswerken, die benützt wurden, finden wir die bekanntesten Namen und daneben weniger bekannte Spezialschriften. Die Verteilung der 171 Nummern ist eine zweckmäßige: auf die orientalischen Völker entfallen 13, auf die Griechen 66, auf die Römer 92 Stücke. Zu loben ist die Berücksichtigung der sozialen Verhältnisse und des Einflusses der griechischen Kultur: vgl. S. 263 f.: Büchsenschütz, Die wirtschaftliche Verarmung Griechenlands seit der Mitte des IV. Jahrhunderts; S. 362 f.: K. Neumann, Wirtschaftlicher Niedergang der römischen Bürgerschaft im III. und II. Jahrb. v. Chr.; S. 360 f.: Voigt, Das Eindringen des Hellenismus; S. 264 f.: E. Curtius, Der Einfluß der griechischen Kultur auf die Völker des Altertums. Sonst sind alle Seiten des staatlichen und privaten Lebens der Griechen und Römer berücksichtigt und kommen dafür die berufensten Vertreter zum Worte, so daß der Lehrer, für dessen Hand das Buch zunächst bestimmt ist, daran ein erwünschtes Hilfsbuch für den Unterricht, der Schüler ein passendes Lesebuch für die Geschichte findet. Für Schüler kann es wegen des Bilderschmuckes und der guten Ausstattung als Geschenkbuch empfohlen werden. In der richtigen Erkenntnis, daß Abbildungen für den Anschauungsunterricht von Wert sind, haben

Verf. und Verleger ein ziemlich reichliches Illustrationsmaterial aufgenommen: 10 Vollbilder, darunter 4 färbige, 141 Bilder im Texte, 26 Pläne und Skizzen. Die Auswahl ist sorgfältig mit Rücksicht auf den Zweck des Buches erfolgt: es ist das bekannte Material, nichts Neues. Die Ausführung der Abbildungen verdient Lob; daß die Pläne und Skizzen in einfacher Form gehalten sind, damit der Lehrer imstande sei, sie den Schülern an der Tafel vorzuführen, wird allgemein Beifall finden.

Ref. kann das vorliegende Buch allen Lehrern der Geschichte an deutschen Mittelschulen, allen Lehrern der klassischen Sprachen an Gymnasien bestens empfehlen, es wird jedem Belehrung und Anregung gewähren. Es soll in keiner Lehrerbibliothek fehlen, auch in den Schülerbibliotheken wird es nicht ohne Nutzen sein; die gute Ausstattung und der angemessene Preis machen der Verlagshandlung Ehre.

Wien. Dr. Johann Oehler.

Österreichische Kunsttopographie. Herausgegeben von der k. k. Zentral-Kommission für Kunst- und historische Denkmale unter der Leitung ihres Präsidenten Sr. Exz. Jos. Alex. Freih. v. Helfert, redigiert von Prof. Dr. Dvořák. Band I. Die Denkmale des politischen Bezirkes Krems, mit einem Beiheft: Die Sammlungen des Schlosses Graffenegg, bearbeitet von Dr. Hans Tietze, mit Beiträgen von Prof. Dr. Moritz Hoernes und Dr. Max Nistler. Wien, in Kommission bei Anton Schroll & Comp. 1907. Ladenpreis mit dem Beiheft 40 K. — Band II. Die Denkmale der Stadt Wien (XI. bis XXI. Bezirk), bearbeitet von Dr. Hans Tietze, mit archäologischen Beiträgen von Dr. Heinrich Sitte. Wien, Schroll 1908. Preis 40 K. — Band III. Die Denkmale des politischen Bezirkes Melk, bearbeitet von Dr. Hans Tietze, mit Beiträgen von P. Dr. Eduard Katschthaler, Dr. Hugo Obermaier und Dr. Heinrich Sitte. Wien, Schroll 1909. Preis 40 K. (Druck von Rudolf M. Rohrer in Brünn.)

Ein weitaussehendes Monumental- und zugleich Kulturwerk in des Wortes edelster Bedeutung legt uns hier die Zentralkommission unter der Ägide ihres Präsidenten Freih. v. Helfert und mit munifizenter Unterstützung des Unterrichtsministeriums vor!

Die Anfänge solcher Bestrebungen in Österreich gehen weit zurück. Als erste Kunsttopographie im vollen Sinne des Wortes glaubt Ref. die *„Topographia provinciarum Austriacarum“* ansehen zu dürfen, die der Altmeister künstlerischer deutscher Topographie Matthäus Merian 1649 zu Frankfurt am Main erscheinen ließ und der 1650 die *„Topographia Bohemiea“* folgte. Ersteres Werk ist Ferdinand III. gewidmet; es erschien 1677 in neuer Auflage, Leopold I. zugeeignet, ein Beweis, welchen Anklang, solche Darbietungen schon damals fanden. Merian, der Jugendfreund und Studiengenosse des genialen Jacques Callot, ist bekanntlich der unerreichte Meister der Städtedarstellung in der Vogelperspektive.

Indem er das Darzustellende künstlerisch ins Landschaftsbild einordnet, bezieht er bereits die heute so wesentlich geforderte Pflege der Naturdenkmale in die topographischen Studien mit ein. Obwohl vornehmlich nur Städte und Burgen zur Darstellung gelangen, finden sich doch schon vereinzelt Aufnahmen von Statuen, Inschriften, Funden vor; ich verweise auf das Blatt „Kloster Wilthan" und auf die archäologischen Bildchen zum Blatte Petronell von Clemens Beuttler, so das „Heydentor". Zahlreiche Merianbilder sind daher mit Recht in Verkleinerung aufgenommen in die vorliegende Kunsttopographie. Es sei nicht unerwähnt gelassen, daß sich in Merians kleinem Künstlerstabe ein aus unserer Monarchie stammender Meister von Gottes Gnaden befindet, Wenzel Hollar, der uns die großartige Radierung „Prag 1636", wohl das beste Blatt in allen Merianischen Topographien, schenkte.

Noch weit häufiger als Merian ist in dem hier zu besprechenden Werke unser heimischer Matthäus Vischer mit seiner *„Topographia archiducatus Austriae inferioris modernae"* von 1672 illustrativ herangezogen. Als Künstler steht Vischer, Pfarrer zu Leonstein in Oberösterreich, Merian weit nach, an Genauigkeit übertrifft er ihn und hat uns in seinen Bildertopographien der österreichischen Stammländer Oberösterreich, Niederösterreich und Steiermark, die Frucht eines arbeitsreichen Lebens, einen Schatz hinterlassen, nicht hoch genug anzuschlagen, wenn man bedenkt, daß bald danach der Türkensturm so vieles vernichtete.

Als in den Sechzigerjahren des verflossenen Jahrhunderts der Wiener Altertumsverein daranging, den archäologischen Wegweiser durch Niederösterreich, den Vorläufer dieser Kunsttopographie erscheinen zu lassen, da schmückte er in wohltuender Pietät den Titelkopf der Vorrede mit Vischers energischen Zügen im Verein mit dem Porträt des Begründers österreichischer archäologischer Studien, Wolfgang Lazius' und dem eines hochverdienten „Dilettanten" aus theresianischer Zeit, des Hofburgschauspielers Weiskern, dessen Topographie von Niederösterreich heute noch nicht veraltet ist, trotz der Jahreszahl 1769 auf dem Titelblatte des 1. Bandes.

Zwischen dem archäologischen Wegweiser nun, den der viel zu früh dahingegangene Freiherr von Sacken als für seine Zeit mustergültiges Werk schuf und unserer Kunsttopographie besteht aber auch ein gleichsam persönliches Junctim! Derselbe Freiherr v. Helfert nämlich, der damals im August 1865 die Vorrede zum archäologischen Wegweiser schrieb, hat als fast Neunzigjähriger im Oktober 1907 die Vorrede zu unserer Kunsttopographie niedergeschrieben in gleicher geistiger Frische und Klarheit, wie vor einem Menschenalter jene erste.

Seit Sackens Zeit hat sich viel geändert in den Ansichten über Kunst und Kunstgeschichte. Der „Archäologische Wegweiser" ging nur bis 1650 und stand noch vielfach im Banne der Romantik.

Gothik und Mittelalterliches war vorherrschend, unsere herrliche österreichische Barockkunst galt geradezu als Greuel. Eine Wandlung vollzog sich an Sacken selbst, wie an der Gesamtheit der Kunstkenner. Derselbe Mann, der über das prächtige Innere des St. Pöltener Domes fast wegwerfend und auch sachlich nicht richtig als „Zopfstil" urteilte, begeisterte sich in seinen letzten Lebensjahren für die Schönheit des Barockschlosses Schloßhof und seine Prachtgitter, die Schöpfung des großen Prinzen Eugen.

Der Hauptfortschritt in der Anlage der vorliegenden Kunsttopographie liegt nun darin, daß sie alle Perioden künstlerischen Wirkens berücksichtigt, von der Prähistorie an bis „vor 60 Jahren"; an die Denkmale der Vorzeit herantritt nicht mit einem einseitigen kunstgeschichtlichen Dogma, wie es der Klassizismus und die Romantiker taten, sondern das genetische Moment in den Vordergrund stellt, das Werden des Kunstwerkes aus seiner Zeit und Umgebung heraus erklärt und die Bedeutung feststellt, die es für die örtliche und allgemeine Kunstentwicklung hat. Alles unter dem Banner: „Erweckung der Liebe zu den Denkmalen der Vorzeit", ein Grundsatz, der das Unternehmen auch zu einem eminent patriotischen gestaltet.

Die Disposition geschah in der Weise, daß die einzelnen Bände geteilt wurden in einen zusammenfassenden Teil, der in fortlaufender stilgeschichtlicher Darstellung die Resultate nach den eben angeführten großen Gesichtspunkten bringt und in einen alphabetischen, der — wie es Sacken schon getan hat — die Denkmale (auch die landschaftlichen, die sogenannten Naturdenkmale) nach Orten gruppiert wiedergibt.

Auch einem administrativen Zwecke dient das große Unternehmen, nämlich dem der Inventarisierung der vorhandenen Kunstdenkmäler. Gerade dieser löbliche Zweck gab den unmittelbaren Anlaß für das Erscheinen der vorliegenden Bände.

Der verdienstvolle Kunsthistoriker Alois Rigl, dessen Andenken auch das Werk gewidmet ist, stellte die Grundsätze auf, nach welchen die Inventarisierung vorzunehmen sei, entwarf das kunstgeschichtliche Programm und begann die Arbeit, die dann unter der Leitung seines Schülers und Nachfolgers auf dem akademischen Lehrstuhl, Max Dvořáks, fortgeführt wurde. Schon 1889 war seitens der Zentralkommission ein Versuch gemacht worden, der aber nicht über einen einzigen Band, die Kunstdenkmale des Herzogtums Kärnten enthaltend, hinauskam. Vor einem Lustrum arbeitete nun Riegl einen Gesetzentwurf aus, der alle Denkmale von Menschenhand öffentlich rechtlichen Besitzes, seit deren Errichtung mehr als 60 Jahre verstrichen sind, unter den Schutz des Gesetzes stellte. Der Haupteinwurf gegen dieses Gesetz, die bekannte lex Helfert, die dem Vandalismus *intra et extra muros* Schranken setzen soll, war der, es sei unmöglich, die unter den Schutz des Gesetzes zu stellenden Denkmale überhaupt festzustellen

und in Evidenz zu halten. Um den Gegenbeweis zu führen, wurde nun mit der Probeinventarisierung der Kunstdenkmale des Bezirkes Krems noch 1904 begonnen. Er liegt nicht zu weit abseits von Wien, sein Hinterland ist freilich nur spärlich mit kunstgeschichtlichen Objekten bestanden, aber mittendurch führt die alte Nibelungenstraße, das Donautal, seit ältesten Zeiten Kulturland, ein großer Teil der Wachau birgt Perlen von Kunst- und Naturdenkmalen, die Stadt Krems selbst ist altösterreichhistorischer Boden und alles überragt ein Emporium der Kunst: Göttweih. Hier galt es nun die Feuerprobe zu bestehen! Und sie gelang in überraschend kurzer Zeit. Innerhalb dreier Monate war das Material unter Oberleitung Helferts und Riegls durch Hans Tietze und Ernst Dietz gesammelt. Die Umgestaltung zu einer Kunsttopographie lag nahe und erfolgte 1906. So entstand der Band Krems.

Er übertrifft mit seinen 608 Seiten Text, seinen 39 Tafeln und 480 Textbildern an Umfang den Band über das ganze Kronland Kärnten. Die prähistorischen Denkmale behandelt Hoernes, die römischen Nistler, die Hauptarbeit „Denkmale der Kunst der Mittelalters und der Neuzeit“ lag auf den Schultern Tietzes.

Fragen wir, welche künstlerischen Individualitäten geradezu Unsterbliches geleistet haben in der reichen Kunstgeschichte dieses Bezirkes, die uns Tietze aufrollt, so kann die Antwort lauten: Johann Martin Schmidt, der „Kremserschmidt“, wie dieser treffliche Maler kurweg heißt, und Jakob Prandauer, „Maurermeister“ in St. Pölten, der hier sein architektonisches Juwel schuf, das Stift (jetzt Kirche und Pfarrhof) in Dürnstein († 1726). Schon seine Zeit nennt ihn den „fürnemen Baumeister in St. Pöltend und vielleicht den fürnemsten in ganz Österreich“! Und ein moderner Forscher ersten Ranges, Cornelius Gurlitt, sagt in seiner Geschichte des Barockstiles in Deutschland: „Prandauers Name verdient neben den Schlüters und Pöppelmanns, aber auch neben Gerhardt, Tomasius, Leibnitz und Sebastian Bach in das Ehrenbuch der deutschen Nation eingezeichnet zu werden.“ So das Ausland, das wahrlich in der Würdigung österreichicher Kunst (vgl. z. B. Muthers Geschichte der Malerei) recht spröde ist. Und was weiß hier zu Lande das Publikum, was die weitaus meisten unserer Lehrbücher und Vaterlandskunden von diesem Titanen der Baukunst, dem Baumeister des Stiftes Melk? Die beste Antwort darauf gibt die Tatsache, daß vor wenigen Wochen ein fein stilisiertes Werk Prandauers, das Bischoftor in St. Pölten, in jener Stadt, wo der große Meister lebte, wirkte und starb — niedergerissen wurde, da es mit einem benachbarten protzigen Neubau (begreiflicherweise!) nicht harmonierte, trotz der schneidigen Klinge, die Titze im kunstgeschichtlichen Jahrbuch der Zentralkommission für die Rettung des Kunstwerkes führte. Die Zentralkommission ließ wenigstens aus ihren Mitteln eine Kopie in der Nähe des ursprünglichen Standortes aufführen.

Hier ist unsere Kunsttopographie in der Lage, eine Kulturmission zu erfüllen, falls sie erst in keiner Lehrerbibliothek einer Wiener und n. ö. Mittelschule fehlt, durch Text wie Bild die Kenntnis der stolzen altösterreichischen Kultur- und Kunstgeschichte zu vermitteln, bildend einzuwirken auf die neue Generation, wenn auch auf Kosten der messenischen Kriege, des Lokals der Schlacht am Trasimeno und selbst des polnischen Erbfolgekrieges. So lange nicht in der Schule schon die Achtung vor unserem reichen Kunstgute gegenüber dem übermäßig ausposaunten fremden (Klage Helferts schon 1854!), vor allem die Kenntnis desselben gepflegt wird, werden die vandalischen Greuel nicht aufhören. Selbst der kleinste Ort in unserem gesegneten Lande bietet eine Fülle von Material, geeignet, das historische und künstlerische Interesse der Jugend zu wecken und dadurch auch patriotisch im eminentesten Sinne zu wirken.

Um ein Bild von der Arbeitsweise und Disposition in den bisherigen Bänden der Kunsttopographie zu geben, greife ich daher absichtlich einen kleinen Ort heraus: Hof-Arnsdorf aus dem Bande Krems. Der Artikel bietet: Aufzählung der alten Ansichten des Ortes. Illustration: Ansicht nach Vischers Radierung 1672, Pfarrkirche, Beschreibung derselben, Äußeres, Langhaus, Chor, Turm, Anbauten, Umfriedungsmauer, Landschaftsbild (Photographische Aufnahme von Pfarrkirche, Schule und Schloß!), Vollbild: Hochaltar mit Fresko, Tafel: Seitenaltarbild von Joh. Mart. Schmidt. Textbild: Martyrium des heil. Sebastian von Joh. Mart. Schmidt; Inneneinrichtung: Bildstock auf der Straße.

Daß bei einer solchen Fülle des Gebotenen Irrtümer mitunterlaufen, ist selbstverständlich und entschuldbar. So fällt der Blick des Referenten S. 19 auf den Namen des Erbauers des ziervollen Hofes in Joching an der Donau. Er heißt Christoph Müller von Prankenhaimb (nicht -stein). Wohl eine Kleinigkeit! Aber der Mann gehört auch wissenschaftlich zu den bedeutendsten im Lande († 1715). Er verfaßte eine umfangreiche Geschichte seines Stiftes St. Pölten, die freilich erst 1779 durch Albert Maderna bei Trattner in Wien gedruckt erschien, ein mächtiger Quartband. — Fataler ist ein Fehler im Verzeichnis der durchgehends zitierten Literatur, der sich auch im III. Bande wiederfindet: „Eduard von Sacken: Archäologischer Wegweiser des Viertels ob dem Mannhartsberge, Wien 1861“. Es gibt nämlich keinen solchen, leider muß man sagen! Infolge der Engherzigkeit der damaligen Landesvertretung, die eine Subvention von 800 fl. ablehnte, war Sacken und der Wiener Altertumsverein bloß in der Lage, den Archäologischen Wegweiser durch das Viertel U. W. W. (1865) und O. W. W. 1878 (nicht 1855) erscheinen zu lassen. Die beiden Bücher, damals fast überall verbreitet, namentlich in den Pfarrhöfen aufliegend, haben viel Gutes gewirkt! Heute sind sie schon, zumal das Viertel

ob dem Wiener Walde, literarische Seltenheiten. Für das Viertel ob dem Mannhartsberg hat Sacken nur Studien veröffentlicht 1861 im V. Bande der Berichte und Mitteilungen des Wiener Altertumsvereines: „Kunstdenkmale des Mittelalters im Kreise ob dem Mannhartsberge“. Diese dürften hier gemeint sein. S. 15 hat sie Tietze richtig zitiert.

Ein schmucker, schlanker Band bringt unter dem bescheidenen Namen „Beiheft“ die Kunstschätze des einst Bräunerschen Schlosses Grafenegg, jetzt der Frau Herzogin von Ratibor gehörig. Besonderes Verdienst bei den Aufnahmen erwarb sich hier und im folgenden Frau Dr. Erika Tietze-Konrat.

Nicht ohne Beschämung und Ärger betrachtet der Wiener Lokalpatriot diese Cimelien! Befindet sich doch darunter (Fig. 12) jenes prachtvolle schmiedeiserne Brunnenhaus, das einst den Hof des n. ö. Landhauses in der Herrengasse schmückte, aber als altes Eisen um 80 fl. verkauft wurde; zum Glück fand sich ein verständiger Käufer: Amerling.

1908 erschien Band II, „Die Denkmale der Stadt Wien“, XI.—XXI. Bezirk umfassend, bearbeitet von Hans Tietze, mit archäologischen Beiträgen von H. Sitte. Trefflich ist die „kunstgeschichtliche Übersicht“, historische Begebenheiten und kunstgeschichtlicher Niederschlag in ursächlichem Zusammenhang nebeneinandergestellt, bei aller Gründlichkeit flott in der Sprache, mit warmem Interesse für die schöne Stadt und ihre alte Kultur abgefaßt.

„Altwien“, im gemütlichen Sinne des Vormärz, hat sich eigentlich in die ehemaligen Vororte geflüchtet, die dazwischen liegenden „Bezirke“ dem weltstädtischen Verkehre und dem grauen Alltag der Großstadt räumend. Aber auch hier ist es schon bedroht. Die steinernen Arme der Industrie- und Verkehrsstadt strecken sich schon aus nach jenen idyllischen Garten- und Villenvierteln, der den Riesenstädten eigentümliche Zug nach dem Westen spornt die Spekulation an, sich jener „Gefilde der Seligen“ zu bemächtigen; und darum soll wenigstens im Bilde und im Text festgehalten werden, was bald der Spitzhaue anheimfallen könnte. In manchem Sinne stellt der Band eigentlich Tristien über Entschwindendes an, wie Dworžak nicht ohne Bitterkeit im Vorworte bemerkt.

Doch bietet der Band auch wieder unendlich viel des Erfreulichen. Vor allem ist möglichst berücksichtigt die Wiener Malerei und das Wiener Kunstgewerbe von gut bürgerlichem Charakter, wie es uns namentlich in den Privatsammlungen jener Bezirke entgegentritt, die mit nur einer einzigen Ausnahme den Beurteilern zugänglich waren. Die Gartenarchitektur jener Bezirke ist aufs glücklichste berücksichtigt. Die stolzen Kaiserschlösser Schönbrunn und Hetzendorf füllen imponierend einen großen Teil dieses Bandes. Das alte Neugebäude, bald bestimmt zu fallen, ist sorgfältig aufgenommen.

Man staunt über die Menge des Schönen, das aus Privatbesitz hier in Wort und Bild vorgeführt wird. „Rembrandt in Währing“ (Tafel XXVI. Sammlung Guttmann), es klingt fast so paradox wie seinerzeit der „Rembrandt als Erzieher“, das konfuse künstlerische Modebuch von 1892. Nur ist unser Rembrandt der solidere! Ein Corregio der Sammlung Reisinger, selbst der neue Rubens des Hofschauspielers Kainz (Karl I.), die Perlen der Sammlung Kuranda erfreuen den Kenner.

Erstaunlich ist der Reichtum an antikem Kunstgut in diesem Wiener Terrain, wenn man nur z. B. die Sammlungen Matsch und Wix berücksichtigt. Nicht weniger als 52 Privatsammlungen sind hier kunstgeschichtlich fixiert. Zahlreich sind die Bilder von Alt-Wiener Häusern und Höfen voll intimem Reiz.

Richtigzustellen wäre Fig. 50 (Vollbild, Hetzendorf), nicht den „Großherzog Alexander von Lothringen“ darstellend, sondern den Herzog Karl von Lothringen. Gemeint ist der Schwager Maria Theresias, der ungleich seinem klugen Bruder Franz von Lothringen den Feldherrnlorbeer erringen wollte, ein Bestreben, das durch die Eckpunkte seiner militärischen Laufbahn: Chotusitz (1742) und Leuthen (1757) charakterisiert wird, sonst ein feiner und gebildeter Fürst. Auf seinen Medaillen, z. B. als Hoch- und Deutschmeister (nach dem Ableben seiner Gemahlin Maria Anna, Schwester Maria Theresias) nennt er sich nie Alexander allein, meist nur Karl, höchstens Karl Alexander.

Etwas mehr im Bilde berüchsichtigt hätte Ref. auch eine Wiener Kleinkunst gewünscht, in der Wien heute neben Paris exzelliert: die Medaille. Auch sie hat in ihrer heutigen Form theresianiche Tradition durch den besten Medailleur der Kaiserin, Matthäus Donner, Bruder des Raphael. Das Medaillchen aus der Sammlung Wünsch in Währing (Einzug Franz I. 1814) ist zu klein geraten für bildliche Wiedergabe. Raritätsgrade allein wären hier nicht zu berücksichtigen, nur der künstlerische Wert, wie es das Bestreben moderner Numismatiker ist.

Nur ungern trennen wir uns von diesem prächtigen Bande (37 Tafeln, 625 Textbilder!) und verweisen auf den jüngst (1909) erschienenen: Melk (481 Abbildungen im Text, 28 Tafeln). Er ist eigentlich eine Apotheose des hochragenden Stiftes und seines Baumeisters: Jakob Prandauer. Tietze hat sich ein nicht hoch genug anzuschlagendes Verdienst erworben durch die sachgemäße künstlerische Würdigung dieses gewaltigen Mannes, der sich im Melker Stiftsbau als Michael Angelo unserer Barocke bewährt; darum hätte ich auch gewünscht, daß die markigen Züge dieses Mannes, wie sie uns das große Bild im Kaisergang zu Melk darstellt, in einem Vollbild wiedergegeben worden wäre!

Eilen wir zum Schlusse: Nemmt alles nur in allem! Unsere österreichische Kunsttopographie ist ein vorzügliches Unternehmen, das Ref. allen Fachkollegen zur Anschaffung für die Lehrerbibliotheken

unserer Mittelschulen nur wärmstens empfehlen kann, es ist ein *standard work,* wie wir nur wenige ihm zur Seite zu stellen haben! Das müßte ein geist- und herzloser Mietling sein, der nicht beim Anblick dieser Pracht der Kunst- und Naturdenkmale sagen müßte: „Schön bist du, mein Vaterland!"

Wien. Josef Schwerdfeger.

Pahde-Lindemann, Leitfaden der Erdkunde für höhere Lehranstalten. V. Heft: Oberstufe. Mit 52 Abbildungen im Text. Berlin und Glogau, Verlag von Carl Flemming 1908. (Buch- und Kunstdruckerei, A. G.)

Das handliche Büchlein zeichnet sich, gleich den früher an dieser Stelle besprochenen Bändchen desselben Werkes durch übersichtliche Anordnung des Stoffes und der Altersstufe der Schüler (Obersekunda und Prima, also unserer VII. und VIII. entsprechend) angepaßte Diktion aus. Von praktischer Bedeutung sind einzelne Abschnitte, die Kenntnisse vermitteln, deren man wirklich oft im täglichen Leben bedarf, wie z. B. Punkt 12. „Kalender" oder die Schlußkapitel, in denen der moderne Verkehr in gedrängter Weise gewürdigt wird. Alles in allem ist hier sicherlich ein sehr brauchbarer Behelf für den Unterricht auf der Oberstufe reichsdeutscher Anstalten geboten.

Wien. B. Imendörffer.

Dr. Karl Schwering und Dr. Wilhelm Krimphoff, Ebene Geometrie. Nach den neuen Lehrplänen bearbeitet. Sechste Auflage. Mit 160 Figuren im Text. 138 SS. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbuchhandlung 1908. Preis geb. Mk. 2·29.

Man hat es hier mit einem guten Lehrbuch zu tun, das mit Geschick in jene Teile der Planimetrie einführt, die in den neuen Lehrplänen Deutschlands an den höheren Schulen vorgeschrieben sind. Die nähere Betrachtung *harmonischer Gebilde* und der *direkten* und *inversen Kreisverwandtschaft* ist für Schüler dieser Stufe jedenfalls viel wertvoller als die Behandlung mancher anderer Kapitel der Planimetrie.

Der Verf. überwindet unter Benützung sehr guter Figuren glücklich die großen Schwierigkeiten der Einführung in diesen Gegenstand. Seiner Ansicht, daß ein Lehrbuch der Planimetrie, „das gleichzeitig dem Anfänger und dem mathematisch Gebildeten genügen soll", heute ein Unding sei, ist vollständig beizustimmen. Meines Erachtens geht aber der Verf. an einigen Stellen in der Verhüllung der Schwierigkeiten doch etwas zu weit, z. B. bei den *Verhältnissen in kommensurablen Strecken.* Man kann diesen Fall

allerdings nicht erledigen, dennoch meine ich, daß im Interesse der Ehrlichkeit des Unterrichtes diese Lücke aufgedeckt werden muß, zumal da es mir keineswegs wünschenswert erscheint, im Schüler das Gefühl zu erzeugen, als habe er etwas vollständig Abgeschlossenes gelernt. Dies scheint übrigens auch der Verf. gefühlt zu haben, aber die wenigen klein gedruckten Zeilen (S. 85) enthalten keine genügende Aufklärung.

Die *Schlußbemerkungen* (S. 135 ff.) entspringen wohl einem Kompromisse; sonst hätte der Verf. darin nicht auch von Dingen gesprochen, unter denen sich bei ihrer Unvollständigkeit weder der mathematisch Gebildete noch der Laie etwas denken kann.

Das Buch sei bestens empfohlen.

Wien. Suppantschitsch.

August Righi, Die Bewegung der Jonen bei der elektrischen Entladung. Deutsch von Max Iklé. Mit drei Tafeln und 12 Figuren im Text. Leipzig, J. A. Barth 1907. 70 SS. 8°.

Grundvorstellungen über die Elektrizität: „Die Elektrizität wird angesehen als zusammengesetzt aus unzählig kleinen Teilchen, die alle untereinander gleich sind, und ... denen man den Namen Elektronen gegeben hat“ (S. 5). Eigenschaften der Elektronen (S. 6). Der „Vorgang der Elektrolyse ist den Jonen zuzuschreiben, welche durch die von den Elektroden ausgehenden elektrischen Kräfte in Bewegung gesetzt werden“ (S. 7). „Das Studium der elektrischen Entladungen in Gasen hat in jüngster Zeit Tatsachen aufgestellt, welche noch unmittelbarer die Annahme der Elektronen stützen. Besonders fruchtbar ist das Studium der Entladungen in Gasen bei tiefen Drucken geworden, weil unter solchen Verhältnissen die verschiedenen Teile der Entladung deutlicher unterschieden erscheinen“ (S. 9).

Änderungen, die die Entladungserscheinungen erleiden bei der Verdünnung der Luft. Positives Licht und Glimmerlicht, Faradayscher dunkler Raum. Erste negative Schicht. Dunkler Kathodenraum. Kathodenstrahlen und Eigenschaften derselben. Vorführung eines Versuches, der den Verf. zur Annahme bringt, daß die mechanische Wirkung der Kathodenstrahlen, wenn nicht ganz, so doch wenigstens zum großen Teile, eine sekundäre Wirkung der durch sie erzeugten Erwärmung sei“ (S. 12).

Wirkung eines Magnetfeldes auf die Kathodenstrahlen (Versuch mit der Braunschen Röhre) (S. 15). „Heutzutage... gibt es meiner Ansicht nach niemanden, der nicht davon überzeugt wäre, daß die Kathodenstrahlen nichts anderes sind als die Bahnen der mit sehr schneller Bewegung ausgestatteten negativen Ladungen“ (S. 16). Während zur Zeit der ersten Veröffentlichungen von Crookes an-

genommen wurde, „daß die in Bewegung befindlichen Teilchen die Moleküle des in der Röhre enthaltenen verdünnten Gases selbst seien", nimmt man heute an, „daß diese Teilchen nichts weiter sind als die freien negativen Elektronen" (S. 17).

Angabe der erwiesenen Tatsachen, auf Grund deren man der Elektronentheorie erst Bedeutung beizulegen begonnen hat (S. 17 und 18).

Betrachtung darüber „wie die Jonen in Gasen entstehen und wie sie sich verhalten, wenn der Vorgang der elektrischen Entladung eintritt" (S. 26 ff.).

Versuche mit dem elektrischen Schatten, welche bestätigen „die regelmäßige und geordnete Bewegung der Jonen in Bahnen, die ganz oder nahezu mit den Linien elektrischer Kraft zusammenfallen" (S. 43 ff.).

Der Zweck der ganzen Schrift ist, „eine Vorstellung von dem Mechanismus der Entladungen in einigen Spezialfällen zu geben, d. h. von der Art und Weise, wie diese durch die in Bewegung befindlichen Jonen zustande kommen"; sie soll den Zuhörer, bezw. den Leser „von der großen Bedeutung überzeugen, welche der Elektronentheorie zukommt, und von der Leichtigkeit, mit welcher sie uns ein Modell der verschiedenartigsten elektrischen Vorgänge zu liefern vermag".

Im einzelnen muß auf das mit 12 Figuren im Text und mit drei Tafeln ausgestattete Werkchen selbst verwiesen werden.

Wien. Joh. A. Kail.

Ziel und Struktur der physikalischen Theorien von Pierre Duhem, Professor der theoretischen Physik an der Universität Bordeaux. Autorisierte Übersetzung von Dr. Friedrich Adler, Privatdozent an der Universität Zürich. Mit einem Vorwort von Ernst Mach. Leipzig, J. A. Barth 1908. Preis geb. 9 Mk.

Der Verf. hat in dem vorliegenden Buche, das eine sehr schätzenswerte erkenntniskritische Arbeit darstellt, gezeigt, wie — um mich der Worte Machs zu bedienen, der diesem Buche ein Vorwort vorangeschickt hat — „die physikalische Theorie allmählich aus einer vermeintlichen Erklärung auf Grundlage einer vulgären oder mehr oder weniger wissenschaftlichen Metaphysik in ein auf wenigen Prinzipien ruhendes System mathematischer, die Erfahrungen ökonomisch beschreibender und klassifizierender Sätze sich umwandelt". Dabei hat der Verf. in seinen Erörterungen stets die lebendigen historischen Tatsachen herangezogen. Dadurch, daß der Verf. das Prinzip der Ökonomie des Denkens an die Spitze gestellt hat, ist es ihm gelungen, eine Reihe von Problemen in ein neues Licht zu setzen und einige Tatsachen der historischen Entwicklung anders zu deuten, als es bisher geschehen ist. Wie

der Experimentalforscher ein Instrument, das er zum Studium einer Erscheinung verwendet, nach allen Richtungen analysiert, hat der Verf. die physikalische Theorie analysiert, indem er zunächst ihr Ziel mit Genauigkeit feststellte, dann nach Erkennung desselben ihre Struktur prüfte. Die aufgestellten Behauptungen wurden durch Beispiele erläutert, Erörterungen, die in keinem unmittelbaren Zusammenhange mit der Wirklichkeit stehen, sind vermieden worden. Der Verf. hat an mehreren Stellen betont, daß seine Schrift aus der täglichen Praxis der Wissenschaft sich entwickelt hat und keineswegs die in diesem Buche aufgenommene Auffassung als ein logisches System zu betrachten ist.

Der erste Teil des Buches ist der allgemeine. In diesem wird die physikalische Theorie und die metaphysische Erklärung zunächst in Zusammenhang gebracht und gezeigt, daß kein metaphysisches System für den Ausbau einer physikalischen Theorie ausreicht; weiters zeigt der Verf., daß die Theorie die Tendenz hat, sich in eine naturgemäße Klassifikation umzuformen. Die Rolle der naturgemäßen Klassifikation und der Erklärungen in der Entwicklung der physikalischen Theorien wird im nachfolgenden beleuchtet. Sehr lesenswert ist das letzte Kapitel des ersten Abschnittes „Die abstrakten Theorien und die mechanischen Modelle". Im besonderen wird hier die englische Methode eingehend besprochen und an einer Stelle des Buches gesagt, daß der englische Geist durch die umfassende Fähigkeit, sich konkrete Gruppierungen vorzustellen, und durch die geringe Fähigkeit für Abstraktion und Generalisation genau charakterisiert ist und daß diese eigenartige Form des Geistes eine eigenartige Form von physikalischer Theorie erzeugt, insoferne, als die Gesetze einer gewissen Gruppe in keiner Weise in ein logisches System zusammengefügt sind, sondern durch ein Modell dargestellt werden. Es wird auch gezeigt, daß diese englische Methode sich mit außerordentlicher Schnelligkeit verbreitet hat. Als Hauptgrund dieser Erscheinung ist der Utilitarismus zu betrachten. Hart klingen die Worte des Verf.s: „unter dem Einflusse des technischen Unterrichtes ist die theoretische Physik eine konstante Herausforderung des richtigen Denkens geworden".

Im zweiten Teile des Buches wird auf das besondere Gefüge der physikalischen Theorie näher eingegangen. Hier werden Quantität und Qualität, die primären Qualitäten, die mathematische Deduktion und die physikalische Theorie, das physikalische Experiment und das physikalische Gesetz, der Zusammenhang der physikalischen Theorie und des Experimentes, das Wesen und die Wahl der Hypothesen besprochen. Zur Erläuterung des einzelnen werden immer historische Beispiele herangezogen. Von besonderer Bedeutung ist der Schluß, den der Verf. aus seinen Betrachtungen zieht, daß der Unterricht weder rein deduktiv, noch rein induktiv vorgehen kann, daß die beste Darlegung die historische ist, die sich dem Entwicklungsgange der Wissenschaft anschließt. Betont wird

auch der Satz, daß die Hypothesen nicht ein Produkt einer plötzlichen Schöpfung, sondern das Ergebnis einer fortschreitenden Entwicklung sind, daß sie also nicht willkürlich erfunden oder gewählt wurden, sondern, allmählich keimend, sich den Forschern aufgedrängt haben.

Wenn der Verf. die Behauptung ausspricht, daß die Darlegung der Geschichte eines physikalischen Prinzipes gleichzeitig die logische Analyse desselben bedeutet, muß ihm vollends beigestimmt werden, ebenso, wenn er sagt: „Jedesmal, wenn der Geist des Physikers in die Gefahr gerät, einen Exzeß zu begehen, bringt ihn das Studium der Geschichte durch einen entsprechenden Verweis auf den rechten Weg; sie hält ihn in jenem Zustande des vollkommenen Gleichgewichtes, in dem er richtig das Ziel und die Struktur der physikalischen Theorien einschätzen kann". Während z. B. die Geschichte der Mathematik großes Interesse beansprucht, aber für das Verständnis der Mathematik nicht wesentlich ist, ist dies in der Physik nicht der Fall; in dieser muß jede wesentliche Hypothese durch ihre Geschichte gerechtfertigt sein.

Das vorliegende Buch, reich an Gedanken und reich an Inhalt, möge auch in Deutschland Anerkennung finden; sein Verf. ist nicht nur durch seine prächtigen Leistungen auf allen Gebieten der theoretischen Physik und Chemie, sondern auch durch seine Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte der Physik, namentlich der älteren, bekannt. Wir sind überzeugt, daß der Leser des Buches in diesem manche wertvolle Aufklärung finden und durch dieses wesentlich gefördert werde.

Wien. Dr. I. G. Wallentin.

Monatshefte für den naturwissenschaftlichen Unterricht aller Schulgattungen. Herausgegeben von B. Landsberg und B. Schmid. I. Band, 4.—12. Heft 1908; II. Band, 1.—3. Heft 1909. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner.

Diese Zeitschrift deren Erscheinen wir schon im Vorjahre angezeigt haben, ist gleich ihrer Vorgängerin „Natur und Schule" ein ungemein reichhaltiges, der Schule und dem Lehrer wärmstens zu empfehlendes Organ, das die Fortschritte der naturwissenschaftlichen Forschung in allgemein gehaltenen Artikeln und in Spezialarbeiten registriert und das an dem Ausbau der Lehr- und Erziehungskunde in ganz ausgezeichneter Weise mitzuarbeiten berufen ist.

Um dieses zu beweisen, sollen im folgenden einige Artikel aus den uns vorliegenden Heften hervorgehoben werden.

In Heft 5 (1908) bespricht B. Schmid die naturwissenschaftlichen Lehrpläne der bayerischen Oberrealschulen und kommt zu dem Resultate, daß trotz verschiedener Mängel diese neuen Lehr-

pläne ohne Zweifel einen wichtigen und sehr erfreulichen Fortschritt bedeuten. E. Krüger berichtet über biologische Übungen an der Oberrealschule vor dem Holstentore in Hamburg, die sich vornehmlich auf mikroskopischem Gebiete bewegen. Ein sehr lesenswerter Artikel von E. Grimsehl behandelt die elektrischen Wellen im Unterricht; das gegenwärtig so aktuelle Thema „wie fliegt der Vogel?" beleuchtet Karl Milla (Wien) in instruktiver Weise (7. und 8. Heft). Auch die sexuelle Aufklärung in den höheren Lehranstalten erfährt von Ferdinand Kemsies in Weißensee-Berlin eine ausführliche Bearbeitung. Der Verf. hebt zuerst den Wert der sexuellen Belehrung vor und beantwortet die vier wichtigen Fragen: Wer soll die Aufklärung übernehmen? Wie, wo und wann soll sie stattfinden? folgendermaßen. Die bedeutungsvollste ist zunächst die „Wann-Frage". Es soll nun, so meint der Verf., zu jeder Zeit, von der ersten Jugend an bis zur Erlangung der körperlichen, geistigen und moralischen Reife aufgeklärt werden. „Es ist eine bewährte pädagogische Erfahrung, daß eine einmalige oder kurze und mehr gelegentliche Einwirkung fast spurlos an der Jugend vorübergeht, zu einem vollen Erfolg führt allein ein systematisches und allseitiges Vordringen, das den fortschreitenden Altersstufen streng angepaßt ist. Daher müssen wiederholte Belehrungen im Hause durch Vater und Mutter stattfinden; während der Schulzeit sind sie dem Lehrer und Erzieher wie der öffentlichen Lehranstalt mit zu übertragen. Den ins Leben tretenden Schülern wird wohl der Arzt die volle Aufklärung in besonderen Kursen geben können." Sehr hübsch ist auch der Absatz über sexuelle Pflichten- und Anstandslehre.

Eine gute und übersichtliche Zusammenstellung alles Wissenswerten über Isomerie, Allotropie und Polymorphie bietet ein Aufsatz von Dr. Gustav Schneider (Dresden), die Nutzbarmachung der atmosphärischen Luft beleuchtet Prof. Dr. Henniger (Charlottenburg), für weite Kreise lehrreich und nutzbar ist der Artikel „Die natürlichen Feinde der Schmetterlinge und ihre Bedeutung im Haushalte der Natur" von Julius Stephan in Seitenberg. Unser Kollege Kleinpeter in Gmunden kritisiert den „Sprachunterricht" und stellt ihm den „Sachunterricht" entgegen; seinen Anschauungen werden die Philologen wohl nicht zustimmen. „Über radioaktive Umwandlung" handelt ein Aufsatz von Universitätsprofessor Dr. Riecke (Göttingen), der in außerordentlich durchsichtiger Weise dieses merkwürdige Problem klarlegt; der Verf. schließt mit der Frage nach der Herkunft des Radiums: „Es ist ein Zerfallsprodukt des Uraniums und bildet sich noch immer aus dem Vorrat von Uranium, der sich in unbekannter Zeit in der Erde angehäuft hat ...... die Erfahrungen, über die wir verfügen, genügen aber nicht, um die Frage zu entscheiden, ob es sich nicht, wenn wir den Zerfallprozeß ganz ungestört sich vollziehen lassen, um die Erreichung des Gleichgewichtszustandes handelt, bei dem einer be-

stimmten Menge noch vorhandenen Radiums eine bestimmte Menge des strahlenlosen Endproduktes, also vielleicht des Bleis, gegenübersteht.“ Damit ist die Umwandlungsmöglichkeit der Metalle, bezw. Elemente zugegeben, der alte alchymistische Traum erfüllt, „allerdings in einem Sinne, der uns nur ideale Güter der Erkenntnis, nicht materiellen Gewinn verheißt. Wäre das Gold ein radioaktives Element, so würde es von selber nur in Silber, dieses in Kupfer sich verwandeln. Von selber würde also nur eine Entwertung der Elemente eintreten.“

Das 3. Heft des zweiten Bandes ist größtenteils den Manen Darwins gewidmet; Prof. Lotsy in Leiden, der Sekretär der „Assoziation internationale des Botanistes“, veröffentlicht zur Feier des 100. Geburtstages Darwins einen prachtvollen Artikel über Charles Darwin und den gegenwärtigen Stand des Darwinismus, der Herausgeber B. Schmid, Die Beziehungen Darwins und seiner Lehren zur Schule.

Diese wenigen Artikel, die ich aus dem reichen Inhalte der „Monatshefte“ hervorgehoben, mögen zeigen, welche wertvolle Bereicherung unsere periodische naturwissenschaftliche Literatur durch die neue Zeitschrift erfahren hat.

Krems. Dr. T. F. Hanausek.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Bericht über den vom 5.—16. Oktober 1909 in Berlin abgehaltenen naturwissenschaftlichen Ferienkurs für Lehrer höherer Schulen.

Durch das liebenswürdige Entgegenkommen der preußischen Behörden, insbesondere des Herrn Geheimen Regierungsrates Dr. O. Vogel, hatte ich Gelegenheit, den Ferialkurs in Berlin mitzumachen. Für die Bewilligung muß ich als Ausländer um so dankbarer sein, als für diese Kurse aus Preußen selbst immer mehr Anmeldungen als Arbeitsplätze vorhanden sind. Die Kurse finden gleichzeitig für Lehrer der Physik und Naturwissenschaften statt, was darin seinen Grund hat, daß in Deutschland meistens Physiklehrer Naturgeschichte, besonders Mineralogie, übernehmen müssen und umgekehrt Naturhistoriker oft Physikunterricht erteilen.

Die Kurse bestanden in einem naturwissenschaftlichen Ferienkursus für Lehrer höherer Schulen in Verbindung mit praktischen Kursen in der alten Urania und wurden nach dem beiliegenden Programm abgehalten

(Dieses Programm befindet sich auf S. 164 und 165.)

Die Übungen der Gruppe *A*, der ich angehörte, wurden Vormittag in dem von Prof. Hahn eingerichteten Musterlaboratorium für Schülerübungen abgehalten, Nachmittag in einer zu diesem Zwecke hergerichteten mechanischen Werkstätte.

An ausgewählten Beispielen aus dem Handbuche für physikalische Schülerübungen des Leiters, hauptsächlich aber im persönlichen Verkehre mit ihm hatten die Teilnehmer reichlich Gelegenheit, sich über den jetzigen Stand der Schülerübungsfrage zu orientieren. Erläutert wurden die Einrichtungen von Laboratorien und viele speziell für Schülerübungen vorhandene Apparate.

Bei den praktischen Übungen in der mechanischen Werkstätte lehrte Mechaniker und Optiker Hintze Hart- und Weichlöten und einige Glasarbeiten.

<table>
<tr><th>Dienstag,
den 5. Oktober</th><th>Mittwoch,
den 6. Oktober</th><th>Donnerstag,
den 7. Oktober</th><th>Freitag,
den 8. Oktober</th><th>Sonnabend,
den 9. Oktober</th></tr>
<tr><td rowspan="4">Alte Urania
(Invalidenstraße
57/65
11 Uhr
Eröffnung des Kursus durch den Provinzial-Schulrat Geheimen Regierungsrat
Dr. O. Vogel</td><td>9–10½</td><td>9–10½</td><td>9–10½</td><td>9–10½</td></tr>
<tr><td colspan="2">Physikalisches Institut
(Reichstagsufer 7/8)</td><td colspan="2" rowspan="3">Mineralogisch-petrographisches Institut
(Invalidenstraße 43)
Geheimer Bergrat Prof. Dr. Liebisch:
„Neuere Anschauungen und Hilfsmittel auf dem Gebiete des mineralogischen Unterrichts“
Im Anschluß:
Besichtigung des Instituts</td></tr>
<tr><td>Geheimer Regierungsrat Prof. Dr. Rubens:
„Über das Sehen im Hellen und Dunkeln“</td><td>Prof. Dr. Gehrke:
„Neuere Forschungen über die Strahlen der positiven Elektrizität“</td></tr>
<tr><td colspan="2">Im Anschluß:
Besichtigung des Instituts</td></tr>
<tr><td rowspan="4">Im Anschluß hieran:
Besichtigung der Ausstellung physikalischer und chemischer Lehrmittel unter Führung des Prof. Dr. Heyne</td><td>11½–1½</td><td>11½–1½</td><td>11½–1½</td><td>11½–1½</td></tr>
<tr><td colspan="4">Alte
Gruppe A: Prof. Hahn: „Ausgewählte Schülerübungen aus allen
Gruppe B: Prof. Dr. Böttger: „Übungen in der Ausführung
Gruppe C: Mechaniker und Optiker Hintze unter Beirat von Prof.
Gruppe D: Prof. Dr. Röseler: „Zoologische Übungen mit besonderer</td></tr>
<tr><td>3½–5½</td><td>3½–5½</td><td>3½–5½</td><td>—</td></tr>
<tr><td colspan="4">Alte
Gruppe A und B: Mechaniker und Optiker Hintze unter Beirat
Gruppe C: Prof. Bohn: „Schulversuche aus dem Gebiete der Akustik
Gruppe D: Prof. Dr. Kolkwitz: Prakt. Übungen aus dem Gebiete</td></tr>
<tr><td rowspan="2">Bemerkung:
Die Ausstellung ist bis Donnerstag, den 14. Oktober, täglich mit Ausnahme des Sonntags von 10 bis 5 Uhr geöffnet</td><td></td><td>7–9</td><td></td><td></td></tr>
<tr><td></td><td>Alte Urania
Prof. Dr. Diels:
„Naturbilder aus dem Kapland nach eigenen Reisen“
(Mit Lichtbildern)</td><td></td><td></td></tr>
</table>

Montag, den 11. Oktober	Dienstag, den 12. Oktober	Mittwoch, den 13. Obtober	Donnerstag, den 14. Oktober	Freitag, den 15. Oktober
9—10½	9—10½	9—10½	9—10½	9—10½
Physikalisch-technische Reichsanstalt (Werner Siemens-straße 7—12) **Prof. Dr. Disselhorst:** „Elektrische Schwingungen und drahtlose Telegraphie" Im Anschluß: Besichtigung der Reichsanstalt	**Zoologisches Institut (Invalidenstraße 43)** **Prof. Dr. Brauer:** „Einfluß der Eiszeit auf die europäische Fauna" Im Anschluß: Besichtigung des Instituts	**Technische Hochschule (Charlottenburg) Berlinerstraße 171/172** **Prof. Dr. Meyer:** „Die physikalischen Grundlagen der technischen Elastizitätslehre" (Mit Vorführungen im Festigkeitslaboratorium)		**Chemisches Institut (Hessische Straße 1)** **Prof. Dr. Franz Fischer:** „Über die elektrolytische Gewinnung und Verarbeitung der Metalle" Im Anschluß: Besichtigung des Instituts
11½—1½	11½—1½	11½—1½	11½—1½	Freitag nachmittags und Sonnabend, den 16. Oktober: „Geologische Exkursion nach dem Böhmischen Mittelgebirge unter Führung des Geheimen Bergrates Prof. Dr. Liebisch
Urania Gebieten der Physik" chemischer und elektrochemischer Unterrichtsversuche" Dr. Heyne: „Praktische Übungen in der mechanischen Werkstatt" Rücksicht auf den für biolog. Schülerübungen wichtigen Lehrstoff"				
3½—5½	3½—5½	—	3½—5½	
Urania von Prof. Dr. Heyne: „Prakt. Übungen in der mech. Werkstatt" und Optik" der Mikroskopie, Entwicklungsgeschichte u. Physiologie der Pflanzen"				
7—9				
Alte Urania Aeronaut Hauptmann a. D. von Krogh: „Entwicklung und augenblicklicher Stand der Luftschiffahrt" (Mit Lichtbildern)				**Schluß des Kursus:** Sonnabend abends in Aussig durch den Provinzial-Schulrat Geheimen Regierungsrat Dr. Vogel

Die Vorträge des Ferialkurses waren für alle Hörer eine willkommene Bereicherung ihres Wissens und eine Anregung, die neueren Fortschritte der Wissenschaft im Auge zu behalten.

Der Hauptwert lag aber in den praktischen Kursen, in denen sich die Lehrer für die Einführung von Schülerübungen vorbereiten konnten.

Das Ziel, dem auch wir an den österreichischen Mittelschulen zustreben müssen, ist die obligatorische Einführung von Schülerübungen in allen Klassen, in denen Physik gelehrt wird, sowie die innige Verbindung derselben mit dem Klassenunterrichte. Dazu gehört nach Lösung der Geldfrage die Vorbereitung der Lehrer für die neue Aufgabe.

Welche Bedeutung diesem Umstande zukommt, kann man schon aus der Lösung dieser Frage in Preußen ersehen. Dort hat der Staat unter Leitung des Geheimen Regierungsrates Dr. O. Vogel in der alten Urania praktische naturwissenschaftliche Kurse eingerichtet, und zwar Halbjahreskurse und Ferienkurse.

Die Halbjahreskurse sind ausschließlich für die Kandidaten und Oberlehrer von Berlin und seinen Vororten bestimmt. Die Übungen werden, da die Lehrer an den Vormittagen durch den Unterricht in Anspruch genommen sind, an Nachmittagen abgehalten. Der Umfang der Kurse kann aus dem Programm des letzten Halbjahreskurses ersehen werden, der in der Zeit von Mitte Mai bis Mitte September mit Unterbrechung während der großen Ferien von Anfang Juli bis Mitte August stattfand.

1. Übungen in der Anatomie und Biologie der höheren Tiere (Freitag Nachmittag, 5—7 Uhr).

2. Botanische Exkursionen (Mittwoch Nachmittag).

3. Schulversuche aus dem Gebiete der Wellenlehre und Akustik (Mittwoch Nachmittag, 5—7 Uhr).

4. Übungen im Vorbereiten und Leiten von messenden Schulversuchen aus allen Gebieten der Physik (Dienstag Nachmittag, 5—7 Uhr).

5. Übungen in der Vorbereitung und Ausführung von chemischen Schulversuchen (Dienstag Nachmittag, 5—7 Uhr).

6. Anleitung zum Unterricht in der darstellenden Geometrie verbunden mit praktischen Übungen (Montag Nachmittag, 5—7 Uhr).

7. Praktische Übungen in der mechanischen Werkstätte (I. Gruppe: Montag Nachmittag, 5—7 Uhr; II. Gruppe: Dienstag Nachmittag, 5—7 Uhr).

Für die Lehrer auswärtiger Anstalten werden Ferialkurse in konzentrierter Form abgehalten. In diesen Kursen, zu denen auf Vorschlag der kgl. Provinzialkollegien jedesmal 35—40 Herren einberufen werden, wird in der kurzen Zeit von 14 Tagen das Programm eines Halbjahreskurses absolviert.

Über den letzten Ferienkurs in Berlin habe ich oben ausführlich berichtet.

Ähnliche Einrichtungen wären auch bei uns erwünscht, um unseren Lehrern die gleiche Möglichkeit zu bieten, sich praktisch auszubilden.

Daher möge der Staat an die Errichtung naturwissenschaftlicher Kurse nach obigem Muster schreiten. Die Abhaltung derselben würde

einerseits den Lehrern, die bereits Schülerübungen eingeführt haben, neue Gesichtspunkte eröffnen und manche wertvolle Anregung bringen, anderseits den Lehrern, die Schülerübungen einführen wollen, über die ersten Schwierigkeiten hinweghelfen.

Zum Schlusse möchte ich noch darauf hinweisen, daß viele Lehrer durch den Besuch der Kurse zu Versuchen mit Schülerübungen angeregt würden und wir gerade durch diesen Umstand in die Lage kämen, in der neuen Unterrichtsmethode reiche Erfahrungen zu sammeln. So könnten wir der Lösung der Schülerübungsfrage, das richtige Verhältnis zwischen dem Demonstrationsunterrichte und der praktischen Betätigung der Schüler herzustellen, erfolgreich zustreben.

Brünn. Dr. F. Zinner.

Die neue Notenskala.

Das Ministerium für Kultus und Unterricht schrieb mit Erlaß vom 11. Juni 1908, Z. 26.651, für die Bewertung der Leistungen von Mittelschülern neue Bezeichnungen vor. Die früheren Noten lauteten: vorzüglich, lobenswert, befriedigend, genügend, nicht genügend und ganz ungenügend. Man sieht, daß für die guten wie für die schlechten Leistungen je zwei Bezeichnungen vorhanden waren, obwohl sie die ausnahmsweisen Leistungen bewerten sollten. Auch die regelmäßigen, die Leistungen des Mittelmaßes, wurden nur durch zwei Noten taxiert, nämlich durch befriedigend und genügend. Das ist nicht naturgemäß; denn bei der Taxierung der Mehrzahl der Leistungen sollte eine größere Auswahl bestehen. Die Vorzugszeugnisse und jene zweiter oder dritter Fortgangsklasse bilden bei jeder Abteilung von Schülern die Ausnahme; die Mehrzahl der Zeugnisse bedeutet immer erste Fortgangsklasse; aber alle drei Arten von Leistungen wurden bisher mit je zwei Noten bewertet.

Die neue Skala enthält nur vier Noten, je eine für die guten und schlechten Leistungen und zwei für die mittelmäßigen, die Mehrzahl der Leistungen. Das muß als ein Fortschritt betrachtet werden, weil für die Durchschnittsleistungen zwei Bezeichnungen bestehen. Die Namen selbst sind einfacher Natur, denn es sind nur zwei Ausdrücke, gut und genügend; durch die Partikel „sehr" wird „gut" gesteigert und „genügend" durch das „nicht" herabgedrückt. Bei der Anwendung dieser neuen Noten wird jeder Lehrer, der bisher zur Bewertung der Leistungen sich der vorgeschriebenen sechs Noten bedient hat, auf dieselben Rücksicht nehmen und sich fragen, mit welcher der früheren Noten diese oder jene Leistung etwa bewertet würde. Die angezogene Ministerialvorschrift gibt für die Taxierung Anhaltspunkte. Es heißt: Die Bezeichnung „sehr gut" ist für Leistungen bestimmt, die sich über das durchschnittliche Maß der Anforderungen erheben, ohne deshalb über die von Schülern zu erwartenden Leistungen hinauszugehen. Als „gut" ist eine Leistung zu bezeichnen, die sich als durchaus entsprechend, gemäß den an den Durchschnitt der Schüler zu stellenden

Forderungen darstellt. Als „genügend" hat eine Leistung zu gelten, wenn das Ziel des Unterrichtes noch als erreicht angesehen werden kann, der Schüler also nicht in allem das für den Durchschnitt der Schüler Geforderte geleistet hat. Leistungen, die unter diesem Minimum liegen, sind als „nicht genügend" zu bezeichnen. Aus dem Vorgeführten ergibt sich, daß „nicht genügend" die früheren Bezeichnungen ‚nicht genügend' und ‚ganz ungenügend' vertritt. „Sehr gut" kommt der früheren Note ‚vorzüglich' gleich, wahrscheinlich auch ‚lobenswert'; das frühere und neue „genügend" decken sich. Eine Schwierigkeit bietet die neue Note „gut". Bedeutet sie nur ‚befriedigend' oder ‚lobenswert' und ‚befriedigend' oder ‚lobenswert' allein? Ist „gut" eine Vorzugsnote oder eine Note der ersten Fortgangsklasse? Ehedem ergab ein Vorzugszeugnis, wenn die einzelnen Noten ‚vorzüglich' waren, oder ein ‚vorzüglich' und die übrigen ‚lobenswert'; lauteten alle Noten nur ‚lobenswert', so erzeugte dies kein Vorzugszeugnis, sondern ein Zeugnis erster Fortgangsklasse, während sonderbarerweise die eine Hälfte vorzüglich, die andere aber befriedigend ein Vorzugszeugnis abgab, obwohl die Resultierende nur lobenswert lautete, denn vorzüglich und befriedigend ergeben die Mittelnote lobenswert.

Was bestimmt diesbezüglich die angezogene Verordnung? In Nr. 10 heißt es: Hat ein Schüler wenigstens in der Hälfte der obligaten Gegenstände die Note „sehr gut" und in keinem dieser Gegenstände die Note „genügend", so ist er bei mindestens „entsprechendem" Betragen als zum Aufsteigen „vorzüglich" geeignet zu betrachten. Nach dieser Angabe wird die Note „gut" nicht wie das frühere ‚lobenswert', sondern wie das alte „befriedigend" betrachtet. Denn zum Ergebnis eines Vorzugszeugnisses mußte jedes ‚befriedigend' durch ein ‚vorzüglich' aufgewogen werden. Würde das neue „gut" dem früheren ‚lobenswert' gleichwertig sein, so würde es dieses Ausgleiches nicht bedürfen. Nach dieser Bestimmung hat das neue „gut" den Wert des früheren ‚befriedigend'. Ist diese Auffassung richtig, dann faßt die Note „sehr gut" das frühere ‚vorzüglich' und ‚lobenswert' in sich; demnach ergibt sich nur eine Note für ‚vorzüglich geeignet' und naturgemäß auch nur eine Bezeichnung für die schlechten Leistungen und daher für die Durchschnittsleistungen, die weitaus die Mehrzahl ausmachen, die zwei Noten „gut" und „genügend", gleichwertig dem früheren ‚befriedigend' und ‚genügend'. Dieser Anschauung widerspricht, wie es den Eindruck macht, die Ministerialbestimmung, welche als „gut" solche Leistungen bezeichnet, die als d u r c h a u s entsprechend gemäß den an den Durchschnitt der Schüler zu stellenden Anforderungen zu bewerten sind. Freilich kann man nach dieser etwas dehnbaren Erklärung in „gut" auch das frühere lobenswert' inbegriffen finden.

Eine genaue und einstimmige Ansicht hierüber ist von praktischem Wert und folgenreich. Es ist notwendig, daß in jeder einzelnen Lehranstalt alle Professoren die mittelmäßigen Leistungen gleich bewerten und daß dasselbe Vorgehen an allen Lehranstalten eingeschlagen wird, für welche die Einhaltung der neuen Notenskala Vorschrift ist. Tatsächlich besteht diese Einheitlichkeit nicht. Eine Leistung, die nach der alten Skala mit ‚lobenswert' versehen worden wäre, bewertet jetzt der eine

Lehrer mit „sehr gut", ein anderer bezeichnet sie als „gut", welch letztere Note beim Gesamturteil jenem als befriedigend gilt. Diese Unsicherheit in der Taxierung der Note „gut", bezw. „sehr gut" ein Ende zu bereiten und ein gleichmäßiges Vorgehen zu erzeugen, vermag nur eine Erklärung der obersten Schulbehörde, dahinlautend: „sehr gut" gilt als ‚vorzüglich und lobenswert', „gut" dagegen als ‚befriedigend' der alten Notenskala. Alle anderweitigen Erörterungen haben nur subjektiven Wert. Sollte diese Bewertung aber nicht der oberbehördlichen Anschauung entsprechen, so werde dies unzweideutig bekannt gemacht, damit jeder Lehrer weiß: „gut" bedeutet nicht bloß ‚befriedigend', sondern auch ‚lobenswert' oder es ist nur gleichwertig dem alten ‚befriedigend'.

Die neuen Verordnungen bezwecken einen Fortschritt, eine billige, wohlwollende Behandlung der Schüler, ein humanes Vorgehen. In dieses Gebiet gehört auch die Schulgeldangelegenheit. Hierin liegt m. E. eher ein Rückschritt vor. Die Verordnung vom 11. Juni 1908 enthält folgende Bestimmung (8): „Über das Ergebnis der Konferenz am Schlusse des ersten Semesters erhält jeder Schüler einen Ausweis (Semestralzeugnis), der die Noten aus allen Lehrgegenständen und das Urteil über das Betragen, jedoch kein Urteil über den Gesamterfolg zu enthalten hat. Demnach bringt dieser Ausweis nur einen Konferenzbericht, den Bericht über die dritte Konferenz, eine Zusammenfassung der bisherigen Leistungen und des bisherigen Betragens; es bildet aber keinen Abschluß; darum erhält auch der Schüler am Ende des Schuljahres ein Jahreszeugnis, aber nicht ein Zeugnis über das zweite Semester. Dieses bringt den Gesamterfolg des ganzen Jahres und wird auch bezüglich des Aufsteigens in die nächste Klasse taxiert. Dieses Zeugnis, Jahreszeugnis genannt, enthält daher über die Leistungen der Schüler und ihr Betragen die Noten über das ganze Jahr und nicht etwa bloß über das zweite Semester, es muß als Jahreszeugnis daher auch die Noten des Ausweises berücksichtigen. Da herrscht abermals nicht Einigkeit; denn ein Lehrer betrachtet beide Semester als etwas Getrenntes, wie ehedem, er erteilt daher am Ende des ersten Semesters eine abschließende Note und berücksichtigt diese im zweiten Semester nicht mehr, sondern betrachtet dieses als einen selbständigen Teil. Einem anderen Lehrer erscheint dieses Vorgehen als unbegründet; ihm gilt das zweite Semester nur als eine Fortsetzung des ersten, daher rechnet er diese Noten auch in die Bewertung des Jahresschlusses ein. Auch hierin sollte Einheitlichkeit, Klarheit herrschen. Eine Ministerialerklärung stelle diese her.

Diese abweichende Anschauung hat aber noch eine recht empfindliche Folge. Von der Gestalt des Jahreszeugnisses, ja selbst des Ausweises hängt ab die Befreiung von der Entrichtung des Schulgeldes, das ziemlich hoch ist, oder der Verlust der genossenen Befreiung, ferner die Würdigung der Stipendisten. Zur Regelung dieser wichtigen Angelegenheit erließ das h. Unterrichtsministerium am 7. März 1909, Z. 8890, eine eigene Verordnung; sie beabsichtigt im allgemeinen eine Milderung gegenüber den früheren Bestimmungen. Es gelten hiebei auch die Noten des Ausweises. Im Falle der Anschauung, daß die Noten des Ausweises ins Jahreszeugnis

einzubeziehen sind, bedeuten sie aber eine Verschärfung. Nehmen wir ein Beispiel. Der Fleiß, das Benehmen eines Schülers lassen im ersten Semester manches zu wünschen übrig; er bekommt daher im Ausweise als Betragensnote im besten Falle „entsprechend“, daher verliert er die Schulgeldbefreiung, bezw. er kann um Befreiung davon nicht einreichen.

Die Folgen öffnen dem mutwilligen, disziplinwidrigen Studenten die Augen; er bessert sich, wenn er auch nicht tadellos sich benimmt; er erhält daher beim Schlusse des zweiten Semesters die Note „gut“, was dem früheren ‚befriedigend‘ gleichkommt. Nach der früheren Praxis kann er mit Beginn des neuen Schuljahres um die Befreiung vom Schulgelde mit Aussicht auf Erfolg einreichen. Geht aber dies, wenn des Ausweises ungünstige Betragensnote, die im zweiten Semester noch nicht vollends entfernt wurde, im Jahreszeugnis eingerechnet wird, also ‚entsprechend‘ lautet? Nach der Anschauung der einen Lehranstalt und nach dem tatsächlichen Vorgehen im abgelaufenen Schuljahre geht dies nicht an, daher ist ein solcher Schüler verpflichtet, auch noch im ersten Semester des nächsten Schuljahres das Schulgeld zu entrichten. Das ist eine Verschärfung, und zwar sehr empfindlicher Natur, denn sie kann 30—50 *K* kosten. An einer anderen Anstalt rechnet man die Betragensnote des Ausweises im Jahreszeugnis nicht ein, daher kann ein Schüler derselben die Befreiung vom Schulgelde um ein Semester früher erlangen als an jener Anstalt, an der das Jahreszeugnis die Betragensnote auch des Ausweises berücksichtigt. Diese empfindliche Abweichung bedarf einer hohen Regelung behufs einheitlichen Vorgehens[1]).

Hall in Tirol. P. Adjut Troger.

---

[1]) Unseres Erachtens erschwert die Beziehung auf die frühere Notenskala bei Erteilung einer Note nur die Klassifikation, weil sie die Fällung eines Urteils auf Grund der alten Skala erforderlich macht und die Übertragung in die neue Skala. Am zweckmäßigsten wird daher wohl sein, sich nur der neuen Noten zu bedienen und sich zu diesem Zwecke an die in der Verordnung enthaltenen Bemerkungen über den Wert der einzelnen Noten zu halten. Aus diesen Bemerkungen dürfte aber auch im Vergleich mit den Weisungen ersichtlich sein, daß speziell die neue Note „gut“ sich im wesentlichen mit dem alten ‚befriedigend‘ deckt. Die Note „sehr gut“ vertritt das frühere ‚vorzüglich und lobenswert‘, wie das „nicht genügend“ dieses und das ‚ganz ungenügend‘ von früher. — Die richtige Beurteilung des Betragens ist ungleich schwieriger als die der Leistungen. Es kann sich sehr wohl ergeben, daß die Betragensnote im Ausweis für das Jahreszeugnis von Belang ist, während in anderen Fällen pädagogische Erwägungen dafür sprechen können, sie nicht weiter zu berücksichtigen. Hier kann nur der Takt des Erziehers ausschlaggebend sein und die Aufstellung fester Regeln könnte leicht von Übel werden. Vielleicht ist auch deshalb in der Verordnung nicht einmal die Bedeutung der einzelnen Noten für das Betragen erörtert worden, während für die Leistungen nicht nur dies, sondern auch die Bildung des Schlußurteils festgesetzt wurde. Die Redaktion.

Dr. Ivan von Müller, Jean Paul und Michael Sailer als Erzieher der deutschen Nation. Eine Jahrhunderterinnerung. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck, München 1908. 112 SS. Preis 2 Mk.

Ivan von Müller, der in der Widmung an seine „lieben Schüler, die ehemaligen Hörer" seiner „pädagogischen Vorlesungen in Erlangen und München" gedenkt, will durch das Büchlein pietätvoll eine Jahrhundertfeier des Erscheinens der Levana begehen. Aber die historische Gerechtigkeit verlangt, daß auch der Erziehungslehre des ehrwürdigen Professors Johann Michael Sailer eine gleiche Jahrhundertfeier bereitet werde. Von beiden wird eine kurze, übersichtliche Lebensbeschreibung und dann eine Blütenlese aus ihren pädagogischen Schriften gegeben. Eine Auslese zweiter Hand ist hier nicht am Platze: nur so viel, daß — um es in der Sprache Jean Pauls zu sagen — dieser mehr pädagogische Blumenstücke, Sailer Fruchtstücke bietet.

Aber noch ein Wort zu den Worten des Titels „als Erzieher der deutschen Nation". Darf man einen noch so wirksamen pädagogischen Schriftsteller sogleich einen „Erzieher der Nation" nennen? Ach, wäre doch vom Reden und Schreiben über Pädagogisches zum pädagogischen Einwirken ein so kurzer Weg! Aber gerade der wirkliche Pädagog weiß ja, daß wenn er seinen Schülern noch so eindringlich ins Gewissen redet, solche Reden ja doch bei einem Ohr hinein, beim anderen heraus gehen. Und sollten gewisse Reformer, die (wie es vor kurzem vorgekommen ist) kurzweg einen Erlaß des Ministers verlangen, „die Lehrer haben anschaulicher zu lehren, humaner zu unterrichten" u. dgl. m., sich von einem solchen pädagogischen Ein- und Zureden höherer Instanz nicht ebenso irrige Vorstellungen und Erwartungen machen, wie ein schlechter Pädagog vom bloßen Moralisieren? Pädagogisches Einwirken besteht eben auf jeder Stufe in ganz etwas anderem als im unpädagogischen Einreden! — Wenn also Jean Pauls Levana zu ihrer Zeit pädagogisch gewirkt hat, so war es, weil Jean Pauls Zeitgenossen oder doch ein Teil von ihnen schon auf seinen Ton gestimmt war und ihm Dank dafür wußten, daß er ihrem Gefühl und Drang in pädagogischen Dingen so schönen Ausdruck gegeben und sie günstigenfalls in ihrem pädagogischen Wollen und Tun, soweit ein solches schon eingelebt war, noch bestärkt habe. Aber hat er darum seine Nation auch wirklich erzogen? (Oder will „Erzieher der deutschen Nation" als *genetivus subiectivus*, nicht *obiectivus* verstanden sein? Das wäre doch gar zu geographisch nüchtern).

Solche Fragen drängen sich unter den gänzlich veränderten Stimmungen der Gegenwart auch heute dem Lehrer der Pädagogik auf. Seine Stimme verhallt ungehört in „der Nation" — es sei denn, daß er genau das sagt, was sie ohnedies schon will. In unseren Tagen, da alles widerhallt von dem Ruf nach Schulreform, bleibt die noch so oft und vielseitig wiederholte Mahnung des einzelnen, mag er noch so voll sein von dem „Einen, was not tut", oder von den tausend Dingen, die unserem Schulwesen not täten, damit es wirklich von Grund aus besser würde,

doch nur die Stimme eines Rufenden in der Wüste. Das mag freilich im Zeitalter Jean Pauls und Johann Michael Sailers anders und besser gewesen sein ...

Wien. A. Höfler.

Univ.-Prof. Dr. R. Wahle, Vorschlag einer universellen Mittelschule. Wien und Leipzig, W. Braumüller 1906. 17 SS. 8°.

Der Verf. entwirft in Umrissen „eine Gesamtorganisation des Unterrichts im weitesten Sinne, welcher der Ausbildung der körperlichen, ethischen und intellektuellen Kapazität dienen soll". Der Wert von Latein und Griechisch liegt nach ihm darin, daß sie „das Bild eines Kunstwerkes, das Bild einer künstlerischen Organisation" bieten; „gleichzeitig wird die Möglichkeit begründet, sich im Sinne dieses Kunstwerkes in Kunstbetätigung zu üben". „Die Grammatik als Selbstzweck ist für reife Geister Kanon einer Kunst und erzeugt Richtung auf Kunst". Ebensowenig wie die alten Sprachen schafft die Mathematik eine „überall anwendbare Verstandeskraft", sondern nur „ästhetischen Habitus". Am interessantesten ist der vom Verf. vorgeschlagene Lehrplan; doch ist es unmöglich, hier noch kürzer zu sein als der Verf., weshalb wir hiefür auf das anregende Schriftchen selbst verweisen müssen. Wir geben zum Schluß nur noch zwei seiner Thesen. Erstens: der Unterschied zwischen Realschulen und Gymnasien hat zu fallen. Zweitens: es sind „nicht frühzeitig Gegenstände zu bieten, die bei rückstehender Reife nur Ekel, Furcht, Verbitterung, Abstumpfung erzeugen, während sie von entwickelten Geistern, einem Bedürfnis entsprechend, mit Animo aufgenommen, Kulturwerte schaffen"; erst im 15. und 16. Lebensjahr ist mit dem Lateinischen zu beginnen: „erst wenn der Sinn für die bewußte Schätzung eines Kunstsystems erwacht ist, kann eine Sprache nach ihrem Gefüge tradiert werden"; erst im 17. Lebensjahre mit eigentlicher Geschichte.

Wien. Dr. Oskar Kende.

Kleine Schriften des Zentralausschusses zur Förderung der Volks- und Jugendspiele in Deutschland. B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1908. — Band 6: Winterliche Leibesübungen in freier Luft. Von Prof. Dr. E. Burgaß. Mit 49 Abbildungen. — Band 7: Das Wandern. Anleitung zur Wanderung und Turnfahrt in Schule und Verein. Von Hofrat Prof. H. Raydt und Oberlehrer Fritz Eckardt.

Die von dem rührigen Zentralausschuß zur Förderung der Volks- und Jugendspiele in Deutschland herausgegebenen, mit ihrem trefflichen Inhalt weit über die Grenzen Deutschlands bekannten kleinen Schriften liegen uns gegenwärtig bereits in dem 6. und 7. Bande vor. Es war ein glücklicher Gedanke des Zentralausschusses, daß er neben der bloßen

Pflege und Förderung der Volks- und Jugendspiele naturgemäß auch den sonstigen in freier Luft möglichen Leibesübungen ein fürsorgliches Augenmerk zugewendet und so zur Verallgemeinerung der so wichtigen Frage einer gesunden körperlichen Erziehung im wesentlichen beigetragen hat.

Der 6. Band beschäftigt sich mit den winterlichen Leibesübungen in freier Luft. Der erste Abschnitt ist den Leibesübungen auf dem Eise gewidmet und behandelt das Schlittern (Glitschen, Schleifen, Schusseln, Schindern, Glandern, Bahnschlagen), das Schlittschuhlaufen (Vorwärtslaufen, Rückwärtslaufen, Bogenlaufen, Figurenlaufen, Kunstlaufen, Gruppenlaufen, Schnellaufen, Tourenlaufen) und die Spiele und die sonstigen Leibesübungen auf Schlittschuhen und auf dem Eise, wie: Hockey, Kurling, Schlittschuhsegeln, Schlittensegeln, Fahren mit Eisigel und Pickschlitten. Eine wesentliche Bereicherung des Abschnittes und eine sehr willkommene Gabe für alle Wintersportfreunde überhaupt bildet der letzte Absatz mit den mannigfachen trefflichen Ratschlägen über die Einrichtung von Eisbahnen, die Gründung von Eisbahn- und Eislaufvereinen und über die anderen Mittel zur Förderung des Eislaufes.

Im zweiten Abschnitt werden die Leibesübungen auf dem Schnee besprochen, und zwar das Schneeballwerfen, das Bauen von Schneemännern, das Schneeschuh-(Ski-)laufen und schließlich das Schlittenfahren und Rodeln. Eine besondere Beachtung wird dem Schneeschuhlaufen zuteil. Außer einer förmlichen Schule der immer mehr und mehr um sich greifenden Sportübung erhalten wir auch da so manche köstliche Anmerkung über die geschichtliche Entwicklung dieses Sportzweiges, über Art, Selbstanfertigung, Befestigung und Verwendung des Schneeschuhs, über die notwendigen Zubehörteile und über die sonstigen Mittel zur Förderung des Skilaufs in Schule und Volk. Ausführlicher wird auch das Rodeln behandelt, dessen Betrieb immer tiefer in das Erholungsleben unserer Jugend greift und der im Buch gegebenen Regelung und Ordnung des Betriebes im Interesse unserer Schulen sehr bedarf. Anhangweise wird noch eine Übersicht der wichtigsten Schriften auf diesem Gebiet gegeben, die allen Sportfreunden sehr willkommen sein dürfte.

Im 7. Band der kleinen Schriften hat der Zentralausschuß nun auch das Wandern der Jugend in sein an Verdiensten so reiches Arbeitsgebiet aufgenommen. Die Verf. des schmucken Büchleins sind Hofrat Professor Hermann Raydt in Leipzig, einer der ältesten und verdienstvollsten Förderer der jugendlichen Erziehung überhaupt, und Oberlehrer Fritz Eckardt, der bekannte Vertreter des aus den natürlichen Bewegungsformen entwickelten Turnunterrichtes, dessen jüngst publiziertes Buch berechtigtes Aufsehen gemacht hat.

Was uns hier von so erfahrenen Fachmännern auf dem Gebiet der körperlichen Erziehung über Wert und Zweck des Wanderns, über die Arten der Wanderungen, über die Bekämpfung der dem Wandern entgegenstehenden Hindernisse, über die Mittel, die Wanderungen zu fördern, und außerdem noch an trefflichen Ratschlägen für eine vernünftige Pflege dieses für die Entwicklung unserer Jugend so bedeutenden Faches ge-

boten wird, gehört ohne Zweifel zu dem Besten, was bisher über diesen Gegenstand in den letzten Jahrzehnten geschrieben worden ist.

Eine ganz besondere Beachtung verdienen die das Praktische der Wanderungen behandelnden Abschnitte. Es ist ein unbestrittener Vorzug der kleinen Schriften des Zentralausschusses, daß sie der praktischen Durchführbarkeit des jeweilig vertretenen Gegenstandes eine ausführliche Besprechung widmen und so dem Betrieb und der Fortentwicklung dieses Erziehungszweiges schon von vornherein vollen Erfolg sichern. Im III., IV. und V. Abschnitt werden auch unseren Freunden von Schülerwanderungen eine Menge von in das Fach einschlägigen Winken und Ratschlägen gegeben, die der Förderung des Gegenstandes und mit ihr dem Wohl der Jugend sehr zustatten kommen.

Wir stehen nicht an, auch diesen Band der kleinen Schriften des Zentralausschusses allen Schulen und Behörden, sowie insbesondere allen mit der Durchführung der Schülerwanderungen betrauten Körperschaften auf das wärmste zu empfehlen; es wird gewiß unserer Jugend zum Segen gereichen.

Baden-Wien. J. Pawel.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Ferdinand Kürnbergers Studienjahre.

Auch der halbvergessene österreichische Schriftsteller Ferdinand Kürnberger feiert jetzt dreißig Jahre nach seinem Tode seine literarische Auferstehung. Zeitschriften und Tagesblätter nahmen den 14. Oktober 1909 zum Anlaß, um nicht bloß der Werke[1]) Kürnbergers, die mit 1. Jänner 1910 für den Buchhandel frei werden, sondern auch der eigenartigen Persönlichkeit dieses Mannes rühmend zu gedenken. Indessen lebt auch in der Erinnerung derer, die ihn noch kannten, das Bild seiner seltsamen literarischen Erscheinung als das einer streng gesonderten Individualität fort. Der heimatliche Poet Stefan Milow[2]), den langjährige Freundschaft mit Kürnberger verband, nennt ihn beispielsweise einen „merkwürdigen" Menschen. Diesen Eindruck gewinnt wohl auch jeder Leser von „Kürnbergers Briefen an eine Freundin"[3]), einer die letzten zwei Dezennien seines so schaffensreichen Lebens umfassenden Korrespondenz, die nicht nur das reiche geistige Leben Österreichs jener Jahre widerspiegelt, sondern uns auch die Persönlichkeit des Schriftstellers menschlich näher rückt. Aber auch abgesehen von der Selbstcharakteristik — *le style c'est l'homme* —, die in diesen Episteln Kürnberger, ein Meister der Briefform, von sich als Denker und Kritiker liefert, hat der Herausgeber in der Einleitung und den Anmerkungen überaus reiches biographisches Material zusammengetragen. Dennoch kann man sich der Überzeugung nicht erwehren, daß so manches Detail noch einer wünschenswerten Aufklärung,

---

[1]) „Catilina" (Drama) 1855; „Der Amerikamüde" (Roman) 1856; „Ausgewählte Novellen" 1857; „Das Goldmärchen" 1857; „Novellen" 1861 —1862; „Siegelringe" (Essays) 1874; „Der Haustyrann" (Roman) 1876; „Novellen" 1878; „Literarische Herzenssachen" (Essays) 1877; „Das Schloß der Frevel" (Roman, nach dem Tode Kürnbergers von Karl Rosner herausgegeben) 1903. In Reclams Universal-Bibliothek erschienen bisher „Der Amerikamüde" und die Novellen „Eis" und „Aus Liebe sterben". — Eine Gesamtausgabe der Werke Kürnbergers erscheint bei Georg Müller in München.

[2]) Vgl. „Kürnbergers Briefe an Stephan Milow" von Max Morold (Grillparzer-Jahrbuch XVI).

[3]) „Kürnbergers Briefe an eine Freundin" (1859—1879). Herausgegeben von Otto Erich Deutsch. Schriften des Literarischen Vereines in Wien. VIII. Bd. Wien 1907.

bezw. Ergänzung bedarf. Ein solcher bisher fehlender Baustein zur Geschichte der geistigen Entwicklung Kürnbergers ist sein Studiengang, der hier im folgenden auf Grund der betreffenden Zeugnis- und Matrikelfunde und mit Benützung bisher ungedruckter Tagebücher dargelegt werden soll.

Wie das geistige Schaffen aller großen in der Öffentlichkeit wirkenden Persönlichkeiten eine bestimmte Ausbildung nach irgend einer intellektuellen Richtung zur notwendigen Voraussetzung hat, läßt sich auch Kürnbergers literarische Erscheinung, ja vielleicht sogar seine ganze Weltanschauung ohne den von ihm genossenen Schulunterricht nicht gut denken. Wenn diese Zeilen berufen sein sollen, den Bildungsgang Kürnbergers darzulegen, so bieten sie zugleich auch ein Stück österreichischer Schulgeschichte und ein Bild des vormärzlichen Gymnasiums Österreichs, in das der Neuhumanismus noch nicht seinen Einzug gehalten hatte. Erst die Reorganisation vom J. 1849 machte bekanntlich dieser Rückständigkeit ein Ende[1]).

Kürnberger hatte seine Ausbildung jenem vormärzlichen Gymnasium zu verdanken. In noch erhöhtem Maße als heute wurde diese Mittelschule — die Realschule existierte noch nicht — nur von Knaben besucht, die später ihre Studien an der Universität fortsetzen sollten. Teils war die Begabung des Sohnes, teils die soziale Stellung des Vaters allein dabei maßgebend. Die Zahl der Armen, welche die Lateinschule besuchten, war eine verhältnismäßig geringe und setzte sich hauptsächlich aus solchen Schülern zusammen, die sich später dem Wunsche der Eltern gemäß der Theologie zuwandten.

Es klingt daher nicht unwahrscheinlich, daß auch die Eltern Kürnbergers solches mit ihrem Sohne planten, als sie den dreizehnjährigen[2]) in die I. Grammatikalklasse des Piaristengymnasiums mit Beginn des Schuljahres 1834/5 eintreten ließen. Da die Aufgewecktheit des Knaben einen Stipendiengenuß in Aussicht stellte, mochte der Vater Kürnbergers um so weniger in seinem Entschluß gezögert haben[3]). So sehen wir im Katalog dieser Klasse für das Schuljahr 1833/4 folgende Personalien eingetragen:

„Ferdinand Khürnberger, geb. 7. Dezember[4]) 1821“.

Gleichzeitig findet sich in der Universitätsmatrikel vom Jahre 1833/4 folgender Vermerk:

---

[1]) Vgl. die Festrede zur Enthüllung des Thun-Exner-Bonitz-Denkmals, gehalten in der ersten Hauptsitzung der 42. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner am 24. Mai 1893 von Wilhelm Ritter von Hartel.

[2]) Kürnberger wurde laut Taufbuches der Pfarre Mariahilf am 3. Juli 1821 (nicht 1824, wie er selbst in einer für Wurzbachs Lexikon verfaßten Autobiographie angibt) als Sohn des magistratischen Laternenanzünders Ferdinand Kürnberger und dessen Gattin Barbara, geb. Gstirner, bürgerlicher Schuhmacherstochter, auf dem Magdalenengrund 18 (heute Kaunitzgasse) geboren. Pathe war der Schuhmachermeister Mathias Hack, der sich, wie das Taufregister sagt, durch seine Gattin, „die Hackin“, vertreten ließ. Die Eltern wie die Familie Kürnbergers waren Katholiken, Tatsachen, die Prof. Dr. A. Bartels Behauptung in seiner „Geschichte der deutschen Literatur“, Kürnberger sei Jude gewesen, durchaus widerlegen.

[3]) Um sich die akademischen Stipendien schon in der Gymnasialzeit zugänglich zu machen, ließen sich die Gymnasiasten in der Universitätsmatrikel eintragen. Die Immatrikulation brauchte dann nicht wiederholt zu werden, wenn der Student tatsächlich die Hochschule bezog.

[4]) Das hier eingetragene Datum (vgl. Anm. 2) ist falsch.

„Khürnberger Ferdinand.
Geburtsort: Wien.
Dermahlige Studienverwendung: I. gr. cl. in Jos.
Nahme und Stand des Vaters: Laternenanzünder.
Betrag der bezahlten Tax etc. Arm“.

Kürnberger blieb im Piaristengymnasium 2½ Jahre. Die III. Grammatikalklasse (1835/6) absolvierte er nur zur Hälfte und trat, vermutlich wegen Krankheit, mit Ende des ersten Semesters aus. In jener Zeit übersiedelten seine Eltern von ihrer mehrjährigen Wohnung in Mariahilf 70 in die Stadt 1022 (heute Wallfischgasse[1]). Damit dürfte sich wohl auch begründen lassen, weshalb der junge Kürnberger seine Studien mit Beginn des nächsten Schuljahres (1836/7) nicht mehr am Piaristen-, sondern am Schottengymnasium, das jedesfalls günstiger für ihn gelegen war, fortsetzte. Wir finden ihn hier wieder in der III. Grammatikalklasse; im Katalog (auch in den zwei folgenden Schuljahren, die er an dieser Anstalt verbringt) ist er als „Khuernberger Ferdinand“ eingetragen, als Vorname des Vaters nicht „Ferdinand“, sondern „Leopold“. Auch genoß der Schüler damals schon, wie wir der Matrikel entnehmen, ein „Universitätsstipendium“. Um durch die Krankheit verursachte Versäumnisse wettzumachen, erhielt er einen Privatlehrer in der Person eines Juristen, namens Johann Blaha, der am akademischen Gymnasium befähigt worden war[2]. Die Fortschritte sind bedeutende in diesem Jahre, die Noten in allen Gegenständen mit Ausnahme der Mathematik und des Latein durchgehend „Eminenzen“. Weniger günstig lautet die Klassifikation in den folgenden zwei Schuljahren, die er noch am Schottengymnasium verbringt. Die gute Sittennote, die nie unter den zweiten Grad (ademinens) sinkt, beweist wohl, daß sich der Schüler auch nach dieser Richtung der Zufriedenheit seiner Lehrer zu erfreuen hatte.

Indes scheint der Aufenthalt im Schottengymnasium für die geistige Entwicklung Kürnbergers wirklich schon einige Bedeutung gehabt zu haben. Denn hier auf der Schulbank regten sich auch zum erstenmal die dichterischen Schwingen, die später zu immer kühnerem Fluge ausholten. Wie aus dem letzten Schuljahr, so sind auch aus den im Schottengymnasium verbrachten Tagen einige Schulhefte erhalten, in die der junge Kürnberger so manchen seiner damaligen poetischen Einfälle eintrug. Auf diesen vergilbten Blättern findet sich mancher Vers, mancher Aphorismus, manche Reflexion, die von dem regen Innenleben, von der Denkkraft und dem Urteilsvermögen des Knaben ein schönes Zeugnis ablegen[3]. Im übrigen bekundete Kürnberger am Schlusse des Schuljahres 1838/9 sein poetisches Talent in einem schwungvollen Epilog, der, von ihm „bey Gelegenheit der öffentlichen Schulpreise am k. k. Schottengymnasium in Wien“ verfaßt, zur Feier am 7. August 1839 von seinem Mitschüler Karl Baur vorgetragen wurde[4]. Kürnberger selbst bezeichnet später diesen dichterischen Versuch als ein Phänomen, das beweise, wie weit seine lyrischen Exerzitien zurückreichen müssen[5]. Sehr viel scheint er sich

---

[1]) Nach Scheurer, Straßen und Plätze.

[2]) Die „Wiener Zeitung“ vom 23. Dezember 1809 (S. 3652) bringt die Ankündigung eines Vorbereitungskurses am akademischen Gymnasium für Privatlehrer und Kandidaten des öffentlichen Lehramtes in Gymnasialgegenständen.

[3]) Vgl. „Gedanken des jungen Kürnberger“. Von Otto Erich Deutsch. „Neues Wiener Tagblatt“ vom 10. April 1909.

[4]) Gedruckt bei Karl Überreuter in Wien. Abgedruckt in der Geschichte des Unterrichtes im Stifte Schotten in Wien von Dr. Albert Hübl (S. 247). Wien, Carl Fromme 1908.

[5]) Einleitung zu „Kürnbergers Briefen an eine Freundin“ XVII f.

damals schon, abgesehen von der in der Schule gepflegten, aber immerhin sehr beschränkten Lektüre, mit der deutschen Literatur aufs eifrigste beschäftigt und außer den Klassikern die Romantiker und die zeitgenössischen Dichter, unter ihnen besonders Heine, gelesen zu haben. Man geht wohl auch nicht fehl, den schlechten Studienerfolg im ersten Semester des Schuljahres 1838/9 aus der elementar hervorbrechenden literarischen Neigung zu erklären, die im Unterrichte nicht genügende Nahrung fand. Daß es damit seine Richtigkeit hat, beweisen wieder seine Schulhefte, die ihm zugleich als Tagebücher dienten. Sie sind durchwegs in Klein-Oktavformat gehalten und zeichnen sich im allgemeinen durch die sorgfältige Schrift aus, der sich Kürnberger befliß.

Diese literarischen Neigungen äußerten sich in noch viel stärkerem Maße im akademischen Gymnasium, das der junge Kürnberger im Schuljahre 1839/40 als Schüler der II. Humanitätsklasse besuchte. Es ist nicht recht einzusehen, weshalb er ein Jahr vor dem Abschluß seiner Gymnasialstudien abermals die Schule wechselte. Veranlaßte ihn hiezu das minder gute Klassifikationsergebnis am Schottengymnasium während des Schuljahres 1838|9? Oder trug die Lage der elterlichen Wohnung, die sich im J. 1839 auf dem „Rennweg 526" befand, zu diesem Entschlusse bei? Erwähnung verdient aber auch, daß als Stand des Vaters Kürnberger in der Schulmatrikel des akademischen Gymnasiums nicht mehr „Laternenanzünder", sondern „Privatbeamter" eingetragen ist. Hätte sich also die Lage von Kürnbergers Eltern in dieser Zeit gebessert?

Mitschüler „Khürnbergers" waren damals, was ein künftiger Biograph nicht wird verschweigen können, unter anderem der spätere langjährige Sekretär des Wissenschaftlichen Klubs Felix Karrer, dann der im J. 1848 oft genannte Vizepräses des Studentenausschusses Dr. Karl Hoffer und schließlich jener Siegmund Engländer[1]), mit dem Kürnberger schon die Schulbank des Schottengymnasiums geteilt hatte. Mit diesem Kameraden wie mit Dr. Hoffer verband ihn auch über die Schulzeit hinaus treueste Freundschaft. Seine Manuskripte, darunter auch Schulhefte aus der Gymnasialzeit, vertraute er seinem Freunde Hoffer an, als er am 10. November 1848 aus Wien flüchtete. Die schon erwähnten Hefte sind in doppelter Hinsicht wertvoll. Einesteils gewähren sie einen tiefen Einblick in Kürnbergers frühe literarische Betätigung, andernteils lassen sie auch die Vorliebe des Schülers für die humanistischen Fächer deutlich erkennen.

So enthalten diese Tagebücher eine Reihe dichterischer Proben; zumeist sind es wohl nur unter dem Eindruck der Lektüre rasch aufs Papier geworfene Notizen, vom Augenblick gezeugte Einfälle, einzelne Aphorismen und Gedankensplitter, die Mehrzahl allerdings in epigrammatischer Form. Muster bot ihm wohl da vor allem die altklassische Lektüre, aber auch, wie sein eigener Hinweis verrät, die Xenienkunst Schillers.

Von den zahlreichen unter dem Einflusse Heines[2]) entstandenen Distichen auf Platen[3]) sei eines, das zum Unterschiede von den andern lateinisch abgefaßt ist, hier wiedergegeben; es lautet:

In Platen Germaniam linquentem.
Insolens Platen patriam spernitque fugitque
Veuh, tamen in patriae voce poeta canit.

Die unüberwindliche Aversion gegen Platen, die auch aus diesem Xenion spricht und sich später noch bei Kürnberger nachweisen läßt, mochte

[1]) Ein zu seiner Zeit bekannter Journalist.
[2]) „Bäder von Lucca".
[3]) Vgl. einen diesbezüglichen Aufsatz „Kürnberger über Platen", den der Verfasser in der „Österreichischen Rundschau" veröffentlichen wird.

durch den Vorzug, den dieser Dichter damals im deutschen Unterricht der II. Humanitätsklasse des akademischen Gymnasiums genoß, eine besondere Steigerung erfahren haben. Wir entnehmen dies einer Tagebuchstelle Kürnbergers, wo es heißt: „Professor Podlaha in der II. Humanitätsklasse war ein übertriebener Huldiger Platens, aus dessen Werken er oft vorlas. Jedes Anmaß erregt Haß und Widerspruch gegen sich (und) da die Donquichoterie [1]) jenes selbstberufenen und arroganten Poeten ohnedies grell genug in die Augen springt, da ich ferner damals noch mit begeisterter Pietät an der alten Schule hing und dem Neuen mit Starrheit abhold war". Diese Worte stehen zwar im Einklang mit der hohen Begeisterung, die Kürnberger damals in der Jugend wie Zeit seines Lebens den Schöpfungen Goethes und Schillers entgegenbrachte, aber im scharfen Gegensatz zu seiner unverkennbaren Vorliebe für Heine. Auch an anderer Stelle spricht er von seiner Zärtlichkeit für Hölty und bekennt, bei Goethe stehen zu bleiben, aber auch die moderne Weltschmerzpoesie zu perhorreszieren. Fort und fort mißt er Platen an Goethe, Schiller, ja selbst an Klopstock. Auch notiert er in sein Tagebuch vom J. 1840:

„Darum hat der Parnaß zwey Gipfelspitzen, damit auf einer Schiller, auf der anderen Goethe throne und man nicht den einen über den anderen stelle".

Auch ein „An Lenau" gerichtetes Epigramm, das im Hinblick auf Kürnbergers Roman „Der Amerikamüde" besonderer Beachtung wert scheint, schrieb der damals Neunzehnjährige:

„Ja vergänglich ist alles, ich weiß; doch siehe das eben
Wollt' ich vergessen und kam, ach wie gereut's mich, zu dir!"

Wenn auch mancher Gedanke noch nicht den zutreffenden Ausdruck gefunden hat, wenn das Ringen nach der Form den Anfänger verrät, so fällt doch fast an allen diesen aphoristischen Notizen die Selbständigkeit im Urteil auf.

„Die Poesie beruht auf Menschenliebe", schreibt der junge Kürnberger in dasselbe Heft, „ein misanthropischer Dichter ist ein Widerspruch!" — Wie scharf hebt sich der Spott, den er Platen ins Grab nachsendet, von dieser Auffassung ab! Es wäre für sich einer Betrachtung wert, den tieferen Gründen dieser Satire nachzugehen. Kürnberger machte für den Ingrimm, der ihn in leidenschaftlicher Weise gegen Platen erfaßte, seinen Lehrer, den Professor Podlaha, verantwortlich. Möglich, daß derselbe Mann, dem seine Zeit eine vorzügliche Anthologie, „Muster deutscher Redekünste", verdankte, Platen besonders hoch stellte [2]). Aber

---

[1]) Bekanntlich ein Heinesches Wort.

[2]) Professor Wilhelm Albert Podlaha wurde am 3. Juli 1803 im Marktflecken Böhmisch-Sternberg (Taborer Kreis) geboren. 1822 trat er in den Piaristenorden ein, nahm aber schon nach dem ersten Noviziatsjahr seine Entlassung, später gehörte er aber doch wieder in dem geistlichen Stande an, und zwar dem Orden des hl. Calasanz. Seine Lehrtätigkeit begann er in Horn; eine Zeit war er Präfekt im Löwenburgschen Konvikt. Nach seiner Priesterweihe im J. 1830 wurde er zunächst Gymnasialprofessor in der Josefstadt, 1836 Professor im k. k. Stadtkonvikt und dem damit verbundenen akademischen Gymnasium, wo 1840 Kürnberger sein Schüler war. Podlaha, der später auch Direktor des akademischen Gymnasiums wurde und als solcher am 20. Februar 1853 starb, werden besondere pädagogische Fähigkeiten nachgerühmt, ganz besonders aber unvergängliche Verdienste um die Ausgestaltung des Gymnasialunterrichtes in Österreich. Podlaha war auch literarisch tätig. So veröffentlichte er ein Buch „Muster deutscher Redekünste mit besonderer Rücksicht auf die neuere Literatur zur Bildung des Geschmacks und des Stils" (Wien 1842, Becksche Universitätsbuchhandlung). In der Einleitung tritt er

mußte sich ein Gegensatz nicht von selbst ergeben, wenn auf der anderen Seite der junge Kürnberger Heines „Reisebilder“ gelesen hatte, wo dieser Poet den Dichter des „Romantischen Ödipus“ in einer Weise beschimpft, die er später selbst als ein Unrecht einsah? Es trat hier derselbe Kontrast zutage, den die Hegelsche Philosophie gezeitigt hatte und Heine selbst in seiner Schrift über Börne mit „Nazarismus und Hellenismus“ bezeichnete.

Die aus jener Zeit erhaltenen Tagebücher Kürnbergers sind, wie schon angedeutet wurde, noch aus einem anderen Grunde interessant: sie enthalten Schulaufgaben des jungen Dichters aus Latein, Griechisch und Mathematik. Schon eine flüchtige Durchsicht zeigt da einen bedeutenden Unterschied zwischen dem Interesse des Schülers für humanistische und dem für realistische Fächer. So sind die lateinischen und griechischen Extemporalien mit peinlicher Sorgfalt geschrieben, ja geradezu kalligraphiert, während sich die ganze Abneigung, die Kürnberger der Mathematik entgegenbrachte, in den schleuderhaften Schriftzügen der betreffenden Übungen, besonders in den Wurzelzeichen ausprägt, die mit ihren fingerdicken, kometartigen Schweifen gewöhnlich über die ganze Seite reichen. Dieser Erscheinung ist wohl um so größerer Wert hinsichtlich des Interessenkreises Kürnbergers beizumessen, als seine Gymnasialstudien gerade mit einem Mißerfolg in Mathematik abschließen.

Dessenungeachtet aber entsprachen Kürnbergers Studienerfolge in den humanistischen Fächern keineswegs seinem gerade nach dieser Richtung so lebhaft bekundeten Interesse. Zweifellos trug an solchen Erscheinungen auch die große Rückständigkeit des vormärzlichen Gymnasiums schuld, die einst Wilhelm Ritter v. Hartel (a. a. O.) kennzeichnete. Mit der Reorganisation im J. 1849 wurde bekanntlich diesen Zuständen ein erwünschtes Ende bereitet.

Folgende Zusammenstellung möge eine Übersicht der nach Schuljahren und Semestern geordneten Studienerfolge[1]) Kürnbergers während seiner Gymnasialzeit bieten (s. S. 181):

Der einzige realistische Gegenstand, die Mathematik, welcher der junge Kürnberger keine Liebe entgegenzubringen vermochte, sollte für seinen Lebensweg geradezu bestimmend werden. Er verließ das Gymnasium im J. 1840 mit einer „secunda“ aus Mathematik und konnte diesem Ergebnisse zufolge die Universität nicht als ordentlicher Hörer besuchen[2]).

---

für eine Vereinfachung der Orthographie ein. Vgl. Zeitschr. f. d. österr. Gymn. IV 231 ff.; Jahresbericht des k. k. akadem. Gymnasiums in Wien vom J. 1853.

„Erzählungen des Pfarrers von Kirchthal“ von Wilhelm Podlaha wurden mit einem Lebensbild des Verfassers von Karl Landsteiner (Wien 1878, Alfred Hölder) neu herausgegeben.

[1]) Die Notenskala war: eminens, ademinens, prima (1) und secunda (2) und entsprach ungefähr der an den österreichischen Mittelschulen neu eingeführten Noten.

[2]) Herr Universitätsarchivar Dr. Artur Goldmann teilte dem Verfasser hinsichtlich der damals giltigen Bestimmungen für den Übertritt vom Gymnasium zur Universität mit dankenswerter Liebenswürdigkeit folgendes mit: „Eine allerh. Entschließung vom 5. Januar 1776 regelt bloß die Prüfung der aus dem Gymnasium übertretenden Schüler (vgl. Kinck, Geschichte der Universität Wien, II. Bd. 1854, S. 580, Nr. 175). In einem Regierungsdekret vom 22. Februar 1780 wird gerügt, daß manche Schüler „mit Überhupfung der Schulen oder per saltum in höhere Klassen aufgenommen werden“, und ordnet für die Zukunft an, daß ein Schüler, der sich nicht mit testimoniis de absolutis omnibus humanoribus oder per acto toto cursu philosophiae ausweisen kann, weder aus den Humanoribus zur Philosophie oder Mathesis noch aus Philosophie zu den

Schuljahr	Semester	Lehranstalt	Klasse	Sitten	Verwendung	Religion	Latein	Griechisch	Geographie	Mathematik
1833/34	1.	Piaristengymnasium	1. Grammatikalklasse	1	1	1	2	—	1	1
	2.			1	1	adem	1	—	1	1
1834/35	1.	"	2. "	em	1	adem	1	—	und Gesch. 1	1
	2.			1	1	adem	1	—	adem	1
1835/36	1.	"	3. "	em	adem	em	1	1	em	1
	2.	Im 2. Semester besuchte der Schüler das Gymnasium nicht.								
1836/37	1.[1]	Schottengymnasium	3. Grammatikalklasse	—	—	em	1	adem	em	em
	2.			em	em	em	1	em	em	adem
1837/38	1.	"	4. "	adem	1	adem	1	1	em	1
	2.			em	adem	em	adem	adem	adem	1
1838/39	1.	"	1. Humanitätsklasse	adem	2	adem	2	2	1	2
	2.			adem	1	em	1	1	1	1
1839/40	1.	k. k. akad. Gymnasium	2. "	em	1	1	1	1	1	1
	2.			em	1	1	1	1	1	2

[1]) Die Noten aus Sitten und Verwendung fehlen, da Kürnberger in diesem Semester als Privatist die Schule besuchte.

Mit dieser Tatsache stimmt wohl auch Kürnbergers Geständnis in seiner autobiographischen Skizze[1]) überein, wo er den Nichtbesuch der Hochschule folgendermaßen zu rechtfertigen sucht: „Anstalten, an welchen sich Österreich die Beamten für seinen Hausgebrauch erzog, nannte man in meinen Jünglingsjahren — angesichts Berlin und Göttingen — Universitäten. Wenn man will, so studierte ich also an der „Universität" in Wien. Die Theologie schloß meine weltgesinnte Anlage von selbst aus. Schauder vor dem Seziertisch schreckten mich von dem medizinischen Studium zurück. Jus war von *injuria* nicht zu unterscheiden und selbst Philosophie und Humanitätsstudien, für die ich wohl das meiste Interesse hatte, stellten noch mehr als die anderen einen leeren Raum vor". Und schließlich bekennt er in diesen seine Lebenswende so drastisch beleuchtenden Zeilen, daß er während der „sonnigen" Vorlesungen lieber in der kaiserl. Bildergalerie im Belvedere „empirische Ästhetik" betrieben habe.

Wenn wir außerdem Kürnberger bald darauf schon journalistisch tätig sehen und er seine ersten ehrenvollen literarischen Sporen in L. A. Frankls „Sonntagsblättern" vom J. 1842 verdient, so bestätigt sich wohl die Annahme, daß er im besten Falle nur als Hospitant dieses oder jenes Kolleg an der Wiener Universität besuchte. Dessenungeachtet blieb er mit den studentischen Kreisen, zumal einige seiner ehemaligen Schulkameraden, z. B. Siegmund Engländer[2]) und Karl Hoffer, die Wiener *Alma mater* als ordentliche Hörer bezogen hatten, bis ins J. 1848, wo er selbst auch Mitglied des Studentenausschusses war, in engster Fühlung.

Aus allem geht wohl zur Genüge hervor, daß Kürnbergers ästhetische Bildung nicht im Universitätsstudium wurzelte, daß für ihn in dieser Hinsicht zunächst die im Gymnasialunterricht erworbene humanistische Grundlage, dann aber auch ein selbständig angeeignetes, weit über die damalige Mittelschulbildung hinausreichendes Wissen in Betracht kommt.

Wien. W. A. Hammer.

Literarische Miszellen.

Grammatik und Wissenschaft. Eine psychiatrische Studie von Max Kleinschmidt, Oberlehrer an der Realschule zu Rostock in M. Hannover, Max Jänecke 1908. 72 SS. 8°. Preis 1 Mk. 50 Pf.

'Wem es Vergnügen macht, Belege für gelehrte Gedankenlosigkeit zu sammeln, findet in beliebigen Grammatiken übergenug'. So liest man auf S. 34 vorliegender Schrift. Was unsere Grammatiken bieten, ist ein Wahnsystem, der Ausfluß pathologischen Denkens, das auf den Lernenden nur ansteckend wirken kann, ja muß. K. nennt seine Broschüre eine psychiatrische Studie; in der Tat bilden einen guten Teil derselben Belehrungen über gesundes, paranoides, manisches und katatonisches Denken, über die Logik des pathologischen Denkens und über psychische Ansteckung.

---

höheren Studien zugelassen werden solle" (vgl. Rosa, Geschichte der Wiener Hochschule, III. Bd. 1847, 15—16). Ein Schüler, der, wie Kürnberger, aus einem Gegenstande secunda, die Note, die unserem heutigen „nicht genügend" entsprach, erhielt, konnte die Universität nicht als ordentlicher Hörer beziehen.

[1]) „Kürnbergers Briefe an eine Freundin" (Einleitung XV f.).

[2]) Nicht der Kaufmann Samuel Engländer, wie Otto Erich Deutsch (a. a. O.) bemerkt, war Kürnbergers Mitschüler gewesen, sondern der Schriftsteller Siegmund Engländer, der sich ebenfalls schon als Hochschüler journalistisch betätigte.

Was er unmittelbar Kritisches gegen die übliche grammatische Lehrmethode vorbringt, bisweilen unter Bezugnahme auf Lehrbücher des Englischen und des Deutschen, hat, insofern K. konkrete Belege liefert, Berechtigung und auf Beachtung Anspruch. Weitere Belehrung wird übrigens K.s englische Grammatik bringen, deren baldiges Erscheinen in Aussicht gestellt wird[1]). Vorliegende Studie enthält mit Ausnahme der Definition der Sprache als einer optisch-akustisch-kinetischen Komplikation (S. 11) und einigen Andeutungen Positives nicht. Ja, K. widersteht absichtlich der Versuchung, an ein paar Beispielen zu zeigen, 'wie einfach und durchsichtig die Grammatik und der ganze Sprachunterricht wird, wenn man beides wissenschaftlich behandelt'. 'Die Beispiele würden zwar veranschaulichen, was ich meine, aber nichts beweisen, und diese Veranschaulichung könnte wieder sehr leicht die Folge nach sich ziehen, daß irgend ein flinker Buchmacher das Prinzip erfaßte und die materiellen Früchte meiner jahrelangen Arbeit einheimste'.

Ist es dem Verf. wirklich Ernst mit der Versicherung, daß auf seine Kritik hin die Behörde die Fortsetzung des bisherigen grammatischen Unterrichtsbetriebes nicht weiter gestatten werde und daß binnen Jahresfrist an deutschen Schulen kein Unterricht im pathologischen Denken mehr erteilt wird?

Wien. J. Golling.

Bonifatius. Die Bekehrung der Deutschen zum Christentum. Von Dr. Gustav Schnürer, ord. Professor an der Universität in Freiburg. Mit 59 Abbildungen. Mainz 1909, Verlag von Kirchhaim & Co. VIII und 110 SS. Gr.-8⁰. Preis in Leinwand 4 Mk.

Mehr als eine Biographie des Apostels der Deutschen haben wir in der vorliegenden Monographie vor uns. Dem gelehrten Verf. bot sich, wie er selbst sagt, in der Darstellung Gelegenheit, „den Hintergrund breit auszumalen und die Hauptzüge auf Kosten der Einzelheiten hervortreten zu lassen“ (vgl. Vorwort). Wir haben hier die Schilderung der großen Zeit vor uns, in der „der Bund des Papsttums, — das bisher in der Hauptsache nur nach dem Osten, nach Byzanz, orientiert war, — und der römischen Kirche mit der neuerstehenden, aus romanisch-germanischen Völkern sich bildenden abendländischen Kulturwelt feste Gestalt annahm“ (p. 32). Reifere Schüler werden das Buch mit großem Interesse lesen.

Der Bilderschmuck ist geradezu herrlich und würde ein Schüler nicht mehr tun, als die Abbildungen der Miniaturen, der Handschriften, der Reliefs und Statuen betrachten, er hätte davon allein schon einen Nutzen, der den Ankauf des Werkes für die Schülerbibliothek rechtfertigen würde.

Kremsmünster. Dr. Adalbero Huemer.

Prof. Dr. Friedrich Umlauft, Lehrbuch der Geographie. Zweiter Kursus, II. und III. Klasse (Ausgabe für Gymnasien). 8. Auflage 1908. Wien, Alfred Hölder. Preis geb. 1 K 10 h,

Das altbewährte Umlauftsche Lehrbuch, das seit vielen Jahren an einer Reihe österreichischer Anstalten im Gebrauche steht, hat in der

[1]) Ist in dem Augenblick, wo Ref. schreibt, wohl schon erschienen.

vorliegenden Auflage eine Anpassung an die modernen Forderungen des Unterrichtes erfahren, so daß es auch in seiner neuen Gestalt ein recht brauchbarer Lehrbehelf sein dürfte. Der Preis ist ein außergewöhnlich billiger.

Wien. B. Imendörffer.

Die Energie. Von Prof. Dr. W. Ostwald. „Wissen und Können". Leipzig, J. A. Barth 1908.

Allgemein wird der Heilbronner Arzt Robert Mayer als der Begründer der „Energetik", d. i. jener Lehre betrachtet, welche alle in der Natur vorhandenen Formen von „Energie im allerweitesten Sinne des Wortes" als eine in die andere umsetzbar oder eine aus der anderen unmittelbar oder durch Zwischenstufen ableitbar auffaßt. Ist auch das Verdienst Mayers, einen mächtigen Anstoß zu dieser Anschauung gegeben zu haben, unbestritten sehr groß, so darf doch jener Forscher nicht vergessen werden, die schon viel früher die Steine zu dem späteren Baue zusammengetragen haben, unter diesen vor allen Faraday, der durch seine ewig denkwürdigen Versuche die gegenseitigen Verwandlungen von mechanischen und magnetischen Arbeiten zur Anschauung brachte. Die großartige, von Maxwell begründete „elektromagnetische Theorie des Lichtes" geht in ihrem Ursprunge auf die Faradayschen Versuche zurück und wäre ohne diese nur schwer verständlich. Des großen Helmholz Arbeiten über das Grundwesen der elektrischen Funkenentladungen und der durch diese hervorgebrachten weithin im Raume nach allen Richtungen sich ausbreitenden schwingenden Bewegungen knüpfen ihrerseits wieder an Maxwell an und wie wohlbegründet seine Anschauung über die Natur der elektrischen Vorgänge war, ist durch dessen Schüler Hertz durch Versuche in überzeugendster Weise dargetan worden. Die durch die Forschungen der letzten Jahre gewonnene Erkenntnis von der Fähigkeit gewisser Körper, andauernd Strahlen auszusenden, welche stoffliche Veränderungen an den von diesen getroffenen Körpern zu bewirken vermögen, bildet vorläufig den Abschluß jener großen Reihe von Umwälzungen, die seit etwa 70 Jahren auf dem naturwissenschaftlichen Boden sich zugetragen haben. Diese in ihrem Werdegange bis in die Einzelheiten verfolgen zu können, bietet das vorliegende Buch des bekannten Gelehrten Gelegenheit und diesem Zwecke sei es hiemit empfohlen.

Wien. Dr. E. Grünfeld.

Programmenschau.

6. Dr. Basil Graßl, Louis Bourdaloue, Prediger am Hofe Ludwigs XIV. Progr. des k. k. deutschen Staats-Gymnasiums zu Pilsen 1905. 27 SS.

7. P. Theobald Scharnagl, Die Schillerfeier. Ebenda. 6 SS.

Mit Benützung der Quellen und unter Berücksichtigung der bereits vorhandenen Literatur wird uns in der oben namhaft gemachten Studie über Bourdaloue zunächst eine recht sorgsame Zusammenstellung der im Leben des berühmten Predigers bemerkenswerten Daten gegeben: die einzelnen Ereignisse sind freilich fast nur seine Predigten und deren glänzende Erfolge; ferner eine Würdigung seiner Persönlichkeit („Bourdaloue war ein edler und bescheidener Charakter, ... haßte alle Ver-

stellung, war aufrichtig und offen, streng gegen sich, nachsichtig gegen andere") und seiner Vorzüge als Prediger. Nach dem Urteile des Verf.s liegt des ersteren Hauptstärke in der „beweisenden und überzeugenden Logik und Dialektik und in der inneren Disposition, die einem mit strategischem Blick entworfenen Schlachtenplan vergleichbar ist". Der im ganzen recht gelungene Aufsatz wird jedoch nicht nur durch eine verhältnismäßig große Zahl von Druckfehlern (von denen *secours* S. 12 für *recours* auch sinnstörend ist), sondern auch hie und da durch sprachliche Verstöße entstellt.

Auf diese Abhandlung folgt die zur Feier des hundertsten Todestages Schillers gehaltene Festrede P. Th. Scharnagls, welche vor allem erziehlich zu wirken sucht, indem sie, vornehmlich auf Grund einer Interpretation der „Worte des Glaubens", den Dichter als Idealisten feiert und als nachahmenswertes Muster hinstellt.

8. Ludwig Lusner, La Somme des vices et des vertus. Progr. der k. k. Staats-Realschule im X. Bezirke in Wien 1905. 10 SS.

La somme des vices et des vertus ist eine, wie die zahlreichen Übersetzungen anzeigen, sehr beliebte mittelalterliche Erbauungsschrift des im XIII. Jahrhundert lebenden französischen Dominikanermönchs Laurentius Gallus („frère Lorens du Bois"), welcher sie wahrscheinlich zuerst lateinisch verfaßte und dann ins Französische übertrug. Es wird uns hier eine Analyse der nicht uninteressanten Schrift gegeben und durch Vergleiche mit der dem XIV. Jahrhundert angehörenden italienischen Version dargetan, daß diese aus dem Französischen und nicht aus dem Lateinischen geflossen ist und daß wieder die sizilianische Fassung auf eine italienische und nicht auf eine französische Vorlage zurückgeht.

Die mit Sachkenntnis geschriebene kleine Abhandlung wird den Romanisten sicher recht willkommen sein.

9. Dr. Julius Baudisch, Über Eigennamen als Gattungsnamen im Französischen und Verwandtes. Progr. der öffentl. Unter-Realschule in Wien III., Rasumofskygasse Nr. 21, Geusaugasse Nr. 31. 20 SS.

10. F. Gaigg v. Bergheim, Festrede aus Anlaß der hundertjährigen Gedenkfeier Friedrichs von Schiller. Ebenda. 9 SS.

Unter fünf Gesichtspunkten (1. Biblische Namen; 2. Reminiszenzen aus dem klassischen Altertum; 3. Vornamen; 4. Zunamen; 5. Namen von Städten, Ländern, Völkern usw.) sind in diesem Aufsatz mehrere hundert Eigennamen, welche im Französischen appellativisch verwendet werden, samt ihren Abteilungen und einem Teil der mit ihnen gebildeten Redensarten zusammengestellt. Ihre Zahl hätte noch vermehrt werden können, wenn sich der Verf. nicht auf die Wörterbücher von Littré, Sachs, Hatzfeld-Darmesteter und Delesalle (Dictionnaire argot-français et français-argot) und die lexikalischen Angaben im grammatischen Werke von Larive-Fleury beschränkt, sondern auch noch wenigstens die „Parisismen" von Villatte (vgl. z. B. *anastasie, andalouserie, angoulême, champfleurisme* u. a.) und das „Französische Real-Lexikon" von Klöpper (vgl. z. B. *aller à Bougival, brésilien = nabab, cayeux, chaptolisage, dorsay, arbre des Macchabées, mississipien, panamiste* u. a.) herangezogen hätte. Auch wäre in dem letzteren über manche der verzeichneten Wörter und Redensarten genauere Auskunft zu finden gewesen als in den genannten Wörterbüchern, so über *allobroge, Roger-bontemps, barème, bavaroise, béchamel, Cadet-Buteux, cagot, Cambronne, Carabas, chateaubriant, chauvin,*

fagotin, florin, galimatias, jacquemart, Pétaud, Rolet u. a. Nicht einzusehen ist, warum einige der geschichtlich bemerkenswerten, bei Larive et Fleury, Exercices de troisième année, S. 169 ff. stehenden und auch bei Sachs und zum Teil Littré verzeichneten Ausdrücke und Redensarten in figürlicher Verwendung wie *une Égérie, une Saint-Barthélemy, un baiser Lamourette* nicht aufgenommen worden sind. Dafür hätte ohne Schaden des Ganzen manche Weinsorte und manches Industrieerzeugnis wegfallen können, da eine Vollständigkeit nach dieser Seite ohnedies weder erreichbar noch erstrebenswert ist.

Was uns nun in einem solchen Falle, wo ein Eigenname Gattungsname geworden ist, besonders interessiert, ist der ursächliche Zusammenhang zwischen beiden, und zwar nicht nur aus sprachwissenschaftlichen, sondern auch aus praktischen Gründen: wird doch durch die Aufdeckung dieses Zusammenhanges das Gedächtnis nicht unwesentlich unterstützt. Die Verbindung zwischen Wort (oder Redensart) und Bedeutung ist nun sofort dort gegeben, wo ein Erzeugnis nach dem Erfinder oder ein Bodenprodukt, ein Industrieartikel nach dem Ursprungs- oder Herstellungsort benannt wird (metonymische Verwendung des Eigennamens). Es wäre nun sicher übersichtlicher und das Verständnis fördernder gewesen, wenn erstere in der 4. Abteilung, letztere in der 5. von den übrigen Beispielen abgetrennt worden wären. Auch unter 1, 2 und 3 ist in vielen Fällen der Zusammenhang ohne weiteres klar, dort nämlich, wo es sich um bekannte Eigenschaften allgemein bekannter Personen oder Sachen handelt; so wenn *Nemrod* einen „großen Jäger", *Salomon* einen „weisen König", *Démosthène* einen „großen Redner", *ambroisie* eine „köstliche Speise" bezeichnet (metaphorische Verwendung des Eigennamens). Diesen reihen sich Fälle an, welche die Geschichte (Persönlichkeiten: *Machiavel, Cambronne*; Ereignisse: *Saint-Barthélemy, Waterloo*) oder die Literatur (*aman, agnès, Antony* usw.) geliefert hat und die gleichfalls für sich zu stellen waren. In diesen letzteren Fällen wird die Erklärung schon mehr hervortreten müssen; noch mehr dort, wo es sich um nicht allgemein bekannte Tatsachen oder um Gebrauchsweisen handelt, die dem Französischen eigentümlich sind. Da war es denn notwendig, dem Ursprunge der appellativen Verwendung des Eigennamens oder der Entstehung einer Redensart nachzugehen. So wird man z. B. im ersten Augenblick in Verlegenheit sein, die Beziehungen zwischen „Judas" und „Guckloch" herauszufinden. Die französischen Lexikographen führen nun aus, daß mit „*judas*" eine Öffnung im Boden bezeichnet wird, die so angebracht ist, daß man durch dieselbe alles, was im unteren Raume vor sich geht, sehen kann, ohne selbst gesehen zu werden. Das „Guckloch" wird also zum „Verräter", eine Bedeutung, die *metaphorice* auch sonst *judas* zukommt. — Oder warum heißt eine „Rede" *un laïus?* Hier liegt ein ganz äußerlicher Anlaß vor, indem im Jahre 1804 die Schüler der polytechnischen Schule zum Zweck einer oratorischen Übung als erstes Thema erhielten: „Laios, der Gemahl der Jokaste" (s. Villatte). Seitdem ist dieses Wort in dieser speziellen Bedeutung dem Argot jener Schüler einverleibt worden.

Für sich zu betrachten waren schließlich Fälle wie *le roi Pétaud, M. Prudhomme,* wo ursprünglich gar kein Eigenname vorliegt.

Durch diese reinliche Scheidung der einzelnen Fälle, die ja verschieden zu beurteilen sind, wäre eine viel größere Klarheit in die Arbeit gekommen, weil dann die einzelnen Quellen, welche dem französischen Wortschatz mittelst Eigennamen zugeflossen sind, besser kenntlich gemacht worden wären. Das hätte dann auch statt der rein äußerlichen Gesichtspunkte des Verf.s andere mehr aus dem Wesen des behandelten Stoffes hervorgehende ergeben. Sowie die Arbeit vorliegt, macht sie den Eindruck einer Materialiensammlung für eine erst zu gebende Behandlung des Stoffes: auch aus dem Grunde, weil die Erklärung, die nach unseren Darlegungen in den letzten 2—3 Fällen eine Hauptrolle zu spielen berufen ist, wenn auch den meisten Ausdrücken und Redensarten — gewöhnlich unter An-

gabe der Quelle — beigefügt, so doch bei einer nicht geringen Zahl derselben fehlt oder doch nur ungenügend vorhanden ist, obwohl eine solche schon von Littré oder Sachs gegeben wird.

So sind ganz ohne Erklärung geblieben: *un avocat de Ponce-Pilate* „ein Advokat ohne Praxis“; s. Littré unter *avocat; coiffer sainte Catherine* „eine alte Jungfer bleiben“; s. Littré unter *coiffer* (auch Klöpper); *or de Toulouse* „Unglück bringender Reichtum“, s. Littré und Klöpper; *châtelain de Coucy* „Typus eines treu Liebenden“, s. Sachs und Genaueres bei Klöpper). Für anderes wäre die Erklärung bei Klöpper zu finden gewesen; so für *exhiber son prussien; thomas = pot de nuit; se chauffer à la cheminée du roi René; faire sa Sophie; un anglais* „ein harter Gläubiger“, zudem mit einer älteren Belegstelle als die bei Marot. — Ungenügend erklärt sind: *un M. de la Palisse* „etwas Selbstverständliches“, welches mit der Bemerkung: „Nach dem Marschall de la Palisse, gegen 1450—1525, starb in der Schlacht bei Pavia. La Mounoye machte ihn in einem Liede lächerlich“ noch nicht verständlich wird. Sachs gab hiefür bereits eine ausreichende Erklärung; s. auch Klöpper. — Die Redensart *il en est de lui comme de l'âne de Buridan* „er weiß nicht, was er wählen soll“ wird durch die Angaben: „Jean Buridan, frz. Philosoph, XIV. Jahrhundert“ noch nicht klar; s. dagegen Littré, Sachs und Klöpper. — Bei *brouillard de M. de Vendôme* „starker Regen“ ist mit der Bemerkung „frz. Feldherr, † 1712“ noch nichts erklärt; übrigens ist der Vendôme dieser Redensart nicht der des spanischen Sukzessionskrieges, sondern ein anderer im XVI. Jahrhundert lebender; s. Klöpper. — Bei *steinkerque* „nachlässig umgeschlagenes Zipfelhalstuch“ genügt nicht der Hinweis auf den „Flecken im Hennegau“, der ja dabei eine ganz nebensächliche Rolle spielt; es war vielmehr der geschichtliche Anlaß dieser Benennung nach Voltaire mitzuteilen; s. Littré und Klöpper. — Auch *fagotin* ist nicht genügend erläutert; s. die Erklärung der Redensart *débiter des fagots* bei Klöpper. — Zur Erklärung von *silhouette* wäre zu bemerken, daß man einen Minister, der acht Monate lang im Amte war, kaum allgemein zum Typus einer „ephemeren“ Erscheinung machen wird. Es war daher kein Grund, zu Gunsten dieser wenig wahrscheinlichen Deutung des Dictionaire général von der allgemein gegebenen, gut beglaubigten (s. Littré) abzugehen; vgl. auch Klöpper. — Bei der Erklärung von *sartine* als „Perücke der Parlamentsmitglieder“ ist der Ausdruck „Parlamentsmitglieder“ irreführend; s. die genaueren Angaben bei Littré und Klöpper. — Die Redensart *travailler pour le roi de Prusse* wird auch noch anders erklärt; vgl. Sachs; Klöpper; Plötz, Vocabulaire, systématique, 16. Aufl., S. 377, Anm.

Zu den Fällen unrichtiger Erklärung gehört die von *abigaïl* „Kammerzofe“, wo auf 1. Sam. 25, 3 verwiesen wird. Doch ist dort Abigail die Frau des Nabal und nichts deutet auf eine „Kammerzofe“ hin. Tatsächlich hat das Wort in dieser Bedeutung nichts mit der Bibel zu tun; vgl. Klöpper. — Die Redensart *une querelle d'Allemand* ist unter die Rubrik 5 (Namen von Städten, Ländern, Völkern usw.) eingereiht; doch gibt schon Sachs an, daß die „*Allemands*“ dieser Redensart eine französische Familie des XIII. Jahrhunderts waren; das Genauere bei Klöpper.

In anderen Fällen wäre die Erklärung nicht schwer zu finden gewesen. In *faire sa Joséphine* erledigt sich letzteres als die weibliche Entsprechung zu *joseph* unter 1; in *boniface* „gutmütiger Mensch“ liegt ohne Zweifel Volksetymologie vor = *bonne face, bonne* in derselben Bedeutung wie in *bonhomme.* Und warum *un repas d'Agésilas* ein „Essen ohne Brot“, *un repas de Saint-Antoine* „Wasser und Brot“, *arthur* einen „Liebhaber“ bezeichnet, dürfte, wie vielleicht manches andere, ohne erhebliche Schwierigkeiten herauszufinden gewesen sein.

Minder Wichtiges beiseite lassend, heben wir noch folgende Einzelheiten hervor: Das Etymon von *truie* aus *troia* rührt nicht von den Ver-

fassern des Dict. gén., sondern von Diez her. — *Florin* kann nicht von „Florenz“ kommen; die richtige Ableitung (vom lat. Stamm *flor-*) steht schon bei Diez; es gehört demnach nicht in diese Zusammenstellung. Ebenso ist *armoise* (unter 2) zu streichen; denn hier liegt keine „Reminiszenz aus dem klassischen Altertum“ vor; der appellative Gebrauch von *artemisia* gehört schon dem Lateinischen an und der etymologische Zusammenhang war zu keiner Zeit mehr dem französischen Volke lebendig. Durch seine erbwortmäßige Gestaltung sticht es auch sogleich von den anderen Wörtern derselben Gruppe ab. Aus demselben Grunde hat (unter 5) *cuivre* wegzufallen, das gleichfalls während des ganzen Bestandes der französischen Sprache vom Volke nie mit Cypern in Beziehung gebracht worden ist. Anderseits ist es eine Inkonsequenz, *allobroge* unter 5 zu stellen, während unter 2 („Reminiszenzen aus dem klassischen Altertum“) *béotien, béotisme, foi punique* verzeichnet sind; auch führt der Verf. selbst an, daß *allobroge* bereits im Lateinischen in dem von ihm angegebenen Sinne verwendet wurde. Schließlich war *faire sa Rebecca* nicht unter 3, wo nur christliche Namen vertreten sind, sondern unter die biblischen Namen (1) zu stellen.

Sollen wir über die Arbeit als Ganzes ein Urteil fällen, so müssen wir sagen, daß sich der Verf. einen recht dankbaren Stoff gewählt hat, daß er jedoch durch bessere Ausnützung der zu Gebote stehenden Hilfsmittel und durch schärfere Scheidung der einzelnen hier in Betracht kommenden Fälle zu wissenschaftlich befriedigenderen Resultaten gelangt wäre.

An den Aufsatz schließt sich die Schiller-Festrede Friedrich Gaiggs v. Bergheim an, welche die Hauptmomente im Leben und Wirken des Dichters den Schülern vorführt und sie zum Schluß auffordert, eines seiner Ideale zu den ihrigen zu machen, nämlich die „Beschäftigung“.

11. Karl Barbier, Die Bindung im Französischen. Progr. des städtischen Ober-Realgymnasiums in Tetschen a. E. 1905. 26 SS.

Ausgehend von den für die Bindung aufgestellten Regeln von Beyer, Passy und Clédat, untersucht der Verf. die transkribierten Texte von Koschwitz, Passy, Jespersen und des Maître phonétique, um jene Regeln auf ihre Stichhältigkeit zu prüfen, und gelangt schließlich so ziemlich zu denselben Ergebnissen, die nur ein wenig genauer (in 15 Punkten) formuliert werden. Die Arbeit ist mit Verständnis durchgeführt. Wenn jedoch S. 3 behauptet wird: „*f* muß zu *v* werden“, so ist das nicht allgemein richtig, wie sich aus Rousselot, Précis de prononciation française (S. 178 *Cette prononciation semble vieillie. On dit plutôt neuf-amis, ils étaient neuf-à table)* und Nyrop, Manuel phonétique du français parlé (2e éd., S. 125: *On prononce avec sourde: neuf amis, neuf étoiles* usw.) ergibt: zwei Werke, die freilich vom Verf. nicht benützt worden sind, die ihm jedoch bei seiner Arbeit gute Dienste geleistet hätten.

12. Dr. Willibald Kammel, Die Typen der Helden und Heldinnen in den Dramen Victor Hugos. Progr. der k. k. II. deutschen Staats-Realschule in Prag-Kleinseite 1905. 40 SS.

13. Dr. J. Weyde, Festrede zur Schiller-Feier. Ebenda. 12 SS.

Auf Grund einer Untersuchung der Dramen V. Hugos teilt der Verf. die darin vorkommenden Typen von Helden und Heldinnen in zwei größere Gruppen: zur ersteren gehören jene, deren „Seelenzustand unverändert bleibt“; zur zweiten jene Helden, deren „Seelenzustand von der Antithese beherrscht wird“, und jene Heldinnen, „in deren Seelenzustand eine Ent-

wicklung zu bemerken ist". Innerhalb der ersten Gruppe unterscheidet er wieder neun Typen bei den Helden und sechs bei den Heldinnen, bezüglich welcher wir natürlich auf das Schriftchen selbst verweisen müssen. Am häufigsten vertreten ist der Typus des melancholisch veranlagten Jünglings und Mädchens (Irtamène, Didier, Gennaro usw.; Esmeralda, Doña Rose usw.) und des Schurken (Don Salluste, Hatto u. a.). Auch die der zweiten Gruppe angehörenden Helden, die unter dem Einfluß der Antithese stehen, sind sehr zahlreich. Von ihnen seien hier nur als die bekanntesten Cromwell, Hernani, Don Carlos, Triboulet und Ruy Blas erwähnt. Am schwächsten sind dagegen vertreten der lebenslustige Jüngling (Wilmot, Saverny, Don César), das lebenslustige Mädchen (Francis, Casilda) wie auch die eine Entwicklung aufweisenden Heldinnen (Athélie, Marion de Lorme, Jane). An der Hand seiner Zusammenstellungen weist der Verf. auf die allerdings schon bekannte Tatsache hin, daß der Dichter in den späteren Dramen keine neuen Charaktere zu schaffen imstande war. Gegen Leffondrey, dessen Beobachtungen nur auf einer teilweisen Kenntnis der dramatischen Werke des Dichters beruhen, bemerkt derselbe, daß V. Hugo die weiblichen Charaktere besser als die männlichen gelungen seien: die ersteren seien mit wenigen Ausnahmen vom Dichter lebenswahrer empfunden als die zahlreichen Helden. Der Verf. schließt mit der Bemerkung, daß der Dichter später „immermehr vom Ebenmaße der Charakterisierung abwich und seine Gestalten ins Unmenschliche ausarten ließ". Wenn er aber dafür den wachsenden Mißerfolg seiner Dramen verantwortlich machen möchte, so muß demgegenüber daran erinnert werden, daß ja derselbe Zug ins Ungeheuerliche und Groteske und die gleiche Vorliebe für Kontraste in seiner gesamten literarischen Tätigkeit der späteren Zeit (man denke nur an seine Romane) mehr noch als früher hervortreten; und so ist nicht zu verwundern, daß der Mangel an Objektivität, Beobachtung und psychologischen Analyse einerseits und dafür das Vorwalten der Phantasie, vielleicht auch die Sucht nach Originalität anderseits den späteren Dichter für dramatisches Schaffen ganz besonders ungeeignet machen mußten.

Obwohl die Arbeit kaum etwas wesentlich Neues für die Beurteilung der dramatischen Wirksamkeit Victor Hugos beibringt, so ist sie doch nicht ohne Verdienst, insoferne sie eine vollständige Übersicht über die bei diesem Dichter vorkommenden Charaktertypen, auch in Bezug auf ihre Häufigkeit und ihr chronologisches Verhältnis zueinander gibt.

Auf diese literarisch-kritische Studie folgt der Abdruck der von Prof. Dr. Joh. Weyde zur Schiller-Feier gehaltenen Festrede, in welcher er in gedrängter Kürze die bemerkenswertesten Ereignisse im Leben und Schaffen des Dichters vor dem geistigen Auge seiner jugendlichen Zuhörer vorüberziehen läßt und diesen Geisteshelden in schwungvollen Worten als den unversiegbaren Born edler, ewig wahrer Lehren und als großen Menschen preist, der uns durch seinen Heldenmut in der Ertragung seiner Leiden, durch sein fleckenloses Familienleben, seinen unermüdlichen Fleiß, seine hochsinnige Denkungsart nach allen Richtungen Muster und Vorbild geworden ist. Mit einem Blick auf die jetzige Zeit betont der Redner, daß alle Fortschritte der Technik nutzlos sind, wenn wir die bösen Kräfte in unserer Brust nicht zu bändigen wissen, und daß das Glück nicht in der Außenwelt allein, sondern in unserer eigenen Seele liegt. Die Rede klingt aus in dem Wunsche, Schillers Vorbild möge recht viele unter uns „aus des Zeitgeistes sumpf'gen Niederungen zu sonniger Höh' emporleiten".

Wr.-Neustadt. Dr. F. Wawra.

---

14. Prof. Dr. Anton Gnirs, Quellen zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Polesana im späten Mittelalter und bei Beginn der Neuzeit. I. Zwei Rechnungsbücher der Bischöfe von Pola aus dem XIV. und XV. Jahrhundert. (Wird fortgesetzt.) Progr. der k. k. Staats-Unterrealschule in Pola 1907/8. 57 SS.

Der Verf. hatte das Glück und das Geschick, aus dem Antiquarate von Mayländer in Triest zwei Papierkodizes zu erwerben, die sich als eine Zusammenstellung der *introitus et possessiones huius sancte sedis episcopatus Polensis* erwiesen. Der Fund war um so bedeutsamer, als ein guter Teil des einst vorhandenen Materials anläßlich der Vereinigung der Polesaner mit der Parentiner Diözese und der Auflassung des Bischofstuhles in Pola zerstreut worden war. Diese Aufzeichnungen sind nun nicht nur von Wert für die Lokalgeschichte und die historische Geographie der Diözese, sondern vor allem für die Sozial- und Wirtschaftsgeschichte des ganzen Südistrien in der zweiten Hälfte des XIV. und der ersten Hälfte des XV. Jahrhunderts. Der Verf. beschreibt die beiden Kodizes; den älteren bezeichnet er als A, den jüngeren, besser erhaltenen als B. Das Rechnungsbuch B ist schon nach den Grundsätzen einer ordentlichen Buchhaltung geführt. Es zeigt auf der einen Seite, nach der örtlichen Herkunft und nach ihrem Charakter geordnet, die zahlreichen, verschiedenartigen, dem Bischofe gebührenden Leistungen, auf der anderen unter „*solvit*“ den Eingang derselben eingetragen. Man gewinnt Einblick in die große Mannigfaltigkeit der Abgaben, aus denen sich die Einkünfte des Bischofs zusammensetzen, in die große Zahl und Verschiedenartigkeit der Abhängigkeitsverhältnisse, die ihm gegenüber bestehen. Besonders seien die Salinen von Brioni und die Fischereirechte hervorgehoben. Die Abgaben werden teils von den Pflichtigen direkt am Hofe des Bischofs erlegt, teils durch seine auswärtigen Gastalden eingehoben. Wenn es sich um eine von einer Gesamtheit geschuldete Leistung handelt, wird die Steuer durch den *Maricus communitatis* oder den *Plebanus* (den Dorfältesten, in Pola den Vorsteher eines Gassenrayons) abgeführt. Die Zahlungen werden teils in Naturalien, teils in Bargeld gefordert. Das Vordringen der Geldwirtschaft zeigt sich darin, daß die Pflichtigen die Naturalleistungen mehrfach nach bestimmten Sätzen mit Geld ablösen. Dadurch gewinnen wir auch einen interessanten Einblick in die Preisverhältnisse.

Auf die einleitenden Bemerkungen folgt der 51 Seiten umfassende Abdruck der Zusammenstellung und Abrechnung der Einkünfte des Bischofs Dominicus de Luschis aus dem Jahre 1429 (aus Cod. B). Diese Abrechnung ist durch eine Reihe von wertvollen Anmerkungen über geographische, persönliche, rechtliche Verhältnisse u. a. erläutert. Die sehr sorgfältige Arbeit, deren Fortsetzung ja zu erwarten steht, wird in ihren Ergebnissen hoffentlich auch in einem größeren Zusammenhange Verwertung finden.

Wien. Dr. Ludwig Singer.

---

15. Karl Petrasch, Beiträge zur Flora der Umgebung Pettaus. Progr. des Landesgymn. in Pettau 1905. 9 SS. 8°.

Nach einer kurzen, allgemeinen „Charakteristik der Flora“ folgt ein Namensverzeichnis von Pteridophyten und Phanerogamen (hauptsächlich solcher, die im Frühjahre oder Vorsommer blühen) zumeist ohne jede weitere Angabe. Viele von den angeführten Pflanzen sind in ganz Mitteleuropa gemeine Arten.

Wien. Dr. A. Burgerstein.

16. Prof. Max Guttmann, Messungen über die körperliche Entwicklung des Menschen. Progr. des k. k. Elisabeth-Gymnasiums in Wien für 1907/8. 8 SS. und 1 Tafel.

Verf. hat seit langer Zeit nach der individualisierenden Methode einige Kinder gemessen, später maß er eine größere Anzahl Individuen bis zu 20jährigen, immer je am Geburtstag. Er gibt in der vorliegenden Publikation nach kurzen Bemerkungen historischen Inhalts eine völlig ablehnende Äußerung hinsichtlich des Wertes der Messungsergebnisse seiner Vorgänger ab, fordert Messung nur am Geburtstag, bringt übersichtlich die Ziffernresultate seiner Aufnahme über 1920 Individuen, macht Vorschläge darüber, auf welche Momente die Messung seines Erachtens sich erstrecken sollte und meint, es wäre im Interesse der Allgemeinheit gelegen, wenn jene Anstalten, welche Messungen vornehmen, den von ihm vorgeschlagenen Modus akzeptierten.

Des Verf.s allgemein gehaltene Aburteilung über den Wert der vor ihm gewonnenen Ergebnisse kann Ref. nicht gutheißen und vermutet, die Berechnung des wahrscheinlichen Fehlers durch Mathematiker würde ergeben, daß z. B. für die Beurteilung der Entwicklungskurve die generalisierende Methode ohne Wahl des Geburtstages als Meßtag bei großer Individuenzahl recht brauchbare Resultate geliefert habe. Das Raisonnement des Verf.s, daß die Geburtstagsmessung korrekte Ergebnisse bringen muß, ist gewiß richtig — aber selbstverständlich für Gewinnung allgemein giltiger Resultate nur dann, wenn die Zahl der Individuen eine ausreichende ist; wie groß ist diese in Minimo? Ref. möchte den Verf. ersuchen, die wenigen Minuten zu opfern, welche nötig sind, um aus seinen angeführten Durchschnittsziffern für die Körperlänge in jedem Altersjahr die Differenz der Maße von Jahr zu Jahr zu rechnen: er wird sofort sehen, welche sonderbare Reihe er erhält, zum Teil sogar dort, wo weit über 100 Individuen einbezogen sind — d. h. er müßte seine Arbeit voraussichtlich noch lange fortsetzen, bis der gewählte Weg, auf dem man täglich nur ein kleines Stückchen gehen kann zum Ziele, dem brauchbaren Durchschnittsresultat, führt. — Ref. pflegt den Stil meist unberührt zu lassen, diesmal muß er aber doch notwendig an die Feile erinnern.

Mit diesen Bemerkungen will dem Verdienste des Verf., andauernd der Gewinnung bestmöglicher Resultate Mühe geopfert zu haben, nicht im mindesten nahegetreten werden.

17. Prof. Dr. Bertold König, Beiträge zur Schulhygiene. Progr. der deutschen Landes-Oberrealsch. in Göding für 1907/8. 10 SS.

Verf. macht Besserungsvorschläge. Hinsichtlich der Schulluft: 1. Fabriksmäßig erzeugte Superoxyde passend im Schulzimmer aufzustellen. 2. Ein „Sauerstoffzimmer“ einzurichten, in welchem durch einen Gasometer mit einer Art Zerstreuungsapparat die Luft mit Sauerstoff angereichert wird; in dieses Zimmer soll die Klassenbevölkerung abwechselnd in den Pausen gebracht werden. 3. In Schulen, denen elektrischer Strom zur Verfügung steht, Ozonierung der Luft einzurichten. — Über 1. ließe sich reden, statt 2. würde Ref. vorziehen, den größten Teil des toten Dachraumes als heizbare Mansarde für den Pausenaufenthalt einzurichten und statt 3. den elektrischen Strom als Kraftquelle für eine rationelle Ventilation (Pulsion) zu benutzen. — Hinsichtlich des 1‰ CO_2 sei noch auf die neueren Arbeiten der Flüggeschen Schule verwiesen, hinsichtlich der ganzen Luft- und Heizungsfrage überhaupt auf des Ref. ausführliche Darstellung an einem anderen Orte[1]).

[1]) Burgerstein und Netolitzky, Handbuch der Schulhygiene. 2. Aufl. S. 272 ff.

Das 2. Kapitel der Schrift betrifft den Tafelschwamm. Verf. hat hiezu, besonders hinsichtlich des chemischen Teils, eigene Untersuchungen gemacht, die — natürlich — ungünstige Resultate gaben. Die vorgeschlagene Desinfektion möchte allerdings nicht viel kosten — ob sie regelmäßig durchgeführt würde? ... Im Deutschen Reiche ist eine Klemmvorrichtung mit Handhabe für den Schwamm in Handel gekommen, in Österreich (von Prof. Joh. Holub in Weidenau, Schlesien) Verwandtes, Weitergehendes, da jener Tafelreiniger (Filz und Tuch mit Handhabe) Schwamm, und mittels eines zweiten Exemplars auch Tafeltuch ersetzen will. Nach des Ref. Ansicht wäre dort, wo einwandfreies fließendes Wasser verfüglich ist, die beste Lösung, Händewaschen mit Seife nach Arbeit an der Tafel.

3. Vorschlag: Desinfektion der Schülerbibliotheks-Bücher. Über Bücherdesinfektion ist schon eine Menge geschrieben worden. Ref. meint, daß jedenfalls bei infektiöser Erkrankung eines Schülers sofort nachgesehen werden sollte, ob er entlehnt hat. Wohlfeiler wäre zu verbrennen — aber Kostspieliges? ... Allerdings sind kostspielige Bücher, besonders für die Kleinen, am häufigsten akut-infektiös erkrankenden, *rarae aves!* Und die eigenen Schulsachen? Die sanitätspolizeiliche Heimdesinfektion wird schwerlich immer allem beikommen.

4. Vorschlag: Anzeigepflicht für tuberkulös Erkrankte. Auch nach Ansicht des Ref. sehr zu wünschen.

Der dankenswerte Artikel ist lebhaft geschrieben und wird daher voraussichtlich — auch von den Eltern gelesen, schade, daß nur in Göding und Umgebung.

Wien. L. Burgerstein.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Über Adalbert Stifters Naturschilderung.

Die Untersuchungen über Naturschilderung haben sich in der letzten Zeit zu einem vollen, grünen Zweig der Literaturgeschichte ausgewachsen. Oft begnügte man sich zwar mit der Darstellung ganz äußerer Mittel, oft wurden aber auch tiefe Blicke hineingetan in das geheimste Verhältnis der Dichterseele zur Natur, so daß sich die Individualität eines Dichters scharf von dem Hintergrunde der Natur abzeichnete. Die Kunstgeschichte hat als getreue Begleiterin mitgeholfen. Viel zu wenig aber hat man den feinen Distinktionen der Psychologen und Ästhetiker Gehör geliehen, viel zu wenig hat man auch den Sammelgeist stilistischen Scharfsinnes aufgeboten, der oft das entscheidende Wort zu sprechen hat. Adalbert Stifter bietet hiezu sowohl seiner Bedeutung nach, die von einer Autorität, wie Friedrich Ratzel ist, als eine der höchsten in der Entwicklung der Naturschilderung angeschlagen wird, als auch der Klarheit und Einfachheit seiner Persönlichkeit nach das günstigste Objekt. Aber auch an seine Naturdarstellung ist man bisher nur von der äußeren, oberflächlichen Seite herangegangen. Daraus hat sich das feste Urteil überliefert, die Bedeutung seiner Naturschilderung liege in dem Realismus der Darstellung: er gebe die Natur nicht wieder, wie sie einem so und so gestimmten Menschen erscheint, sondern wie sie wirklich in ihren Farben und Formen ist; so habe er die Natur von der romantischen Subjektivität entschleiert und dem Menschen wieder ihre treuen, wahren, lieben Züge vorgehalten.

Allein es will scheinen, als ob man bisher an dem richtigen Gesichtspunkt vorübergegangen. Die ausschlaggebende Bedeutung Stifters für die Naturschilderung liegt vielmehr darin, daß er die Darstellung der Natur überhaupt als würdiges Objekt um ihrer selbst willen der Prosa wieder eroberte. Seit Brockes und etwa Haller gab es keinen Naturschilderer mehr. Stifter nun stellte

wiederum die Natur, die Landschaftsmalerei als schwerwiegendes Element in den Gang der Handlung hinein. Damit war freilich aller Stimmungsspuk der Romantiker aus der Naturbetrachtung mit einem Schlage verscheucht. Die Romantiker, besonders Tieck, Brentano und Arnim, waren überhaupt keine Naturschilderer im wahren Sinne des Wortes. Nur Sinnesqualitäten, das Spiel der Lichter, Farben und Töne, oft in wirblichter Mischung vertauscht, kosteten sie heraus. Die Naturschilderung der Romantiker wuchs ferner nur aus der jeweiligen Situation heraus. Sie war die Leinwand, auf die sich die ganze Bewegung der Seele, Freude, Schmerz, Ahnung und Sehnsucht ergoß. Ihre Naturschilderung war mehr Naturstimmung. Die Natur war ihnen wie ein stiller, ahnungsvoller dunkler Weiher, in dem sie sich idealisch verzerrt und verzogen selbst spiegelten. „Ich stehe vor (den Gedichten der Natur) wie ein Spiegel“, sagt Godwi, „sie sehen in mich und ich in sie, und sie sinken vor mir hinab“. So vermag gar nicht eine romantische Naturschilderung losgebunden von der subjektiven Stimmung und Deutung zu existieren. Bei Stifter aber ist die Naturdarstellung wieder selbstbewußte Kunst geworden und, soweit er sich den Ruf eines Naturschilderers erworben, fällt sie als eigenes Objekt für sich aus dem Gange der Handlungen heraus. Ja sie durchbricht, stört und retardiert oft die künstlerische Einheit. Doch ist es eine gar zu arge Verschiebung der Tatsachen, wenn nach Kuh Stifters Menschen „gleich Wallern, die an einen Gnadenort gelangen wollen, durch die Landschaft gehen; nur von Zeit zu Zeit schimmern die Gesichter hervor, werden die Linien deutlicher“. Nicht bloß verschwindende Staffagen bilden die Personen, sondern gerade umgekehrt ist die breite Naturschilderung doch äußerlich genommen die Szenerie, das Dekorationsstück für den Novellenstoff. So lassen sich immerhin noch die Schilderung des Winters in der „Mappe“, die herrlichen Entwürfe der Gletscherwelt im „Kalkstein“, ferner die ausgedehnten Gemälde des Böhmerwaldes im „Tännling“, im „Hochwald“ und im „Waldgänger“ usw. für die Zugehörigkeit zur Bühne der Novellenhandlung mit etwas gutem Willen aufrechterhalten. Anderseits versteht er es auch, soweit er Erzählungs- und Stimmungskünstler ist, mit reizendem Talente die Natur in die Situation und in die Handlung eng hineinzuwirken [1]).

---

[1]) Wirkungsvoll ist im „Haidedorf“ und in der „Narrenburg“ die Natur in Mitleidenschaft mit den Schicksalen und Stimmungen seiner Menschen gezogen. Der schwülen Erwartung des Haidesohnes läuft die trockene Hitze des Landes parallel: an dem Tage, an dem der Pfingsthimmel den sehnlich erflehten Regen auf die Fluren herabschüttet, kommt auch dem Haidesohn die Botschaft — und sein Geschick ist besiegelt. Schon an Natursymbolik grenzt die Schilderung jener bangen, elektrischen Gewitternacht, wo um die Narrenburg „ein düsteres, elektrisches Geheimniß“ hing — nach dem Zerschellen des Giftfläschchens erst war dem Grafen Jodok „leichter“, und auch „der harte Himmel lösete sich und floß in weiche Schleier ineinander ...“ (Narrenburg 105 ff.). — „Condor“

Der Realismus, der in dem traditionellen Urteil über Stifter eine solche Rolle spielt, ist somit nur als ein untergeordnetes Moment zu betrachten, untergeordnet seinem Hauptverdienst, die Naturschilderung als Kunstobjekt für sich ausgereift zu haben. Durch diese Stellung zur Natur, daß er sie zu einer selbständigen Würde erhob, hat er wesentlich mit die Naturschilderung entromantisiert. Denn was den Realismus anbelangt, so wurde die Naturdarstellung schon in den Zwanzigerjahren von einem Romantiker selbst entromantisiert, von Eichendorff; für seine Lyrik steht es bereits fest, daß er „aus der romantischen Subjektivität den Weg zurückfand zu Goethes Gesetz, die Dinge zu sehen und zu schildern, wie sie sind", wie R. M. Meyer in seiner Literaturgeschichte sagt. Dies gilt in eben demselben Maße von seiner Prosa. Zwar liegt auch über Eichendorffs Landschaft noch immer der zarte Schmelz romantischer

---

28_{22} und 29_{18}: „ein traurig blauer Himmel zog über reglose grüne Bäume", als sich aber nach der Spannung die Thränen Cornelias gelöst: „Ein lachendes Gewölbe sprang über die Welt, und die grünen Bäume wiegten ein Meer von Glanz und Schimmer!" — Auch dem Helden der Feldblumen (141_{14}) ist, „als hätte (die Natur) ein dunkleres Trauergewand angelegt". — Ebd. 149_{4}: „O wie schön, und wie anders, als vor zwei Stunden stand der Mond jetzt am Himmel, sich neigend gegen die Felsen, die im Abend standen — herabsehend auf ein erleichtert Herz und ruhig silbern fortglänzend, weil sich Alles und Jedes auf der Erde friedlich lösen müsse — und sei es auch in dem Grabe!" Vgl. besonders die natursymbolische Schilderung der Gewitterschwüle in „Feldblumen" 130_{31} f.: „Ich ... brütete, wie der Vormittag, der sein Gewitter braute". Es ist die gleiche Technik wie in der oben angeführten Stelle der „Narrenburg". — „Feldblumen" 124_{22}: „Ja, ja — so ist es — ich sollte mein Herz an nichts hängen — an gar nichts; — — Ich wendete mich nicht um und starrte in das Blut des Abendhimmels hinaus". Ebenso hat das „blutig" Stimmungswert in „Hochwald" 275_{11}: „Sehet, da geht der blutrothe Vollmond auf, ... sehet nur hin auf das düstre, holde Licht". „Erzählungen" 66: „... ein riesengroßer, blutrother Vollmond stand und matt durch die Gläser herein schien". Vgl. ferner „Hochwald" 297_{7} f. — Ebd. 308_{5}: „... und Alles war ruhig, gleichsam ergeben harrend, daß es einschneie. Nur der Himmel, so lieb und rein, wie einst, ohne ein einzig Wölklein, zog über die schweigsame Waldestrauer hinaus" (vorbereitende Stimmung für das hereinbrechende Verhängnis). Öfters trägt gerade das Epitheton die Stimmungsfarbe: „Brigitta" 200_{26}: Der Held sieht in der Steppe ein galgenartiges Gerüste ... „Der Bach schillerte und glänzte und ringelte sich um Binsen, wie eine todte Schlange". — „Siegel" 163_{11}: „Eines Abends, da er zu lange geblieben war und spät in der Nacht unter einem gewitterzerrissenen Himmel nach Hause ging — schrie es in ihm auf: „Das ist die Liebe nicht". — „Feldblumen" 141_{20}: Die Berge „standen da in müder Tagesruhe". — „Hochwald" 273_{2}: „Das müde Nachmittagslicht". — „Mappe" 301_{14}: „Der ... schwermüthige Himmel". — Ebd. 181_{20}: „und eine fremde, leere Luft um sie floß". — „Condor" 22_{28}: „Die entsetzlichen Sterne". — „Mappe" 179_{12}: „erblaßten die fürchterlichen Sterne". — „Waldsteig" 35_{33}: „Enzian ..., der ihn jetzt mit dem fürchterlichen Blau so seltsam anschaute". — „Mappe" 319_{17}: „Thal ob Pirling ..., über dem der traurige Himmel ist" (Stifter wird zitiert nach der kritischen Ausgabe bei Calve in Prag).

Unbestimmtheit; das „schallende Land“ ist bei ihm noch eine typische, allgemein blasse Wahrnehmung. Auch er sucht noch hie und da Rätsel in der Natur. „Wer ahnt, was das geheimnisvolle Rauschen der verträumten Wälder mir verkünden will...“, und selbst verträumt fährt er dann fort in verschwommener Zeichnung: „ich höre Ströme unten gehen ...“; auch bei ihm liegt noch unsinnlich genug die Gegend draußen unkenntlich und still „wie eine wunderbar verschränkte Hieroglyphe im Mondschein“ und der Garten liegt unten wie ein Buch, dessen Anfangsbuchstaben der Mond rätselhaft vergoldet. Doch diese Fäden, mit denen Eichendorffs Naturschilderung noch in den romantischen Höhen hängt, sind sparsam und kaum sichtbar gesponnen. Dahinter treten bereits kräftige Umrisse von wirklichen, klar gesehenen Landschaften hervor, so daß sich sogar ein typisches Landschaftsbild herausgestaltet. Hier scheint schließlich der vielbesprochene Berührungspunkt zwischen Eichendorff und Stifter zu liegen. Stifter, der im übrigen, wie schon Kosch behauptete, zu Eichendorff kein faßbares Verhältnis darbietet, konnte wenigstens in der Naturschilderung seine Eigenart vorgebildet finden und nur in diesem Sinne kann R. M. Meyer Adalbert Stifter in einem Atem mit Storm, Paul Heyse und Busse als Schüler Eichendorffs bezeichnen.

Übrigens ist auch der Realismus Stifters dahin zu modifizieren, daß auch er in eine verfeinerte Kunstform gegossen ist. Auch Stifter blickte die Natur nicht an, „wie sie ist“, nicht mit „dienender Naturtreue“ gibt er sie wieder, sondern auch er hat eine ganz eigen ausgebildete Technik, die Natur zu stilisieren — ich meine nicht stofflich etwa in der Wahl und der Zusammensetzung des zu Schildernden, wie Bertram[1]) ihn in dieser Beziehung auch mit Recht einen „bewußt wählenden Künstler“ (S. 87) nennt —, er trägt vielmehr seine Schilderungskunst, eine ganz bestimmte sprachliche Darstellungsform in die Natur hinein, er formt sie ganz deutlich in seinen Händen um. Darin liegt das zweite untergeordnete Geheimnis für die Stiftersche Naturschilderung: Stifter gibt der Naturschilderung, die sich bei ihm zu freier Emanzipation erhob, die gewandteste, edelste künstlerische Form. So stellt sich Stifters Naturschilderung in letzter Linie als ein hochinteressantes stilistisches Problem dar, von dem aus allein man ihr gerecht werden kann.

Ein Stilmittel ist es vor allem, das nur den größten Meistern in der Naturschilderung, Alex. v. Humboldt, Goethe und Jean Paul, in hervorragender Weise eigen ist und das Stifter mit virtuoser Prägnanz ausgebildet hat. Er gibt die Natur fast nie ruhend, festlagernd; immer löst sich geschickt eine Bewegungsempfindung bei ihm aus. Schon an und für sich hatte er ein fein beobachtendes

---

[1]) Studien zu Adalbert Stifters Novellentechnik, Dortmund 1907. Vgl. die Rezension von Franz Hüller im Euphorion XVI 220.

Auge für die Bewegung in der Natur; selbst das langsame Vorrücken der breiten Nachmittagsschatten gestaltet sich ihm zu einer Bewegung. Besonders folgendes Bild zeigt, wie zart bis ins kleinste die verschiedenen Bewegungsnuancen an seinen scharfen Sinn schlagen:

„Schwestern“ 221_{11}: „Wir sahen von hier aus die Felder Alfreds ... Das ruhige, einfache, edle und liebliche Wogen des Getreides ... legte sich schmeichelnd und befriedigend an das Herz. Wir standen lange und sahen die verschiedenen Grün an: das blauliche, leichte und sanfte Mischen des Silbers, das dunklere grüne und tiefe Heraufblicken der Wogen, das hellere grünere Wellenschlagen der kleineren Saaten und das leichte Hinzittern der Spitzen“.

In den starren Formen aber sind es die „Linien, welche Bewegung (verursachen), in welcher Bewegung doch wieder eine Ruhe herrsche, und Ruhe in Bewegung sei die Bedingung eines jeden Kunstwerkes“ („Nachsommer“ I 13). Dann ist es auch das „Lichterspiel“, welches „Beweglichkeit“ erzeugt (XV 10_8). So sieht Stifter in der großen auf- und absteigenden Linie großer, schwerer Wälder das Bild der Woge, welcher Vergleich nach Ratzel „weder gesucht noch neu“ ist.

„Hochwald“ 258_{28}: „Wälder ..., die, wie riesenbreite, dunkle, blähende Wogen, hinauslagen“. — „Tännling“ (erste Fassung zu) 364_{25}: „Die breite Waldwoge der Alm“. — „Erzählungen“ 45: „Daß unten grüne Waldeswogen hinausgehen“. — Mit dem Gesichtskreis wächst auch zugleich das Tempo der Bewegung: „Condor“ 20_{13}: „ein wunderliches Bauwerk von Gebirgen, wie wimmelnde Wogen, ging in die Breite“. — „Steine“: „und jenseits standen wieder schwarze Felsen empor, es ragte gleichsam Welle hinter Welle auf“. — Mit dem obigen Bilde hängt es zusammen, wenn er das rasche Hintereinanderfolgen der Berge als ein „Gewimmel der Bergesgipfel“ darstellt. — „Nachsommer“ II 288: „und sah auf das Gewimmel der Berge um mich und unter mir“. — „Condor“ 35_2: „eine große Stadt von oben gesehen, mit einem Gewimmel von Häusern, Türmen, Kathedralen“.

Diese Bewegungsempfindungen vermitteln aber fast immer bei Stifter einen Akt von natürlichem Sicheinleben, eine Art primitiver Einfühlung[1]). Indem er betrachtend in dem Objekte verweilt, erlebt er sich in demselben mit, er legt sein Leben, seine Spannung und Kraft hinein. Was aber gerade bei Stifter diese Bewegungsempfindungen zu kunstvoller Einfühlung erhebt, ist, daß die Art von lebendiger Kraft, die er in die Bewegung eingoß, mit wunderbarem Anpassungsvermögen aus der individuellen äußeren Form des Objektes heraus genossen ist. So zaubert sein naturkundiges Auge überall die schlummernde Bewegung heraus, daß es sich regt, schiebt und drängt und stößt und springt, schwellt

[1]) Zur Grundlage dienen die Lehren über die Einfühlung bei Theodor Lipps, Grundlegung der Ästhetik, Hamburg und Leipzig 1903 und bei Johannes Volkelt, Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane, 32. B., S. 1: „Die Bedeutung der niederen Empfindungen für die ästhetische Einfühlung“.

und quellt. Dieser Akt von Einfühlung findet natürlich seinen Ausdruck in dem Zeitwort.

'Hochwald' 214_{18}: „Rings um diesen See ... liegen schwere Wälder, ... manche Felswand schiebend". — Ebd. 211_8: „schoß ein Gewimmel mächtiger Joche und Rücken gegen einander und schob einen derben Gebirgsstock empor". — Ebd. 257_{10}: „Landwärts stieg diese Wiese sanft auf ... zwischen ihren Schluchten ein paar mächtige Ströme von Steingerölle hervorschiebend gegen den weichen grünen Teppich des Rasens". — 'Schwestern' 186_{17}: „war eine Stelle, auf welcher das lagernde Gestein sich in einem Kreise herumschob". — Ebd. 111_{17}: „Sandhügel, die sich herausschoben". — 'Steine' 238_{27}: „Viele (Steine) ... zeigten die unteren schiefen Wände sehr glatt und fein geschliffen, als wären sie daraufgeschoben worden". So weit ist das „schieben" auf gedrungene Stein- und Felsformationen angewandt. Vgl. noch 'Narrenburg' 91_{19}: „dann schob sich ein schwarzer Wald vor".

Eine plötzliche, überraschende Bewegung ist im folgenden hineingelegt: 'Narrenburg' 91_{11}: „als ... sie eben um einen Winkel in das Hauptthal der Pernitz einbogen, rissen noch einmal die grünen Hügel auseinander". — 'Hagestolz' 309_{29}: „Der Wald hatte sich auseinander gerissen". — 'Erzählungen' 79: „Einmal, da die Höhen auseinander rissen". — 'Schwestern' 125_{31}: „die Felsen rissen mattschimmernde Lichtzuckungen hinein". — 'Abdias' 67_{30}: „riß die feste Erde jäh ab, sie stürzte vor ihnen hinunter und legte in der Tiefe die Fläche des Meeres vor ihre Füße". Vgl. auch 'Narrenburg' 69_{10}: „riesengroße Fenster ... rissen sich gegen den glänzenden Himmel auf". — Ferner 'Brigitta' 196_8: „Endlich, wie ich eben aus einer Mulde ... emporstieg, sprang rechts ein Kastanienwald und ein weißes Haus herüber". — 'Narrenburg' 54_9: „denn wie ein verdichteter, zusammengebundener Blitz sprang (der Turm des Prokopus) zackig und gotisch von seinem Felsen empor". — 'Erzählungen' 66: „und daß daneben rechtwinklig eine andere, noch längere Fronte wegspringe mit unzähligen, riesenhaft wegstehenden Dachrinnen". — Ähnlich 'Schwestern' 111_9: „Das Zierathenwerk der Felsen warf sein Gitter zauberhaft in die Fläche des schwarzen Spiegels". — 'Hagestolz' 310_{27}: „das zarte Duftbild ..., das sich von dem Grün der Tannennadeln hinauswarf". — 'Hochwald' 247_9: „mancher Klotz war in das Wirrsal der Ranken und Schlingkräuter geschleudert". — Ebd. 215_5: „Das Thal trägt dem wandernden Waldwasser gastliche Felder entgegen und grüne Wiesen". — Ebd. 246_{33}: „Das Land hob sich sanft der blauen Waldwand entgegen". — 'Hagestolz' 308_{26}: „Bergeslasten ..., die immer ernster zusammenrückten". — 'Steine' 89_{33}: „Wie (die Kalksteinhügel) hintereinander zurückwichen".

Wieder eine mäßigere Bewegung: 'Narrenburg' 54_{27}: „Ein Gedränge uralter, riesenarmiger Eichen schritt von dem Neubau gegen die Ruine hinüber". — 'Hochwald' 257_{14}: „In der Nähe des Hauses, gegen die Wand schreitend, stand eine Gruppe von Buchen und riesenhaften Ahornen". — Ebd. 250_6: „Die hohen Tannen, die dem Ufer entlang schritten". — 'Nachsommer' II 282: „Schwarzer Tannenwald ... schritt an den Bächen ... in die Thalgründe hinein". — 'Hagestolz' 306_{31}—335_1. Besonders für die in bestimmten Abständen stehenden Bäume ist die gemessene, gleichsam in Schritten (= Abständen) abgeteilte Bewegung sehr bezeichnend. — 'Hochwald' 238_{23}: „wenn auch die Bäume und Gesträuche oft stellenweise sich zusammendrängten und sich ihnen entgegenstellten". — Ebd. 249_{27}: „Fichtenzweige, die sich so nahe drängten". — 'Mappe' 300_{17}: „dem zarten Gesträuche und Gestrüppe, das sich manchmal an den Weg herandrängt". — 'Hochwald' 237_7: „Die vielzweigige Erle geht am Wasser hin". — 'Schwestern' 176_{26}: „und wir waren in den vielfach verschlungenen und um die Steine herumgehenden Krummweiden gewandelt". — 'Mappe' 200_{18}. — 'Hochwald' 232_{12}: „die schöne

ferne, anstrebende Waldmauer". — ‚Brigitta' 195_{22}: „sah seine Weinhügel aufstreben".

Eine mannigfaltige Bewegung: ‚Brigitta' 197_{17}: „Wie wir höher kamen, öffnete sich zusehends das Tal hinter uns, ein ganzer ungeheurer Gartenwald lief von dem Schlosse in die Berge hinein, ... Alleen streckten sich gegen die Felder, ein Wirtschaftsstück nach dem andern legte sich bloß". Vgl. noch ‚Hochwald' 212_{25}: „Waldesdamm, wie er eben nordwärts beugt". — ‚Mappe' 200_{25}: „In dem Waldwinkel, weil er sich sehr günstig bog". — ‚Hagestolz' 306_{2}: „Diese Berge hatte er schon lange an seiner Linken hinziehend gehabt, nun aber schwangen sie sich in einem Bogen gegen die Straße". — Ebd. 310_{17}: „Lichtes..., das an dem Schwunge der Wände hinüberging". — ‚Hochwald' 211_{15}: „Waldesschwenkung". — Ebd. 242_{32}: „die rechts und links sich dehnenden Waldrücken". — ‚Mappe' 322_{28}: „wie sich die Fluren hindehnen". — Ebd. 327_{28}. — ‚Siegel' 172_{11}: „Außer dem Städtchen dehnte sich eine ziemlich breite Haide". — ‚Schwestern' 118_{28}: „Von ihnen weg dehnte sich die tief dunkelblaue Fluth des See's hinaus, die nur zeitweise eine weiße feurige Furche warf" (beachte die Bewegung durch Lichteffekt). — ‚Nachsommer' III 156: „Dann dehnte sich (das Nebelmeer) weit weithin". — ‚Hochwald' 249_{30}: „der weitgedehnten Fläche eines flimmernden Wassers". — ‚Haidedorf' 201_{21}: „der gedehnten Haide". — ‚Brigitta' 209_{22}: „Wir kamen zu gedehntem Wiesenlande". — ‚Steine' 231_{15}. So ist die „dehnende"[1]) Bewegung meist in lang und weit dahinliegende ebene Flächen hineingebreitet.

Eine liebliche Bewegung: ‚Schwestern' 110_{31}: „Hinter (der Sandbank) klomm das reine Grün empor". — ‚Nachsommer' II 210: „das dunkle bergan klimmende Grün der Föhren". — ‚Steine' 268_{18}: „es erklommen die Wäldchen die Gipfel der Hügel". — ‚Erzählungen' 282: „Der Pfad war anfangs eben, dann erhob er sich und zuletzt klomm er steil hinan". So ist die Bewegungsform des „Klimmens" sehr sinneskräftig dem Mühevollen, Steilen abgeschaut.

Kunstvoll restauriert er öfters solche Bewegungszeitwörter, die im gewöhnlichen Verkehrsgetriebe schon abgeflaut sind, und füllt ihnen wieder ihren ursprünglichen, anschaulichen Inhalt ein und erlebt sie so mit neuer Sinneskraft: Wohl nicht sogleich hat man im alltäglichen Sprachgebrauch bei dem Ausdruck „steil abstürzende Höhe" eine lebendige Vorstellung einer jähen Bewegung, die ja sicher dem „stürzen" an und für sich innewohnt; Stifter aber gibt der Vorstellung neue Frische: „hie und da zeigt sich sogar ein Stückchen Wiese, ja manchmal über steile Höhen hereinstürzend oder an einem Felsen geschickt hingehend". Ebenso dringt sich unserem durch Gewohnheit abgestumpften Hören aus dem Ausdruck „eine ansteigende Wiese" nicht sonderlich eine Bewegung auf; Stifter zwingt dazu, indem er auch hier durch die Verbindung mit einer neuen Präposition wirkt: ‚Steine' 206_{25}: „manche Felder und Wiesen steigen ziemlich hoch hinauf". — Eine noch auffälligere Wirkung läßt er mit einer gewissen

[1]) Vgl. Ratzel, „Über Naturschilderung", S. 341: „In einer gutgemeinten Besprechung Stifters (?) lese ich, er lasse vor unserem Auge die wogenden Felder sich dehnen und die melancholische Haide sich hinstrecken; ich meine nun, Stifter hätte das nicht so gesagt; die Felder sollen nicht wogen und zugleich sich dehnen, es ist einfacher und lebendiger, wenn ich sage: sie wogen hinaus; und ebenso soll die Haide sich nicht hinstrecken, sie mag hingestreckt liegen, sie wird noch öfter sich wölben, ansteigen". Man sieht, welch scharfer Stifter-Kenner Ratzel war; der Ausdruck „melancholische Haide" ist ganz „unstifterisch"; es widerspricht ganz seinem unaffektierten Zartsinn. Sonst ist das Wort melancholisch meist nur in den ersten Fassungen zu finden und wird durch „traurig" ersetzt.

Freiheit von dem Bewegungszeitworte ausströmen, indem er Verba, welche uns gewöhnlich mit einer Präposition angetan begegnen, zu ihrer Simplexform entblößt: ‚Mappe' 200_{22}: „bis endlich, wo es ebener wurde, wallende Felder gingen, mancher Kirchturm schimmerte und glänzte"; es liegt etwas Lyrisch-Großzügiges in dem „gingen", gewöhnlicher wäre „dahingingen". — Ebd. 217_{19}: „den Berggründen, wo sonst die kleinen, klaren Wasser gehen". — Ebd. 276_{33}: „im Sommer, wenn die weißen, sanften Streifen sich an den Wiesen ziehen". — ‚Brigitta' 195_{22}: „sah ... weit draußen seine sanft blauen Berge ziehen". — ‚Siegel' 172_{11}: „Außer dem Städtchen dehnte sich eine ziemlich breite Haide". — ‚Steine' 273_{21}: „und erzählte von manchem Rücken, der sich dehnte". — ‚Narrenburg' 83_{23}: „Die Säulen standen hoch und prächtig in die Lüfte, und Gemächer und Korridore liefen".

Zu fast maschineller Bewegung steigert er seine Empfindung, wenn er den sich bewegenden Standpunkt, der eigentlich im Beschauer ruht, in die Landschaft verlegt und sie nun förmlich mit naiver Lust, wie ein Kind in der Eisenbahn sich drehen läßt. ‚Hagestolz' 312_{32} f.: Viktor fährt auf den See: „Das Dorf zog sich zurück, und die Wände um den See begannen sehr langsam zu wandern. Nach einer Weile streckte sich eine buschige Landzunge hervor und wuchs immer mehr in das Wasser. Endlich riß dieselbe gar von dem Lande ab ... Hinter dem Grün dieser Bäume wanderte ein sanfter Berg" — oder wenn Viktor zu Fuße wandert: ebd. 309_{5}: „Stets glaubte Viktor, jetzt werde man bergab steigen, aber der Weg wickelte sich längs eines Hanges fort, der sich immer selber gebar, als rückte der Wald hinaus und schöbe auch den See vor sich her". — ‚Narrenburg' 91_{24}: „Es rückten die alten, wohlbekannten Berghäupter immer finsterer und immer größer an dem Wagen vorbei". — ‚Schwestern' 111_{4}: „Wenn wir dann in die Langbucht einfuhren, so entwickelte sich eine Hütte, ein Häuschen, ein Landsitz, wo wir früher nur einen mattgrauen, oder schwachweisen Punkt gesehen hatten"[1]). — ‚Nachsommer' I 422: „Als wir uns näherten, entwickelten sich die mehreren Bauwerke". — Ebd. I 456, III 126 u. ö.

Wenn die Dinge, die Stifter schildert, besonders mächtige, imposante Formen annehmen, so wird bei ihm die Bewegungsempfindung so lebhaft, daß er sich gleichsam zurückversetzt und sich in ihre Entstehungsweise einfühlt. Da ist es denn oft, als ob noch einmal ein donnerndes „*fiat*" tosend durch das Chaos ginge. Nicht, daß er vielleicht mit plastischem Realismus geologisch die Entstehungsformationen auslegen wollte. Sondern überall geht er höchst phantasievoll von der sinnlichsten Anschauung aus. Die feinste Vollkommenheit allerdings erreicht er, wo sich plastische Sinnlichkeit und phantasievolle Darstellung mit wissenschaftlicher Erkenntnis kunstvoll verquicken, wie er dies besonders in den Gletscherschilderungen bewährt (Wandern und Fließen der Gletscher).

‚Hochwald' 211_{7}: „Dort, wie oft die Nadeln bei Krystallbildungen, schoß ein Gewimmel mächtiger Joche und Rücken gegeneinander und schob einen derben Gebirgsstock empor". — ‚Wien und die Wiener' XV 27_{7}: „Wir sehen (die Stadt) wie eine Scheibe um unsern Thurm herumliegen, ein Gewimmel und Geschiebe von Dächern, Giebeln, Schornsteinen, Türmen, ein Durcheinanderliegen von Prismen, Würfeln,

[1]) Goethes „Italienische Reise". Goethes Werke, 30. Bd. Weimar 1903. S. 12: „Ich näherte mich den Gebirgen, die sich nach und nach entwickelten".

Pyramiden, Parallelopipeden, Kuppeln, als sei das alles in toller Kristallisation aneinander geschossen, und starre nun da so fort". Es ist eine drastische, explosive genetische Bewegung, die er da förmlich hineinschleudert; sie gleicht fast vulkanischen Ausbrüchen, in denen eine flüssige Masse in gährender, schmelzender Empörung plötzlich erstarrt. — ‚Erzählungen' 175: „Dazwischen sind nasse Wiesen, und die einzelnen beinahe schwarzdunklen Waldballen, gleichsam stehen gebliebene Tropfen von einem zerworfenen Strome". — ‚Schwestern' 110_{23}: „Bald war es ein großer, unermeßlich scheinender Fels, den wir umschifften, und der, wie ein Stück Alpe, in das seichte Fahrwasser des See's geworfen schien". — ‚Wien und die Wiener' XV 27_{15}: „Wie eine ungeheure Wabe von Bienen liegt (die Stadt) unten, durchbrochen und gegittert allenthalben, und doch allenthalben zusammenhängend, nur die Gassen nach allen Richtungen sind wie hineingerissene Furchen, und die Plätze wie ein Zurückweichen des Gedränges, wo man wieder Luft gewinnt". — ‚Steine' 234_{16} ff.: „es lagen Hügel da, die, wie zusammengeschobener Schaum, aussahen, an deren Seiten es aber matt nach Einwärts flimmerte und glänzte, als wären Balken und Stangen von Edelsteinen durcheinander geworfen worden .... In einigen waren Höhlen eingefressen .... Alle diese Stücke waren zusammen- oder emporgedrängt und starrten, so daß sie oft Dächer bildeten oder Überhänge, über deren Ränder sich der Schnee herüberlegte und herabgriff wie lange weiße Tatzen". — Ebd. 249_{14} ff.: „das beschneite Eis war gedrängt, gequollen, emporgehoben, gleichsam als schöbe es sich noch vorwärts und flösse gegen die Brust der Kinder heran .... Stellen, wo die Eiskörper, gleichsam wie aneinander geschmettert, starrten .... oder die Stücke nicht gar so sehr verschoben waren".

Damit ist also aus dem reichen Mosaik von Stifters Darstellungsmitteln für die Natur nur ein, allerdings wesentliches Stückchen losgebröckelt und genauer untersucht worden. Der Schmelz des Ganzen konnte natürlich, weil nur ein bestimmtes Element herausgenommen und gesammelt wurde, nicht durchdringen, da er eben nur über das Ganze, über die Anordnung und Zusammengehörigkeit gebreitet ist.

Diese betrachtete Art von einfacher Einfühlung ist aber keineswegs schon symbolisch umgedeutet; sie atmet noch kein wirkliches Seelenleben, es ist ihr keine uneigentliche Bedeutung eingehaucht. Das ist nicht jene Einfühlung, die man für den oberflächlichsten Gebrauch „Beseelung" nennt. Sondern es ist jene Einfühlung, die in die gewöhnliche Beschreibung der Dinge unmerklich eingebürgert ist; wenn ich sage: Der Wald streckt sich dahin, so fühle ich im Walde mein Sich-hinstrecken oder ich fühle mich selbst hinstreckend im Walde (als Ganzem); solange ich das Ding betrachte, fühle und erlebe ich mich selbst in dem Dinge: kurz, ich mache es menschlicher verständlich. So ist diese Art von Einfühlung lediglich im gewöhnlichen Sinne ein Schilderungsmittel, das sich bei Stifter meisterhaft ausgebildet findet.

Daß nun der Dichter es auch verstand, gleichsam das Ohr an das Herz der Natur zu legen, um ihren inneren Puls zu empfinden und ihr inneres Leben zu entringen, soll im folgenden gezeigt werden. Freilich liegt gerade für diese Betrachtung ein Stein des Anstoßes im Wege, über den hinwegzukommen es sich der Forscher nicht

leicht machen darf. Stifter ist ein Meister der Beschreibung — zu beseelen weiß er nicht, sagt R. M. Meyer in seiner Literaturgeschichte. Dieses Urteil darf in seiner lakonischen Kürze leicht mißverstanden werden. Es kann scharf widerlegt, es kann ebenso hartnäckig verfochten werden. Zunächst muß festgestellt werden, was heute, da die Termini für das Naturgefühl so fein geschliffen sind, unter diesem „beseelen“ verstanden werden soll. R. M. Meyers Urteil ist nun ganz zu unterschreiben, wenn unter dem „beseelen“ die „willkürliche Vermenschlichung“ der Naturobjekte, wie Lipps sagt, gemeint ist, die nicht mit strenger psychologischer Notwendigkeit an das Objekt gebunden ist. Da ist „beseelen“ ein freies Gespinst, ein Produkt der willkürlich webenden Phantasie, es ist reine „Phantasiezutat“. Diese Art von Beseelung hat keiner so kühn und selbstherrlich aus den hängenden Gärten seiner Phantasie herauswehen lassen als Jean Paul. Bei seinem Naturgefühl lebt und spinnt und arbeitet lediglich seine Phantasie. Gar oft spielt sie z. B. einen Mythus hinein: ‚Titan‘ II 298 [1]): „er eilte mit Lebensblicken .. zur Titanide, zur Natur, .. Die Abendwolken streckten sich wie ausruhende Riesen aus und sonnten sich im Morgenrot Amerikas — und der Sturm fuhr unter sie, und die feurigen Centimanen standen auf — die Nacht bauete den Triumphbogen der Milchstaße, und die Riesen zogen finster hindurch. Und in jedem Elemente schlug die Natur wie ein Sturmvogel den rauschenden Flügel“. — Ebd. 337: „Wie seligahnend traten sie wieder heraus vor die Sphinx der Nacht, welche lächelnd mit sanften Sternenblicken vor ihnen lag“. — Ebd. III 153: „Durch die Thäler streckte sich noch das lichtscheue schwarze Erdentier der Nacht aus und bäumte sich auf gegen die Berge“. — Ebd. IV 253: „Mit zwei Armen umfassete die Erde das schöne Meer .... Wie eine Sphinx lag dunkel das zackige Capri am Horizont im Wasser und bewachte die Pforte des Golfs“. — Ebd. III 21: „Der Regen zischte durch die Blätter, das Feuer schlug durch den Wald, und der wilde Jäger des Sturms trieb seine unsinnige Jagd“. — Ebd. II 321: „Nacht und Abend und Tag verfolgten einander im mystischen Hain“. — Ebd. III 207: „Sie sahen schon die Riesen des Winters, die Schweizer- und Tiroler Alpen, im Lager; die Göttersöhne standen, mit Lawinen und Katarakten und Wintern bewaffnet, Wache um das göttliche Land, wo Götter und Menschen einander wechselseitig nachahmten“. — Ebd. II 320: „Sein Häuschen lag auf dem herumgebognen Bergrücken. Drunten ruhten um ihn die Elefanten der Erde, die Hügel, und das sich in Blüten herrlich blähende Lilar, und

[1]) Titan ist ausnahmsweise zitiert nach Jean Pauls Werke, Berlin und Stuttgart. Deutsche Nationalliteratur. 132. Band f. — alle übrigen Werke Jean Pauls sind zitiert nach: Jean Pauls Werke. Berlin 1860, Verlag von Georg Reimer.

er schauete aus seinen Fenstern in das Lager der Riesen der Natur". — Ebd. 321: „aber in der Ferne standen die Wälder wie gerüstete Heere fest und ihre Gipfel wie Lanzen". Wohl absichtlich mag er, da Albano in Italien ist, das antik-renaissanceartige Milieu treffen: ebd. III 259: „Da stand plötzlich Luna, vom Opferfeuer des Vesuvs umspielet, drüben am Himmel, als die stolze Göttin des Sonnengottes, nicht bleich, sondern feurig, gleichsam eine Donnergöttin über dem Donner des Bergs". — So trägt also Jean Paul hier seine Phantasie in die Naturobjekte hinein, er umspinnt und umgaukelt sie und läßt an den Dingen den Schmetterlingsstaub seiner Phantasieflügel hängen. Wird uns aber dadurch die Natur näher gebracht? Zwar zittern die wunderbaren Phantasiegeburten in uns nach, aber die Naturdinge verlieren unter dem Lichte seiner Phantasie ihre wirklichen Formen und Linien, ihr wirkliches anheimelndes Leben.

Anders bei Stifter. Nicht im Hohlspiegel seiner Phantasie erschaut er die Natur, keine mythischen oder märchenhaften Schleier durften sich in seine Bilder hineinfalten. Er hatte eine zu große Demut vor der Natur, als daß er ihr Antlitz übermütig entstellt hätte. Immer ist bei ihm die äußere Sinneswahrnehmung der Ausgangspunkt, von der aus meist eine Bewegungsempfindung die Annäherung bildet zum symbolischen Einfühlungsakt. Das äußere Phänomen bleibt ihm stets Hauptsache, in ihre Formen, in die von ihr ausgehenden Sinnesreize legt er seine Einfühlung hinein. Und wenn schon einmal seine Phantasie von der sinnlichen Anschauung sich losreißt, so steigt sie nur in ganz liebliche, kindliche Höhen empor. Eine kindliche Personifikation spricht sich im folgenden aus:

‚Feldblumen' 46_{25}: „einige Zweige aus des Nachbars Garten ragen um die Ecke und zeigen mir, wie frohe Kinder, ihre kleinen, lichtgrünen, unschuldigen Blättchen". — ‚Hochwald' 237_{15}: „die Tannen wollen erhabne Säulengänge bilden, und die Büsche, Beeren und Ranken, gleichsam die Kinder, sind abseits und zurück in die Winkel gedrängt, daß mitten Raum bleibe für hohe Gäste". — ‚Steine' 44_{9}: „Dort stehen die Tannen und Fichten, es stehen die Erlen und Aherne, die Buchen und andere Bäume, wie die Könige, und das Volk der Gebüsche und das dichte Gedränge der Gräser und Kräuter, der Blumen und Beeren und Moose steht unter ihnen". — ‚Erzählungen' 87: „und sahen viele Wäldchen, welche wie Kinder des großen Waldes gegen sie heranrückten" [1]).

---

[1]) Briefe XVII 45_{27}: In einem Gedichte (7. Februar 1836) „Im Sommer" überschrieben:

„Haben jetzt
Sogar ein jedes Wölkchen fortgeschickt
Wie Kinder, daß des Himmels weite Halle
Ganz fleckenlos in Azurklarheit glänze —"

Ebd. 49_{14}: Der Geist des All:

„bildet (er) an fruchtentlad'nen Bäumen
Die neuen Knospen braun und heimlich schwellend,
Und hemmt ihr Drängen Nachts mit Mondeskühl'

Das sind bei Stifter die einzigen Fälle von Beseelung, die in halbwegs kühner Vermenschlichung schweben; doch bricht auch bei ihnen ganz deutlich durch, wie sie sich an einen äußeren Beobachtungseindruck klammern. Hart an der Grenze von willkürlicher Vermenschlichung und reizvoller Einfühlung stehen folgende in Stifters Naturschilderung allein dastehenden Personifikationen. ‚Haidedorf' 175_{10}: „Dann war der Wachholder, ein widerspenstiger Geselle, unüberwindlich zähe in seinen Gliedern, wenn er einen köstlichen, wohlriechenden Hirtenstab sollte fahren lassen oder Platz machen für einen anzulegenden Weg; — seine Äste.. strotzten .. auch in allen Zweigen von Gaben der Ehre, die sie jahraus jahrein den reichlichen Haidegästen auftischten". — ‚Hochwald' 301_9: „Der zarte, schwerfällige Sohn des Spätjahres hatte sich bereits eingestellt, der Nebel". Hier ruht besonders in den Epitheten eine nach der wirklichen Natur fein beobachtete Einfühlung, ein Charakter voll individuellem Leben und angemessener Kraft.

Schon die oben angeführten Beispiele von allgemeiner, leerer Einfühlung sind zum Teil so auszulegen, daß doch auch in ihnen symbolische Stimmungen, sich entfaltende Affekte und Seelenkräfte verschleiert sind: „In Allem hier ist Sinn und Empfindung; der Stein selber legt sich um seinen Schwesterstein und hält ihn fest, Alles schiebt und drängt sich, Alles spricht, Alles erzählt, und nur der Mensch erschaudert, wenn ihm einmal ein Wort vernehmlich wird". ‚Hochwald' 245_{16}. Gewiß, alle diese „schieben" und „drängen", die oben aufgezählt worden, durchzieht auch ein inneres Leben, nur ist es verborgen gebunden und kommt nicht immer an die Oberfläche empor, es soll erst herausgeahnt und „vernehmlich" werden. Wie viel es zur besonderen Einfühlung, zur symbolischen Ausdeutung braucht, zeigt klar und einfach folgendes Beispiel: ‚Waldsteig' 37_{22}: „Dann stand ein steiler Berg da. Der Pfad klomm ihn unverdrossen hinan und Tiburius ging auf ihn fort". In diesem „unverdrossen" lebt das ganze Element der symbolischen Vergeistigung, die eigentliche Stimmung, die der Dichter aus der Situation heraus in den Pfad sich hineinschlängeln läßt: der hartnäckige Pfad soll durch seine Unverdrossenheit den hypochonden Herrn Tiburius Kneigt, der sich im Walde verirrt und nun schon todmüde ist, in seinem Suchen nach einem Ausweg recht ärgern und martern.

Und schleiert sie mit Silbernebeln ein
Wie kleine Kinder, die die Mutter klug
Noch vor dem Lichte schützt, daß sie noch schlafen!"

Ebd. 45_6:

„Denn wie geschäftig haben Sturm und Winde
Gleich unermüdlich brustgewaltigen Dienern
Sich athemlos gefegt am grünen Saal
Der Erde — —"

Der Grundzug von Stifters Einfühlung, der hervorgekehrt werden soll, ist nun, daß sie immer mit innerer Notwendigkeit an das Gegebene, an die Wirklichkeit geknüpft ist, was bei den angeführten Beispielen aus Jean Paul nicht der Fall war. Stifter selbst charakterisiert diese seine Beseelung mit den klarsten Worten, von denen ein jedes in unsere Art von Einfühlung paßt: ‚Hochwald' 245_7: „sehet, da fing ich an, allgemach die Reden des Waldes zu hören, und ich horchte ihnen auch, und der Sinn ward mir aufgethan, seine Anzeichen zu verstehen, und das war lauter Prachtvolles und Geheimnißreiches und Liebevolles von dem großen Gärtner ...." Also auf die äußeren Phänomene, auf die „Anzeichen" horchte er und deutete sie um; denn er hat sein „Herz an ihre Sprache gewöhnt" XV 15_9. So läßt er das Wehen und Säuseln der Blätter und das Geräusch des Bächleins an sein Ohr dringen, er fängt es auf, läßt es in die Tiefe seiner Seele gleiten und legt ihm menschliche Gefühle unter. — Allein wenn es heißt: ‚Hochwald' 287_9: „die schwanken Halme der Fichten stehen gesellig und plaudern bei gelegentlichen Windhauchen", so hat es auch hier den Anschein, als ob nicht eigentlich eine geistige Stimmung, ein Affekt oder irgend eine innere Lebenstätigkeit mitschwingt; denn das letzte Glied der symbolischen Einfühlung fehlt ihr. Abgesehen aber davon, daß dieses Verschweigen des eigentlichen Gefühlsgehaltes eben der Einfühlung des Dichters überhaupt zuweilen eigen ist, daß es dem Leser überlassen ist, den Akt der symbolischen Ausdeutung selbst vorzunehmen — so entspricht auch gerade dieses Unbestimmte, dieses Zurückhalten der Stimmung jener bescheidenen Diskretion, die in Stifters Wesen so tief begründet ist. Er will, daß im Leser selbst die Empfindungen und Phantasievorstellungen erwachen; nur leise anpochen will er an die Pförtchen unseres Gefühlslebens, daß sie von selbst aufspringen und die ganze innere Welt herauswimmeln lassen. Freilich, der unsagbare Hauch, der Duft, von dem wir gerührt werden, liegt drin in der Schilderung, aber unsichtbar und unfaßbar — und doch fühlen wir die Stimmung aus dem Ganzen des Geschilderten in unsere Brust einziehen und wieder herausströmen. Z. B.: ‚Narrenburg' 85_7: „Die Nachmittagsluft seufzte wieder eintönig in den langen, haarigen Zweigen, wie es Die am Vormittage gethan, und die Stille und die Harzdüfte sanken wieder von den Wipfeln". Nirgends ist eigentlich eine seelische Stimmung ausgedrückt und doch weht ein bestimmtes geistiges Leben heraus, ein Gefühl von träger, müder Öde und ruinenhafter, trauriger Einsamkeit, die um die verfallene Burg gähnt. Noch deutlicher ist es im ‚Hochwald' 296_6: „mir ist, als wär' ich ein Anderer, als wäre draußen nicht der Sturm und die Verwüstung, sondern, wie hier, die stille, warme Herbstsonne. Siehe, die Steinwand schaut festlich flimmernd nieder, der Ahorn läßt Zeit um Zeit ein Blatt fallen, dort zirpt die Herbstheuschrecke, die sanfte Luft vermag nicht

einmal jene glänzenden Fäden zu zerreissen, und die Wärme des Nachmittags sinkt zitternd längs dem grauen Gestein nieder — —“ Welch laues, friedreiches, seeliges Gefühl der Ruhe legt sich da heilend um das Herz: Der Dichter selbst hat es nicht benannt, eben weil es unsagbar ist. Stifter ist gerade in der Einfühlung in der Ruhe der Natur unübertroffener Meister und es ließen sich solche Stellen gar sehr häufen.

Dieses feine Nichtsagenwollen, die Stimmung bloß durchschimmern zu lassen, ist das zweite Hauptcharakteristikon von Stifters Naturbeseelung; es ist oft verkannt und ihm bloß als Armut ausgelegt worden. — Daneben finden sich auch natürlich Beispiele, wo der Dichter selbst ausdrücklich der Stimmung die Farbe verleiht: ‚Haidedorf‘ 202_{26}: „und das Korn und die Gerste im Dorfe standen fahlgrün und wesenlos in die Luft und erzählten bei jedem Hauche derselben mit leichtfertigem Rauschen ihre innere Leere“. — ‚Feldblumen‘ 103_{5}: „so suche ich das Freie und bette (das Herz) in den Schatten eines Baumes und horche seinen Blättern, die sich Sommermärchen erzählen; dann wird es so ruhig und sanft in mir, wie Sonntags auf den Feldern“.

Vgl. noch: ‚Brigitta‘ 200_{22}: „Ich ging weiter, gleichsam als ob das Gras der Haide hinter mir lispelte, und sich etwas am Fuße des Galgens rührte“. — ‚Hochwald‘ 248_{23}: „Denn oft habe ich ... ihrem (der Esche) Geplauder mit Vorliebe zugehört, weil ich es gut zu machen hatte, daß ich einstens so schlecht von ihnen gedacht“. — Ebd. 268_{19}: „auch Clarissen war es jetzt, als rühre sie sich (die Wand), und die grünen Tannen stehen als Wächter und flüstern miteinander“. — Ebd. 275_{27}: „wie (die Zweige) da so froh sind im Nachtlichte und Blätter und Nadeln auseinanderlegen, wie man eine Hand aufmacht, und in der Christnacht, wenn der Herr geboren wird, reden sie miteinander“. — ‚Narrenburg‘ 50_{2}: „Die laue Vormittagsluft seufzte schwermüthig in den Zweigen“. — ‚Hochwald‘ 270_{2}: „und da mir viele klare Wässerlein auf meinen Wanderungen begegneten, alle ... deutlich mit kindlichem Rieseln und Schwätzen von ihrem Vater erzählend“. — ‚Steine‘ 44_{10}: „Die Quellen gehen von allen Höhen herab und rauschen und murmeln und erzählen, was sie immer erzählt haben“. — ‚Hochwald‘ 235_{23}: „nur der Bach, von seinem Gesetze gezwungen, sprach unaufhörlich fort, flüchtig über den Schmelz seiner Kiesel schlüpfend“. — ‚Siegel‘ 122_{20}: „nur der Bach hüpfte neben ihm her und rauschte und plauderte fort“. — ‚Narrenburg‘ 49_{24}: „Nur die rauschende Pernitz ging mit ihm und erzählte und plauderte ihm in der Finsterniss vor“. — ‚Hochwald‘ 236_{31}: „der dareinredende Bach“. — ‚Schwestern‘ 110_{27}: „und an seinem Fuße plauderten, oder flüsterten die Wellchen“. — ‚Hochwald‘ 297_{9}: „und die Grillen zirpten leichtsinnig fort“. Freilich verblaßt auch hier hin und wieder der tiefere Gehalt, er verliert von seinem ursprünglichen Zweck und verflacht sich zur bloßen Bedeutung des rein sinnlichen Lautphänomens: also flüstern = säuseln (rauschen). ‚Feldblumen‘ 102_{10}: „Die Zweige flüstern nicht, aber ein melodisches Summen irrt in ihnen von tausend Wesen“. — Ebd. 142_{10}: „und sich zwei Blätter an einem Schlehenstrauche neben mir rührten, aber ohne zu flüstern“.

Hier sowie überhaupt von der ganzen Darstellung muß betont werden, daß der wahre Schmelz der Einfühlung erst aus der Zusammenstimmung aller Teile zu einem Ganzen und sich daraus

frei herausschwingen muß. Erst dadurch, daß Zug um Zug nebeneinander tritt, setzt sich in dem Leser der bestimmte Gefühlszustand zusammen. Jene oben angeführten Stellen sind bloß eine Sammlung von ähnlichen oder gleichartigen Strichen.

Sowie es oben Laute waren, in die sich der Dichter vermittels einer Assoziationsverbindung einfühlte, so sind es auch Formen, Zustände und Bewegungen in der Natur, in der er sein inneres Erleben eindringen läßt. Meist sind diese Beseelungsakte gerade für ihre Stelle, für die Szene, in der sie entstehen, von stimmungssymbolischer Bedeutung. Das Vermittelnde ist hier meistens eine Bewegungsempfindung oder auch eine andere Association.

‚Hochwald' 235_{19}: „Gleichsam wie lauschend dem neuen Wunder, hielt die Wildniss den Athem an, kein Zweig, kein Läubchen, kein Halm rührte sich — die Sonnenstrahlen traten ungehört auf das Gras und prägten grüngoldne Spuren — die Luft war unbeweglich, blank und dunkelblau —". Wieder ist hier gleichsam als Produkt des Einfühlungsaktes jene unsagbare Stiftersche Ruhe, „wie Sonntags auf den Feldern"! — ‚Schwestern' 144_{10}: „Die Bäume unter mir hielten ihre Blätter an sich, daß keines wanke". — ‚Narrenburg' 25_{24}: „In dem Garten stand jedes Gräschen und jedes Laubblatt stille und hielt eine Lichtperle, als horchten sie dem in der Nacht weithin vernehmlichen Rauschen der Pernitz". — ‚Hochwald' 236_{21}: „Die Waldblumen horchten empor". — ‚Feldblumen' 137_{30}: „Drüben schlummert das Mondlicht auf den alten Waldbergen des Mühlkreises, und die Lichter der Vorstadt Urfahr strecken lange, rote, zitternde Säulen in das Wasser. So still und mild ist alles draußen, als sei ringsum lauter Glück". Das letztere also ist die Stimmung, die durch die vorhergehende Zeichnung erweckt werden soll. — ‚Hochwald' 252_{16}: „Der Wald dehnte seine Glieder weithin im Nachtschlummer, die feuchten Mondesstrahlen spannen von Berg zu Berg und in dem Thale .. blickte ruhender Nebel auf". Stimmung: behagliche, zufriedene Ruhe; gewiß liegt noch mehr als das drin, aber mit Recht sagt Lipps S. 222: Stimmung „ist undefinierbar und unanalysierbar, ein unbestimmtes, fließendes, schwebendes, unsagbares Etwas". — ‚Wien und die Wiener' 26_{8}: „der Stadt, die dir immer größer wird, und ihre Glieder, gleichsam wie im Morgenschlummer dehnend, über Hügel und Thäler hinausstreckt —". — Briefe XVII 68_{29}: „eine Trauerweide, die grau ist, regt ihre Zweige zum öftern, als klaubte sie dieselben im Traume durcheinander". — ‚Feldblumen' 62_{24}: „Es schlägt zwölf Uhr, kein Lüftchen geht, die Lenznacht wird immer stiller und wärmer, immer seltener kommt an's Ohr das schwache Rollen verspäteter Wagen aus mancher träumenden Gasse, und am Rande des Gesichtskreises lechzen die Erstlingsblitze wie flüchtige Küsse der Mitternacht"; „denn gleich nach dem Glockenschlage wallte schlaftrunken durch den Himmelsschleier das erste tiefe, schwache Donnern, wie ein wie ein Traumreden der schlummernden Frühlingsnacht".

Stockende, in sich verhaltene Bewegung, in der eine Art Spannung ruht, ist es, aus der er zart die Stimmung herauslöst; und man sieht deutlich, nicht aufdringlich gibt er der Stimmung die Richtung, sie soll sich vielmehr selbst aus all den Elementen seiner Schilderung erschaffen und still und weich in unsere Seele hineindämmern.

Vgl. noch die Einfühlung in folgenden Beispielen: ‚Wien und die Wiener' 28_{23}: „mit größtentheils sehr schönen Fronten stellen (die Vor-

städte) sich im Kreise gegen das Glacis auf, gleichsam in ihrem Hereinschieben gegen die Stadt hier an einer unsichtbaren Grenze anhaltend und sich anstaunend". — ‚Schwestern' 201_{16}: „Die Dächer glänzten, die Mauern waren in angenehmem Sonnendufte, die Gewächse streckten alle ihre dunkeln Blätter zu dem segnenden Himmel empor, und die Haide mit ihren Steinen lag in ruhiger, in grauer und sonnenhafter Farbe herum". — ‚Waldsteig' 34_3: „manchmal streckten die Preißelbeeren ihr Kraut empor und hielten ähnliche Büschel von rothwangigen Kügelchen in den glänzenden Blättchen". — ‚Hochwald' 305_{28}: „Die Fichtengeschlechter standen unverändert in düstergrüne Mäntel eingehüllt, auf Eis und Schnee harrend, und der Eichbaum hielt sein raschelnd Laub fest in den tausend zähen Fingern". — Ebd. 237_{13}: „Der alte Ahorn steht einsam und greift langarmig in die Luft". — ‚Brigitta' 202_9: „Riesige Tannen streckten sich gegen den Himmel, und mannsdicke Eichenäste griffen herum"[1]). — ‚Nachsommer' III 145. — ‚Steine' 225_{28}: „der Tannen und Fichten, die sich, wie Hände, öffneten".

Zauberisch geisterhaft beseelt er die Irrlichtszene in der ‚Mappe' 277_{17}: „Die dunklen Büsche, die sich in dem Regen duckten und aneinander kauerten, gingen an mir vorüber ... und ein schwarzer Zaun ging neben mir her"; ebd. 278_{26}: „den Schlehenbüschen ..., die, wie ein schwarzer, kriechender Zug, fortwanderten, und wie die Erlen .. durch das Licht gingen" — all dies bewußt drohende Leben flößt uns ein Gefühl finsterer Unheimlichkeit ein, obwohl nicht eigentlich der Dichter eine Ausdeutung vorgenommen hat. — Wenn Stifter gewissermaßen ein tierisches Streben in die Dinge hie und da einfühlt und miterlebt, so ist es derselbe Akt der Beseelung — wenn das Paradoxon erlaubt ist, eine tierische Vermenschlichung, — wenn auch auf einem Umwege. Voll idyllischer Traulichkeit steht folgendes Bildchen in Stifters Naturschilderung einzig da: ‚Steine' 37_{18}: „und schauten nach der Kirche zurück. Sie ragte mit ihrem dunkeln Ziegeldache und mit ihrem dunkeln Thurme ... empor, und die Häuser drängten sich, wie eine graue Taubenschaar, um sie". — ‚Wien und die Wiener' 341: „Wie schön und warm zum Beispiel duckt sich die Leopoldstadt im Winter zusammen". — ‚Erzählungen' 195: „Die in der Gegend herumgestreuten Häuschen waren in den vielen Schnee geduckt". — ‚Hagestolz' 334_{12}: Berge, „die ... an vielen Stellen Schneeflecken zeigten, die sich, wie weiße Schwäne, in die Spalten duckten".

Freilich gleitet auch bei Stifter öfters die Einfühlung in gewöhnliche Plattheiten herab: so wenn z. B. die Sonnenstrahlen auf allen Höhen ein Fest feiern „in Gold- und Silbergeschmeide" ‚Hagestolz' 343_6, oder wenn er sich von der Waldlichtung oder Alleen „aufnehmen läßt" ‚Hochwald' 242_{31}, 213_{10}, ‚Narrenburg' 50_1, oder wenn er sich „von den vielen Bäumen" „begrüßen" läßt ‚Mappe' 203_{24}, oder sich von ihnen „begleiten" läßt, oder wenn er das Grün der Tannen von den Höhen „herabgrüßen" läßt, ‚Mappe' 204_4, ‚Hagestolz' 309_4; oder wenn er allerdings im ‚Feldblumen'-Stil sich zu der Ansichtskartenformel versteigt: 149_{32}: „Die anderen (Berge) warfen Grüße und Küsse zurück". Allein

[1]) Briefe XVII 29_{13}: Schilderung eines nächtlichen Gewitters: „Jetzt ist es finster, und du bist allein, die übrige Schöpfung ist nicht, und plötzlich siehst du die Riesentannen mit ihren schwarzen Armen am flammenden Himmel hängen, und bist in noch dickerer Nacht, die atemlos lauscht, bis das platzende Krachen durch die Wolken bricht".

Stifter wollte jedenfalls hier gar nicht Einfühlungsakte geben, sie waren auch ihm nur geläufige Schilderungsmittel gewöhnlichster Sorte.

Am Schlusse dieser Betrachtung möge noch einmal zusammenfassend jenes Urteil abgewogen werden: .... zu beseelen weiß er nicht. Gewiß, eine Beseelung im Sinne jener freien Geburt der Phantasie, der willkürlichen Vermenschlichung, weist Stifter überhaupt nicht auf. Allein es widerspräche jeder Würdigung einer Individualität, wollte man darin tadelnd einen Mangel sehen. Für Stifters Persönlichkeit war eine solche losgebundene Vermenschlichung einfach unmöglich. Ihm war die Natur etwas zu Heiliges und zu Keusches, als daß er ihr etwa bunte, tolle Farben der Phantasie aufgeheftet hätte. Ein Wort läßt er Gregor im ‚Hochwald' (269_{32} ff.) aussprechen, daß so recht seine Ehrfurcht vor der Wirklichkeit in der Beseelung der Natur ausdrückt: Ich sah nach und nach ein, „wie wunderbar (der Wald) sei, ohne daß die Menschen erst nöthig hätten, ihre Fabeln hinein zu weben —" Wenn er auch beseelt, so wahrt er doch stets die Formen und Bewegungen und die „Anzeichen" der Natur, und mit kindlicher Liebe an ihnen hängend horcht und lauscht er ihren Äußerungen; er läßt sie zu seinem Inneren reden und den Austausch dieser herrlichen Zwiesprache fühlt er wieder in die Dinge ein und läßt sie von hier aus wieder zu uns sprechen. — Der zweite Grundzug seiner Beseelung ist, daß er nicht direkt die symbolische Verwertung der Dinge, die er erzielen will, weder den einzelnen Strichen noch auch dem Ganzen des Bildes aufdrückt; sondern er beginnt zu malen, wirft Strich um Strich, Linie um Linie, Momente um Momente hin, bis in uns selbst die vermittelnden Empfindungen entstehen, daß uns der Duft und der Schmelz der Stimmung aus allen Poren der Seele dringt und in das geschilderte Bild hineinfließt, ohne daß wir uns eigentlich bewußt werden, von welchem Teile des Geschilderten das Wunder der stimmungssymbolischen Beseelung ausgehe. Kein geringerer als Friedrich Ratzel hat dies zu würdigen verstanden, wenn er Stifter einen Meister in der Einfühlung nannte; dessen war sich auch August Sauer bewußt, wenn in seinen entschiedenen Zeilen, die wie eine Rettung Stifters klingen, sagt: „es ist nicht richtig, daß er die Natur nicht zu beseelen verstehe" (Einl. zum I. Bd., S. X).

Im merkwürdigen Gegensatze zu der von manchen so scheel angesehenen Kleinkunst Stifters steht jenes Hinausschweifende, „bis zur fernsten Linie des Gesichtskreises", jenes Zusammenfassende seiner Landschaften. Nicht vor einer Handfläche breit steht er und schildert ab, immer entwirft er großzügige Fernbilder, über die das sanfte „Sonnengrün der Ferne" duftig gehaucht ist. Mit besonderer Vorliebe besteigt er Bühel und Berge, bis auf die äußerste Felszunge geht er hinaus und erklimmt die höchsten Grate. Ja zum nächtlichen Sternenhimmel schwingt er sich in der ‚Narrenburg' empor,

um auf das ganze Bauwerk von Gebirgen herniederzuschauen. Von den Giebelstuben, vom Stefansturme aus malt er, wie die Stadt „in die grauesten Ferntöne schreitet“. So hält er von den höchsten Warten aus mit freier Brust Umschau und läßt nur große Konturen, Gebirge, Ebenen, Streifen, Linien und schwachweiße Punkte in sein Auge strömen. Er malt gleichsam mit einem langstieligen Pinsel, immer und immer wieder von seinem Bilde wegtretend. Bertram macht in seinem Buche dieselbe Beobachtung und fordert innerhalb der Zitatenkomplexe den Leser auf, „die sprachtechnischen Mittel des in die Ferne-Rückens“ (S. 103) zu beachten. Da diese nicht einmal durch Sperrdruck hervorgehoben werden konnten, so mögen sich hier einige zur genaueren Ansicht nähern.

Soweit ist das Fernbild in die Weite hinausgezaubert, daß es „märchenhaft“ draußen schwebt (‚Tännling‘ 255_{26}); „fabelhaft“ liegen die Dinge hinaus. „Schwestern“ 125_{28}, ebd. 176_{19}. Bezeichnend sind Vergleiche: Der große Briel hängt am Himmelsblaue wie eine lichte Flocke (‚Hochwald‘ 217_{3}). „Wie eine schwarze Fliege“ steht das Schiffchen am Fuße des Orlaberges (‚Hagestolz‘ 320_{8}). Die Scheiben der Glashäuser erscheinen den Kindern „wie die Täfelchen, die sie mit einer Stecknadel oder mit dem spitzigen Messerlein der Großmutter aus dem Steine gebrochen hatten (‚Steine‘ 270_{27}).

In der Ferne nehmen die Objekte natürlich blassere, verschwommenere Formen an; sie werden daher, um daneben auch das Seltsame der Ferne auszudrücken, allgemein als „Ding“ bezeichnet: ‚Schwestern‘ 125_{28}: „In allen Stufen des matten Grün, Grau und Blau lag das fabelhafte Ding hinaus“. — ‚Hagestolz‘ 310_{14}: „Eine Weile stand Victor und betrachtete das Ding“ zuvor: „und an den fernen Ufern lagen lichte Dinge, die er nicht kannte“. — ‚Steine‘ 269_{17}: „da geht ein fahles Ding empor, das sind die Karesberge“. — Ebenso erscheinen ihm die Dinge wie unbestimmte Flecken“: ‚Wien und die Wiener‘ 424: Das Marchfeld, ein „dreimal berühmtes Schlachtfeld, aber für das Auge des Landschafters erst ein gelblicher Fleck, dann ein duftiger Streifen“. — ‚Hagestolz‘ 305_{16}: „Die dunkeln Flecken der Wäldchen“. — ‚Brigitta‘ 211_{12}: „daß wir das Schloß und den Park nur mehr als einen dunklen Fleck in der Ferne liegen sahen“.

Der Horizont, dann Wiesen, Felder, Wälder und Weinberge erscheinen dem entfernten Beschauer als „Streifen“: ‚Hochwald‘ 258_{20}: „... am äußersten Gesichtskreise gesäumt von einem Hauche eines fahlen Streifens“. — ‚Siegel‘ 182_{28}: „den gehauchten blassen Streifen des Ardennenwaldes“. — ‚Feldblumen‘ 44_{10}: „die schönen, grünen Streifen der Wintersaat“. — ‚Wien und die Wiener‘ VII: „die dunklen Streifen ... sind schöne Auen“. — ‚Brigitta‘ 206_{32}: „einen schmalen, schwarzen Streifen ...“ — ‚Hochwald‘ 308_{3}. — ‚Tännling‘ 269_{27}. — ‚Erzählungen‘ 174: „Die Waldstreifchen des Mühlkreises“. — ‚Wien und die Wiener‘ XIII: Die Straße, ein „Staubstreifen“. — ‚Hochwald‘ 211_{3}: „zieht ein Wald . . . seinen Dämmerstreifen westwärts“. — ‚Schwestern‘ 112_{15}: „... und sahen Riva, ... wie kleine Papierstreifchen, auf dem Wasser schwimmen“. — ‚Brigitta‘ 204_{9}: „.. dann waren allerlei Streifen, ich wußte nicht, waren es Gegenstände dieser Erde, oder Schichten von Wolken“.

Ebenso gerne wie den Streifen malt er auch das „Band“ in seine „Fernbilder“: ‚Haidedorf‘ 173_{12}: Die fernen Berge ziehen ein „blaues Band um das mattfärbige Gelände“. — ‚Hagestolz‘ 262_{27}: sie sahen die fernen Berge „als ein einfaches, blaues Band ... emporstehen“. — ‚Hochwald‘ 215_{15}: „am obersten Rande eines breiten Waldbandes“. — Ebd. 213_{18}: „einem dichten Fichtenbande“. — ‚Tännling‘ 255_{18}: „die bläu-

lichen, dämmernden Bänder des böhmischen Waldes". — ‚Erzählungen' 91. — ‚Hochwald' 244_{5}: „grauen Felsenbändern". — ‚Feldblumen' 103_{18}: „wie draußen das blaßgrüne Band des Horizonts schwach und sanft durch den Himmel gehaucht ist". — ‚Hochwald' 259_{10}. — ‚Condor 14_{26}. — ‚Hochwald' 214_{27}: „das leuchtende Band der Moldau". — ‚Hochwald' 214_{33}: „ein flatternd Band", die Moldau. — ‚Mappe' 250_{10}: „... daß allenthalben an den Gehängen weiße, schäumende, springende Bänder niederflatterten". — ‚Schwestern' 111_{2}: „lag das .. Wasser wie ein geborgenes Band an dem Gürtel des Gestades dahin". — ‚Abdias' 70_{20}: „lag ein ganzer Gürtel von Pallästen um die schwarze Bucht geschlungen". — ‚Hochwald' 214_{33}: Die Moldau, ein breiter Silbergürtel. — ‚Condor' 21_{26}: „taumelte (die Erde) gleichsam zurück, an ihrer äußersten Stirn das Mittelmeer, wie ein schmales, gleißendes Goldband tragend".

Die Dinge verlieren ganz die Dimension der Breite in der „Linie": ‚Hagestolz' 310_{8}: „Der See, den er ... als weiße Linie gesehen hatte". — ‚Schwestern' 235_{28}. — Ebd. 238_{12}: Die „langgestreckte, einfache, verschwimmende Linie" des Südens. — ‚Tännling' 255_{25}: „Waldlinie". — ‚Schwestern' 175_{28}: „Thallinie". — Ebd. 238_{8}: „Die weiße Häuserlinie von Riva". — Ebenso fein wie die „Linie" liegt der „Strich" draußen: ‚Schwestern' 126_{8}: „. . lag . . ein grauer, sanfter Strich durch den Himmel, der die Ebene der Lombardie war". — ‚Hagestolz' 310_{2}: „. . Schluchten und Spalten . ., die schier mit einem ganz geglätteten Rande an dem Himmel hinstrichen". — ‚Steine' 206_{23}: „. . während die mittäglichen Berge . . mit einem ganz glatten Rande an dem . . Himmel hinstreichen". — Ebd. 265_{8}. Die Dinge verlieren endlich ganz ihre Körperlichkeit und verfließen zu einem „Hauch: ‚Hochwald' 217_{6}: „Der Hauch der ganzen Alpenkette zieht, wie ein luftiger Feengürtel um den Himmel". — ‚Schwestern' 176_{11}: „.. war es nur ein einfacher, unkenntlicher .. erschütternder Hauch". — ‚Wien und die Wiener' VII: und jener blaue Hauch durch den Himmel . . „sind die Karpathen und die Berge gegen Ungarn" — ebenso „Dunst": ‚Schwestern' 165_{15}: „Den Dunststreifen der Lombardie". — Ebd. 127_{23}. — ‚Waldsteig' 39_{18}. — ‚Brigitta' 194_{23}: „und die blaue Dunstschichte der Ferne spiegelte sich mir zum Trugbilde der pomptinischen Sümpfe". Die Farbe seiner Fernen ist natürlich „blau", „fernblau": ‚Brigitta' 195_{31} — ‚Steine' 203_{16} — ‚Tännling' 299_{22} — ‚Schwestern' 126_{18} — ‚Erzählungen' 85 — sehr oft auch „duftblau": ‚Mappe' 230_{33} — ‚Hochwald' 264_{8} — ‚Schwestern' 238_{8} — ebd. 126_{1}: „Draußen über Allem duftete ruhig und schwach röthlich ein Berg". — Ebd. 176_{3}: „Dem duftenden Gewimmel der Bergesgipfel". „Duften" bedeutet hier natürlich keine Geruchsempfindung.

Die Dinge ruhen im Fernbilde nicht unverrückt und scharf umrissen, sondern sie „schweben", „weben", „zittern", „hängen" draußen: ‚Hochwald' 259_{32}. — ‚Tännling' 255_{25}: „... die norischen Alpen, so weit und märchenhaft draußen schwebend". — ‚Hochwald' 216_{30}: „viele grüne Bergesgipfel, in webendem Sonnendufte schwebend". — ‚Hagestolz' 310_{26}: „das dämmerige Gewebe von Berg und Wasser". — ‚Schwestern' 118_{31}: „an dem Rande woben die violetten, duftigen Berge". — ‚Wien und die Wiener' VII: Die Karpathen, „ein aus Luft gewobenes Band". — ‚Narrenburg' 91_{14}: „Zauberberg . ., wie er fahl, gleich einem Luftbilde in der Dämmerung draußen hing ..." — ‚Hochwald' 217_{8}: „zarte, kaum sichtbare Lichtschleier, drinnen weiße Punkte zittern, wahrscheinlich die Schneeberge der ferneren Züge".

Als einzige, belebende Staffage streut er mit einer typischen Gleichartigkeit „weiße Punkte" hinein, die Landhäuser, Wohnungen und Menschen — ja auch Ziegen bedeuten können. Hier sei bemerkt, daß ihm all diese angeführten Termini zum großen Teile die Technik seines Malerranges eingegeben haben mochte. Wie die Dinge in der Fernsicht gemalt werden müssen, so sah er sie und stellte sie auch in Wirklichkeit dar: ‚Feldblumen' 68_{22}: „ich malte das Traunkirchner

Ufer dazumal und die fertigen Häuser bereits hinein. Vom Traunsteiner Ufer gesehen, sind sie weißglänzende Punkte". — ‚Hochwald' 310_{28} — ‚Mappe, 205_{19} — ‚Hagestolz' 342_{30} — ‚Mappe' 333_{16} — ‚Brigitta' 206_{25} — ‚Schwestern' 111_{4} — ebd. 175_{24} — ‚Steine' 273_{17} — ebd. 236_{11} — ebd. 93_{30} — ebd. 268_{7} — ‚Brigitta' 195_{10} — ‚Schwestern' 186_{29}. — Damit aber „das Bild noch heimlicher werde", läßt er als „trauliche", abwechselnde Staffage dünne, blaue Rauchwölkchen über dem Ganzen sich kräuseln. ‚Erzählungen' 189. — ‚Hochwald' 217_{11}. — ‚Haidedorf' 192_{11}. — ‚Hochwald' 314_{22} u. ö. Später wird diese Staffage recht hausbacken: ‚Brigitta' 213_{26} f.: „...und sah an verschiedenen Stellen des Haiderückens schwachen Rauch aufgehen, der die kunstlosen Herde anzeigen mochte, auf denen die Leute ihr Mittagessen kochten". Oder gar: ‚Erzählungen' 246_{11}: „von dem einzelne, weit von einander entfernte Strohdächer herausblickten, in dem blaue, von den das Abendmahl kochenden Herden aufsteigende Rauchsäulen waren".

Das wichtigste Organ für Stifters Naturgefühl ist aber die Sinnesempfindung für das Licht. Was Bertram von den Landschaften bei Stifter sagt, daß sie mehr mit Licht, als mit Farben gemalt sind, gilt allgemein für seine Naturschilderung überhaupt. Lebt man mit offenem Sinne in Stifters Naturdarstellung, so fühlt man sich von der ganzen natürlichen Macht und dem Reiz des Lichtes in seinen feinsten Nuancen durchstrahlt. Selbst mit dem abendlichen Lampenlicht werden sanfte Wirkungen aufgetragen. Auch hier entfernt er sich nicht zu weit von der schlichten, wirklichen Beobachtung, obwohl er nicht verleugnen kann, daß sein Auge sich bei Tieck den Geschmack für das Licht geholt hat. Aber in Tiecks Märchenlande von Lichtwundern, die häufig ganz unnatürliche und oft etwas zu pikante Lichterscheinungen erkünsteln, verirrt er sich nicht. Tieck war auch hier zu viel Arrangeur. Das schöne, unschuldige Licht wird da gleichsam manchmal von tausend bunten Spiegelchen gesammelt und blendet mehr, als daß es still erwärmt. — Hier möge von der stilistischen Seite betrachtet werden, wie das Licht von Stifters Phantasieleben behandelt wurde. Die Untersuchung zeigt, daß gewissermaßen der Strahlenwerfer aus der Vorstellungswelt Jean Pauls herüberleuchtete und daß Stifters Gefühl für das Licht bei diesem Dichter geübt und erzogen wurde.

Die verbreitetste Vorstellung des Lichtes ist bei Stifter die von etwas Flüssigem. Mit wunderbarer Einheitlichkeit ist dieser Gebrauch nach den verschiedensten Formen der Flüssigkeit ausgebildet, die man im Nachstehenden verfolgen möge.

‚Feldblumen' 143_{19}: „ein Lichtregen (des Mondes) ging in den ganzen Bergkessel nieder". — ‚Waldsteig' 7_{3}: „und wenn die Sonne ganz besonders heiß und strahlenreich schien, so saß er ohne Hut mitten in dem Lichtregen im Garten". — ‚Abdias' 106_{6}: „saß Ditha gerne auf dem Sandwege des Gartens und ließ die Mittagstrahlen auf sich niederregnen". — Vgl. Jean Paul, ‚Titan' I 133: „aber im Jünglinge, zumal vor dem Kronleuchter der Sonne, loderte ein Leuchtregen nieder". — ‚Siebenkäs' XII 299: „und das Mondlicht zitterte vor ihnen nur in einem Leuchtregen hernieder". — ‚Titan' III 153: „Plötzlich war der Herbstpurpur auf allen Gipfeln um das Schloß vom Monde silbern betauet, und es regnete leuchtend an den weißen Wänden und die weißen Gänge des Gartens nieder —".

Stifter, ‚Hochwald' 309_4: „und dasselbe Wimmeln der Gestirne folgte, wie gestern, aber fast noch dichter, als sänke der ganze Himmel in einem leisen, lichten Schneeregen nieder", vgl. Jean Paul, ‚Titan' I 45: „Der zerrinnende Lichtschnee". — Ebd. 116: „Der helle Schnee des gesunknen Mondes liegt nun noch auf den Hainen". — Stifter, ‚Mappe' 137_{20}: „mit bleichen Tropfen des hereinscheinenden Mondes betupft", vgl. Jean Paul, ‚Titan' II 301: „aber nur einzelne Tropfen des Mondlichts sickerten durch zerstreuete ... Bergöffnungen durch".

‚Hochwald' 275_{27}: „und weit und breit (des Mondes) Licht niederrieselt in die Zweige". — ‚Hagestolz' 284_{10}: „in der Bergrinne, wo das Licht gleichsam über die grünen Buchen herabrieselt". — ‚Waldsteig' 31_{29}. — ‚Condor' 13_{11}: „durch alle Wolken schoß Silber, von allen Blechdächern rannen breite desselben nieder". — ‚Feldblumen' 143_{16}: „Die Berge standen wieder alle da und troffen von dem weißen niederrinnenden Lichte". — ‚Narrenburg' 92_{22}: „nur daß an den Wänden glitzernde Fäden niederrinnen"; vgl. Jean Paul, ‚Siebenkäs' XII 133: „und indem sie einem langen gesenkten Kiesweg nachsanken, den die Schatten des Laubenganges betropften, und über dessen weißes, nur von Schatten wie Steinen geflecktes Bette das Licht des Mondes hinüberrieselte, so sagt' er". — ‚Titan' II 201: „. . das Abendrot und das flüssige Sonnenlicht von allen goldgrünen Hügeln rinnt".

Gewöhnlich wird schon das Bild von „fließen": ‚Condor' 14_7: „und durch ihre Glieder (der Wolkenbänke) floß ein sanftes, blasses Licht". — ‚Hochwald' 279_{29}: „wie zwei tadellose Marmorbilder, um die das milde Licht der Herbstnacht fließet". — ‚Narrenburg' 25_{20}: „und an Beiden floß das volle, stille, klare Mondlicht nieder". Vgl. Jean Paul, ‚Titan' II 300: „Der Glanz des Mondlichts floß jetzt an der langen Gestalt herab". — Stifter, ‚Narrenburg' 108_{12}: „Aus dem letzten Gemache, worin sie schlief, floß mir ein sanftes Lampenlicht entgegen". — Ebd. 23_{31}. — ‚Hochwald' 273_4: „und im grünrothen Schimmer floß es (das Nachmittagslicht) um das Gehäge der Fichten". — ‚Narrenburg' 62_{29}: „das niederfließende Gold der Sonne". — ‚Schwestern' 129_{21}: „und nur in der Luft schwamm das helle, flüssige Gold des Himmels über die Dinge dahin". — ‚Condor' 15_{26}: „bis endlich eine andere, aber glühende Kugel. . ihr strahlendes Licht über die große, heitere Stadt ausgoß". — ‚Hochwald' 264_7. — ‚Narrenburg' 92_{28}: „der halbe Mond aber . . übergießt ihn mit dem Flore seines milchigen Lichtes". — ‚Steine' 54_1 — ‚Waldsteig' 49_{24}: „Das grüne Dach des Waldes . . goß seine Dämmerung und seine kleinen Streiflichter auf ihre Gestalt herab". — ‚Erzählungen' 36: „Da sah er von den Lichtern und dem sanften Scheine der Seide übergossen eine weiße Gestalt —". — Ebd. 34: „Die Lampe in dem großen Vorgemache hatte . . ihr sanftes, wohnliches Licht auf ihn herabgegossen" u. a. m. Bei Jean Paul ist diese Vorstellung gar nichts Seltenes: vgl. ‚Titan' I 166: „... und die Güsse seines Lichts (des Mondes) flossen jetzt von allen Seiten herein". — Ebd. IV 215: „Und noch dazu goß der Mond sein Licht wie ätzendes Silberwasser auf die nackten Säulen".

‚Haidedorf' 201_{19}: „schossen an verschiedenen Stellen majestätische Ströme des Lichtes". — ‚Condor' 19_4: „.. in den Morgenstrom des Lichts". — ‚Feldblumen' 48_{24}: „oder wir . . zündeten kein Licht an (denn der Mond gießt breite Ströme desselben bei den Fenstern herein)". — ‚Hochwald' 256_5: „und die Morgenröthe ihre frühesten Lichtströme hereingoß über lauter Wald". — ‚Siegel' 135_{19}: „Hoch oben durch die Fenster wallte ein Sonnenstrom herein". — ‚Narrenburg' 93_{23}: „indessen draußen die feurigen Goldströme um alle Hütten spielten".

‚Condor' 22_6: „Die Fülle und Fluth des Lichtes". — ‚Narrenburg 83_{16}: „und sich die Fluth des lieben, vertrauten Sonnenlichtes wieder um sie ergoß". — Mappe' 184_5: „eine ganze Fluth von Frühlingshelle schlug ... herein".

,Narrenburg' 97_{30}: „.. und sanfte Lichtbäche von oben herabfallen ließen". — ,Schwestern' 145_{21}: „und die Sonne warf ihr Strahlenmeer durch meine Fenster herein". — ,Condor' 13_{17}: „in dem Meere von Silber" (des Mondscheins). Die letzteren Ausdrücke konnte Stifter bei Jean Paul in der üppigsten Fülle finden.

Nicht zwar in so reicher Vielfältigkeit, aber doch mit eigener Vorliebe pflegte Stifter die Vorstellung des Lichtes als etwas „Blühendes". Auch hier führt schon an und für sich der Ausdruck den Duft der Romantik mit sich und nicht zum wenigsten dürfte er aus dem Treibhause Jean Pauls stammen. War sich dieser ja selbst der eigenartigen Schönheit dieses Phantasiebildes bewußt: „Tieck sagt: das Licht blüht", heißt es in der ,Vorschule' „Da nun so viele Blüten noch weiße sind, so ist diese Kühnheit nur stärkere Richtigkeit". Dann sagt er weiter: „Adelung tadelt, das Licht verwelkt" (von Bodmer); warum soll das Entfärben des Verwelkens nicht dem Erblassen des Strahlens gleichen?" Nur einmal läßt Stifter meines Wissens vielleicht unter dem Eindrucke der ,Vorschule' das Licht welken: in einem Gedichte aus dem Jahre 1823 (,Die Heimat'):

„Leise hold und still schwebet der Abend herab,
Und auf seinem Fittige ruht sanft duftende Kühle ...
... Und die Röte welkt — ein Bild der sterbenden Unschuld".

Vgl. Jean Paul ,Flegeljahre' XXI 106: „Draußen verwelkte der rosenrothe Himmel immer grauer und bis zu Regenwolken".

Vgl. ,Feldblumen' 103_{11}: „wie erst sachte ein schwacher Lichtstreif im Osten aufblüht". — ,Hochwald' 263_{20}: „bis endlich mitten unter ihnen am Waldrande ein blasser milchiger Lichtstreifen aufblühte". — ,Erzählungen' 73: „und im Osten blühte ein schwaches, graues Licht auf, der Vorbote des kommenden Morgens". — XV 24_{23}: „den ganzen Osten, der bereits überraschend schnell in ein immer feineres Licht aufblühet". — ,Nachsommer' II 409: „die weißen Flimmer auf der Gestalt und die wunderbar im Schatten blühenden Lichter waren anders"; vgl. etwa Jean Paul, ,Titan' III 180: „Da quoll die goldne Sonne durch die Wolken ... und übergoß mit dem blühenden Abendlicht mit dem jugendlichen Rosenöl ihrer Abendwolken ...". — Ebd. I 244: „und in der Ferne sah man das Frühlingsrot der Mitternacht am Himmel blühen".

Vgl. ferner bei Stifter: ,Schwestern' 177_{8}: „einem Tage ..., der in gleicher Schönheit über die Haide herüberblühte". — ,Mappe' 315_{14}: „stand die Sonne, wie ein klares, blühendes Rund, über der Dunkelheit der Wälder". — ,Hochwald' 251_{2}: „schwach erglänzend von dem Scheine der weißen aufblühenden Rosenknospe des Mondes"; vgl. Jean Paul, ,Titan' II 275: „Die betäubende Vorstecklilie der Erde, der Mond". — ,Feldblumen' 47_{29}: „... Mondschein ..., der im Gegensatze zu dem trübgelben Erze meines Lampenlichtes, schöne, weiße Lilientafeln draußen auf die Wände legte". — ,Hochwald' 220_{22}: „O die vielgeliebten, schwebenden, webenden Wolken, ... wie sie aufblühen in der Öde des Himmels"; vgl. Jean Paul, ,Flegeljahre' XXI 102: „Sie sahen gen Osten, woran das Gewölke zu einem roten Vorgebirge des Tages anfing aufzublühen". — ,Titan' II 258: „dem blühenden Gewölk". — Stifter ,Condor' 19_{20}: „... Archipel von Wolken ..., die der Erde in demselben Augenblicke ihre Morgenrosen sandten". — ,Haidedorf' 203_{6}: „aber wenn es Abend wurde, erglühte der Wolkenberg purpurig schön, zerging, lösete sich in lauter wunderschöne zerstreute Rosen am

Firmamente auf und verschwand —". — ,Condor' 15_2: „den zarten, weißen Frühhimmel, so schwach roth erst, wie eine Pfirsichblüthe"; vgl. Jean Paul, ,Flegeljahre' XX 91: „In Mitternacht glomm es leise wie Apfelblüte an". — ,Titan' III 180: „Am Himmel schlugen alle Wolken ... in lange rote Blüten aus — und durch den hohen, über die Erde geblähten Nebelflor, glühten die tausend Rosen hindurch, die gestreuet und gewachsen waren auf der Wolkenbahn". — Briefe XVII 44_6: in einem Gedichte Stifters, „Sternengedicht" überschrieben:

> „Siehst Du die gold'nen Blumen, die Gestirne,
> Des großen Meerteichs, leise schwimmend blühen ..."

Sehr gerne hat er auch die zarte Anschauung von dem Spinnen der Lichtstrahlen:

,Haidedorf' 195_5: „die Sonnenstrahlen spannen". — ,Hochwald' 242_{22}: „Die Nachmittagssonne ... spann schon manchen rothen Faden zwischen den dunklen Tannenzweigen herein". — ,Siegel' 139_5: „Die Sonnenstrahlen ... waren verschwunden, nur an den Fensterstäben draußen spann es sich, wie weißglitzerndes Silber, senkrecht nieder". — ,Hochwald' 252_{11}; „die feuchten Mondesstrahlen spannen von Berg zu Berg". — ,Condor' 19_{26}: „Es war noch das gewohnte Mutterantlitz ... nur lieblich schön erröthend unter dem Strahlennetze der Morgensonne". — ,Brigitta' 203_7: „funkelte die Haide draußen in einem Netze von Sonnenstrahlen". — ,Steine' 44_{19}: „scheint der Mond auf Alles, daß es wie ein genetztes Tuch aus silbernen Fäden ist". — ,Hochwald' 306_{31}: „in dem bereits geheizten Zimmer, durch dessen Fenster ihr Lampenlicht goldne Fäden hinausspann in die Silbernacht des Nebels". — ,Schwestern' 130_{24}: „Die Fäden dieses Lichtes spannen sich in den Garten heraus, der durch sie auf einmal viel dunkler wurde". — ,Tännling' 290_{11}: „und feine Strahlen spannen sich aus dem Gewebe in die Räume hinaus". — ,Hochwald' 301_{17}: „dazu mischte sich die Sonne und wob heiße, weißgeschmolzne Blitze und kalte, feuchte, blaue Schatten hinein". Vgl. etwa Jean Paul, ,Titan' IV 284: „und die Sonne zog im weiten Strahlennetz die süßgefangene Welt im schönsten Äther weiter".

Verwandt ist damit der Ausdruck „spielen", der sehr oft wiederkehrt, besonders, wenn die Lichtstrahlen durch die schwankenden Zweige bald verdeckt, bald durchgelassen werden.

,Hochwald' 247_1: „denn am Rande der Wand ... spielten schon die Strahlen der Abendsonne in breiten Strömen herein". — ,Siegel' 153_4: „Draußen wiegten sich die grünen Baumzweige der Linden, es spielten Sonnenstrahlen herein, daß gesprenkelter Schatten auf den Teppichen war". — ,Mappe' 295_8: „und die schwach wärmenden Sonnenstrahlen der späten Jahreszeit spielten zwischen den Stämmen und den Zweigen röthlich herein". — ,Nachsommer' III 234: „Die herbstliche Abendsonne spielte durch die Zweige". — ,Feldblumen' 101_{28}. — Ebd. 47_{28}. — ,Brigitta' 191_{19}: „und wie die Sonnenstrahlen spielten, die Gräser glänzten". — ,Nachsommer' III 146. — ,Narrenburg' 93_{23}. — ,Schwestern' 110_{25}: „An seinem Körper (des Felsens) spielten die grauen Lichter und die violetten Schatten". — ,Narrenburg' 93_{23}. — ,Steine' 41_{28}: „unter allerlei lieblichen Spielen von Licht und Farben, welche die Sonne in den grünen Blättern der Gesträuche verursachte" („Spielen" ist hier nicht substantiviertes Zeitwort, sondern reines Substantiv: das Spiel).

Graslitz (Böhmen). Franz Hüller.

Beziehungen zwischen Grillparzers und M. L. Schleifers „Hannibal und Scipio".

A. Reichl hat im Ergänzungsheft zum 2. Bande des Euphorion (1895), S. 94 ff. mit ziemlicher Evidenz festgestellt, daß Grillparzers „Hannibal" beeinflußt, ja hervorgerufen sei durch Grabbes „Hannibal", der im Jahre 1835 erschien. In den Anmerkungen (S. 96 und 97) vergleicht Reichl auch die Quellen, welche Grabbe und Grillparzer benutzt haben, es sind dies Livius XXX 30 f. und Polybius XV 6, 4, von denen der Letztgenannte besonders für Grabbe in Betracht kommt. Doch eines hat Reichl vergessen! Grillparzer zitiert selbst seine Quelle, doch weder Livius noch Polybios, sondern — Plutarch. Am 15. Januar 1869 äußert sich der Dichter in einem Gespräche mit Robert Zimmermann in folgender Weise: „Ich habe meine Einwilligung gegeben, die Szene zwischen Hannibal und Scipio aufführen zu lassen (zu Gunsten der Errichtung des Schillerdenkmals in Wien), aber ich bringe ein Opfer damit....... die Szene, wie sie vorliegt, ist zufällig bei der Lesung der Stelle im Plutarch entstanden, sie ist eigentlich nichts weiter als das dramatisierte Kolloquium, wie es dort vorkommt". (Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft, IV. Jahrg. 1894, S. 346 f.) — Übereinstimmend damit lautet eine Stelle aus dem „Briefwechsel zwischen Anastasius Grün und Ludwig Aug. Frankl" (Berlin 1897), S. 283: „Heute (23. Februar 1869) besuchte ich (Frankl) nach zwei Jahren wieder Grillparzer, um ihm über den außerordentlichen Erfolg seiner Szene „Hannibal und Scipio" zu sprechen. Er erzählte mir, daß er niemals an eine Tragödie gedacht habe[1]); er habe eben nur diese Szene nach Lesung des Plutarch entworfen."

Wir besitzen übrigens sogar einen Brief Grillparzers an Gödeke (19. November 1868), worin es heißt: „Die einzelne Szene aus Hannibal erschien ich weiß selbst nicht mehr in welchem

[1]) So ganz sicher scheint dies nicht zu sein. Vielleicht hatte der Dichter einmal den Plan zu einem vollständigen „Hannibal" entworfen, dann aber wieder fallen gelassen. Darauf deuten die Verse (aus dem Jahre 1846? Bd. 3, S. 152):

> Du willst von Hannibal ein Lied?
> Entschlummert ist der Held zusamt dem Meister;
> In Deinen Augen ward er müd,
> Du Kapua der Geister.

Entschiedener klingt es, wenn Grillparzer (1869) in dem oben erwähnten Gespräche mit Rob. Zimmermann erklärt: „Ich habe niemals ein Trauerspiel „Hannibal und Scipio" geschrieben, auch in dem Sinne, wie die Szene vorliegt, nie eins schreiben wollen. Nie hätte es mir einfallen können, ein Stück zu schreiben, in dem Hannibal Unrecht hätte, der in der Szene von Scipio wie ein Schulbube heruntergemacht wird." — Der Zusatz: „Szene aus einem unvollendeten Trauerspiele", der sich in allen Ausgaben findet, scheint bei der ersten Veröffentlichung durch Witthauer (s. u.) erfolgt zu sein.

Taschenbuch oder Journal und ist nicht eine Szene aus einem beabsichtigten Drama, sondern vereinzelt bei Wiederlesung des Plutarch entstanden“ (Grillparzers Briefe und Tagebücher, herausgegeben von Glossy und Sauer, I 287).

Was wissen nun die Einleitungen der verschiedenen Ausgaben und die Biographen Grillparzers über die Quelle für „Hannibal und Scipio“ zu sagen? In der von Laube besorgten ersten Ausgabe steht Band I, S. XIX: „Die Szene „Hannibal“ hat keinen Plan eines Stückes hinter sich. Grillparzer hat nur, von Plutarch angeregt, eine Szene schreiben wollen“. Chronologisch ganz falsch ist die Bemerkung Laubes in „Grillparzers Lebensgeschichte“ (1884), S. 164: „Auch die große treffliche Szene „Hannibal“ gehört in die unruhige Zeit der Politik und ist wohl kurz vor den Märztagen (!) geschrieben. Er scheint nicht vorgehabt zu haben, sie auf ein ganzes Stück auszudehnen.“ Nun ist aber die Szene, wie allgemein bekannt, schon 1838 in Witthausers „Album“ erschienen. Doch davon später. Auch in der von Fäulhammer verfaßten trefflichen biographischen Studie „Franz Grillparzer“ (1884) ist S. 171 zu lesen: „Die kleine Inprovisation, zu der ihn die Lektüre Plutarchs angeregt“. Endlich sei auch noch erwähnt, daß Gottschall in seiner Ausgabe Grabbes (1875, Reclam) auf S. XXXVIII der Einleitung uns belehrt, daß Grabbe „als Quelle zu diesem Stücke (Hannibal) den Livius und Plutarch studierte“.

Und wie steht es tatsächlich mit der Benützung Plutarchs? Dieser vielseitige Grieche hat zwar eine große Zahl griechischer und römischer Feldherren und Staatsmänner in Parallel-Biographien behandelt, doch leider — keinen Hannibal und keinen Scipio. Von beiden spricht er nur gelegentlich, z. B. in der Biographie des T. Quinctius Flamininus. — Gegenüber dem ausdrücklichen Zeugnisse des Dichters selbst (s. o.), der sich auf Plutarch als seine Quelle beruft, kann nur an einen Gedächtnisfehler gedacht werden, der sich um so leichter einstellen konnte, da es nahe lag, Plutarch, der so viele bedeutende Männer biographisch dargestellt, auch als Verfasser einer Biographie Hannibals oder Scipios oder beider (in Gegenüberstellung) anzunehmen. Für die Herausgeber von Grillparzers Werken und die Verff. von Einleitungen und literarhistorischen Skizzen fällt allerdings dieser Entschuldigungsgrund hinweg, der für den Dichter umsomehr gelten mag, als seine uns vorliegenden Äußerungen über die von ihm benutzte Quelle 30 Jahre nach Veröffentlichung der Szene erfolgten. Immerhin bleibt es seltsam, daß es dem Dichter so ganz entfallen konnte, daß er drei sehr lange Kapitel aus Livius (XXX 29—31) für seine Darstellung benutzt hatte. Dabei ist nicht zu vergessen, daß Grillparzer sowohl Livius als auch Plutarch fleißig gelesen und studiert hatte, wie dies seine Äußerungen über beide Schriftsteller beweisen; vgl. Bd. 16 der Ausgabe von Sauer (S. 104 und

S. 94. Ob der Dichter auch Polybios benutzte, erscheint mir zweifelhaft, da er dieses griechischen Historikers nirgends gedenkt.

Im Fragmente selbst begegnen wir V. 88 ff. einem sehr bedenklichen Verstoße gegen die geschichtlichen Tatsachen, für den die benutzte Quelle auch nicht den leisesten Anlaß gab:

Hannibal: Italien sei geräumt und Hasdrubal zieht ab.
Scipio: Zieht jener ab,
So schenken wir Karthago den Gefangenen.
Den Eingeschlossnen; den Vernichteten.
Hannibal: Wer sagt das?
Scipio: Ich! Und Du weißt, ob ich irre.

Nun war aber Hasdrubal (Asdrubal) schon 207 (also fünf Jahre vor Zama) am Metaurus gefallen und sein Haupt in Hannibals Lager geworfen worden!

Auch in den Versen 109 ff. wich der Dichter — bewußt oder unbewußt — von seiner Quelle ab und schuf dadurch ein unrichtiges Bild von den Besitzverhältnissen Karthagos zur Zeit der Unterredung. Er läßt nämlich Hannibal begeistert von Spanien als der Wiege seiner Entwicklung sprechen:

Hispanien war meines Geistes Wiege,
Von dort her zog ich aus, um Rom zu fällen,
Dort dacht' ich meine Siege, meinen Ruhm.
Hispanien muß bleiben, wem es ist.

In den Jahren 210—206 hatte Scipio die Karthager aus Spanien gänzlich vertrieben und dieses Land war 202 (zur Zeit der Unterredung) vollständig im Besitze der Römer.

Nachdem wir die seltsamen Beziehungen Grillparzers zu seiner Quelle festgestellt, wollen wir einen weiteren „sonderbaren Zufall" zu erklären versuchen. Fäulhammer bemerkt nämlich a. a. O. S. 171: „Ein sonderbarer Zufall wollte es, daß M. L. Schleifer, ein Dichter aus Oberösterreich, für das Witthauersche Album gleichfalls eine dramatische Szene „Hannibal und Scipio" einschickte. Sie kam aber zu spät und wurde dann in der „Wiener Zeitschrift" veröffentlicht (Jahrgang 1838, Nr. 144 und 145)."

Matth. Leop. Schleifer war 1771 zu Wildendürnbach bei Laa in Niederösterreich geboren und starb 1842 als Bergrat in Gmunden. Grillparzers Fragment erschien in dem von Witthauer 1838 herausgegebenen „Album zum Besten der Verunglückten in Pesth und Ofen", dessen Vorrede vom 25. Mai 1838 datiert ist. Schleifers Szene ist in der noch von ihm selbst besorgten Ausgabe der Gedichte (Wien 1841) mit dem Datum: 6. November 1838 versehen. Diese zwei Datierungen lassen es als unmöglich erscheinen, daß Schleifers Szene für das Witthauersche Album bestimmt war. Dazu kommt noch als Kronzeuge ein Brief Schleifers vom 18. September 1838 (mitgeteilt im „Oberösterreichischen Jahrbuch" 1844, S. 70 f.), worin es heißt: „Mit dem Pesther Album von Witthauer bin ich fertig und — nicht fertig; ich bekomme

da einen Handel mit einem übermächtigen Gegner; aber stünde er auch zehnmal über mir, ich dulde die Schmach nicht, die man meinem Liebling, dem von mir gefeiertsten Helden in der ganzen Weltgeschichte, angetan hat.“ Und zum Schlusse: „Nur so viel bemerke ich noch, daß ich mir die Freiheit nehmen werde, diesem Dialoge zwischen den beiden Feldherren eine andere Form, einen anderen Gehalt und einen anderen Ausgang zu geben“ ... Schleifer kündigt also in polemischem Tone ein Gegenstück zur Grillparzerschen Szene an, weil er mit der Charakteristik Hannibals durch Grillparzer keineswegs einverstanden war. Wenn er in dem zitierten Briefe sagt: „Dieser Feldherr (Scipio), wie es deren Tausende gibt, unterfängt — erdreistet sich, einen Hannibal wie einen Lehrling in die Schule zu nehmen und ihn zu hofmeistern? so berührt sich dies merkwürdig mit Grillparzers Worten, in denen dieser 30 Jahre später selbst gegenüber Rob. Zimmermann seine Darstellung kritisierte (S. e. S. 2. u.). Was hat aber Fäulhammer veranlaßt, zu glauben, daß Schleifers Szene fast gleichzeitig mit dem Grillparzerschen Fragmente für Witthauers „Album“ eingelangt sei? Er hat die redaktionelle Fußnote, von der Schleifers Szene in der „Wiener Zeitschrift“, Nr. 144 einbegleitet wurde, mißverstanden. Dort steht nämlich Folgendes: „Das vorliegende Bruchstück — dem Stoffe nach ein Seitenstück zu der allgemein bewunderten Szene unseres Grillparzer in dem vor Kurzem erschienenen „Album zum Besten der Verunglückten in Pesth und Ofen“ — bitten wir unsere Leser als eine nachträgliche Beysteuer zu dem genannten Werke zu betrachten und anzunehmen, daß der Name des ehrwürdigen Veteranen vaterländischer Poesie nur in Folge eines zufälligen Zusammentreffens von Umständen, der Entfernung des Wohnortes und der bey dem Unternehmen nötigen Eile, in dem Verzeichnisse der Mitarbeiter des Albums gefehlt hat und fehlen konnte“. Diese redaktionelle Anmerkung Witthauers ist so unklar und dunkel stilisiert, daß man Verschiedenes aus ihr herauslesen kann. Man wird sehr leicht, wie eben auch Fäulhammer, zu dem Glauben verführt, Schleifer habe seine Szene schon für das Album einsenden wollen, doch sei sie zu spät eingelangt. Nun dem widerspricht die früher angeführte Stelle aus seinem Briefe, die Schleifers Arbeit als scharf pointiertes Gegenstück zu Grillparzers Fragment erscheinen läßt. Schleifer hatte irgend einen Beitrag zum Witthauerschen Album wahrscheinlich zugesagt, sein Versprechen jedoch nicht rechtzeitig eingelöst. Es ist sogar möglich, daß er, ohne vorher von Grillparzers Beitrag etwas zu wissen, einen „Hannibal“ in Aussicht gestellt. Denn schon vor 1838 hatte er sich mit der tragischen Gestalt des punischen Feldherrn befaßt. Dies bezeugen u. a. mehrere (ungedruckte) Briefe, in die Einsicht zu nehmen, mir P. G. Vielhaber, Bibliothekar in Stift Schlägl, gestattete. So schreibt Schleifer am 7. April 1836: „Überhaupt war und bin ich Römerfeind, Hannibal ist mein Held.“ In einem

Schreiben vom 24. September 1836 äußert er sich über Lamartines „Voyage en Orient“ (erschienen 1835): „Dieser (Lamartine) sagt, er schätze Hannibal einem gewöhnlichen Offizier in Indien gleich. — Darüber bin ich mit dem fromm-sentimentalen Franzosen zerfallen und bei seinen schönsten Stellen finde ich durch seine Mißachtung des großen Carthagers mein Gefühl gekränkt und meinen Genuß verleidet.“ Schleifers Szene ist leider viel zu wenig bekannt; wir können hier nicht im einzelnen einen Vergleich mit dem Grillparzerschen Fragment anstellen, doch läßt sich bei unbefangener Prüfung nicht leugnen, daß der oberösterreichische Dichter seinen Hannibal weit lebendiger gestaltet hat als Grillparzer, der selbst, wie es scheint, in späteren Jahren nicht wohl damit zufrieden war, wie er den großen Karthager dargestellt (s. o. S. 2 u.). Am mattesten sind wohl die Schlußworte Hannibals, die erst später vom Dichter hinzugefügt wurden, als das Fragment im Frühjahre 1869 zum Besten des Schillerdenkmalfondes in Wien mit Lewinsky als Hannibal auf die Bühne gebracht wurde. Es scheinen vier Varianten zu je drei Zeilen von Grillparzer zur Verfügung gestellt worden zu sein, die dann unverständigerweise zu einer Strophe zusammengestellt wurden. Wie wirkungsvoll sind doch bei Schleifer die Abgangsworte Hannibals:

> Nicht die Götter haben Rom,
> Nicht seine Legionen haben Rom
> Vom Sturz gerettet, nein — Parteiwut, Neid
> Im Rat Karthagos reichten ihr die Hand!
> Ob jetzt des Schicksals tief verhüllte Macht
> Mir Sieg verleiht, ob nicht, ob ich vielleicht
> Ein paar Jahrhunderte zu früh erschien,
> Ob bald ein Schnitter, glücklicher als ich,
> Die Sense aufnimmt, die ich fallen ließ,
> Ob jetzt Karthago, sühnend seine Schuld,
> In rühmlicher Verzweiflung untergeht, —
> Ich trage mein Geschick, ihm beug' ich mich,
> Doch Euch, dem blinden Werkzeug? — Nimmermehr!

Grillparzer hat die Schleifersche Dichtung jedenfalls gelesen, daran ist bei seinen Beziehungen zu Witthauer gar nicht zu zweifeln. Doch tut er nirgends dessen Erwähnung und seine eingangs zitierten Äußerungen aus späterer Zeit sind so gehalten, als ob er nicht gerne an jenen Beitrag zu Witthauers Album erinnert würde. Während er mit anderen oberösterreichischen Dichtern freundschaftlich verkehrt, so z. B. mit Otto Prechtler, ist Schleifer niemals erwähnt. Es scheint uns fast, als ob eine gegenseitige Animosität vorhanden gewesen wäre, da auch Schleifer in den von K. A. Kaltenbrunner mitgeteilten Briefen (Oberösterr. Jahrb. 1844, S. 65 ff.) zwar von Schiller, Goethe, Uhland und Lenau spricht, doch Grillparzer mit keinem Worte erwähnt. So berichtet er unter dem 15. Oktober 1839 von einer Gräfin W., die ihm ihr Stammbuch unterbreitete und bemerkt dazu: „Ich fand da . . . Lenau, Auersperg, Hammer, Pyrker, Prokesch, den berühmten Humboldt,

Raupach, ... Karoline Pichler, ... Maltiz, Zedlitz und noch ein paar Dutzend“[1]). Am 24. Juli 1841 (Oberösterr. Jahrb. 1844, S. 77) schreibt Schleifer anläßlich einer Kritik seiner Gedichte im „Österr. Morgenblatt“: „Armer Rezensent, der nichts weiß, nichts ahnt von der Seligkeit des Gefühls, sich von einer schönen Seele verstanden zu sehen und mit schüchternem Liederspiele das Echo der Akkorde in einem verwandten Busen wach zu rufen! O laßt mir diesen Lohn und spendet dann euren Lorbeer den stolzen Häuptern, die danach lüstern sind!“ — Auf dieses Verhältnis scheinen sich auch einige Stellen in dem schönen, von K. A. Kaltenbrunner verfaßten Nekrologe Schleifers zu beziehen. Vgl. Witthauers „Wiener Zeitschrift“ 1842, Nr. 205: „Schleifer glaubte an keine Anerkennung, namentlich an keine von Wien, und er hatte vielleicht nicht ganz Unrecht“ (S. 1644) .... „Von den Literaten Wiens kannte Schleifer nur wenige persönlich; dagegen waren ihm Nikolaus Lenau, Ernst Freyherr von Feuchtersleben, Friedrich Fürst von Schwarzenberg und Anton Schurz herzlich befreundet.“

Alles in allem genommen, berührt es uns seltsam, daß zwei Dichter, die in demselben Jahre dasselbe Thema demselben Redakteur einsandten und auch manche geistige Berührungspunkte aufwiesen, einander gänzlich fremd blieben. War es das ungleiche Kräfteverhältnis? Schleifer selbst gesteht es in seinem Distichon „Klage“:

Huldvoll hast Du das Herz dem Sänger, o Muse, beweget,
Aber Du hast ihm den Mund nicht mit dem Finger berührt!

Linz. Hermann Schickinger.

---

[1]) Vgl. „Gedichte“ von M. L. Schleifer (1841 S. 177 (In das Album der Frau Gräfin Maria v. W.).

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

A. **Thumb**, Handbuch der griechischen Dialekte [Indogermanische Bibliothek herausgegeben von H. **Hirt** und W. **Streitberg**. Erste Abteilung. I. Reihe: Sammlung indogermanischer Lehr- und Handbücher]. Heidelberg 1909. XVIII und 403 SS.

Die Natur der Sache bringt es mit sich, daß es außer dem Bereich der Möglichkeit liegt, in einem Werke, wie dies in dem französischen Atlas linguistique von Gilliéron geschehen ist, sozusagen die Summe aller mundartlichen Forschungen auf dem Gebiete des Altgriechischen zu vereinigen. Ein solches Unternehmen könnte wohl mit dem heutigen Neugriechisch mit Erfolg durchgeführt werden und dürfte auch manchen versprechenden Einblick in die Geschichte der griechischen Sprache überhaupt eröffnen, deren moderne Phase ja das Neugriechische ist. Bei dem Altgriechischen, das uns bekanntlich bei seinem ersten geschichtlichen Auftreten in einer kaum übersehbaren Fülle von Mundarten entgegentritt, kann die Forschung in letzter Linie nur das Ziel verfolgen, aus der durch die Wanderungen der einzelnen Stämme in bereits vorhistorischer und frühgeschichtlicher Zeit vollzogenen Dialektmischung „die ältesten (vorhistorischen) Dialekte und ihre räumliche Anordnung" (vgl. S. 69 unserer Schrift) zu erschließen. Besonders fördernd für diesen Zweck waren die beiden Abhandlungen des amerikanischen Sprachforschers C. D. **Buck**, „*Linguistic conditions in Greece*" (Classical Journal I 104 ff.) und „*The Interrelations of the Greec Dialects*" (Classical Philol. II 241 ff.), sowie auch mehrere Arbeiten von **Solmsen** (Rhein. Museum 58, 598 ff.; 60, 148 f.), welche sich mit dem Problem der Sprachmischung auf dem Boden der altgriechischen Dialekte beschäftigten, und Kretschmer, „Zur Geschichte der griechischen Dialekte" (Glotta 1, 9—59). Auch die Schrift von R. Meister, „Dorer und Achäer" (Abhandlungen der kgl. sächs. Ges. d. Wiss. XXIV/III, Leipzig 1905), deren Ergebnisse zwar nicht anerkannt wurden, hat Veranlassung zu eingehender Erforschung der Spuren einer achäischen Bevölkerung,

die vor der Einwanderung der Dorer deren nachmalige Wohnsitze inne hatte, gegeben, wofür der beste Beleg gerade in der vom Verf. unseres Buches in den Neuen Jahrb. f. d. klass. Alt. XV 383 ff. veröffentlichten Abhandlung „Griechische Dialektforschung und Stammesgeschichte" vorliegt, einer Abhandlung, die gleichfalls als ein wertvoller Baustein zur Rekonstruktion der ursprünglichen räumlichen Anordnung und Verteilung der griechischen Dialekte bezeichnet werden muß. Während nun Buck zwei Hauptdialektgruppen unterschied, die ostgriechische, umfassend die attischionische, aiolische, arkadisch-kyprische Mundart, die er als '*old Hellenic Dialects*' bezeichnet und deren Träger die griechischen Völker der Homerischen Gedichte sind, und eine westgriechische, welche die eigentlichen dorischen Dialekte der dorischen Staaten des Peloponnesos und ihrer Kolonien, weiter das Phokische, Lokrische, Aitolische, Elische und Achaiische umfaßt, hat Thumb drei Gruppen von Dialekten unterschieden: westgriechische, zentralgriechische und ostgriechische. Zu der ersten Gruppe rechnet er die dorischen Dialekte, den Dialekt von Achaia, Elis und das Nordwestgriechische, zur zweiten das Aiolische (Boiotisch, Thessalisch und Lesbisch) und das Arkadisch-Kyprische, zur dritten das Ionisch-Attische. Als Mischungsprodukt west- und zentralgriechischer Dialekte erscheint das Pamphylische, das sich in auffallend vielen charakteristischen Eigentümlichkeiten mit dem Kyprischen berührt, aber auch solche dorischen, insbesondere kretischen Ursprungs aufweist. Der Ausdruck „zentralgriechisch" mag immerhin, wie Kretschmer, Einleitung in die Altertumswissenschaft I 145, hervorhebt, nicht gerade sehr zutreffend sein, wird aber doch durch die beiden schematischen Darstellungen S. 54 und 55, sowie durch die Karte auf S. 71, welche die „vorgeschichtliche Verteilung der griechischen Stämme" zur Darstellung bringt, verständlich und darf daher der Kürze halber beibehalten werden. Die im vorausgehenden namhaft gemachten griechischen Einzeldialekte werden in der angegebenen Ordnung im zweiten Teile unseres Handbuches (S. 72—380) einer eingehenden Beschreibung unterzogen, bei der im allgemeinen die Literatur und Quellen, die Geschichte des Dialekts, die Spuren älteren dialektischen Bestandes, z. B. bei den dorischen Mundarten die vordorischen Bestandteile, beim Elischen, Phokischen, Lokrischen usw. die zentralgriechischen, endlich die Merkmale der einzelnen Mundart aufgeführt werden. Der Behandlung der einzelnen dorischen Dialekte ist ein allgemeines Kapitel über ihr Verbreitungsgebiet, über Quellen und Gesamtdarstellungen, gemeinsame Merkmale und die dorische Betonung vorausgeschickt und in einem Anhang (S. 201—205) wird die von Ahrens eingeführte Scheidung in Streng- und Milddorisch behandelt, die sogenannte dorische *Κοινή* wird im § 263 aus Zweckmäßigkeitsgründen, „da der sogenannte achäisch-dorische Dialekt vom arkadischen sich deutlicher abhebt", im Rahmen des eben genannten Dialektes abgehandelt. Unter den

Quellen der einzelnen Dialekte erscheinen neben den Inschriften auch die literarischen Denkmäler, sowohl poetische als prosaische, z. B. beim boiotischen Hesiod, Korinna, Pindar, beim lesbischen Sappho und Alkaios, sowie auch deren künstliche Nachahmungen, beim ionischen Homer und die anderen Schriftsteller, die sich des ionischen Dialektes bedienten. Der Abschnitt über Homer (S. 311—323) stellt in gedrängten Umrissen das Wesen der homerischen Sprache dar und beschäftigt sich insbesondere mit der Beantwortung der Frage, „wie weit überhaupt die homerische Sprache nach ihrem Wesen und der Gestalt der Überlieferung als Quelle des ionischen Dialekts betrachtet werden darf“. Die Darstellung des attischen Dialekts widmet auch besondere Abschnitte dem Vulgärattischen, der Entstehung der *Κοινή* und der Hellenisierung der attischen Schriftsprache.

Den ersten Teil des Buches, welcher als Einleitung bezeichnet wird, füllen folgende drei Kapitel aus: I. Die griechische Sprache als Einheit (§§ 1—11); II. Die Quellen der griechischen Dialekte. Literarische Hilfsmittel (§§ 12—56); III. Die Gruppierung der Dialekte (§§ 57—76). Hinsichtlich des ersten Teils der Einleitung sei noch besonders hervorgehoben, daß er in folgende Unterabteilungen zerfällt: Mannigfaltigkeit der Dialekte; Sondercharakter des Griechischen; Urgriechisch und Urgriechen; Spuren nichtgriechischer Bevölkerung; Sprache und Nationalität der Makedonier; Das klassische Griechisch; Der Gesamtname Hellenen.

Durch die vorstehenden Bemerkungen glaube ich im wesentlichen den Inhalt unseres Handbuches charakterisiert zu haben, das in seiner Gänze sicher als ein trefflicher Wegweiser auf dem Gebiete der griechischen Dialektkunde bezeichnet werden muß.

Innsbruck. Fr. Stolz.

Dr. Karl Klement, Elementargrammatik der griechischen Sprache. Wien, Hölder 1909. 100 SS. 8°.

Klement hat aus seiner „Schulgrammatik der griechischen Sprache“ den dort durch den Druck hervorgehobenen „Lern- und Übungsstoff“ des 1. und des 2. Teiles (Lautlehre und Bildung der Flexionsformen) nebst den Hauptregeln der Syntax — in der „Schulgrammatik“ durch * gekennzeichnet — herausgehoben und in der vorliegenden „Elementargrammatik“ zu einem Ganzen zusammengefaßt; in dieser fehlt der „Nachschlagestoff“ der Schulgrammatik, der größere Teil der dort unter dem Strich stehenden, zunächst für den Lehrer bestimmten „Erläuterungen“ und die auf Homer und Herodot bezüglichen Bemerkungen.

Trotz dieser Kürzungen enthält die Elementargrammatik auf ihren 100 Seiten reichlich alles, was der Schüler an grammatischem

Wissen parat haben muß, und wenn dies konstatiert ist, so hätte damit Ref. eigentlich seiner Aufgabe genügt. Da aber in diesen Blättern eine Anzeige der umfangreicheren „Schulgrammatik" bisher nicht erschienen ist, so wird wohl auch ein Wort darüber gestattet sein, was diese letztere und — als Auszug aus derselben — auch die „Elementargrammatik" uns Neues bringt. Dessen nun ist nicht wenig und es sei im vorhinein bemerkt, daß man diesen Neuerungen als wesentlichen Erleichterungen zumeist wird zustimmen können. So ist die O-Deklination vor die A-Deklination gestellt und bei der ersteren wieder die Neutra vor die Masculina; es ist also gewiß in praktischer Weise mit derjenigen Deklination begonnen, bei der der Schüler nur drei Kasus zu merken hat, deren Endungen sich bei allen Wörtern gleich bleiben. Sehr zu loben ist auch, daß dem Vokativ nicht mehr Bedeutung zuerkannt wird als dem Dual; der erstere ist nämlich summarisch in zwei Paragraphen abgetan, eine wesentliche Erleichterung, besonders bei der konsonantischen Deklination, deren Vokative vielfach gar nicht belegt sind und bisher mit vieler Mühe und geringer Sicherheit theoretisch gebildet werden mußten. Am durchgreifendsten sind die Neuerungen und Erleichterungen bei der Behandlung des Verbums. So ist bei den regelmäßigen Verben auf *-ω* die Scheidung in Verbalklassen aufgegeben und nur die Einteilung in vokalische Verba, *muta* und *liquida* durchgeführt. Ref. weiß aus Erfahrung was dagegen die Durchnahme der §§ 94—95 bei Curtius-Hartel den Schülern für Schwierigkeiten bereitet. Die gefürchteten „unregelmäßigen" Verba auf *-ω* sind in drei Klassen eingeteilt (gegenüber den vier Klassen der bisher üblichen Einteilung): Nasal-, Inkohativ- und E-Schwund-Klasse mit den zwei Unterabteilungen: Verba mit E-Schwund im Präsensstamm (*βούλομαι*) und mit E-Schwund im Präsens- und Aoriststamm (*αἰσθάνομαι*). Ref. möchte bei dieser Partie besonders auf die kurzen und dabei so klaren Vorbemerkungen (§§ 139—141) aufmerksam machen, die — partieweise durchgenommen — dem Schüler einen klaren Einblick in die Formenbildung innerhalb der einzelnen Verbalklassen verschaffen.

Die Kasuslehre bringt in größter Kürze alles Wissenswerte; sie bietet keinen Anlaß zu besonderen Bemerkungen, höchstens, daß es dem Schüler, der beim „genetivus separationis" doch sogleich an den lateinischen ablativus separationis denkt, nicht recht verständlich sein wird, wie zu diesem Genetiv auch der genetivus comparationis gehören soll; und warum ist zudem als eine besondere Art des Gen. der des Ursprungs und Grundes behandelt? Einfacher wäre es, die genannten drei Genetive unter „Ablativischer Genetiv auf die Frage woher? wovon? von wo aus?" zusammenzufassen, der dann 1. bei den Verben der Trennung steht (*παύειν* abbringen von etwas); 2. beim Komparativ (*μείζων τοῦ ἀδελφοῦ*, vom Bruder aus betrachtet); 3. als genetivus causae (*θαυμάζειν σοφίας* ebenso: von der Weisheit aus gerechnet). In

der Tempuslehre hat Ref. zu seiner Befriedigung den bezeichnenden Terminus „konstatierender" Aorist gefunden, den er selbst schon seit langem beim Unterricht derjenigen Art des Aoristes zu geben pflegte, die ein Geschehnis — abgesehen von seinem Verlaufe — einfach konstatiert. Nicht recht einverstanden dagegen ist Ref. mit der Aufstellung von Regeln über die „Zeitrelation" (§§ 214—217), die dem Griechischen absolut fremd ist und wodurch es sich wesentlich vom Lateinischen unterscheidet. Dies läßt allerdings der § 214 durchblicken; aber warum wird nicht endlich einmal radikal vorgegangen und die Regel etwa so formuliert: „Relative Zeiten gibt es im Griechischen nicht; in jedem griechischen Satze steht dasjenige Tempus, das in demselben an und für sich stehen muß, ohne Rücksicht auf sein zeitliches Verhältnis zu anderen Sätzen. So können auch — im scharfen Gegensatz zum Lateinischen — vorzeitige Handlungen durch das Imperfekt ausgedrückt werden, wenn sie wiederholte oder dauernde sind, also auch sonst durch das Imperfekt auszudrücken wären; so Xen. An. I 6, 10: *οἵπερ πρόσθεν προςεκύνουν, καὶ τότε προςεκύνησαν*".

Der Lehre von den abhängigen Sätzen (§ 263 ff.) ist in praktischer Weise eine Wiederholung der §§ 218—232 vorausgeschickt, die eine Übersicht über die Formen der unabhängigen Sätze enthalten; sind ja doch die griechischen „abhängigen" Sätze eigentlich recht „unabhängig". Was die hypothetischen Perioden betrifft, so würde Ref. zunächst beim potentialen und beim irrealen Falle (§§ 282 und 283) die Bemerkungen über den nach der Protasis zu ergänzenden Gedanken selbst in der Elementargrammatik lieber im Texte sehen als in den doch nicht immer recht beachteten Erläuterungen; jene Bemerkungen gehören direkt zur Regel über die beiden Fälle; auch die Ergänzung des Hilfsgedankens nach der Apodosis, also beim irrealen Fall „darum ist (war) auch B nicht", sollte nicht fehlen. Der vierte Fall wird vollkommen richtig der „eventuale" Fall genannt, dann aber bemerkt: „Dieser Fall unterscheidet sich vom logischen Fall dadurch, daß nach der Lage der Dinge die Verwirklichung der Bedingung sich erwarten läßt. — Wenn a ist — und das ist zu erwarten —, so wird auch b sein". Auch bei Curtius-Hartel wird § 211 die Bedingung als eine solche bezeichnet, „auf deren Verwirklichung der Sprechende rechnet". Und so wurde denn dieser Fall früher auch geradezu der „der Erwartung" genannt. Doch einer solchen Auffassung widersprechen Stellen wie Xen. An. II 4, 19 f. *ἐὰν μὲν ἐκεῖνοι νικῶσι, τί δεῖ λύειν αὐτοὺς τὴν γέφυραν; .... ἐὰν δὲ ἡμεῖς νικῶμεν, ... οὐχ ἕξουσιν ἐκεῖνοι, ὅποι φύγωσιν;* es kann ja nicht gleichzeitig der Sieg beider Parteien erwartet werden. Die Zahl solcher Stellen ließe sich leicht vermehren. Der Verf. hätte bei der Beurteilung dieses Falles nur der, wie gesagt, treffenden Bezeichnung „eventualer Fall" treu bleiben sollen; denn

ἐὰν besagt nichts anderes als „wenn eventuell, gelegentlich unter Umständen“ u. ä.; der Eintritt der Bedingung wird von gewissen Umständen abhängig gemacht. Das mit εἰ zu ἐάν vereinigte ἄν ist kein anderes als das „iterativum“ oder ähnlich genannte ἄν in Fällen wie Platos Apol. VII διηρώτων ἄν αὐτούς, τί λέγοιεν, fragte sie, „wenn es sich gerade traf“. Ein solches ἄν ist mehr minder phraseologisch und darum ist m. E. zwischen der Protasis des vierten Falles mit ἐὰν und der des ersten (logischen) Falles mit εἰ kein wesentlicher Unterschied.

Der Verf. nennt das Buch pietätvoll „auf Grund von V. Hintners Griechischer Schulgrammatik bearbeitet“; aber es ist von Hintners Werk kaum ein Stein auf dem anderen geblieben und groß ist die Zahl der Bausteine, die ganz neu eingefügt wurden. Ref. kann seine Besprechung nur mit dem Wunsche schließen, daß das mit ebensoviel Gründlichkeit wie Geschick gearbeitete Buch die weiteste Verbreitung finden möge, denn solche Bücher brauchen wir im Kampfe gegen die Feinde des Griechischen.

Wien. H. St. Sedlmayer.

Tulliana. Sprachliche und textkritische Bemerkungen zu Ciceros Jugendwerk *De inventione*. Von Dr. Eduard Ströbel, kgl. Gymnasialprofessor. Progr. des kgl. Luitpoldgymn. in München 1908. 50 SS.

Daß die Überschrift *'De inventione'* nicht von Cicero stammt, hat bereits Haellinck *(Commentarius in honorem G. Studemund* 1889) überzeugend nachgewiesen; Cicero nannte diese Schrift *libri rhetorici*.

Es liegt im Charakter des selbstbewußten jugendlichen Römers, daß er von seiner schriftstellerischen Tätigkeit eine ziemlich hohe Meinung hatte. Allerdings die Tugend des Fleißes und eines rastlosen Eifers konnte selbst Drumann ihm nicht absprechen. Gleich auffallend ist die wiederholte Hervorhebung der Schwierigkeit seines Unternehmens.

Was die sprachliche Form anlangt, so haben schon Landgraf und Thielmann auf die archaisch-vulgäre Ausdrucksweise hingewiesen. Hiezu kommt noch der zu weit gehende Gebrauch der rhetorischen Kunstmittel *(lumina orationis)*. Zu den von den Genannten erwähnten Tropen und Figuren macht Ströbel noch besonders auf den Gebrauch der Litotes aufmerksam, von der er recht gelungene Beispiele anführt. Auffallend ist auch die Wiederholung des gleichen Wortes in der nämlichen Bedeutung rasch hintereinander, ohne daß sich hiedurch die Figur der Traductio ergibt. Ref. kann es sich nicht versagen, wenigstens auf einige Fälle hinzuweisen: 1, 2 *ab natura profectae .... ab optimis rationibus profectum;* ähnlich 1, 68 *ut ex medicina proficisci, sic a*

legibus proficisci. Ebenso 1, 12 *quaeritur .... et omnia, in quibus, quale sit, quaeritur.* Die pleonastische Fülle des Ausdrucks tritt in dieser Schrift besonders hervor. Eine gewisse Breite äußert sich z. B. im Gebrauch von *utrum ... ne, an ne, nisi si, deinde postremo* u. ä. — S. 27—47 behandelt Ströbel 27 Stellen aus den beiden Büchern ausführlich in textkritischer und sprachlicher Beziehung; die Zahl der in der Abhandlung überhaupt in Betracht gezogenen Stellen beläuft sich auf 105. Ein sorgfältig abgefaßtes Register erleichtert die Übersicht.

Der Verf. hat sich durch diese seine scharfsinnigen, fachgemäßen Erörterungen um die Textkritik und Erklärung dieses wenig beachteten Jugendwerkes Ciceros ein Verdienst erworben. Er hält sich in seiner Kritik zunächst an die Überlieferung, besonders dort, wo die beiden großen Handschriftengruppen *I* und *M* zusammenstimmen. Seine Besserungsvorschläge sind oft ebenso einfach als treffend und dürften zumeist den Beifall aller besonnenen Kritiker finden.

Prag. Emil Gschwind.

Commentationes Oenipontanae, quas edunt E. Kalinka et A. Zingerle. I. De causulis Minucianis et de Ciceronianis, quae quidem inveniantur in libello de senectute. Scripsit A. Ausserer. Ad Aenipontem in aedibus Wagnerianis MDCCCCVI. 96 pp. II. De casuum temporum modorum usu in ephemeride Dictyis - Septimii. Scripsit R. Lackner. MDCCCCVIII. 55 pp.

Rhythmische Untersuchungen auf dem Gebiete der Prosa, wie sie in letzterer Zeit namentlich durch Zielinski in Fluß geraten sind, gewähren uns nicht nur Einblick in die Gesetze der sogenannten Klauseln, sondern geben uns auch mittelbar Aufschluß in Quantitätsfragen oder in Bezug auf den Sitz des Nebentones in Wörtern mit größerer Silbenzahl. Der Verf. der an erster Stelle angeführten Dissertation legt, um bei der Unklarheit der von den römischen Rhetoren aufgestellten Regeln und bei den widerstreitenden Ansichten der modernen Forscher in Betreff des rednerischen Rhythmus, speziell der Klauseln, zu einem sicheren Ergebnisse zu gelangen, drei oder vier der bei den älteren lateinischen Schriftstellern beliebtesten Periodenschlüsse zugrunde und reiht sämtliche hieher gehörige Stellen aus Minucius ein, wobei auch die Auflösung der Längen in zwei Kürzen einbezogen, sowie auf Zäsuren und die metrische Gestaltung der vorhergehenden Silben gebührend Rücksicht genommen wurde. Es handelt sich dabei um folgende Formen: I –⏑––⏓; II –⏑––⏑⏓; III –⏓–⏓ (; IV –⏑⏑⏑–⏑⏓). Was in diesem Rahmen nicht Platz fand, war darauf hin zu untersuchen, ob es einen anderen oratorischen Numerus zeige oder ob es unrhythmisch sei. Im Abschnitt *A* des ersten auf Minucius be-

züglichen Teiles (*De clausulis periodorum Minucii*) wird die Frage trotz der bereits von H. Bornecque, aber nach ganz anderer Methode geführten Untersuchung von neuem erörtert und nun erst gründlich von allen Seiten beleuchtet. Zugrunde gelegt ist Boenigs Text. Die Ergebnisse sind jedesmal durch statistische Tabellen mit der von Zielinski angewendeten Bezeichnung übersichtlich dargestellt. P. 33 heißt es: *Inde apparet iniuria clausulas ditrochaicam et dispondiacam ab hominibus doctis consociatas esse quasi tantidem utraque esset.* Es sei nicht berechtigt, daß Zielinski die ditrochäische Klausel nur bei vorausgehendem Kretikus zulasse. Die unter I—IV nicht zu subsumierenden Fälle werden in Kapitel V *De clausulis Minucii singularibus* p. 36—38 besprochen. Der Dochmius findet sich viermal, der Antispast nur anschließend an eine vorhergehende Klausel. Vier Klauseln klingen an Verse an, zwei davon dürften auf ein damals wohlbekanntes Gedicht zurückgehen, eine Stelle harrt noch der Verbesserung. Es ergibt sich p. 41: *Generis igitur quarti clausulae non sunt Minucio familiares. Primo clausularum generi maxime favisse Minucium apparet.* Der 2. Abschnitt p. 43—53 ist überschrieben: *De sedibus clausularum.* Die gleichen rhythmischen Formen wie am Schlusse der Perioden finden sich auch in der Mitte. Um dies zu beweisen, werden diejenigen Glieder aufgeführt, die durch die Konjunktionen *aut, vel, que, nec (neque), ac (atque)* verbunden sind. Von *aut* und *vel* gilt die Regel p. 48: *Si coniunctione „aut" disiunguntur enuntiata aut membra, unum quodque numerose cadit; sin singulae voces, ne finis quidem talis complexionis clausulam metricam semper prae se fert.* Minucius bevorzugte *que* vor *et* an all den Stellen, wo dadurch ein gefälligerer Abschluß erzielt wurde *(elegantior clausula facta est).* Die Tatsache, daß er *nec* gegenüber *neque* weitaus den Vorzug gab, ist durch rhythmische Gründe nicht zu rechtfertigen (p. 51). *Ac* gebrauchte er in der Regel vor Konsonanten, *atque* wählte er, wo damit ein besserer Rhythmus zu erzielen war (p. 53). Es folgt Abschnitt *C*: *Quae ratio intercedere videatur inter accentum verborum et ictum metricum.* Die Übereinstimmung zwischen grammatischem und metrischem Akzente ist nur an 115 Stellen nicht so ersichtlich. An 57 von diesen beginnt die Klausel bei der letzten Länge eines nicht jambischen Wortes, an 58 Stellen ist ein jambisches Wort so gestellt, daß dessen Endsilbe den Versaccent erhält. Der erste Fall erklärt sich durch das längere Verweilen der Stimme auf langen Silben, der zweite durch die Enklise des jambischen Wortes. Die einzelnen Fälle werden in 18 Gruppen aufgeführt und die Regel formuliert: Wird eine oder mehrere Längen aufgelöst, so erhält die erste Kürze den Haupt- oder Nebenton. Sehr oft erhalten diejenigen Silben (auch kurze) den Verston, die in der ursprünglichen Form des Wortes *(in forma verbi principali)* den Hauptton haben, z. B. *ìmitántur — ímitor.* Auf den Präpositionen ruht in Zusammensetzungen ein gewisser Ton, z. B. *òccúmbere.*

Im zweiten Teile der Dissertation (p. 63—87) werden die in Ciceros *Cato maior de senectute* vorkommenden Klauseln nach dem Texte C. F. W. Müllers (1904) in analoger Weise analysiert. Irrtümlich ist p. 66 die Messung *roboris* ⏑ ⏑ ⏑, in *pristini roboris* liegt vielmehr die Form – ⏑ – – ⏑ ⏑ vor, die unter I³ gehört: p. 19. 68. Die p. 75 gegebene Anregung, in § 43 *se voluptatibus dedissent* durch Umstellung der letzten zwei Worte einen dreifachen Kretikus zustande zu bringen, ist ebenso verführerisch als bedenklich. Gewiß lassen sich derartige Untersuchungen für die Textkritik verwerten. Dies ist für eine ganze Reihe von Stellen in den Anmerkungen geschehen, worauf ein eigener Index am Schlusse verweist. Der Rhythmus ist in diesem Falle eine willkommene Bestätigung der noch mit anderen Gründen zu stützenden Überlieferung, für sich allein reicht er als Kriterium nicht aus. Das Wesen der Regel besteht ja nicht darin, daß sie ausnahmslos zur Geltung kommt. Aus dem Vergleiche der beiden Schriften (p. 88—90) ersieht man, daß die Form I bei Minucius, IV*b* im Cato vorherrscht. Im Gebrauche der Cäsuren stimmen sie so ziemlich überein, differieren aber bedeutend hinsichtlich des Vorkommens ein-, zwei- und viersilbiger Wörter am Schlusse der Klauseln. Der Nebenton fällt bei Cicero auf die erste Silbe, bei Minucius in der Regel auf diejenige Silbe, die ihn in der ursprünglichen Wortform hatte. Die Endung *o*- des Nominativs und der 1. Person des Verbums ist bei jenem immer lang, bei Minucius fast immer kurz. *Muta cum liquida* bilden bei Minucius wohl im Inlaute, nicht aber im Anlaute Positionslänge. P. 91—94 sind *Addenda et corrigenda* beigefügt.

P. 21, A. 3 liegt in der Form *Baehrentem* wohl der Akkusativ des wie ein Partizip flektierten Nominativs *Baehrens* vor.

II. Ein ähnlicher Streit wie um die *Historia Apollonii* dreht sich auch um die *Ephemeris belli Troiani* des Dictys Cretensis. Während z. B. Mommsen, Teuffel, Schanz, Wilamowitz-Moellendorff, Körting Übersetzung aus dem Griechischen annehmen, haben sich Dunger, H. Haupt, C. Wagener dagegen ausgesprochen. Der ersteren Annahme, die durch das von Grenfell und Hunt veröffentlichte Bruchstück des Originals eine wesentliche Stütze gewonnen zu haben scheint, pflichtet auch der Verf. der vorliegenden Dissertation bei. Er verfolgt offenbar (vgl. p. 7. 55) den Nebenzweck, sie durch die Fülle des von ihm beigebrachten Materials zu stützen und zu kräftigen. Darum wird schon in der Einleitung jene Frage aufgerollt und betont, daß es einen griechischen Verfasser Diktys wirklich gegeben habe. Auf eine griechische Vorlage wiesen schon die vielen Gräzismen hin. Die Nachahmung Sallusts spreche nicht dagegen, da eine freie Nachbildung vorliege und die Römer eine wörtliche Übertragung meist verschmähten. Nachgeahmt seien Cicero, Cornelius Nepos, Livius, Tacitus. Die Sprache weise sehr viele Eigentümlichkeiten der späteren Latinität auf, wie sie sich namentlich bei Apuleius und Sulpicius Severus finden.

Der Wert der Arbeit besteht in der gründlichen Erfassung und genauen Fixierung des Sprachgebrauches. Der Verf. hat sozusagen den starren *index Latinitatis* in Meisters Ausgabe belebt, erweitert und nach den Kategorien der Grammatik geordnet. Das ist sein anzuerkennendes Verdienst. Hingegen ist der Nachweis, daß die Schrift aus dem Griechischen übersetzt ist, damit nicht erbracht. Ich kann mich dafür auf die Belege des Verf.s selbst berufen. Die angeführten sprachlichen Tatsachen beweisen höchstens, daß die Entwicklung der lateinischen Sprache unter dem Einflusse der griechischen stand, vielleicht auch nur, daß sie sich ihr analog entwickelte, indem gleiche Ursachen gleiche Wirkungen hatten, keineswegs aber, daß speziell dieser Autor unter dem besonderen Banne einer griechischen Vorlage stand, die seinem Stile ein bei anderen nicht erkennbares Gepräge aufdrückte. Selbstverständlich ist damit die Annahme eines griechischen Originales nicht verworfen.

Die beiden Dissertationen zeugen von gewissenhafter Arbeit und tüchtiger philologischer Schulung.

Wien. R. Bitschofsky.

Sancti Aurelii Augustini opera (Sect. VII, pars II). Scriptorum contra Donatistas pars II: Contra litteras Petiliani libri tres, Epistula ad catholicos de secta Donatistarum, Contra Cresconium libri quattuor recensuit M. Petschenig. Corpus scriptorum ecclesiasticorum Latinorum editum consilio et impensis Academiae litterarum Caesareae Vindobonensis, vol. LII. Vindobonae, Tempsky MDCCCCIX.

Unter den Schriften, welche Augustinus gegen die Irrlehre der Donatisten verfaßt hat, bilden die im vorliegenden Bande der Väterausgabe vorgelegten eine Gruppe für sich, da sie sich die Verteidigung der katholischen Lehre gegen Petilianus zur Aufgabe stellen. In drei Büchern antwortet Augustinus direkt auf die Schrift des Petilianus. P.s Beweisführung, daß diese drei Bücher in der Zeit von 401—403 abgefaßt sein müssen, wird den allgemeinen Beifall finden. Die Schriften sind heute noch in drei Handschriften vorhanden: dem *Aurelianensis* 163, saec. XI, dem *Trecensis* 40, vol. VI, saec. XII. und dem *Parisiensis* 16.726, saec. XII. und da sie beim liturgischen Gebrauche der Kirche nicht verwendet wurden, ziemlich frei von Interpolationen. Der Herausgeber ist durchwegs konservativ und verteidigt wiederholt mit Glück die Autorität der Handschriften gegen die Abweichungen der Maurinerausgabe.

Bezüglich der *Epistula ad catholicos de secta Donatistarum* wurde von den Maurinern auf Grund vermeintlicher Widersprüche die Echtheitsfrage aufgeworfen. P. führt für die Echtheit einen so zwingenden Beweis, daß mit demselben wohl diese Frage abgetan sein dürfte.

Um 406 sind die *libri contra Cresconium* verfaßt. Leider finde ich in der Aufzählung der Handschriften zu diesem Teile wieder (vgl. Zts. f. ö. Gymn. 1908, p. 981 f.) eine Bemerkung, mit der ich mich nicht einverstanden erklären kann. P. sagt p. XIV s.: *Praeterea in librorum manuscriptorum catologis commemorantur: Abrincensis 94, saec. XII (Michaelinus Marinorum), Trecensis 40, vol. VI, saec. XII, Parisienses bybl. nat. 2093 et 15289, Parisiensis bybl. Mazarini 632, Valentianenisis B. 5. 34, Divionensis 149 omnes saec. XIII, Novocastellanus 3, saec. XV. Hos praeterii, nisi quod H. Lebègue a me rogatus centum duodequadraginta locos e Trecensi exscriptos mecum communicavit, e quibus eum, ut in libris contra Petilianum, gemellum Z (Parisiensis 16725, saec. XII), nusquam tamen meliorem esse constitit. Sic et reliquos omnes ad unum aliquem ex antiquioribus quos adhibui referendos esse neque ullum proprium pretium habere eo comprobari videtur, quod ne Maurini quidem e Michaelino atque e codice Bernardinorum collegii Parisiensis quicquam frugi attulerunt et quod editio Lovaniensium, quibus quinque Belgici praesto fuerant, corruptelis omnis generis laborat.* Ich glaube, eine monumentale Ausgabe, wie es die Väterausgabe der Kais. Akademie sein soll, verdiente eine Überprüfung sämtlicher Handschriften.

Kremsmünster. Dr. Adalbero Huemer.

Heineccii Fundamenta stili cultioris. Ehrenrettung eines alten Schulbuches von Ernst Hora. Sonderabdruck aus dem Programm des Gymnasiums in Freistadt 1909.

Mit allem Nachdruck sei hier auf die ebenso gediegene und gründliche als interessante Untersuchung Horas hingewiesen, in der dieser eine Ehrenrettung der '*Fundamenta*' des Heineccius (Heinecke) gegen unverdiente Verunglimpfung unternimmt. Derartige 'Rettungen' stehen sonst nicht im besten Rufe, weil sie oft über das Ziel hinausschießen. Hier aber zeigt Hora, ein gründlicher Kenner der ganzen einschlägigen Literatur, in scharfsinniger und methodischer Beweisführung, wie schweres Unrecht an einem verdienten Schulmanne begangen worden ist, zunächst durch grobe Fälschungen des Sachverhaltes, in späterer Zeit durch befremdliche Flüchtigkeit und Nachlässigkeit, indem man, statt pflichtgemäß, bevor man ein Urteil über Heineckes Buch aussprach, dieses Buch selbst doch anzusehen und zu prüfen, sich damit begnügte, dem böswilligen und die Tatsachen entstellenden Urteile seiner Konkurrenten und Neider folgend, in gehässiger Weise über das Buch abzusprechen. Dieser letztere Tadel trifft, wie Hora zeigt, wenn auch mit gewissen Einschränkungen, keinen Geringeren als den sonst so gewissenhaften und verdienten lateinischen Stilisten Nägelsbach, der in seiner trefflichen 'Lateinischen

Stilistik für Deutsche' den *Fundamenta stili cultioris* des Heineccius eine weitläufigere kritische Besprechung widmete. Er glaubt, in Heinecke 'den typischen Träger und Verbreiter einer Verwilderung' zu erkennen, der seit dem Dreißigjährigen Kriege die Latinität an den Schulen anheimgefallen war. Es war daher eine mutige und verdienstliche Tat Horas, das absprechende Urteil Nägelsbachs, das durch das Gewicht des Aburteilenden eine besondere Verbreitung und Geltung erlangt hatte, als nichtig und haltlos zu erweisen.

Hora zeigt, daß Heinecke keineswegs zu denen gehörte, die, wie N. behauptet, das Seltene, das Gezierte und Unnatürliche als 'elegant' ausgaben, daß vielmehr bei ihm *eleganter* im gleichen Sinn wie *recte, scite* angewendet wird. Nirgend in seinem ganzen Buche werden seltene und unklassische Wörter und Wendungen dem angehenden Stilisten empfohlen, vielmehr wird vor solchen ausdrücklich gewarnt, höchstens eine sehr sparsame Verwendung derselben als zulässig erklärt. Die affektierte Schreibweise eines Florus und Apuleius sei zu meiden, ebenso kämen die Dichter für den Lateinschreibenden nur wenig in Betracht. Besonders tadelt Heinecke scharf das affektierte Einmengen griechischer Brocken '*ridicula sane haec affectatio nec magis ferenda quam si quis Germanice dicere velit:* 'Er hat seine *pedes* zerbrochen'. Heineckes Standpunkt war also der eines durchaus vernünftigen lateinischen Stilisten. S. 10 f. zeigt nun Hora, auf welchem Mißverständnis es beruhe, wenn Nägelsbach erklärt, Heinecke empfehle *voces* und *phrases* '*elegantiores*', '*constructiones rariores*'. Wenn man, sagt Hora, sich die Mühe nehme, bei Heinecke selbst die Stelle im Zusammenhange nachzulesen, so erhelle sofort, daß derartige Dinge von ihm durchaus nicht zur Nachahmung empfohlen würden. Heinecke wiederhole nur den herkömmlichen Rat, sich solche Dinge bei der Lektüre zu notieren zur Unterstützung des Gedächtnisses, ein Rat, den ja auch Nägelsbach selbst einmal in seiner Stilistik[8] S. 46 gibt. — Besonders schlagend und lehrreich ist dann der Nachweis (S. 11 ff.), daß Nägelsbach eine falsche Beschuldigung ausspricht, wenn er jene sonderbaren Phrasen, die im Latein des XVIII. Jahrhunderts wucherten, Heinecke und seinem Lehrbuche zur Last legen will, wie z. B. *calamum stringere* 'die Feder zücken', *foetum lambere* vom Ausfeilen eines Schriftwerkes, *folium recitare Sibyllae* für 'die Wahrheit sagen' und ähnliche Abgeschmacktheiten. Und wenn Nägelsbach (a. O. S. 14) zuversichtlich behauptet, man sehe aus Weißmanns Lexikon, wie bis 1758 Heineckes Lehren gewirkt hätten, so zeigt im Gegenteil Hora klar, wie 'Nägelsbachs Kartenhaus' sofort zusammenbricht, wenn man darauf aufmerksam macht, daß jenes Lexikon nicht erst 1758, sondern schon im XVII. Jahrhundert erschienen ist und dessen 3. Auflage ein Menschenalter vor dem Erscheinen der *Fundamenta* bereits in der gleichen Anordnung alle jene Merkwürdigkeiten enthält, die nach Nägelsbach unter dem Ein-

flusse der *Fundamenta* des Heineccius entstanden sein sollen (!). — S. 15 liefert Hora nun den interessanten Nachweis, daß Nägelsbach ein damals bereits traditionell gewordenes absprechendes Urteil über Heinecke einfach übernommen habe. Ein Makel bleibt da freilich haften an dessen sonst mit Recht gerühmter Gewissenhaftigkeit; aber die befremdende Tatsache der so ungerechten Verunglimpfung Heineckes durch Nägelsbach findet hiedurch doch einigermaßen ihre Erklärung. Als Quelle nun all der ungerechten und gehässigen Urteile über den Verf. der *Fundamenta* deckt Hora in überzeugender Weise das Buch Imm. Joh. Schellers auf, die *Praecepta stili bene Latini, in primis Ciceroniani,* erschienen 1779. Dieser Mann war es, der aus bloßem Konkurrenzneide die damals immer noch im Gebrauche stehenden *Fundamenta* des Heineccius in geradezu abscheulicher Weise bekämpfte und den Grund 'für die spätere Sagenbildung' legte. Er schämte sich nicht, Sätze, die Heinecke nur deshalb angeführt hatte, um sie zu bekämpfen, um sie einzuschränken oder gar als ganz unrichtig zu erweisen, schlechthin als Behauptungen Heineckes hinzustellen und sie dann zu widerlegen mit dem aus Heinecke selbst geschöpften Material, das er unehrlich genug war, mit kecker Stirn als das seinige auszugeben. So hatte z. B. Heinecke darauf hingewiesen, daß in der klassischen Sprache der Vokativ selten die erste Stelle im Satze einnehme, aber beigefügt '*attamen si affectus exprimendus est, vocativus et primum statim locum occupat et nonnunquam bis vel ter repetitur.* Terent. Andr. I 5, 47 *o Mysis, Mysis.*' Was tut nun Scheller? Er zitiert nur die allgemeine Regel bei Heinecke ohne die von diesem gegebene Einschränkung, fällt über sie das absprechende Urteil '*male et valde indefinite*' und setzt dann seine Kritik also fort: '*interdum vero affectus postulat, ut vocativum praeponas, v. c. apud* Terent. Andr. I 5, 47 *o Mysis, Mysis*'. Ein wahres Schulbeispiel hinterhältiger und unehrlicher Kampfweise! Diese Entlarvung Schellers muß als ein besonderes Verdienst der Untersuchung Horas bezeichnet werden. Aus Scheller schöpfte Hand sein Urteil über die *Fundamenta*, ging aber, wie dies bei indirekter Kenntnisnahme nicht selten geschieht, in seinem Tadel noch weit über Scheller hinaus und stellte Behauptungen auf, die Sch. bei seinen besser unterrichteten Zeitgenossen noch nicht hätte wagen können. Er dichtete Heinecke ganz unglaubliche Dinge an, so z. B. die Empfehlung der Konstruktion *iubeo ut,* die in den *Fundamenta* p. 35 als *syntaxis vitiosa* erklärt wird. Nägelsbach aber nahm sich für die historische Einleitung seiner Stilistik Hand zum Führer und daher stammt denn sein ungünstiges Urteil über den Verf. der *Fundamenta stili cultioris.* Wie dann das kritiklose Nachsagen und Ausschmücken fremder Urteile immer weiter um sich griff, das muß man in der lebensvollen Darstellung Horas selbst nachlesen. Den Gipfelpunkt erreichte dieses oberflächliche Verfahren bei Reinhold Klotz, der die *Fundamenta* für eine Art

Phrasensammlung hält, kaum jemals einen Blick hineingeworfen hat, aber sich doch den Anschein gibt, als könne er auf Grund eigener Einsicht Nägelbachs Urteil bestätigen, dabei Nägelbachs Darstellung mißversteht und so eine Leistung bietet, 'bei der wir die sonst an ihm gerühmte Gründlichkeit schmerzlich vermissen'. Zum Schluß gibt Hora eine objektive Würdigung der Leistung Heineckes.

Nochmals sei den Fachgenossen die Lektüre dieser sehr verdienstlichen Untersuchung dringend empfohlen, die mit aller Wärme für eine gute Sache eintritt und in streng methodischer, mustergiltiger Beweisführung das bisherige Urteil über eine nicht uninteressante Tatsache in der Geschichte der Philologie richtigstellt. Daß die wertvolle Untersuchung nicht das gewöhnliche Schicksal von Programmarbeiten erfahre, dazu möchte diese Anzeige beitragen.

Wien. Alois Kornitzer.

Die Stellung des öffentlichen römischen Rechts im Universitätsunterricht. Von Leopold Wenger, ord. Prof. der Rechte in Graz (d. z. in München). Wien 1907, Manzsche Buchhandlung.

Die vorliegende Schrift enthält zwei Vorträge, die der Verf. in den Jahren 1903 und 1907 im Grazer Juristenverein gehalten hat; der erste behandelt die Stellung des öffentlichen römischen Rechts im Universitätsunterricht, der zweite die Bedeutung Mommsens für die Altertumsforschung, insbesondere die Erforschung des römischen Staats- und Strafrechtes.

W. sucht gegenüber den zahlreichen Angriffen, welche, meist von unberufener Seite, gegen das historische Studium des römischen Rechts erhoben worden sind und darauf abzielen, es zugunsten der positiv-juristischen und der ökonomischen Fächer einzuschränken, die große Bedeutung darzulegen, welche auch dem öffentlichen römischen Recht für die wissenschaftliche Ausbildung des jungen Juristen zukommt. Er vertritt nachdrücklich den Standpunkt, daß die Bedeutung des römischen Rechts für den Universitätsunterricht nicht mit dem rezipierten Privatrecht erschöpft ist, er zeigt, wie eine Reihe von Rechtsbegriffen und Rechtsanschauungen, welche dem modernen öffentlichen Recht angehören, schon am römischen Staats- und Verwaltungsrecht den Studierenden klar gemacht und wie viel insbesondere für die politische Ausbildung hier gewonnen werden kann.

Ref. kann den Ausführungen des Verf., die er den Vertretern der philologisch-historischen Fächer an unseren Gymnasien zur Lektüre empfehlen möchte, nur vollkommen beipflichten; er vereinigt sich mit ihm auch in dem Wunsche nach größerer Strenge bei Zuerkennung der Reife für das Hochschulstudium, damit nicht, wie dies leider nur allzu häufig der Fall ist, Elemente in die

juristische Fakultät kommen, für die historische Kollegien wertlos sind, für die die antike Welt eine fremde ist und die nur trachten, möglichst schnell durch Aneignung einiger technischer Fertigkeiten eine sichere Anstellung zu erlangen, Leute, die es offen erklären, daß ihnen alle Wissenschaft Ballast sei.

Wien. Stephan Brassloff.

August Gebhardt, Grammatik der Nürnberger Mundart. Unter Mitwirkung von Otto Bremer. Leipzig 1907, Breitkopf und Härtel [Grammatiken deutscher Mundarten, Bd. VII].

In diesem wertvollen Produkte vielseitiger und langjähriger Mühe ist zunächst die scharfe Abgrenzung des Geltungsgebietes der Mundart hervorzuheben. Die Unterpegnitz-Mundart, zu der Nürnberg gehört, nähert sich stromaufwärts immer mehr dem Kerne der Oberpfälzer Ma., von deren Peripherie sie einen Teil bildet. Während der Vorort Wöhrd den opf. Dialekt noch ausgesprochener als Nürnberg selbst bietet, gehört Fürth bereits dem Oberfränkischen an. Ins Sulzbacher Oberpfälzisch leiten die Dialekte von Altdorf und Hersbruck nur allmählich hinüber, die S. 6 angegebenen charakteristisshen Unterschiede sind allerdings recht wenigsagend. Schärfer und deutlicher ist die Abgrenzung gegen das Fränkische im Norden, Westen und Südwesten an der beigebrachten Tabelle zu ersehen. Ein Kärtchen wäre dazu erwünscht gewesen. Von Interesse ist dann die Abgrenzung der Mundart nach Gesellschaftsschichten, die sich ganz ähnlich wohl in den meisten Städten wiederholen wird, also sozusagen ein gemeingiltiges Thema darstellt. Freilich bilden die Nürnberger Rotgärber und Zirkelschmiede im Egydier Stadtviertel ein ganz eigenartiges Völkchen. — In der Behandlung der Lautlehre ist ein begreiflicher Anschluß an O. Heiligs Grammatik der Tauberbischofsheimer Ma. bemerkbar, so namentlich in der Satzmelodie S. 15—21, aber auch in der — übrigens durch Bremer schon gegebenen — Schreibung der Laute, doch liegt *ɛ* nicht wie bei Heilig zwischen dem geschlossenen und offenen *e*-Laut (Nagls mittleres *ẹ*), sondern zwischen dem offenen und überoffenen *e*-Laut (S. X), so daß sich der Leser nur schwer von solchem *ɛ* eine akustische Vorstellung machen kann. — Die „Geschichtliche Darstellung der einzelnen Laute“ §§ 54—122 ist schon 1901 als Habilitationsschrift gedruckt und vom Ref. in seinen „Deutschen Mundarten“, II. Bd., S. 106 f., besprochen worden. Aufklärend hat hierauf G. brieflich mitgeteilt, daß *n̥* ein silbiges *n* bedeute, nicht ein stimmloses, — *mutər* und *blumə* brauchen nicht durch Entlehnung erklärt zu werden (aber § 79 wird mhd. *uo* zu *ou*!). — § 94, Anm. 5 hat G. nochmals zu dem alten Erörterungsgegenstand zwischen ihm und Nagl Stellung genommen: *jigendec jagendec* bedeutet ‘eilig’, über Hals und Kopf, daraus wird nach opf. Brauch *gīχədi gōxədi;* davon ist offenbar *giggədi gùggədi* der

n.-ö. Ma. nicht zu trennen, nur ist es in Anlehnung an heimisches *Gàck* = Narr, Geck auf eiliges, unüberlegtes Reden eingeschränkt worden und zur Bedeutung „törichtes Geschwätz“ gekommen. Es mag übrigens *Giggəs gàggəs* (subst. str.) auch aus einem opf. **gigends gàgends* (vgl. nhd. eilends, durchgehends, zusehends) durch Entlehnung ins Bayrische gekommen sein. Unter den „Lautwandlungen der Mundart“ (§ 123—124) erscheinen die bekannten Kapitel: Brechung, Diphthongierung, Assimilation, Dissimilation usw. Ein auffälliges Kapitel ist die „Stürzung alter Diphthonge“ § 172. So bezeichnend dieser Ausdruck für das Endresultat ist (mhd. *muoter* > *moutər*), so glaubt Ref. doch, daß hier ein zweifacher Vorgang vorliegt; zuerst wurde *uo* zu *ū* verflacht, später erhielt *ū* einen Vorschlag und wurde zu *ᵒu, óu*. Wenn sich der Oberpfälzer einige Mühe gibt, wird er diese Lautvorgänge in den pragmatischen Entwicklungsgang der verschiedenen historischen Laute einfügen können. Ein großer Teil dieser Ausführungen und der ganze umfangreiche Abschnitt über die Zeitfolge der Lautwandlungen §§ 205—268 rührt von Bremer her. Eine Erhöhung seines Wertes empfängt das Buch ferner durch die Übersicht der mhd. Entsprechungen vom Bestande der heutigen Mundart aus §§ 269—271 und „In mhd. Zeit anzusetzende Lautwerte und Wortformen“ §§ 272—274; beachtenswert ist, daß *a* < mhd. *ei*, freilich mit einiger Unsicherheit, schon vor 1400 angesetzt wird, vgl. auch Heiligs Ansetzung. Brenner hat mir diese Meinung einmal sehr verargt. In der Biegung des Hauptwortes unterscheidet G. zunächst die starke von der schwachen Biegung. Innerhalb dieser zwei Rubriken aber werden die Masculina, dann die Neutra und schließlich die Feminina abgehandelt, aber immer wieder der Hauptsache nach die Geschlechter unterschieden, wie das auch für die nhd. Biegung als das Praktische, durch den Entwicklungsgang der lebenden Sprache Gebotene erscheint. In der Biegung des Adjektivs fällt der Unterschied zwischen Nom. und Akkus. auf: pronominell *-i* und *ə* (mhd. *-iu* und *e*), schwach *-(klà-)* und *-e (klàne)*, während der bayr.-österr. Dialekt durchaus *-i* (oder durchwegs *ę*) hat. Im starken Zeitwort ist der Umlaut der 2. und 3. Pers. Sing. noch großenteils erhalten: *laifst, trekst (i lāf, i trox)*. Ein besonderes Merkmal der Mundart ist die Konstruktion von *helfen*: „daß du mir helfen trägst“ statt „daß du mir tragen hilfst“. — Zur Syntax sind nur einige Bemerkungen angehängt. Die Textproben sind in leichter, lesbarer (Grübelscher oder Schmellerscher) und in Bremerscher Lautschrift gegeben und unterscheiden auch ein schriftdeutsches Stück („Zueignung“, 1. Strophe) nach der Aussprache der Gebildeten und Ungebildeten. — Nachträge und Berichtigungen sowie alphabetische Verzeichnisse ergänzen das inhaltreiche, trotz einiger Mißverhältnisse in der Anordnung und Durchführung höchst lesenswerte Buch.

Wien. J. W. Nagl.

Grillparzers Frauengestalten. Von Francis Wolf-Cirian. Mit sechs Abbildungen. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger 1908. 308 und VI SS. gr.-8°.

Das Buch bietet mehr als es im Titel verspricht! Denn hier werden nicht bloß Grillparzers Frauengestalten analysiert, sondern auch sehr wertvolle Aufschlüsse über des Dichters ganze Art gegeben. Früher urteilte man, in Grillparzers Dramen sei Handlung, Fülle der Handlung, die Hauptsache, aus den klaren und wohlbegründeten Darlegungen des Fräuleins Wolf-Cirian geht aber nun unzweifelhaft hervor, daß es dem österreichischen Dichter vor allem doch auf die Charakteristik seiner Figuren ankam, daß da seine Stärke ruhe — und vielleicht auch seine Bedeutung für alle Zukunft. Um dies herauszufinden, bedarf es großer Einfühlungsfähigkeit, denn Grillparzers Knappheit und Unberedtheit erfordert fast stets diese Eigenschaft des Lesers und auf der Bühne die nachschaffende Tätigkeit des Schauspielers. Weibliches Empfinden hat hier m. E. das Richtige getroffen. In Grillparzer selbst, wie man schon längst erkannt hat, steckt etwas Weibliches. S. 127 fg. wirft die Verf. des Buches auch die Frage auf, warum er in seinen Dramen im Verhältnisse zu den willensstarken Frauen weitaus schwächere Männer hinstellt, die gegen den Schluß hin immer kleinlauter werden und stark abfallen. Der von der Natur keineswegs reichlich ausgestattete Dichter stand offenbar bewundernd vor dem Weibe, dem er alle Vorzüge und Forcen gibt. Diese Frauen sind immer „unverbildet“, vollwertig und sogar im bösen noch bewundernswürdig, die Männer aber erscheinen als unzureichend, sie quälen das Weib und zerschlagen mit ihrer Ichsucht und Unbeständigkeit das Gefäß der Liebe. Grillparzers Frauengestalten sind durchaus tragisch, sie gehen unter, denn zu führen verstehen sie doch wieder nicht, wie jene Goethes — und das ist echt Grillparzer! Seine Männer sind nicht fähig, das weibliche Herz zu verstehen, es glücklich zu machen. Sappho und Phaon, Erny und Bankban stehen in peinlichem Gegensatze zueinander. Ich wähle absichtlich diese beiden Paare, weil hier doch noch ein anderer Gegensatz vorhanden ist, nämlich der des Alters. Und da kommt man sogleich auf die viel behandelte Frage nach dem Mädchenideal Grillparzers. Dies war natürlich nicht immer dasselbe, es ist, um es kurz zu sagen, mit ihm gealtert. In seiner Jugend erscheint es in dem natürlichen, einfachen Kinde Melitta verkörpert, dem sich Phaon zuwendet, in späteren Jahren sprach Grillparzer von dem „albernen Mädel“ und stellte sich mit seinen Sympathien auf die Seite der betrogenen Lesbierin. Von der noch etwas blaß gehaltenen Berta der „Ahnfrau“ bis zu der raffinierten Kurtisane Rahel, der „Jüdin von Toledo“, sehen wir eine lange Frauengalerie in den Werken des Dichters, durch die uns Fräulein Wolf-Cirian als kundige und sichere Interpretin führt. Besonders gelungen ist ihr die Charakteristik der Medea, die einen bedeutenden Raum einnimmt, da diese

Gestalt eine sehr komplizierte Anlage aufweist. Die Verf. tritt deshalb auch (S. 85) stark dafür ein, nicht immer bloß das letzte Stück, sondern die ganze Trilogie zu geben. Das weiche Gegenbild der aus hartem Holz geschnitzten Medea ist Kreusa, die jedoch wenig Farbe hat; wegen ihrer Jugend wäre vielleicht nicht unpassend auf Goethes „Hermann und Dorothea" hinzuweisen. In dem von der Verf. erst gewonnenen Gesichtspunkte fällt nun ferner die Charakteristik der edlen Dulderin Margarete reichlicher aus, als es bisher der Fall war. Sie ähnelt ein wenig der Königin Esther in der „Jüdin von Toledo", ihr Gegenstück ist die Ungarin Kunigunde. Hier tritt Grillparzers nationales Empfinden deutlich hervor, indem er der deutschen Babenbergerin alle edlen Züge leiht, wie er ja auch in der Erzählung „Das Kloster von Sendomir" der Polin (Elga) den Treubruch zuschiebt. An der deutschen Frau wird die Treue gerühmt und poetisch verherrlicht. Und doch wiederholt sich der Dichter niemals. Seine Frauengestalten sind alle stark voneinander abgetönt, das Motiv der Liebe wird immer neu behandelt und jedesmal anders reagieren darauf die handelnden Personen. Hero, wie Melitta nach modernen Mustern gezeichnet und gleichsam in die griechische Welt hineinidealisiert, ist ganz Liebe und Reinheit, die Barbara im „Armen Spielmann" wird stark in der Liebe und ist so gesund wie die Edrita im Grillparzerschen Lustspiel. In dem dramatischen Fragment „Esther" suchte er das Bild des vollkommenen Weibes zu schaffen, wie es etwa das Ideal des alternden Dichters war, wie er sich selbst ein Weib gewünscht hätte und — wie er es doch nicht zu finden glaubte. Aus Liebe wird sie zur Lügnerin und da ist dann auch der Dichter ebenso gescheitert, wie die „Liebesheldin" dieser Art noch nicht geboren wurde (S. 223).

Das Buch füllt wirklich eine große Lücke aus. Es ist auch sehr flott geschrieben und liest sich darum leicht. Die Stelle S. 42 „zu der*em* schlichte*n* Wesen" mag bloßer Druckfehler sein. Wertvoll sind endlich auch die sechs Kunstbeilagen des Buches, welche die großen Darstellerinnen Grillparzerscher Frauenrollen in vorzüglichen Reproduktionen zeigen: Sophie Schröder, Wilhelmine Korn, Charlotte Wolter, Friederike Bognar und Rosa Albach-Retty. Der Verlag hat das Buch auch sonst in vornehmer Weise ausgestattet.

Graz. S. M. Prem.

Adolf Friedrich Graf von Schack als Übersetzer. Von Dr. Erich Walter. Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte, herausgegeben von Prof. Max Koch und Prof. Gregor Sarrazin. (Bd. X.) Leipzig, Max Hesse 1907. Preis 5 Mk.

Zu den vielen Analogien, welche die Literaturgeschichte zwischen der romantischen und der sog. „Münchener" Schule

wahrnimmt, gehört das von beiden Gruppen bekundete Interesse für ausländische Dichtung und das eifrige Bestreben, dieselbe einzudeutschen. Die Übersetzungskunst der Schlegel, Schleiermacher, Tieck, Baudissin, Bülow, Grimm, Eichendorff, Wilhelm Müller, Chamisso, Rückert, Simrock, Mörike findet begeisterte und gelehrige Schüler in den meisten Mitgliedern und Geistesverwandten des Maximilianeischen Kreises: Geibel, Bodenstedt, Heyse, Hertz, Leuthold, Gregorovius, Hamerling, Scheffel, insbesondere aber in dem mecklenburgischen Grafen Schack, dem Übersetzer *κατ' ἐξοχήν*, dessen dolmetschender Tätigkeit das vorliegende Buch gewidmet ist. In Schacks Lebenswerk spielt die Erforschung fremder Literaturen eine so große Rolle, nehmen die metrischen Übersetzungen quantitativ und qualitativ einen so hohen Rang ein, daß eine Untersuchung wie die Walters sich wohl verlohnt; umso eher, als zu befürchten steht, daß die Übersetzungen des feinsinnigen Eklektikers im Gedächtnisse seines Volkes länger fortleben werden als seine formschöne Lyrik und Epik, seine epigonischen Dramen, die schon heute dem Gebildeten kaum noch dem Namen nach bekannt sind.

Walter verschafft sich und uns eine Übersicht der Übersetzungen des Grafen, indem er, in westöstlicher Richtung von Nation zu Nation fortschreitend, Schacks Beziehungen zu jeder einzelnen Literatur und sodann die betreffenden Übertragungen feststellt und bespricht. Aus der spanischen Dichtung, um deren Erkenntnis sich Schack durch die „Geschichte des spanischen Dramas und Theaters“ (1845 f.) hoch verdient machte, hat er das „Spanische Theater“ (1845) übertragen. Aus der portugiesischen das Epos „Camoens“ von Almeida-Garrett (1890 als Band 2 von „Orient und Okzident“) und aus beiden Literaturen den „Romancero der Spanier und Portugiesen“ (mit Geibel 1860), dann allerlei Lyrisches in der „Anthologie abendländischer und morgenländischer Dichtungen“ (1892). Aus dem Englischen allerlei Lyrik (in der „Anthologie“), Proben von neunundsechzig Dramen der Blütezeit in den „Englischen Dramatikern vor, neben und nach Shakespeare“, einem Werk, für welches Schack vornehmlich aus „Lambs *„Specimens of English Dramatists, who lived about the time of Shakespeare“* (1808) schöpfte. Italienische und französische Lyrik ist in der „Anthologie“ vertreten; außerdem hat Sch. Briefe Petrarcas und Aufsätze Mazzinis übersetzt. Aus klassischem und christlichem Griechisch (von Walter in zwei verschiedenen, durch „Amerika“ getrennten Paragraphen behandelt!) finden sich einige wenige Gedichte in der „Anthologie“ und in „Mosaik“ (1891) verdeutscht. Schacks berühmtes Werk „Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sizilien“ (1865) enthält zahlreiche Proben von arabischer Lyrik, einige auch die „Anthologie“. Dem Sanskrit lauschte der Unermüdliche die „Stimmen vom Ganges“ ab (1857, vornehmlich Episches); die hier mitgeteilte Probe aus der Raghuvansa er-

weiterte sich in Band 3 von „Orient und Okzident" zu einer Gesamtübertragung dieses Epos. Und auf orientalischem Gebiete liegt auch die größte Leistung des Übersetzers Schack: seine monumentale, freilich doch nicht vollständige Wiedergabe des persischen Königsbuches („Firdusi", 1865; stückweise vorher „Heldensagen des Firdusi", 1851, und „Firdusi, Epische Erählungen", 1858). Derselben Literatur[1]) wußte er ferner 1878 (drei Jahre vor Bodenstedt) die „Sprüche des Omar Chijam", welche den Engländern und Amerikanern so teuer sind, dann „Medschnun und Leila" Goetheschen Angedenkens (von Dschami; Orient und Okzident Bd. 1) abzugewinnen.

Diese flüchtige Übersicht der Übersetzungen Schacks gibt einen Begriff von der Weite seines Interessenkreises, von erstaunlicher Sprachkunde und Sprachkunst, die wir in gleicher Ausdehnung und Stärke nur noch bei A. W. Schlegel, Rückert und Bodenstedt, vielleicht auch bei den Modernen Stefan George und Otto Hauser wiederfinden. Seine Kenntnis der abend- und morgenländischen Literaturen war nicht etwa die oberflächliche eines dilettierenden Aristokraten, sondern die gründliche eines Gelehrten u. zw. eines Gelehrten von Geschmack und Enthusiasmus. Hätte der Verf. die Schackschen Übersetzungen einer tiefergehenden Kritik unterzogen, als S. 43—158 geschieht, so wäre er zu interessanteren Ergebnissen gelangt als zu den ziemlich selbstverständlichen (S. 177), daß „die hohe poetische Begabung Schacks sich auch in den Übertragungen zeigt", daß „ihm alle dem Übersetzer zu Gebote stehenden Hilfsmittel bekannt sind", daß „er sich stets bemüht, den Geist des Originals zum Ausdruck zu bringen", daß er „den Vorlagen selbständig gegenübersteht und auf den deutschen Leser bei seiner Arbeit Rücksicht nimmt". Gewiß, auf einen Vergleich des Übersetzten mit den Originalien, wie ihn der Verf. a. a. O. wenigstens für die abendländischen Literaturen ziemlich sorgfältig durchführt, durfte nicht verzichtet werden, und auch mit den kurzen Inhaltsangaben und mit den ebenda gegebenen Charakteristiken der Originalien sind wir im großen und ganzen einverstanden. Allein es hätte den Verf. reizen sollen, uns systematisch und übersichtlich mitzuteilen, was die Stoffwahl des Übersetzers Schack lehrt: ob sein Interesse für bestimmte Literaturen, Dichter, Dichtungen von den Zeitgenossen geteilt wurde oder nicht, ob er nur ausgetretenen Pfaden folgte oder auch neue einschlug, welche Formen, Themen, Stile ihm „lagen" und von welchen er sich oft oder stets fernhielt. Die Universalität Schacks gestattet, ja verlangt die Frage: Aus welchen Literaturen hat er nicht übersetzt

[1]) Ich verstehe den Verf. (S. 164) nicht: „Die arabische Poesie des eigentlichen Orients ist in der Reihe der Übersetzungen Schacks besonders durch Dschamis 'Medschnun und Leila' und die 'Strophen des Omar Chijam' vertreten. Die Verfasser sind ihrer Nationalität nach beide Perser". Was sind sie also?

setzt? Aus den skandinavischen z. B. und aus den slavischen. Warum wurden jene dem Deutschen sprachlich so naheliegenden fast von allen „Münchenern“ gemieden? Warum anderseits ist Schack nicht den Spuren Bodenstedts, mit dem er sonst so oft zusammentrifft, ins Russische gefolgt? u. dgl. m. Es wäre vor allem zu zeigen gewesen, inwiefern Schack als Übersetzer im Banne der Münchener stand, inwiefern er selbständige Neigungen bekundete; und eine in dieser Richtung geführte Untersuchung hätte viel zur Ehre des Übersetzers, viel auch zur Erkenntnis des Dichters Schack beigetragen. Dem Ref. ist z. B. bei aufmerksamer Lektüre der „Anthologie“ aufgefallen, daß die dort übersetzten Gedichte englischer und amerikanischer Autoren (poetisch fast ausnahmslos erstklassig) großenteils von Dichtern herrühren, die dem deutschen Publikum gar nicht oder, wie Thackeray, Dickens, Elliot, wenigstens nicht als Lyriker bekannt sind; selbst mancher Anglist von Fach dürfte mit den Namen R. H. Horne, A. H. Clough[1]), Sydney Dobell nicht ohneweiters eine bestimmte Vorstellung verbinden. Auf dem Felde des Portugiesischen, dann der morgenländischen Sprachen erscheint Schack ja naturgemäß gleichsam als Entdecker; aber ist ihm nicht eine ähnliche Geltung auch für weite Gebiete der spanischen Dramatik zuzubilligen — bekundet nicht ferner seine Stoffwahl eine auffallende Vorliebe für pathetische, heroische, schwermütige Themen? Kommt in ihr nicht die für alle „Münchener“ so charakteristische Gegenwartsflucht zum Ausdruck?

Ansätze zur Stellung und Beantwortung solcher und ähnlicher Fragen finden sich freilich in dem vorliegenden Buche, aber es sind eben nur Ansätze und zudem in den verschiedensten Kapiteln verstreut. Glückliche und scharfe Disposition ist überhaupt des Verf.s Sache nicht; sein zweites Kapitel, etwas schulmäßig überschrieben „Graf Schacks Vorliebe für fremde Länder und Literaturen“, und sein drittes „Kritik der Schackschen Übersetzungen aus abendländischen Literaturen“, greifen fortwährend ineinander über; das vierte „Schacks Übertragungen aus orientalischen Sprachen“, gleich dem zweiten wesentlich referierend, wäre eben diesem unmittelbar anzuschließen gewesen. Vergeblich sucht man nach einem chronologischen Verzeichnis der zu unserem Thema gehörenden Werke Schacks und greift endlich mißmutig von der Fachschrift weg zum Konversations-Lexikon, um die Reihenfolge kennen zu lernen, in welcher die von Walter das eine Mal nach Sprachen, das andere Mal nach Gattungen geordnete Übersetzungen entstanden.

Es wäre unbillig, diese Besprechung zu schließen, ohne den großen Eifer und die Sorgfalt anzuerkennen, welche der Verf. auf sein Thema, zumal auf das Formale der Übersetzungen Schacks, verwendet hat. Er gelangt hier zu mancherlei kleinen Ergebnissen,

---

[1]) Über den eine Schülerin Schippers, Paula **Lutonsky**, eine Monographie vorbereitet.

die namentlich unsere Metriker interessieren dürften[1]). — Dem Buch ist ein anziehender Brief des Grafen an den damaligen Herausgeber der Zs. f. vgl. Lg., Prof. Koch, beigegeben, vom 16. Jänner 1894 datiert. Ein Vierteljahr später ist Schack gestorben, und bewundernd liest man, wie schaffensfreudig sich der Greis am Ende eines der edelsten Arbeit gewidmeten Lebens noch fühlte, und, während die Axt schon an der Wurzel lag, sich auf Pindar, Sophokles, Calderon, auf Giovanni Bellini und Cherubini berief, um den Irrtum zu widerlegen, daß vorzugsweise die Jugend die Zeit des künstlerischen Schaffens sei.

Wien. Prof. Robert F. Arnold.

Prof. Dr. Max J. Wolff, Molière. Der Dichter und sein Werk. Mit zwei Bildnissen. München 1910, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck). Preis 10 Mk.

Im wohligen Gefühle seiner sich dehnenden Kraft lernt der Deutsche neidlos kennen, was der Geist anderer Nationen geschaffen hat und diesem aus aller Einseitigkeit herausstrebenden, die Selbsterkenntnis fördernden Wissensdrange verdankt er die Tiefe und Universalität seiner Bildung. Unter diesem Gesichtspunkte gibt es wenige ausländische Dichter die mehr Anspruch erheben könnten, in den Richtlinien ihrer Entwicklung erkannt und in ihrer Vollendung verherrlicht zu werden als Molière, dieses Genie des gesunden Menschenverstandes, der als echter Dichter (nach einem Worte L. Tiecks) „das Leben und die Selbsterfahrung verdichtend" Werke schuf, die, aus dem Leben frisch hervorgegangen, das Leben auch ergreifen, der als echtes Sonntagskind über alle Schulregeln hinweg sich seine eigenen poetischen Hausgesetze gibt und wie ein wahrer Sprühteufel die drolligsten Situationen erfindet. Wolff vernachlässigt es nicht, der Kontaminationsarbeit des Dichters nachzugehen und zu zeigen, wie Molière das überallher Entlehnte in geistiges Eigentum umschuf und die verstreuten Findlinge in seinen Stücken einheitlich vermauerte. Er sieht offenbar in den Kunstwerken weder vom Himmel zur Erde gekommene Aerolithe noch vollkommen unpersönliche, lediglich aus dem Boden, der Zeit und der Rasse hervorgegangene Erzeugnisse; er nimmt vielmehr eine mittlere Richtung ein und tut Recht daran. Das Wesentlichste der geistigen Konzeption eines Dichters wird übrigens ja doch unserer Kenntnis stets entzogen bleiben und (wie Montesquieu einmal geistreich sagt) selbst, wenn man die Hände gesehen zu haben glaubt, die die goldenen

---

[1]) Daß Schack in seiner Übertragung von Kalidasas „Raghuvansa" (Orient und Okzident, Bd. 3) die sogenannten serbischen Trochäen verwendet, hat O. Masings diesem Metrum gewidmete, sehr gründliche Arbeit (vgl. meine Anzeige AfdA. 32, 302 ff.) übersehen.

Äpfel vom Himmel herunterwerfen, so würden schließlich doch nur die Hände sichtbar geworden sein. Es gibt wohl auch literarische „Völkergedanken“. Wolffs Buch ist durch große geistige Spannweite, Reichtum an Gesichtspunkten und feine Empfindung ausgezeichnet, es ist die reife Frucht tief eindringenden, alle Seiten des Themas gleichmäßig und verständnisvoll berücksichtigenden Studiums. Neue biographische Aufschlüsse und Ergebnisse zu bieten hat der Autor nicht angestrebt und die Kraftübertragungen vorangegangener Forschungen sind ihrem Ursprunge nach überall ehrlich angegeben. Bei aller Hervorhebung des Persönlichen bleibt der Verf. doch nie an den äußerlichen unfruchtbaren Daten haften, sondern er sucht die innere Biographie des Dichters zu geben. Die Diktion ist fließend, von vorbildlicher Ruhe und Vornehmheit selbst in der Polemik. Sehr wohltuend wirkt seine Fernhaltung von der leidigen Manier, die den behandelten Gegenstand nur als *corpus vile* ansieht, wie an denselben blendende Pointen und effekthascherische Antithesen anzubringen.

Es seien uns noch folgende Einzelbemerkungen gestattet. Recht aktuell und überzeugend nennt Wolff „die massenhaften Schauspielhäuser“ einen „Krebsschaden unserer Literatur“. — Bei der Besprechung des „Preziösentums“ wäre das charakteristische Detail anführenswert gewesen, daß man aus lauter Anstandsgefühl den nackten Beinen seiner Möbel Umhüllungen gab, daß man von den Unterröcken nicht redete, aber den obersten als „den Bescheidenen“, den zweiten als „den Schelm“, den untersten als „den Geheimen“ umschrieb. — Bei der Herausgabe der Werke Molières im J. 1682 war außer Vinot auch Marcel La Granges Mitarbeiter. Über beide ist allerdings nichts Näheres bekannt und ihre Beteiligung scheint ganz unbedeutend gewesen zu sein. Die die Ausgabe einleitende biographische Skizze war nicht „so oberflächlich“ und enthielt sich nur, wie schon Bazin hervorhob, der Aufnahme des zirkulierenden, sensationssüchtigen Klatsches. — Scarron als Vorläufer Molières scheint von W. nicht genug gewürdigt und es mußte z. B. betont werden, daß Scarron die Figur des Crispinus der italienischen Komödie auf die französische Bühne verpflanzt hat (im „*Écolier de Salamanque*“), daß er zum ersten Male (im „*Héritier ridicule*“) den Vetter aus Amerika auf die Bretter gebracht hat, daß er den „*lever de rideau*“ zuerst lancierte. Lintilhac (Litt. franç. II, S. 61) sagt nicht ohne Grund: „*Notons enfin, pour contribuer à réparer une vieille injustice que rien, pas même „le Menteur“ ne favorisa plus l'avènement et le développement de la comédie de Molière que celle de Scarron*“. — Die „*Foire de Saint-Laurent*“ war abseits gelegen und nur von den niedrigeren Volksschichten besucht; viel wichtiger war die „*Foire de Saint-Germain*“. Über diese und das daselbst herrschende Treiben berichtet sehr drastisch Scarrons gleichnamiges Gedicht. — Die Verwandtschaft der Tabarinschen Farcen mit den italienischen Szenarien war noch eingehender zu behandeln. — Die Jahrmarkts-

theater und die Charlatane übten auf den in seinen Werken alle Lustspieltraditionen der Vorzeit in sich vereinigenden Molière sicherlich tieferen Einfluß, denn auch sein Vater besaß in „*La Foire de Saint-Germain*“ einen Laden („*deux loges et demi*“ in den gedeckten Hallen) und aus der „*Histoire générale de Paris*“ ersieht man, daß die Tapezierer ihre Verkaufslokale mit den Vertretern der „*marionettes, orviétans, voltigeurs et blanqueurs*“ in einer Reihe hatten, wovon sich in „*l'Amour médecin*“ (I 2) und in „*l'Avare*“ (II 5) Reminiszenzen finden. Erwähnenswert war auch, daß Dorimond in seiner „*Descente de l'âme de Molière*“ diesen beschuldigt, er habe von Braquettes Narren, Prosper, einige Manuskripte käuflich an sich gebracht und aus demselben bei der Abfassung seines „*L'Etourdi*“ und „*Le Dépit Amoureux*“ starke Anlehen gemacht. Boulanger de Chalussay bezeichnet im „*Elomire Hypocondre*“. Molière geradezu als Schüler Orviétans und Barrys. Auch die Worte Sganarelles: „*C'est vivre de menage*“ im „*Médecin malgré lui*“ weisen deutlich auf ihre Herkunft aus einer Tabarinschen Farce hin. — Auch das Vermächtnis Scarrons für Molière in seinem „*Testament*“ („*A Molière le cocuage*“) war anzuführen. — Die „*Gelosi*“ kommen schon 1571 unter Alberto Ganassa und dann eine neue Truppe unter dem Florentiner Seldino nach Frankreich (über die „*Gelosi*“ unterrichtet übrigens d'Ancona: „*Il teatro Mantovano*“. *Giornale Storico* VI, p. 26—32). Über den Typus des „*Turlupin*“ war schon mit Hinblick auf Molières „*École des femmes*“ mehr zu sagen. — Der Einfluß des Provinzrepertoires, welches Molière während seiner Lehr- und Wanderjahre reichlich kennen lernte, wird mit Recht hervorgehoben und zeigt sich auch darin, wie z. B. der Dichter seine lebhaften Erinnerungen an Languedoc im zweiten Akt seines „*Pourceaugnac*“ im provinzialen Idiom verwertet. Diesbezüglich war auch Baluffes „*Molière inconnu*“ I, p. 130—133 heranzuziehen. — Zu den anständigen Bühnenmitgliedern in Molières Truppe gehörte außer La Grange und dem Ehepaar Beauval auch du Croisy. — Der „kunstbegeisterte Zuckerbäcker“ Raguenau wurde später Lichtputzer in der Provinztruppe Molières. — Mazarin war durchaus nicht so eigennützig, wie W. meint, auf die „Verbindung seiner Sippe mit einem Prinzen aus königlichem Geblüte“ bedacht, da er doch die Verheiratung seiner Nichte Maria Mancini mit Ludwig XIV. mit allen Mitteln hintertrieb. — Cormier wäre richtiger als „Operateur“ denn als „Gaukler“ zu bezeichnen. — La Grange spielte nicht nur Helden und Liebhaber, sondern auch rein komische Rollen, wie den Marquis in der „*Critique de l'École des femmes*“. — Zu erzählen war auch, wie kaltblütig La Grange dem betrunkenen Kapitän Sallo beikam, als dieser in gewältigster Weise eine Vorstellung störte. — Die Übersetzung des „*Amphitryon*“ von Karl Möser (Berlin 1902), die Wolff entgangen ist, entspricht den von ihm gestellten Anforderungen. — Hinzuweisen war auch auf einen humoristischen Zug in der „*Farce plaisante et recréative*“, der in

Molières „*Le bourgeois gentilhomme*“ überging. In beiden Stücken unterschlägt nämlich ein Bedienter Juwelen, die sich zwei Liebende gegenseitig geschenkt haben und sucht seinen Diebstahl dadurch zu verheimlichen, daß er auf die Bestohlenen einwirkt, aus Zartgefühl von ihrer wechselseitigen Beschenkung zueinander nicht zu sprechen. — Auch Jaulnays Schmähschrift „*L'enfer Burlesque*“ verdiente genannt zu werden. — In der widerstandskräftigen Ertragung von Leiden kann wohl Scarron mit Molière mindestens gleichgestellt werden. — Unter den Nachfolgern Molières im XVII. Jahrhundert war auch Louis de Gresset zu nennen. — Auch der Herzog von Tresmes ließ seinen ehelichen Sohn die Patenstelle bei seinem im Konkubinat mit Scarrons Schwester Françoise erzeugten Kinde übernehmen (zu S. 607 „Anm. zu S. 80“).

Wien. Josef Frank.

Erasmus Darwins *Botanic Garden*. Von Prof. Dr. Leopold Brandl. (Wiener Beiträge zur englischen Philologie, herausgegeben von J. Schipper u. a., XXX. Band.) XI und 166 SS. Wien, Wilh. Braumüller 1909. Preis: 5 K.

Nach mehr denn sieben Jahren[1]) beschert uns der gründliche Kenner Erasmus Darwins, des Großvaters seines größeren Enkels, und der einschlägigen philosophischen und biologischen Literatur eine gleich ausführliche Abhandlung über das frühere Werk dieses merkwürdigen Dichters, das schon bei seinen Lebzeiten erschien und seinen Ruf bei den Zeitgenossen begründet und auch in erster Linie der Nachwelt überliefert hat. Ref., der Gelegenheit hatte, diese Arbeit bereits in den Druckbogen vollständig kennen zu lernen und einige Änderungsvorschläge in rein stilistischer und philologischer Hinsicht zu machen[2]), fühlt sich nicht berufen, über die sachliche Seite der Darstellung ein anderes Urteil abzugeben als das hoher Befriedigung darüber, daß nun für das Studium des XVIII. Jahrhunderts englischer Poesie ein sonst schwer zugängliches Gebiet dem Literarhistoriker wegsam gemacht wurde.

Die klare Einleitung handelt über E. Darwins Philosophie, Freiheitsliebe und Patriotismus, über seine Kunstbetrachtung (mit recht lehrreichen Seitenblicken auf Lessing), über seine nicht ganz einwandfreie Metrik, endlich in einem überaus fein ausgearbeiteten Abschnitte über die wissenschaftlichen Grundlagen, die der Bota-

---

[1]) Vgl. Erasmus Darwins *Temple of Nature* von demselben Verf. (Wiener Beiträge zur englischen Philologie, XVI. Band) 1902.

[2]) Einem derselben ist seitens des Verf.s die Anerkennung versagt worden; nichtsdestoweniger glaube ich nach wie vor, daß „die weißen Wolken, *which canopy the skies*“ (S. 119), nicht bedeutet, „... welche den Himmel auspolstern“, sondern „welche den Wolkenvorhang am Himmel bilden“; die Belege des *Oxford New English Dictionary* lassen jene Vorstellung der federbettenartigen Wolken — daran scheint Brandl zu denken — als zu weit hergeholt erscheinen.

niker Darwin dem Dichter Darwin nach bestem Wissen zur Verfügung stellen konnte.

Nun folgen die Analysen der beiden großen Abteilungen des Werkes „Der Pflanzenhaushalt" *(The Economy of Vegetation)* und (früher veröffentlicht) „Das Liebesleben der Pflanzen" *(Loves of the Plants)*. Die eingehende Erörterung der Dichtung folgt deren Gange, spinnt jedoch allenthalben die nötigen exegetischen Exkurse sofort an und verweist jederzeit auf die Parallelstellen in E. Darwins philosophischen Schriften und seinem *Temple of Nature*. Brandl weiß uns den nicht leicht übersehbaren Inhalt der manchmal hochpathetischen, dann wieder unsagbar platten Ausführungen des Dichters diesmal nicht nur in sachlich ruhiger Prosa klar zu machen, sondern auch durch ziemlich umfängliche Proben in metrischer Übersetzung zu veranschaulichen. Diese Beispiele sind charakterisierend gewählt und in formvollendeter Weise bei möglichst engem Anschlusse an den Sinn des Englischen wiedergegeben. Dem Philologen werden übrigens die Originaltexte in einem Anhange geboten und da dürfte vielleicht mancher mit dem Ref. übereinstimmen, wenn dieser die Ansicht äußert, daß Brandl den Stil seines Originales dadurch einigermaßen verfälscht hat, daß er, wozu ihn ja freilich der gute Geschmack treiben mußte, kaum eine der metrischen Härten beibehalten hat, ja sogar in seinen Übertragungen des öden *heroic verse* oft eine schwunghafte, von modernen Anschauungen und Wendungen belebte Sprache spricht, die dem literarischen Charakter des Dichters fremd ist. Hierin wie in manch anderer Hinsicht zeigt sich eine von der Achtung für die hervorragenden Geistesqualitäten E. Darwins diktierte Überschätzung seiner literarischen Bedeutung und Wirkung. Brandl ist darin theoretisch zwar objektiv (vgl. S. VII, 124, 130, 136 o. usw.), praktisch aber doch etwas günstig voreingenommen. Immerhin trägt diese Optimistik zur verdienten Bewertung der Stellung E. Darwins in der naturwissenschaftlichen Welt und der von ihm versuchten Popularisierung seiner Anschauungen in Versform bei.

Und in diesem naturhistorischen Momente, in der Herausarbeitung des Entwicklungsgedankens, will der Verf. zunächst den Zweck seiner Arbeit erblicken. Der Anglist muß sich begnügen zu bestätigen, daß das philologische Rüstzeug, das der Verf. mit seltener Opferfreudigkeit völlig in den Dienst eines anderen Wissenschaftsgebietes stellt, gewissenhaft und geschickt benutzt und durchgeistigt ist, so daß der Biologe sich in diesem Punkte darauf verlassen kann. Ein „Register der vorkommenden Pflanzen", sowie ein „Namenregister" erleichtern die Benützung der sorgsamen Untersuchung[1]).

Wien. Dr. Albert Eichler.

[1]) Eine sehr lesenswerte Skizze der eklektischen und selbständigen philosophischen Anschauungen E. Darwins an der Hand seiner poetischen Werke hat L. Brandl in der Germanisch-romanischen Monatsschrift I. S. 622—633 unter dem Titel „Erasmus Darwin, ein englischer Naturdichter des 18. Jahrhunderts" geliefert.

Georg Webers Weltgeschichte in übersichtlicher Darstellung. 22. Auflage. Bis auf die Gegenwart fortgeführt von Dr. Otto Langer. Leipzig, Verlag von W. Engelmann 1908.

Ein Buch, das in der 22. Auflage, der dritten in der neuen Bearbeitung vorliegt, bedarf keiner besonderen Hervorhebung, noch weniger einer Anpreisung. Gleichwohl werden bei dem vorliegenden, wie der Bearbeiter zu verstehen gibt, auch in der Folge mehrfache Veränderungen platzgreifen können, von denen vorläufig noch abgesehen wurde, bis das Buch, das stereotypiert ist, neu gesetzt wird. Dann wird es sich zunächst empfehlen, die Einteilungsgrenzen der Weltgeschichte, wenn man die alte Einteilung überhaupt beibehalten will, genauer zu fixieren. Hier reicht das Altertum bis zur Völkerwanderung und zum Eintritt der Germanen in die Weltgeschichte. Das sind ganz verschiedene Daten. Erzählt wird dann im Altertum noch die Geschichte von Theodosius, Arkadius und Honorius usw. Das Mittelalter reicht „bis etwa" 1500. Das ist keine sichere Grenze und die neuere Zeit würde ich lieber nach der alten Weise bis 1789 führen als bis 1815 wie das hier der Fall ist. Im Altertum würde ich die hier angegebene Aneinanderreibung der Weltreiche im Orient aufgeben und Ägypten an die Spitze stellen. Mit der Auswahl des Stoffes kann man zufrieden sein. Man könnte eher etwas weniger wünschen. In der mittelalterlichen Geschichte werden sich in einzelnen Perioden auch Umstellungen als notwendig ergeben. Auch sachlich wird manches zu ändern sein. So wird von den Reformideen der Kluniazenser S. 170 gesprochen, dabei auf S. 167, dort wieder auf S. 201 verwiesen, nirgends aber die Reformen wirklich angeführt, wogegen sich etwas darüber S. 172 vorfindet. Nur müßte dort etwas Näheres über das Gregorianische Programm gesagt sein und seine gegensätzliche Stellung zur deutschen Reichsverfassung betont werden; dann erst kann man das Wesen des Investiturkampfes verstehen. Es muß ersichtlich werden, weshalb kein Kaiser, nicht einmal Lothar III., dies Programm verwirklichen konnte. Die Veranlassung zu den Kreuzzügen ist richtig erzählt, aber immerhin wird über den Eremiten Peter noch ein Wort mehr zu sagen sein. Über die Motive zum großen Schisma, mit dem die Weltherrschaft des Papsttums zu Ende geht, wären gleichfalls einige Worte zu sagen. Im Deutschen schreibt man besser Huss, wie ja sonst im Buch richtig Hussit und hussitisch gedruckt ist. Die angebliche pragmatische Sanktion Ludwigs IX. von 1269, die als Fälschung des XV. Jahrhunderts erwiesen ist, sollte aus der Darstellung verschwinden und bei der Magna Charta hervorgehoben werden, daß sie den freien Mann in Freiheit und Besitz sichert und ihm gerechte und rasche Justiz gewährt. Auch in der Neueren Geschichte wird eine Neuauflage manches zu bessern haben. Über Genesis, Geschichte und Ziele der Wiedertäufer (nur muß man die Münsterer von den anderen Gruppen sorgsam scheiden) urteilt man heute vor-

urteilsfreier, daher auch gerechter und weiß es zu erklären, warum sich anfänglich die Leute mehr auf ihre als auf die Seite der anderen Reformparteien neigten. Wie in dem vierbändigen 'Weber', so finden sich auch in dem einbändigen gerade in der österreichischen neuesten Geschichte einige bedenkliche Irrtümer; so wird auch hier Fürst Adolf Auersperg zum Bruder des Dichters gemacht und ist das, was über die alte Verfassungspartei gesagt wird, nicht einwandfrei. Zum mindesten hätte ihr das deutsche Element in Österreich schwer schädigender Doktrinarismus, für den der große deutsche Staatsmann das richtige Wort geprägt hat, herausgehoben werden müssen.

Graz. J. Loserth.

Die Erschließung des Kaisergebirges. Von F. Nieberl. Kufstein, Eduard Lippolt 1909.

Das vorliegende Buch stellt die Festgabe der Sektion Kufstein des Deutschen und Österreichischen Alpenvereines anläßlich ihres 30jährigen Bestandes dar und wurde nach Aufzeichnungen in den Tourenbüchern Hinterbärenbads verfaßt. Es soll diese Festgabe den zahlreichen Besuchern des an Naturreizen so reichen Kaisergebirges einen Ersatz leisten für die in Hinterbärenbad aufgelegten Tourenbücher, die — wie der Verf. sehr richtig bemerkt — eine fast vollständige Chronik der touristischen Erschließung des Kaisergebirges enthalten, das zum relativ bestbesuchten, geradezu vollständig erschlossenen Gebirge der Ostalpen gehört. Die von dem Verf. veranstalteten Auszüge entsprechen aufs genaueste dem Originaltexte. Es wurde von der ursprünglich beabsichtigten topographischen Reihenfolge Abstand genommen und die chronologische Anordnung eingehalten, wodurch der Werdegang der Touristik und der Erschließung des Kaisergebirges deutlich hervortritt.

Mit Ausnahme des Totenkirchels sind nur jene Touren und deren nächste Wiederholungen berücksichtigt worden, welche besonderes touristisches Interesse beanspruchen. Im Jahre 1883 wurde die alte Hinterbärenbadhütte eröffnet und seit dieser Zeit bis einschließlich zum Jahre 1908 sind die bedeutenderen und Interesse bietenden Touren, Erstbesteigungen u. dgl. aufgeführt worden. Das Buch enthält einige sehr schöne Aufnahmen, von denen erwähnt sein sollen: Hinterbärenbad, das Stripsenjochhaus mit Totenkirchl, die Unterkunftshütte Vorderkaiserfelden, der Predigtstuhl, vom Ellmauertor zur hinteren Goinger Halt, Fleischbank, Predigtstuhl, Goinger Halt von der hinteren Karlspitze, Ackerl- und Törlspitzen von der Karlspitze aus, nördliche Törlspitze und Bauernpredigtstuhl, das Kaisertal mit der Antoniuskapelle (Winterbild), Ellmauer-Haltspitze und vordere Karlsspitze.

Wir sind überzeugt, daß den vielen Freunden des Kaisergebirges, den mutigen Touristen und wackeren Touristinnen dieser herrlichen Gebirgskette, die ebenfalls zur Erschließung derselben wesentlich beigetragen haben, mit diesem inhaltsreichen Buche, dessen Lektüre an der Hand der guten Karte vom Kaisergebirge, die von der Alpenvereinssektion Kufstein herausgegeben wurde, sich reizvoll gestaltet, eine willkommene Gabe zuteil wurde.

Die rührige Verlagsbuchhandlung hat die vorliegende Schrift sehr geschmackvoll ausgestattet, wie auch der ebenfalls von ihr veröffentlichte „Führer von Kufstein und dem Kaisergebirge" zu den schönst ausgestatteten Werken touristischer Art gehört. Es seien dieser „Führer" und das vorliegende Buch den Touristen und Naturfreunden bestens empfohlen.

Zu bemerken ist noch, daß das sehr instruktiv angelegte Inhaltsverzeichnis zur „Erschließung des Kaisergebirges" für die rasche Orientierung sich sehr gut eignet und dadurch den Gebrauch des vorliegenden Buches wesentlich erleichtert.

Wien. Dr. I. G. Wallentin.

Das Theorem des Pythagoras. Von Dr. H. A. Naber. Haarlem 1908.

Ein Werk, das sowohl dem Inhalte als der Ausdrucksweise nach sehr von mittelalterlicher Mystik durchweht ist. Selbst wenn man dasselbe unter dem Gesichtspunkte beurteilt, daß der Verf. als Nichtmathematiker über mathematische Probleme urteilt, kann man seine Schlüsse kaum billigen. Der Verf. bietet dem Leser unausgesetzt seine Vermuthungen, seine Ansichten dar .... der Gelehrte kann aber nur dann Deutungen über die Aussprüche vergangener Zeiten annehmen, wenn dieselben durch ausreichende Gründe gestützt werden, und an solchen fehlt es in dem vorliegenden Werke durchaus.

Was findet der Verf. nicht alles merkwürdig! „Das Parallelepiped der Königskammer ist das Merkwürdigste, das mir jemals vorkam", und warum? Weil das Verhältnis der Seitenlängen 1 : 2 ist; dann an anderen Stellen, weil sich das Verhältnis 2 : 3 oder 3 : 4 findet; ja an einer Stelle, weil das Verhältnis 25 : 18 vorkommt, über welches der Verf. nach seiner eigenen Angabe vergeblich nachgedacht hat. Daß dieses Verhältnis ebenso zufällig sein könne, wie etwa ein anderes, beliebiges (z. B. 23 : 17) und daß man für gegebene Dimensionen immer gewisse Verhältniszahlen finden muß, scheint der Verf. gar nicht für möglich zu halten.

Daß er es für merkwürdig findet, daß bei der logarithmischen Spirale zu gleichen Winkeln am Pole ähnliche Dreiecke gehören (S. 73 ff.), daß mit den Verhältniszahlen 1 : 2 : 3 : 4 der Längen auch die Zahlen $\sqrt{5}$, $\sqrt{10}$, $2\sqrt{5}$ und der Winkel $26^{0}\,34'$

usw. auftreten, ist wohl nur einem Mangel in der Vertrautheit mit der Mathematik zuzuschreiben; daß man es aber merkwürdig findet, daß man in zwei geraden Linien (denn in der Figur auf S. 119 stellen die beiden Geraden B, D doch nur eine vor) drei Punkte so wählen kann, daß irgend ein Dreieck von gewisser Form entsteht, muß in gerechtes Erstaunen versetzen.

Und merkwürdig sind eine ganze Reihe Behauptungen des Verf.s; z. B.: Daß das Theorem des Pythagoras durch 25 Jahrhunderte nicht gehörig formuliert wurde (S. 8); daß Pythagoras alles Mögliche „unseres Erachtens" nämlich nach der nicht begründeten Ansicht des Verf.s gefunden hat, weil er ja „wahrscheinlich darüber nachgedacht haben wird", so über die logarithmische Spirale, mit der er „die Verdoppelung des Würfels, die Trisektion des Winkels ausgeführt haben wird"; ferner über die Kettenbrüche und ihre Anwendung usw.

Wenn noch hinzugefügt wird, daß der Verf. von den Ägyptern rühmt, daß sie Gebäude „nach dem vornehmsten Stern des Widders orientiert haben" (S. 86), daß sie „zwölf Jahrhunderte vor Pythagoras eine gewöhnliche, steigende geometrische Reihe summiert haben" (S. 92) usw., so wird wohl niemand der abfälligen Kritik, welche der Verf. über Euklid (S. 218), Ritter (S. 182) und Tannery (S. 98 und 199) fällt, auch nur den geringsten Wert beilegen.

Auch die Formel S. 91:

$$h = a^4 + a^5(1 - a^4) - a^{10}(1 - a^4) + \ldots = \frac{3 - a}{11}$$

ist nicht etwa durch einen Druckfehler entstellt.

Da man immer wieder Versuche findet, aus den ägyptischen Pyramiden durch Messung auf weit vorgeschrittene Kenntnisse bei den alten Ägyptern in der Mathematik zu schließen, so muß wieder einmal nachdrücklich darauf hingewiesen werden, daß alle dergleichen Kommentare durchweg eine Folge mangelhafter Kenntnisse der bei Abschätzung von Größen zu erreichenden Genauigkeit sind.

Zur Kenntnis der Zahl π (auf mehrere Dezimalen), welche den Ägyptern zugeschrieben wird, tritt in der vorliegenden Schrift die Variante von der Kenntnis des goldenen Schnittes, der Zehneckseite $\frac{1}{2}(-1 + \sqrt{5})$ hinzu. Nun ist

$$\frac{\pi}{4} = 0{\cdot}7854$$

$$\sqrt{\tfrac{1}{2}(-1 + \sqrt{5})} = 0{\cdot}7861,$$

also nahe identisch, und nur um $1{\cdot}5\%$ von $\frac{4}{5}$ verschieden. Wenn also in der Ausführung der Pyramiden eine Abweichung von dem Werte $\frac{4}{5}$ auftritt, so ist es wohl am natürlichsten $\frac{4}{5}$ als das beabsichtigte Verhältnis, und die Abweichung als eine Folge von Fehlern anzusehen [1]), als darauf Spekulationen zu gründen, die

[1]) Übrigens ist bei einigen Angaben der Fehler noch kleiner; man findet für das Verhältnis Basisseite : Höhe der Pyramide auch die Angabe 0·794.

dann leicht in mathematisch nicht geschulten Köpfen zu Verirrungen führen können, wie dieselben auch in der vorliegenden Schrift in den §§ 27 und 29 über die Tetraktys und in den §§ 32 und 33 über das Pentalpha und Abrakadabra mit Vorschriften „wie man nach der Meinung des Verf.s das Wort Abrakadabra schreiben und das Papier zusammenfalten solle“ und „wie man den Talisman tragen solle“ führen können.

Damit aber der Verf. nicht etwa meine, daß irgend welche von seinen epochalen Resultaten übergangen wurden, möge noch erwähnt werden, daß bei der Cissoide das Resultat genau dasselbe wird, wenn man den Kreis *QR* (S. 121) zieht, ohne auf die Lage des Punktes *R* Rücksicht zu nehmen, daß seine „moderne Konstruktion“ durchaus nicht neu ist, und daß dasselbe von den Beziehungen des goldenen Schnittes zur Cissoide gilt; daß aber daraus nicht die mindesten Anhaltspunkte folgen, die zahlreichen möglichen Anwendungen der Cissoide, sowie auch der logarithmischen Spirale auf Pythagoras zurückzuführen. Und dasselbe gilt von der Behauptung über das viel höhere Alter des Pythagoräischen Lehrsatzes.

Wenn Ref. zur Charakteristik der Philosophie des Verf.s noch den Satz anführt: „Wenn ich die spärlichen Reste des Pythagoräismus richtig auslege, so gab es nach ihm nur einen Punkt, von atomistischer Kleinheit. Er hatte die Form eines dreifach gleichschenkligen Dreieckes. Es war ein beseelter Punkt. Er zog die Leere magnetisch an sich und eine Fläche wurde gebildet .... diese Fläche sog Materie in sich und nahm eine dritte Dimension an ... Da fing es an, Probleme zu regnen .... und nachdem man begriffen hatte, wie Punkte zu Linien, Linien zu Flächen und Flächen zu Körpern werden konnten, wurden die Linien und Gesetze fortgesetzt bis in die ganze Physik, d. h. Botanik, Zoologie, Medizin, Astronomie usw. Noch weiter: bis in die Ethik, bis ins Unsichtbare. Nach Pythagoras war sogar das Schöne und Gute ein Glied der Kette — es war ursprünglich nicht da“ (S. 215/6) — so wird man sich wohl überzeugen, daß der Verf. in einer Täuschung begriffen ist, wenn er glaubt, daß dadurch „der Kern der Pythagoräischen Lehre, d. h. die Pythagoräische Geometrie ein wenig verständlicher“ geworden wäre (S. 217).

Wien. N. Herz.

Dr. I. G. Wallentin, Lehrbuch der Physik für die oberen Klassen der Mittelschulen und verwandter Lehranstalten. Ausgabe *C* für Realgymnasien. Wien, Verlag von A. Pichlers Witwe & Sohn 1909. Preis geh. 3 K 40 h, geb. 3 K 80 h.

Die zahlreichen Freunde der Wallentinschen Lehrbücher werden es gewiß mit Freuden begrüßen, daß nun auch eine eigene Ausgabe für die neuorganisierten Realgymnasien gefolgt ist.

Zwar sind die Abweichungen im Lehrplane für Physik auf der Oberstufe von dem des Gymnasiums und der Realschule nur ganz unbedeutende. Eingreifende Veränderungen sind bloß in der Lehrstoffverteilung eingetreten. Der Grundgedanke, der den neuen Lehrplänen unserer Mittelschulen zugrunde liegt, ist überall der gleiche: Beschränkung des Umfanges und Vertiefung des Inhaltes. Daher sind auch die Bemerkungen, die den Lehrplänen folgen, für alle wörtlich dieselben, nur daß für die drei Grundtypen in Bezug auf die Verteilung noch einige besondere Absätze zugefügt oder weggelassen wurden. Der Verf. eines gediegenen Lehrbuches für Gymnasien wird keine besondere Mühe mehr haben, dasselbe zum Gebrauche an den übrigen höheren Mittelschulen einzurichten, ohne die Eigenart seines Buches preisgeben zu müssen. Viel schwieriger ist jedoch ein gemeinsames Lehrbuch für beide neugeschaffene Reformanstalten zu verfassen, da die Lehrstoffverteilungen in Physik für beide Typen *A* und *B* fast im selben Grade voneinander abweichen wie die an Gymnasien und Realschulen. Man braucht nur die Stundenzahl für Physik an den beiden obersten Klassen unserer Mittelschulen zu vergleichen. Physik und Chemie am Gymnasium VII. Klasse 4, VIII. 3 (4), Reform-Realgymnasium Type *B* VII. 4, VIII. 4, dagegen nur Physik an der Realschule VI. 4, VII. 4, am achtklassigen Realgymnasium Type *A* VII. 3, VIII. 4. Darnach würde es vorteilhafter erscheinen, auf der Oberstufe für die zwei erstgenannten Anstalten und ebenso für die beiden letzteren gleiche Lehrbücher der Physik zu benützen, wozu nur eine Doppelausgabe nötig wäre, die eine mit einem Abschnitte über Chemie.

Die vorliegende Ausgabe *C* ist hauptsächlich für die Type *A* bestimmt. Der darin verarbeitete Lehrstoff ist sehr umfangreich und überschreitet an manchen Stellen die Grenzen des neuen Lehrplanes. Dies ist aber nur ein weiterer Vorzug des Lehrbuches, das so geeignet wird, dem Schüler auch später, sei es auf der Hochschule oder im praktischen Leben, Dienste zu leisten. Es ist zu begrüßen, daß im Lehrbuch eine Reihe von Kapiteln enthalten ist, die direkte Anwendung bei Schülerübungen finden können, wenn sie auch aus dem Lehrplane verschwunden sind, z. B. über Standfestigkeit, Reversionspendel, Bestimmung von Schmelz- und Verdampfungswärme, Vergleichung der Momente zweier Magnetstäbe u. a. Für praktische Schülerübungen soll dem Schüler kein eigenes Buch in die Hand gegeben werden, sein Lehrbuch der Physik soll vielmehr nebst den Anweisungen des Lehrers stets den nötigen Aufschluß geben können. Vielleicht könnte auf diesen Umstand noch etwas mehr Rücksicht genommen werden.

Die eingreifendste Änderung gegenüber den früheren Auflagen ist die Nutzbarmachung der Infinitesimalrechnung für die Bewegungslehre. Leider findet sie im Lehrbuche keine weitere Verwendung mehr außer bei der Ableitung des elektrischen Potentials und der Energie der elektrischen Ladung und hier nur in einer

Fußnote. Die dortige Einführung des Differentialquotienten (S. 7 u. ff.) ist jedoch nicht völlig einwandfrei. Dem Begriffe des Grenzwertes darf man keinesfalls ausweichen, umsomehr, als derselbe den Schülern der siebenten Klasse schon einigermaßen geläufig ist. Übrigens denkt der Verf. des Lehrbuches nur an eine Anwendung der Infinitesimalrechnung, deren Grundlehren in der Mathematik bereits durchgenommen wurden, wie man aus der Bemerkung über die Ableitung der Wegformel durch Integration (S. 9) schließen muß. Der Begriff des Differentialquotienten soll nach den neuen Lehrplänen erst in der analytischen Geometrie eingeführt werden, also etwa zu Beginn des zweiten Semesters der VII. Klasse. Hier bestehen noch eine Reihe von Schwierigkeiten, die zu lösen nicht die Aufgabe des Verf.s eines Lehrbuches der Physik sein kann. Soll aber die Infinitesimalrechnung im Physikunterrichte die erforderlichen Dienste wirklich leisten, so muß vor allem eine eingreifende Umgestaltung des Mathematikunterrichtes vorausgehen; vom gegenwärtigen neuen Lehrplane kann solches nicht erwartet werden.

Ferner sind zahlreiche Kapitel in recht geschickter Weise ganz neu abgefaßt worden, so in der Mechanik §§ 4, 5, 17, 18, 19, 23, 29, 41, 43, 45, 51, in der Wärmelehre § 14, im Magnetismus §§ 6, 13, 14, in der Elektrizitätslehre §§ 7, 27, 31, 32, 33, 35, 47 und in der Optik §§ 15, 18, 28. Neu aufgenommen sind: Strömungen in der Atmosphäre, V § 30, die Erklärung der Wimshurstschen Maschine S. 215 und des Thomsonschen Quadrantenelektrometers S. 234, Erscheinungen bei Entladung in verdünnten Gasen (X § 49), Telegraphie ohne Draht § 56, Bestimmung der Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Lichtes nach Fizeau S. 282, Projektionsapparat, photographische Kamera (XI, §§ 22, 23), normales Spektrum S. 328, Doppelbrechung, Interferenzerscheinungen des polarisierten Lichtes, Zirkularpolarisation XI §§ 35, 36, 37. Außerdem ist der für die messende Physik unerläßliche Begriff der Dimension neu aufgenommen und konsequent angewandt, wenn auch nicht in der sonst allgemein gebräuchlichen Bezeichnungsweise. Besondere Erwähnung jedoch verdient die gelungene Neubearbeitung der Astronomie, worin auf die Figuren die große Sorgfalt verwendet wurde. Die Anzahl der Aufgaben aus Physik ist um mehr als ein Drittel vermehrt worden.

Einige Formeln sind den Instruktionen gemäß ohne Ableitung angeführt, z. B. die Grahamsche Formel für die Ausströmungsgeschwindigkeit von Gasen S. 89, die Newtonsche Formel für die Fortpflanzungsgeschwindigkeit einer Wellenbewegung S. 138 u. a. In solchen Fällen sollen aber Redensarten wie: „man findet leicht“ oder „durch einfache Rechnung ergibt sich“ S. 254 u. a. entfallen.

Zum Schlusse muß noch auf einige Druckfehler und kleinere Unrichtigkeiten aufmerksam gemacht werden, die bei einer neuen Auflage sich leicht verbessern lassen. S. 38 Prinzip der virtuellen Verschiebungen; Joh. Bernoulli 1717 statt Prinzip der virtuellen

Geschwindigkeiten; John. Bernoulli 1771. S. 64 und 237 Oersted statt Oerstedt, S. 121 fehlt bei der Definition des äußeren Wärmeleitungsvermögens der Zusatz „in der Zeiteinheit". S. 126 das Gesetz von Buys-Ballot gilt in dieser Formulierung nur für die Nordhemisphäre, ebenso die folgenden Ausführungen über Zyklonen und Antizyklonen. S. 223 Holtz statt Holz. S. 235 De la Rive statt Delarive. S. 292 zweiten statt zweien. S. 325 Die Bestimmung der Schwingungszahlen des Lichtes geschieht auf gerade umgekehrter Weise durch Berechnung derselben aus der Wellenlänge λ und der Fortpflanzungsgeschwindigkeit c.

Bei einer Neuauflage könnten auch die Bezeichnungen einiger Figuren in bessere Übereinstimmung mit den Text gebracht und andere Figuren durch deutlichere ersetzt werden, z. B. Fig. 36, 95, 214 den Fig. 35 und 153.

Im übrigen muß anerkannt werden, daß Verf. und Verleger die großen Mühen und Kosten einer gefälligeren äußeren Ausstattung durch Druck und durch Vermehrung und Verbesserung zahlreicher Holzschnitte, z. B. Fig. 85, 199, 247, nicht gescheut haben.

Innsbruck. Dr. J. Dinkhauser.

Großschmetterlinge und Raupen Mitteleuropas. Mit besonderer Berücksichtigung der biologischen Verhältnisse. Herausgegeben von Prof. Dr. Kurt Lampert, Oberstudienrat, Vorstand des kgl. Naturalienkabinets Stuttgart. Esslingen und München, J. F. Schreiber 1909. Lieferungen 19, 20, 21.

Wieder liegen uns drei Lieferungen des trefflichen Buches vor, das manchen jüngeren Entomologen ein vorzüglicher Berater sein wird. In diesen Lieferungen ist die Systematik der Noctuen fortgesetzt worden. Es sind die Gattungen *Mamestra*, *Dianthoecia*, *Bombycia*, *Miana*, *Bryophila*, *Diloba*, *Valeria*, *Apamea*, *Celaena*, *Hadena*, *Episemia*, *Aporophyla*, *Ammocania*, *Polia*, *Dasypolia*, *Brachionycha*, *Miselia*, *Chariptera*, *Dichonia*, *Dryobota*, *Dipterygia*, *Hyppa*, *Rhizogramma*, *Cloantha*, *Callopistria*, *Polyphaenis*, *Trachea*, *Euplexia*, *Phlogophore*, *Brotolomia*, *Mania*, ferner unter anderen mit der gewünschten Ausführlichkeit die Schilfeulen, weiters die Gattungen *Stilbia*, *Grammesia* und *Caradrina* zur Sprache gebracht worden. Bei den einzelnen Tieren, die beschrieben werden, ist das biologische Moment nur insoweit hervorgehoben, als es sich auffällig erweist. Bei *Senta maritima* hätte darauf verwiesen werden können, daß die Raupe dieser Eule auch Fleischnahrung nicht verschmäht und daß sie dieser fast nur Nachts nachgeht. Ebenso hätten die Aberrationen dieses Falters Berücksichtigung finden können.

Wie gewöhnlich sind auch diesmal jeder Lieferung drei Tafeln beigeschlossen worden, auf deren treffliche, geradezu muster-

giltige Ausführung in diesen Blättern schon zu wiederholten Malen aufmerksam gemacht wurde. In den vorliegenden Lieferungen sei besonders auf Tafel III verwiesen, in der die typischen Formen von Puppen zur Anschauung gebracht sind, ferner auf die ausgezeichnet ausgeführte Tafel 65 (Geometriden), in welcher namentlich die sehr gelungene Darstellung der Acidalien auffällt, weiters die Tafel VI, die von den Anpassungserscheinungen (Schutzfärbung, *Mimicry*) handelt. Auch die Tafeln 51 und 52 (Darstellung der Orthosien, Xanthien und der verwandten Gattungen) liefern ein beredtes Zeugnis von der großen Sorgfalt, die der bildlichen Darstellung der einzelnen Falter und deren Raupen zuteil wurden. Als recht zutreffend müssen auch die Textbilder, die sich auf *Dichonia aprilina* und *Trachea atriplicis* beziehen, bezeichnet werden.

Wien. Dr. I. G. Wallentin.

Dr. K. Smalian, Leitfaden der Tierkunde für höhere Lehranstalten. 5 Teile. Wien und Leipzig, Verlag von F. Tempsky und G. Freitag 1909.

Bekanntlich verteilt sich in Preußen der zoologische Lehrstoff auf fünf Klassen in der Weise, daß in der Sexta die Beschreibung wichtiger Säuger und Vögel, in der Quinta das Skelett des Menschen und die Beschreibung wichtiger Wirbeltiere, in der Quarta die Wiederholung des genannten Lehrstoffes unter Zugrundelegung des Systems der Wirbeltiere, in der Untertertia die Gliedertiere mit besonderer Berücksichtigung der Insekten und in der Obertertia die niederen Tiere nebst einem Überblick über das Tierreich durchzunehmen sind. In den meisten Lehrbüchern ist der gesamte Lehrstoff in einem Buche vereinigt. Prof. Dr. Smalian, der Verf. des bekannten Lehrbuches „Grundzüge der Tierkunde“, hat vielfachen Wünschen seiner Kollegen entgegenkommend den vorliegenden „Leitfaden der Tierkunde“ unter Benützung der Grundzüge nach Jahreskursen bearbeitet herausgegeben. Der Leitfaden, der den ministeriellen Bestimmungen für Preußen vollkommen entspricht, erscheint daher in fünf Teilen.

Der Verf. hatte bei der Herausgabe des Buches die Absicht, dasselbe durch scharfe Gliederung in didaktische Einheiten und durch Übersichten zum Zwecke der Wiederholung für Schüler recht brauchbar zu machen. Außerdem trachtete er den biologischen Unterricht nach verschiedenen Seiten hin zu vertiefen. Der Leitfaden wird sicherlich seinen Zweck vollkommen erfüllen. Auch der Lehrer wird in dem Buche manches finden, was er zur Belebung seines Unterrichtes recht gut verwenden kann, denn einzelne Repräsentanten sind sehr ausführlich behandelt und die Biologie kommt dabei nicht zu kurz. Zahlreiche biologische Bemerkungen, namentlich jene, die durch ein „vielleicht“ oder „wahrscheinlich“

an und für sich schon als unsicher hingestellt erscheinen, hätten ganz gut entfallen können. Ebenso sind andere biologische Erklärungen nicht am Platze, wie z. B. „Da der Dachs nicht klettert und selten springt, bedarf er keines großen Schwanzes als Steuer" oder S. 241 im 4. Teile: „Lebhaft fliegen die Männchen hinter den Weibchen her und strömen dabei einen feinen Zitronenduft aus, jedenfalls um die Weibchen anzuregen". Die Verlagsbuchhandlung hat die einzelnen Bücher mit schönen Textabbildungen und prächtigen Farbentafeln reichlich ausgestattet. Der Preis sämtlicher Teile beträgt K 10·10.

Wien. H. Vieltorf.

Dr. P. Vageler, Die mineralischen Nährstoffe der Pflanze. Mit drei Abbildungen. (Aus „Wissen und Können", Sammlung von Einzelschriften aus reiner und angewandter Kunst, herausgegeben von Prof. Dr. B. Weinstein, Band 7.) Leipzig, Verlag von J. A. Barth 1908. VIII und 130 SS. 8°. Preis geb. 3 Mk.

Die Sammlung „Wissen und Können" ist „für Fachmänner und Laien bestimmt und soll namentlich, jedoch nicht ausschließlich, das Gesamtgebiet der Naturwissenschaft und der mit dieser zusammenhängenden Technik umfassen". Mit diesen Worten wird Zweck und Bedeutung dieser Sammlung von dem Herausgeber gekennzeichnet, und nach dem, was bisher erschienen ist, scheint es sich um ein recht empfehlenswertes Unternehmen zu handeln. Uns liegt der 7. Band vor, der die mineralischen Nährstoffe der Pflanze beinhaltet, wozu aber gleich bemerkt werden muß, daß die Bearbeitung dieses interessanten Gebietes der pflanzlichen Lebensgeschichte nach einer bestimmten Richtung hinzielt — nämlich nach der Nutzanwendung des Theoretischen auf die Kulturpflanzen, auf den Ackerbau, also eine Art wissenschaftliche Grundlage für die Düngerlehre bietet. Auch die Untersuchungsbelege sind stets von den wertvollsten Kulturpflanzen genommen, da ja diese fast allein das Material der einschlägigen Forschung bilden; im wesentlichen stützt sich der Inhalt auf die bekannte Agrikulturchemie von Prof. Mayer (Heidelberg 1902).

Was uns nun der Verf. in seiner Arbeit darbietet, ist eine recht vollständige, belehrende und angenehm lesbare Zusammenstellung alles dessen, was die Ernährung der Pflanze durch anorganische Stoffe betrifft. Es wird zuerst der Ursprung der Aschenbestandteile der Pflanzen mit der ausführlichen Darlegung der bodenbildenden Faktoren und der Aufnahme der Mineralstoffe durch die Pflanze besprochen, dann folgt die Behandlung der Anbaubestandteile, ihrer physiologischen Aufgabe und ihrer formgebenden Rolle und schließlich die praktische Bedeutung derselben, Begriff und Anwendung der natürlichen und künstlichen Düngemittel. Aus den

einzelnen Kapiteln möchte ich als besonders gelungen hervorheben die Aufnahme der Mineralstoffe durch die Pflanze und ihre Wanderung im Pflanzenleibe und die hübsche Auseinandersetzung über die Elemente, die der Pflanze unentbehrlich sind und die ihr nützlich sind (wie Cl, SiO_2, Va, Mn). Auch der Absatz über die physiologische Rolle der Anbaubestandteile bietet für weitere Kreise großes Interesse. Der Verf. ist der Ansicht, daß das Natrium mehr für die Pflanze bedeute, als man bisher angenommen hat (es wurde ja auch dem Natrium jeder Nutzen für die Pflanze abgesprochen), denn die Heimat aller Organismen ist das Meer „und es wäre seltsam, wenn dessen charakteristischestem Stoffe, dem Natrium in seinen zahlreichen Verbindungen, im Lebenschemismus seiner Geschöpfe keine Rolle zugefallen sein sollte“. Auch die Wandlung der Anschauungen über den Wert des Siliciums wird ausführlich dargelegt. Aus der weiten Verbreitung dieses Elementes und seiner Fähigkeit, ähnlich wie der Kohlenstoff zahlreiche Verbindungen zu bilden, schloß man, daß das Silicium an Stelle des Kohlenstoffes als Grundstoff einer organischen Welt gedacht werden könnte. „So mancher Forscher hat schon ganz ernsthaft auf die Möglichkeit der Existenz einer Kieselwelt auf ferneren, heißeren Weltkörpern als Gegenstück zu unserer Kohlenstoff-Lebewelt hingewiesen“. Die neuere und zuverlässigere Versuchstechnik bewies die unrichtige Auffassung der Beziehung des Siliciums zum Lebensprozeß und jetzt wird der im Pflanzenleibe eingelagerten Kieselsäure vornehmlich nur der Schutz gegen parasitische Angriffe (z. B. gegen die weichmäuligen Schnecken) zugeschrieben. — Ein besonderes Kapitel ist dem Einfluß gewidmet, den die chemischen Bodeneigenschaften auf die Zusammensetzung der Flora ausüben; es wird gezeigt, wie der Gehalt des Bodens an Nährstoffen die Zusammensetzung der auf ihm erwachsenden Pflanzengemeinschaft reguliert.

Das Schlußwort enthält die Bedingungen, die eine vollständige Kenntnis des Erdbodens, eine wirkliche Bodenkunde zu schaffen vermögen.

Krems. Dr. T. F. Hanausek.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Allerlei vom Unterricht im Deutschen.

(Zweiter Artikel.)[1]

Nach zwölf Jahren ist Prof. Lehmanns bekanntes Buch über den deutschen Unterricht[2]) in neuer Auflage erschienen. Es darf sich rühmen, für die letzten preußischen Lehrpläne von 1901 deutlich die Richtung vorgezeichnet zu haben. Der Abschnitt über die philosophische Propädeutik ist jetzt weggefallen, zum Teil aus Rücksicht auf den Umfang des Buches, hauptsächlich aber, weil dem Verfasser der Inhalt veraltet erscheint und vorläufig in Preußen keine Aussicht ist, daß auch nur das bescheidenste Maß von Forderungen für die philosophische Vorbildung der heranwachsenden Jugend verwirklicht werde.

Von dem, was neu hinzugekommen ist, sei an erster Stelle das Kapitel über die sogenannte Bewegungsfreiheit angeführt. Diese neueste Errungenschaft der Mittelschulpädagogik bezweckt, daß die Schüler der obersten Klasse sich das Gebiet selbst wählen dürfen, auf dem sie durch angestrengtere und selbständigere Arbeit zu höheren Leistungen gelangen wollen, als die Lehrpläne für den Durchschnitt vorschreiben; dafür sollen in Fächern, die der Begabung ferner liegen, die Anforderungen ermäßigt werden. Zugleich hofft man, so die Kluft, die heute zwischen der vollständigen Gebundenheit des Mittelschülers und der ebenso vollständigen Ungebundenheit des Universitätsstudenten klafft, einigermaßen zu überbrücken. Darüber wird jetzt, besonders seitdem sich auch einer der Leiter des preußischen höheren Schulwesens, der bekannte Verfasser der „Praktischen Pädagogik“ Dr. A. Matthias, öffentlich in diesem Sinne geäußert hat, in Deutschland viel gesprochen und geschrieben und die Verfechter der Bewegungsfreiheit, zu denen auch Lehmann gehört, sehen in ihrer durchgreifenden Verwirklichung den Beginn einer neuen,

---

[1]) Der erste Artikel erschien in dieser Zeitschrift Bd. 60, S. 357—67.

[2]) Der Deutsche Unterricht. Eine Methodik für höhere Lehranstalten von Rudolf Lehmann. Dritte, neu bearbeitete Auflage. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1909. Preis geb. 9 Mk.

segensreichen Entwicklung des gesamten höheren Schulwesens. Es scheint aber doch, als ob schon die ersten Versuche, den Gedanken an einzelnen Schulen in die Tat umzusetzen, auf nicht unerhebliche Hindernisse gestoßen seien, wenigstens spricht auch Lehmann von „Schwierigkeiten teils finanzieller, teils organisatorischer Art“. Schon das mahnt, falls uns die Lust anwandeln sollte, Ähnliches zu unternehmen, zur Vorsicht. Zudem sind unsere Oktavaner im allgemeinen jünger als die reichsdeutschen Oberprimaner und auch ein Unterschied von nur einem Jahre hat auf dieser Altersstufe einen recht merklichen Unterschied in der geistigen Entwicklung zur Folge. Wollten wir aber dennoch mit der Lernfreiheit einen Versuch machen, so ist hundert gegen eins zu wetten, daß weitaus die Mehrzahl der Schüler nicht dasjenige Gebiet wählt, wozu sie wirkliche Neigung und Veranlagung haben, sondern dasjenige, welches sie in ihrem künftigen Beruf irgendwie fördert. Denn es wäre Torheit anzunehmen, daß sich diese beiden Gebiete für gewöhnlich decken; vielmehr verlangen die heutigen Lebensverhältnisse und die Erfahrung bestätigt es täglich, daß die meisten Abiturienten oder vielmehr ihre Eltern sich bei der Berufswahl lediglich von der Aussicht auf eine baldige und möglichst ausgiebige Versorgung leiten lassen, es sei denn, daß ab und zu bei einem „Philosophen“ die Neigung über die Zweckmäßigkeit den Sieg davonträgt. Doch mag das zutreffen oder nicht, ich glaube, unsere gegenwärtige Unterrichtspraxis, die es bekanntlich — ob auch zum Heile der Jugend, wagen Einsichtige in immer stärkeren Zweifel zu ziehen — als höchstes und letztes Ziel betrachtet, die häusliche Arbeit ganz überflüssig zu machen, läßt ihren Schützlingen Zeit genug, sich auf ihrem Lieblingsgebiet nach Herzenslust frei zu bewegen, wenn sie nur wollen, und jeder Lehrer wird ihnen dabei mit Rat und Tat an die Hand gehen, wenn er wirklich ehrliches und ernstliches Streben vor sich hat.

Für den deutschen Unterricht insbesondere findet auch Lehmann schon im Hinblicke darauf, daß die wenigen Wochenstunden, welche dafür zur Verfügung stehen, „für alle Mitglieder der Klasse gleichmäßig ausgenützt werden müssen“, nur im Aufsatzbetrieb einen Ausweg: man werde den betreffenden Schülern schriftliche Aufgaben stellen, die an die Privatlektüre und an die Ausarbeitung größere Ansprüche erheben. Wenn mich nicht alles täuscht, ist damit nichts Neues verlangt; wenigstens weiß ich aus eigener Erfahrung, daß Septimaner und Oktavaner schon vor zwanzig und mehr Jahren ähnliche Arbeiten anfertigten, ja sogar Lehmanns weiterer Wunsch, solchen Schülern dafür andere Aufsätze zu erlassen, wurde schon damals erfüllt. Übrigens dürfte für diese Art von Bewegungsfreiheit kaum jemand anderer zu haben sein als der eine oder der andere künftige Germanist und solch vereinzelter Fälle wegen den ganzen Unterrichtsbetrieb auch nur äußerlich umzugestalten, scheint denn doch überflüssig zu sein.

Bei dieser Gelegenheit spricht sich Lehmann auch dafür aus, die Aufsatzarbeit überhaupt in die Schule zu verlegen, denn dadurch werde die Benützung gedruckter Hilfsmittel oder sonstiger erschlichener Vorlagen unmöglich gemacht; er weist hier auf die infolge

des wilden Eifers buchhändlerischer oder sonstiger Spekulation von Jahr zu Jahr anschwellende Flut der Aufsatzliteratur, die ihren Hauptabsatz nicht bei den Lehrern, sondern bei den Schülern finde und befremdlicherweise unter schweigender Duldung der Behörden mitunter die einzige Art „literarischer Betätigung“ auch bei Schulmännern bilde; er kommt zu sprechen auf die Aufsatzfabriken, die sich so trefflich auf ihren und der Schüler Vorteil verstünden; dadurch werde es dem Lehrer unmöglich gemacht zu erkennen, wie weit seine Schüler noch selbständig arbeiten, und der deutsche Aufsatz zu einer Farce entwertet, wie es infolge der zahllosen gedruckten Übersetzungen die lateinischen und griechischen Präparationen zum Teil schon seien. Ich führe das deswegen an, weil man, als ich vor drei Jahren als erster in Österreich auf den blühenden Aufsatzschwindel etwas deutlicher hinwies, auch von Seiten, die von Rechts wegen mit den intimen Vorgängen an unseren Mittelschulen genauer bekannt sein sollten, rasch mit dem Vorwurf der Schwarzseherei bei der Hand war. Oder nimmt man an, österreichische Schüler hätten gegenüber Schultäuschungen, unverblümt Schwindeleien genannt, ein zarter besaitetes Gewissen als reichsdeutsche?

Noch eine Stelle will ich hersetzen, ebenfalls zu eigener Deckung (s. den ersten Artikel 365 f.). Der Preuße Lehmann erklärt (Vorw. S. IX), Lessing rücke uns vor allem in seinen theoretischen Werken unverkennbar allmählich in die Ferne. „Die Einseitigkeit seiner Kritik und seines Standpunktes überhaupt, so fruchtbar sie einst war und so bedeutungsvoll sie in die Geschichte des deutschen Geisteslebens eingriff, sie entspricht nicht mehr unserer heutigen Art, die Dinge und besonders die Dinge in der Kunst zu sehen und zu werten. Der Wert dessen, was der Laokoon und die Dramaturgie der Gegenwart dem Schüler unmittelbar bieten, wird immer zweifelhafter ....“

Auch in anderer Hinsicht muß Lehmann einlenken. In der zweiten Auflage stand S. 328 zu lesen: „Der deutsche Unterricht wird sich noch auf lange hinaus auf die literarische Entwicklung bis zu Schillers Tode als auf sein eigentliches Gebiet zu beschränken haben und auf die Erscheinungen der Folgezeit, auch auf die wertvollsten, nur gelegentliche Streiflichter werfen können“. Ein solches „gelegentliches Streiflicht“ erhielten zwei Dichter, von denen es jeder wenigstens in seinem engeren Vaterlande geradezu erhalten mußte: Grillparzer und Kleist. Dem gegenüber enthält die dritte Auflage nicht nur vertiefte Erörterungen über die Romantik, sondern auch einen besonderen Abschnitt über die Behandlung der neuesten Literatur. Lehmann geht zwar vorerst nur so weit, daß er die Schule zum Lesen der nachklassischen Literatur anregen läßt, diese aber im allgemeinen nicht in den Kreis der Klassenlektüre und der Klassenaufsätze hineinziehen will; allein ich meine, bis die vierte Auflage seines Buches herauskommt, werde er auch in dieser Beziehung nicht umhin können, seine Ansicht zu berichtigen, zumal er schon heute zugeben muß, daß auch in Deutschland die in den Schulprogrammen ausgewiesenen Aufsatzthemen vielfach Dichtungen der letzten beiden Menschenalter zum Gegenstande haben. Wir Österreicher sind da bekanntlich

unseren Nachbarn insofern voraus, als bei uns die Behandlung der neuesten Dichtung schon amtlich vorgeschrieben ist, leider auch insofern, als die ganze so selbstverständliche und gesunde Bewegung, wie so manche Erscheinung unserer Tage zeigt, in krankhaftes Haschen nach dem Allerneuesten auszuarten droht. So scheint es angezeigt, nicht nur mit Lehmann immer wieder darauf hinzuweisen, daß wir nur von den Literaturerscheinungen bis etwa 1880 einen genügenden Abstand haben, um zu einem unbefangenen Urteil geschichtlicher Einordnung und Wertung kommen zu können, sondern auch neuerdings die Frage aufzuwerfen, ob wir unter den der jüngsten Generation zuzurechnenden Dichtern auch nur einen haben, dessen Schaffen menschlicher Voraussicht nach in die Jahrhunderte hineinragen wird. Wo steckt denn, von den Klassikern gar nicht zu reden, ein Grillparzer, ein Hebbel, ein Keller unserer Tage? Man nenne auch nur einen Fall des Emporsteigens zu immer reiferen Schöpfungen! Gewiß, nicht wenige vielversprechende, leider von einer weniger gesinnungstüchtigen als vielmehr gesinnungsverwandten Kritik und sonstigem Tamtam, wie er heute nun einmal zum Betrieb eines gut geleiteten Literaturgeschäftes gehört, zu fünfzig und mehr Auflagen, zu hundert und mehr Aufführungen emporgepeitschte Anfänge, dann aber geht es mit dem neuen literarischen Messias bergab: er tastet, seinen Aposteln Enttäuschung auf Enttäuschung bereitend, unsicher nach der getränkten „neuen Kunst“ umher oder — das ist das Gewöhnliche — er hat nur eine Saite auf seiner Leier und vergeudet, durch den ersten Erfolg verleitet, seine Kräfte in ungesunder Massenproduktion. Das ist das Los so ziemlich aller unserer „führenden“ Dichter von Gerhart Hauptmann bis auf Rudolf Hans Bartsch. Solch unerquickliche Zustände in den Kreis ihrer Betrachtungen zu ziehen, hat die Mittelschule um so weniger Anlaß, als ja besonders in den größeren Städten die Öffentlichkeit ohnehin dafür sorgt, daß das jeweilige „Buch oder Stück der Saison“ den Schülern nicht unbekannt bleibt.

In dem Abschnitt über Grammatik lesen wir noch immer die Kritik des längst abgetanen Versuchs, die psychologische Sprachbetrachtung auch in die Mittelschule zu verpflanzen. Vielleicht ist er seinerzeit weniger deswegen gescheitert, weil man der Geisteskraft von Sextanern zu viel zumutete, als darum, weil man von der Heranziehung anderen als neuhochdeutschen Sprachmaterials eine kaum erklärliche Scheu empfand. Und heute stehen in den Lesebüchern für Quintaner ganze althochdeutsche und sogar gotische Lesestücke! Um das zu begreifen, müssen wir etwas weiter ausholen.

Schon einer der Väter der deutschen Sprachlehre, Valentin Ickelsamer, bemerkt in seiner „Teutschen Grammatica“: „Der schaft mit vil arbait wenig nutz, so die teütschen lernen wil, wie sy sagen vnd reden sollten: der has des hasen etc., ich schreib ich hab geschrieben etc. Das lernen die kinder besser von der muter, dann auß der Grammatik“. Jakob Grimm hat seinen berühmten Ausspruch, jeder Deutsche sei seine eigene lebendige Grammatik und die schulmäßige deutsch-grammatische Unterweisung eine unsägliche Pedanterie, nachträglich dahin erläutert und ein-

geschränkt, er habe nur den fast sinnlosen Elementarunterricht angegriffen, nicht aber eine vernünftige Anwendung der Grammatik in den oberen Klassen verworfen. Thiersch, der Umgestalter des bayrischen Gymnasialwesens, eifert in den Dreißigerjahren des vorigen Jahrhunderts gegen „die unnütze Bemühung, den Jungen in den unteren Klassen den trockenen Schematismus einer Sprache einzuprägen, die sie schon besitzen", und lebt der Hoffnung, „dieser Gebrauch werde, fast noch mehr niedergeschlagen durch die Trockenheit und Geistlosigkeit der Sprachbücher als durch seine eigene Zweckwidrigkeit, bald für immer aufhören". Hiecke, der Verfasser des grundlegenden Buches über den deutschen Unterricht an höheren Schulen, würde die deutschen Lehrstunden lieber alle hinwegwünschen als die Quälerei mit dem Lernen der Regeln für Deklination, Konjugation, Orthographie fortsetzen. Doch wozu solche Gewährsmänner? Wollen wir Deutschlehrer überhaupt aufrichtig sein, so müssen wir gestehen, daß wir selbst die deutsche Grammatik, wie sie gegenwärtig in den Mittelschulen betrieben wird, erst lernten, als wir sie zu lehren hatten, und da eben nur färs Lehren. Ich fürchte sehr, gar mancher von uns, vielleicht sogar auch der gestrenge Herr Inspektor, würde versagen, wenn an ihn die Notwendigkeit heranträte, über einzelne Abschnitte unserer Schulgrammatiken, beispielsweise über die Deklination der Hauptwörter, über die Wortfolge, über den Konjunktiv in Nebensätzen, ohne Vorbereitung eine eingehendere Prüfung zu bestehen. Denn keiner von uns hat die Elemente der Muttersprache aus Regel- und Beispielbüchern erlernt, sondern von der Mutter und durch unausgesetzten Gebrauch. Ebensowenig denken unsere Schüler beim Aussprechen oder Niederschreiben eines deutschen Satzes an Muster und Regeln; sie könnten es auch nicht, weil sie diese Muster und Regeln gar nicht innehaben, außer sie wurden tags zuvor memoriert oder wiederholt; und hätten sie sie inne, so würde gerade das Bewußtsein des Vorhandenseins eines Stachelzauns sprachlicher Regeln, jede mit einem Dutzend von Ausnahmen, nur allzu leicht hemmend auf die ungezwungene Anwendung wirken. Nur arge pädagogische Verbohrtheit kann sich heute darüber entsetzen, daß Hunderte von Mittelschülern aller Klassen die acht oder neun oder zehn Redeteile nicht in der üblichen Reihenfolge aufzuzählen vermögen. Wenn sie nur lesbare Aufsätze zu schreiben verstehen, dann verzeihen wir ihnen gern solche Unkenntnis. Wenn der Primaner „Maus" nur deklinieren kann! Ob das Wort stark oder gemischt „geht", mögen die Gelehrten entscheiden.

Mit alledem ist keineswegs gesagt, daß der muttersprachlich-grammatische Elementarunterricht aus der Mittelschule verschwinden solle. Er ist sogar unentbehrlich, aber nur darum, weil ohne ihn die Unterweisung in den fremden Sprachen, namentlich im Lateinischen, unmöglich wäre. Er gehört daher eigentlich auch gar nicht in die Deutschstunden, sondern ist in Form einer Auffrischung und Ergänzung des aus der Volksschule Mitgebrachten in der der Fremdsprache zugewiesenen Zeit vorzunehmen, und zwar mit und an dem Material des betreffenden Übungsbuches. Daher betonen die neuen Lehrpläne schärfer als früher und ausschließlich und auch für die zweite Klasse die „Bedürfnisse des

Lateinunterrichtes", daher lassen sie, ohne ein bestimmtes Pensum vorzuschreiben, dem Lehrer für Auswahl und Anordnung des Stoffes vollständig freie Hand. Daher ist für Prima und Sekunda ein besonderes Lehrbuch nicht notwendig.

Der eigentliche Tummelplatz für die grammatische Unterweisung in der Muttersprache um der Muttersprache willen sind die Klassen von Tertia an, nur werden wir uns hier in Hinkunft nicht nur auf andere Art, sondern auch auf anderen Gebieten tummeln müssen als in den ersten zwei Klassen. Bekanntlich galt bis jetzt der deutsche Unterricht in Tertia und Quarta als der ödeste und überflüssigste. Vor gelangweilten Schülern von verdrossenen Lehrern erteilt, sich in erschreckender Einförmigkeit mit dem Durchlesen zweier Lesebücher, dem Memorieren von rund zwanzig Gedichten, dem Vortragen und Abfragen schon früher zweimal durchgenommener Regeln der üblichen Sprachlehren und dem Schreiben der vorgeschriebenen Zahl von Aufsätzen (bei chronischer Verlegenheit über die Stoffwahl) erschöpfend, hätte er, wie jetzt allgemein zugegeben wird, ohne Schädigung des Wissens und Könnens der Schüler ganz wegfallen können. Die neuen Lehrpläne suchen diesem Übelstande namentlich im Bereiche der Sprachlehre nach Kräften zu steuern, indem sie den Lehrstoff vertiefen und, worauf schließlich alles ankommt, für Schüler und Lehrer anziehender gestalten. Ich sage: nach Kräften; denn die Lehrpläne mögen noch so vortrefflich sein, sie verhelfen uns nicht zu besseren Zuständen, wenn die Lehrer nicht geeignet sind. Bleibt es in dieser Hinsicht beim Alten, d. h. werden zum deutschen Unterricht in Tertia und Quarta nach wie vor ungeprüfte und allerjüngste Lehrkräfte herangezwungen und nicht vielmehr gerade die tüchtigsten, erfahrensten, selbständigsten Fachmänner damit betraut, die wohl auch den Mut aufbringen, die amtlichen Instruktionen [1]) nicht als unbedingt bindend zu behandeln, so wird auch in Hinkunft das alte Elend weiterbestehen.

Also zur Lehr- eine Lehrerreform! Doch auch dem Lehrplan, wie er jetzt zurecht besteht, wird auf die Dauer der Zeit eine Ergänzung nicht erspart bleiben dürfen. Er geht jetzt mehr in die Tiefe, er wird sich auch etwas verbreitern müssen. Er richtet sich jetzt nach dem bekannten Leitsatz Hildebrands, der Sprachunterricht solle mit der Sprache zugleich ihren Inhalt, ihren Lebensgehalt voll und frisch und warm erfassen; er wird auch einen Ausspruch zu beherzigen haben, den schon vor drei Jahrhunderten Flacius Illyricus getan hat: „Der möchte ein Stock und so zu reden kein rechter Teutscher sein, der nit auch gern etwas wissen wollte von der alten Sprach seiner Vorfahren und Eltern". Er wird, kurz gesagt, nachdem die psychologische Grammatik verschwunden ist, der historischen Sprachbetrachtung zu ihrem Rechte zu verhelfen und den Unterricht in deutscher Grammatik innerhalb bescheidenster

[1]) Vielleicht entschließt man sich, bei ihrer noch ausstehenden Anpassung an die neuen Lehrpläne diese Bezeichnung, aus der man den Befehl förmlich heraushört, in „Erläuterungen" oder „Bemerkungen" zu ändern.

Grenzen auch auf die Oberklassen auszudehnen haben. Der Unterricht im Mittelhochdeutschen, der jetzt an den Eingang der Oberstufe verlegt ist und die Grammatik trotz alles gegenteiligen Eiferns niemals umgehen kann, zeigt diesen Weg und die Lesestücke aus noch älterer Zeit beweisen, daß man die schon oben berührte Scheu, Mittelschülern auch die Geheimnisse einer althochdeutschen Form zu entschleiern, „das Lebende durch das Tode zu erläutern", endlich überwunden hat.

Es wird sich vielleicht Gelegenheit bieten, auf diese Anregung anderwärts in weiterer Ausführung zurückzukommen; für heute nur noch die Bemerkung, daß man durch Einblicke in die Entwicklung der Muttersprache der so nachdrücklich betonten nationalen Erziehung unserer Jugend einen größeren Dienst erweisen wird als durch die jetzt beliebte Übung, den Primaner statt Nomen „fallbiegungsfähiges Wort" und statt Aktivum „Tuform" sagen zu lassen [1]).

Mödling. J. Wiesner.

Questions d'enseignement secondaire des garçons et des filles en Allemagne et en Autriche par Henri Bornecque, Professeur à l'Université de Lille. Paris, Librairie Ch. Delagrave 1910. Preis Fr. 3·50.

Das deutsche Unterrichtswesen wurde von französischen Pädagogen schon wiederholt, aber nicht immer einer liebevollen Kritik unterzogen. Gewöhnlich hatte man aber aus solchen Schriften den Eindruck gewonnen, daß nur höchst oberflächliche Studien, meist nur Augenblicksbilder, die etwa gelegentlich einer Reise dem Berichterstatter in den Wurf gekommen waren, nicht selten aber auch der Standpunkt kleinlicher Voreingenommenheit für die eigenen Schuleinrichtungen wie das gewohnte Vorurteil gegen das im Kulturwettbewerb immer siegreicher vordringende Nachbarvolk dabei maßgebend waren.

Prof. Bornecque bildet nun zu allen diesen Vorgängern einen erfreulichen Gegensatz. Er kam auf seinen Studienreisen im Verlauf von 10 Jahren nicht weniger als sechsmal nach Deutschland und zweimal nach Österreich, um das Mittelschulwesen dieser beiden Staaten aus dem Grunde kennen zu lernen. Sein wissenschaftlicher Ernst, sein pädagogisches Verständnis, ferner sein Streben, nicht bloß deskriptiv ein Bild der deutschen Schule mit ihren Vorzügen zu liefern, sondern auch nach den inneren Gründen auffallender Erscheinungen zu forschen, ganz besonders

---

[1]) Vielleicht erwägen die Sprachreiniger auf diesem Gebiete — auch die Lehrpläne haben „Grammatik" durch „Sprachlehre" ersetzt —, daß sie, solange es nicht gelingt, die lateinischen Fachausdrücke auch aus der Grammatik der fremden Sprachen zu beseitigen, durch ihre Bemühung höchstens eins erreichen: die Belastung des Gedächtnisses mit einer doppelten Terminologie. Der Schüler denkt sich für gewöhnlich unter dem deutschen Ausdrucke dasselbe wie unter dem lateinischen, nämlich gar nichts; „Mittelwort" ist für ihn ebenso eine bloße Wortmarke ohne Inhalt wie „Partizipium".

aber seine große Objektivität, mit der er als Vollblutfranzose seiner Aufgabe gerecht wird, zwingen zur Anerkennung und werden sicherlich seinem Buche nicht bloß in französischen, sondern auch in deutschen Schulkreisen dankbare Leser gewinnen.

Wie schon der Titel „*Questions d'enseignement secondaire*“ zur Genüge verrät, ist es ihm vor allem auch darum zu tun, in seinem Bericht gewissen Schulfragen, die in Frankreich ihrer Lösung harren, durch die Beleuchtung der deutschen und österreichischen Schulorganisationen näherzutreten. In dieser Hinsicht gereichte es dem Verf. zum Vorteil, daß seine Studien gerade in die Zeit tiefeingreifender Schulreformen fielen.

Prof. Bornecque hat die diesseitige Reichshälfte unserer Monarchie, wie schon eingangs erwähnt, zweimal bereist und zwar Kronland um Kronland, von Tirol bis Galizien, so daß er Gelegenheit hatte, die österreichischen Mittelschulen in ihrer Gänze kennen zu lernen und in den Geist ihrer Organisation möglichst tief einzudringen. Wie man bald gewahr wird, ist es ihm hauptsächlich darum zu tun, seinen Landsleuten die deutschen und österreichischen Schulsysteme in mancher Hinsicht als Muster vorzuführen. Auf diese Weise gewährt sein Buch auch in die französischen Einrichtungen manchen Einblick, der sonst nur dem Wohlvertrauten gestattet ist. So erregen besonders die reichhaltigen Lehrmittelsammlungen, die stattlichen Bibliotheken unserer Gymnasien und Realschulen die Bewunderung des französischen Pädagogen. Über die „Lehrerausbildung“, die ihm als mustergültig erscheint, äußert er sich folgendermaßen:

Les jeunes professeurs allemands ou autrichiens possèdent, je crois, moins à fond que nos agrégés les matières qu'ils doivent enseigner; mais ils savent mieux les enseigner; ils ont tous appris ce que c'est qu'une classe, ce que demande l'intelligence des élèves de tel ou tel âge, comment on fait apprendre plus vite ou retenir plus sûrement les formes ou les règles, de quelle manière, en rendant les classes intéressantes et vivantes, on supprime la nécessité de surveiller la discipline (S. 70).

Diese lobende Anerkennung bedarf übrigens insofern einer Richtigstellung, als ein Programmpunkt des letzten Pariser Neuphilologenkongresses (14.—17. April 1909) und die sich daran knüpfende Debatte zur Genüge bewiesen, daß die wissenschaftliche Ausbildung der französischen Lehramtskandidaten, wenigstens was das deutsche Sprachfach anbelangt, weit der unserer Mittelschullehrer für Französisch und Englisch nachsteht [1]).

Der Charakteristik der deutschen Mittelschullehrer Deutschlands und Österreichs läßt Prof. Bornecque eine solche der Schüler im allgemeinen folgen, wobei er u. a. sagt:

Rien de moins semblable à nos élèves français que les élèves autrichiens, et surtout les élèves allemands; partout un caractère grave

---

[1]) Vgl. *Compte rendu général* du Congrès international tenu à Paris du 14 au 17 avril 1909. Paris, Librairie Henry Paulin et Cie. 1909.

et discipliné, avec exagération en Allemagne, sans excès en Autriche (S. 103). Nur irrt der Herr Verf., wenn er im Laufe dieses Kapitels die gute Haltung der Schüler auf die Einflüsse des Religionsunterrichtes allein zurückführt. Zweifelsohne wohnt diesem Unterrichtsgegenstand von vornherein ein hoher ethisch erziehlicher Wert inne. Doch der gute Eindruck, den Prof. Bornecque bei seinen Hospitierungen in österreichischen Schulen gewann, ist wohl eine Folge der erziehlichen Erfolge sämtlicher Gegenstände, aber auch der mit Maß und Ziel angewendeten Disziplinarmittel. Gerade die letzteren fehlen eigentlich an den französischen Schulen und die staatlichen Anstalten Frankreichs müssen, durch den Konkurrenzkampf der geistlichen Internate genötigt, stets darauf bedacht sein, ihre Schüler nicht infolge strenger Behandlung zu verlieren.

Erhöhtes Augenmerk wendet der Verf. dem Unterrichte und den erziehlichen Zielen desselben zu. Vor allem sind ihm die auffallenden Merkmale unseres Schullebens nicht entgangen: insbesondere das Verhältnis des Lehrers zu den Schülern, die Rolle des Klassenvorstandes und der Verkehr zwischen Schule und Haus. Es sind eben auch Erscheinungen, die dem Franzosen, da sie in seiner Heimat nicht zu finden sind, um so mehr auffallen mußten. In dieser Hinsicht begrüßt Bornecque mit offener Freude die väterliche und wohlwollende Rolle, die der deutsche Professor in der Regel den Schülern gegenüber spielt. In Deutschland fanden insbesondere die Schulfeierlichkeiten z. B. am Schlusse des Schuljahres seinen Beifall, wenn auch nicht immer die Reden, die bei diesen Anlässen gehalten werden; ihr Unterbleiben in Österreich führt er auf den Raummangel zurück *(parce qu'un grand nombre d'établissements d'enseignement secondaire autrichiens n'ont pas de salle assez grande pour réunir les élèves)*. Sicherlich würde an jeder Anstalt, wo schon kein Festsaal ist, der Turnsaal dazu ausreichen.

Zu dem vielen Guten und Schönen, das der Verf. indes über unser Mittelschulwesen zu sagen weiß, gehört der dritte Teil seines Buches „*L'enseignement*". Als charakteristische Merkmale hebt er vor allem die Konzentration und die Arbeit in der Schule hervor. Allerdings kann hinsichtlich der ersteren die patriotische Idee nur insofern, wie Bornecque meint, in Betracht gezogen werden, als der deutsche oder der Geschichtsunterricht unmittelbar daraufführen. Wie man sieht, bezieht sich seine tadelnde Bemerkung eigentlich auf Deutschland *(L'Autriche se tient dans la juste mesure)*. Bedeutsamer noch erscheint ihm die Klassenarbeit, wenngleich er auch nicht die bedeutendere physische Leistung der Lehrer verkennt:

Malheureusement, cette manière de faire la classe, fort intéressante et des plus fructueuses pour les élèves, est très fatiguante pour les professeurs, surtout pour ceux qui enseignent les langues vivantes etc. (S. 161).

Wer die Schulen Frankreichs näher kennen gelernt hat, wird in diesem Moment der regen Mitbeschäftigung der Schüler und in der Erarbeitung des Stoffes in der Klasse einen Hauptunterschied zwischen

deutscher und französischer Pädagogik erkennen. So läßt auch Prof. Bornecque seine Bewunderung in folgenden Wunsch ausklingen:

On ne pourrait que se féliciter de voir nos classes rendues toujours aussi vivantes et aussi intéressantes que celles d'Autriche (S. 168).

Schade ist allerdings, daß der Verf., als Philologe, in erster Linie nur dem Unterricht in den modernen Sprachen, dessen Methode er besonders lobt *(elle donne à l'enfant le goût des langues vivantes),* und dem in den alten Sprachen, zumal sie seinem Fach nahelagen, erhöhte Aufmerksamkeit gewidmet hat. Sicherlich hätten die realistischen Disziplinen an unseren Mittel-, besonders an unseren Realschulen eine eingehendere Würdigung in seinem Buche verdient. In den letzten Abschnitten beschäftigt sich Bornecque auch mit den Mädchenmittelschulen auf deutschem Boden.

Noch eine kleine Richtigstellung zu Bornecques Buch, wiewohl sich der Verf. sonst als vorzüglich unterrichtet erweist: Wo er von den von der österreichischen Unterrichtsverwaltung gewährten Reisestipendien (an Kandidaten und Lehrer) spricht, bemerkt er, daß diese den Betrag von 1000 K nicht überstiegen *(elle ne dépassent pas 1000 couronnes* S. 219*).* Bekanntlich werden Jahresunterstützungen bis zur Höhe von 2400 K verliehen.

Das Buch Bornecques erweist sich somit als eine Quelle reicher Anregung. Abgesehen von der Kritik, die seinen Ausführungen als Würze dient, ist es sicherlich für alle deutschen Schulmänner von größtem Interesse, daraus zu entnehmen, wie sich die Schule Deutschlands und Österreichs in französischem Geiste spiegelt.

Wien. W. A. Hammer.

Schülerselbstmorde. Vortrag, gehalten in der gemeinnützigen Gesellschaft zu Leipzig am 16. März 1909 von A. Eulenburg (Separatabdruck aus dem V. Jahrgang der Monatsschr. f. pädag. Reform „Der Säemann"). Leipzig, B. G. Teubner 1909. 30 SS. gr.-8°.

Geheimrat Eulenburg hat nicht zum ersten Male, aber diesmal bis inklusive 1905, die in Preußen vorgekommenen Schülerselbstmorde auf Grund des amtlichen Aktenmateriales, und zwar in jener vortrefflichen objektiven, kritischen Weise bearbeitet, welche diesen Forscher auszeichnet.

Im letzten Vierteljahrhundert ist in Preußen durchschnittlich pro Woche ein Schülerselbstmord eingetreten; ein stetiges Ansteigen der Jahressummen ist nicht vorhanden. — Die Bedeutung der Eulenburgschen Bearbeitung liegt darin, daß sie nicht bloß die Statistik auf Grund der nächsten Gelegenheitsursachen gibt, sondern, soweit dies möglich ist, in die Kasuistik eindringt, den ferner gelegenen ursächlichen Momenten nachforscht; eingehendes Material hiezu boten 320 Einzelfälle aus höheren Schulen. 28% dieser Fälle können besonders auf Psychosen des jugendlichen Alters und neuropsychische Belastung verschiedener Art zurückgeführt werden, in fast der Hälfte (48·7%) tritt der Gegensatz zwischen

Schulzielen und der sich ihnen nicht entsprechend anpassenden, bezw. ihnen widerstrebenden Schülerindividualität hervor, mehr als 23% sind kasuistisch nicht klar genug. Eulenburg kommt zum Schlusse, daß, soweit bei den Schülerselbstmorden von einer „Mitschuld" von Haus und Schule gesprochen werden kann, „in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle ... das Haus ... aufs schwerste belastet ist" (S. 28; vgl. auch S. 11).

Eulenburgs Schrift ist für jeden Gymnasialprofessor, ganz besonders aber jeden Direktor höchst lesenswert, nicht allein wegen der Vermeidbarkeit mancher Katastrophe, sondern auch, weil Haus und Schule in weit zahlreicheren Fällen psychisches Elend verhüten oder mildern könnten, für welches, wenn je, jedenfalls noch für lange Statistik und kasuistische Behandlung fehlen wird; wer die Broschüre liest, wird auch ab und zu Gelegenheit finden, sie Eltern zu empfehlen. Besonders klassische Philologen wird die Anmerkung, welche Verf. am Schlusse über den Selbstmord in der antiken Literatur macht, interessieren.

Wien. L. Burgerstein.

Dr. Otto Willmann, Philosophische Propädeutik für den Gymnasialunterricht und das Selbststudium. II. Teil: Empirische Psychologie. Zweite, verbesserte Auflage. Wien, Herders Verlag 1908. Freiburg i. B. 179 SS. Preis 3 K.

In verhältnismäßig kurzer Zeit ist eine Neuauflage des trefflichen Buches notwendig geworden. An dem gediegenen Inhalte wurden, von orthographischen Besserungen abgesehen, keine Änderungen vorgenommen. Der Ausspruch Goethes über die Macht der Poesie wurde S. 122 weggelassen [1]). — In der Lehre vom Traume, dem Lieblingsthema der modernen Psychologie hätte der Ref. gewünscht, daß auf die epochemachenden Versuche Prof. Verworns, ferner auf die Forschungen Forels und Brodmanns (Journal f. Psychologie und Neurobiologie. Leipzig, Berlin 1902) Rücksicht genommen würde.

In dem Buche selbst haben wir, wie bereits bei der Besprechung der ersten Auflage hervorgehoben wurde, einen reichen Schatz feinster psychologischer Beobachtungen in schönster sprachlicher Form niedergelegt — das Ergebnis einer jahrzehntelangen liebevollen Beschäftigung mit diesem Fache. — Der Verf. versteht es meisterhaft, das psychologische Interesse mit dem historischen zu verflechten, führt den Schüler bis zu den Quellen des Altertums, besonders zu Plato und Aristoteles, zurück und läßt ihn dann die Weiterentwicklung der Psychologie im Mittelalter, besonders bei den Kirchenvätern, verfolgen. Die Deutung und Erklärung der lateinischen, griechischen und deutschen Fachausdrücke dürfte man in keinem Buche sorgfältiger und schlagender durchgeführt finden. Philologen und Natur-

[1]) Zu verbessern ist S. 141, Anm. 2: Eccli. — S. 153, Anm. 4: Ἐξ. — S. 104, Anm. 7: 1 Jo 2, 16; verständlicher wäre: 1. Br. Joh. 2, 16.

historiker, Juristen und Theologen werden den Inhalt dieses Buches mit gleichem Interesse zu würdigen verstehen. — Den sittlichen Wert der Arbeit, um nur ein Thema herauszuheben, hat der Berichterstatter noch in keinem propädeutischen Buche in so packender Weise geschildert gefunden. Ein unerschöpflicher Schatz von Kernsprüchen aus lateinischen, griechischen und deutschen Klassikern wird dem Schüler auf den Lebensweg mitgegeben. Wenn es nach dem Organisations-Entwurfe die Aufgabe der philosophischen Propädeutik ist, ein geistiges Band zwischen den einzelnen so verschiedenartigen Disziplinen zu weben und am Schlusse der Studien eine Art Konzentration herbeizuführen, so läßt sich diese Aufgabe an der Hand dieses Führers erreichen.

Es war für den Berichterstatter ein erhebender Genuß, die Durchsicht dieses Buches vorzunehmen.

Prag. Emil Gschwind.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Goethe und Johann Peter Hebel.

Als Goethe am 8. Oktober 1815 aus Heidelberg in Karlsruhe eintraf, um das von Hofrat Gmelin neu geordnete, durch die Munifizenz der Großherzoge Karl Friedrich und Karl Ludwig reich ausgestattete Naturalienkabinett zu besichtigen und die für Weimar bestimmten Dubletten in Augenschein zu nehmen, stattete er seinem ehemaligen Jugendfreunde, dem Hofrate Jung-Stilling und dem ersten Hofprediger Johann Peter Hebel (seit 1819 Prälat) Besuche ab. Hatte sich die Zusammenkunft mit Jung-Stilling recht frostig gestaltet, da letzterer ein weltfremder Sonderling geworden, ein Pietist und schwärmerischer Anhänger des Mystizismus, so war die Begegnung mit dem Verfasser des „Schatzkästleins des rheinischen Hausfreundes“ und der „Alemanischen Gedichte“, welche Goethe einen hohen Genuß bereiteten, um so herzlicher. Während dessen zweitägigen Aufenthaltes in Karlsruhe hatte Hebel das Vergnügen, den Begleiter zu machen, war auch bei der Besichtigung des Naturalienkabinettes anwesend, wobei Gmelin den Erklärer machte und Hebel im Gespräche mit Deutschlands größtem Dichter in naturwissenschaftlichen Betrachtungen sich erging. Auch am Nachmittage, als der ausgezeichnete Professor der Physik und Vorstand des physikalischen Institutes Friedrich Böckmann daselbst interessante Experimente vorführte, war Hebel an Goethes Seite. Überaus herzlich war der Abschied von Hebel und den übrigen Mitgliedern des Karlsruher Morgen- und Lesezirkels: Prof. Böckmann, Prof. Haldenwang, Oberbau-Direktor Weinbrenner, Landschafter Hofmaler Kunz, Hofapotheker Schrickel, dem jungen v. Biedenfeld, damals Lizentiat am Karlsruher Landgerichte u. a. Goethe versicherte die Herren, wie angenehm die Eindrücke waren, welche er vom Empfange beim Großherzog und aus der badischen Residenz überhaupt mitnehme. Indessen machten es die Anstrengungen dieser beiden Tage und die Abweichung von der gewohnten Lebensweise in seinem vorgerückten Alter erklärlich, daß er bei seiner Rückkunft nach Heidelberg sich etwas unwohl fühlte, so daß er gern das Anerbieten des Kunstschriftstellers Sulpiz Boisserée annahm, ihn bis Würzburg zu begleiten, wo er sich wieder erholte, und nach einem glücklicherweise gimpflich abgelaufenen Wagenunfall unweit Meiningen (6. Oktober), der ihn zu einer Fußtour nötigte, am 11. Oktober 1815 wohlbehalten in Weimar eintraf.

Hebel, dessen sokratische Unterhaltungsweise seine Zuhörer so angenehm berührte, war groß, breitbrustig, ziemlich stark in den Knien, wodurch sein Gang etwas Wiegendes hatte. Er gestikulierte wenig, aber entschieden und sehr bezeichnend. Sein schönes Sprachorgan war

etwas gedämpft durch einen Blähhals, ohne daß er dadurch im fließenden Vortrag seiner vortrefflichen Predigten oder im lebhaften Gespräch behindert wurde. Den Kopf trug er gewöhnlich sehr aufrecht. Sein fein geschnittenes Antlitz, sein heller Blick offenbarte eine so ansprechende Verbindung inneren Friedens, tiefen Gemütes und lebendigen Geistes, daß schon sein Äußeres ihm aller Herzen gewann. Als Lehrer am Karlsruher Gymnasium, nachmals Lyzeum, besaß er alle Vorzüge eines gottbegnadeten Jugenderziehers. Bei kleinen Spaziergängen im Schloßgarten, im Beirtheimer Wäldchen oder nach der Gottesaue, durften seine Schüler ihn oft begleiten. Seine prägnante anregende Unterhaltungsweise mit jungen Leuten belebte in diesen den Sinn für Natur, für die Wahrnehmung und Beobachtung der täglich vor uns erscheinenden, aber deshalb meistens unbeachtet bleibenden Wunder der Allmacht Gottes. Hebels poetisch-religiöse Anschauung aller Dinge und Erscheinungen erwärmte ihre Herzen für Poesie, und jenem oft durch bitteren Ernst leuchtenden Humor verdankte es mancher in späteren schweren Lebenslagen, daß er niemals gänzlich niedergeschlagen und der Widerstandskraft beraubt sich fühlte. Ein weites Öffnen der Augen, dann wieder ein zuckendes Herabziehen der Brauen verkündete bei Hebel ein nahendes Ungewitter. Bei dem Anblick dieses Anzeichens wurde den Schuldigen nicht wohl zu Mute, obschon Hebel stets nur mit wenigen scharfen Worten strafte und sodann gleich wieder sein Lehrthema fortsetzte. Aber Frohsinn erwachte in aller Herzen, wenn sein Auge von innerem Behagen eigentümlich erglänzte, die Mundwinkeln lächelnd zuckten, die Lippen seltsam sich spitzten, denn da war gewiß eine Hausfreundschalkheit oder ein poetischer Kerngedanke oder eine packende epigrammatische Sentenz im Anzuge, welche sich der Seele für das ganze Leben einprägten. Eigentümlich an diesem durch und durch poetischem Manne war es, daß er für Musik kein rechtes Verständnis hatte. Allein nicht die Musik war ihm zuwider, sondern das geistlose Musiktreiben, die Wahrnehmung, daß in großen und kleinen Gesellschaften unersättlich viel musiziert, aber höchst selten vorgelesen wurde, und die seichteste Arie ein größeres Aufsehen hervorrief als das beste neue Buch. Hierin mochte ihm auch Goethe nicht unrecht geben. Wie sehr er gediegene Musik zu schätzen wußte, zeigte der Eindruck, welchen Josef Weigls „Die Schweizerfamilie" mit der Milder-Hauptmann als Emmeline auf ihn machte. Das heimelte ihn wunderbar an, erheiterte ihn und noch nach vielen Jahren sprach er oft von dem Genuß, dem ihm die Aufführungen dieser volkstümlichen Oper bereitet hatte.

Elf Jahre nach der Begegnung mit Goethe in Karlsruhe verschied Johann Peter Hebel am 22. September 1826 zu Schwetzingen und wurde daselbst beerdigt. Auf einer Inspektionsreise in seiner Eigenschaft als Rat der obersten Kirchen- und Schulbehörde des Landes hatte er sich eine Lungenentzündung zugezogen, welche im rapiden Fortschreiten seinen Tod herbeiführte. „Eine Leuchte der Weisheit und der Freundschaft ist erloschen", sagte schmerzbewegt Goethe bei dem Empfang der Trauernachricht.

Innsbruck. Dr. F. Lentner.

Literarische Miszellen.

E. Wilisch, Das Kampf um das Schlachtfeld im Teutoburger Walde. Sonderabdruck aus dem XII. Jahrgang der Neuen Jahrbücher für das klass. Altertum usw. Teubners Verlag 1909. 33 SS. Preis geh. 1 Mk.

Die Frage nach der Örtlichkeit der Teutoburger Schlacht hat wegen des nationalen Interesses, aber auch infolge der mangelhaften Überliefe-

rung eine ganz beträchtliche Literatur gezeitigt. Der Verf. hat sich die dankenswerte Aufgabe gestellt, die Leistungen auf diesem Forschungsgebiete zusammenzufassen und sie uns übersichtlich vorzuführen, und hat sie in ebenso launiger als vorzüglicher Weise gelöst. Es berührt besonders erfreulich, daß er in objektiver Weise, ohne uns eine neugezimmerte Hypothese zu bescheren, die verschiedenen Meinungen bespricht und bekennt, daß eine restlose Lösung des Problems mit dem vorhandenen Quellenmaterial nicht möglich erscheint. Wahrscheinlich lag das Schlachtfeld in der Detmolder Gegend. Möglich ist, daß durch Grabungen Aliso konstatiert wird und dadurch vielleicht etwas für die Fixierung des Schlachtfeldes abfällt. Eine Übersicht über die Literatur schließt die Abhandlung.

Wien. Dr. J. Weiss.

Dr. R. Thiele, Im Ionischen Kleinasien. Erlebnisse und Ergebnisse. Mit 3 Karten und 32 Bildern. Gütersloh, Bertelsmann 1907. 160 SS. Preis Mk. 2, geb. Mk. 2·60 (Gymnasial-Bibliothek. Herausgegeben von Prof. H. Hoffmann. 45. Heft).

Das vorliegende Heft der bewährten Gymnasial-Bibliothek schließt sich den früheren würdig an und macht den weiteren Kreis der Gebildeten mit dem ionischen Süden Kleinasiens bekannt, nachdem bereits die Troas (Heft 1) und Pergamon (Heft 32) Gegenstand der Darstellung gebildet. Auf Grund sowohl der Literatur als auch eigener Anschauung führt uns der Verf. nach einer geschichtlichen Übersicht als Vertreter der alten hellenischen Zeit Didyma und Milet, als Vertreter der hellenistischen Zeit Priene, das hellenistische Pompeji, Ephesos als Vertreter der römischen und byzantinischen Zeit und endlich Smyrna für die Gegenwart vor. Gleich dem i. d. Zeitschr. 1909 S. 134 und 135 besprochenen Buche Ziebarths macht das vorliegende die Ergebnisse der Forschung mit Spaten und Hacke weiteren Kreisen bekannt; unser besonderes Interesse erweckt es, da wir darin auch die Arbeiten der österreichischen Gelehrten im Ephesos und die Funde daselbst behandelt finden. Vielleicht werden dadurch die Wiener Mittelschulen angeregt, die Ausstellung der ephesischen Funde im Theseustempel und im unteren Belvedere eines regeren Besuches zu würdigen, als dies bisher geschah. Es ist gewiß zu begrüßen, wenn die Leistungen eines Volkes auf wissenschaftlichem Gebiete auch der Schule zugänglich gemacht und Gemeingut der Nation werden. Das geschieht in dem vorliegenden Hefte, das reichen Bilderschmuck, entlehnt den großen Publikationen, aufweist. Wir erfahren darin von dem Wetteifer der Nationen bei der Durchforschung des kleinasiatischen Bodens: die Deutschen lösen die Franzosen in Didyma, die Österreicher die Engländer in Ephesos ab. Überall geht der Beschreibung des Ortes eine geschichtliche Einleitung und eine Übersicht über die Ausgrabungen voran. In Didyma bestand schon vor der ionischen Einwanderung ein Heiligtum mit einem Orakel des Apollo, das mit dem delphischen wetteiferte. Einen prächtigen Anblick gewährte die heilige Straße; nach der Zerstörung des Tempels durch Xerxes lag das Heiligtum öde, bis um 300 v. Chr. die Milesier den Wiederaufbau begannen, aber wegen der Großartigkeit der Anlage wurde der Tempel nie fertig, obwohl noch Kaiser Caligula daran baute. Interessant sind die zahlreichen Inschriften, die sich auf dem Bau beziehen. Der Prachtbau wurde erst im XV. Jahrhundert durch ein Erdbeben in Trümmer gelegt; seit 1673 gruben die Engländer, seit 1873 die Franzosen, seit 1905 arbeiten dort die Deutschen unter Wiegands Leitung. Das Dorf Ieronda wird verlegt, um den Ausgrabungsplatz frei zu haben. In Milet haben die Deutschen seit 1899 wichtige und erfolgreiche Arbeit geleistet: wir kennen die Gründungsgeschichte dieser blühenden Fabriks-

und Handelsstadt, ihre Bedeutung für die Koloniengründung und lernen eine Reihe wichtiger Bauten und Anlagen sowie das Straßensystem der Stadt kennen. Priene, das gleichfalls die Deutschen aufgedeckt haben, bietet das Bild einer mit geraden Straßen regelmäßig angelegten Stadt, die etwa 4000 bis 6000 Einwohner zählte. Erhalten ist das Ekklesiasterion, ein griechischer Sitzungssaal, theaterförmig angelegt, das Gymnasion, das Stadion, das Theater, bei dessen Beschreibung zugleich eine Theatervorstellung in Priene geschildert wird. Besonders belehrend sind die altgriechischen Privathäuser, die in ihren Grundrissen und in ihrem zu erschließenden Aufbau erhalten sind. Ephesos soll seit dem II. Jahrh. v. Chr. 200.000 Einwohner gezählt haben, war die Hauptstadt Kleinasiens und gelangte zu großer Bedeutung in der christlichen Kirche. Von den Funden ist besonders bedeutend die Statue eines Athleten, wohl ein Originalwerk von Daidalos, einem Enkel Polyklets. Zu den wichtigsten Ergebnissen der Aufdeckung gehört der Fund der Celsusbibliothek, von der S. 140 unrichtig gesagt ist, sie sei zum Teil an Stelle eines älteren Monumentes, das für Kaiser Marc Aurel errichtet war: die Celsusbibliothek gehört in das Ende des I. Jahrh. n. Chr.; die Teile des Monumentes für Marc Aurel wurden später vor der Bibliothek aufgestellt, vgl. des Ref.: „Österreichische Forschungen in Kleinasien". Wir lernen den Namen einer Straße, der „Arkadiane", kennen, ferner die Anlage des Hafens mit Kais, das Theater für 24.000 Zuschauer, das Gymnasion mit seinem Hauptsaal, dem ἐφηβεῖον. Die jetzige Metropolis Kleinasiens ist Smyrna mit 200.000 Einwohnern.

Dies in kurzen Zügen der Inhalt des Heftes, das ein Register der Orts- und Personennamen brauchbarer gestaltet. Ref. denkt sich das Heft auch als Leitfaden für Lichtbildervorträge, wozu die reiche Literatur und die vielen Abbildungen das Material bieten. Auch sonst kann es allen Lehrern, den Schülern der oberen Klassen sowie allen Freunden des klassischen Altertums bestens empfohlen werden. Der Preis muß mit Rücksicht auf die gute Ausstattung als mäßiger bezeichnet werden.

Wien. Dr. Johann Oehler.

H. Luckenbach, Kunst und Geschichte. II. Teil. Abbildungen zur deutschen Geschichte. 3. Aufl. München und Berlin 1909, Oldenburg. 95 SS. Preis Mk. 1·50, geb. Mk. 1·80.

Das Werk ist allgemein bekannt und bedarf daher keiner langen Besprechung. Man darf wohl sagen, daß um den geringen Preis kaum mehr geboten werden kann als hier geschieht und ich verzichte daher absichtlich darauf, etwaige Wünsche oder Meinungsverschiedenheiten in Bezug auf einzelne aufzunehmende oder auszuscheidende Bilder vorzubringen. Eines muß jedoch gesagt werden: Für österreichische Schulen ist bedauerlich, daß mit Ausnahme des Grabdeckels Kaiser Friedrichs III. in der Stefanskirche und der Statue des Königs Artur vom Grabmal Maximilians I. in Innsbruck gar nichts Österreichisches erscheint, und das Werk müßte daher, um bei uns in der Schule weitere Verbreitung zu finden, eine spezielle Bearbeitung erfahren. Dann allerdings könnte es viel Gutes wirken, da wir etwas Ähnliches nicht besitzen und wohl auch nicht sobald erhalten dürften. Von den Lehrbüchern hat bisher, soviel mir bekannt, nur das von Gindely in seinen neueren Bearbeitungen einen reichen illustrativen Schmuck und das prächtig ausgestattete Buch von A. Möller: „Die bedeutendsten Kunstwerke" (Laibach, Kleinmayr & Bamberg) kann kaum als Ersatz hiefür betrachtet werden, da sein Preis für die Schüler viel zu hoch ist. — Hier wäre also eine Lücke auszufüllen!

Wien. Dr. M. Landwehr.

Sammlung graphischer Aufgaben für den Gebrauch an höheren Schulen. I. Mathematik von Dr A. Weill. Gebweiler, J. Boltzesche Buchhandlung 1909.

Lange bevor es in öffentlichen Versammlungen und Beratungen ausgesprochen wurde, haben einsichtsvolle Lehrer im methodischen Unterrichte der Mathematik am Gymnasium dem „Funktionsbegriffe", d. i. dem Zusammenhange und der Abhängigkeit zusammenhängender Größen ihre Aufmerksamkeit zugewendet und von demselben ausgiebigen Gebrauch gemacht. Die Vorteile, welche die Einführung und verständige Auswertung dieses denklichen Urbegriffes nicht allein dem mathematischen Unterrichte, sondern der geistigen Ausbildung der Schüler im allgemeinen darbieten, sind so außerordentliche, daß selbst die Anhänger des alten starren Systems sich der neuen Richtung zuzuwenden beginnen. Die Verfasser der in jüngster Zeit erschienenen mathematischen Lehrbücher räumen diesem Begriffe mehr oder weniger an vereinzelten, voneinander getrennten Stellen, Platz ein, doch kein einziger in der Art, daß sich die volle Planmäßigkeit des neuen Verfahrens und seine bedeutende Überlegenheit dem alten gegenüber deutlich erkennen ließen. Was in diesem Belange geleistet werden kann, ist aus dem vorliegenden, meisterhaft verfaßten Büchlein zu entnehmen, das Ref. aufs wärmste empfiehlt.

Wien. Dr. E. Grünfeld.

Programmenschau.

18. **Prof. Dr. Josef Šorn, Bemerkungen zum Texte des M. Iunianus Iustinus.** Progr. des k. k. I. Staats-Gymnasiums zu Laibach 1909. 13 SS.[1]).

Seit Ruehl, dem sich neuerdings Bruening angeschlossen, sind wir gewohnt, bei der Bewertung der Textesquellen Iustins den *Laurentianus* (C) und die I-Klasse am höchsten einzuschätzen. Nicht so Šorn in seiner Arbeit. Von dem Grundsatze ausgehend, „es muß der Sprachgebrauch nicht nur des Historikers allein, sondern aller gleichzeitiger und spätlateinischer Schriftsteller gebührend berücksichtigt werden", gelangt Šorn zur „Tatsache", daß die Lesearten der T-Klasse „fast durchwegs mit dem Sprachgebrauche der Spätlateiner übereinstimmen, so daß gerade diese die Grundlage für die Textesrezension Iustins bilden muß. Die Lesearten der I- und II-Klasse sind, genauer besehen, meistenteils Korrekturen aus der T-Klasse *ad instar Latinitatis classicae;* vollends C ist fast schulmäßig nach den genannten Handschriften durchgebessert". So einnehmend diese Argumentation auf den ersten Blick zu sein scheint, so finde ich doch nicht den Mut, ihr rückhaltlos beizustimmen. Die Arbeit Iustins, der in die Zeit der Antonine bis ungefähr dorthin, wo Florus seine Übersicht der römischen Geschichte schrieb, gesetzt wird, ist ein Auszug aus Trogus, in dem auch die Bücherzahl des Originals beibehalten wird; wäre es da undenkbar, daß der Epitomator auch die Sprache seines Gewährsmannes respektiert habe, wenn auch nicht strenge, doch so, daß er die Färbung der Zeit, in der Trogus schrieb, nicht verwischt habe? Ich möchte daher auch nicht so ohneweiters unterschreiben, was Šorn am Ende seines Aufsatzes schreibt: „Ein Zweifaches ist erwiesen worden. Erstens einmal die Tatsache, daß die Sprache Iustins der späteren Latinität angehört, somit an allen Freiheiten in Syntax und Satzbau der Spätlateiner partizipiert, und zweitens die Wahrscheinlichkeit, daß die Art und Weise der

---

[1]) Vgl. auch die auf S. 92 zum Abdruck gebrachte Rezension.
Die Redaktion.

Textesrezension Iustins, die noch nicht völlig gelungen ist, nur auf dem angedeuteten Wege erzielt werden kann". Doch welchen Standpunkt immer wir einnehmen mögen, das wollen wir dem Verf. des Aufsatzes gerne einräumen, daß er ein tüchtiger Kenner der von ihm behandelten Materie ist und daß er ein gesundes Urteil in der Behandlung der Ruehlschen Lesearten bekundet; so manche seiner Vorschläge — die Richtigkeit seines Standpunktes vorausgesetzt — haben etwas Bestechendes, wenngleich auch wieder hie und da das gebotene Heilmittel zu radikal erscheint. Schließlich noch eine Bemerkung zu dem Satz, mit dem Sorn seine Arbeit schließt: „Dieser hellenenfreundliche, patriotisch-römische Zug in dem Geschichtswerke des Iustinus war es, der dasselbe beim römischen Publikum zu einem beliebten und gern gelesenen Büchlein gemacht hatte". Als Philhellenen lasse ich gerne Iustinus gelten, aber den patriotisch-römischen Zug in seinem Geschichtswerke möchte ich nicht stark betonen, denn dann hätte sich Iustinus einen Stoff aussuchen müssen, in dem das römische Nationalbewußtsein nicht so verletzt wird, wie in dem Geschichtswerk des Trogus, das ja selbst wieder auf eine griechische Quelle zurückgeht. Die mazedonische Macht ist in den Vordergrund gerückt, über die das „römische Glück" den Sieg davongetragen 30, 4, 16; vgl. auch 39, 5, 3. Spuren einer den Römern unfreundlichen Gesinnung treten überall zutage, vgl. die kurze Bemerkung betreffs der Parther: *penes quos velut divisione orbis cum Romanis facta nunc orientis imperium est* 41, 1, 1. Ein Hauptgrund der großen Verbreitung der Epitome dürfte wohl in ihrer Kürze und größeren Handlichkeit gegenüber dem Originale gelegen sein; über den Auszug ging dann, wie so oft in der Literatur, das Original verloren.

Alles in allem ist der Aufsatz Sorns eine fleißige, und was noch mehr in die Wagschale fällt, eine originelle Arbeit, deren Lektüre dem Unterzeichneten viel des Anregenden bot.

Wien. Scharnagl.

---

19. Dr. Robert Gall, Zum Relief an römischen Grabsteinen. I. Teil. Progr. des k. k. Staats-Gymnasiums in Pola 1906. 33 SS.

Der vorliegende Aufsatz bietet den ersten Teil einer größeren Arbeit, deren Gegenstand der Inhalt des Reliefs an römischen Grabsteinen sein soll. Das erste Kapitel gibt zunächst eine genaue Fassung der Begriffe *cippus* und *ara:* der *cippus* hatte anfangs nur den Zweck, die Grabstätte des Verstorbenen zu bezeichnen. Mit der Vorstellung von der Heroisierung des Toten ändert sich die Bedeutung des *cippus:* er wird zur *ara*, wie in Kleinasien in späterer Zeit βωμός als Bezeichnung des Grabsteines erscheint. Diese *ara* wird ausgeschmückt durch Darstellungen im Relief: der Opfergeräte, der Abzeichen des Amtes, Blumengewinde usw. Es entwickelt sich daraus die Form der *aedicula* und des *templum*. Man begann den Verstorbenen selbst als Heros und göttliche Person darzustellen besonders seit der Mitte des IV. Jahrhundert v. Chr. Schon die Dedikationsformel an die *dii Manes* macht später den einfachen, schmucklosen Stein zum vollwertigen Altar. S. 20—33 handelt über die Reliefs mythologischen Inhalts. Zunächst wird der Grund angegeben für die geringe Zahl reliefgeschmückter Grabcippen und Grabaltäre gegenüber der Unzahl reliefgeschmückter Sarkophage: es war der geringe zur Verfügung stehende Raum, der die Beschränkung auf die Darstellung der Hauptpersonen nötig machte. Die Auswahl von Darstellungen ist eine kleine, die Arbeit mittelmäßige Kopistenarbeit. Der Verf. weist nun nach, wie das Schmerzliche und Unerwartete des Todes dem Beschauer vor Augen geführt wird durch die Darstellung der Niobe,

den Raub der Proserpina usw. — Überall finden wir den Verf. mit dem Material und der einschlägigen Literatur vertraut, zahlreiche Zitate zeigen von seiner fleißigen, gründlichen Arbeit, deren glückliche Fortsetzung und Vollendung wir ihm wünschen. Den Kollegen sei die Abhandlung angelegentlich empfohlen.

Wien. Dr. Johann Oehler.

---

20. Dr. Emil Kreisler, Hebbels Frauengestalten. Progr. der k. k. Franz-Joseph-Realschule in Wien 1906/7. 13 SS.

Die Überschrift der kleinen Abhandlung klingt anspruchsvoller als sie gemeint ist: der Verf. wollte bloß eine für Hebbel charakteristische Art, seine Heldinnen zu den männlichen Gegenspielern in Stellung zu setzen, durch die Reihe der Dramen verfolgen. Mit Recht hebt er hervor, daß im Gegensatz zu den meisten anderen Dramatikern Hebbel das Motiv der Frau zwischen zwei Männern auffallend bevorzugt, nur im Diamant, im Rubin, Michel Angelo und dem schwächlichen Operntext findet er es nicht (der letztere enthält übrigens gleichfalls, wenn man will, das Motiv, ebenso wie der seltsamerweise ganz vergessene Moloch). In der Verwendung des Motivs unterscheidet Kreisler vier Gruppen: Judith, Mariamne und Rhodope kämpfen für die Anerkennung ihres Ichs; die Tischlerstochter Klara, Julia, die Schauspielerin Eugenie, Angiolina (im Trauerspiel in Sizilien) schwanken zwischen dem geliebten und ungeliebten Mann; Genoveva und Agnes Bernauer sind passive Opfer der Leidenschaften, die sie unschuldig entfesseln (die Giulietta aus dem Fragment Mirandola paßt wohl nicht hieher); die vierte Gruppe bilden die Heldinnen der Nibelungen. — Solche Schematisierungen haben immer etwas Frostiges und Gezwungenes; im ganzen kann man ja Kreislers Einteilung, die sich an Werner anlehnt, akzeptieren. Schade ist es, daß Kreisler der Frage gar nicht näher tritt, warum eigentlich Hebbel dieses Motiv so liebt und wie er es anfaßt; das Eigentümliche scheint mir darin zu liegen, daß Hebbel den Kampf der Geschlechter, den er wenigstens in seinen ersten Dramen behandelt, immer vom Standpunkt des Weibes aus betrachtet, wie er denn auch in seiner Lyrik besonders gern die Sexualempfindungen des Weibes darstellt; erst nach seiner Hochzeit wird es anders. Die Lösung dürfte nach meiner Überzeugung nur durch einen ärztlich geschulten Psychologen gegeben werden, der für Hebbel Wichtigeres leisten könnte als für manchen anderen Dichter, dem solche Untersuchungen gewidmet worden sind. — Im einzelnen möchte ich gegen die Auffassung des Kandaules als eines Reformators großen Stils Einspruch erheben; er ist eben viel zu klein für das Wagnis, das er halb im Übermut auf sich nimmt. Der „ausgekernte“ Graf Bertram in der „Julia“ gemahnt stark an Klingers „ausgetrocknete“ Gestalten, besonders an Grimaldi in den „Zwillingen“ und Baron Blum im „Leidenden Weib“; eine nähere Untersuchung dürfte vielleicht Klingersche Einflüsse bei Hebbel ergeben.

21. Dr. Johann Černy, Jean Pauls Beziehungen zu E. T. A. Hoffmann. Progr. des k. k. Staats-Obergymnasiums in Mies 1907 und 1908. I. Teil 20 SS., II. Teil 23 SS.

Černy hat auf eine sehr bedauerliche Lücke unserer literarhistorischen Erkenntnis hingewiesen, auf die Vernachlässigung Jean Pauls, des Schriftstellers, der bis in die Dreißigerjahre des XIX. Jahrhunderts die gesamte deutsche Prosadichtung entscheidend beeinflußt hat und den heute selbst unter den Literaturkundigen nur ganz wenige kennen, für

den auch noch nichts Wesentliches geleistet worden ist. Freilich, die Aufgabe, die hier des Forschers harrt, ist um so schwieriger; Černy, der mit der vorliegenden Arbeit augenscheinlich den ersten Anhieb tun will zu einer Arbeit über Jean Paul und die Romantik, wird Mut und Ausdauer brauchen, um das Werk zu vollenden.

Daß er gerade Hoffmann zum Objekt seiner Untersuchung macht, erklärt sich wohl daraus, daß bei diesem der Einfluß Jean Pauls rein äußerlich besonders deutlich ist, schon durch die Vorrede zu den Phantasiestücken in Callots Manier, die Jean Paul auf des Verlegers Wunsch schrieb. Im ersten Teil seiner Abhandlung stellt Černy zunächst die Geschichte dieser Vorrede und mit ihr die ersten Beziehungen zwischen Hoffmann und Jean Paul dar. Er zeigt, wie zum Teil gerade durch diese Vorrede bei Hoffmann sich eine gewisse Gereiztheit gegen Jean Paul heranbildete, wie anderseits auch Jean Paul je länger je mehr von seiner Schätzung Hoffmanns zurückkam, den er — und mit ihm viele Literarhistoriker — als unglücklichen Nachahmer seiner Manier belächelte, als Hauptvertreter der Schauerdichtung bekämpfte. Auf diese historische Darstellung läßt Černy dann kritische Ausführungen über Jean Paul, über Hoffmann und die Romantik im allgemeinen folgen, die viel Ansprechendes enthalten, an der Stelle, wo sie stehen, aber nicht recht motiviert erscheinen; diese letzten Seiten scheinen auch stilistisch nicht genügend durchgefeilt (S. 13: „die Mode, in die er gekommen war“!).

Der II. Teil untersucht genau, inwiefern man bei Hoffmann Jean Paulsche Einwirkung erkennen kann. Was Černy dabei als besonders bezeichnend hervorhebt, ist oft recht allgemeiner Natur: enge Beziehung zwischen Leben und Dichtung, Vorliebe für Kleinmalerei, die scharfe Kontrastierung zwischen Ideal und Wirklichkeit u. ä. Ich glaube nicht, daß wirklich in allen diesen Dingen Jean Paulscher Einfluß zu erkennen ist; so kann ich zwischen den ganz realistischen Schilderungen Hoffmanns, die immer bestimmten Objekten gelten, und der willkürlichen Art Jean Pauls wenig Verwandtschaft finden. Mit Recht betont dagegen Černy die Verwandtschaft der Hoffmannschen und der Jean Paulschen Ironie, auch die beiden gemeinsame Abneigung gegen höfisches Wesen, ferner die Auffassung der Musik. Hinweise auf die starken Beziehungen, welche in dieser Hinsicht auch zwischen Hoffmann und Richard Wagner walten, berühren eine sehr interessante Frage, die eingehende Untersuchung verdient.

Von einzelnen Motiven wird das Doppelgängermotiv besonders betont, eine Anzahl Hoffmannscher Erzählungen (der Doppelgänger, das steinerne Herz u. a.) werden auf Jean Paulsche Anregungen zurückgeführt. Der Verf. ist maßvoll; er verkennt nicht, daß Jean Paul weder allein noch am stärksten auf Hoffmann gewirkt hat. Er deutet auch an, daß dieser seinen Standpunkt gegen Jean Paul geändert hat. An einer systematischen Untersuchung dieses Verhältnisses läßt er es fehlen, obwohl eine solche gewiß nicht aussichtslos ist. Wie mir scheint, läßt sich in den Werken Hoffmanns in der mittleren Periode seines Schaffens eine stark ironische Betrachtung Jean Pauls erkennen, die vielleicht mit persönlichen Motiven zusammenhängt, hingegen ist in den letzten Werken der Einfluß wieder stärker. Auch eine Stiluntersuchung dürfte sich fruchtbar erweisen.

Freilich hätte all das den Rahmen einer Programmabhandlung überschritten und lag auch kaum in der Absicht des Verf.s, der seine Absicht, die Abhängigkeit Hoffmanns von Jean Paul zu erweisen, gewiß erreicht hat.

Wien. Dr. Valentin Pollak.

---

22. Franz Binder, Der Konjunktiv bei Arnould Grebau. Progr. der k. k. Oberrealschule in Dornbirn 1907. 32 SS.

Der Verf., der sich schon in zwei früheren Programmabhandlungen mit dem Gebrauch des Konjunktivs und Infinitivs bei La Fontaine und dem Gebrauch des Konjunktivs bei Robert Garnier beschäftigt hat, gibt in der vorliegenden Abhandlung eine wieder von großem Fleiße zeugende Zusammenstellung der Fälle des Konjunktivs, wie sie sich in „*Le Mystère de la Passion*" von Arnould Grebau finden.

23. Dr. Karl Toth, Das „Schul"stück in der französischen und deutschen Literatur. Progr. der Staats-Oberrealschule im XV. Bezirke von Wien 1907. 32 SS.

Die sehr interessante und von großer Literaturkenntnis zeugende Arbeit behandelt jene Dramen komischer, moralischer, satirischer oder polemischer Tendenz, die alle den Titel *école* („Schule") tragen und seit Molières *École des Maris* und *École des Femmes* zahlreich über die französische und deutsche Bühne gegangen sind. Der Verf. gibt zunächst eine Liste dieser Stücke, bespricht dann das Verhältnis derselben zu ihrer Zeit und die Entwicklung der Gattung und untersucht in einem dritten Teile eingehend ihre Konstruktion. Es ist schade, daß der Verf. nicht auch die englischen Stücke dieser Art, von denen Sheridans *School for Scandal* ein sehr bekanntes Beispiel ist, in den Kreis seiner Betrachtung gezogen hat. Aber auch so gebührt ihm für seine umfassende und gediegene Leistung großer Dank.

24. Ernest Spreitzenhofer, Notice de „La fleur des histoires". Progr. des k. k. Obergymnasiums zu den Schotten in Wien 1907. 25 SS.

Diese französisch geschriebene Abhandlung betrifft die im Besitze des Schottenklosters in Wien befindliche Handschrift von „*La fleur des histoires*", eine Art Weltgeschichte, die Johann Mansel für Philipp den Kühnen von Burgund um die Mitte des XV. Jahrhunderts verfaßt haben soll. Der Verf. untersucht Inhalt und Sprache des Manuskriptes und kommt im Gegensatze zu dem französischen Forscher Delisle zu dem Schlusse, daß Mansel nicht der erste Autor des Werkes gewesen sein könne, sondern daß dieser der Sprache nach aus dem Anfange des XV. Jahrhunderts stammt und wahrscheinlich ein Geistlicher aus der Picardie gewesen ist.

Eine sehr bemerkenswerte Arbeit, die wohl in der Programmliteratur nicht verschwinden, sondern die Aufmerksamkeit der Fachkreise auf sich ziehen wird.

25. Dr. Anton Burger, Die gleich- und ähnlichlautenden Wörter der französischen Sprache. Progr. des n.-ö. Landes-Real- und Ober-Gymnasiums in St. Pölten 1907. 32 SS.

Diese Abhandlung enthält eine Zusammenstellung gleichlautender Wörter des Französischen wie *le vase* und *la vase* oder *la peau* und *le pot* sowie ähnlichlautender Wörter, z. B. *bon* und *pont* oder *le pré* und *prêt*.

Ohne Zweifel liegt hier eine mit großem Fleiße verfaßte Arbeit vor, ob sie aber einem Bedürfnisse entgegen kommt, wie der Verf. zu glauben scheint, dürfte doch fraglich sein. Auf die Homonyme und namentlich Paronyme näher einzugehen, dazu fehlt dem Unterrichte,

wenigstens an österreichischen Realschulen, die Zeit. Bedeutungsunterschiede wie *la carrière* = „Laufbahn“ und „Steinbruch“ werden wohl gelegentlich der Lektüre und zwar, soweit es angeht, mit Hinweis auf die Etymologie behandelt; Fälle wie *le page* und *la page* bringen die Lehrbücher in der Formenlehre. Anderseits erscheinen Zusammenstellungen wie *un arc* und *Jeanne d'Arc* überflüssig und verwahren muß man sich dagegen, daß die Schüler der ähnlichen Lautung wegen die Bedeutung seltener Wörter lernen sollen, wie *le charme* (= gemeine Weißbuche), *un élan* (= Elentier), *le lare, l'aire, le haire, la mite, la mire, le foc, saure, la tourbe* usw.

Im Unterricht des Französischen gibt es doch wohl wichtigeres zu tun.

Wien. Dr. A. Würzner.

---

26. Prof. F. Bauer, Die künstliche Herstellung der Edelsteine und ihre natürliche Entstehung. Progr. der deutschen Landes-Oberrealschule in Göding 1906. 19 SS.

Mit Rücksicht auf das große Interesse, welches die Edelsteine seit jeher bei dem Menschengeschlechte erregt haben, ist die Arbeit des Verf.s sehr lesenswert. Nach einer kurzen Schilderung der Bedingungen für die natürliche Kristallbildung werden die Verfahrungsweisen und die erzielten Resultate bei der künstlichen Herstellung von Korund (Rubin und Saphir) und Spinell mitgeteilt und sodann das Problem der Herstellung von Diamanten erörtert. Die besten Erfolge erzielte der französische Chemiker Moissan, bei dessen Versuchen die Löslichkeit des Kohlenstoffes in geschmolzenem Eisen die Hauptrolle spielt. Die jüngsten Versuche von Hasslinger, der von der Voraussetzung ausging, daß der Diamant durch Kristallisation des Kohlenstoffes in einem Silikatmagna entstehen könne, haben bei Anwendung von Temperaturen bis 3000° C. Diamantoktaëder von 0·05 *mm* Durchmesser ergeben. Die Zukunft wird lehren, ob es möglich sein wird, auf diesem Wege größere, praktisch verwendbare Steine zu erhalten.

Wien. Dr. Franz Noë.

Hofrat Direktor Karl Ziwsa †.

Corpora debentur maestis exsanguia bustis:
effugiunt structos nomen honorque rogos.
Ovid.

Am 17. Oktober 1909 nachmittags war die Kirche zum h. Karl Borromäus in Wien bis auf das letzte Plätzchen von einer ernst gestimmten Menge besetzt. Es galt dies den irdischen Resten Karl Ziwsas, k. k. Hofrates, Leiters der k. k. Theresianischen Akademie und Direktors des Gymnasiums dieser Anstalt, die hier den kirchlichen Segen empfangen sollten, bevor sie dem Schoße der Erde übergeben wurden. Die unverhältnismäßig große Versammlung zeugte von dem Ansehen und der Beliebtheit dieses prächtigen Mannes mit dem edlen Römerkopfe und der chevaleresken Liebenswürdigkeit, die jedermann für ihn gewann, der einmal mit ihm verkehrte. Es mag unter den Anwesenden wohl nur wenige gegeben haben, die nicht tief bewegt waren von dem jähen Geschicke, das ihn, der für das öffentliche Wohl noch so vieles hätte leisten können, in den besten Jahren dahingerafft hatte, und auf viele, die von seiner plötz-

lichen Erkrankung keine Ahnung gehabt hatten, mochte die Kunde von seinem Hingange geradezu wie lähmend gewirkt haben. Allerdings litt Z. seit vielen Jahren an einer chronischen Bronchitis, die nach und nach einen eiterigen Charakter angenommen hatte, ohne ihn jedoch sonderlich zu belästigen. Da stellten sich anfangs Juni des eingangs erwähnten Jahres, kurz vor Schulschluß, bei großer Abgespanntheit und starkem Müdigkeitsgefühl Bewegungsstörungen in der rechten Hand und später auch im rechten Fuße ein, die im Verlaufe des Monats stetig zunahmen, bis schließlich der Rat der Ärzte das Leiden als eine Gehirnentzündung mit Abszeßbildung diagnostizieren zu müssen glaubte, dem, wenn überhaupt, nur durch eine Operation begegnet werden könnte. Diese, am 15. Juli vorgenommen, hatte aber nicht den gehofften Erfolg, sondern die rechte Seite blieb auch nachher gelähmt und während der Patient noch am Abend vor der Operation mit dem Schreiber dieser Zeilen, wenn auch seelisch gedrückt, doch ohne besonders auffallende Störungen in seiner gewöhnlichen Art gesprochen und den liebevollsten Abschied von ihm genommen hatte, war nach ihr sein Sprechvermögen total aufgehoben. Man hoffte zwar, es würden diese in derartigen Fällen öfter auftretenden Erscheinungen früher oder später wieder verschwinden. Tatsächlich aber erlebte Z. diesen Umschwung nicht, sondern er blieb gelähmt und sein Mund verstummte, wenn man von einer kurzen Zeit absieht, während der er im Sanatorium Vorderbrühl wieder manche Worte aussprechen konnte. Nach Heilung der Operationswunde brachte man nämlich den Patienten aus dem Sanatorium Fürth im VIII. Bezirke Wiens in das Sanatorium Vorderbrühl und nach einigen Wochen erfolglosen Aufenthaltes daselbst als rettungslos dem Tode Verfallenen zurück in seine Wiener Wohnung, wo am 15. Oktober um $^1/_2$10 Uhr vormittags eine Lähmung seinem bejammernswerten Zustand die Erlösung brachte.

Geboren wurde Z. am 24. März 1852 zu Wien. Den ersten Unterricht empfing er in der Pfarrhauptschule zu den Schotten und trat 1862 in das dortige Gymnasium ein. Am 31. Dezember 1870 wurde er an der Wiener Universität immatrikuliert, an der er durch sieben Semester unter Hoffmann, Vahlen und Hartel klassische Philologie betrieb und nebstbei Geschichte der Römerherrschaft bei Büdinger, Ästhetik und praktische Philosophie bei Zimmermann, Geschichte der römischen Kunst bei Conze hörte.

Im Schuljahre 1875/76 war Z. Supplent am Kommunal-Real- und Obergymnasium im zweiten Wiener Bezirke und wurde, nachdem er laut Zeugnisses vom 10. November 1875 die Approbation für klassische Philologie am ganzen Gymnasium erlangt hatte, am 13. September 1876 zum wirklichen Lehrer am k. k. Staats-Realgymnasium in Hernals ernannt. Während seiner Lehrtätigkeit daselbst wurde er am 23. August 1878 als Reserve-Verpflegsakzessist zur aktiven Dienstleistung einberufen und machte „bei sehr guter Dienstleistung“ die Okkupation Bosniens und der Herzegowina mit. Nach Hernals zurückgekehrt, wurde er am 22. Oktober 1879 definitiv im Lehramte bestätigt, dort jedoch schon am 31. August 1880 infolge einer ihm verliehenen Lehrstelle am Kommunal-Real- und Obergymnasium im zweiten Wiener Bezirke vom Dienste enthoben.

In den folgenden Jahren nun scheint Z. verhältnismäßig früh die Aufmerksamkeit maßgebender Kreise und Persönlichkeiten auf sich gelenkt zu haben. Als daher für die 42. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Wien die Vorbereitungen begannen, erhielt er durch den Vizepräsidenten der bevorstehenden Versammlung, Regierungsrat Dr. Alois Ritter Egger von Möllwald, am 6. November 1891 die Einladung zum Eintritt in den Finanzausschuß. Bei den Vorbereitungen sowie während der Tagung der Versammlung vom 24. bis 28. Mai 1893 leistete er so ersprießliche Dienste, bewies soviel praktische Gewandtheit und

Umsicht, daß er dadurch sowie auch ohne Zweifel durch seine ganze Persönlichkeit die Aufmerksamkeit des Ministers für Kultus und Unterricht, Sr. Exzellenz des Freiherrn Dr. Gautsch v. Frankenthurn, der damals auch mit der Wahrnehmung der den Wirkungskreis des Kurators der k. k. Theresianischen Akademie in Wien betreffenden Angelegenheiten betraut war, auf sich gelenkt zu haben scheint.

Man rühmt an Freiherrn v. Gautsch den scharfen Blick und die rasche, sichere Orientierung, über die er bei der Wahl von Persönlichkeiten verfüge. Dies sowie die günstigen Nachrichten, die er über Z. einzuholen ohne Zweifel in der Lage war, scheint bestimmend gewesen zu sein, daß dieser für die Direktorstelle des Theresianischen Gymnasiums in Aussicht genommen wurde, die in der nächsten Zeit zu besetzen war, da der bisherige Direktor, Regierungsrat Dr. Alois Ritter Egger von Möllwald, bereits um seine Versetzung in den dauernden Ruhestand angesucht hatte. Durch allerhöchste Entschließung vom 3. August 1893 wurde nun Z. tatsächlich zum Direktor des Theresianischen Gymnasiums und zufolge Kurat.-Erlasses vom 7. August mit Zustimmung des hohen k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht zum Vizedirektor der Theresianischen Akademie ernannt. Am 15. September erfolgte seine Vorstellung vor den Funktionären der Akademie durch den Akademiedirektor, Hofrat Dr. Freiherrn v. Pidoll zu Quintenbach, wobei dieser in einer sehr herzlichen Ansprache seiner Freude Ausdruck gab, einen so ausgezeichneten, als Lehrer wie als Forscher gleich bewährten Fachmann an der Spitze des Gymnasiums begrüßen zu können. In der formvollendeten Erwiderung Zs. war die Stelle bemerkenswert und für seine Anschauung bezeichnend, an der er die Notwendigkeit einträchtigen und harmonischen Zusammenwirkens der zwei obersten Stellen in der Akademieleitung nachdrücklich betonte.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Z. nach seiner ganzen Veranlagung mit den höchsten Idealen sein Amt antrat und daß er auch den guten Willen mitbrachte, sie zu verwirklichen, soweit ihm dies bei der Eigentümlichkeit der Verhältnisse an der Akademie sowie seiner Stellung an derselben möglich würde. Blieb er dennoch vielleicht hinter ihnen zurück, so möge man bedenken, daß dies das Los der meisten Sterblichen ist und daß er trotz manchen, nicht geringen Schwierigkeiten gleichwohl schöne Denkmäler seiner Amtsführung hinterlassen hat.

Selbstverständlich trachtete Z. vornehmlich darnach, sofort nach dem Amtsantritte in den Zustand des Gymnasiums, in den Lehrbetrieb und seine Erfolge sowie in die Beschaffenheit des Schülermateriales einen klaren Einblick zu gewinnen. Was namentlich den Zustand des Gymnasiums betrifft, so sehen wir ihn gleich in der ersten Zeit organisatorisch und reorganisatorisch eingreifen.

Zu einer Zeit, als die Ausstattung der Gymnasien mit archäologischen Kabinetten mehr oder weniger noch Gedanke und Wunsch war, ordnete der Unterrichtsminister, Sr. Exzellenz Dr. Freiherr v. Gautsch, als Stellvertreter des Kurators am 24. Dezember 1892 die Errichtung eines solchen Kabinettes am Theresianischen Gymnasium an, wozu bis auf weiteres eine jährliche Dotation von zweihundert Gulden bestimmt wurde. Fällt also auch die Begründung des Kabinettes noch in das letzte Jahr der Amtsführung des hochverdienten Vorgängers, so genügt anderseits heute ein Besuch desselben, um dem Fachmann zu zeigen, wie der Nachfolger in der Ausstattung des Kabinettes sowohl mit Objekten als auch mit der einschlägigen Literatur den Intentionen des hohen Kuratoriums gerecht zu werden suchte. Ja er ging noch weiter. Wer heute die Gänge und Lehrzimmer des Gymnasiums betritt, der erblickt überall an den Wänden bildliche Darstellungen mannigfacher Art, die auf Archäologie, Geschichte, Kunst usw. Bezug haben; denn Z. hatte die richtige Ansicht, daß wiederholtes Schauen immer wieder neue Anregungen gebe und bleibende Werte erziele.

Es sei ferner darauf hingewiesen, daß durch Zs. Initiative und eifrige Verwendung beim hohen Kuratorium während der Ferien des Schuljahres 1894/5 für das Gymnasium ein allen modernen Anforderungen entsprechender physikalischer Lehrsaal geschaffen wurde.

Wenn man von einigen, zum Teil veralteten Handbüchern, Wörterbüchern, grammatischen und stilistischen Lehrbüchern u. a. absieht, hatte das Theresianische Gymnasium bis auf Z. keine besondere Lehrerbibliothek, sondern Werke, die für Lehrer am Gymnasium wichtig waren und etwa angeschafft wurden, pflegten in der Regel der akademischen Bibliothek einverleibt zu werden, die von einem Juristenpräfekten verwaltet wurde und wöchentlich einigemale für ein paar Stunden zugänglich war. Z. setzte es durch, daß Werke solcher Art aus der akademischen Bibliothek ausgeschieden wurden, um den Grundstock für eine künftige Lehrerbibliothek zu bilden. Im Jahresberichte von 1894 begegnet zuerst der Titel „Lehrerbibliothek“. Diese wurde seither auf Grund der ausgebreiteten Literaturkenntnis des Direktors und unter stetiger Berücksichtigung der Wünsche des Lehrkörpers ununterbrochen vermehrt und bildet, im Konferenzzimmer aufgestellt, heute eine Zierde der Anstalt.

Die Schülerbibliothek war bisher gleichfalls der akademischen Bibliothek einverleibt und ihr Verwalter besorgte, wie das natürlich war, ziemlich planlos die Ausgabe aus dem dürftigen und etwas bunten Bestande an die Schüler. Zu Beginn des Schuljahres 1896 wurde sie in die Verwaltung des Gymnasiums übernommen und vom hohen Kuratorium mit einer entsprechenden Dotation ausgestattet. Der Bücherbestand wurde bei der Übernahme neu inventarisiert, auf die einzelnen Klassen verteilt und so aufgestellt, daß sich in jeder Klasse des Untergymnasiums ein Bücherschrank befindet, die Bücher für das Obergymnasium dagegen im geographischen Kabinette entsprechend untergebracht sind. Zur Illustration genügt es, darauf hinzuweisen, daß der Bestand der Bibliothek im Jahre der Übernahme 630 Nummern in 1191 Bänden, im Todesjahre des Direktors 1987 Nummern in 5330 Bänden auswies. Auch die Bücher für die ungarischen Zöglinge wurden aus der akademischen Bibliothek ausgeschieden und bildeten die Grundlage für die 1898 neu errichtete, unter einem ungarischen Professor stehende ungarische Schülerbibliothek. Sie zählte zur Zeit ihrer Errichtung 144 Nummern in 272, Ende 1909 dagegen 649 Nummern in 749 Bänden.

Daß auch die Lehrmittelsammlungen der gleichen Fürsorge des Verewigten sich erfreuten, darüber geben die Jahresberichte Aufschluß und daß überhaupt alles, was zu den Pflichten eines Direktors gehört, von Z. auf das eifrigste und gewissenhafteste geübt wurde, braucht nach dem bisher Gesagten nicht erst gezeigt zu werden.

Wiederholt oblag Z. auch die Leitung der Akademie. So vom 30. September bis 30. Dezember 1895 anläßlich der Ernennung des Direktors Dr. Freiherrn v. Pidoll zum Ministerialrate im Ministerium für Kultus und Unterricht, vom 1. September 1906 bis 15. Februar 1907 anläßlich der Erteilung eines Urlaubes an den Akademiedirektor und infolge der Versetzung desselben in den dauernden Ruhestand vom 9. August 1907 bis zu seiner letalen Erkrankung.

Allmählich hatte sich auch außerhalb der Akademie die Aufmerksamkeit Z. zugewandt. Abgesehen davon, daß das hohe Unterrichtsministerium wiederholt Gutachten von ihm einholte, gab es in den letzten Jahren kaum eine wichtigere Gymnasial- oder Mittelschulangelegenheit, zu deren Beratung man Z. nicht beizog. Ebenso übertrug ihm der k. k. Landesschulrat gelegentlich wichtige Referate bei den Mittelschuldirektoren-Konferenzen sowie den Vorsitz bei Maturitätsprüfungen in den Jahren 1901, 1904 bis 1908, im letzten Jahre sogar an zwei Anstalten. Z. unterzog sich trotz den nicht geringen Amtsgeschäften an der eigenen Anstalt solchen Aufgaben gerne, weil er, wie er sich zu äußern pflegte, es für sich selbst förderlich erachtete, auf diesem Wege

in den Unterrichtsbetrieb anderer Anstalten manchen Einblick zu gewinnen.

Ein sprechender Beweis für Zs. Ruf kann darin erblickt werden, daß er im J. 1907 mit der Aufgabe betraut wurde, den jungen Erzherzog Albrecht einer Vorprüfung zu unterziehen. Im weiteren wurde ihm auch der Entwurf eines Lehrplanes für die Gymnasialstudien des Erzherzogs übertragen, der auch von Seiner k. und k. Apostolischen Majestät genehmigt wurde. Die Jahresprüfung des Erzherzogs aus den Gegenständen der ersten Gymnasialklasse mit Ausschluß des Lateins wurde in der k. k. Theresianischen Akademie unter dem Vorsitze Zs. am 5. Juli 1908 abgehalten; der Prüfung über die zweite Gymnasialklasse am 4. Juli 1909 konnte er infolge seiner Erkrankung nicht mehr beiwohnen. Dafür leuchtete an diesem Tage vielleicht der letzte Freudenstrahl in sein schon von düsteren Ahnungen beunruhigtes Gemüt. In seltener Hochherzigkeit hatte nämlich das durchlauchtigste erzherzogliche Paar sich bestimmt gefühlt, mit dem jugendlichen Sohn zur Seite ihm einen Besuch zu machen und dabei der Teilnahme an seiner Erkrankung huldvollst Ausdruck zu geben.

Zs. Wirken fand auch in mehreren allerhöchsten Entschließungen ehrenvolle Anerkennung. So wurde ihm schon am 8. Oktober 1895 der Titel eines Regierungsrates und am 30. November 1898 der Orden der Eisernen Krone III. Klasse verliehen. Am 22. Juni 1900 wurde er in die sechste Rangklasse befördert und gelegentlich der Betrauung mit der Leitung der Theresianischen Akademie bis auf weiteres am 9. August 1907 durch Verleihung des Titels und Charakters eines Hofrates ausgezeichnet. Er war wohl der erste Gymnasialdirektor in Österreich, dem diese Auszeichnung zuteil wurde. Außerdem war er Besitzer der Kriegsmedaille, der Jubiläums-Erinnerungsmedaille für die bewaffnete Macht und für Zivil-Staatsbedienstete, des Jubiläumskreuzes für Zivil-Staatsbedienstete und des persischen Sonnen- und Löwenordens II. Klasse.

Z. war von unermüdlicher Arbeitslust und dazu ein rascher Arbeiter. Die wissenschaftliche Tätigkeit stellte er selbst im Drange gehäufter Amtsgeschäfte niemals ein. Seine erste Abhandlung „Der ägyptische Mythus im Phädrus des Platon und seine Konsequenzen" findet sich in der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1878, dann 1880 „Zu Horatius Od. IV 2" und von da ab begegnen ebendaselbst wiederholt eingehende Besprechungen von Ausgaben Platonischer Dialoge und Catulls. Ferner sind zu nennen „Die eurhythmische Technik des Catullus", Progr. Hernals 1879, „Beiträge zu Optatus Milevitanus", Eranos Vindobonensis, Wien 1893, „Des Caesius Bassus Bruchstück *de metris*", Serta Harteliana, Wien 1896. Neu von ihm herausgegeben sind „*P. Ovidii Nasonis carmina selecta in usum scholarum edidit C. I. Grysar*", Vindobonae MDCCCLXXXIII in sehr starker Vermehrung, „Nahrhaft-Walser, Lateinische Übungsbücher zur Gramm. von Dr. A. Goldbacher", IV. Teil, Wien 1898, III. Teil, Wien 1899 (beide Teile neu bearbeitet). Sein Hauptwerk, von der Kritik sehr beifällig aufgenommen, ist „*S. Optati Milevitani libri VII*" (*Corp. script. eccles. Lat.* vol. XXVI), Pragae, Vindobonae, Lipsiae MDCCCLXXXXIII. Seit Jahren arbeitete er, bis sozusagen die Feder seiner Hand entsank, an der Neuausgabe der Sermonen Zenos, Bischofs von Verona, und eine Frucht dieser Beschäftigung ist die Abhandlung „Zur stilistischen Würdigung des Zeno Veronensis" in der Festschrift zum hundertjährigen Jubiläum des Schottengymnasiums in Wien 1907.

Zahlreich sind Zs. Festreden und Nekrologe. Erwähnung verdienen „Rede anläßlich des 70. Geburtstages Seiner Majestät des Kaisers und Königs", Progr. Theres. 1901, „Zur Jubelfeier der sechzigjährigen Regierung Seiner k. und k. Apostolischen Majestät Franz Josef I.", Progr. Theres. 1909, „Kaiserin und Königin Elisabeth, † 10. September 1898", Progr. Theres. 1899, „Prof. Dr. Hubert Fuß", Progr. des Leopoldstädter

Kommunal-Real- und Obergymnasiums 1893, „Schulrat Prof. Dr. Jakob Rumpf", Progr. Theres. 1896, „Landesschulinspektor Hofrat A. Lang", Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1897, „Hofrat Prof. Dr. Karl Schenkl", Österreichische Mittelschule XV (1901), „Schulrat Prof. Johann Schwarz", Progr. Theres. 1904, „Regierungsrat Dr. Alois Ritter Egger von Möllwald", Progr. Theres. 1905.

Mitglied des Vereines „Mittelschule" war Z. seit Beginn seiner Lehrtätigkeit und im Ausschusse des Vereines wiederholt mit verschiedenen Funktionen betraut. Für seine Arbeitsfreudigkeit und hervorragende Wirksamkeit wurde ihm des öfteren der wärmste Dank ausgesprochen. Nicht mindere Verdienste erwarb er sich als Mitbegründer und Mitglied des deutschen Schulvereines. Dem Vereine Eranos Vindobonensis gehörte er seit seiner Gründung an und war im Vereinsjahre 1901/2 Präses desselben. Auch war er Mitglied der Bezirksgruppe Wieden des Vereines Ferienhort für bedürftige Gymnasial- und Realschüler und anderer Vereine.

Man würde jedoch Zs. Persönlichkeit nicht voll und ganz gerecht werden, schätzte man ihn nur als tüchtigen Fachgelehrten und Schulmann ein. Er besaß überhaupt eine umfassende Bildung, verfügte über eine ausgebreitete Kenntnis der Geschichte und deutschen Literatur in ihren besten Vertretern. Er war ferner eine eminent künstlerisch veranlagte Natur von feinem Geschmacke auf dem Gebiete der bildenden und graphischen Künste, namentlich auch auf dem der Musik. Selbst musikalisch gebildet, war er ein begeisterter Verehrer der klassischen Meister und nur so wird das glänzende Gelingen musikalischer Aufführungen verständlich, wie sie im Theresianum stattfanden am 9. Mai 1905 anläßlich des vor 100 Jahren erfolgten Todes Schillers, am 28. März 1906 zur Erinnerung an den 150. Geburtstag Mozarts, am 22. Mai 1909 aus Anlaß der hundertsten Wiederkehr des Todestages Haydns, bei der nur Kompositionen Haydns aufgeführt wurden. Z. zählte zu jenen Auserwählten, die bei der Geburt das freundliche Lächeln der Musen empfing und darum suchte und fand er so oft Erholung und erfreuenden Genuß im Konzertsaale, in der Oper und der dramatischen Kunst überhaupt. Man geht kaum fehl bei der Annahme, daß seine fesselnde und hinreißende Rhetorik, seine gewandte, vornehme und edle Meisterung der Sprache sich zu einem guten Teile dadurch erklären lassen, daß er die Koryphäen unseres Burgtheaters nicht nur mit Andacht hörte, sondern auch von ihnen zu lernen suchte. Dies im Vereine mit der Pflege der altklassischen Literatur, deren Inhalt und Geist für ihn in erster Linie maßgebend war, und gewiß auch angeborene Gemütsart führten zu jener Humanität, zu jener Güte und Wärme seines Herzens, die ihm die Zuneigung und das Vertrauen aller gewannen, und wenn er seinerzeit bei seiner Vorstellung als Direktor mit der Bemerkung schloß, er hege die zuversichtliche Erwartung, daß es ihm gelingen werde, das Vertrauen einst mit Recht zu fordern, das er derzeit nur erbitten könne, so ist diese Erwartung reichlich erfüllt worden; denn die Jugend blickte zu ihm wie zu einem schirmenden Vater auf, der Lehrkörper vertraute ihm, da er an ihm nicht so sehr den Vorgesetzten zu fühlen bekam als vielmehr den lieben, treuen Kampfgenossen, der seine Wünsche durch seltenen Takt und noch mehr durch sein Beispiel zu erreichen wußte, fremden Wünschen aber, soweit es nur anging, entgegen kam und im Dienste bereitwillig selbst in die Bresche sprang, um andere zu schonen.

Z. war im ganzen eine bescheidene, lebensfrohe, zur Heiterkeit neigende Natur und, wenn nicht alles trügt, glücklich, soweit es ein Sterblicher sein kann, mochte er auch manchmal von Widrigkeiten, die seine Stellung mit sich brachte, vorübergehend verstimmt werden. Diesem Glücke wurde wohl die Krone aufgesetzt, als er am 15. Juli 1901 Mathilde, die Tochter des Regierungsrates Johann Halmschlag, seines einstigen Kollegen und späteren Direktors, als Gattin heimführte. Die Ehe war, wenn auch kinderlos, eine der glücklichsten, und wer immer

einen tieferen Blick in dieses sonnige Zusammenleben zu tun in der Lage war, dem wäre es unfaßbar gewesen, daß in ihm je ein Schatten hätte verdüsternd wirken können. Die arme Witwe mag dem allzufrüh dahingegangenen Gatten im stillen manche Träne weihen und das Theresianische Gymnasium wird seinen Direktor lange vermissen, denn ein vollwertiger Ersatz für ihn wird sich sehr schwer finden lassen; die aber, die den Verewigten kannten, die mit ihm verkehrten und ihm näher standen, die unter ihm und mit ihm arbeiteten und wirkten, sie alle werden, eingedenk der Worte des großen Römers *viris meminisse honestum est*, ihm in der Tiefe ihrer Herzen ein treues und liebevolles Andenken bewahren.

Wien. Franz Zöchbauer.

Antwort.

In dieser Zeitschr. 1909, S. 97 ff. habe ich einen Aufsatz „Zu den Reichenauer Glossen" veröffentlicht, der viel früher fertig gestellt und für die Zeitschr. f. rom. Phil. bestimmt war, wo Prof. W. Foerster (XXXI 5) eine Abhandlung zur Frage der R. Gl. hatte drucken lassen. In einem Nachwort habe ich dargelegt, warum der Aufsatz so spät erschien. Auf S. 863 f. desselben Jahrganges dieser Zeitschr. ist nun von Prof. Foerster eine Richtigstellung erschienen, auf die ich zu antworten habe.

Anfangs März 1908 sandte ich das Manuskript an Prof. Gröber, den Herausgeber der Zeitschr. f. rom. Phil., ein, nachdem er mir hiezu die Erlaubnis erteilt hatte. In einem Schreiben vom 27. April 1908 teilte mir Gröber mit, daß er mir das Manuskript nochmals zur Durchsicht vorlege, „um bekannt zu geben, welche Streichungen und Änderungen im polemischen Teil der Ausführungen er für nötig erachte". Ich nahm seine mit Bleistift gemachten Randbemerkungen und Änderungen zur Kenntnis und sandte das Manuskript wieder nach Straßburg. Am 16. Juni schrieb mir Gröber, er hätte Anlaß gehabt, Foerster von meinem Artikel, der in seiner Zeitschr. erscheinen solle, Mitteilung zu machen. F. habe gebeten, ihm mein Manuskript vorzulegen für den Fall, daß er (Foerster) dazu etwas zu bemerken habe, was für die Belehrung des Lesers erwünscht sei .... „Ich sende Ihnen das Manuskript nochmals zu, damit Sie in die Lage kommen, eventuell alles zu beseitigen, was F. zu einer Duplik veranlassen könnte, zu der Sie im vorliegenden Aufsatz nicht schon Stellung nehmen konnten und damit Sie in der Lage sind auch die Seiten neu abzuschreiben, wo ich schroffe Ausdrucksweisen in Ihrem Artikel gemildert habe u. dgl.".

Ich antwortete, daß ich mit der Milderung der „schroffen Ausdrucksweisen" einverstanden sei, da es mir auf die Sache ankomme, aber zu einer farblosen Erklärung Foerster gegenüber könne ich mich nicht verstehen. Ich bat auch um nähere Angabe dessen, was F. zu einer Duplik veranlassen könnte, da ich das doch nicht erraten könne; denn ich wäre mir bewußt, nichts als meine Überzeugung dargelegt zu haben. Da es mir so unmöglich sei zu ändern, wolle ich gegebenenfalls mein Manuskript zurückziehen. Übrigens könne er sehen, daß ich lange nicht so scharfe Ausdrücke angewendet hätte, wie es F. beliebt hätte. Ich gab so meine Zustimmung, F. mein Manuskript zuzusenden.

Mittels einer Postkarte vom 21. Juni teilte mir Gröber mit, daß er um möglichst rasche Rücksendung des Manuskriptes bitte. Er schärfte mir ein, durchaus objektiv zu sein (ich glaubte, dies gewesen zu sein!) .... „Was Leser der Zeitschr. oder Foerster in Ihrem Artikel beanstanden können, kann ich Ihnen natürlich im voraus nicht sagen. Ich denke aber, daß eine Verständigung zwischen Ihnen beiden am besten so erreicht werden wird, daß Sie streng den ausgesprochenen Grundsatz befolgen

(die Objektivität!) und mir später Auskunft geben über die Gründe für Ihre den Einwendungen Foersters entgegenstehenden Ansichten, denen er in seiner Replik widerspricht — davon werde ich Ihnen nach Empfang seiner Anmerkungen zu Ihrem Artikel Kenntnis geben ....“ Dann teilt Gröber mit, daß er mir F.s Bemerkungen bald schicken wolle, damit ich in die Lage komme, dazu Stellung zu nehmen .... Noch der Schlußsatz: „Durch F.s Schärfe in der Abhandlung in der Zeitschr. über Ihre Reich. Gloss.-Ausgabe bitte ich, sich nicht tangieren zu lassen. Er ist erbittert; ich dämpfe möglichst“.

Nun machte das Manuskript wieder die Reise nach Straßburg, allerdings in der alten Fassung. Durch eine Karte vom 5. Juli bestätigt mir Gröber den Empfang mit der Bemerkung, es wäre besser gewesen, jeden Angriff auf F.s Einsicht und Fachverständnis zu meiden. Er (Gröber) habe dies noch zu tilgen gesucht. Über F.s Stellungnahme würde er mir seinerzeit zu berichten haben.

Ich teilte nun Gr. mit, daß ich Ende Juli zu einer Waffenübung nach Novibazar abreisen müßte, wo mir eine Beschäftigung mit der Sache unmöglich sei. Mit Spannung erwartete ich die Mitteilung von F.s Gegenbemerkungen. Da erhielt ich am Tage vor meiner Abreise einen Brief Gr.s vom 24. Juli, worin er mir bekanntgibt, daß er mir meine Abhandlung zurückgesandt hätte, die er leider nicht in die Zeitschr. aufnehmen könne. „W. Foester hat sie geprüft und mir mitgeteilt, daß er sich auf eine objektive Besprechung, um die ich ihn gebeten hatte, in seiner Replik nicht beschränken könne, da Sie in Ihrer Abhandlung mehrfach den Tatbestand verdunkelten und auf solche Leser rechneten, die F.s Arbeit nicht genau kennten. Er würde daher in seiner Replik auf solche Punkte, neben anderen, wo er sie zu berichtigen hätte, eingehen und auch von Ihrer Wahrheitsliebe zu sprechen haben usw. Es wird Ihnen klar sein, daß ich eine solche Replik, auf die Sie nicht an der gleichen Stelle antworten können, in der Zeitschr. nicht mitteilen kann, da sie Ihre Arbeit als eine solche hinstellte, die dem Leser der Zeitschr. nicht geboten werden darf. Denn sie sagt aus, daß die Abhandlung in die Zeitschr. nicht gehört. Da ich es nun nicht übernehmen kann, zwischen Ihnen beiden unter Prüfung der Stellen zu vermitteln, muß ich Ihnen leider Ihre Arbeit zur Verfügung stellen .....“ Was ich darauf antwortete, gehört nicht mehr zur Sache.

Nun frage ich, wo da die loyale Behandlung zu finden ist, von der F. spricht. Zweitens frage ich, ob ich nicht berechtigt war zu behaupten, daß F. sich gegen den Druck in der Zeitschr. f. rom. Phil. ausgesprochen habe (in welcher Form es geschah, ist doch wohl Nebensache). Und schließlich, bedeuten die aus Gr.s letztem Briefe angeführten Sätze nicht: Du hast gelogen? Auf die übrigen Vorwürfe hoffe ich antworten zu können, wenn F.s Aufsatz, den er in Aussicht stellt, gedruckt vorliegen wird. Herr Hofrat Meyer-Lübke hatte von meinem Nachwort keine Kenntnis, da ich es erst anläßlich der Korrektur hinzufügte. Er steht also außerhalb der Parteien.

Graz. J. Stalzer.

Eingesendet.

Das Wissen für Alle.

Diese von der Vereinigung österreichischer Hochschuldozenten herausgegebene populärwissenschaftliche Zeitschrift hat mit dem neuen Jahre ihren X. Jahrgang begonnen. Die beiden Hefte, die im Jänner erschienen sind, enthalten des Interessanten eine reiche Fülle. Der Alt-

meister der klassischen Philologen, Theodor Gomperz, veröffentlicht einen Teil der volkstümlichen Universitätskurse, die er in diesem Herbste vor zahlreichen Zuhörern gehalten hat, unter dem Titel: Aristoteles als Naturforscher. Der berühmte Historiker Karl Lamprecht spricht in einer Reihe höchst prägnant formulierter Aphorismen (Paralipomena der deutschen Geschichte) seine Anschauungen über Geschichte und Geschichtsforschung aus. Die in jüngster Zeit so lebhaft besprochenen Ausführungen des großen schwedischen Naturforschers Svante Arrhenius über die Verbreitung des Lebens durch den Weltenraum werden aus seiner Schrift „Das Werden der Welten" vollinhaltlich wiedergegeben. Artikel über den Maler Hans von Marées, über Volksbräuche und Aberglauben auf der Insel Cherso, über Zimmerpflege der Pflanzen schließen sich an. In der Rubrik „Volkstümliche Universitätskurse" wird ein Vortragszyklus von Stefan Hock über die ältere deutsche Romantik publiziert. Der nur in wenigen Ausgaben der Werke enthaltene herrliche „Natur"-Aufsatz Goethes, mannigfache interessante Notizen und Buchanzeigen sowie eine eigene naturwissenschaftliche Beilage vervollständigen den reichen Inhalt. Das vierteljährige Abonnement dieser Zeitschrift kostet nur 3 K; dafür werden aber nicht nur 6—7 Hefte im Vierteljahr geboten, sondern auch eine wertvolle Buchbeilage, deren Ladenpreis allein die Hälfte des Abonnements (1 K 50 h) beträgt. Im letzten Quartal wurde das Werk „Die babylonische Geisteskultur" von Prof. Winckler den Abonennten übersendet. In diesem Quartal wird das Werk „Die moderne Chirurgie für Laien" von Prof. Dr. Tillmann als Beilage ausgegeben. Abonnements übernimmt jede Buchhandlung und jeder Kolporteur sowie der Verlag von Hugo Heller & Cie. in Wien I., Bauernmarkt 3.

Berichtigungen.

S. 46 dieses Jahrganges sind die Verse Z. 10 bis 6 v. u. irrtümlich aus der Fußnote in den Text gestellt worden.

Wien. J. M. Stowasser.

In die Titelangabe des hier auf S. 59 besprochenen Buches „Zehn Vorträge über die Aussprache der englischen Schriftzeichen von Gebhard Schatzmann" haben sich leider zwei Druckfehler eingeschlichen. Statt „auf englischer Grundlage" soll es „auf vergleichender Grundlage" heißen und der Preis beträgt nicht 2 K 40 h, sondern nur 1 K 80 h.

Wien. Dr. Joh. Ellinger.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Lexikalisches und Exegetisches zu Homer.

Durch die trefflichen Odyssee-Kommentare von Cauer[1]) und Henke[2]) ist die Homer-Erklärung in den letzten Jahren in einem Maße gefördert worden, wie dies wohl schon seit langem nicht mehr der Fall gewesen ist; gleichwohl bleibt für die Wort- wie für die Sacherklärung noch immer genug zu tun übrig. Auch die folgenden Bemerkungen sollen einen bescheidenen Beitrag zur Homer-Interpretation liefern. Sie bringen nicht durchwegs Neues; bisweilen soll älteren, bereits in Vergessenheit geratenen Erklärungen von neuem Geltung verschafft werden, bisweilen wird es sich auch um die Prägung eines entsprechenden deutschen Ausdruckes für ein homerisches Wort handeln, so daß die vorliegende Studie auch der Praxis des Übersetzens in der Schule dienen soll.

1. Δαὶς ἐΐση.

Eine oft gebrauchte Verbindung, deren Erklärung, wie es scheint, bisher nicht geglückt ist. Nicht befriedigen kann die Deutung 'gebührendes Mahl', d. h. ein Mahl, bei dem jeder den ihm gebührenden Anteil erhält (Nägelsbach); denn wir hören nichts davon, daß die Portionen dem Range der Gäste entsprechend stets so verschieden waren, daß sich daraus ein charakteristisches Epitheton des Mahles hätte entwickeln können. Gegen die andere Deutung 'gemeinsames Mahl' (Ameis) muß eingewendet werden, daß in ἶσος, das nur 'gleich', 'gehörig', 'regelrecht' u. ä. bedeutet[3]), ein Begriff wie 'gemeinsam' nicht gelegen ist; zudem

[1]) Anmerkungen zur Odyssee. Vier Hefte. Berlin 1896.
[2]) Homers Odyssee. Text, Kommentar und Hilfsheft. Leipzig 1901 f.
[3]) „Die Sache wird durch dieses Beiwort ihrer Idee, ihrem Ideal gleichgestellt und vollkommen entsprechend genannt". Doederlein, Gloss. 425.

wäre 'gemeinsam' als Epitheton des Mahles ziemlich nichtssagend, was ja die homerischen Epitheta sonst nicht sind.

Geglückt scheint bereits die Deutung von *νηῦς εἴση*. Es ist dies ein regelrechtes, normales Schiff, d. h. ein Schiff, das nach allen Regeln der Kunst gebaut ist, im Gegensatz zu einem Notschiffe, wie es sich Odysseus zimmert. Auch *φρένες εἶσαι* deutet man völlig richtig als den normalen Verstand, den Verstand, wie er sein soll. Ich meine nun, dieselbe Bedeutung hat *εἴση* als Epitheton von *δαίς*: es ist das normale Mahl, bei dem es so zugeht, wie es sich gehört, d. h. bei dem genau alle nach antiker Auffassung für ein Mahl geltenden religiösen und konventionellen Vorschriften eingehalten werden; im Gegensatz zu einem Mahle, wie man es im Felde oder auf der Jagd einnimmt; oder wie es Odysseus als unbekannter Landstreicher bei Eumaios, oder, auf der Türschwelle sitzend, als Bettler bei den Freiern verzehrt. Als Übersetzung empfiehlt sich wohl am besten 'wohlgeordnetes Mahl'.

2. *Εὖ ναιετάων.*

Dieses beliebte Epitheton zu *πόλις*, *δόμοι* und *μέγαρα* wird ausnahmslos als 'wohlbewohnt', 'gut zu bewohnen', 'recht wohnlich' u. ä. gedeutet. Doch ist nicht einzusehen, wie eine solche Bedeutung in dem aktiven Partizip *ναιετάων* liegen sollte. Das Verbum *ναιετᾶν* wird öfter von Örtlichkeiten, so von Ländern, Inseln und Städten, als Prädikat ausgesagt (*Δ* 45, *ϑ* 574, *ι* 23 u. ö.) und bedeutet dann, wie von allen mit Recht angenommen wird, 'liegen', 'gelegen sein', wobei dem Griechen eine im Deutschen nicht leicht wiederzugebende sinnliche Belebtheit der Örtlichkeit vorschwebt, die am deutlichsten in *α* 404 hervortritt. Warum sollte nun das durch *εὖ* näher bestimmte Partizip des Verbums etwas anderes bedeuten? *Εὖ ναιετάων* kann nichts anderes sein, als „gut wohnend", d. i. von Örtlichkeiten ausgesagt, 'schön daliegend', 'gut gelegen'. In Verbindung mit *πόλις* wird sich als Übersetzung 'wohlgelegen', mit *δόμοι* und *μέγαρα* 'stattlich' empfehlen.

3. *Ἰοχέαιρα.*

Hier wird es sich lediglich um die Prägung eines entsprechenden deutschen Ausdruckes handeln; denn gedeutet ist das Wort bereits von Henke u. a. in unwiderleglich richtiger Weise. Daß es von *ἰός* und *χέω* (nicht *χαίρω*) herzuleiten sei, war ja längst bekannt; doch deutete man *ἰοχέαιρα* als 'Pfeilschützin' mit Unrecht, denn das Schießen des einzelnen Schützen kann ja nicht gut ein 'Ausschütten' der Pfeile genannt werden. Henke hat mit mit Recht darauf hingewiesen, daß der Schütze, der sich zum Schießen fertig macht, die Pfeile vor sich auf dem Boden ausschüttet, wie dies *χ* 3 Odysseus tut. Demnach wird das so häufig gebrauchte Epitheton der Artemis wohl am besten mit 'schußbereit' wiederzugeben sein.

4. Ἀποῤῥώξ.

Der Kyklop preist ι 359 den Wein, den ihm Odysseus kredenzt, als *ἀμβροσίης καὶ νέκταρος ἀποῤῥώξ*. Warum nun muß *ἀποῤῥώξ* um jeden Preis '*effluvium*', 'Ausfluß' heißen? So nämlich wird es allgemein übersetzt. Was ist überhaupt ein 'Ausfluß' von Nektar und Ambrosia? Da die Herkunft des Wortes von *ἀποῤῥηγνύναι* außer Zweifel steht, so kann es doch nichts anderes als ein von einem Ganzen abgebrochenes Teil bedeuten, ein 'Stück'; *ἀποῤῥὼξ ἄρτου* beispielsweise wäre ein 'Stück Brot'; und darum wird unter *ἀμβροσίης καὶ νέκταρος ἀποῤῥώξ* wohl eine 'Portion Nektar und Ambrosia' zu verstehen sein, wobei natürlich — wie auch sonst — Nektar und Ambrosia verbunden den Begriff 'Götternahrung' ergeben.

5. Die ῥῶγες μεγάροιο in χ 143.

Während des Freiermordes geht Melanthios über die *ῥῶγες μεγάροιο* hinauf (*ἀνέβαινε*), um Waffen zu holen, und kehrt alsbald auf demselben Wege mit zwölf Schilden und ebenso vielen Helmen und Speeren zurück. Was sind nun jene *ῥῶγες*? Wir haben es hier mit einem vielumstrittenen Worte zu tun, dessen verschiedene Deutungen wohl am vollständigsten bei Seiler s. v. verzeichnet sind. Von den zahlreichen Erklärungen haben sich gegenwärtig noch zwei erhalten, die aber beide nicht recht befriedigen können. Nach der einen sind die *ῥῶγες* enge Hausgänge, die sich von der *λαύρη* aus verzweigen und zu den einzelnen Teilen des Hinterhauses führen, in dem auch der *θάλαμος ὅπλων* gelegen ist. Dem widerspricht aber die Grundbedeutung von *ῥώξ*, die nur 'Bruch', 'Riß' sein kann. Einen Gang in einem Gebäude, er mag noch so eng sein, kann man nicht gut einen Durchbruch oder Riß nennen; *ῥώξ* deutet vielmehr darauf hin, daß etwas ursprünglich Festes, Massiges gewaltsam durchbrochen worden ist. Außerdem ist mit dieser Erklärung *ἀνέβαινε ἀνὰ ῥῶγας* unvereinbar; denn da der *θάλαμος ὅπλων*, das Ziel des Weges, zu ebener Erde liegt, so müßten jene Gänge ebenda gelegen sein. Schließlich haben die fraglichen *ῥῶγες* das Attribut *μεγάροιο* bei sich; sie müssen sich also im 'Männersaale' selbst befunden haben, denn diese Bedeutung hat doch wohl *μέγαρον* im Zusammenhange der Stelle. Die andere Deutung sieht in den *ῥῶγες* Lucken, fensterartige Öffnungen in der Seitenwand des Saales, zu denen Melanthios emporklettert. Damit wird nun freilich dem *ἀνέβαινε* sein Recht und die *ῥῶγες* befinden sich dann auch im *μέγαρον*. Aber fürs erste: wie gelangte Melanthios zu diesen Lucken hinauf, wie kam er, zumal mit so vielen Waffenstücken beladen, wieder hinab und wie brachte er sich samt seiner umfangreichen Last durch die gewiß nicht großen Öffnungen? Fürs zweite: warum benützte er nicht den bequemeren Weg durch

die unverschlossene *ὀρσοθύρη* (v. 126), die in die *λαύρη* führte, nach der hin sich auch jene Lucken geöffnet haben müssen?

Die richtige Deutung des vielbesprochenen Wortes hat meines Erachtens vor fast einem Jahrhundert ein bescheidener Schulmeister in einer böhmischen Landstadt gefunden. In der herrlichen, leider nunmehr gänzlich verschollenen Übersetzung von Zauper, die unter Goethes Auspizien entstand und den lebhaften Beifall des Dichterfürsten fand, heißt es an unserer Stelle: „Also sprechend stieg Melanthios zu Odysseus' Kammer auf des Hauses Treppe hinauf". Zauper irrte insoferne, als er offenbar an eine in das Obergeschoß führende Treppe dachte; doch die Auffassung von *ῥῶγες* als 'Treppe', 'Stufen' ist unzweifelhaft richtig[1]).

Der einzige Weg in die zur Waffenkammer führende *λαύρη* ging durch die *ὀρσοθύρη*, wie der Name sagt, eine Hochtüre. Die Wände des homerischen Hauses bestanden aus einer steinernen Grundmauer (*λάινος οὐδός*) und der darüber sich erhebenden eigentlichen Wand aus Luftziegeln und Holzfachwerk. Die 'Hochtüre' nun befand sich auf der Höhe jenes steinernen Unterbaues; um zu ihr zu gelangen, mußte man über Stufen steigen, die in charakteristischer Weise *ῥῶγες*, 'Brüche', hießen, denn sie waren in den Stein der Grundmauer eingebrochen[2]). Eine solche Deutung scheint der Situation vollkommen angemessen zu sein; zudem braucht man nicht mehr wie bisher anzunehmen, daß die *ὀρσοθύρη* mit einer Leiter erstiegen werden mußte, was der Dichter bei der Anschaulichkeit, die seinen Schilderungen eigen ist, gewiß erwähnt hätte.

6. Die „Äxte" beim Bogenkampf der Freier in *φ*.

Es muß wundernehmen, daß man hie und da noch immer der Annahme begegnet, man habe von ihren Stielen abgezogene Axteisen mit der Schneide in einer Reihe in den Boden gesteckt, so daß durch ihre Stiellöcher hindurch geschossen werden konnte. Wäre dem so, dann müßte der Schütze ein Däumling gewesen sein und auch der hätte noch knieen oder gar sich platt auf den Boden legen müssen. Weit sinnreicher ist schon die Deutung, daß die Beile mit den Stielen in dem Boden eingerammt wurden und es nun galt, durch ein in der Beilklinge befindliches Loch hindurchzuschießen; ein Beil mit einer derart durchbrochenen Klinge führt eine Amazone auf einer Metope von Selinunt[3]). Aber müssen es denn überhaupt wirkliche Beile gewesen sein? Daß es zum mindesten nicht solche waren, die auch sonst verwendet

---

[1]) Der Zusatz *οἱ δὲ τὰς ἀναβάσεις*, den V im E. M. bietet, wird Zauper kaum bekannt gewesen sein. [Übrigens findet sich schon in J. H. Voss' Übersetzung 'empor die Stufen des Hauses'. Die Red.]

[2]) *Ῥωγάδες δὲ πετραί εἰσιν.* E. M.

[3]) Abbildungen s. bei Henke a. a. O. Hilfsheft S. 171 und bei Cauer IV, S. 44.

wurden, geht aus φ 61 f. hervor, wo sie als ἀέθλια, als 'Kampfgerät', in einer Truhe liegen; und schon vor mehr als einem halben Jahrhundert hat Grashof vermutet, es handle sich um ein eigenes für ein Spiel verfertigtes axtähnliches Eisen[1]). Doch er dachte dabei nur an Axteisen ohne Stiel. Wäre nun das Spielgerät diesen nachgebildet gewesen, so hätte es wohl derart ins Kolossale vergrößert werden müssen, daß es mit einem wirklichen Axteisen kaum mehr eine Ähnlichkeit gehabt hätte und darum auch nicht „Axt" genannt worden wäre. Ich meine darum, es waren Spielgeräte, die einer Axt samt Stiel — in der oben geschilderten Art — glichen, also axtähnliche Zielscheiben, die man in Ermangelung eines passenden Ausdruckes kurzweg πελέκεις, 'Äxte', nannte.

7. Das Bett des Odysseus in ψ.

ψ 183 f. erzählt Odysseus, er habe rings um einen Ölbaum die Schlafkammer gebaut und dann den Stamm behauen und gehobelt,

> ἑρμῖν' ἀσκήσας, τέτρηνα δὲ πάντα τερέτρῳ.
> ἐκ δὲ τοῦ ἀρχόμενος λέχος ἔξεον, ὄφρα τέλεσσα,
> δαιδάλλων χρυσῷ τε καὶ ἀργύρῳ ἠδ' ἐλέφαντι·
> ἐν δ' ἐτάνυσσ' ἱμάντα βοὸς φοίνικι φαεινόν.

Aus dem Stamm also zimmerte er den Bettfuß und von diesem beginnend das übrige Bettgestell und bespannte schließlich den Rahmen mit den Ledergurten, auf denen dann das Bettzeug ruhte. Wie soll man sich nun das Ganze nach seiner Vollendung vorstellen? „In welcher Weise die Bretter des Bettgestells an jenen natürlichen Pfosten angefügt wurden, wird nicht deutlich", bemerkt Cauer zur Stelle. Die Erklärer sprechen immer nur von einem Bettfuß und scheinen anzunehmen, daß das ganze Bett auf dieser einen Stütze ruhte. Es ist nun nicht denkbar, daß das lange und breite Gestell samt dem darauf liegenden Schläfer auf einer Stütze balanzieren sollte; diese müßte sich überdies unten in der Mitte befunden haben; dies ist jedoch ausgeschlossen, da auf den Bettfüßen ein Rahmen ruhte, der in der Mitte nicht massiv, sondern hinüber und herüber mit Gurten bespannt war. Ich meine, dieses so wunderlich erscheinende Bett des Odysseus hat nicht anders ausgesehen als alle anderen homerischen Betten. Wenn Odysseus v. 199 erzählt, er habe von dem fixen Bettfuß beginnend das Bett gezimmert, bis es fertig war, so heißt das wohl, daß er zunächst genau nach dem Muster des einen fixen Fußes drei andere, bewegliche zimmerte; auf diesen vier Stützen ruhte dann wie bei jedem anderen Bett der Rahmen. Daß der Dichter das Zimmern der drei anderen Füße nicht ausdrücklich er-

[1]) Das Fuhrwerk bei Homer und Hesiod. Programm von Düsseldorf 1846.

wähnt, hat wohl darin seinen Grund, daß er dies als selbstverständlich voraussetzte, und kann umsoweniger auffallen, als er auch die anderen Teile des Bettes, so den Kopf- und den Fußteil, nicht besonders erwähnt.

8. *Οὐχ Ὀδυσσεύς, ἀλλ' ἠθεῖος.*

ξ 144 f. schließt der biedere Eumaios seinen Herzenserguß dem unbekannten Fremdling gegenüber, der ihn um den Namen seines Herrn gefragt hat, mit den Worten:

ἀλλά μ' Ὀδυσσῆος πόθος αἴνυται οἰχομένοιο·
τὸν μὲν ἐγών, ὦ ξεῖνε, καὶ οὐ παρεόντ' ὀνομάζειν
αἰδέομαι· περὶ γάρ με φίλει καὶ κήδετο θυμῷ·
ἀλλά μιν ἠθεῖον καλέω καὶ νόσφιν ἐόντα.

'Odysseus war mein Herr; er ist nicht mehr! seinen Namen aber scheue ich mich auszusprechen; denn er liebte mich über die Maßen; nein, den Lieben will ich ihn nennen'. Eumaios scheut sich also, den Namen Odysseus auszusprechen — und doch hat er dies unmittelbar vorher getan — und begründet diese Scheu damit, daß sein Herr ihn liebte, und erklärt, ihn den Lieben nennen zu wollen. Wie ist dies alles zu deuten?

Wenn Henke erklärt: „Odysseus spricht den Namen seines Herrn nur mit Ehrfurcht aus“, so kann *αἰδέομαι ὀνομάζειν* dies wohl schwerlich bedeuten und es stimmt dazu nicht die Fortsetzung 'sondern den Lieben nenn' ich ihn'. Willkürlich ist Ameis' Erklärung, Eumaios scheue sich, „den Namen des Odysseus auch nur auszusprechen, ohne einen Ausdruck der Liebe und Verehrung hinzuzufügen“; dasselbe gilt von der ähnlichen Erklärung Faesis, *ὀνομάζειν* bedeute 'mit dem bloßen Namen nennen', ohne ein herzliches Beiwort. Davon ist in der Stelle nichts zu finden und damit ist auch das Rätsel nicht gelöst, das in der Begründung dieser Scheu liegt: 'denn er liebte mich'. Mit Recht scheinen dagegen ältere Erklärer unsere Stelle mit τ 406 f. in Zusammenhang gebracht zu haben. Die Lösung des Rätsels liegt in der dort aufgeklärten Bedeutung des Namens Odysseus. Odysseus heißt 'der Hasser'. Eumaios, von dem Fremden um den Namen seines Herrn gefragt, schämt sich geradezu, diese Frage zu beantworten, denn sein Herr führt einen ganz abscheulichen Namen, der zudem auch ganz und gar nicht zu seinem Wesen paßt. 'Haßmann hieß mein Herr, ich schäme mich, es zu sagen, denn er liebte mich, sein richtigerer Name ist Liebermann.'

Wien. H. St. Sedlmayer.

Gedanken und Wünsche für die Einrichtung von Schulwörterbüchern.

Bevor wir über die Einrichtung der Schulwörterbücher sprechen, müssen wir die Frage aufwerfen: Welchen Zweck haben diese Bücher? Sollen sie nur dazu dienen, dem Schüler für die Lektüre der Schulschriftsteller die Bedeutung eines ihm unbekannten Wortes anzugeben, oder haben sie, davon abgesehen, auch die Aufgabe, ihm als Lehrbuch über eine Seite des Sprachlebens zu dienen, über die er in seinem anderen sprachlichen Lehrbuche, der Grammatik, meistens nichts oder nur mittelbar etwas findet, nämlich über den Wortschatz, und zwar über das Wort als Individuum und in seinem Verhältnisse zu anderen Wörtern. Die erste Alternative werden wohl nur diejenigen bejahen, die den Wert einer Arbeit nach der Zeit beurteilen. Je weniger Zeit man braucht, umso besser! Dieser Standpunkt wäre aber meiner Ansicht nach der eines Schülers, der möglichst schnell mit der Arbeit fertig sein möchte. Wer diesen Standpunkt gutheißt, der sollte das Lexikon überhaupt aus der Arbeitsstube des Schülers verweisen und ihm an Stelle dessen eine fortlaufende Präparation in die Hand geben. Hiermit soll keineswegs gesagt werden, daß ich ein Gegner der gedruckten Präparationen bin; im Gegenteil, wenn diese richtig angelegt sind, können sie dem Schüler Zeit ersparen, nämlich das mechanische Umblättern des Lexikons, ohne ihm die geistige Belehrung vorzuenthalten, die nach meiner Ansicht das Lexikon ihm bieten soll. Nur in zwei Punkten steht der Gebrauch der Präparation dem des Lexikons nach: 1. er nimmt dem Schüler die geistige Arbeit ab, zu überlegen, von welcher Grundform (Nominativ, Präsens) die im Schriftsteller vorkommende Flexionsform stamme; 2. es nimmt ihm die geistige Arbeit ab, unter den angeführten Bedeutungen des Wortes die für die Stelle passende herauszusuchen. Dazu kommt aber noch ein Nachteil der Präparation. Diese kann unmöglich alle vorkommenden Wörter angeben, sondern muß sich auf die beschränken, die nach der Ansicht des Herausgebers entweder allen Schülern ganz neu oder vielen von ihnen möglicherweise nicht mehr gegenwärtig sind, obwohl sie früher schon vorgekommen sind. Ist nun aber einem Schüler einmal ein Wort entfallen, das der Herausgeber der Präparation nicht anführt, so ist er ratlos, wo er sich darüber Auskunft holen soll. Soll er seine Grammatik oder sein Übungsbuch nach dem entschwundenen Worte durchblättern? So muß er also außer der Präparation doch noch ein Lexikon besitzen und benutzen. Ich möchte sagen, das Lexikon nimmt zu dem Kreise der Schulschriftsteller *mutatis mutandis* dieselbe Stellung ein wie das nach Stücken geordnete Vokabular des Übungsbuches zu den Stücken desselben. Allerdings erfüllen die Vokabularien unserer Übungsbücher nicht die pädagogische Aufgabe,

die ihnen meiner Ansicht nach zukommt, nämlich jedes neu einzuprägende Wort in Verbindung zu bringen mit den bisher bekannten Wörtern derselben Wortfamilie, mit verwandten Wörtern anderer dem Schüler bekannter Sprachen und mit bekannten Fremdwörtern, ferner durch Kenntlichmachung etwaiger Prä- und Suffixe ein besseres Verständnis der Bedeutung herbeizuführen, das noch durch Heranziehung von Parallelen für die Bedeutungsentwicklung aus anderen Sprachen, besonders der Muttersprache, sehr gefördert werden kann. Es sei gestattet, hier auf meine Schrift „Die Etymologie im Sprachunterrichte der höheren Schulen", Halle 1906 hinzuweisen, sowie auf den Versuch, die Theorie in die Praxis umzusetzen, in meinem Programm „Wörterverzeichnis zu Ostermann-Müllers lateinischem Übungsbuch für Sexta, Ausgabe *A*, nach etymologischen Grundsätzen bearbeitet", Weilburg 1908 und in dem ebenfalls in Halle erschienenen „Wörterverzeichnis zu den griechischen Übungsbüchern von Prof. Dr. Kohl, etymologisch bearbeitet". Wenn nun der Schüler bei der Schriftstellerlektüre die Bedeutung eines ihm bisher unbekannten Wortes nicht bloß für den Augenblick kennen lernen, sondern — von ganz singulären Wörtern abgesehen — auch behalten soll, um seinen Wortschatz zu erweitern, so muß auch das Lexikon alles tun, um die Behaltbarkeit und das Verständnis zu erhöhen; in welcher Weise dies m. E. geschehen kann, davon später.

An dieser Stelle möchte ich ein Wort über den Gebrauch von Spezialwörterbüchern zu den einzelnen Schulschriftstellern sagen. Der erste Umstand, der dagegen spricht, ist der Kostenpunkt. Man vergleiche nur den Preis der Spezialwörterbücher zu Xenophon, Homer, Herodot, Lysias, Plato, Thukydides, Sophokles, Demosthenes, für das Lateinische zu Caesar, Cicero, Livius, Sallust, Tacitus, Ovid, Vergil, Horaz, um nur die für a l l e Anstalten obligatorischen Schriftsteller zu nennen, mit dem eines der verbreiteten Schulwörterbücher! Aber dieser materielle Grund ist natürlich nicht die Hauptsache. Da in den Spezialwörterbüchern zu den einzelnen Bedeutungen die Stellen angegeben werden, so kann dieser Umstand leicht dazu führen, daß der Schüler, anstatt zu überlegen, welche von den angeführten Bedeutungen an der ihm vorliegenden Stelle passe, einfach nach den Zahlen sucht, die die betreffende Stelle bezeichnen, und dann die angegebene Bedeutung nimmt: also von geistiger Arbeit gar keine Spur! Will man die Spezialwörterbücher damit verteidigen, daß man behauptet, es sei oft zu schwer für den Schüler, aus der Masse der einzelnen Wortbedeutungen die passende herauszufinden, so müßten die Spezialwörterbücher m. E. auf die Angabe der Stellen verzichten, so daß dem Schüler immerhin aus einer geringeren Anzahl von Bedeutungen die Auswahl der passenden übrig bliebe. Andrerseits liegt hier ein Punkt, den die Herausgeber von Schulwörterbüchern wohl beachten müssen; sie dürfen in der Gliederung der Wortbedeutungen nicht zu sehr

ins einzelne gehen, weil sonst die Überfülle der Bedeutungen auf den Schüler eher verwirrend als klärend wirkt.

Aus diesem Grunde, weil die großen Schulwörterbücher oft gegen diesen pädagogischen Grundsatz verstoßen, möchte ich für die Schriftsteller, mit denen die Lektüre anfängt, also für Caesar und Xenophon — auch für Homer, wenn auch aus anderen Gründen — ein Spezialwörterbuch empfehlen, etwa in der Weise, wie uns Fügner in seiner Cäsarausgabe ein kleines etymologisches Wörterverzeichnis bietet. Für Homer ist m. E. deshalb ein Spezialwörterbuch vorzuziehen, weil dieses dem Schüler in eingehenderer Weise als dies in größeren Wörterbüchern des Raumes wegen möglich ist, die homerischen Formen erklären muß, damit die Unterrichtsstunde selbst von derartigen Formalien möglichst entlastet werde. Das Homerlexikon muß zunächst einen kurzen Abriß der homerischen Formenlehre enthalten, auf den dann im Lexikon selbst verwiesen wird. Singuläre Formen müssen *sub voce* erklärt werden, so weit das Verständnis des Schülers dazu ausreicht. Dieses würde größer sein, wenn unsere Grammatiken überhaupt mehr Gewicht darauf legten, dem Schüler die Formen, die er sich gedächtnismäßig aneignen soll, auch in ihrer Entstehung zum Verständnis zu bringen, wie ich dies in meiner kleinen Schrift „Griechische Lautlehre auf etymologischer Grundlage“ gefordert habe.

Nachdem wir so über den Zweck der Schulwörterbücher gesprochen, gehen wir nun zu der Einrichtung derselben über. Die erste Frage ist hier: Welches Wortmaterial ist auszuwählen? Theoretisch ist die Beantwortung dieser Frage sehr leicht: Es ist der Wortschatz aller auf der Schule gelesenen Schriften zu verzeichnen. In der Praxis ist die Sache aber nicht so einfach. Denn außer den von den Schulbehörden als obligatorisch vorgeschriebenen Schriften gibt es noch eine ganze Anzahl, die, von den Behörden freigestellt, an den verschiedenen Anstalten nicht immer, aber hin und wieder gelesen werden. Wenn die Verfasser der Schulwörterbücher auf großen Absatz rechnen, dürfen sie sich nicht auf einen Staat, etwa Preußen, beschränken, sondern müssen alle deutschen Schulen, auch die deutschen Schulen des Auslandes, soweit es deutsches Sprachgebiet ist, berücksichtigen. Wenn man nun auch nach den Schulprogrammen eine Statistik der gelesenen Schriften aufstellt, welcher Häufigkeitsgrad soll denn maßgebend sein für die Aufnahme einer Schrift? So erklärt es sich, daß z. B. die beiden griechischen Schulwörterbücher von Kaegi und Menge, wenn sie auch in den meisten aufgenommenen Schriften übereinstimmen, doch kleinere Abweichungen zeigen: So fehlt bei Menge Aischylos, Platos Menexenos, Isokrates ad Demonicum, andererseits bei Kaegi Lucians Traum, Prometheus, Charon, Timon, Lykurgs Leocratea. Man kann wohl sagen: Als negatives Kriterium ist festzuhalten: auszuschließen sind alle Schriften, die innerhalb eines mehrjährigen Zeitraumes — etwa in den letzten zehn Jahren — nirgends mehr ge-

lesen worden sind. Denn durch Berücksichtigung solcher Schriften würde der Raum genommen für pädagogisch wichtige Bemerkungen zu den aufzunehmenden Wörtern. Von einem wesentlich anderen Gesichtspunkte geht Gemoll in seinem neuen griechischen Lexikon aus. Er bezeichnet dieses auch nicht als „Schulwörterbuch“ allein, sondern als „Schul- und Handwörterbuch“. Er behauptet in der Vorrede, daß „die Schulwörterbücher für die immer weitere Kreise ziehenden Schulbedürfnisse nicht mehr ausreichen“. Ob diese Behauptung wirklich zutreffend sei, vermag ich nicht zu sagen, mir erscheint sie übertrieben. Ich halte die Auswahl, die Kaegi bietet, für völlig ausreichend. Für Menges Wörterbuch würde ich die Berücksichtigung von Äschylus wünschen. Wenn ein Lehrer mit seinen Schülern noch andere als die von Kaegi berücksichtigten Schriften lesen will, so ist es für ihn ja eine Kleinigkeit, den Schülern Wörter, die so selten sind, daß sie bei Kaegi nicht stehen, vor der häuslichen Präparation anzugeben. Es ist zuzugeben, daß Gemoll vom Standpunkte des Gelehrten recht hat. Vom Standpunkte des Lehrers aus möchte ich behaupten: durch Beschränkung auf die wirklich in der Schule gelesenen Schriften hätte er Raum gewonnen für manche pädagogisch wichtige Bemerkung — ich habe einige diesbezügliche Wünsche in meiner in der „Zeitschrift für Gymnasialwesen“ erschienenen Rezension ausgesprochen.

Ehe ich nun zu der Einrichtung der einzelnen Artikel übergehe, möchte ich zunächst noch von den dem eigentlichen Lexikon vorauszuschickenden „Vorbegriffen“ sprechen, wie sie das lateinische Wörterbuch von Stowasser bietet. Ich sehe darin einen großen Vorzug dieses Werkes und bedauere es sehr, daß die drei griechischen Schulwörterbücher von Kaegi, Menge und auch das in dem gleichen Verlage wie Stowassers Werk erschienene von Gemoll dergleichen nicht enthalten. Diese „Vorbegriffe“ sind m. E. notwendig. Sie müssen die wichtigsten Lautgesetze für die Vergleichung der griechischen Wörter mit urverwandten deutschen und lateinischen Wörtern verzeichnen; ferner sind die wichtigsten Arten der Bedeutungsentwicklung zu besprechen. Stowasser berührt außerdem eine Anzahl von interessanten Problemen im Anschluß an das bekannte Werk von Paul „Prinzipien der Sprachwissenschaft“. Es wäre sehr zu wünschen und würde vom pädagogischen Standpunkte aus den Wert der Bücher beträchtlich erhöhen, wenn auch für die griechischen Schulwörterbücher solche „Vorbegriffe“ zusammengestellt würden. Natürlich müßte in dem Lexikon selbst gegebenenfalls, wie dies auch von Stowasser geschieht, auf die Paragraphen der „Vorbegriffe“ verwiesen werden.

Besprechen wir nun die Einrichtung der einzelnen Artikel und zwar zunächst mit Ausschluß der Eigennamen, die eine besondere Besprechung verlangen. Was die übrigen Artikel angeht, so ist jedes Wort zu betrachten einmal sowohl als Individuum wie als Glied des Wortschatzes, insbesondere als Glied einer Wortfamilie,

sodann nach seiner Lautgestalt und nach seiner Bedeutung, die wir gleichsam als Körper und Geist des Wortes bezeichnen können.

Was die Lautgestalt des Wortes betrifft, so muß die Quantität bezeichnet werden, u. zw. kann man sich hier am besten auf die Bezeichnung der Längen beschränken. An dieser Stelle ist über die Angaben aus der Formenlehre zu sprechen. Jedem Substantiv werde, wie es in der Regel geschieht, der Genetivausgang und das Geschlecht hinzugefügt, beim Adjektive die Genera, beim Verbum die Stammformen (selbstverständlich mit zulässigen Abkürzungen). Natürlich müssen etwa vorkommende singuläre Formen, die aus der Grammatik nicht gelernt sind, erwähnt werden. Formen aus den griechischen Dialekten müssen mit gleichwertigen attischen verglichen werden. Am besten ist es wohl, wenn die Formalien in einem besonderen Abschnitt am Ende des Artikels zusammengestellt werden, wie dies von Menge geschieht. Solche Formen, deren Ableitung von der Nennform (Nominativ und Präsens) für den Schüler unmöglich oder sehr schwierig ist — das gilt besonders von homerischen Formen — müssen in der alphabetischen Wortfolge angeführt werden. Sehr zu wünschen wäre es, wenn solche Formen erklärt werden könnten, doch wird sich dieser Wunsch wohl, wie oben bemerkt, mit Rücksicht auf den Raum nicht verwirklichen lassen und muß daher wohl auf Spezialwörterbücher zu Homer beschränkt werden.

Als Individuum hat jedes Wort seine Geschichte von der Entstehung bis zu seinem Untergange. Beide Daten liegen aber meistens im Dunkeln, nur höchst selten kann die Schöpfung eines Wortes auf eine bestimmte Person zurückgeführt werden; denn der Schriftsteller, bei dem das Wort zuerst auftritt, braucht doch durchaus nicht immer der Schöpfer des Wortes zu sein, und ebenso wenig ist mit der Nichterwähnung eines Wortes in späteren Schriftwerken das Nichtvorhandensein desselben in der Sprache identisch. Wenn deshalb ein großer Thesaurus nur ein unzulängliches Bild der Geschichte eines Wortes bietet, so gilt dies in sehr gesteigertem Maße von einem Schulwörterbuche, das gleichsam aus der Lebenslinie des Wortes nur einzelne Punkte, die nicht einmal immer die bezeichnendsten zu sein brauchen, erwähnt. Wenn man alle Bedeutungen, die ein Wort in den überlieferten Schriftwerken zeigt, zusammenstellt, so ist eine zwiefache Anordnung derselben möglich, eine logische (bezw. psychologische) und eine chronologische. Beide brauchen sich keineswegs zu decken und tun es gewöhnlich nicht. Denn es ist ja sehr gut denkbar, daß ein Wort bei dem ältesten Schriftsteller nicht in der Grundbedeutung gebraucht wird, sondern in einer abgeleiteten, die Grundbedeutung aber bei einem späteren Schriftsteller vorkommt. Welche Ordnung ist nun für die Angabe der Bedeutung vorzuziehen? Theoretisch betrachtet würde nur die chronologische Anordnung ein Bild von der Geschichte des Wortes bieten, wie sie sich auf Grund der Über-

lieferung ermitteln läßt, natürlich müßten dann bei jedem Schriftsteller alle Bedeutungen, in denen das Wort bei ihm vorkommt, angegeben werden. Da nun aber die schriftliche Überlieferung eines Wortes höchst lückenhaft ist, so würde auch das Bild, das uns eine chronologische Anordnung der Bedeutungen bieten kann, höchst lückenhaft sein. Dazu kommt noch die große Schwierigkeit, welche die chronologische Bestimmung der Schriftsteller und der einzelnen Schriftwerke oft macht. Es erscheint also praktisch richtiger, — und geschieht wohl auch durchweg — die logische (bezw. psychologische) Anordnung zu wählen und bei den einzelnen Bedeutungen die Schriftsteller, bei denen das Wort in der betreffenden Bedeutung vorkommt, namhaft zu machen. Hiedurch wird auch der Vorteil gewonnen, daß Wiederholungen eher zu vermeiden sind. Denn wenn sich eine Bedeutung des Wortes von der ersten schriftlichen Aufzeichnung bis zur letzten Erwähnung bei der überwiegenden Mehrzahl der Schriftsteller findet, dann brauchen die Namen derselben nicht namhaft gemacht zu werden. Wissenschaftlich richtig wäre es ja allerdings, sämtliche Schriftsteller anzuführen, ja die Häufigkeit des Vorkommens statistisch festzustellen, um so zu sagen die Machtstellung des Wortes extensiv und intensiv ermessen zu können. Jedenfalls ist dies nötig, wenn das Wort nicht, wie man sagen könnte, in jedermanns Munde gelebt hat. Dies geschieht auch z. B. in dem *Thesaurus linguae Latinae*. Für ein Schulwörterbuch ist diese Anordnung die einzig mögliche, da ja die chronologische Anordnung aus den oben angeführten Gründen ein gar zu dürftiges Bild liefern würde. Nun kommt aber noch ein pädagogischer Grund hinzu. Durch die logische (psychologische) Zusammenstellung lernt der Schüler, wie sich die abgeleiteten Bedeutungen aus der Grundbedeutung entfalten. Um von dieser Bedeutungsentfaltung und -entwickelung ein recht klares und übersichtliches Bild zu liefern, das auch desto leichter behalten wird, genügt es nicht, wie es meistens geschieht, die Arten und Unterarten der Bedeutungen durch verschiedenen Druck und durch Dispositionen mit I, 1, *a*, *α* usw. kenntlich zu machen, sondern es empfiehlt sich, wie dies Stowasser getan hat, der Angabe der Beispiele ein Schema der Bedeutungsentwicklung vorauszuschicken. Ihm ist Gemoll gefolgt, aber nur bei einem sehr kleinen Teil von Wörtern (etwa 280). Er hat diese Zusammenstellungen durch „Einrahmung“ noch schärfer hervorgehoben, aber leider ist dieses graphische Mittel in der zweiten größeren Hälfte des Werkes sehr viel seltener angewandt als in der ersten (80 : 200). Wahrscheinlich merkte Gemoll, daß er für häufigere Anwendung zu viel Raum brauchen würde. Die Umrahmung und dispositionsartige Untereinanderstellung der Bedeutungen erhöhen zwar die Deutlichkeit des Bildes, müssen aber wohl des mangelnden Raumes wegen aufgegeben werden, aber die Voranstellung des Schemas der Bedeutungsentwickelung halte ich für so durchaus praktisch und pädagogisch,

daß ich nicht darauf verzichten möchte. Dem Schüler wird auf diese Weise, wenn er das Schema durchliest, die Überlegung, welche Bedeutung an der ihm vorliegenden Stelle passe, erleichtert, er gewöhnt sich eher an systematisches Überlegen als an mechanisches Aufsuchen. Wenn er einen spaltenlangen Artikel über ein Wort findet, überkommt ihn leicht ein Grauen und er macht sich verdrossen daran, den langen Artikel nach der für seine Stelle passenden Bedeutung zu durchsuchen. Hat er beim Durchlesen ein Wort gefunden, das ihm zu passen scheint, atmet er erleichtert auf und — liest den Artikel natürlich nicht mehr bis zum Ende! Anders, wenn er gleichsam mit einem Blick die Bedeutungsentfaltung überschaut. Hier möchte ich eine pädagogische Mahnung anknüpfen, die vielleicht nicht unbegründet sein dürfte. Wie ein Lehrling von seinem Meister in der Handhabung seines Handwerkszeuges unterwiesen wird und unterwiesen werden muß, so müßte man auch den Schüler anleiten, das Handwerkszeug, das er selbständig in Abwesenheit des Lehrers und ohne dessen Hilfe benutzen soll, richtig zu gebrauchen. Gerade das Lexikon ist ja das einzige Handwerkszeug, das er benutzen muß, ohne den Lehrer sofort fragen zu können. In der Grammatik wird ihm in der Klasse der Inhalt der Regel zum Verständnis gebracht, auch der Wortlaut derselben in seinem Buche, falls dieser irgend eine sprachliche Schwierigkeit bietet, erklärt. Beim Übersetzen aus dem Übungsbuche hat er die nach Stücken geordneten Wörterverzeichnisse, die ihm die Präparation ermöglichen. Nun tritt er an die Schriftstellerlektüre heran. Wenn auch nach den Vorschriften der Behörde die erste Präparation in der Klasse erfolgen soll, so muß doch bald zu selbständiger häuslicher Vorbereitung übergegangen werden und nun soll der Schüler das ihm aufgegebene Arbeitspensum erledigen, ohne daß er recht weiß, wie er sein Handwerkszeug, das Lexikon, dabei handhaben soll. Man müßte deshalb geradezu in der Stunde vor der ersten selbständigen Präparation das Lexikon mitbringen lassen und die Schüler anleiten, es richtig zu gebrauchen. Sie müssen angewiesen werden, den Artikel nicht Wort für Wort hintereinander durchzulesen — dadurch würde sehr viel Zeit ohne rechten Gewinn verbraucht werden — sondern zuerst die durch den Druck hervorgehobenen Hauptbedeutungsgruppen; wenn ihnen unter den Hauptgruppen eine im allgemeinen für die vorliegende Stelle zu passen scheint, dann sollen sie die etwa noch verzeichneten Untergruppen dieser Hauptgruppe vornehmen und so fort, bis sie die beste Bedeutung für die betreffende Stelle gefunden zu haben glauben. Diese Tätigkeit wird nun, wie oben gesagt, dem Schüler bedeutend erleichtert durch die Voraussetzung des Schemas. Dabei müssen, wie dies auch von Stowasser geschieht, die Arten der Bedeutungsentwicklung, z. B. okkasionell, speziell, metaphorisch, metonymisch usw., die in den „Vorbegriffen“ erklärt werden, angegeben werden. Auf diese Weise gehen dem Schüler die wich-

tigsten Arten der Bedeutungsentwicklung gleichsam, ohne daß er es merkt, in Fleisch und Blut über und er kann dann beim Extemporieren in der Klasse eine neue Vokabel oder eine bisher unbekannte Bedeutung eines Wortes aus der Grundbedeutung selbst ableiten. Sehr wichtig für das Verständnis und die Behaltbarkeit ist der Hinweis auf parallele Bedeutungsentwickelungen aus anderen Sprachen, besonders der Muttersprache. Zu bemerken ist, daß die Spezialisierung der Bedeutungen nicht zu sehr ins einzelne gehen darf. In dieser Hinsicht scheint mir Menge des Guten zu viel getan zu haben, während Kaegi und Gemoll, der vielfach in der Gliederung mit Kaegi übereinstimmt, das rechte Maß bewahrt haben. Bei Kaegi haben die Artikel eine größere Länge, weil Gemoll mit Recht die Anführung der Beispiele beschränkt hat.

Wie wir oben von den Angaben aus der Formenlehre gesprochen haben, so schließen wir hier gleich einige Worte über syntaktische Bemerkungen an. Da die verschiedenen syntaktischen Konstruktionen in der Regel ihren Grund in der verschiedenen Bedeutung haben, so sind selbstverständlich beide Angaben mit einander zu verbinden, aber ebenso sind auch, wenn das Wort in einer Bedeutung mehrere Konstruktionen zuläßt, diese anzugeben.

Wir haben bis jetzt das Wort als Individuum betrachtet und gehen nun zu dem Verhältnis über, in dem es zu anderen Gliedern des Wortschatzes steht, insbesondere zu den anderen Wörtern derselben Wortfamilie.

Zunächst ist hier von den Synonymen zu sprechen. Dies ist ein Punkt, der gerade für Schulwörterbücher aus pädagogischen Gründen wichtig ist. Man kann hier unterscheiden zwischen Synonymen, die gleichzeitig gewissermaßen friedlich nebeneinander bestehen, und solchen, die nacheinander im Gebrauch sind, indem gleichsam eines das andere im Kampfe ums Dasein vom Platze verdrängt. Für die Schule kommt natürlich mehr die erste Klasse in Betracht, die auch zahlreicher ist. In möglichst knapper Weise ist in einem besonderen Abschnitte der Unterschied der Synonyma anzugeben, weil dadurch das Verständnis des Wortes vertieft wird. Außerdem hat solche Nebeneinanderstellung der Synonyma praktischen Wert für die Übersetzungen aus der Muttersprache, so lange solche noch angefertigt werden. Die andere Art der Synonymen zu verzeichnen hat weniger praktische Bedeutung, ist aber für die Geschichte des Wortschatzes interessant, so daß es nichts schadet, wenn auch in einem Schulwörterbuch dergleichen erwähnt wird. In der Regel werden in diesem auch Angaben gemacht über die verschiedenen Sprachperioden, denen ein Wort angehört, wie archaisch, klassisch, nachklassisch, und wenn ein Wort nur bei Dichtern vorkommt. Zu loben ist die graphische Bezeichnung, die Menge in seinem lateinischen Schulwörterbuche anwendet, er verfolgt damit zugleich den praktischen Zweck, dem Schüler die richtige Auswahl für die Übersetzungen aus der Muttersprache zu erleichtern.

Wenn wir jetzt zu dem Verhältnis des Wortes zu anderen Wörtern der Wortfamilie übergehen, so kommen wir damit zu der sogenannten „inneren“ Etymologie. In dieser Hinsicht besteht bei den Lexikographen die Gewohnheit, bei jedem Worte — um einen naturwissenschaftlich-juristischen Ausdruck zu gebrauchen — den nächsten Aszendenten anzugeben. In der Regel ist dies nicht schwer. Aber genügt das, um die Stelle eines Wortes innerhalb seiner Wortfamilie erkennen zu lassen? Diese wird erst dann vollständig erkannt, wenn neben dem nächsten Aszendenten auch die Deszendenten des nächsten Grades angegeben werden, wie dies auch in dem *Thesaurus linguae Latinae* geschieht. Für Schulwörterbücher möchte ich allerdings nicht so weit gehen, daß von allen Wörtern, die Ableitungen 3. oder 4. Grades sind, solche 4. oder 5. Grades angegeben werden sollen, weil diese, wenn sie vorkommen, meist derartig gebildet sind, daß sie von dem Schüler mit Leichtigkeit ihre Stelle in der Wortfamilie erhalten können. Anders steht es mit den primären und vielleicht auch sekundären Ableitungen. Nach meinem Dafürhalten müssen diese an einer Stelle, am besten bei dem zugrunde liegenden Verbum, zusammengestellt werden. In dieser Hinsicht übertrifft Menge die beiden anderen griechischen Schulwörterbücher von Kaegi und Gemoll. Bei *ἄγω* z. B. führt Menge als Ableitungen an: *ἀγός*, *ἀγωγή*, *ἄκτωρ*, *ἄγρα*, *ἀγρός*, *ἀγυιά*, *ἀγών*, *ἀγινέω*, *ἄξων*. Es wären noch *ἀγέλη* und *ἄξιος* zu erwähnen gewesen; aber das Prinzip ist als richtig anzuerkennen. Ebenso führt M. im lateinischen Wörterbuch unter *ago* an: *agmen*, *agito*, *agilis*, *agaso*, *ager*, *cogo*, *ambāges*, *ambiguus*, *prodigus*, *axis*, *ala* u. a. Auf diese Weise überschaut der Leser von einem Punkte, in dem angeführten Beispiel von *ἄγω* aus, einen weiten Kreis, während sonst der Blick immer nur am einzelnen haftet. Besser wäre es allerdings, wenn auch hier wenigstens mit einem Worte die Grundbedeutung der abgeleiteten Wörter angegeben würde. Wenn kein Verbum vorhanden ist, von dem die einzelnen Wörter stammen, wie z. B. bei der Wurzel *ĝher* fassen : *χείρ* Hand, *χορός* Reigentanz, *χόρτος* Gehege, *χορδή* Darm, *χαίρω* freue mich, *χρή* es ist nötig, dann muß eins von diesen Wörtern ausgewählt werden, bei dem die übrigen angeführt werden; auf dieses müßte dann bei den übrigen Wörtern dieser Wortfamilie verwiesen werden.

Um nun bei Ableitungen höheren Grades die verschiedenen Ableitungssuffixe, die in einem Worte vorliegen, auf e i n e n Blick kenntlich zu machen, würde sich die Anwendung verschiedener graphischer Hilfsmittel empfehlen: die Wurzel selbst müßte fett (oder stärker) gedruckt werden, das letzte Suffix bliebe in der Regel unbezeichnet, die zwischen der Wurzel und dem letzten Suffix stehenden würden entweder durch verschiedenen Druck oder durch verschiedene Unterstreichung kenntlich gemacht, z. B. ἀγωνιστής. Wenn in einem Laute Wurzel und Suffix zusammentreffen wie z. B. in *πρᾶξις*, kann es in der Weise deutlich gemacht werden, daß **ξ** fett gedruckt

wird zum Zeichen, daß darin das *κ* der Wurzel steckt, und *ξις* unterstrichen wird, zum Zeichen, daß darin das Suffix *σις* enthalten ist, also πρᾶξις. Bei der inneren Etymologie ist auf die Anführung von Bedeutungsparallelen, hauptsächlich aus der Muttersprache, besonderes Gewicht zu legen, weil hiedurch dem Schüler ein weit größeres Verständnis des fremden Wortes eröffnet wird. Zu *ἀγρός* : *ἄγω*, *ager : ago* stelle ich „Trift : treiben“, mit *ἀγέλη* vergleiche ich „Trieb“ („nächt ist in unsern Trieb der gleißend Wolf gefallen“ Uhland) oder auch „Trift“, das letztere Wort kann auch zu *ἀγυιά* gestellt werden (vgl. über „Trieb“ und „Trift“ Paul, Wörterbuch), außerdem kann mit *ἀγυιά* „Weg : bewegen“ verglichen werden; zu *ἄγρα* ist das „Treiben“ „Treibjagd“, auch „Trieb“ (s. Paul) zu stellen. Bei *ἄξων* ist die Parallele *πόλος* : *πέλομαι* anzuführen, desgleichen Wagen : bewegen, bei *ἄξιος* ist *exāmen* (aus *exagmen*) Zünglein an der Wage und „Wage, wägen, wiegen : bewegen“ heranzuziehen. Eine Anzahl von Bedeutungsparallelen sind in meinem in den „Neuen Jahrbüchern“ von 1909 abgedruckten Vortrage „Die Etymologie im Sprachunterricht der höheren Schulen“ enthalten. Es sei mir gestattet, noch einige anzuführen (der Kürze wegen mögen die Bedeutungen hier fortgelassen werden) *γέρων* : *γερουσία* = *senex : senatus; ἀνήρ* : *ἀνδρεία* = *vir : virtus; Πλούτων* : *πλοῦτος* = *Dīs : dīves; αἶσα* : *αἴνυμαι* = *νέμεσις* : *νέμω* = *μοῖρα* : *μέρος*; *γενηΐς* : *γένειον* = Barte : Bart; *ἐγγύς* : *γύη* = *comminus : manus; κῶλον* : *κωλώτης* = *lacertus : lacerta; σόβη* : *σοβέω* = *φόβη* : *φοβέω*; *πότμος* : *πίπτω* = *casus : cado*; *ἄλφιτον* : *ἀλφός (albus)* = Weizen : weiß; *ἄντρον* : *ἄνεμος* = *spelunca : spirare*; *capulus : capio* = Griff : greifen; *castus : castigare* = züchtig : züchtigen; *πέλεια* : *πολιός* = *palumbes : palleo; forma : ferire* = *τύπος* : *τύπτω*; *fenum : *fendo* = Heu : hauen; *frequens : farcio* = *saepe : saepio; mundus* Putz und Welt = *κόσμος* Schmuck und Welt; *rupes : rumpere* = *saxum : secare; cernere* absondern, sichten : urteilen = *putare* abschneiden : rechnen; *scrofa : scrobis* = *γρομφάς* : *γράφω*; *scrofa : scrofula* = *χοῖρος* : *χοιράς*; *specus : specio* = *ὀπή* : St. *ὀπ*; *ὑπακούω* : *ἀκούω* = *oboedio : audio* = gehorchen : horchen (hören); *πνεῦμα* Geist : *πνέω* = *ψυχή* : *ψύχω* = *spiritus* (franz. *esprit*) : *spirare; ἄνθος* : *ἄνεμος* = *θυόεις* : *θύελλα*; *θυμός* : *θύω* = *cupio : vapor.*

Nicht weniger wichtig als die „innere“ Etymologie ist die „äußere“, d. h. die Angabe urverwandter Wörter aus anderen Sprachen. In einem Schulwörterbuch muß sich aber die äußere Etymologie auf die Angabe von Wörtern aus den auf der Schule gelehrten Sprachen beschränken, also bei lateinischen Wörtern auf verwandte griechische und deutsche, bei griechischen auf verwandte lateinische und deutsche. Zuweilen aber bietet sich ein englisches Wort zur Vergleichung dar, besonders dann, wenn im Nhd. kein Wort des Stammes vorhanden ist. Ich nenne eine Anzahl von englischen Wörtern, die herangezogen werden können. *γυνή* : *queen;*

δρῦς : *tree;* ἕδνον : *wedding;* θρασύς, θαρρέω : *dare;* κύκλος : *wheel;* λάξ : *leg; lex : law;* λοιδορεῖν, *ludus : little;* μείλιχος, *mitis : smile;* μέριμνα : *mourn; ovis,* οἶς : *ewe;* παύω, *pauci : few;* πέλμα, *pellis : film;* πλίνθος : *flint;* πράσον, *porrum : furze;* σμύχω : *smoke;* ὑμεῖς : *you;* χόνδρος, *frendo : grindstone; arcus : arrow; celsus, collis,* κολωνός : *hill; curro,* ἐπίκουρος : *horse; forma : brim; fragum : strawberry; globus : club; langueo : slack; limbus : limp; magnus,* μέγας : *much; pecus, pecunia : fee;* πρόμος, πράμος : *from; tango : take; vanus,* εὖνις : *want.*

Seltener werden sich französische Wörter zur Anknüpfung an griechische Wörter darbieten, weil in der Regel das lateinische Wort vorliegt. Nur wenn ein französisches Wort von einem keltischen stammt, das einem griechischen (oder lateinischen) Worte urverwandt ist, müßte das französische zur Vergleichung herangezogen werden. Ich nenne: zu θήγω franz. *dague* Dolch (engl. *dag, dagger*), nhd. Degen; zu ἔχραον, lat. *ingruo, rūdus* franz. *grève* sandiger Strand, *gravier* Kies (engl. *gravel*); zu θραύω, lat. *frustum*, franz. *drille* Lumpen; zu δρῦς, lat. *durus* (aus **drurus*), franz. *dru* dicht; zu μείλιχος, lat. *mitis*, franz. *mignon;* zu lat. *aes : harnais,* nhd. Harnisch. Auch wenn etwa ein französisches Wort von einem germanischen stammt, das mit einem griechischen (oder lateinischen) Worte urverwandt ist, müßte es genannt werden, z. B. zu γεύομαι, *gustare,* franz. *choisir* (aus got. *kausjan*). In einem lateinischen Wörterbuch müßte bei jedem Worte das aus ihm entstandene französische (eventuell auch das englische) angegeben werden. Ist das französische Wort dem Schüler bekannt, so kann es das lateinische im Gedächtnis stützen, auch versteht der Schüler das französische in seiner Lautgestalt und Bedeutung besser; ist es bisher unbekannt gewesen, so wird es zugleich mit dem lateinischen ins Gedächtnis aufgenommen.

Was nun die Anführung aus anderen als in der Schule gelehrten Sprachen angeht, so sind Kaegi und Stowasser zu loben, weil sie sich derselben enthalten. Denn was sollen einem Schüler, ja auch einem Lehrer, der sich nicht speziell mit vergleichender Sprachwissenschaft beschäftigt, die Angaben von altindischen, slawischen, keltischen usw. Wörtern? Selbst wenn für das griechische (bezw. lateinische) Wort ein verwandtes deutsches oder lateinisches (bezw. griechisches) nicht zum Vergleich herangezogen werden kann, wohl aber ein altindisches, slawisches, keltisches usw., so ist doch darauf zu verzichten.

Was soll man aber dazu sagen, daß man bei Gemoll zuweilen ein urverwandtes deutsches Wort vermißt, während ein Wort aus einer dem Schüler — und dem Lehrer — fremden Sprache zitiert wird? Z. B. ἀθερίζω, ai. *adharas,* es fehlt: „unter"; ἀνεψιός, ai. *naptis,* es fehlen *nepos* „Neffe, Niftel, Nichte"; ἄστυ, ai. *vāstu,* es fehlen Vesta, „Wesen"; δέρω, ai. *dṝfis* Balg, lit. *diriù* schinden,

es fehlt „trennen“; *δήν*, ai. *dūrás* fern, es fehlt „zaudern“; *δόρυ*, ai. *dru* Baum, *dāru* Holz, altsl. *drŭvo* Holz, es fehlt „Teer“; *ἐρετμόν*, ai. *aritra*, es fehlt „Ruder“; *ἐρωή* I, ai. *rásas* Flüssigkeit, es fehlt „rasen“; *εὐρύς*, ai. *urús* weit, es fehlen *rūs* „Raum“. *ζυγόν*, ai. *jugám*, es fehlt „Joch“; *ἥμερος*, ai. *sāma* Milde, freundliche Behandlung, es fehlt „sanft“; *ἰός*, ai. *viṣam* Gift, es fehlt „verwesen“; *κῆρυξ*, ai. *kārúṣ* Lobsänger, es fehlt „Ruhm“; *κνηκός*, ai. *kañcanam* Gold, es fehlt „Honig“ und manche andere Wörter (vgl. meine Rezension über Gemolls Werk). Durch Fortlassung dieser fremden Wörter würde Raum gewonnen für manche pädagogisch wichtige Bemerkung.

Wir kommen nun zu den Lehnwörtern. Diese sind meiner Ansicht nach unbedingt anzuführen, weil dadurch in dem Schüler eine Vorstellung von dem Einfluß erweckt wird, den eine Sprache auf die andere ausgeübt hat. Dies geschieht in dem lateinischen Lexikon von Stowasser, nicht in dem von Menge, nicht in den drei griechischen, was von mir bei einem Schulwörterbuch als ein großer Mangel empfunden wird. Im Unterricht selber, besonders bei der Lektüre, ist keine Zeit zu solchen Belehrungen, sollen deshalb diese, die dem Schüler doch ein größeres Verständnis der Muttersprache erschließen, ihm vorenthalten werden? Natürlich sind neben den deutschen auch die französischen und englischen Lehnwörter anzuführen. Von Lehnwörtern aus dem Griechischen nenne ich hier beispielsweise nur die voralthochdeutschen (nach Kluge): zu *ἐλεημοσύνη*: Almosen, f. *aumône*, e. *alms;* zu *ἰατρός*: Arzt (aus *ἀρχιατρός*), f. *archiâtre* Oberarzt; zu *βῖκος*: Becher (aus vulgärlat. *bicarium*); *ἐπίσκοπος*: Bischof, e. *bishop*, f. *évêque;* zu *ἀποθήκη*: Bottich, fr. *boutique*, daraus d. Lehnw. Butike, span. *bodega;* zu *δράκων*: Drache, f. *dragon*, e. *dragon;* zu *ἀμφορεύς*: *amphora*, Amphora, L. Eimer (lat. *ampulla* Ampel, f. *ampoule* Blase); zu *ἄγγελος*: Engel, f. *ange*, e. *angel;* zu *ἐμφυτεύειν*: impfen, f. *enter*, e. *imp;* zu *καμάρα*: Kammer, f. *chambre*, e. *chamber* (dazu Kamerad, f. *camarade*, e. *comrade*); zu *χάρτης*: l. *charta* Kerze; zu *κυριακός*: Kirche (aus *κυριακόν*), e. *church* (dagegen f. *église* aus *ἐκκλησία*); zu *κύμινον*: l. *cumīnum* Kümmel, f. und e. *cumin;* zu *μίνθη*: l. *menta* Minze, f. *menthe*, e. *mint;* zu *ἄμη*: l. *ama* Ohm, nachahmen; zu *κυδώνιον μῆλον*: l. *cotonea* Quitte, f. *coing*, e. *quince;* zu *σαρκοφάγος*: Sarg, f. *cercueil;* zu *σάγμα*: Packsattel, l. *sagma*, vulgärlat. *sauma* Saum (im Saumtier, Säumer), f. *somme*, e. *seam;* zu *σίναπι*: Senf; zu *στυππεῖον*: l. *stuppa* stopfen, f. *étouper*, e. *stop;* zu *στρουθός* (*μεγάλη*): l. *struthio* Strauß, f. *autruche*, e. *ostrich* (aus *avis struthio*); zu *διάβολος*: Teufel, f. *diable*, e. *devil;* zu *δίσκος*: Tisch, e. *dish* Schüssel, *desk* Pult, f. *dais* Baldachin; zu *θήκη*: Zieche, f. *taie*, e. *tick;* zu *τελώνιον*: Zoll, e. *toll.*

Dasselbe gilt natürlich von lateinischen Lehnwörtern aus dem Griechischen. Der Schüler würde so manchen guten Bekannten,

den er schon im Lateinunterricht kennen gelernt hat, wiederfinden. Ich nenne z. B. aus dem Latein. Übungsbuch für VI von Ostermann-Müller: *corona, epistula, poēta, metallum, elephantus, leo, ephorus, turris, philosophus, hōra, poena, tyrannus, antrum.*

Weniger leicht ist die Frage zu beantworten, wie es mit den zahlreichen Fremdwörtern aus dem Griechischen und Lateinischen zu halten ist. Prinzipiell betrachtet, müßten auch diese erwähnt werden; denn gerade sie vervollständigen erst das Bild von dem Einfluß der beiden alten Sprachen auf alle Kulturvölker. Hier muß jedoch zugegeben werden, daß eine grundsätzliche Anführung der Fremdwörter (etwa in dem Umfange, wie sie Hemmes Werke: „Was muß der Gebildete vom Griechischen wissen?“ und „Das lateinische Sprachmaterial im Wortschatze der deutschen, französischen und englischen Sprache“ bieten) des Raumes wegen unmöglich ist. Doch halte ich dieses Anknüpfungsmittel für so vortrefflich, daß es so oft, wie es irgend möglich ist, angewandt werden muß. Es soll dann eine Auswahl von solchen Fremdwörtern getroffen werden, die innerhalb des Gesichtskreises eines Schülers liegen, wobei es durchaus nicht nötig ist, daß j e d e r alle Fremdwörter kennen muß. Eine große Anzahl von Fremdwörtern wird schon herangezogen werden können, um die Vokabeln des Übungsbuches zu befestigen (s. meine etymologische Bearbeitung der Kohlschen Wörterverzeichnisse und das Programm Weilburg 1908). Man muß die Sache psychologisch betrachten: Nichts ist langweiliger als Vokabeln zu lernen, wenn jedes Wort für sich isoliert ins Gedächtnis aufgenommen werden soll, nichts mechanischer als Vokabeln im Lexikon aufzuschlagen. Wenn nun diese mechanische, langweilige Arbeit etwas angenehmer gestaltet wird durch die Freude, ein Wort, das man bisher zwar kannte, aber noch nicht eigentlich verstand, nun durch die Zurückführung auf seinen Ursprung zu verstehen, so ist einmal die Zeit, die mit dem Durchlesen derartiger Angaben verbracht wird, und sodann die Geldsumme, die ein durch solche Angaben vermehrtes Wörterbuch mehr kostet als ein anderes, nicht verloren, sondern es wird geistiger Gewinn dafür eingetauscht.

Eine besondere Besprechung verlangen die Eigennamen. Man könnte zweifelhaft sein, ob Eigennamen in einem Schulwörterbuch überhaupt einen Platz haben. Denn über die Eigennamen, die bei den Schulschriftstellern vorkommen, geben wohl alle jetzt üblichen Schulausgaben in besonderen Eigennamenverzeichnissen genügende Auskunft, meistens ausführlicher als das Lexikon. Man vergleiche z. B. die Angaben über Konon in der Ausgabe der Hellenica von Sorof, die 17 Zeilen umfassen, mit Gemoll: „*Κόνων* berühmter athenischer Feldherr, siegt bei Knidos über die Spartaner 394“ und Menge: „*Κόνων*, Sohn des Timotheus, athenischer Flottenführer 413—393 v. Chr., später auf Cypern gestorben“. Nur Kaegi bietet in 11 Zeilen die wichtigsten Daten aus dem Leben des

Kenon. Trotzdem ist es bisher üblich, auch die Eigennamen in den Wörterbüchern anzuführen. Da es wohl ausgeschlossen ist, sämtliche bei den Schriftstellern vorkommende Eigennamen aufzunehmen, so muß jeder Herausgeber nach subjektivem Ermessen eine Auswahl treffen. Menge z. B. sagt, daß er es für notwendig gehalten habe, alle Patronymika, die sich bei Homer finden, genau zu erklären und alle Eigennamen, die in Xenophons Anabasis vorkommen, zu berücksichtigen und mit den erforderlichen grammatischen Angaben zu versehen. Beides halte ich aus den oben angegebenen Gründen für unnötig. Kaegi ist zuzustimmen, wenn er solche Eigennamen fortläßt, „die in der Stelle selbst ihre Erklärung haben oder weiter gar nicht bekannt sind". Aber weshalb z. B. *Βάβριος* „ein späterer Fabeldichter, wahrscheinlich im III. Jahrh. n. Chr." oder *Κράντωρ* „aus Soloi in Kilikien, Schüler der Akademiker Xenokrates und Polemon ca. 320 v. Chr." und ähnliche Namen Aufnahme gefunden haben, verstehe ich nicht. Wenn solche Eigennamen nicht in den eingeführten Ausgaben eines Schriftstellers erklärt werden, dann muß der Lehrer die nötigen Notizen geben. Gemoll spricht sich über seine für die Auswahl der Eigennamen maßgebenden Grundsätze nicht aus; so muß man wohl annehmen, daß er alle bei den von ihm behandelten Schriftstellern vorkommenden Namen verzeichnet habe. Aber was soll in einem griechischen Wörterbuch z. B. die Angabe *Ἀαρών ὁ* indecl. Aaron, Bruder des Moses NT."? Der Sekundaner oder Primaner, — denn das Neue Testament griechisch zu lesen, ist doch nur auf dieser Stufe möglich — der nicht wüßte, daß Aaron Moses' Bruder war, verdiente wegen ungenügender Kenntnis in der biblischen Geschichte bestraft zu werden. Noch auffallender ist „*Ἀδάμ ὁ* indecl. Adam".

Ich muß gestehen, daß ich die Eigennamen aus den Schulwörterbüchern streichen und sie den Schriftstellertexten beigeben möchte. Allerdings müßten die Namensverzeichnisse der Textausgaben nicht bloß die zum Verständnis der Stelle nötigen sachlichen Belehrungen geben, sondern, wie dies auch zuweilen geschieht, sprachliche Belehrungen über die Bedeutung des Namens mit dem Hinweis auf parallele Namenbildungen in anderen Sprachen, besonders der Muttersprache. Dieselbe Forderung stelle ich an die Eigennamen, die gegenwärtig in einem Lexikon verzeichnet werden. Unter die notwendigen Sacherklärungen gehören bei geographischen Namen die genaue Angabe der Lage und, wenn möglich, des heutigen Namens, bei Personennamen Angaben über den Ort, die Zeit und die zum Verständnis des Schriftstellers erforderlichen Lebensschicksale. Unter die sprachlichen Angaben rechne ich, selbstverständlich soweit es möglich ist, zunächst die Übersetzung des Namens. Bei Ortsnamen muß, wenn der Name auf die Natur des Ortes Bezug nimmt, dies angegeben werden. Sodann müssen ähnliche Namen aus anderen Sprachen, besonders aus dem Deutschen,

zum Vergleich herangezogen werden. Dadurch wird der Schüler über die Prinzipien, die bei der Namengebung sowohl der Personennamen wie der Ortsnamen geherrscht haben, belehrt. Der Name hört auf, für ihn ein bloßer Schall zu sein! Ich nenne einige Vergleichungen (zum Teil nach Benseler, Wörterbuch der griechischen Eigennamen). Ortsnamen: *Ὄσσα*: Egge; *Καλλιρρόη*: Schönbrunn, Schönfließ; *Δουλίχιον*: Langeland; *Ἀπραγόπολις*: Sanssouci, Buitenzorg auf Java; *Ἐφύρα*: Wartburg; *Ἐρυθραί*: Rothenburg; *Εὔβοια*: Schönweide; *Ἀνθηδών*: Blumenau; *Αἴπεια*: Höchstädt; *Αὐλών*: Thale; *Ἀνεμώρεια*: Windhuk; *Ἄῷος*: Oste; *Γεράνεια*: Kranichfeld; *Κόραξ*: Rabenstein bei Harzburg; *Κρῆναι*, *Κραννών*: Brunnen, Brünn; *Κρομμυών*: Lauchstädt, Laucha; *Κοῖλα*: Die Hohl (Straßenname); *Γυραί*: Krummhübel: *Ἰπνοί* = die Öfen, z. B. bei Golling im Salzachtal; *Πύλος*: Thorn; *Πύργος*, *Πόλις*: Burg; *Σπερχειός*: Jagst; *Ἐλαιοῦς*: Oliva; *Ἑλίκη*: Weida; *Μεγαλόπολις*: Mecklenburg; *Τρικάρανον*: Triglav oder Terglou; *Ὕπατα*: Höchst, Oberstdorf; *Ἕλος*: Moorungen; *Ζῆλα*: Neidenburg; *Ζώνη*: Gardelegen; *Ἡδύλειον*: Wünschelburg; *Ἠιών*: Stade; *Ἡλιούπολις*: Sonnenburg; *Θερμά*: Warmbrunn; *Θύαμος*: Sturmhaube; *Θυρέα*: Thorn; *Ἰάρδανος*: Netze; *Ἴδη*: Harz; *Ἱπποκρήνη*: Roßbach; *Καινή*: Neustadt; *Κεγχρεαί*: Hirsau; *Κεκρυφάλεια*: Hutberg; *Κελαιναί*: Schwarzburg; *Κλεωναί*: Rüdesheim; *Κολοσσαί*: Riesa, Riesenburg; *Κόρινθος*: Hohenburg, Homburg; *Λάβρανδα*: Beilstein; *Λευκάς*: Weißenfels; *Λευκὸν τεῖχος*: Weißenburg; *Λίλαια*: Wünschelburg; *Λιπάρα*: Reichenau; *Λύκειον*: Lichtenhain; *Μεδεών*: Herrnstadt, Herrenhausen; *Μεσσαπία*: Werdau; *Ὀλβία*: Glücksstadt, Glücksburg; *Πιτύεια*: Forchheim; *Πλαταιαί*: Breitenfeld u. v. a.

Personennamen: *Θρασύβουλος*: Konrad; *Ἀρκεσίλαος*: Werner; *Ἀρχίδαμος*, *Ἀρχέλαος*: Leuthold, Dietrich; *Δημόδοκος*, *Δαμάρατος*: Dietwein, Leutwein, Dietlieb; *Δημαίνετος*: Dietmar; *Δημοσθένης*: Volkhart, Leuthart; *Δημοφῶν*: Lamprecht, Lambert; *Διομήδης*: Gottwald, Oswald; *Διοπείθης*: Traugott; *Κλεινόμαχος*: Hildemar, Hilmar, Chlodwig, Ludwig; *Κλεοφῶν*: Ruprecht, Robert; *Κλεόβουλος*: Reimar; *Κλυταιμνήστρα*: Bertrada; *Κριτόλαος*: Berthar; *Κριτόβουλος*: Ratbert; *Λαομέδων*: Leuthold; *Τιμοκράτης*: Erhard u. v. a. Auch in den Kurz- oder Kosenamen läßt sich das Griechische mit dem Deutschen vergleichen, z. B. *Δάμων*, *Δημᾶς*: Dietz; *Δεινίας*: Egino; *Δίων*: Götz; *Δολίων*, *Δόλων*: Hugo; *Θράσυλλος*: Kunz, Kurt; *Κλεινίας*, *Κλεῖτος*: Rudi; *Κρέων*: Megino, Walto; *Κρίτων*: Berto; *Μέδων*: Walto; *Λάιος*: Dietz; *Κτησίας*: Otto u. v. a.

Bei ausländischen Eigennamen ist, wenn möglich, auch die Sprache, aus der der Name stammt, anzugeben und die Übersetzung desselben. Hätte Gemoll bei *Ἀδάμ* außer seiner Angabe „ὁ indecl. Adam" hinzugefügt „hebr. = Mensch", so könnte man die Aufnahme des Namens gut heißen, dann böte sie etwas, was dem

Schüler vielleicht vorher noch nicht bekannt war. Gemoll ist in der Erklärung (der fremden Namen nicht konsequent verfahren, z. B. bei *Βάρκας* führt er hebr. *barak* „Blitz" an, bei *Ἀμίλκας* und *Ἀννίβας* gibt er die Übersetzung nicht an (diese fehlt übrigens auch bei Kaegi und Menge). *Ἀννίβας* Hannibal ist zusammengesetzt aus *chanan* „gnädig sein" und *baal* „Herr", hier müßte auch auf die gleichbedeutenden hebräischen Eigennamen *Ἰωάννης* Jochanan und (mit Umstellung der Glieder) *Ἀνανίας* Chananja = „Jahve ist gütig" hingewiesen werden. Während Gemoll die hebräischen Namen meist unerklärt läßt — mit Ausnahme von *Ἰησοῦς* — z. B. *Σολομών* Salomo = Friedrich (der Friedreiche), vgl. Salem = Frieden, ebenso *Σαλώμη*, erklärt er die meisten persischen Namen. In dieser Beziehung darf Konsequenz verlangt werden. Wenn eine annehmbare Deutung eines Namens aufgestellt ist, muß sie angegeben werden.

Am Schlusse meiner Darlegungen möchte ich die Überzeugung aussprechen, daß durch die Erfüllung der angeführten Wünsche das Schulwörterbuch aufhören würde, sozusagen „dem Augenblick zu dienen", d. h. dem Schüler bloß die für die Übersetzung des Schriftstellers nötige Bedeutung eines ihm bisher unbekannten Wortes anzugeben, sondern daß es durch die vielseitigen anregenden Belehrungen, die es bietet, dem Schüler ein liebes Buch werden wird, in dem er gern liest.

Weilburg. Franz Stürmer.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Wiener Eranos. Zur fünfzigsten Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Graz 1909. Wien, Alfred Hölder 1909. VI und 324 SS. Preis 10 K.

Als es feststand, daß die 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Graz tagen werde, bildete sich aus Mitgliedern des Vereines *„Eranos Vindobonensis“* ein engerer Ausschuß, an dessen Spitze der damalige Vereinsvorstand Landesschulinspektor Scheindler trat und der die Aufgabe auf sich nahm, die Frage zu erörtern, wie sich der „Eranos“ an der Begrüßung der Grazer Festgäste beteiligen könne. Der Vorschlag dieses Ausschusses, daß dies durch eine Festschrift geschehen möge, fand im Plenum die vollste Zustimmung. Auch die Kostenfrage wurde dank den Bemühungen des Ausschusses und hauptsächlich seines Obmannes durch die Munifizenz des Ministeriums für Kultus und Unterricht, das einen namhaften Betrag bewilligte, in günstigem Sinne erledigt. Welch schöne Frucht die Anregung des Ausschusses gezeitigt hat, zeigt die vorliegende Festgabe „Wiener Eranos“. Es ist ein stattlicher Band, der die eingelaufenen Abhandlungen zusammenfaßt. Schon das Titelblatt erregt unser Interesse: ist es doch mit einer wahrhaft künstlerisch ausgeführten Heliogravüre „eines der reizvollsten Werke römischer Kleinkunst, das der Boden Carnuntums spendete, ... des bronzenen Köpfchens der Athena Parthenos“ geschmückt. Die letzte Seite des Buches gibt uns eine ausführliche Beschreibung dieses Kunstwerkes mit den Worten des allzu früh verschiedenen Robert v. Schneider. Schneider war es auch, der die Anbringung dieser Heliogravüre in Vorschlag und in sorgfältigster Fürsorge und Aufsicht zur Durchführung brachte. Es war dies sozusagen seine letzte Arbeit. Es sei ihm dafür wie auch für das viele andere, das er geleistet, auch an dieser Stelle, wenn schon von wenig berufener Seite, der innigste Dank gezollt. — Das nächste Blatt bringt ein formvollendetes, tief durchdachtes und warm zum Herzen sprechendes Widmungsgedicht von Prof. v. Arnim

(drei Disticha in griechischer Sprache), das im Namen der Wiener „Eranisten“ die Philologen und Schulmänner, die in der Hauptstadt der grünen Steiermark sich eingefunden, willkommen heißt, die lieben Gefährten gleichen Sinnes und gleichen Stammes, die Bundesgenossen im Kampfe um die höchsten Güter. — Das S. V und VI folgende Verzeichnis gibt nun einen Überblick über den reichen Inhalt des Sammelbandes. Im ganzen sind es 35 Abhandlungen, deren Stoff den verschiedenen Disziplinen der klassischen Altertumswissenschaft entnommen ist. Es wäre vermessen, wenn sich der Ref. unterfangen wollte, über den Wert der einzelnen Abhandlungen, die, wie bemerkt, den verschiedensten Spezialgebieten angehören, ein Urteil abzugeben. Doch glaubt er, es nicht unterlassen zu dürfen, den Gang oder wenigstens das Ergebnis der Untersuchungen, wenn leicht tunlich, mit den eigenen Worten der Verfasser, kurz zu skizzieren. Natürlich ist dabei nur als Zweck gedacht, auch die Leser dieser Zeitschrift auf die einzelnen Abhandlungen zu verweisen, da ja mit einer solchen kurzen Skizze der Inhalt unmöglich erschöpfend wiedergegeben werden kann; das Referat will also nur orientieren, was und in welchem Sinn man hier etwas finden kann. Und finden wird jeder Philologe etwas — davon ist der Ref. überzeugt —, was seine Studien anregen und fördern wird, mag er auch vielleicht hie und da im einzelnen anderer Meinung sein. Die Abhandlungen aber sind folgende.

1. Theodor Gomperz, Philodem und die Aristotelische Poetik. Philodem von Gadara polemisiert in seiner Schrift „Über die Gedichte“ gegen einige von Aristoteles in der Poetik aufgestellten Grundsätze. Unter Verweis auf des Verf. Behandlung dieser Frage (in dieser Zeitschr. 1865, S. 719 ff.) werden einzelne Kolumnen, deren Text nach Tunlichkeit ergänzt erscheint, zum Beweise herangezogen und gezeigt, daß „es vor allem die nicht ohne eristische Beflissenheit durchgeführte Vergleichung von Epos und Tragödie im Schlußkapitel der Poetik war, die den Widerspruch des Epikureers herausgefordert hat“. Die Polemik Philodems richtete sich danach auf Aristoteles' These über den Vorrang der Tragödie vor dem Epos im allgemeinen, weiters darauf, daß die Tragödie auch das heroische Versmaß gebrauchen könne, auf die Ansicht über die ἀπαγγελία usw.; im Gegenteil „es stehe gerade umgekehrt, als Aristoteles behauptet“, wenn man den umfassenderen Stoffkreis des Epos in Rücksicht zieht. Die Besprechung, wie dieses „wirkliche Gebrechen der Kunstlehre des Stagiriten“ zu erklären sei, bildet die Überleitung zur ausführlichen Behandlung der Kol. IV N = II O, in der vermutlich „die gewiß anfechtbare Aristotelische These“ bestritten war, „daß der Betrieb der Poesie sich nach der moralischen Sinnesart ihrer Pfleger gespalten habe“.

2. Hans v. Arnim, Pindars Päan für die Abderiten, gibt Einzelbeobachtungen zur Lesung und Erklärung des II. Päans, die teils eigene Besserungsversuche enthalten, teils schon vor-

gebrachte Vermutungen stützen. Es sind dies u. a. folgende. Abderos, der ἥρως κτίστης von Abdera (v. 1 Schroeder), ist „nicht als Heilgott angerufen, sondern nur *honoris causa* mitgenannt". Διώξω (v. 4) bezieht sich auf die Bürgerschaft von Abdera, nicht auf den Dichter. V. 29 liest A. statt des sinnlosen ἔτεκον ἔταφον „ich habe mit staunendem Schrecken gesehen". Die Vv. 29 und 30 weisen auf die Jahre 478—476. V. 61 wird Ἀ⟨θόω⟩ ergänzt statt ἀ⟨γρίων⟩, v. 62 ⟨λαοὺς ἐλάσαντε⟩ς statt ⟨τε Στρυμονίας γᾶ⟩ς. V. 73 verteidigt A. das von Fraccaroli empfohlene φύρσε. V. 80 vermutet er ⟨ν⟩ῦν statt ⟨σ⟩ύν. V. 96 wird vorgeschlagen ein Wort wie χῶρον, ναόν, οἶκον (letzteres Vermutung von Kampas) statt ⟨Πίνδο⟩ν. V. 102, wo ἐμοί auch auf die Bürgerschaft von Abdera zu beziehen ist, δ' ἐκέω⟩ν (Konj. von Drechsel) statt δὲ ἑκώ⟩ν.

3. Siegfried Mekler, Zur Farce von Oxyrhynchos. In dieser Farce haben wir vermutlich ein auf einer Marionettenbühne aufzuführendes Puppenspiel zu sehen. Das am Schlusse der zweiten Szene nach der zweimaligen Anweisung des Tympanismos unter den unsicheren Buchstaben zwischen den beiden $\frac{\tau}{\tau}$ stehende ἀναπες ist zu ἀναπίεσμα zu ergänzen.

4. Afred Kappelmacher, Zu den Kretern des Euripides, zeigt, „daß es ein von Euripides' Kretern verschiedenes Drama gab, das dieselbe Fabel behandelte", und zwar war dies ein „natürlich von dem Euripideischen Stücke beeinflußtes Drama hellenistischer Zeit". Es bildete, die Version der Sage in Kallimachos' Αἴτια benützend, „Hygins letzte Quelle" (I). Das in den Berl. Klassikertexten V 2 veröffentlichte Fragment aus den Kretern des Euripides steht hinsichtlich des Urhebers der Schuld der Pasiphae und deren Mithilfe bei des Dädalus Flucht mit Hygin nicht in Beziehung (II). Durch die Interpretation der für die Rekonstruktion des Euripideischen Dramas herangezogenen bildlichen Darstellungen ergibt sich eine weitere Stütze für die aufgestellte Ansicht (III).

5. August R. v. Kleemann, Platon und Prodikos, kommt zu dem Resultat: Prodikos wird mit Tantalos verglichen, „weil er trotz der vielen Anstrengung und Mühe, die ihm seine Synonymik und Wortkunde bereitet, doch niemals die herrlichen Früchte der auf den gleichen Prinzipien fußenden Sokratischen Begriffsethik zu fassen vermag". Dann wird die Haltung Platons dem Prodikos gegenüber überhaupt erörtert, ferner werden die Fragen behandelt, inwieweit Prodikos ein Vorgänger Sokrates' zu nennen sei und ob das, was Plato über ihn mitteilt, von dem historischen Prodikos gelte. Diese letzte Frage führt auf Antisthenes und dessen Bedeutung für die richtige Interpretation der Dialoge Laches und Charmides, daneben auch kurz auf die Stellung dieser beiden in der Reihe der Platonischen Dialoge.

6. M. Nistler, Die Gedankenabfolge in der pseudoxenophontischen Ἀθηναίων πολιτεία und die Umstellungsversuche. Kalinkas berechtigte Verteidigung der Überlieferung gegenüber den Umstellungsversuchen läßt sich „durch Klarlegung der Ideenassoziation zwischen den einzelnen Paragraphen und den einzelnen Kapiteln besser stützen". Auch ergibt „die Einzelinterpretation an mehreren Stellen" und die „Auffassung der Stellung der einzelnen Kapitel zum Thema" ein anderes Resultat. Dahin gehören besonders I 2 (ἔχει zu schreiben), I 13 (δυνατός zu schreiben; καλόν bezeichnet nicht „geziemend, schön", sondern „nützlich, praktisch"), die Polemik gegen Kalinkas Auffassung in II 14 und 16 und des Zusammenhanges zwischen II 18 und 19, sowie die Erörterung über III 1*m*—13.

7. Karl Mras, Lucian und die „Neue Komödie", untersucht, inwieweit in den Hetärengesprächen eine Benützung der neuen Komödie (der μέση und νέα) vorliege. Als Resultat ergibt sich „die Tatsache, daß Lucian die berühmtesten Stücke nicht bloß der älteren, sondern auch der neuen Komödie gekannt hat". Doch hat er nicht bewußt nachgeahmt (selbst beim Zitieren hat er den Wortlaut nicht nachgeschlagen), natürlich dann schon gar nicht, wenn er Motive entlehnte; die Sprache der Komiker war ihm so geläufig, „daß er aus ihr seinen eigenen Wortschatz bereicherte".

8. Karl Burkhard, Johannes von Damaskus' Auszüge aus Nemesius. In einer Übersicht werden die Auszüge zusammengestellt und durch Zeichen in zwei Gruppen eingeteilt. Daran schließt sich eine Zusammenstellung von auf diesen Auszügen beruhenden bemerkenswerten Varianten und die Würdigung ihres Wertes. Eine Reihe von Verbesserungen, die sich umgekehrt aus Nemesius für den Johannes-Text gewinnen lassen, bildet den Schluß.

9. Josef Keil, Meter Hipta. Der in den orphischen Hymnen und im Proklos-Kommentar vorkommende Name der Amme des Bacchus Hippa ist in Hipta zu verbessern. Denn die in Gjölde gefundene Votivtafel bietet tatsächlich richtig Hipta, dieselbe Schreibung eine 1908 von Premerstein und dem Verf. in Menje gefundene Weihung an diese Göttin; auch im Proklos-Kommentar spricht der Handschriftenbefund für die Lesung Ἵπτα. Hipta ist vermutlich „eine in ganz bestimmten kleinasiatischen Kulten verehrte Göttin", nicht, wie man bisher angenommen hat, „ein nur in der orphischen Literatur vorkommendes göttliches Wesen".

10. Rudolf Weißhäupl, Die Brunneninschrift in Lusoi. Wenn man dieses Brunnenepigramm (Preger *Inscr. Gr. metr.* 215) mit der Überlieferung und verwandten Epigrammen zusammenhält, so drängt sich die Vermutung auf, daß wir es hier mit einer Verquickung von zwei Teilen zu tun haben, V. 1—5 χροΐ, der „eine wirkliche Inschrift darstellt, die ursprünglich auf irgend einem Brunnen im Grenzgebiet von Kleitor stand, sicher nicht an

der heiligen Quelle", und V. 5 μή bis Schluß, „die" beide „nur mit Mühe durch μήτε-δέ zu einer Einheit zusammengeschweißt sind". An der heiligen Höhle war ein Epigramm (das Eudoxos benützt hat), aus dessen mit der Zeit schwer lesbar gewordenen Resten und dem Quellepigramm V. 1—4 im II. Jahrhundert unser Gedicht entstand.

11. Jakob Weiß, Eine Brunneninschrift von Adamklissi (Dobrudscha). Diese von Prof. Tocilescu der französischen Akademie mitgeteilte und von dieser 1905, S. 365 veröffentlichte Inschrift, deren Kopie nach einem Abklatsch hier wiedergegeben ist, ist in das IV. Jahrh. n. Chr. zu setzen, obwohl ihr Inhalt auf die Gründung eines Gemeinwesens hindeutet, damit aber die griechische Sprache, in der sie abgefaßt ist, scheinbar im Widerspruche steht. Denn das *municipium Tropaeum*, aus dem die Inschrift stammt, ist vermutlich einem der Gotenzüge, „wohl am Ende des III. Jahrhunderts, zum Opfer gefallen", mußte „im zweiten Jahrzehnt des IV. Jahrhunderts *a fundamentis* neu gebaut" werden (CIL. III 13734) und „die neue Gemeinde hat die griechische Amtssprache eingeführt".

12. Paul Kretschmer, Zur griechischen Wortkunde. 1. *ΥΑΚΙΝΘΟΣ.* Der kretische Monatsname Ῥαβίνθιος ist nur eine paläographische Entstellung für Βακίνθιος, dieser steht für Ϝακίνθιος und ist identisch mit Ὑακίνθιος. Die sich daraus ergebende Frage, wie sich das mehrfach bezeugte Ϝάκινθος zu dem gewöhnlichen Ὑάκινθος verhält, wird dahin beantwortet, daß Ϝάκινθος die primäre Form ist. 2. κάστωρ. Dieser griechische Name des Bibers ist vielleicht von dem Heroennamen Κάστωρ auf das Tier übertragen, wie sich ja auch andere Übertragungen solcher Art nachweisen lassen (Hahn, Affe, Esel). Über das Motiv der Übertragung wird vermutet, daß Kastor, der für einen hilfreichen Schützer der Frauen gilt, und der Biber, dessen Geil im Altertum auch bei einer Frauenkrankheit Verwendung fand, miteinander in vergleichende Beziehung gebracht werden konnten. 3. Διεσκορίδης. In diesem Worte und in Διείνυσος = *Διέσνυσος „scheint sich vereinzelt ein alter Genetiv auf ες erhalten zu haben, der sonst überall durch die Ablativform mit ο (-ος) verdrängt ist".

(Fortsetzung folgt.)

Wien. V. Lekusch.

Griechenlyrik in deutsche Verse übertragen von J. M. Stowasser. Heidelberg, Winters Universitätsbuchhandlung 1909. XXIII u. 287 SS.

Römerlyrik in deutsche Verse übertragen von J. M. Stowasser. Heidelberg, Winters Universitätsbuchhandlung 1909. XX u. 492 SS.

Nicht leicht wird das Jean Paulsche Wort, dem zufolge die Übersetzung sich zum Original verhält wie ein verkehrter bleicher

Nebenregenbogen zur Farbenpracht des ihn erzeugenden Hauptphänomens (in der Kritik der Staëlschen ,Allemagne' 1814), an sinniger Feinheit zu überbieten sein und noch fühlbarer wird die resignierte Wahrheit des reizenden Bildes, wenn man sie an dem trockenen Ton der Forderung mißt, die zwanzig Jahre später Moritz Haupt (in der Anzeige des Duttenhoferschen Cid) an den Verdeutscher stellt: er müsse „die Individualität des Werkes, das er nachbilden will, mit künstlerischem Sinn in sich aufnehmen, sich in dasselbe durch aneignendes Studium so einleben, daß ihn überall ein untrügliches Gefühl des Angemessenen leitet" (Belger, M. H. als akad. Lehrer, 328). So natürlich und selbstverständlich klingt die Weisung, daß sie nahe daran ist, zur Banalität zu werden; gleichwohl kann sie über das im tiefsten Grunde inkommensurable Wesen aller Übersetzerarbeit nicht hinwegtäuschen. Siebzig Jahre nach Haupt wird das Thema von einem, der sich auf diese ganze Praxis meisterlich versteht und dabei von der Unzulänglichkeit solch' nachschöpferischen Tuns durchdrungen ist, folgendermaßen gestreift: „Jede Übertragung ist ein gar kompliziertes Kräfteproblem, die Resultierende nicht bloß verschiedener Zeiten und Moden und Stilarten und Individualitäten und landschaftlicher Umgebungen, sondern, worauf man nur zu sehr vergißt, auch grundverschiedener Intelligenzen".

Der Leser errät, daß ich auf Stowasser ziele, in dessen Griechischen Schnadahüpfeln die zitierten Worte den Anhang einbegleiten (S. 65) und dessen jüngster achtunggebietender Leistung sie füglich als Geleitwort dienen könnten, so vielgestaltig erweist sie sich an Zeitläuften und Naturbildern, an Charakterköpfen und Denkweisen, an Kunstformen und Geschmacksrichtungen. Schon vorweg drängt sich der Vergleich mit Geibels Klassischem Liederbuch auf; um wie viel weiter dehnt sich aber auch die Strecke, die dieser neue διссὸς δίαυλος durchmißt! Ist dort — mir liegt die Auflage von 1882 vor — die Lyrik der Hellenen durch sechzehn Namen, unter denen Pindar durch seine Abwesenheit glänzt, und ein Dutzend Gedichte der Anthologie vertreten, so zähle ich hier gegen dreißig Poeten, nebst mehr als dritthalbhundert Epigrammen; von diesen schlägt ein reichliches Fünfteil ins Gebiet des Humors, der bei Geibel leer ausgeht. Zum weitaus größern Teil kommt das überwältigende Plus auf Rechnung des ungleich breiter gewählten Rahmens, der nicht allein eine stattliche Reihe melischer Glanzstücke der Tragödie aufzunehmen gestattete, sondern auch Outsiders wie Theokrit und Babrius nicht ausschloß; in nicht unansehnlichem, wenn auch bescheidenerem Maße haben an der Mehrung des Stoffes die Gaben der τύχη πρακτήριος Anteil, die zu seiner Zeit Geibel noch versagt waren: Bakchylides, Herondas, das Grenfellsche Fragment. Auf römischer Seite wird es genügen, den 166 Oktavseiten der älteren Anthologie den nahezu dreimal, und bringt man den Fassungsraum der beiderseitigen

Kolumnen in Anschlag, mehr als viermal so starken Bestand der vorliegenden entgegenzuhalten. Man vergegenwärtige sich nur, daß Stowasser, um von Roms Gesamtlyrik, auch hier im weitherzigsten Sinne des Wortes, ein Bild zu ermöglichen, mit den Szipionengrabschriften anhebt und noch die ghaselartigen Echoiker eines Pentadius (A. L. 235 R.) mitnimmt, wogegen die Geibelsche Auslese sich, wie bekannt, auf die fünf *κορυφαῖοι* des Augustischen Kreises beschränkt, ohne Catulls, geschweige Petronius', auch nur zu erwähnen.

Doch es ist hoch an der Zeit, den Blick vom Quantum ab und dem Quale dieser von allem Alltäglichen weit geschiedenen Blätter zuzuwenden. Worin liegt wohl so recht das Ureigene dieser Umprägungen Jahrtausende alter Poesie? Gewiß nicht in der ängstlich gewissenhaften Treue, die so weit geht, auch das winzigste, der Versnot oder sonstigem Zwang zuliebe interpolierte Wörtchen in Klammern zu sperren, ein Verfahren übrigens, das ich in einem Mimnermischen, Sapphischen, Pindarischen Liede (s. die Ode auf Thrasydaios) störend zu empfinden bekenne. Wohl aber ist der bis ins kleinste gewahrte Charakter des Stowasserschen Übertragungswerkes in zwei einander ergänzenden Besonderheiten begründet, welche die Quelle gemeinsam haben: in der Sprach- und in der Versform. Nicht umsonst bezeichnet er seine Arbeit an den Originalen als Eindeutschen, „d. h. in seiner eigenen Muttersprache nach deren historisch entwickeltem Dicht- und Sprachgebrauch Gedichte schaffen, die zwar den Geist der fremden Vorlage wiedergeben, aber alles unnötige Fremdartige rücksichtslos ausscheiden". Folgerecht verbannt er mit ganz seltenen Ausnahmen die epischen und lyrischen Rhythmen antiker Herkunft, den leidigen Zankapfel, den seit Hagedorns gereimtem Horaz und Bürgers Blankvers-Ilias die Praxis der Übersetzer und die Kritik der Philologen zu umstreiten nicht müde wird. Wir schlagen die Griechenlyrik auf und stoßen auf Archilochosverse: *Θυμέ, θύμ', ἀμηχάνοισι κήδεσιν κυκώμενε*. Siehe da, sie sind 'im Versmaß der Urschrift' verdeutscht:

Herz, mein Herz, von schwerem Kummer ratlos und so tief erregt —

sehr wohl, aber es geht fort:

Mut! Wirf dem die Brust entgegen, der dir Haß im Herzen trägt.

Wir nehmen den römischen Band vor und wollen sehen, wie sich *Pindarum quisquis studet aemulari* präsentiert. Antiker Form sich nähernd heißt es da:

Die dem Pindar nachzueifern streben,
Auf Wachsfittig wollen die sich heben,
Ikarus gleich dem Meere, klar und eben,
Namen geben.

Hier uniform klingende moderne Schlüsse, und um aus Horaz noch eine Probe zu nehmen, *Vixere fortes ante Agamemnona* in Reimpaare gehälftet, die entfernt an Alkaios' Strophe erinnern:

Vor Agamemnon lebte manch ein Held,
Doch unbeweint und unbekannt verfällt
Er langer Nacht, da er der Ehren
Des heil'gen Sängers mußt' entbehren.

Dagegen stellen sich uns Kritias' sympotische Elegie oder Phanokles' Orpheusnänie in Kürnbergs Weise dar, nicht minder Ovid (Trist. IV 8):

Schon färbt sich meine Schläfe den Schwanendunen gleich,
Die schwarzen Haare werden vom weißen Alter bleich,
Schon nah'n Gebrechenjahre und Greisenträgheit mir,
Aufrecht einherzuschreiten mir Schwachen kaum gelingt es schier.

Wie man sieht, nichts von mühseliger Solgerei, auf nahe an achthundert Seiten kein Hexameter, kein Hendekasyllabus; auf weite Strecken einmal ein schüchterner Skazont oder Saturnier, das ist alles. Aber von Reimen in allen Gestalten singt und klingt es, daß einem, dem die „verknöcherteste aller Wissenschaften" [1]) nicht mit ihrem „beinernen Szepter" das Trommelfell zerspellt hat, das Herz lachen muß.

Es ist oben angedeutet, daß Stowasser die Wurzeln seiner Sprachkraft bei den Minnesingern sucht, wie er denn Theognis mit Freidank gleicht und für das Siegeslied auf Theron einen Waltherschen Liedton auswählt. Im kleinen merkt man's daran, daß die Gedichte mit altem Wortgut in maßvoller Weise durchsetzt sind. *Φερένικος* wird Siegwin und die *alma Faustitas* Frau Sälde, die *καλλίζωνος Ἥρα* in Bakchylides' fünftem Epinikion ist in Gürtelwât gekleidet, und wenn Meleagros (ebd. 146) den Klymenos der *ἔναρα* beraubt, zieht er ihm das Wîggewand aus. Als Wingert nimmt sich die *τρύγη* des langnasigen Herrn Wahl (Anth. Pal. XI 203) ebenso hübsch aus wie die *pontificum secures* (Hor. Carm. III 23, 12) durch der Hohenpriester Sachse trefflich gedeckt sind. Aber ich breche ab, um auch des heimatlichen Einschlags der Diktion mit einem Wort zu gedenken. Dort, wo das Ethos des betreffenden Gedichts es zuläßt, wird gekiefelt (Babr. 62), gepampft und gekotzt (ebd. 34), gepantscht (Theokr. XV 49), geplauscht (ebd. II 141), gefrozzelt (ebd. X 19) und abgekratzt (Schwalbenlied, Carm. pop. 44, 12 Hill.-Cr.). Im Asklepieion zu Kos wird das Hendel tranchiert (Herond. IV 90), „herentgegen" (*haec est quoque pulchrior* Ov. Am. II 10, 7) sendet die Freundin dem Petronius stachlige Kästen (XXX 2 Buech.). Überkühn substituiert der Übersetzer den Makrelen, deren hungrigen Mäulern *Ligurinus* der Schöngeist (bei Martial III 50) seine *scelerata poëmata* überantworten soll, den makulaturbedürftigen „Greißler"; dafür wird der *delator Vacerra* (ebd. XI 66) kurzerhand zum gut österreichischen „Naderer" nostrifiziert. Ich hielte auch sonst noch manches

---

[1]) S. Mitteilungen des Vereins der Freunde des human. Gymnasiums, X. Heft, S. 71.

andere dieser Art der Versetzung in den heimischen Sprachboden zugute, wie die armen Hascher im Babrius (*ἀσθενεστέρους ἡμῶν* 25, 10), den listigen Fratzen (*δόλιον βρέφος*, Moschos im Steckbrief VIII 11 Wilam.), den hoppatatschigen Redens bezichtigten Milon in den schon vorhin genannten Theokritischen Theristen (X 20: *μὴ δὴ μέγα μυθεῦ*), ginge nicht in ihrem Gefolge der Übelstand, daß Worte und Wendungen besagter Gattung für nicht landsmännische Leser etwas Befremdendes, um nicht zu sagen, Abstoßendes haben und dem Buche schaden können. In einem Fall scheint mir geradezu Einspruch geboten: ich meine das Epigramm Martials (I 118), das den knauserigen Freund der Handexemplare des Dichters an den Sortimenter am Argiletum verweist. Die witzige Travestierung hält nicht nur nicht Stich, sofern die vormalige Wiener Laimgrube seit Menschengedenken nicht Sitz des Buchhändlergewerbes gewesen ist, sie verfehlt auch darum ihr Ziel, weil Stowasser es bei dem nachbarlichen julischen Forum (V. 10) bewenden läßt, während zwischen Gumpendorfer- und Magdalenenstraße für einen „Caesarplatz" kein Raum ist, womit der auf halbem Wege stehen gebliebenen Vindobonisierung des Schauplatzes jeder Boden entzogen scheint.

Vor der imponierenden Fülle des Gebotenen verschwinden indessen solche kleine Fehlgriffe und des makellos Reinen, voll Nachempfundenen und in seiner Art Klassischen gibt's nicht wenig. Ich reihe nur ein halbdutzend Perlen aus griechischem Gebiet auf: das Fragment des Bakchylideischen Friedenspaians 153 f. Bl. (68 Stow.), *Πολλὰ τὰ δεινά* (121), die zweite Totenklage der Alkestis (186), Theokrits Thyrsis (145) und *Ἠλακάτη* (174), die vorzüglich gelungen ist, und aus der Epigrammatik, wo mir die Wahl schwer wird, die auf Paulos Silentiarios' Namen gehende Grabschrift Anth. Pal. VII 307 (209 Stow.):

Mein Name war ... Wozu denn das?
Mein Vaterland ... Auch dieses laß!
Ich stamm' aus einem edlen Haus ...
Wenn's anders wär', was macht' es aus?
Ich lebte rühmlich, schied sodann ...
Wenn's ohne Ruhm war, geht's wen an?
So lieg' ich nun an diesem Ort ...
Wer spricht, für wen spricht er dies Wort?

Wer übrigens der vergleichenden Kritik zugetan ist, dem seien die Parallelen ans Herz gelegt, die sich im Bereiche der älteren und neueren Literatur, allerdings weithin über die Teilgebiete verstreut, allerorten darbieten. Aufs Geratewohl seien herausgegriffen: Sapphos erste Ode bei Grillparzer, Geibel und hier (S. 31), die Theseusballade des Bakchylides, von Wilamowitz in einem Gelegenheitsschriftchen 1898 in reimlose Vierheber mit vereinzeltem Stabreim (S. 26), hier in Waltherische Strophen umgegossen, die pseudotheokritische *Ὀαριστύς* (Bucol. Wilam. 112, Mörike-Notter

132), Catull an Furius und Aurelius, bei Mommsen R. G. III 335 im Originalmaß, hier S. 18 in kreuzweise reimendem quasi-Sapphicum.

Ich möchte den Wunsch nicht unausgesprochen lassen, es mögen namentlich die Lehrer der Gymnasien, aber auch die der verwandten Lehranstalten, der prächtigen Sammlung ihr Augenmerk zuwenden: für alle jene Seiten des antiken Lebens und Schrifttums, die aus welchen Gründen immer der unmittelbaren Veranschaulichung in der Schule verschlossen bleiben müssen, die ihrer doch nicht völlig entraten kann, werden sie hier die ergiebigste Fundgrube gewinnen. Wehmütig gedenke ich schließlich der Manen des verehrten Mannes, der im schönsten Sinne des Wortes ein Talent und ein Charakter, gebeugt von schwerem Leid an Leib und Seele, doch noch die Kraft hatte, seinem Siechtum diese wahrhaft erhebende Geistestat abzuringen.

Wien. Siegfried Mekler.

Q. Horatius Flaccus Oden und Epoden erklärt von Adolf Kiessling. Fünfte Auflage, besorgt von Richard Heinze. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1908. 498 SS. Preis 3 Mk. 80 Pf.

Während ich über die letzte (dritte) Auflage der Kiesslingschen Ausgabe der Briefe des Horaz, welche gleichfalls R. Heinze besorgte (Berlin 1908), glaubte ausführlicher berichten zu sollen (in dieser Zeitschr. Jahrg. 1908, S. 212 ff.), kann ich mich über die letzte Auflage der Oden und Epoden viel kürzer fassen. Der Grund ist folgender: in jenem Bande hatte H. den Kiesslingschen Text ganz frei behandelt, hatte ergänzt, gekürzt, geändert, in einer Weise, daß daraus fast ein anderes Buch geworden ist; in der vorliegenden Neuausgabe der Oden und Epoden jedoch hat H. von einer so durchgreifenden Neubearbeitung abgesehen, weil — wie er selbst im Vorwort berichtet — der Neudruck sich unmittelbar nach dem Abschluß der Epistelausgabe nötig machte. So ist denn der Kommentar im großen und ganzen der der vierten Auflage, die 1901 erschienen war. Im einzelnen freilich merkt man fast auf jeder Seite die Hand des Bearbeiters: es finden sich öfter kurze Zusätze, auch geringe Änderungen in der Fassung der Noten und Einleitungen, ziemlich oft neue Parallelen, die H. teils aus anderen Kommentaren, teils — soviel ich sehe — aus eigener Lektüre beigefügt hat; daß hiebei auch die jüngsten ägyptischen Funde verwertet wurden (vgl. z. B. jetzt zu IV 6, 1), ist besonders erfreulich. Auch hat sich H. wieder entschlossen, einige Erklärungen Kiesslings aufzugeben; zurückgekehrt zu ihm ist er Od. I 18, 10, wo jetzt wieder mit Verweis auf Plin. N. h. XXII 86 *avidi* mit *libidinum* verbunden und erklärt wird: „*libido,* eigentlich das lüsterne Verlangen, steht hier für die Lust selbst, ganz ungewöhnlich in H.s Zeit“ (in der vierten Auflage war diese Ver-

bindung „unmöglich" genannt worden). Die Entscheidung ist schwer; aber die Verbindung von *avidi* und *libidinum* wird doch immer die natürlichste erscheinen. Wenn der Bearbeiter eine von K. abweichende Erklärung bringt, so hat er wie in der Epistelausgabe meist die Kiesslingsche Auffassung (ohne sie jedoch namentlich als solche zu bezeichnen) in der Weise in die Note hineingearbeitet, daß gleichzeitig der Grund ihrer Ablehnung angeführt wird (z. B. I 9, 14; II 11, 13; III 5, 27); seltener wird sie völlig unterdrückt (z. B. I 9, 20, wo jetzt endlich die einzig richtige Erklärung gegeben wird, daß die Wirkung des Verbs *repetantur* sich auch noch auf die folgende Strophe erstrecke, für die aus dem *repetantur* ein *petatur* herauszuhören sei). Von solchen Änderungen hebe ich namentlich die Anmerkung zu III 5, 27 hervor, nicht weil H. hier etwas Neues brächte — die meisten Erklärer hatten längst das Richtige gesehen —, sondern weil es einem unserer Wiener Kollegen zu danken ist, daß Kiesslings sinnwidrige Erklärung nun endlich verschwand. Denn erst durch A. Kornitzers gediegene Besprechung dieser Stelle (in dieser Zeitschrift LVII 876 und LVIII 865 ff.) wurde die Unmöglichkeit, Kiesslings Erklärung zu halten, erwiesen; selbst H. Röhl, ihr eifriger Verteidiger, der noch jüngst Kornitzers Besprechung auffallenderweise sehr von oben her und mit ganz unzulänglichen Gegenbemerkungen abtun wollte, sieht sich nun (in der Anzeige des vorliegenden Buches in den Jahrb. d. Philolog. Vereins 1909, S. 57) gezwungen, die Beweiskräftigkeit des von Kornitzer Vorgebrachten rückhaltlos anzuerkennen. Hoffentlich wird, wenn sich H. einmal zu einer durchgreifenden Bearbeitung entschließt, noch manch andere der oft gesuchten oder unwahrscheinlichen Erklärungen[1]) K.s über Bord geworfen; ich denke z. B. an die von *livida gestat armis bracchia* (I 8, 10), *quinta parte sui nectaris* (I 13, 13), *confundet proelia* (I 17, 23), *dominae* (II 12, 13), *vir Macedo* (III 16, 14), *pleno anno* (III 18, 5), *laevum latus* (III 26, 5), *cuncta manus* (IV 11, 9; daß *cunctus* = „jeder" im Sing. so erst von Statius an gebraucht wird, kann man jetzt aus dem Thesaurus ersehen) u. a. Von Textesänderungen sind mir aufgefallen Od. I 8, 2 *hoc deos vere,* was Vollmer als Überlieferung erwiesen hat, und IV 14, 28 *meditatur* statt *minitatur*[2]); bedauerlich ist, daß

---

[1]) So schrieb ich Sommer 1909. Ebenso urteilt, wie ich nachträglich zu meinem Vergnügen bemerkte, auch H. Jurenka in der Festschrift 'Wiener Eranos' (Herbst 1909), daß „im ganzen Buch das Streben vorherrsche, einfach-natürliche und erbgesessene Erklärungen aus dem Sattel zu heben und an ihre Stelle überraschende Neudeutungen zu setzen" und illustriert dies durch Beispiele.

[2]) Od. I 32, 1 wird jetzt interpungiert: *Poscimus, si quid;* der Sinn bleibt der gleiche. Mit Unrecht wird in der Note dazu von K. behauptet, bei der Schreibung *poscimur* sei man genötigt, das Relativum sinnwidrig als Objekt zu *lusimus* zu fassen.

I 27, 13 noch immer die Lesung *cessat voluptas?* mit der sicher verkehrten Erklärung K.s beibehalten wird.

Von Äußerlichkeiten der Neuauflage hebe ich den größeren Druck und die zumeist hiedurch hervorgerufene Vermehrung des Umfangs um 32 Seiten hervor; die Jahresbezeichnung *ab urbe condita* ist jetzt gänzlich aufgegeben worden. Röhl hat (a. O. S. 58) auf die bedauerliche Menge von Druckfehlern und kleinen Flüchtigkeiten hingewiesen, die sich in der neuen Auflage finden; ich selbst habe trotz des raschen Durchlesens des Buches die gleiche Wahrnehmung gemacht. Es ist nur zu wünschen, daß es einmal daraufhin einer genauen Durchsicht unterzogen werde; denn ärgerlich ist es, wenn man auf einer Seite über Druckfehler stolpert wie *tinguit* für *tinguet*, *bibentium* für *bidentium*, *maiorum* für *maiorem* (S. 329), 'anch' für 'auch', 'hinzugetzt' für 'hinzugesetzt', *pauder* für *pauper*, 'tront' für 'thront' (S. 335), wenn falsche Interpunktionszeichen (wie z. B. S. 382 *κήπων, τινῶν καὶ ναπῶν*) irreführen, falsche Akzente (wie z. B. S. 209 *θροῦ τινός* und *θνητοῦ τινὸς*) erscheinen oder ein Wort gleich dreimal erklärt wird (wie Od. I 18, 11 *candide*); auch die Kolumnentitel sind nicht immer richtig (S. 125 steht XVIIII für XXIIII).

Wien. Karl Prinz.

Otmar Schissel von Fleschenberg, Dares-Studien. Halle a. S. 1908, Niemeyer.

Wer sich in das Dickicht der spätantiken und mittelalterlichen Troiadichtungen wagt, muß gut ausgerüstet sein und auch dann ist er bei dem fast vollständigen Fehlen jeglicher Markierung dem Irregehen auf Schritt und Tritt ausgesetzt. Von Pindarus Thebanus über Dictys Cretensis, Dracontius, Quintus Smyrnaeus, Dares Phrygius zu den Byzantinern und weiter in die romanischen und germanischen Sprachen bis zur altnordischen Trojumanna Saga und zur altslavischen Trojanska priča — welche Fülle von Problemen, vor allem von unbekannten oder kaum bekannten Autoren, bei denen vielfach nicht einmal das Jahrhundert feststeht! Wie schwer, hier die Abhängigkeit des einen vom anderen zu ermitteln, wenn sogar die zeitliche Aufeinanderfolge noch fraglich ist! Aus diesem Knäuel von Fragen sucht Schissel in einem überaus fleißigen, mit voller Beherrschung der weitschichtigen Literatur gearbeiteten Buch die an den angeblichen Dares geknüpften heraus und bemüht sich, über Quellen und Technik dieses Autors Licht zu schaffen. Seine Resultate, die vielfach von den bisher herrschenden Meinungen abweichen, sind kurz folgende: Das lateinische zwischen 510 und 530 n. Chr. verfaßte Daresbuch ist eine freie Bearbeitung, keine Epitome eines griechischen Originals des ersten

nachchristlichen Jahrhunderts, das von der lateinischen Darstellung selbstverständlich im Westen verdrängt wurde, aber auch im Osten unterging, weil es bei seiner Troerfreundlichkeit „mit den Sympathien der griechischen Reichshälfte nicht zu rechnen hatte" (S. 132). Die Byzantiner scheinen es nicht mehr gekannt zu haben. Jedenfalls haben aber Dares und Malalas dieselbe griechische Quelle, weil sie in den Porträts der Helden übereinstimmen, obwohl Malalas kein Latein verstand (nach einigen Ausscheidungen bringt Schissel nämlich sogar die Reihenfolge der Trojanerporträts bei Dares und Malalas zur Deckung: Dares XII = Malalas 105, 7 und mit einer Abweichung auch = Isaak Porphyrogennetos 85, 6 f.). Das griechische Daresbuch stammt nach Schissel aus Athen und ist von der *Ilias Latina* und von Dictys unabhängig. Da aber der Feldherrenkatalog des Dares (c. 18) sichtlich aus Pindarus Thebanus übernommen ist, hilft sich Schissel mit der allerdings unbewiesenen und m. E. auch unbeweisbaren Annahme, diese Stelle sei erst in der lateinischen Bearbeitung hinzugekommen. Dagegen spricht aber die „wohl auch dem griechischen Texte angehörige Stelle" (S. 146) gegen Ende von c. 19, wo der Telamonier Aias irrtümlich und bloß in Übereinstimmung mit der *Ilias Latina* und Dracontius für einen Sohn der Hesione ausgegeben wird (vgl. meine diesbezüglichen Ausführungen in den „Wiener Studien" XXVIII 328). Das stimmt also nicht mit der Aufstellung Schissels, die elf ersten Kapitel des lateinischen Dares seien bis auf eine Stelle in c. 11 von Dracontius abhängig, der Rest außer c. 18 die Übertragung des griechischen, von der *Ilias Latina* unbeeeinflußten Originals. Auch sonst muß ich gegen einige Stellen Widerspruch erheben, so z. B. gegen S. 12, Z. 6 v. o.: „Ferner ist dem Helenaporträt eine einleitende Stelle im älteren Daresbuch und seine Zugehörigkeit zu den übrigen Porträts, mit denen es aus einer eventuellen Quelle stammt, gesichert". Der Inhalt des Hauptsatzes ist keineswegs gesichert, der Nebensatz bedenklich undeutsch. — Zu S. 38, Z. 3 f. v. o. ist zu bemerken, daß nicht erst die „spätantike mythographische Darstellung" im Streite zwischen Odysseus und dem Telamonier auf Seite des Aias steht, sondern schon Ovid im Eingange des 13. Buches der Metamorphosen; auch läßt nicht erst Philostratus (S. 39, Z. 9 ff. v. o.) den Laertiaden seinen Sieg über Aias bedauern, sondern schon Homer in der Nekyia (λ 548 ff.).

Viel mehr Sorgfalt hätte die sprachliche Form des Buches verdient. Da begegnen nicht nur 12 Zeilen lange Sätze (so S. 6, Z. 14 ff. v. u., wo noch Z. 6 v. u. der sinnstörende Druckfehler „der" statt „die" steht, weiters S. 12, Z. 13 ff. v. o. und Z. 9 ff. v. u.), die wiederholt gelesen sein wollen, sondern auch endlose Zusammensetzungen wie „Dares-Malalas-Porträtquelle" (S. 83, Z. 5 v. u.) oder Wendungen wie S. 34, Z. 5 v. u.: „Hier ist.... eines .... Argumentes zu gedenken, das .... infolge seiner Gewichtigkeit stets absichtlich übersehen .... wurde". Vgl. auch S. 60,

Z. 3 v. u. „pro und contra Troia" oder S. 84, Z. 9 f. v. o. „.... die H. Haupt .... leider unbefolgt betonte". Endlich hätte auch die Überwachung des Druckes sorgfältiger geschehen und Dares nicht bald nach Kapiteln, bald nach den Seitenzahlen der Meisterschen Ausgabe zitiert werden sollen.

Trotz dieser Ausstellungen bleibt der Kern von Schissels Ausführungen unangetastet; „man schreibt nicht so ausführlich, wenn man den Abschied gibt".

Triest. Alfred Nathansky.

Wilhelm Kroll, Geschichte der klassischen Philologie (Sammlung Göschen, Nr. 367). Leipzig, Göschensche Verlagshandlung 1908. 152 SS. kl.-8⁰. Preis geb. 80 Pf.

Alfred Gudeman, Grundriß der Geschichte der klassischen Philologie. Zweite, vermehrte Auflage. Leipzig und Berlin, Druck und Verlag von B. G. Teubner 1909. VI und 260 SS. 8⁰. Preis geb. 5 Mk.

An Abrissen der Geschichte der 'klassischen' Philologie herrscht gegenwärtig kein Mangel: außer den zwei genannten Schriften ist jedem Fachgenossen die noch auf Urlichs zurückgehende Darstellung in Iwan v. Müllers Sammelwerk zur Hand; ferner nimmt in dem von Immisch 1909 herausgegebenen Studienführer der Überblick über die Geschichte der Philologie 100 Seiten ein, die in demselben Verlag Violets erschienenen Grundlagen der klassischen Philologie von Maurenbrecher behandeln den Gegenstand in gleichem Umfang, wenn auch in völlig verschiedenem Sinn, und er wird vermutlich auch in Gerckes-Nordens Einleitung in die Altertumswissenschaft nicht ganz fehlen, obwohl er in deren Programm vorläufig nicht vorgesehen ist. Neben dieser überquellenden Fülle durchwegs deutschen Ursprungs ist nun endlich auch ein ausführliches, tiefer eindringendes Werk, das denselben Stoff in seiner ganzen Ausdehnung nach streng wissenschaftlichen Grundsätzen verarbeitet, vollendet worden: J. E. Sandys *A history of classical scholarship* in drei Bänden. Allseits mit verdienter Anerkennung begrüßt (vgl. z. B. Wessner, Neue philologische Rundschau 1908 230 ff.; Klotz, Deutsche Literaturzeitung 1909 2955 f.; Jalabert, *Revue de philologie* 1909 205 ff.; Gudeman, *Classical review* 1909 112 ff. mit der zutreffenden Bemerkung: *Works of so comprehensive a range, for the record here unfolded covers a period of more than 2500 years, have hitherto been 'made in Germany'*), ist die englische Publikation einem wirklichen Bedürfnis entgegengekommen, was schon daraus erhellt, daß von ihrem ersten Band, der 1903 herauskam, schon nach drei Jahren eine neue Auflage notwendig geworden war.

Immerhin ist es erfreulich, daß die ebenso geschätzte wie verbreitete Sammlung Göschen, der unsere Wissenschaft schon mehrere treffliche Kompendien verdankt, nun auch diesem Wissenszweig ein Plätzchen eingeräumt hat, und daß ein so vielseitiger Forscher wie Kroll sich entschlossen hat, diese Aufgabe zu übernehmen. Er hat es verstanden, eine Darstellung des so oft behandelten Gegenstandes zu liefern, die ihre Existenzberechtigung in sich trägt. Im Gegensatz besonders zu Gudeman und Maurenbrecher, die sich in der Hauptsache mit einer Aufzählung trockener Angaben begnügten, hat er in fortlaufender Erzählung ein fesselndes Bild entworfen, das geeignet ist, das Interesse weiter Kreise zu erwecken. Ohne sich in Einzelheiten zu verlieren, hebt er alle wesentlichen, für die Entwicklung des Ganzen entscheidenden Erscheinungen hervor und bringt sie in natürlichen, auch für Laien verständlichen Zusammenhang. Fast überflüssig zu bemerken ist es, daß der Herausgeber der 'Altertumswissenschaft im letzten Vierteljahrhundert' überall dem neuesten Stand unserer Erkenntnis Rechnung trägt. Freilich mußte er sich aus Rücksicht auf den knappen Raum, der ihm zu Gebote stand, aufs äußerste beschränken, und so wird mancher manchen vermissen wie Bergk, Nägelsbach, Ribbeck. Aber auch wer einzelnes nicht gutheißt (s. S. Reiter, Deutsche Literaturzeitung 1908 1619 f.), muß die eigenartigen Vorzüge des anspruchslosen und unverhältnismäßig billigen Büchleins anerkennen.

In ganz anderer Richtung liegen die Verdienste des geschickt angelegten, reichhaltigen und dabei doch übersichtlichen Grundrisses Gudemans. Er kann sich des seltenen Erfolges rühmen, daß das Buch nach Ablauf von zwei Jahren bereits die zweite Auflage erlebte. Dennoch hat er sich die Mühe nicht verdrießen lassen, das Ganze neuerdings durchzuarbeiten und durch zahlreiche Verbesserungen und Erweiterungen seine Brauchbarkeit zu erhöhen. Besondere Anerkennung verdient es, daß er den größeren Abschnitten nunmehr charakterisierende Einleitungen vorangeschickt hat. Im einzelnen konnte er die Winke seiner Rezensenten und briefliche Mitteilungen befreundeter Gelehrter verwerten; allerdings ist es bedauerlich, daß er hiebei nicht in vollem Umfang die fast durchwegs wohlbegründeten Ratschläge Reiters (Deutsche Literaturzeitung 1908 1615 ff.) und Martinis (Liter. Zentralblatt 1907 1439 ff.), der ihm noch dazu in der Korrektur der neuen Auflage behilflich war, befolgt hat. Die bewährte Einrichtung des Werkes ist in der Hauptsache natürlich unberührt geblieben; nur hat G. jetzt die Gliederung straffer zusammengefaßt, indem er die Geschichte bloß in drei große Abschnitte zerlegt, Altertum, Mittelalter und Neuzeit, innerhalb dieser aber die früheren Abteilungen beibehalten hat bis auf Deutschland, wo er die unberechtigte Scheidung in eine vorwolfische Periode und die neue Schule aufgegeben hat. So wird

das Buch in seiner neuen Gestalt, in der es um rund zwei Druckbogen gewachsen erscheint, gewiß zu den alten Freunden noch neue hinzu gewinnen.

Innsbruck. Ernst Kalinka.

Hermann Ferdinand Hitzig, Die Herkunft des Schwurgerichtes im römischen Strafprozeß. Zürich, Art. Institut Orell Füßli 1909. 58 SS.

Die vorliegende Abhandlung, die als Festschrift zum fünfhundertjährigen Jubiläum der Leipziger Universität erschienen ist, zerfällt in zwei Teile. Im ersten Abschnitt gibt der Verf. eine quellenmäßige Darstellung der Prinzipien des Quästionenverfahrens, das zuerst durch die *lex Acilia repetundarum* aus dem Jahre 123/2 v. Chr. zum Schutze der *socii* gegen die Erpressungen der römischen Magistrate geschaffen wurde; im zweiten Teile werden die Hypothesen über die Entstehung des Quästionenverfahrens (des Schwurgerichtes unter magistratischem Vorsitz), die seinen Ursprung aus älteren römischen Prozeßeinrichtungen ableiten, einer kritischen Prüfung unterzogen und die eigene Ansicht des Verf.s, der die *quaestiones publicae* als eine Kopie griechischer Institutionen betrachtet, eingehend begründet.

Der Quästionenprozeß unterscheidet sich durch eine Reihe charakteristischer Merkmale von den sonstigen, römischen Verfahrensarten. Während der ordentliche römische Zivilprozeß seinen Ursprung aus einem über Intervention des Magistrates eingeleiteten Schiedsgerichtsverfahren noch in spätester Zeit darin bekennt, daß hier eine Scheidung von *ius* und *iudicium* stattfindet, der Magistrat nur den Prozeß instruiert, die Sentenz aber von dem Einzelrichter (oder Rekuperatoren) ohne weitere Teilnahme der Gerichtsobrigkeit gefällt wird, kommt dem Magistrat im Quästionenprozeß nicht nur das der Begründung des Prozesses dienende Vorverfahren (Einleitung der Akte, welche zur Bestellung des Richterkollegiums führen, Vorbereitung des Beweisverfahrens) zu, der Magistrat beteiligt sich auch an der Hauptverhandlung, in der er den Vorsitz führt und dem eventuell anschließenden Nachverfahren (inkl. der Exekution). Hiebei ist es eine offene Frage, ob der Verhandlungsleiter auch an der Abstimmung teilnimmt. Die gerade Zahl der Richter (50) und die Bezeichnung des Prätors als *iudex,* welche Mommsen zur Bejahung der Frage bewegen, sind, wie H. richtig bemerkt, gewiß nicht ausschlaggebend. Die gerade Zahl der Geschworenen erfordert ebensowenig wie in unserem heutigen Schwurgerichtsverfahren die Teilnahme des vorsitzenden Magistrates an der Abstimmung, wenn für die Verurteilung Stimmenmehrheit im Gesetz gefordert ist. Dazu kommt ferner, daß der Magistrat, der zum Unterschied von den Geschworenen den Richtereid nicht leistet, nur dort, wo er als

Prozeßleiter fungiert, als *iudex* bezeichnet wird, im übrigen aber *magistratus quaestio* und *iudicatio iudicum* im azilischen Gesetz, der Hauptquelle unserer Kenntnis des Quästionenprozesses, nachdrücklich einander gegenübergestellt werden. Als ein weiteres charakteristisches Merkmal des Schwurgerichtsverfahrens erscheint das Prinzip der klägerischen Edition, welches dem Ankläger bei Bestellung des Richterkollegiums einen bedeutenden Einfluß einräumt. Die Auswahl der Richter, welche im einzelnen Falle zu judizieren haben, geht in der Weise vor sich, daß der Angeklagte von den 450 Personen (der vom Repetundenpulor aufgestellten und öffentlich kundgemachten) Jahresliste zunächst diejenigen bezeichnet, welche im konkreten Falle wegen persönlicher Beziehungen zu ihm, als befangen gelten können. Aus der Zahl der sonach verbleibenden Richter wählt der Kläger 100 und der Beklagte wiederum aus diesen 50 Männer aus, denen dann die Entscheidung in dem Prozesse zukommt. Macht der Angeklagte von seinem Rechte hinsichtlich der Richterwahl keinen Gebrauch, so devolviert dieses an den Ankläger. Weitere Unterschiede zwischen dem Quästionenverfahren und den sonstigen Verfahrensarten ergeben sich daraus, daß die letzteren in erster Linie für den römischen Bürger, die *quaestiones publicae* in ihrer ursprünglichen Gestaltung als Verfahren in Repetundensachen für die außerhalb des römischen Bürgerverbandes stehenden Bundesgenossen berechnet. Das dem Ankläger zustehende Recht der Zwangsladung hinsichtlich einer bestimmten Zahl von Zeugen, die Trennung der Verhandlung über die Schuldfrage von der über die Strafbemessung *(litis aestimatio)* und das starke Hervortreten der Offizialmaxime im Exekutionsverfahren sind besondere Eigentümlichkeiten des Verfahrens.

Keines dieser charakteristischen Merkmale findet sich, wie bereits bemerkt, in anderen römischen Verfahrensarten. Sie fehlen sämtlich dem magistratisch-komitialen Prozeß, in welchem man früher vielfach das Vorbild der *quaestiones perpetuae* erblickte (indem man annahm, das römische Volk werde hier durch das Richterkollegium vertreten), sie sind auch dem Verfahren völlig fremd, welches vor der *lex Acilia* über Auftrag des Senates in Repetundensachen eingeleitet wurde (Rekuperatorenprozeß). Die charakteristischen Eigentümlichkeiten des Quästionenprozesses fehlen auch größtenteils dem gleich den *quaestiones publicae* als *iudicium publicum* bezeichneten Multverfahren, aus welchem nach Mommsens Ansicht die Herkunft des Schwurgerichtes im römischen Strafprozesse abzuleiten ist: der Ankläger hat hier allerdings das Recht der Zwangsladung hinsichtlich einer gesetzlich fixierten Zahl von Zeugen, aber es fehlt der magistratische Vorsitz (Verhandlung und Urteilsfindung obliegt den Rekuperatoren allein), der Ankläger tritt hier als Vertreter der römischen Gemeinde auf, während das Quästionenverfahren, wie oben bemerkt wurde, gerade für peregrive Einzelpersonen und Gemeinden berechnet ist.

Hitzig findet die wesentlichen Merkmale des Quästionenprozesses im griechischen Prozeßverfahren, in seiner speziellen Gestaltung als Fremdenprozeß, wieder und erblickt in ihm daher das mutmaßliche Vorbild der römischen Institution. Die Analogien betreffen sowohl die Stellung der am Prozesse beteiligten Personen als auch das Verfahren selbst. Die Funktionen des Magistrates sind im griechischen Prozesse die gleichen wie im Quästionenverfahren; er nimmt die Anklage entgegen, instruiert den Prozeß, leitet die Hauptverhandlung vor den Geschworenen (inkl. der eventuell sich anschließenden τίμησις = der röm. *aestimatio litis*). Für das griechische Recht steht fest, daß der Gerichtsmagistrat (der ἡγεμὼν δικαστηρίου) sich an der Abstimmung nicht beteiligt, gleichwohl aber als δικαστής bezeichnet wird. Bei der Richterbestellung gelten, soweit die Ausschließung vom Richteramte wegen Befangenheit in Betracht kommt, ähnliche Grundsätze wie bei der *quaestio publica* und das griechische Prozeßrecht anerkennt auch die Klagebefugnis des Fremden im Gerichtsverfahren unter magistratischem Vorsitz. Die Zwangsladung von Zeugen durch den Ankläger, die Trennung des Verfahrens über die Schuld von dem Verfahren über die Strafbemessung (τίμησις) und die konsequente Verwirklichung des Offizialprinzipes im Vollstreckungsverfahren finden sich auch im griechischen Rechtsgange.

Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß die von Hitzig angeführten Analogien aus dem griechischen Rechte seine Ansicht, die er vorsichtig als Hypothese bezeichnet, sehr empfehlen und daß gewisse Personen auch im griechischen Rechte wegen Befangenheit als Richter ausgeschlossen sind, ist allerdings kein Moment, das bei der Untersuchung in Betracht kommen kann, da eine derartige Bestimmung wohl in keinem Prozeßrecht fehlen kann, und es darf auch nicht übersehen werden, was Hitzig selbst bemerkt, daß der Ladungszwang im griechischen Rechte doch ganz anders wie im römischen realisiert wird. Zweifelhaft bleibt natürlich nach wie vor —, mit Rücksicht auf den Stand der römischen Quellen — ob der *praetor* im Quästionenverfahren wirklich von der Abstimmung ausgeschlossen ist und demnach auch in diesem Punkte eine Übereinstimmung angenommen werden kann. Aber die Urteilsfällung durch ein Richterkollegium unter magistratischem Vorsitz, ist ein dem autochthonen römischen Recht so fremdes Prinzip, daß schon Wlassak für das Centumviralgericht, dessen Entstehung ungefähr in dieselbe Zeit wie bei der *quaestiones publicae* fallen dürfte, an ein griechisches Vorbild gedacht hat. Ich kann meine Zustimmung zu der vom Verf. aufgestellten Lehre, die abermals die Bedeutung des Studiums des griechischen Rechts für die Erkenntnis römischer Institutionen zeigt, nur wiederholen.

Wien. Stephan Brassloff.

Friedrich **Wolters**, Minnelieder und Sprüche. Übertragungen aus den deutschen Minnesängern des zwölften bis vierzehnten Jahrhunderts. Berlin 1909, Otto v. Holten. 158 SS. 8°. Preis Pappb. 4 Mk. 50 Pf., Lederb. 8 Mk.

Es ist gewiß wünschenswert, daß den heutigen Gebildeten Geistes- und Herzensleben der Blütezeit mhd. Dichtung zugänglich werde; und ebenso gewiß ist es, daß viele von denen, welche das Bedürfnis danach fühlen, die alte Sprache ein Hindernis des Genusses, ja des primitivsten Verständnisses ist. Es kann daher als Bedürfnis hingestellt werden, daß mhd. Dichtungen, in unserem Falle die Minnelieder, in unsere moderne Sprache übersetzt werden, ohne daß der ursprüngliche Charakter verwischt wird. Aber in dieser letzten Bedingung liegt eben das Schwierige.

„*Ich sach, swaz in der werlte was, velt, walt, loup, rôr unde gras*" sagt Walter; der Reim *was : gras* wird ersetzt durch *maaß : gras* („die Welt ich rings im Blicke maß"), aber im Gedichte „Unte der linden" bleibt wieder *was : gras*. Es ist also das mhd. *was* = „war" nicht überall gleichmäßig beseitigt, ein durchgreifender Grundsatz in dieser Hinsicht nicht vorhanden. Die augenblickliche Eingebung — beim Dichter und somit auch beim Umdichter von vornherein nicht abzuweisen — ist also das Entscheidende. „Das Kinn in die Hand ziehen" für „das Kinn in die Hand schmiegen" ist zwar keine gewöhnliche, aber immerhin verständliche Redensart, die einen mhd. Reim (ellenbogen : gezogen) ermöglicht. *Untriuwe ist in der sâze* heißt bei Walter: „Untreue lauert im Hinterhalt" (im vertieften Boden). Zwar kennt die nhd. Dichtung „eine hohle Gasse", in welcher aufgelauert wird; aber sonst stellt die Dichtung, besonders die Volksdichtung „Gassen und Straßen" immer einander parallel, ein Gegensatz wie zwischen „Hinterhalt" und „offener Gewalt" wird an dieser Stelle nicht weiter empfunden. — In der 4. Tagweise Wolframs gibt „w a h r e n d preisen ihr Minneglühn" die Originalstelle wieder: *prîse ir minne wern*. Da *wërn* auf *verbërn* reimt, ist „wahren" oder „wehren" ganz ausgeschlossen und nur an „gewähren" zu denken; „ihrer Minne Preise gewähren" ist — mit dem allerdings ungewöhnlichen Plural von *prîs* = der Liebe Lohn — doch recht verständlich. — Neidhart v. Reuental, Ulrich v. Liechtenstein sind mit je einem Stücke viel zu kurz abgetan. Von den älteren ist Heinrich v. Veldeke ebenfalls nur spärlich bedacht — er, der das neue Reis gepflanzt in deutscher Zungen. Heinrich v. Morungen findet die verdiente Würdigung, es sind ihm 21 Seiten gewidmet. Aber auch hier bleibt die Übersetzung hinter dem Original stark zurück: *Dô tagte ez* hätte doch ganz unverändert übernommen werden können, statt dessen finden wir das übeltönende „Da tagte der Tag", die Wiederholung des Kehrreims macht das Übel nur noch empfindlicher. „Aber" in der zweiten Strophe dieses Tagliedes heißt „wieder", wird nhd. ganz falsch mit „aber" gegeben.

„*Jedoch getrôste ich sie*“ (die vor Schmerz über den Tagesanbruch Weinende) hat wohl ein viel wirksameres Mittel zu bedeuten, als der Übersetzer meint: „Ich sagt ihr tröstlich Ding“. Der äußere Eindruck einer alten Minnliedersammlung ist glücklich erreicht, die Anordnung — im Mittelalter nach Stand und Rang des Dichters getroffen, so daß die gekrönten Häupter voranstehen — ist hier ganz passend in eine chronologische abgeändert. Aber ich möchte denen, welche Minnelieder in nhd. Übersetzung lesen wollen, doch lieber raten, der kleinen Mühe, Mhd. zu lernen sich zu unterziehen, als die größere Mühe auf sich zu nehmen: eine solche Übersetzung durchzustudieren, welche den modernen, gemeinen Sprachgebrauch verläßt, ohne dadurch dem Ursprünglichen der Lieder auch nur nahe zu kommen.

Wien. J. W. Nagl.

1809. Die politische Lyrik des Kriegsjahres. Herausgegeben von Robert F. Arnold und Karl Wagner (Schriften des Literarischen Vereins in Wien, Bd. 11). Wien 1909. XXVII und 482 SS. 8⁰.

Mit der vorliegenden Publikation haben der rührige Wiener literarische Verein wie die arbeitsamen Herausgeber noch mehr der Geschichte und Kulturgeschichte, als der schönen Literatur große Dienste erwiesen. Die gründlichen Anmerkungen verraten das eingehende Studium, das Chroniken und den oft ganz verstreuten Angaben über Autoren und Lieder gewidmet werden mußte.

So ist das Ziel, das sich die Einleitung stellt, wohl völlig erreicht: „Die poetischen Zeugnisse und Erzeugnisse der Franzosenkriege aufzuspüren, zu sammeln, richtig zu gruppieren, das Gesammelte nach Bedarf und Vermögen zu erläutern und in den historischen Verlauf der deutschen, insbesondere der deutsch-österreichischen Dichtung einzufügen“. Historisch müssen diese Lieder, mehr als 170 an der Zahl, begriffen werden, dann erst wird man den Produkten Collins gerecht werden, die, an ihren Genossen gemessen, erst die Wertschätzung, die sich selbst in Übersetzungen ausdrückt, begreiflich machen, die sie gefunden. Um wie viel höher die Prosa steht, das zeigen die in den Anmerkungen mitgeteilten Manifeste und Proklamationen (z. B. S. 307 ff.), in denen ein stärkerer poetischer Hauch weht als in allen Liedern und Sprüchen. Aber auch in diesen ist es interessant zu beobachten, wie von offiziös-ledernen oder schwulstigen Berichterstattungen der Ton sich höher hebt, kräftiger und echter wird; der Abschnitt, der Tirol gewidmet ist, bringt da die stärksten Kontraste, vom öden Gereime hinauf bis zu den frischesten, gelegentlich zynisch-grotesken Akzenten und endlich zu dem ergreifend echten Volksliede, das den Namen Andreas Hofers trägt. Die Vorbilder sind verschieden: die akademisch-pathetischen Oden leben von Klopstock-Reminiszenzen,

namentlich bei Gabeis, Kalchberg und dem entsetzlichen Schönbeck, Schillers hoher Stil wirkt ein auf Philipp und namentlich Collin, der mit Recht singt: „Schallnachahmend so schwer, schleppet sich fort Poesie“. Karoline Pichler ahmt (Nr. 62) den „Kampf mit dem Drachen“ nach, Gundelfinger (Nr. 68) siedelt sich völlig in „Wallensteins Lager“ an, auch der Satz „Der Österreicher hat ein Vaterland“ klingt an (Nr. 100 a). Besonders stark wird das Räuberlied verwertet, der Text in Nr. 42, wo es heißt: „oft soll der Wald ein Nachtquartier, der Mond sein Licht uns borgen“, die Melodie wie in Nr. 45 oder in Nr. 100 b, auch das Reiterlied tönt wieder in Nr. 56. Goethes „Kennst Du das Land“ erscheint parodiert in Nr. 57. Daneben stehen Motive der Anakreontik (Nr. 4) Matthisons (Nr. 16), Castelli spielt mit dem Echo (Nr. 37). Gleims Kriegslieder erscheinen schon bei Richter als Vorbild (Nr. 13), auch bei Binder (Nr. 88), Collin nützt sie, aber zugleich mit Motiven aus Stolberg (Nr. 23) und Schubart (Nr. 24), dessen Kaplied öfter (Nr. 103, 126 a) wiederkehrt, sogar die Fiktion „von einem Grenadier“ stellt sich ein (Nr. 101). Vollständig auf dem Boden des Volksliedes stehen wir in dem Sang auf die Schlacht bei Ebelsberg (Nr. 108) und dem Prinz Karolus, dem „edlen Ritter“ (Nr. 110), die derbe kräftige Realistik eines szirischen Sangès (Nr. 106) tritt neben die markige, Tatsachen berichtende Darstellungskunst der auf dem Tiroler Boden urwürchsig entsprungenen Strophen, die selbst Unflätigkeiten durch die Sicherheit des Witzes und die Plastik des Ausdrucks genießbar machen. Gerade diese Produkte beweisen, wie der Krieg volkstümlich geworden war, den zu besingen sich alle Stände vereinigen. In dem bunten Bilde, das die verschiedenartigen Weisen und ihre Sänger entrollen, klingt nur ganz vereinzelt die Stimme der Romantik durch F. Schlegel, über dessen Anteil an der Publizistik des Jahres die Anmerkungen viel Licht verbreiten. Sie bringen aber auch wertvolle Nachweise über Entstehung und Verbreitung besonders populär gewordener Dichtungen, namentlich der Wehrmannslieder, die auch streng philologisch in ihrer Textgeschichte studiert werden (S. 323 ff.). So darf man mit dem Ausdrucke der wärmsten Anerkennung für die Herausgeber nicht kargen.

Inzwischen hat zu den Tiroler Liedern L. v. Hörmann, der eine größere Sammlung von historischen Gesängen in Aussicht stellt, in der Vossischen Zeitung (1909, Nr. 566) einige Beiträge veröffentlicht, merkwürdigerweise, ohne der vorliegenden Publikation zu gedenken. Ich bringe aus seinen nicht allgemein zugänglichen Mitteilungen einige Nachträge. Er zitiert Strophen über die Bankozettel-Wirtschaft aus dem Liede „Auf die Baiern“, das Arnold (S. 472) unzugänglich blieb:

„Nur lustig Tiroler, weils Stutzl recht chnallt,
Die Boar habn sich gar zu stark und zu fast prahlt,
Die Buaben und Mander schlagen alle brav drein,
Sie ziehn so leicht ins Tyrol nit mehr hinein.

Was moants meine Brüder, was habns für an Zorn,
Dass sie im Landl alle gfangen sein worn;
Die Gwehr habns verlohrn, die Stuck und die Ross,
Her hat 's gar alls müassen beim Boarn und Franzos.

Es ist gangen wie tausendsiebenhundert[und]drei,
Der Koaser, der liebt nur uns Tyroler aufs neu,
Wir habens angfangen und endens mit Gott,
Dem Koaser zur Freud, den Franzosen zum Spott".

In einem resignierten Liede, das nach dem 1. November fällt, heißt es:

„Die Gesandten von Oesterreich, die habn uns betrogen,
Sie haben uns von Truppen und Geldstücken glogen,
Sie habn uns brav aufghitzt zu streiten fürn Glauben,
Die Worte sein schön gwest, aber lauter leere Trauben".

Man wendet sich an die Baiern:

„Nun also ihr Nachbarn, das Kriegführen ist aus,
Wir bleiben jetzt bei den Weibern und Kindern zu Haus,
Wir wollen im Frieden recht nachbarlich leben,
Nur müssens uns Tyrolern die Dummheit vergeben.

Du lieber König, sieh gnädig herab,
Wir wollen dir treu bleiben stets bis an das Grab,
Das sei nun beschlossen, wer nochmals versucht
Mit Bayern zu streiten, der sei uns verflucht".

Wie Speckbacher populärer war als Hofer, zeigen Lieder, von denen leider nur eine Strophe mitgeteilt wird:

„A Liedl wer i singen, a Liedl, wanns wöllt,
Vom Speckbacher Seppl, was der hat derstöllt,
Er will wie vor Alten das Landl erhalten,
Er hatzt ball die Boarn bald hinten und bald vorn.
Die Boarn sie meinten, er frisst schon die Stadt,
Wann er vom Berg Isel abergschaut hat.
Sie machen gschwind Larm in allen Kasarn,
Sie bringen 'n Spöck vom Berg Isel nit wöck".

Wien. Alexander v. Weilen.

Einführung in die Geschichte der deutschen Literatur mit besonderer Berücksichtigung der neueren Zeit. Von Dr. Hans Sittenberger. Leipzig und Wien 1909, Franz Deuticke. IV und 307 SS.

Durch die neuen Lehrpläne ist die Geschichte der deutschen Literatur als Disziplin an Mittelschulen wieder etwas mehr in den Vordergrund gerückt worden, so daß voraussichtlich die Zahl der für österreichische Mittelschulen bestimmten „Literaturgeschichten" sich vermehren wird. Allerdings sind ihrer schon übergenug vorhanden — genug im Hinblick auf ihren inneren Wert, besser gesagt Unwert, genug hinsichtlich des zweifelhaften Nutzens, den sie gewähren. Mit besonderer Bescheidenheit verzichten die Verfasser — einige rühmliche Ausnahmen zugestanden — in der Regel

auf Selbständigkeit der Gruppierung und Darstellung und sind dem Schicksal dankbar, daß es der Welt den „kleinen Kluge" beschert hat. Was aber ihre Verwendung anlangt, so verursachen sie oft genug und zwar insbesondere durch die unseligen Inhaltsangaben Schaden. Prof. v. Arnim hat gelegentlich Klage darüber geführt, daß viele Lehramtskandidaten für klassische Philologie lieber 200 Seiten über die Sappho lesen als zwei Gedichtchen von der Sappho. Ein Ähnliches gilt nicht selten bei verschiedenen Prüfungen betreffs der deutschen Literatur: Zwei, auch drei auswendig gelernte Literaturbüchlein sollen die eigene Lektüre und eigenes Urteil ersetzen.

Ref. ging daher mit nur zu sehr begründetem Mißtrauen an die Lektüre des Buches von Sittenberger. Doch sei gleich hier erwähnt, daß das Buch nicht in einen Topf mit den oben gekennzeichneten geworfen werden darf. Es ist jedenfalls die Frucht langer, emsiger Arbeit und selbständigen Denkens. Überdies ist es unter beständiger Rücksichtnahme auf die wirklichen Bedürfnisse des Unterrichtes und auf die einschlägigen Bestimmungen der Lehrpläne geschrieben worden. Demgemäß hat der Verf. „die ältere Zeit verhältnismäßig kurz abgetan" (S. III) — tatsächlich entfallen auf die Kapitel über die älteste Zeit und über die mittelalterliche Dichtung nur 19 Seiten. Im übrigen ließ er „das Einzelne hinter dem Allgemeinen stark zurücktreten, die biographischen Notizen erfuhren zugunsten der pragmatischen Darstellung eine wesentliche Einschränkung" (S. IV).

Wenn er den Stoff in die Abschnitte „Die älteste Zeit, Mittelalterliche Dichtung, Das XVI. Jahrhundert, Das XVII. Jahrhundert, Das klassische Zeitalter, Abkehr von der Kunst der Klassiker, Die Dichtung der Epigonen, Die Dichtung in Österreich, Die neueste Zeit" gliedert, so läßt sich dagegen vom fachwissenschaftlichen Standpunkt natürlich gar manches vorbringen, aber die Einteilung zeigt Brauchbarkeit für die Schule und das ist bei einem solchen Buche das Wichtigste.

Als ein besonderer Vorzug des Buches muß seine Darstellung gelten. Der Verf. schreibt nämlich ein sehr frisches, gewandtes, anziehendes Deutsch, so daß sein Buch auch für den Kenner der deutschen Literatur eine anregende Lektüre bildet. Manche Werturteile, besonders solche, die über neue und neueste Dichter gefällt werden, sind allerdings mit einem gewissen Wagemut hingeworfen und werden erst von der Zeit beglaubigt werden müssen. Aber immerhin — besser eine etwas zu große Selbständigkeit, ja sogar Eigensinn im Urteil als Urteilslosigkeit.

Daß der temperamentvolle, modern denkende Verf. der Sprache seines Buches stellenweise ein etwas stark feuilletonistisches Gepräge verleiht, soll nur als Eigenart erwähnt, nicht geradezu als Fehler angerechnet werden. Ref. hat sich in dieser Beziehung folgende Einzelheiten notiert: Das geschmacklose Geistreicheln (S. 34); lebendigstes Leben in jeder Zeile (S. 63); man strebte

nach Emanzipation des Herzens und statt schöner, wohlgerundeter Deklamationen verlangte man den Naturschrei zu hören (S. 74); Französling (S. 76); à la Werther (S. 90); spielerisch (mehrmals) u. a.

Druckfehler: Epopönen (S. 48); Ottensee (S. 50); damit baute (st. arbeitete) er den Anschauungen F. A. Wolfs vor (S. 72); eine besonderer Lust (S. 76); ins schöne Spanien (S. 181).

Das Buch bringt schließlich als Anhang „den Inhalt jener Dichtungen, deren Kenntnis bei Abiturienten- und sogenannten Intelligenzprüfungen von den Kandidaten gefordert wird“ und der Verf. meint, „diese kurzen Auszüge dürften so manchem, der vor dem Examen steht, willkommen sein“. Ref. würde aber aus den oben angegebenen Gründen auf diese Krücken der Bequemlichkeit lieber verzichten.

Alles in allem genommen ist Sittenbergers „Einführung in die Geschichte der deutschen Literatur“ ein recht originelles Buch, dem man auch einzelne sachliche Ungenauigkeiten zugute halten kann.

Eger. Adolf Hausenblas.

Enzyklopädie des französischen Unterrichts. **Methodik und Hilfsmittel für Studierende und Lehrer der französischen Sprache mit Rücksicht auf die Anforderungen der Praxis bearbeitet von Otto Wendt. Dritte, neu bearbeitete Auflage. Hannover und Berlin, Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior) 1909. VIII und 452 SS. Preis: geh. Mk. 6, geb. Mk. 6·75.**

Seit dem Erscheinen der letzten Auflage dieses bekannten Handbuches sind ungefähr 14 Jahre verflossen, eine lange Zeit, die auf dem Gebiete des Unterrichtes in der französischen Sprache besonders fruchtbar gewesen ist. Da das Buch noch immer als Fundgrube für die einschlägige Literatur gilt und als solche häufig benützt werden dürfte, so komme ich dem in der Vorrede ausgesprochenen Wunsche des Verf.s nach Berichtigungen gerne nach. Ich habe die Enzyklopädie zunächst mit Rücksicht auf die in Österreich erschienene Literatur des französischen Unterrichtes an höheren Lehranstalten geprüft und da allerdings ziemlich viele Mängel gefunden.

Zunächst überflüssige Wiederholungen und einander widersprechende oder sonst unrichtige Bemerkungen. Auf S. 182 heißt es in einer Charakterisierung des Lehrganges von Fetter, I. und II. Teil: „Die Grammatik, welche überall induktiv gewonnen wird und den ihr gebührenden zweiten Rang — das Mittel zum Zweck — bildet [soll wohl lauten: einnimmt], schließt sich an. Übungen zum Hinübersetzen fehlen ganz in dem für die beiden ersten Schuljahre bestimmten Teile“. Auf S. 183 unter Nr. 3 heißt es bei einer Anzeige einer späteren Auflage desselben Buches: „Es ist Bestreben der Verfasser, für feste Einprägung der grammatischen

Formen und syntaktischen Erscheinungen zu sorgen". Diese Bemerkung steht nicht ganz im Einklang mit der obigen Charakterisierung. Sie erweckt den Anschein, als ob Fetter in der 10. Auflage seines Buches der Grammatik gegenüber nicht mehr denselben Standpunkt eingenommen habe wie in der fünften und ist irreführend. Tatsächlich wurden bloß die grammatischen Partien mit der mittlerweile erschienenen Französischen Schulgrammatik von Fetter und Alscher (welche die Enzyklopädie übrigens nirgends anführt) in Übereinstimmung gebracht. Die 10. Auflage unterschied sich von den früheren hauptsächlich dadurch, daß zur kursorischen Lektüre sich eignende Lesestücke aufgenommen wurden.

S. 279 heißt es zu Fetters Lehrgang III. Teil: „In einer Art ist dies Buch noch merkwürdig. Es gibt gar keine besondere Grammatik" usw. Fetter hat aber zum III. und IV. Teil seines Lehrganges einen in französischer Sprache abgefaßten grammatischen Abriß erscheinen lassen unter dem Titel: *La troisième et la quatrième année de Grammaire française*, welches Werk auch auf S. 277 besprochen wird.

Das auf S. 280 unter 3 b angeführte Werk ist zu streichen. Es ist schon S. 183 aufgezählt worden. Der Irrtum scheint daher zu rühren, daß der Verf. die österreichische Bedeutung des Wortes „Mittelschule" nicht kennt. Mittelschulen sind in Österreich nicht Bürgerschulen, sondern Gymnasien, Realgymnasien und Realschulen.

Daß das S. 428 unter Nr. 8 aufgezählte Werk dasselbe ist wie das unter Nr. 9 auf S. 386 genannte, sollte gesagt sein. Bechtels „Französische Konversations-Grammatik" wird zweimal angeführt. Auf S. 278 findet sich unter Nr. 12 (unter den grammatischen Hilfsbüchern für Gymnasien) die zweite Auflage kurz erwähnt, auf S. 380, also viel später, wird die erste Auflage ausführlich besprochen, allerdings an unrichtiger Stelle; denn hier ist von deutsch geschriebenen Grammatiken die Rede, während Bechtels Konversationsgrammatik französisch abgefaßt ist.

Druckfehler und falsche Verweisungen. Im Register soll es bei Fetter und Ullrich heißen: S. 343. Bei Borel lautet die erste Verweisungszahl richtig 26. S. 448 Larouse, S. 449 Passy 180?, S. 450 Rambeau 107, 109? 452 Zandt 161? Das Register könnte also genauer sein.

Bedenklicher als solche Versehen scheint es, wenn manche und darunter wichtige Unterrichtswerke gar nicht erwähnt sind. So fehlt die österreichische Bearbeitung des Boernerschen Lehrganges von Stefan, ferner das neue Unterrichtswerk von Sokoll-Wyplel, das in seinem wohldurchdachten und originellen Aufbau zu dem Besten gehört, was die einschlägige Literatur der Gegenwart gebracht hat. Weiters ist die wichtige Schrift Buddes „Zur Reform der fremdsprachlichen schriftlichen Arbeiten" und das schon in 3. Auflage vorliegende, in seiner Art einzig dastehende Werk *Chrestomathie française* von Passy und Rambeau gar nicht ver-

zeichnet. Wenigstens stehen diese Namen nicht im Register und bei der unpraktischen Anlage des Buches sind sie sonst nicht leicht zu finden. Und was soll man sagen, wenn von einem so bekannten Jahrbuch, wie es die „Jahresberichte über das höhere Schulwesen“ von Rethwisch sind, nur die bis 1898 reichenden 13 Bände angeführt werden? Sind denn dem Verf. die folgenden Bände, die ihm eine Hauptquelle für seine Literaturnachweise sein mußten, unbekannt geblieben?

Der Verf. sagt in der Vorrede zu der neuen Auflage der Enzyklopädie, daß die Kritik sich billigend über die Anlage des Buches ausgesprochen habe. Das nimmt mich Wunder, denn — was den Hauptinhalt des Buches, die beinahe drei Viertel des Ganzen umfassende Lehrbücher-Literatur betrifft, so wüßte ich keine Anlage, die geeigneter wäre, das Zusammengehörige zu zerreißen, zu überflüssigen Wiederholungen zu zwingen und die Übersicht zu beeinträchtigen, als die von dem Verf. gewählte. Daran läßt sich nun leider, ohne das ganze Buch umzuarbeiten, nichts mehr ändern. Aber die Literaturnachweise sollen vollständiger und verläßlicher sein, damit diese Enzyklopädie die Bezeichnung „Fundgrube“ wirklich verdiene.

Wien. Dr. A. Würzner.

Englische und französische Schriftsteller der neueren Zeit für Schule und Haus.

Round about England, Scotland, and Ireland. Edited with explanatory notes by Prof. Dr. J. Klapperich. With 18 Illustrations and 11 Maps. Berlin und Glogau, Carl Flemming 1908. VIII und 130 SS. 8°. 31. Bändchen, Ausgabe *B.*

Historical Portraits. Selections from the Writings of Thomas Babington Macaulay. Ausgewählt und erläutert von Prof. Dr. J. Klapperich. Berlin und Glogau, C. Flemming 1908. VII und 104 SS. 51. Bändchen.

Der Herausgeber des 31. Bändchens der Sammlung hat aus englischen Schulbüchern und anderen populären Schriften, wie *Chamber's Journal, Around and about Old England, Story of the West Country, Story of Scotland* 31 Lesestücke zusammengestellt, die uns mit den britischen Inseln näher bekannt machen. Nachdem wir über die allgemeinen geographischen Verhältnisse Großbritanniens und Irlands belehrt worden sind, wird uns London mit der Themse und den bedeutendsten Sehenswürdigkeiten vorgeführt. Hierauf machen wir in Gedanken die Reise von London nach Dover, Bristol, Liverpool usw. mit und lernen so die wichtigsten Städte Englands kennen. In Schottland und Irland werden uns die Hauptstädte Edinburgh und Dublin sowie die landschaftlich schönsten Teile geschildert. In allen Stücken wird die Geschichte der erwähnten

Örtlichkeiten kurz erzählt; und in einigen Nummern, wie 9. *Oxford and Cambridge*, 13. *Winchester and Southampton*, 16. *Bristol*, 24. *"A Volume of English History bound in Stone"*, 25. *The Borderland* tritt das Geschichtliche in den Vordergrund. Überall wird auch an die großen Dichter und Schriftsteller erinnert, besonders in 21. *Lakeland*. Handel und Industrie kommen zu Worte in 15. *A Visit to a Cornish Copper Mine*, 17. *Wild Wales*, 20. *The Manchester Ship-Canal and the Cotton Coal-Field*, 22. *"The Smithy of the World"*, 23. *Sheffield*, 28. *Glasgow*, und in 10. *The Hop-Fields of Kent* lernen wir den Hopfenbau kennen. Der britischen Verfassung und Verwaltung sind die Stücke 6. *Law-making and Law-makers* und 36. *How we are governed* gewidmet. In diese teils beschreibenden, teils erzählenden Texte sind sechs kleine Gedichte von J. Milton, Felicia Hemans, William Cowper, Robert Burns, Thomas Moore und Barry Cornwall eingestreut.

Auf den Text folgen englisch geschriebene Anmerkungen, die teils aus Wort-, teils aus Sacherklärungen bestehen und vollkommen zweckentsprechend sind. Unterstützt werden die sachlichen Anmerkungen durch die beigegebenen Illustrationen und Karten. Alles in allem eine schöne Ausgabe, die zum Schulgebrauche bestens zu empfehlen ist.

Das 51. Bändchen bringt hübsche Charakter- und Lebensbilder von berühmten Männern aus der englischen Geschichte des XVII. und XVIII. Jahrhunderts. Als wirklich künstlerisch abgeschlossen können nur die Charakterbilder von Sir William Temple, Lord Chatham, Horace Walpole und Samuel Johnson betrachtet werden, die aus Macaulays *'Essays'* über die betreffenden Männer herübergenommen sind. Die anderen *'Portraits'*, die verschiedenen Kapiteln der *'History of England'* entlehnt wurden, sind, da sie ja von Macaulay nur nach Bedarf in seine geschichtliche Darstellung eingeschaltet wurden, sehr ungleich. Verhältnismäßig abgerundet sind von diesen Charakteristiken nur die von Oliver Cromwell (10 SS.) und William of Orange (9 SS.); von dem Leben oder dem Charakter anderer Männer, wie des William Penn, des Begründers der Quäker-Sekte George Fox, des Grafen Strafford oder gar der Könige Karl I. und Karl II. werden uns nur einzelne Züge vorgeführt. Ganz verunglückt ist das Charakterbild Ludwigs XIV., denn von den drei Abschnitten desselben zählt nur der erste einige Eigenschaften des französischen Königs auf, während die zwei anderen sich über das Verhältnis Frankreichs zu England und den Niederlanden verbreiten. Nicht eine einzelne Persönlichkeit, sondern eine ganze Klasse von Personen behandeln die *'Portraits'* XV. *The Puritans* (aus dem *'Essay'* über Milton) und XVI. *The Country Gentleman of the XVII th Century* (aus dem 3. Kapitel der *'History of England'*).

Die „Anmerkungen" des Herausgebers enthalten Übersetzungsvorschläge, Wort- und Sacherklärungen und helfen so dem Schüler

über alle Schwierigkeiten des Textes hinweg. Zu der Anmerkung über Sir Walter Raleigh (S. 94) ist zu bemerken, daß er nicht nur „Seefahrer und Entdecker“, sondern auch Soldat, Staatsmann und Schriftsteller war.

Das Bändchen eignet sich zur Lektüre in der obersten Klasse der höheren Lehranstalten.

Wien. Dr. Joh. Ellinger.

Raimund Friedrich Kaindl, Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern. Erster Band. Geschichte der Deutschen in Galizien bis 1772. Mit einer Karte. („Allgemeine Staatengeschichte, herausgegeben von Karl Lamprecht. III. Abteilung: Deutsche Landesgeschichten, herausgegeben von Armin Tille. Achtes Werk“.) Gotha 1907, Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft. Preis brosch. 8 Mk.

In einem großzügig angelegten, auf drei starke Bände berechneten Werke unternimmt es der bekannte Czernowitzer Historiker Raimund Friedrich Kaindl, die Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern zu schreiben. Bisher war nur die Geschichte der Deutschen in Polen und Ungarn einigermaßen, wenn auch in sehr lückenhafter Weise, bekannt. Kaindl unterzieht nicht nur diese Partien einer eingehenden Neubearbeitung, sondern erstreckt seine Forschungen auch über die östlich der Karpathen liegenden Länder, die Bukowina und Rumänien. Ein solches Unternehmen, welches eine große Lücke in der Geschichte der Deutschen ausfüllt, ist schon an und für sich freudig zu begrüßen. Doppelt willkommen aber ist uns das Werk, weil der Verf. seine Darstellung, soweit der vorliegende erste Band zu einem Urteil berechtigt, aufbaut auf der gewissenhaftesten und erschöpfenden Heranziehung der einschlägigen Literatur und umfangreichen archivalischen Studien. Dabei weiß Kaindl wissenschaftliche Gründlichkeit und Ausführlichkeit mit einer anziehenden, oftmals gehobenen Sprache zu verbinden, so daß die Lektüre des Werkes viel Genuß bietet.

Der vorliegende erste Band behandelt die Geschichte der Deutschen in Galizien (Polen und Ruthenien) bis zum Jahre 1772 und die Geschichte der Deutschen ist auch die Geschichte des deutschen Rechtes und vielfach auch die Geschichte der deutschen Sprache. Der inzwischen auch schon erschienene zweite Band ist der Geschichte der Deutschen in Ungarn, der Walachei und der Moldau gewidmet und der später erscheinende dritte Band wird die Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern seit ungefähr 1770 schildern.

Die ersten Beziehungen zwischen Deutschen und Polen sind kriegerischer Natur. Sie gehen zurück bis in die zweite Hälfte des X. Jahrhunderts, bis zum Zusammenstoß des sächsischen Grafen

Wichmann mit den Polen um das Jahr 963. Außer kriegerischen Unternehmungen waren es in den nächstfolgenden Jahrhunderten dann hauptsächlich Fürstenehen, welche deutsche Prinzessinnen und deren deutsches Gefolge nach Polen brachten. Die Deutschen wurden hier bald die Stützen der polnischen Herrschaft und verbreiteten über Polen hinaus den katholischen Glauben.

Seit dem Ende des XII. Jahrhunderts erfolgte unter entscheidendem Einfluß der deutschen Könige und begünstigt von den mit dem deutschen Königshaus verschwägerten polnischen Fürsten der Zuzug deutscher Kolonisten nach Schlesien. Neben vielen mit deutschen Nonnen und deutschen Mönchen besetzten Klöstern entstanden allenthalben auch deutsche Bauernansiedlungen und deutsche Städte, überall breitete sich deutsches Leben und Wesen und mit diesem höhere Kultur aus und der Germanisierung Schlesiens folgte rasch durch deutsche Krieger, deutsche Kaufleute und deutsche Glaubensboten die Ausbreitung des Deutschtums in den benachbarten polnischen Gebieten.

Die deutschen Ansiedlungen, gleichgiltig ob Stadt- oder Dorfansiedlungen, wurden von der Geltung des einheimischen Rechtes eximiert und mit deutschem Rechte, worunter man deutsches Stadtrecht zu verstehen hat, bestiftet. Meist war es Magdeburger Recht oder das Recht einer Tochterstadt Magdeburgs. Das deutsche Landrecht wurde nicht verliehen, „weil hier die Ansiedlung nicht in geschlossenen Gebieten stattfand, das deutsche Recht nicht ganzen Landschaften, sondern nur einzelnen Orten gegeben wurde“. Mit dem Deutschtum und dem deutschen Stadtrechte fand in Polen auch das Lehenwesen und das Lehenrecht Eingang, das allerdings infolge der Opposition des polnischen Adels gegen das Ende des XVI. Jahrhunderts wieder verschwindet.

Die Heranziehung deutscher Kolonisten und damit die Verpflanzung deutschen Rechtes nach Polen war nun nicht ein Werk bloßen Zufalles, noch auf eine willkürliche Verfügung der Landesfürsten zurückzuführen, sondern ist durch die ganze wirtschaftliche Lage des polnischen Reiches bedingt. Die bäuerliche Bevölkerung Polens, zum geringen Teile persönlich frei, zum größten Teile aber persönlich unfrei, saß durchaus auf fremdem Grund und Boden und seufzte unter einem ungeheuren Druck der geistlichen und adeligen Grundherren, die selbst jede produktive Arbeit verachteten und wovon die letzteren nur dem Staatsdienst, d. i. dem Kriegshandwerk, oblagen. Das Volk war jeder höheren Entwicklung unfähig, jeder höheren Kultur unzugänglich. Soziale Reformen erschienen unbedingt notwendig, und als der Mongolensturm im Jahre 1241 das Land noch in eine Wüste verwandelte und 1258 und 1288 neue Heimsuchungen erfolgten, da ergab sich die unausweichliche Notwendigkeit, Bevölkerung, Kapital und Arbeitskräfte vom Auslande nach Polen einzuführen. Was früher nur vereinzelt stattgefunden hatte, wurde jetzt in großem Umfange

betrieben. „In kurzer Zeit wurden die eingeäscherten Städte wieder aufgebaut und bevölkert, Industrie und Handel erhoben sich mächtig, und unter ihrem Schutze kehrte auch das Landvolk zu seiner gewöhnlichen, aber viel intensiveren Arbeit zurück.“ Die Zeit der deutschen Kolonisation und der Bestiftung mit deutschem Recht war die günstigste Zeit des Bauernstandes in Polen. Um der Vorteile willen, welche die Bewidmung mit deutschem Rechte bot, begann man mit der Zeit auch massenhaft polnische Dörfer mit deutschem Recht zu bewidmen und auf diese Weise auch die einheimische Bevölkerung der Segnungen deutschen Rechtes und deutscher Kultur teilhaftig zu machen.

Ganz ähnliche Verhältnisse wie in Polen herrschten im östlichen Fürstentum Ruthenien, in welchem nach dem Mongoleneinfall gleichfalls mit der deutschen Kolonisation begonnen wurde, bevor noch das Land unter Kasimir dem Großen mit Polen vereinigt wurde.

Die ungemein lehrreiche Übersicht, die Kaindl auf S. 35—42 gibt, zeigt, daß im heutigen Galizien eine über Erwarten große Zahl von Orten mit Deutschen besiedelt und mit deutschem Recht bewidmet war. Von den 77 Bezirkshauptmannschaften Galiziens ließen sich nur in 15 keine Bestiftungen mit deutschem Rechte nachweisen.

Verleihungen deutschen Rechtes kamen vereinzelt noch bis tief ins XVIII. Jahrhundert hinein vor; aber das deutsche Recht als solches war um diese Zeit schon stark im Niedergang begriffen, wofür sich die mannigfachsten Ursachen finden: die mit deutschem Recht bewidmeten Orte waren trotz ihrer Exemption vom einheimischen Recht immer noch von den polnischen Machthabern, dem Landesfürsten und dessen Beamten und den Gutsherren abhängig. Ihre Autonomie wurde vielfach nicht beachtet, vielerorten stand die Bestellung der obersten Beamten der deutschen Gemeinwesen, ja in den Städten oftmals sogar die Wahl oder Bestellung der Ratsherren dem Landesfürsten oder dessen Beamten zu. Das deutsche Gerichtswesen war vielfach polnischen Einflüssen nicht entrückt. Zwischen den deutschen Ortsgerichten und den Oberhöfen war mitunter das polnische Starostengericht eingeschaltet. Das deutsche Recht, das den Zusammenhang mit dem Heimatland zum guten Teil verloren hat und an deren Fortentwicklung nicht mehr teilnahm, wurde auch nichtdeutschen Ansiedlungen verliehen, und umgekehrt drangen in deutsche Ansiedlungen nichtdeutsche Elemente (Polen, Ruthenen, Armenier, Juden) ein und erlangten oft das Übergewicht und halfen das deutsche Recht verdrängen. Mit den einheimischen Elementen verband sich vielfach noch das städtische Patriziat und der aus demselben hervorgehende Rat, wodurch zwischen Bürgerschaft und Rat eine unüberbrückbare Kluft entstand und soziale Kämpfe heraufbeschworen wurden, zu welchen sie schließlich seit der Reformation als weiteres zersetzendes Element noch religiöse Wirren gesellten. Überdies standen die

deutschen Städte einander neidisch und mißgünstig gegenüber, ließen sich vielfach gegeneinander ausspielen, zum mindesten hielten sie nicht zusammen und wahrten nicht ihre gemeinsamen Interessen, woraus auch erklärlich ist, daß nur vereinzelte unter ihnen, und diese nur vorübergehend, z. B. Krakau und Lemberg, es zu irgendwelchem politischen Einfluß brachten. Landstandschaft haben nur wenige große Städte besessen und auch diese wurden vom Adel in der Ausübung ihres Rechtes behindert, so daß bürgerfeindlichen Beschlüssen der Landtage Tür und Tor geöffnet war. Der gefährlichste Feind des Deutschtums war aus wirtschaftlichen und nationalen Gründen der polnische Adel, gegen dessen Ausschreitungen gegenüber dem Bürgertum die sinkende königliche Gewalt keinen Schutz zu bieten vermochte. „Er hat den Zusammenhang der städtischen Rechtssprechung mit den Mutterstädten Deutschlands bekämpft. Er hat den Gebrauch der deutschen Sprache einzuengen gesucht. Von ihm wurden die Städte von den Landtagen ferngehalten und von der Königswahl ausgeschlossen. Unter dem Drucke des Adels hat die polnische Gesetzgebung vielfach die Städte geschädigt, und zwar auch auf wirtschaftlichem Gebiete." Da im Laufe der Zeit auch noch die wirtschaftlichen Verhältnisse zuungunsten der Städte und der mit deutschem Recht bestifteten Orte sich änderten, so war um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts deren Untergang besiegelt. Mit ihrem Verfalle war auch ihre Entdeutschung verbunden. Alle Wiederbelebungsversuche waren vergebens; das auf dem Reichstag von 1791 beschlossene Städtegesetz kam zu spät, es konnte der Zusammenbruch nicht mehr aufhalten und der Untergang Polens ist auch das Ende der deutschen Stadtverfassung in Polen.

Die Verbreitung des deutschen Rechtes fällt im allgemeinen mit dem Umfang der deutschen Ansiedlung zusammen, doch sind oftmals auch deutsche Ansiedlungen entstanden, ohne daß sie mit deutschem Recht bestiftet worden wären, z. B. die Handelsniederlassungen im nördlichen Rußland, und hat anderseits das deutsche Recht, besonders im südwestlichen Rußland, das früher einen Teil des polnischen Reiches gebildet hat, eine Verbreitung erlangt, ohne daß deutsches Volkstum der Träger des deutschen Rechtes gewesen wäre. Bei der Heranziehung deutscher Kolonisten und Einführung deutschen Rechtes war es den polnischen Fürsten und Grundherren nicht um die Hebung des Deutschtums zu tun, sondern nur um die Förderung der materiellen Kultur, die Vermehrung der Bevölkerung, Urbarmachung des Bodens; daher wurden vermischt mit deutscher Bevölkerung oft auch fremde nationale Elemente angesiedelt. Die Zusammensetzung der deutschen Bevölkerung war sehr mannigfach. Aus allen Ländern deutscher Zunge treffen wir Vertreter, von der Schweiz bis nach Königsberg und vom Elsaß bis nach Siebenbürgen. Hervorragenden Anteil an der Verbreitung des Deutschtums nahmen die im Dienste der polnischen Fürsten und Großen stehenden Dienstmannen und Beamten und die deutsche Geistlichkeit, welch letzterer

gegenüber aber die polnischen Bischöfe den einseitigen deutschen Standpunkt scharf zurückwiesen. Die überwiegende Zahl der deutschen Einwanderer gehörte aber dem Bürger- und Bauernstande an, die sich seit dem XIII. Jahrhundert unter Zuerkennung deutschen Rechtes in Polen niederließen. Die Einwanderung erfolgte nicht in geschlossenen Massen, es wurden daher auch nicht ganze Landesteile von ihnen besetzt, aber immerhin hat eine Anzahl von Orten auf Jahrhunderte hinaus deutschen Charakter erhalten und in sehr vielen anderen war das deutsche Element ein bemerkenswerter Faktor.

Als der Typus einer deutschen städtischen Ansiedlung erscheint besonders Krakau, das vom XIII. bis XVI. Jahrhundert ein fast durchaus deutsches Gemeinwesen darstellte. Die Vögte, Schöffen, Ratsherren, Zunftmeister waren großenteils Deutsche. Die Stadtbücher werden zuerst deutsch, dann neben deutsch vorwiegend lateinisch geführt. Die Stadtordnungen und Beschlüsse des Rates, Zunftordnungen, Urkunden u. dgl. waren vielfach in deutscher Sprache abgefaßt, die sich im Gebrauch der Obrigkeiten, insbesondere im Schöffengericht, ebenso wie in der Kirche bis an die Wende des XVII. Jahrhunderts erhalten hat. Auch die äußere Erscheinung der Stadt machte durchaus deutschen Eindruck.

In der Zeit vom XVI. bis XVIII. Jahrhundert ist das Deutschtum in Polen auf allen Linien im Rückgang begriffen. Die wirtschaftliche Lage, welche der Anlaß war zur Heranziehung deutscher Kolonisten, hatte sich verändert. Die einheimische Bevölkerung hatte von den Deutschen genug gelernt, jetzt konnte man sie entbehren und betrachtete sie nur als lästige Konkurrenten. Die Nachschübe aus Deutschland blieben aus und an Stelle der Deutschen traten zum Teil andere Kulturträger, so Schotten, Engländer, Italiener. In die deutschen Gemeinwesen drangen überall nichtdeutsche Elemente ein und gewannen schließlich das Übergewicht. Eine Folge dieser veränderten Sachlage war zuerst die Polonisierung der ländlichen Ansiedlungen und schließlich auch der Städte, und während sonst oftmals, wie in den deutschen Gründungen auf römischem Boden, das Recht nicht das Schicksal der Sprache teilte, ist in Polen mit der deutschen Sprache auch das deutsche Recht untergegangen. In der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts erfolgte dann ein erneuter Aufschwung des Deutschtums, doch ist dessen Darstellung dem dritten Bande vorbehalten.

Die Verleihung des deutschen Rechtes und zugleich die Eximierung vom einheimischen Recht ging immer auf die landesfürstliche Gewalt zurück. Wenn auch geistliche und weltliche Grundherren Ansiedlungen mit deutschem Recht bestifteten, so taten sie das immer auf Grund eines landesfürstlichen Privilegs.

Die Verleihung deutschen Rechtes erfolgte vom XIII. bis XV. Jahrhundert in der Regel nicht an schon bestehende Orte, sondern, da mit der Bestiftung erst die Besiedlung und Urbarmachung bezweckt wurde, erfolgte sie zumeist auf Waldboden. Im

bestifteten Gebiet wurde ein kleinerer Umkreis für die Ansiedlung bestimmt, die in der Regel nach dem Dorfsystem vor sich ging, so daß dieselbe gegenüber den einheimischen Ortschaften als geschlossenes Gemeinwesen erschien. Ein Teil des einer Ansiedlung zugewiesenen Gebietes blieb als Almende in gemeinsamer Benutzung, der andere Teil wurde zu Eigenbesitz an die Kolonisten verteilt. In den bäuerlichen Niederlassungen erhielt in der Regel jeder Ansiedler eine oder eine halbe Manse Landes — wir unterscheiden daher Ganz- und Halbbauern — in den Städten eine Haus- oder Hofstätte. Neben Bürgern und Bauern gab es vielfach auch sogenannte Gärtler, die auf beschränkten Gartengründen saßen und als Lohnarbeiter und Handwerker lebten, und als eine vierte Klasse werden die „Inwohner" genannt, die im weiteren Sinne alle Bevölkerungsklassen in sich schließen, im engeren Sinne aber die Bewohner bezeichnen, die kein eigenes Haus besaßen.

Die Gründung eines Ortes ging genau in derselben Weise vor sich, wie wir das bei den deutschen Städtegründungen im allgemeinen beobachten. Ein Unternehmer *(locator)* wird vom Landesfürsten oder Grundherrn mit der Anlage eines Ortes betraut, derselbe tritt als Vorsteher und Richter an dessen Spitze und führt bei ländlichen Ansiedlungen den Titel Schulze, bei städtischen den Titel Vogt. Das Verhältnis zwischen den Ansiedlern und den Schulzen und Vögten aufsteigend bis zum Grundherrn und Landesfürsten wurde als Lehensverhältnis aufgefaßt. Vogt- und Schulzenamt mit allen dazugehörigen Rechten, Einkünften und Pflichten wurden als Objekte des freien Verkehres angesehen, sie waren in der Regel in der Familie des *locator* frei vererblich und veräußerlich, doch gab es auch Vögte und Schulzen, die ihr Amt nicht zu eigenem Recht, sondern als Stellvertreter oder frei ein- und absetzbare Beamte ausübten. Die Vögte und Schulzen waren in der Regel mit steuer- und abgabenfreiem Grundbesitz reichlich ausgestattet, bezogen dann entweder von allen Bewohnern oder von einem Teil derselben Haus- und Grundzinse, nahmen Anteil an den Erträgnissen mancher Gewerbe, ja vielfach hatten sie für den Betrieb mancher Gewerbe ein Monopol, hatten nach deutschem Brauche Anspruch auf ein Drittel der Gerichtsgefälle und auf örtlich verschiedene Naturalabgaben und Roboten. Oft besaßen sie in ihrem Bezirk auch das Jagd- und Fischereirecht. Umgekehrt waren die Vögte und Schulzen, abgesehen von ihrer richterlichen Tätigkeit, dem Landesfürsten und den Grundherren in mannigfacher Hinsicht verpflichtet, so zur Darbringung von Ehrengeschenken, zur gastlichen Aufnahme und vor allem zur Heeresfolge. Nach dem Anfall Galiziens an Österreich, als das moderne Beamtentum eingeführt wurde, sind die Vogteien und Schulzeien verschwunden. Ihr letzter Rest wurde mit Hofdekret vom 4. Juli 1797 beseitigt.

Die Bürger und Bauern waren außer mit Grund und Boden noch mit mannigfachen anderen Rechten ausgestattet, z. B. Jagd-,

Fischerei- und Holzungsrechten; die Bürger der Städte und Märkte nahmen teil an der Wohltat des Marktrechtes, manche Städte genossen verschiedenartige Zollfreiheiten und Stapelrechtsprivilegien. Vereinzelt übertrugen die Landesfürsten den Städten die Ausnützung einzelner Regalien innerhalb des Weichbildes.

Wenngleich die mit deutschem Recht bestifteten Orte in der Regel von den zahlreichen Naturalgiebigkeiten und Roboten des polnischen und ruthenischen Rechtes befreit waren, so waren sie doch zu mannigfachen Leistungen an die Grundherren und den Staat verpflichtet, die sich als eine Umwandlung der nach einheimischem Recht üblichen Leistungen darstellen (Grundzinse, Zehente in verschiedener Form, Ehrengeschenke, Roboten, Steuern, Kriegsdienst). Bei Gründung eines Ortes wurde in der Regel von all diesen grundherrlichen und staatlichen Leistungen Befreiung für eine Anzahl von Jahren gewährt und ebenso wurden bei verschiedenen Gelegenheiten, insbesondere bei Elementarereignissen, Freijahre zugestanden.

„Die Verleihung des deutschen Rechtes war stets (sowohl für Städte wie für Dörfer) mit der Befreiung von der landesüblichen Gerichtsbarkeit verbunden, mag es sich um eine Neuansiedlung oder um Übertragung des deutschen Rechtes an einem bereits bestehenden Ort handeln.“ Die Gerichtsbarkeit der deutschen Gemeinwesen zeigt durchaus deutsches Gepräge. Überall finden wir die Trennung der Funktion des Richtens und Urteilens. Die niedere Gerichtsbarkeit wurde in den Städten von den Vögten, in den bäuerlichen Ansiedlungen von den Schulzen unter Mitwirkung der Schöffen (Geschwornen) gehandhabt. Die höhere Gerichtsbarkeit war entweder auch den Vögten und Schulzen überlassen oder aber, was gewöhnlicher war, der Landesfürst oder Grundherr hatte sich dieselbe vorbehalten und übte sie in den „großen Ortsgerichten“ entweder unter seinem persönlichen Vorsitz oder dem eines Stellvertreters aus. Neben diesen niederen und höheren Ortsgerichten funktionierte entweder als Personalgerichtsstand, z. B. für Adelige, Schulzen und Vögte, oder als Kausalgerichtsstand für bestimmte Streitsachen, z. B. für Rechtssachen zwischen Bewohnern eines mit deutschem Recht bestifteten Ortes und anderen Personen, das lehensherrliche Hofgericht des Grundherrn, mochte dieser nun der Landesfürst oder ein weltlicher oder geistlicher Gutsbesitzer sein. Ständige Lehensgerichte entstanden nur dort, wo eine größere Anzahl von Orten demselben Grundherrn gehörte; vor allem begegnen uns daher ständige Lehensgerichte der Landesfürsten und der reicheren Stifter, während kleinere Grundherren ein solches Gericht von Fall zu Fall zusammensetzten.

Als Oberhöfe fungierten seit dem XIV. Jahrhundert vor allem das landesfürstliche Lehensgericht auf der Burg zu Krakau, das von König Kasimier als allgemeiner Oberhof für alle deutschen Gerichte gedacht war. Daneben erlangten aber auch noch andere

königliche Lehensgerichte und angesehene städtische Gerichte, z. B. das von Lemberg und Krakau, den Charakter von Oberhöfen. Auch der Rechtszug nach Magdeburg war bis ins XV. Jahrhundert hinein in Übung.

Als oberste Appellationsinstanz setzte König Kasimier ein fallweise zusammentretendes Gericht von zwölf Kommissären ein, je zwei Ratsherren der Städte Krakau, Sandec, Bochnia, Wielicka, Kazimierz und Ilkusz, wovon die zwei zuletzt genannten Städte später wegfielen.

Selbstverständlich sind zum Gebrauche der deutschen Gerichte in Galizien die verschiedensten städtischen Rechte Deutschlands, insbesondere Magdeburgs, in den verschiedenen Redaktionen in Übung gewesen.

Die Vögte und Schulzen waren nicht nur Richter, sondern von Haus aus auch Verwaltungsbeamte. Dem ländlichen Schulzen blieb die Verwaltung auch erhalten, in den Städten aber wurde der Bürgerschaft ein bedeutendes Maß von Selbstverwaltung zuerkannt, die durch den Rat, in dessen Zusammensetzung und Wirkungskreis uns Kaindl einen genauen Einblick tun läßt, ausgeübt wurde. Dem Rate, an dessen Spitze der Bürgermeister stand, waren wieder eine Reihe von Beamten mit genau abgegrenzten Kompetenzen untergeordnet.

Die Deutschen haben an dem Aufschwung der materiellen und geistigen Kultur Polens einen großen Anteil genommen. Sie haben an der Urbarmachung Galiziens hervorragend mitgewirkt, sie haben die Landwirtschaft auf eine hohe Stufe gebracht, Handwerk und Gewerbe gefördert und ausgebildet, auf die Entwicklung des Bergbaues und die Ausbeutung der Wälder einen nachhaltigen Einfluß ausgeübt. Vor allem aber waren die Deutschen lange Zeit hindurch die einzigen Träger des Handels, der seine hohe Entwicklung nur durch deutsche Arbeitskraft und deutschen Geschäftssinn erreichte. Aber auch für die geistige Kultur Polens hat das Deutschtum großen Gewinn gebracht. Die hervorragendsten Kunstdenkmäler Polens sind von Deutschen geschaffen worden und nicht wenige der bedeutendsten Gelehrten des polnischen Volkes tragen deutsche Namen.

Das sind in großen Umrissen die Hauptergebnisse des Kaindlschen Buches, darüber hinaus ist aber das Werk reich an vielen interessanten Details und lokalgeschichtlichen Einzelheiten. Niemand, der in Zukunft, sei es eine allgemeine deutsche Geschichte, sei es die Lokalgeschichte einer deutschen Kolonie in Galizien, schreiben wird, wird an den Forschungen Kaindls ohne Nachteil unbeachtet vorübergehen können, aber auch jeder polnische Geschichtsschreiber wird darauf zurückkommen müssen und der vielfachen Beziehungen der Deutschen und Polen und der vielen Befruchtung zu gedenken haben, welche das Deutschtum und die deutsche Kultur auf die kulturelle Entwicklung des polnischen

Volkes ausgeübt hat. Bedauerlich ist, daß auf Begehren der Verlagsbuchhandlung und des Herausgebers alle Anmerkungen und Zitate weggeblieben sind (vgl. S. XV), wofür die summarischen Literaturangaben am Schlusse des Buches nur einen ungenügenden Ersatz bieten. Für die speziell die Geschichte des deutschen Rechtes in Galizien behandelnden Partien wird allerdings dieser Übelstand dadurch ausgeglichen, daß Kaindl dieselben in den „Beiträgen zur Geschichte des deutschen Rechtes in Galizien" in ausführlicher Weise, versehen mit allem wünschenswerten gelehrten Apparat im Archiv für österreichische Geschichte (Bde. 95 und 96, 1906, 1907) einer Neubearbeitung unterzieht.

Czernowitz. Ferd. Kogler.

Dr. Friedrich Katzer, Karst und Karsthydrographie. 8. Heft der von Dr. K. Patsch herausgegebenen Sammlung von Schriften „Zur Kunde der Balkanhalbinsel". Mit 28 Abbildungen. Sarajevo 1909, Daniel A. Kajon.

Der Verf. ist Landesgeologe und spricht als solcher auf Grund mehrjähriger Beobachtungen, die er im Gelände zu sammeln reichlich Gelegenheit hatte. Aus der Fülle des wertvollen Stoffes, den das Buch enthält, seien nur diejenigen Punkte herausgegriffen, in denen die Anschauungen Katzers von den landläufigen abweichen. Er wendet sich zunächst gegen die Annahme, daß die Dissolution bei der Verkarstung allein wirksam sei und daß nur reine Kalke der Verkarstung unterliegen. Nach seiner Auffassung sind die Karsterscheinungen das Ergebnis des Zusammenwirkens von Erosion und Dissolution. In den Karren und Schratten erblickt der Verf. Formen, die ihre Entstehung der Spülwirkung des auffallenden und abrinnenden Wassers verdanken. Sie sind daher Ergebnisse der mechanischen Tätigkeit des Wassers. Karren finden sich infolgedessen nicht bloß im Kalk, sondern im Gebiete der Tropenregen auch auf Granit und ähnlichen harten Gesteinen. Katzer gibt zwar zu, daß durch subaerische Erosion und Einsturz Dolinen entstehen können, aber derartige Formen sind keineswegs die Regel. Die große Masse dieser Hohlformen entstammt der großen altdiluvialen Vergletscherung, von der nach der Meinung des Verf. Bosnien und die Herzegowina betroffen wurden. Die Dolinen sind demnach das Ergebnis der mechanischen Wirkungen des Schmelzwassers der Gletscher und somit eine den Kolken verwandte Erscheinung. Nur so erkläre es sich, daß die Verteilung der Dolinen von der Schichtenlagerung unabhängig ist. Die Uvalas führen sich zum Teil auf mechanische Ausräumung zurück, zum Teil sind sie durch tektonische Linien bedingt. Im ersteren Falle stellen sie eine Abart der Erosionsdolinen dar. Besonders bemerkenswert erscheint der Schluß, den der Verf. aus seinen Wahrnehmungen zieht, daß aus einer Doline

keine Uvala und noch viel weniger ein Polje werden kann. Doline, Uvala und Polje sind drei eigenartige Karsthohlformen, die keineswegs drei verschiedene Stadien einer Entwicklungsreihe bezeichnen. In den Poljen sieht Katzer Täler, die einst offen waren und eine oberflächliche Entwässerung besaßen. Tektonische Vorgänge sind keineswegs eine Bedingung der Poljenbildung. Mit großer Entschiedenheit kehrt sich der Verf. gegen die Auffassung, daß die jetzigen bosnisch-herzegowinischen Poljenbecken schon vor der Ablagerung der oligomiocaenen Binnenlandbildungen vorhanden waren und in ihnen jungtertiäres Material zur Ablagerung gelangte. Er behauptet, es sei ein Irrtum vorauszusetzen, daß die gegenwärtige orographische Gestaltung Westbosniens und der Herzegowina schon im mittleren Tertiär annähernd die gleiche gewesen sei wie heute und begründet seine Stellungnahme an der Hand der Verhältnisse im Nevesinjskepolje. Schlüsse auf die Höhe des altmiocänen Wasserstandes in den Poljenwannen verbieten sich hienach von selbst. In bezug auf die heutige Hydrographie des Landes betont der Verf. mit Nachdruck, daß es im Karste ein einheitliches, sich über weite Flächen im Zusammenhange ausbreitendes Grundwasser nicht gibt und verurteilt damit die Penck-Grundsche Hypothese. Er wirft ihr vor, daß sie nicht aus Beobachtungsergebnissen abgeleitet, sondern umgekehrt als feste Voraussetzung der Erklärung der Erscheinungen zugrunde gelegt wurde, wobei die sich vielfach ergebenden Unstimmigkeiten mit unleugbaren hydrographischen Tatsachen entweder unbeachtet gelassen oder wieder durch eine unbewiesene Annahme erklärt wurden. Katzer zeigt, wie diese Theorie ebensowenig Aufschluß darüber geben kann, daß tiefer gelegene Quellen eines und desselben Gehänges früher versiegen als höher gelegene, wie darüber, daß im gleichen Karstmassive ständige und intermittierende Quellen nebeneinander auftreten. Die Grundsche Ansicht, daß die Poljeninundationen durch das Steigen eines supponierten einheitlichen Karstwassers bewirkt werden, widerlegt der Verf. durch eine Reihe von Tatsachen. Er gelangt zu dem Ergebnisse, daß die Penck-Grundsche Karstwasserhypothese eine mit der Wirklichkeit im Widerspruch stehende Annahme sei, die sicherlich Unheil hätte anstiften können, wenn sie auf die Auffassung der hydrographischen Verhältnisse des Karstes bei den praktischen Hydrologen und Technikern Einfluß gewonnen hätte. Nach Katzers Meinung spielt sich die ganze spezielle Hydrographie des Karstes durch Vermittlung von unterirdischen Gerinnsystemen ab, die das Karstgebirge in den verschiedensten Horizonten unregelmäßig durchziehen. Über die Melioration des Karstes enthält das Buch anregende Bemerkungen. Die Anschauung, daß die Aufforstung des Gebietes eine beträchtliche Vermehrung seiner obertägigen Wasserführung zur Folge haben würde, billigt der Verf. ebensowenig wie die Annahme, daß die Verkarstung der ostadriatischen Balkanländer durch deren Entwaldung bewirkt worden sei. Er stützt sich hiebei darauf, daß

die Verkarstung schon lange geologische Zeiträume vor der Keimung selbst der allerältesten Waldbestände der historischen Epochen eingeleitet worden sei und trotz der etwa vorhandenen Waldbedeckung auch jetzt noch immerwährend weiter vor sich geht, so daß sie weder von der Bewaldung noch von der Entwaldung unmittelbar abhängt. Die letztere führt nicht zur Verkarstung, sondern nur zur Verwilderung des Karstes.

Wien. J. Müllner.

Suppantschitsch R., Mathematisches Unterrichtswerk. *A.* Arithmetik: I., II. und III. Heft für die 1., 2. und 3. Klasse der Gymnasien, Realgymnasien und Realschulen. Preis geb. K 1·50, 1·50 und 2. *B.* Geometrie: Geometrische Anschauungslehre für die 1. Klasse der Gymnasien, Realgymnasien und Realschulen. Preis geb. 80 h; Grundriß der Geometrie, I. und II. Heft für die 2. und 3. Klasse der Gymnasien und Realgymnasien, Preis K 1·20 und K 1·70, der Realschulen K 1·40 und 1·70. Wien, Fr. Tempsky 1909.

Prof. S. ist an der Arbeit, uns ein einheitliches, Arithmetik und Geometrie umfassendes Unterrichtswerk zu liefern, welches in verschiedenen Ausgaben alle drei Arten von Mittelschulen mit Lehrbüchern der Mathematik versehen soll. Gegenwärtig liegen dem Ref. die acht Hefte für die Unterstufe (I.—III. Klasse) vor, welche auch schon die behördliche Approbation erhalten haben. Jede Klasse erhält ein eigenes Heft für Arithmetik und eines für Geometrie. Die drei Hefte für Arithmetik und die geometrische Anschauungslehre (für die I. Klasse) sind für alle drei Typen einheitlich aufgelegt, die Hefte 1 und 2 des Grundrisses der Geometrie (für die II. und III. Klasse) sind in einer Ausgabe für Gymnasien und Realgymnasien und in einer zweiten für Realschulen erschienen. Da die neuen Lehrpläne für die drei Mittelschultypen auch in der Geometrie der drei untersten Klassen bis auf das geometrische Zeichnen in der Realschule sozusagen wörtlich gleichlauten, so wäre eine zweifache Ausgabe nicht nötig gewesen. Tatsächlich unterscheiden sich auch die beiden Ausgaben bei S. nur darin, daß das Heft 1 für Realschulen noch einen Anhang von drei Seiten: „Das geometrische Zeichnen“ (Zeichenrequisiten, das Ausführen der Zeichnungen, das Reißzeug), und beide Hefte für Realschulen noch am Schlusse je ein Blatt mit den verschiedenen Schriftarten (Rond-, Stein-, Nadelschrift) und je ein Blatt mit geometrischen Ornamenten enthalten. Diese kleinen Zugaben wären gewiß auch vielen Schülern des Gymnasiums und Realgymnasiums erwünscht, zumal für sie nun auch Freihandzeichnen obligat ist, und das ganze „Unterrichtswerk“ der Unterstufe hätte unschwer für alle drei Typen einheitlich abgefaßt werden können.

Die Frage, ob auch eine Zusammenziehung des Lehrstoffes der Arithmetik und ebenso der Geometrie der I.—III. Klasse in

je ein Buch vorzuziehen wäre, wird nicht durchwegs bejaht werden. Ref. wäre auch für diese Vereinfachung und glaubt mit seinem Wunsche unter den Fachmännern vor allem deswegen in der Majorität zu sein, weil es dem Unterrichte nur förderlich sein kann, wenn die Schüler auf der ganzen Unterstufe im Besitze der ganzen Elementarmathematik bleiben. Schon dieser eine Grund dürfte alle anderen, mehr äußerlichen Gegengründe aufwiegen. In diesem Sinne behandeln auch von den gegenwärtig nach den neuen Lehrplänen vorliegenden Lehrbüchern: Močnik-Zahradniček die Arithmetik für die I.—IV., Močnik-Spielmann, Hočevar und Schiffner die Geometrie für I.—III., Hočevar und Jakob die Arithmetik für die I.—III. Klasse in je einem Buche von mäßigem Umfange. S. vertritt, indem er für jede Klasse zwei Bücher auflegt, das Extrem der Forderungen der Instruktionen für Gymnasien vom Jahre 1884, S. 297: „Für diese Zwecke ist es wünschenswert, daß der gesamte Lehrstoff für den mathematischen Unterricht im Untergymnasium und der unentbehrliche Übungsstoff in einem Buche von ganz mäßigem Umfange in knappen Umrissen dargestellt werde; nur für die IV. Klasse könnte noch in einem Ergänzungshefte eine reiche Sammlung von Gleichungen des ersten Grades und entsprechenden Problemen hinzutreten."

Der Verfasser schließt sich offenbar jenen Schulbücherautoren an, die entweder glauben, den Schülern müsse ein Lehrbuch geboten werden, in dem sie den Lehrstoff bis ins Detail ausgeführt finden, oder, der Lehrer, zumal der junge oder wenig selbständige, müsse ein Lehrbuch zur Hand haben, das ihm bis ins kleinste als Führer dienen kann. Er setzt sich damit allerdings in Widerspruch mit dem Organisationsentwurf, welcher in seiner erhebend vornehmen Auffassung vom Lehrer noch meinte: „Nicht notwendig erscheint unter Voraussetzung eines Aufgabenbuches der bezeichneten Art ein einheitliches Lehrbuch des Rechnens; neben dem Unterrichte des Lehrers ist es nicht nötig, und diesen zu ersetzen bei dem Bildungsstande der Schüler dieser Klassen nicht fähig." Auch die Instruktionen aus den Jahren 1899 und 1900 sprachen sich in diesem Sinne aus: „Demnach wird hier (Unterstufe) das Buch mehr den Charakter eines Übungsbuches als den eines Lehrbuches aufzuweisen haben." Die neuen „Bemerkungen" enthalten zwar über Inhalt und Form der mathematischen Lehrbücher nichts Ausdrückliches mehr; doch ihrem Geist entspricht nur die alte Auffassung. Auch ist es Erfahrungstatsache, daß sowohl gute Lehrer der Mathematik als auch die Schüler die Lehrbücher, ob ausführlich oder knapp, fast nur als Aufgabensammlung benützen. Jedenfalls dürfte der Verf. in einzelnen Punkten zu weit gegangen sein und den Lehrstoff zu breitspurig derart in die Länge gezogen haben, daß Präzision und Übersichtlichkeit darunter leiden: „*Cum fecere mille particulas, in eandem incidunt obscuritatem, contra quam partitio inventa est*" (Quintilian).

Dahin rechnet Ref.: Arithm. I., § 4, 1, die gelehrte Erörterung über gleiche und ungleiche Zahlen, welche eine ganze Seite füllt. § 12, 4 und 5 (allerdings im Kleindruck), die zwar ganz korrekte, aber für den Zehnjährigen zu subtile Erklärung der Multiplikation mit dem Multiplikator 1 und 0 und die etwas bedenkliche sogenannte Multiplikation zweier benannter Zahlen. § 28, die bei der gegenwärtigen Landläufigkeit des dezimalen Rechnens überflüssig umständliche Einführung der Dezimalzahlen. In Arithm. III., § 5, nimmt das Kommutations- und Assoziationsgesetz fast drei Seiten, in § 19—21 die Addition und Subtraktion algebraischer Zahlen sieben Seiten in Anspruch! Das Ausziehen der Quadrat- und Kubikwurzel wird fast langweilend breitgetreten. Grundr. d. Geom. II.: Die Zerfällung des Prismas in drei Pyramiden erfolgt auf anderthalb Seiten; überflüssig weitläufig wird in § 20 der dem Schüler selbstverständliche Satz erörtert: „Zwei Flächen sind flächengleich, wenn sie aus Stücken bestehen, die einander entsprechend flächengleich sind."

Wie es überhaupt charakteristisch für die Lehrweise S.s ist, daß er im Tone des väterlichen Wegweisers den Schüler überall auf Klippen und Schwierigkeiten aufmerksam macht, über die er erfahrungsgemäß zu stolpern pflegt, so hat er es auch an den genannten Stellen gut gemeint; doch will es dem Ref. scheinen, daß er hier den geistigen Hunger des Kindes das eine Mal mit hartem Stein, das andere Mal mit leerem Stroh statt mit nahrhafter Kost stillen will.

Der allgemeine Eindruck, den die vorliegenden Hefte machen, ist ein guter. Wenn auch in denselben gerade keine neuen Gesichtspunkte oder originelle Darstellungsweisen vorkommen, so wird doch den Forderungen der neuen Lehrpläne nicht nur nach Inhalt, Umfang und Anordnung des Stoffes voll Rechnung getragen, sondern auch methodisch die Verwirklichung ihrer Intentionen angestrebt. Um die „Einsicht in die Rechnungsvorschriften zu gewinnen", wird durchwegs von einfachen Zahlenbeispielen des täglichen Lebens ausund dann erst zum Rechnen mit großen Zahlen übergegangen. Die Operationen der allgemeinen Arithmetik werden zur „näheren Verbindung zwischen Arithmetik und Geometrie" geometrisch veranschaulicht. Die Raumlehre pflegt die „durchgängige Verbindung planimetrischer und stereometrischer Vorstellungen und Betätigungen".

Weniger Aufmerksamkeit wird „dem Erfassen funktioneller Beziehungen bei allen besonderen Gelegenheiten innerhalb des mathematischen Unterrichtes" geschenkt. Die Fragen: „Von wem und wie hängt Summe, Differenz, Produkt und Quotient ab", wären sehr naheliegend und schon als Vorbereitung für die Proportionalität erwünscht. Die schon für das Bruchrechnen hochwichtigen Fragen: „Wovon hängt der Wert eines Bruches ab?" „Wie ändert sich derselbe mit Zähler und Nenner?" werden nicht präzise gestellt und beantwortet. In der Schlußlehre sollten die beiden wichtigen

Begriffe „Sinn“ und „Grad“ der Änderung schärfer herausgeschält werden. Auch der Forderung der Lehrpläne in der Geometrie: „Beweglichkeit der Gebilde (ihre Gestalts- und Größenänderungen bei Änderung der Bestimmungsstücke), die von den Scheitel- und Nebenwinkeln angefangen bis zur Volumsbestimmung der Körper bei jeder Gelegenheit eine Reihe von Fragen über funktionelle Beziehungen auslösen sollte, kommen die Bücher noch keineswegs in vollem Umfange nach.

Jedes Heft besteht aus einem theoretischen, lehrhaften und einem praktischen Teile, welcher zu den einzelnen Abschnitten des ersten unter dem Titel „Fragen und Antworten“ zahlreiche und vielseitige, namentlich in der Geometrie gut gewählte Übungen enthält. Im dritten Abschnitte des III. Arithmetikheftes dürfte der Verf. in der Aufnahme formaler Beispiele zur Einübung der Operationen mit algebraischen Zahlen sogar zu weit gegangen sein, da der Lehrplan nur „Anfänge der allgemeinen Arithmetik“, „Einfachste Umformungen“ und „Negative Zahlen in einfachsten und ungekünstelten Anwendungen“ verlangt.

Recht gut wird die Multiplikation mit 0·1, 0·01... eingeführt. Dem Einmaleins und Einsdurcheins der Stellenwerte wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, ohne mit dem Lehrplane in Widerspruch zu geraten, so daß ihrer Verwendung beim abgekürzten Rechnen nichts im Wege steht. Die Entstehung der Brüche aus Divisionen, die nicht aufgehen, wird zwar an einem Beispiele veranschaulicht; doch wäre eine schärfere Hervorhebung der Äquipollenz zwischen Quotient und Bruch von Anfang an erwünscht. Erst am Schlusse der Bruchlehre erfährt der Schüler, „daß man durch die gemeinen Brüche und die gemischten Zahlen den genauen Quotienten jeder Division angeben kann“. Kurz und einwandfrei werden die rein periodischen Dezimalzahlen in gemeine Brüche verwendet, indem vorher die Aufgabe gelöst wird, die Brüche $^1/_9$, $^1/_{99}$, $^1/_{999}$... als Dezimalzahlen darzustellen. Sonderbarerweise wird die gewiß für jeden praktischen Rechner wichtige Frage, wann Divisionen aufgehen, weder gestellt noch beantwortet.

Der Behauptung des Verf., Arithm. III., S. 18: „Es gibt noch viele andere Sätze über den Zusammenhang zwischen Addition und Subtraktion“ vermag Ref., abgesehen von pädagogischen, schon aus sachlichen Gründen nicht beizustimmen. Alles Wesentliche, was sich hierüber sagen läßt, kann in die Antwort auf die beiden Fragen hineingelegt werden: „Wie darf man rechnen, wenn in einer Aufgabe eine Addition und eine Subtraktion, und wie, wenn zwei Subtraktionen zusammentreffen?“ Die Antworten lauten: 1. $(a+b)-c=(a-c)+b=a+(b-c)=a-(c-b)$ und 2. $(a-b)-c=(a-c)-b=a-(b+c)$, wobei in 1., so lange mit absoluten Zahlen gerechnet wird, die gewissen Reserven bezüglich der Ausführbarkeit der Subtraktionen zu machen sind. Diese beiden Zeilen, in denen von jedem der vier, bezw. drei Aus-

drücke ausgegangen und nach links oder rechts gelesen werden kann, enthalten alle sogenannten Lehrsätze über Addition und Subtraktion von Summen und Differenzen, die in den einzelnen Lehrbüchern Seiten zu füllen und in den Köpfen der Schüler Verwirrung anzurichten pflegen, während sie doch nur der Ausdruck höchst einfacher und fast selbstverständlicher Tatsachen für denjenigen sind, der das Wesen der Addition und Subtraktion und ihre Beziehung als inverse Operationen erfaßt und vielleicht noch vorerst an einfachen Beispielen des Alltagslebens mit besonderen Zahlen in diese Rechnungslizenzen Einsicht gewonnen hat.

Dasselbe gilt *mutatis mutandis* auf der zweiten Stufe von den Lehrsätzen über Multiplikation von Produkten und Quotienten. Hier (S. 28) erschleicht der Verf. überdies noch den Lehrsatz über die Division durch ein Produkt, indem er *ex definitione* erklärt: $6a^4b^3 : 2ab^2 = [\{(6a^4b^3) : 2\} : a] : b^2$, während doch $6a^4b^3 : 2ab^2 = (6a^4b^3) : (2ab^2)$ erklärt und dann erst $(6a^4b^3) : (2ab^2) = [\{(6a^4b^3) : 2\} : a] : b^2$ gelehrt wird. Als Inkonsequenz fällt es auch auf, daß nicht nur der analoge Satz auf der ersten Stufe: $a - (b + c) = (a - b) - c$ sowohl in der besonderen als auch in der allgemeinen Arithmetik ausdrücklich angeführt ist, sondern auch der beanständete Satz in der besonderen Arithmetik vorkommt, während er in der allgemeinen fehlt.

Nicht billigen kann Ref. die Erklärung: $-a \,.\, -b = +ab$ (III., S. 43), mit der Begründung, daß $\pm a \,.\, +b = \pm ab$ und $+a \,.\, -b = -ab$ ist, d. h. weil bei der Multiplikation mit $+b$ das Produkt das Vorzeichen des Multiplikands und bei der Multiplikation einer positiven Zahl mit $-b$ das entgegengesetzte Vorzeichen des Multiplikands erhält. Eine solche Definitionsfreiheit ist nicht viel besser als eine dogmatische Dekretierung.

Bezüglich der Anordnung des Stoffes fällt in Arithm. I. die sonderbare Zusammenstellung im dritten Abschnitte auf: „Römische Zahlen, Vaterländische Maße, Gewichte und Münzen", die der Lehrplan mit seiner Aufzählung wohl kaum beabsichtigt hat. Erstere gehören doch in den ersten Abschnitt, während letztere, am bequemsten zum Nachschlagen, in den Anhang verwiesen werden (s. Hočevar).

Kritiklos scheint ferner der Verf. der rein zufälligen Anordnung des Lehrstoffes im Lehrplane gefolgt zu sein, wenn er nicht nur das Rechnen mit Dezimalzahlen von dem mit ganzen Zahlen trennt, sondern auch noch das Rechnen mit mehrnamigen Zahlen vor den Dezimalzahlen behandelt. Nun wird aber der Schüler schon in der dritten Volksschulklasse mit den Dezimalen bekannt gemacht und täglich begegnet er ihnen auf Schritt und Tritt. Er ist also eine ganz überflüssige Bifurkation, durch die die Einsicht in das dekadische Zahlensystem keineswegs gefördert wird. Die Altmeister mathematischer Schulbücherliteratur: Močnik-Zahradníček und Hočevar sind daher auch mit Recht in ihren Neu-

auflagen bei der alten Anordnung stehen geblieben. Durch das vorzeitige Einschalten des Rechnens mit mehrnamigen Zahlen wird die allgemeine Behandlung der einfachen Aufgaben des Resolvierens und Reduzierens und damit die Vereinfachung der Rechnungsoperationen unmöglich.

In der geometrischen Anschauungslehre (I. Klasse) wünscht der Lehrplan ein längeres Verweilen bei den einfachsten Raumgebilden (Winkel von 90°, 60°, 45°, dem gleichschenkeligen, rechtwinkeligen, rechtwinkelig-gleichschenkeligen, gleichseitigen Dreieck); S. geht zu rasch zum allgemeinen Drei- und Viereck, ja sogar (nicht lehrplanmäßig) zur drei- und vierseitigen Pyramide und ihren Stumpfen über. Dagegen ist in der II. Klasse von der Pyramide gar nicht mehr die Rede und vom Kegel erfährt der Schüler vor der III. Klasse überhaupt nichts. Allerdings führt der Lehrplan für Realgymnasien in der II. und III. Klasse die Pyramide und den Kegel nicht ausdrücklich an; doch ist dies sicherlich nur ein Versehen, das auch in den Lehrplänen für Gymnasien und Realschulen wieder gut gemacht ist.

Es bedeutet keine Vereinfachung für den Schüler, sondern ist eine überflüssige Zweistufigkeit, wenn der Verfasser in der II. Klasse die elementaren Konstruktionsaufgaben zuerst am rechtwinkeligen Dreieck und dann erst allgemein vornimmt. Überdies sollten diese Aufgaben induktiv gefunden und gelöst, statt dekretiert werden, damit die Schüler selbst daraufkommen und sich auch überzeugen, daß die angeführten Konstruktionsaufgaben alle möglichen Fälle enthalten (s. Schiffner-Travniček).

Auf folgende Einzelheiten möchte Ref. den Verf. noch aufmerksam machen: Dekagramm wird durchwegs mit *dg* bezeichnet (nur einmal findet sich in einer Aufgabe *dkg*!). Dies ist ein Verstoß gegen eine ausdrückliche behördliche Verfügung und gegen den allgemeinen österreichischen Gebrauch. Indem S. offenbar alle gebräuchlichen Unter- und Übereinheiten des metrischen Systems mit zwei Buchstaben bezeichnen will, kommt er in Konflikt mit den Bezeichnungen *dm* und *dl* und fällt so, die Scylla fliehend, in die Charybdis.

Die Teilbarkeitsregel für 6 wird kurz und korrekt abgeleitet; aber aus diesem Vorgange auch die Teilbarkeitsregel für 12 zu begründen, ist unstatthaft. Die Teilbarkeitsregeln für 7 und 11 abzuleiten, ist zu fernliegend.

Auch gegen einzelne Aufgaben möchte Ref. Bedenken äußern: Die Aufgaben (über das Pendel) 81 und 82, S. 71, Arithm. I., stehen im Widerspruch mit physikalischen Gesetzen. Recht unwahr und lebensfremd sind die wiederholten Aufgaben über Nüsse knackende Knaben (einmal 6 Stunden lang, ein anderes Mal soll sogar 1 *q* Nüsse geknackt werden!) Ist es heutzutage schon bedenklich, von $^1/_5\,m$, $^3/_5\,K$ zu sprechen, so ist es geradezu unzulässig, Aufgaben mit $^1/_3\,m$, $^2/_7\,m$, $^1/_3\,K$, $^1/_7\,K$, $^7/_{12}\,K$, $7^2/_9\,K$,

$31^7/_{12}$ *K*, $8^3/_{11}$ und $^7/_{22}$ Jahren, $2^7/_{27}$ Tagen, $49^3/_{11}$ *km*, $9^3/_{17}$ *a*, $7^5/_{11}$ *ha*, $5^{60}/_{73}$ m^3, $27^{17}/_{72}$ *hl* zu rein formalistischen Zwecken zu geben, wovor überdies die Lehrpläne ausdrücklich warnen. Auch ist das nichts weniger als „Rücksichtnahme auf die Anwendungsgebiete des wirklichen Lebens". Die S. 69 und 70, Arithm. II., für die Auflösung der Aufgaben 112, 113, 115 und 119 gegebenen Weisungen zur Bildung des Bedingungs- und Fragesatzes sind tatsächlich unrichtig. Die Aufgabe 8, S. 97, Arithm. III.: „Lasse 25 *K* unverändert! Schreibe diesen Befehl kurz auf!" ist das reinste Rätsel! (ebenso Aufgabe 3, S. 99). In Aufgabe 4, S. 51, Geom. Grundr. I., darf auf dieser Stufe nur um die Beziehung zwischen Hypotenuse und kleinerer Kathete gefragt werden!

Die Diktion ist klar und einfach; doch sind noch einige Sprachwidrigkeiten und sprachliche Unebenheiten zu beheben. Unangenehm berührt das vielfach wiederkehrende, dem gemeinen Sprachgebrauche entnommene Attribut „so ein": „So eine Summe", „So ein Ding", „so ein Polynom", „so eine Aussage", „so ein Quadrat", „so eine Ebene", „so ein Körper". S. 61, Aufgabe 52, und S. 70, Aufgabe 51, Arithm. I.: „Dividiere diese Aufgaben"! Sprachlich und pädagogisch anfechtbar sind die bei S. beliebten unbestimmten Fragen mit „wie", die entweder Suggestivfragen oder Rätsel nach dem alten *apte dictum:* „Wer lacht über Griechenland?" enthalten. So: Arithm. II., S. 42, Aufgabe 5: „Wie müssen diese Summen sein?" Geom. Anschauungslehre, S. 12: „Wie sind diese Dreiecke untereinander?" Ferner: „Wie sind die Quadrate, die den Würfel begrenzen, untereinander?" „Wie sind die Diagonalen eines gleichschenkeligen Trapezes?" „Wie sind zwei gegenüberliegende Winkel eines Parallelogramms?" Ungelenk klingt unter anderem die Diktion: „Wie muß ein Dreieck beschaffen sein, damit sich ein Produkt mit 2 auf einfache Art als gleichseitiges Dreieck darstellen läßt?"

Druckfehler kommen nicht wenige vor, darunter auch recht viele sinnstörende und einige orthographische (Multiplikant, Suppe, Dutte); in den sechs Heften wurden solcher über 70 gezählt! Die Ausstattung ist nach jeder Richtung einwandfrei.

Prof. S. hat an die Ausarbeitung der vorliegenden Hefte viel Arbeit verwendet. Wenn dieselben auch auf den ersten Wurf und als Erstlinge nach den neuen Lehrplänen — Gründe, weshalb die Besprechung eine ausführliche sein mußte — noch manchen Wunsch unerfüllt ließen, so ist in ihnen doch eine reiche Lehrerfahrung niedergelegt und ein unleugbarer Fortschritt im Sinne der neuen Lehrpläne anzuerkennen, wofür dem Verf. viele Fachkollegen dankbar sein werden.

Bozen. Dr. Alois Lechthaler.

Lehrbuch der Physik. Zum Gebrauche für Studierende. Von Dr. Anton Lampa, a. ö. Professor der Physik an der Universität Wien. Mit 293 Figuren im Texte. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller 1908.

Das vorliegende Buch, das als Einführung in die Physik für Studierende gedacht ist, setzt die an Mittelschulen gebotene Vorbildung voraus. Die Theorie und das Experiment sind in dem Buche in gleichmäßiger Weise bedacht worden; auf die physikalische Technik ist nicht eingegangen worden, da das Buch den Besuch der Vorlesung über Experimentalphysik nicht entbehrlich machen will.

In dem Abschnitte, der von der Mechanik handelt, findet Ref. Nachstehendes besonders hervorzuheben: Daß der Verf. den Begriff des Raumwinkels etwas eingehender betrachtet, kann nur gebilligt werden. Die Prinzipien der Mechanik sind in lichtvoller Weise zur Darstellung gelangt und durch instruktive Beispiele erläutert worden. Recht eingehend sind jene Abschnitte behandelt worden, die von den Hauptachsen der Trägheit, dem Zentralellipsoide und den freien Achsen handeln. Die Theorie der Richtigkeit und Empfindlichkeit einer gleicharmigen Wage ist mit Gründlichkeit durchgeführt worden. Sehr eingehend und mit vielem Geschick ist die Theorie der Kapillarerscheinungen besprochen worden; es sind auch hier durchwegs elementar-mathematische Methoden zur Anwendung gekommen.

Im Abschnitte über die harmonische Bewegung hat der Verf. den Einfluß der dämpfenden Kraft auf die schwingende Bewegung eines Punktes untersucht, allerdings ohne die darauf Bezug nehmende Differentialgleichung zu integrieren. Auch den praktisch belangreichen, eingehend von Helmholtz behandelten Fall der erzwungenen Schwingungen hat der Verf. zur Sprache gebracht. In der Wärmelehre ist der Thermometrie und Kalorimetrie ein breiter Raum zugewendet worden. Mit Eleganz ist die Thermodynamik ausgearbeitet worden. Der Wirkungsgrad eines einfachen Carnotschen Kreisprozesses wird betrachtet, der Begriff der Carnotschen Funktion gegeben und im Anschlusse daran gezeigt, daß man diese zur Definition einer Temperatur benützen kann, die von der Natur der thermometrischen Substanz unabhängig ist (absolute Temperaturskala von Kalvin). Im folgenden betrachtet der Verf. kompliziertere Kreisprozesse, im besonderen jene von Zeuner, dann den allgemeinen Kreisprozeß und den zweiten Hauptsatz der Thermodynamik. In besonders klarer und anschaulicher Weise wird die physikalische Bedeutung der Entropie erörtert. In der vierten Abteilung, die von der mechanischen Theorie der Wärme handelt, wird die kinetische Theorie der Gase in ihren Grundzügen besprochen, ohne auf die Maxwellsche Theorie einzugehen. Ausführlicher als in anderen Lehrbüchern sind die Lösungen, die Diffusion und Osmose zur Sprache gebracht worden.

Im fünften Buche (Magnetismus und Elektrizität) hat der Verf. zunächst ganz allgemeine Betrachtungen über Kraftfelder

angestellt, dann in der üblichen Weise die Lehre vom Magnetismus erörtert, weiters die Erscheinungen und die Theorie der statischen Elektrizität dem Leser auf Grund der dualistischen Hypothese vorgeführt und in dem nun folgenden Abschnitte über Elektromagnetismus besonderes Gewicht auf die strenge Definition der elektromagnetischen Maßeinheiten gelegt. In sehr ansprechender Weise wird die Vieldeutigkeit des Potentiales einer Stromschleife dargelegt. Etwas eingehender hätte der Abschnitt, der sich auf Ströme in flächenhaften und körperlichen Leitern bezieht, behandelt werden sollen. In den theoretischen Anschauungen über die elektrolytischen Prozesse ist der Verf. bis auf die neueste Zeit vorgeschritten und unter anderem ist auch die von Nernst aufgestellte Theorie des galvanischen Elementes in genügender Ausführlichkeit besprochen worden.

In dem Abschnitte „Gasförmige Leiter und Radioaktivität" ist der Zusammenhang zwischen Elektrodenspannung und Stromstärke, ferner der Potentialverlauf im Innern der Geißlerschen Röhren dargestellt worden; ferner wurde die Glimmentladung im magnetischen Felde beschrieben und auf die Elektronentheorie der Kathodenstrahlen in sehr ausführlicher Weise eingegangen. Weitere Erörterungen beziehen sich auf die Erscheinungen der Kanal-, Röntgen- und Becquerelstrahlen, auf die radioaktiven Substanzen und die Theorie der Radioaktivität, auf die Leitung der Gase im normalen Zustande, auf die Gase im leitenden Zustande, auf die Jonentheorie der damit zusammenhängenden Erscheinungen. Wie die Ladung und Masse der Gasionen bestimmt werden kann, wird im folgenden gezeigt. Der Vorgang der Jonisation, der Stromübergang in Gasen unter hohem Druck (Funkenentladung) und die Spitzenentladung wird im Sinne der neuen Anschauungen erklärt.

Von den nun im Buche folgenden Abschnitten sei besonders jener über elektromagnetische Strahlung hervorgehoben. Es werden in diesem die elektrischen Schwingungen und elektromagnetischen Wellen in erster Linie in recht eingehender und sehr klarer Weise dargestellt.

Die nun folgende Abteilung „Optik" ist dem letztgenannten Abschnitte subsumiert worden, wenn auch die elektromagnetische Lichttheorie nicht in besonderer Weise zur Darstellung gelangt ist. Die Theorie der besonderen Punkte und Ebenen in einem Linsensysteme hätte eingehendere Behandlung erfahren sollen. Was über die optischen Instrumente in dem Buche gesagt ist, erscheint als wenig zureichend. Die sogenannte physikalische Optik ist zweckentsprechend erörtert worden, namentlich die Erscheinungen der Polarisation und Doppelbrechung sind dem Verständnisse des Studierenden nahegebracht worden. Der Abschnitt, in dem das Spektrum, die Emission und Absorption der Strahlung besprochen wurde, ist meisterhaft gearbeitet. Es wird in diesem Abschnitte auf das Strahlungsgesetz von Stefan-Boltzmann, auf die Bestimmung

der Temperatur der Sonne, auf die Verteilung der Energie im Spektrum, auf die Lichtemission und den Zeemanneffekt, auf die Luminiszenz und den Druck der elektromagnetischen Strahlung aufmerksam gemacht.

Wenn auch der Verf. sich bei der Bearbeitung seines sehr beachtenswerten Buches angesichts der Fülle des gewaltigen Stoffes auf das prinzipiell Wichtige beschränken mußte, in vielen Partien sich kurz zu fassen gezwungen war, so wird seine Schrift doch in vielfacher Hinsicht genug der Anregungen bieten und dem Leser einen guten Einblick in das Wesen der heutigen physikalischen Forschung gewähren.

Wien. Dr. I. G. Wallentin.

Franz v. Hemmelmayr, Leitfaden der Chemie für die siebente Klasse der Gymnasien. Als Ergänzung zum „Lehrbuch der Physik" für Obergymnasien von Dr. Karl Rosenberg. Mit 21 in den Text gedruckten Figuren. Wien, A. Hölder 1908. 65 SS. 8°. Preis geb. 1 K 12 h.

Es liegt ein im allgemeinen recht hübsch und klar geschriebenes Büchlein vor. Trotz seines geringen Umfanges — es umfaßt nur 63 Textseiten — bringt es eine solche Fülle von Tatsachen und theoretischen Erörterungen, daß Ref. meint, das Materiale werde in der kurz bemessenen Zeit nicht absolviert werden können.

Das Büchlein enthält manche schön und gut gearbeitete Partie. Dahin gehören unter anderem die „Ableitung der Grundgesetze der Chemie" (S. 9 ff.) und die Darstellung der daraus abgeleiteten Folgerungen; dabei ist ferner zu rechnen die Skizze über die Metallgewinnungsarten. Ob letztere der speziellen Betrachtung der Metalle vorauszuschicken ist oder nicht, soll hier weiter nicht berührt werden.

Von den Abbildungen (21 im ganzen) könnten einige dem Schönheitsgefühle mehr Rechnung tragen; so vor allem Fig. 1. In Fig. 2 ist die für das „Glaskölbchen" ausstudierte Aufhängeart gewiß leichter gedacht als ausgeführt. In Fig. 17 ist das Reduktionsröhrchen etwas gar zu weit geraten. Der S. 5, A. 3 skizzierte Versuch — Verbrennung von Phosphor im geschlossenen Glaskölbchen — dürfte häufig mißlingen und könnte außerdem recht gefährlich werden.

Betreffs der Schreibung der Fremdnamen wäre zu bemerken, daß sie keine allzu moderne ist.

Das Büchlein hat aber auch seine direkten Mängel. Einige Beispiele von solchen, die das rein Sachliche betreffen: S. 5, l. A.: „Die Verbindungen des Sauerstoffes führen den Namen Oxyde." S. 13, A. 2: „Es ist einleuchtend, daß Atome nur von Elementen möglich sind". S. 13, A. 7: „Es ist demnach eigentlich auch

nur bei gasförmigen Stoffen die Bestimmung des Molekulargewichtes möglich". S. 13, vl. A.: „... so wird das Atomgewicht die kleinste ... Gewichtsmenge des Elementes sein, die sich mit einem anderen Elemente verbinden kann". S. 14, A. 6: es „können ... auch diese Symbole zur Darstellung chemischer Verbindungen verwertet werden". S. 18, A. 2: „Für diesen Zweck wird es (Chlor! Ref.) ... in ... Chlorkalk verwandelt". S. 19, A. 7: „Man kann .. die Säuren am besten als Verbindungen, die durch Metall ersetzbaren Wasserstoff enthalten, definieren". S. 23, A. 8 wird besprochen, „daß die Moleküle des Joddampfes bei steigender Temperatur in kleinere zerfalle ...". Daran wird die Bemerkung geknüpft: „Man nennt einen derartigen Vorgang, bei dem ein Stoff durch die Wärme in einfachere Stoffe zerfällt, die sich beim Abkühlen wieder vereinigen, eine Wärmedissoziation" (unglückliche Wahl!). S. 23, A. 2: „Im Wasser ist das Jod praktisch (!) unlöslich". S. 23, A.: „Mit Stärke bildet das Jod eine lockere (!) ... blaue Verbindung, die zum Nachweis ... von Jod dient". S. 25, A. 1: „im Anfange schlägt sich ein Teil der Schwefeldämpfe ... als ... Pulver nieder; später bleibt der Schwefel flüssig". S. 26, A. 1: Schwefel: „seine Verbindungen heißen Sulfide". S. 28, A. 4: „Das .... Bariumsulfat dient zum Nachweise der Schwefelsäure". S. 70, A. 3: „die Atmungsorgane reizenden Geruch". S. 31, A. 3: „Die Salpetersäure ist eine farblose Flüssigkeit von hoher Dichte ($d = 1 \cdot 56$)". S. 31, A. 3: „Die konz. HNO_3 ... nimmt den Geruch des Stickstoffdioxydes an". S. 33, A. 5: P_2O_5 ... „Wird dieser Rauch ... durch eine ... Glasglocke verdichtet". S. 34, A. 3: „$H_4P_2O_7 - 2H_2O = 2HPO_3$". S. 38, vl. A.: „.. geben die ... sekundären Karbonate als primäre in Lösung". S. 35, A. 4: „Das Arsen und alle seine Verbindungen sind heftige Gifte". S. 40, A. 3: „Bei der Verbrennung der gewöhnlichen ... Brennstoffe geht stets eine trockene Destillation vor sich". S. 41, A. 4: „Am wichtigsten ist das Siliciumdioxyd, die ... den Opal, Kieselgar, Kieselsinter und andere Mineralien bildet". S. 41, l. A.: „Der näheren Untersuchung ist diese Verbindung (Kieselsäure) nicht zugänglich, da sie beim Trocknen beständig ihre Zusammensetzung ändert, bis schließlich Saliziumdioxyd zurückbleibt". Das ist ebenso unrichtig wie die Bemerkung: „Beim Eindampfen (einer Kieselsäurelösung) hinterbleibt Siliziumdioxyd".

Auch einige Beispiele von didaktischen Fehlern mögen Platz finden: S. 6, A. 2 wird die Mennige bezeichnet als „eine Verbindung von Bleioxyd und Bleisuperoxyd". (Von einem Superoxyde ist bisher noch nicht gesprochen worden!) S. 28, A. 1: „Manche Metalle ... lösen sich schon bei gewöhnlicher Temperatur in verdünnter Schwefelsäure auf; hiebei entsteht Wasserstoff" (daß aber dabei auch etwas anderes sich bildet, wird nicht gesagt). S. 34, A. 4 wird die Zusammensetzung des Realgars durch die Formel AsS ausgedrückt. S. 38, A. 4: „Das Kohlendioxyd ist ein

...Gas von hoher Dichte ($d = 1 \cdot 5$)". Das Wort „hoher" ist umso weniger notwendig, als ja ohnedies die Dichte zahlenmäßig festgestellt wird. S. 41, vl. A.: „Am leichtesten gelangt man zum Verständnisse dieser Verbindungen (der Silikate), wenn man sie sich aus Metalloxyd und Siliziumdioxyd in wechselnden Mengen (!!) aufgebaut denkt". (Ob das die Sache wohl erleichtern wird?!)

Zum Schluß soll nicht verschwiegen werden, daß bei einer Neuauflage auch eine gründliche Durchsicht in sprachlicher Richtung vorgenommen werden muß. Einige Belegstellen für diese Behauptung: S. 6, A. 1: „sind ... Materialien für die technische Gewinnung von Elementen, besonders den Metallen". S. 7, A. 1: „leichte Zersetzlichkeit". „Ein Prozeß kann ... nur dann ... vollständig verlaufen, wenn ein Reaktionsprodukt entfernt wird, was nur bei gasförmigen und unlöslichen Reaktionsprodukten vollständig der Fall sein kann". S. 18, vl. A.: „Die Volumverhältnisse ... können ... ausgeführt werden". S. 23, A. 3: „Brom hat ebenfalls eine große Affinität zu den meisten anderen Elementen, besonders den Metallen". S. 24, A. 3: „Von den Sauerstoffverbindungen sind aber die Jodverbindungen die beständigsten". S. 35, A. 9: „Hat man Becken angelegt, in denen sich die Wasserdämpfe verdichten und dadurch die Borsäure zurückgehalten wird". S. 39, A. 6: „Hartes Wasser ist auch zum Waschen schlecht geeignet, da es großen Seifenverbrauch bedingt, da zuerst .... ausgefällt wird". S. 39, A. 9: „Da dieser Vorgang bei der Heizung mit Kohle sich stets abspielt, so ist bei jeder Kohlenfeuerung, wenn sie bei ungenügendem Luftzutritte stattfindet, in den Rauchgasen diese Verbindung enthalten". (Muster einer schleppenden Darstellung!) S. 43, A. 9: „So ist beispielsweise der Schmelzpunkt gewöhnlich niedriger als der jedes der Bestandteile".

Von Druckfehlern ist das Büchlein fast frei. Ref. hat verhältnismäßig ausführlich über das kleine Werk berichtet, weil es sich um die Arbeit eines vaterländischen, Schulmannes handelt. Er meint, es sei ein Leichtes, das Büchlein noch zu verbessern.

Wien. Joh. A. Kail.

Exkursionsflora für Österreich (mit Ausschluß von Galizien, Bukowina und Dalmatien). Von Dr. Karl Fritsch, o. ö. Professor der Botanik an der Universität in Graz. Zweite, neu durchgearbeitete Auflage. Wien, Karl Gerolds Sohn 1909. kl.-8°. LXXX und 725 SS. Preis geh. 9 K, geb. 10 K.

Die erste Auflage dieses Bestimmungsbuches, die sich in der Form an das gänzlich veraltete „botanische Exkursionsbuch" von G. Lorinser anschloß, erschien im Jahre 1897. Jetzt erst, nach zwölf Jahren, konnte die zweite Auflage dieses vorzüglichen Buches ausgegeben werden, was sich wohl daraus erklären läßt, daß fast zu gleicher Zeit ähnliche Bestimmungsbücher auf den Markt gelangten.

Ich habe schon die erste Auflage mit Freuden begrüßt und sie seit ihrem Erscheinen vielfältig benützt, insbesondere hat sie mir bei meinem häufigen Aufenthalt im Süden ausgezeichnete Dienste geleistet; denn es war eine moderne Arbeit. Die mir vorliegende zweite Auflage zeigt eine gründliche Umarbeitung der ersten, die nach dem Vorworte durch drei Ursachen bedingt war: „erstens durch das Erscheinen einiger wichtiger, einige Kronländer betreffenden Florenwerke; zweitens durch die Veröffentlichung monographischer Arbeiten über verschiedene bei uns einheimische Gattungen und Artengruppen; drittens durch das Inkrafttreten der neuen Nomenklaturregeln vom Jahre 1905".

In der Tat sind die Veränderungen, die das neue Buch gegenüber dem alten aufweist, sehr bedeutend. Die Zahl der Arten bei einzelnen Genera ist gewachsen, es sind neue Gattungen und Familien hinzugekommen, einige Gattungen sind neueren Anschauungen gemäß in mehrere zerlegt worden, Einteilung und Anordnung wurden strenge nach Engler-Prantls Pflanzenfamilien durchgeführt. Von diesen Veränderungen möchte ich folgende hervorheben: Alectorolophus zählt 17 gegen (früher) 10 Arten, Knautia 11 gegen 9, Rubus 135 gegen 84, Ophrys 10 gegen 7, Centaurea 46 gegen 31, Aster 12 gegen 7 Arten. Neu aufgenommen sind Phacelia (auch in der Umgebung von Krems verwildert), Duchesnia (um Görz wie wild), Gleditschia, Amorpha, Negundo, Puschkinia, Roemeria, Silphium, Coriaria, Echinodorus, Elisma, Aceras anthropophora; Cyperus ist in Chlorocyperus, Pycreus, Duvaljouvea, Acorellus, Galilea und Cyperus fuscus aufgelöst. Viele Artenschlüssel sind ganz neu gearbeitet, so von Ophrys, Rubus, Tragopogon u. a. Die Verwechslung der Beschreibung von Scandix pecten Veneris und S. australis in der alten Auflage ist richtiggestellt; die in der ersten Auflage fehlende Angabe bei Salvia, Rubrik 7, Kelch 2—3zähnig (S. 476) ist nun in der neuen (S. 514, Rubrik 8) enthalten. Vielleicht wären auch Celtis occidentalis, Sedum oppositifolium (ein S. spurium mit weißen Blüten; verwildert z. B. bei Klein-Wien), die Thuja-Arten (die nur angedeutet sind) aufzunehmen gewesen. Veronica cymbalaria kommt auf Brioni auch mit milchweißen Blüten vor. Wie sehr die Bewertung der Arten von den Autoren verschieden aufgefaßt wird, zeigt ein Vergleich mit dem bekannten Buche von Wünsche, das jetzt von Abromeit in neunter Auflage (die Pflanzen Deutschlands) herausgegeben worden ist. Hiezu nur ein Beispiel. Nach Fritsch ist Galium Wirtgeni Schultz eine früher blühende Wiesenform mit verlängerter lockerer Rispe von Galium verum, nach Abromeit eine gute Art, die sich auch durch Geruchlosigkeit auszeichnet; G. verum hat Honigduft.

Noch viel bedeutender sind die Neuerungen in der Nomenklatur. Wenn ich den alten „Kittel", nach dem ich in den Sechzigerjahren die Pflanzen bestimmte, mit einem der auf modernem Standpunkte stehenden Bücher dieser Art vergleiche, so kann ich wohl

behaupten, daß weit mehr als die Hälfte von Pflanzenarten neue Namen erhalten haben, von den neuen Arten selbstredend abgesehen. Wenn man nun glaubte, daß die neuen, von der internationalen Kommission im Jahre 1905 angenommenen Regeln der Benennung die Frage definitiv und für alle Zeit einheitlich geordnet habe, so unterliegt man, wie das vorliegende Buch beweist, einer gewaltigen Täuschung. Im Vorworte sagt Fritsch, „daß ... der ideale Zweck, eine einheitliche internationale Nomenklatur zu erlangen, vorläufig wenigstens nicht erreicht worden ist. Manche Artikel der neuen Regeln lassen verschiedene Interpretationen zu, und in vielen Fällen kann man eine verschiedene Benennung einer und derselben Art begründen, je nachdem man den einen oder den anderen Artikel heranzieht". Der Verf. ist so konservativ wie möglich vorgegangen und hat manche Neuerung, wie Statice für Armeria, Phyllitis für Scolopendrium, nicht angenommen, sondern nur diejenigen Namen geändert, „deren Beibehaltung mit den neuen Regeln absolut unvereinbar ist". Trotzdem sind die Abänderungen insbesondere bei den Artennamen sehr zahlreich und alte, eingebürgerte, vom großen Publikum angewandte Namen verschwunden. Für Erythraea hat schon v. Beck in seiner ausgezeichneten Flora von Niederösterreich den Namen Centaurium aus der Versenkung hervorgeholt. Wie ähnlich klingt doch Centaurea und solche Ähnlichkeiten sollten doch vermieden werden. Primula acaulis heißt nun Primula vulgaris, Acanthus mollis jetzt Acanthus longifolius, Alsine lanceolata jetzt Minuartia rupestris (statt Alsine ist Minuartia aufgenommen); recht unangenehm ist die Änderung des allgemein bekannten lateinischen Namens der Seerose Nymphaea in Castalia (im Gattungsschlüssel S. 229 ist noch der alte Name angegeben); für Ampelopsis quinquefolia = Parthenocissus taucht der ganz verschollene Name Psedera auf, Limnanthemum Nymphaeoides heißt jetzt Nymphoides peltata, Lycium vulgare jetzt L. halimifolium, Heliosciadium nodiflorum und repens jetzt Apium n. und repens usw.

Diese Umänderungen sind, wie oben angegeben, durch die Nomenklaturregeln bedingt und wir müssen uns nun bemühen, mit ihnen uns vertraut zu machen. Was aber die Durchführung der Diagnostik betrifft, bekanntlich eine überaus mühevolle und die größte Sorgfalt erheischende Arbeit, wenn sie in Schlüsselform zu erfolgen hat, so kann sie wohl als eine ganz vorzüglich gelungene Leistung bezeichnet werden. Der Schlüssel führt überall zum Ziele, d. h. zur Erkennung der Art, und wo sich Zweifel ergeben, dort ist dann immer auf die nächstverwandten Arten hingewiesen; auch der Formenreichtum wird angemerkt und die Bastardbildung sehr genau berücksichtigt. Die Pflanzenbestimmung wird durch das Buch außerordentlich leicht gemacht und wir müssen dem Verf. dankbar sein, daß er die systematisch-botanische, bezw. floristische Literatur mit einer so ausgezeichneten Arbeit bereichert hat.

Krems. Dr. T. F. Hanausek.

Dr. Emanuel Witlaczil, Methodik des Unterrichtes in der Naturgeschichte auf biologischer Grundlage. Zum Gebrauche an Lehrerbildungsanstalten und zum Selbststudium. 2. Auflage. Mit Abbildungen. Wien, k. k. Schulbücherverlag 1908. Preis 1 K 80 h.

Die vorliegende Methodik ist wohl in erster Linie für die Lehrer der Volks- und Bürgerschulen geschrieben, enthält aber so viele Winke, wie dieser Unterrichtszweig an den Mittelschulen zu behandeln sei, daß man denselben auch sehr gut den Lehramtskandidaten der Naturgeschichte an Mittelschulen zur Lektüre empfehlen kann. Die 2. Auflage ist durch zehn Lehrproben erweitert, die für verschiedene Stufen berechnet sind, z. B. der Hund, die Tanne und Fichte, das Salz für das 3. Schuljahr, die Amsel für das 5. Schuljahr, die Zauneidechse, der Maikäfer, das Schneeglöckchen für die 1. Bürgerschulklasse usw.

In dem Buche wird zunächst die Aufgabe des Naturgeschichtsunterrichtes, die Auswahl und Verteilung des Lehrstoffes und der Vorgang bei der Besprechung der einzelnen Naturkörper erörtert; daran schließen sich die Anschauungen des Verf. über die Hilfsveranstaltungen für den Naturgeschichtsunterricht, als Lehrausflüge, Schulgärten, Lehrmittel und Abbildungen. Zuletzt spricht Dr. Witlaczil über das Studium des Naturgeschichtslehrers und über die Entwicklung der Methode im Naturgeschichtsunterrichte. Den in dieser Methodik aufgestellten Leitsätzen kann jeder Lehrer der Naturgeschichte zustimmen, denn sie sind wiederholt in Versammlungen besprochen und in Aufsätzen näher beleuchtet worden. Der Verf. spricht z. B. über den großen Nutzen der Lehrausflüge und hebt die Schwierigkeiten hervor, die namentlich in Hauptstädten der Durchführung entgegenstehen. Er erinnert, daß die botanischen Gärten, Museen usw. von den Schülern leicht allein besucht werden können und empfiehlt für die Schüler Beobachtungsaufgaben (Flug der Schwalben u. a. m.), die Anlage von Herbarien und Aquarien. Die Notwendigkeit farbiger Bilder in den Lehrbüchern leugnet der Verf.; daraus erklärt es sich wohl auch, daß er den Grundriß der Naturgeschichte des Pflanzenreichs von Dr. G. Beck v. Managetta, ein unstreitig schönes Buch, bei der Aufzählung der für Mittelschulen zu empfehlenden Bücher einfach übergeht. Geradezu befremdend ist aber die Haltung, welche Dr. Witlaczil den anerkannt prachtvollen Tafeln und den biologisch gehaltenen Lehrbüchern Schmeils (Ausgabe für Österreich von Scholz) gegenüber einnimmt. Das Buch ist, wie schon eingangs erwähnt wurde, empfehlenswert.

Wien. H. Vieltorf.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Zur Berechtigung des Unterrichts im Mittelhochdeutschen.

Im vierten Heft des vorigen Jahrgangs dieser Zeitschrift (S. 357 ff.) ließ Herr Prof. Wiesner seinem interessanten und beachtenswerten Buche über den „Deutschen Unterricht an unseren Gymnasien" einen temperamentvollen Epilog folgen, der sich in der Hauptsache sehr ablehnend mit dem Unterricht im Mhd. befaßt. Würden seine Ausführungen an dieser Stelle ohne Widerspruch bleiben, dann könnte leicht der Schein erweckt werden, als seien die meisten Fachgenossen mit ihm einverstanden. Ich habe aber im Gegenteil keinen Fachkollegen gefunden, der diese Ansichten geteilt hätte. Es sei mir gestattet, auf seine Einwände kurz zu erwidern.

Mag die „mittelhochdeutsche Frage" auch noch nicht bis zur selbstverständlichen Bejahung gediehen sein, jedenfalls dürfte Wiesner mit seiner Gegnerschaft gegen das Mhd. ziemlich einsam dastehen. Daß man die 1884 beseitigten mhd. Texte 1900 wieder einführte und 1908 beibehielt, läßt wohl nicht ausschließlich die Deutung zu, daß sich die Verhältnisse seit 1884 wesentlich geändert haben sollten. Die Möglichkeit, daß sich die Gründe ihrer Abschaffung als nicht stichhältig erwiesen haben, liegt ja auch offen und es kann sich in erster Linie doch nur um die Stärke der Gründe für und wider handeln. Erweisen sich die der Anhänger als kräftiger, was braucht es uns zu kümmern, daß vorübergehend die Gegner siegreich waren? Mit Wiesner zu sprechen, darf uns solche Verlegenheit von kühler Überlegung nicht abhalten.

Dabei stellt sich, nach Wiesner, zunächst heraus, daß auch heute die erzielten und mit Rücksicht auf die verfügbare Zeit erzielbaren Erfolge das Gefühl wahrer Befriedigung nicht aufkommen lassen. Sicherlich, ich würde den „Verdacht der Ruhmredigkeit" verdienen, wollte ich geradezu widersprechen. In den von Wiesner ausgerechneten 25 Stunden, die für die mhd. Sprache übrig bleiben, — viel mehr dürften es auch nach dem neuen Lehrplan nicht sein — läßt sich gewiß nichts Gründliches leisten und die mhd. Sprache wird auch der talentierteste Schüler nicht erlernen.

Und doch möchte ich auch bei den heutigen Verhältnissen das Mhd. nicht missen. Der Fehler der gegnerischen Argumentation scheint mir darin zu liegen, daß Wiesner entweder alles oder nichts will. Von diesem Standpunkte müßten wir außer dem Mhd. auch gar vieles andere, so die bedeutendsten Meisterwerke Goethes und Schillers, aus dem Lehrplane streichen. Wer von uns ist denn oberflächlich oder optimistisch genug, an eine erschöpfende Behandlung etwa des „Wallenstein", der „Braut von Messina", des „Tasso" oder gar des „Faust" zu glauben? Sollen wir aber deshalb, weil eine gründliche Erklärung dieser Werke bei der geringen Zeit nicht möglich ist, auf ihre Kenntnisnahme durch die Schüler überhaupt verzichten, sie ohne jede Anleitung zu ihrem Verständnis lassen? Das kann wohl auch Wiesners Meinung nicht sein.

Unser „dünnes Universitätswissen" — ich gestehe, daß mich dieser Ausdruck nicht wenig geärgert hat — dringt vielleicht ebensowenig in die feinsten Feinheiten des Mhd. ein, als wir uns selbst des ganzen geistigen und ästhetischen Reichtums des „Tasso" oder des „Faust" bemächtigt haben, aber so weit bringt es wohl in beiden Richtungen die Mehrzahl von uns, daß sie die Sprache und den Gehalt des Kunstwerkes besser verstehen als unsere Kollegen von der klassischen Philologie die lateinischen oder gar die griechischen Dichter. Wiesner müßte also in seiner Unbedingtheit nicht nur Homer, sondern auch die anderen Dichter des klassischen Altertums von der Schule verbannen wollen, wenn er in seinem Grundsatz, daß wenigstens der Lehrer in die feinsten Feinheiten der Sprache eindringe, konsequent ist.

Trotz der von Wiesner angeführten Stellen aus Behaghel und Müllenhoff kann ich aber an die unüberwindlichen Schwierigkeiten der mhd. Sprache nicht glauben. Ich habe mich seinerzeit im ersten Universitätssemester ohne Grammatik, nur mit Hilfe der Bartschschen Anmerkungen in das Nibelungenlied eingelesen und muß gestehen, daß mir Heinzels Nibelungenkolleg sprachlich nicht nur keine Offenbarungen gebracht, sondern vielmehr eine arge Enttäuschung bereitet hat. Soll die Art der „Exegese", wie sie größtenteils nach dem Muster der klassischen Philologen an unseren Hochschulen geübt wird, das Ideal sein, dann verzichte ich in der Mittelschule mit Vergnügen darauf, um meinen Schülern den Geschmack an der altdeutschen Dichtung nicht zu verleiden. Eine „stümperhafte Leimerei neuhochdeutscher Prosa-Paraphrasen" wird dies der Heinzel-Schüler Wiesner wohl nicht nennen wollen, daß es aber eine „Mißhandlung und Vernichtung aller Poesie" ist, wenn der „Interpret" in der Stunde nicht über 5—6 Nibelungenstrophen hinauskommt, kann keinem poetisch Empfindenden zweifelhaft sein. Die Feinheiten des Sprachverständnisses tun es also nicht, es bleibt aber, auch wenn wir von philologischen Finessen absehen, immer noch genug übrig, was unseren Schülern die Lektüre mhd. Werke anziehend machen kann. Die meisten Fachgenossen werden mir im Gegensatze zu Wiesner bestätigen, daß die Schüler dem Mhd., wenn sie der Lehrer nicht, was ich eben für eine arge Sünde halte, mit Paradigmen plagt, in der Tat eine ungeheuchelte Teilnahme entgegenbringen und lieber auf Klopstock und Lessing

als auf das Mhd. verzichten würden. Auch schreitet die Lektüre, wenn einmal die ersten Schwierigkeiten überwunden sind, recht rüstig vorwärts, so daß der verständige Lehrer gar nicht in die Versuchung kommt, dem grammatischen Teufel zu verfallen. Viele Partien des Nibelungenliedes und der Gudrun, auch manche Gedichte Walthers sind obendrein so leicht, daß eine prosaische Übersetzung gar nicht notwendig ist und die Erklärung des einen oder des anderen den Schülern unverständlichen Ausdrucks genügt. Die Übersetzungen von Simrock, Freytag und Legerlotz, selbst die gepriesenen Nachdichtungen von Kurz und Hertz, haben sich aber nie recht durchsetzen können. Es kann auch keine völlig befriedigende Übertragung aus dem Mhd. geben, eben weil diese Sprache der unsrigen so nahe steht, und Wiesners Bedenken treffen mit gleicher Schärfe auch die von ihm empfohlenen Übersetzungen. Bei der Lektüre der Originale paart sich aber mit dem Interesse an dem Inhalt die Freude an der altertümlichen und nur auf den ersten Blick etwas fremdartigen, bald anheimelnden und das Verständnis gar nicht erheblich erschwerenden Sprache und es hieße den Schülern einen großen Teil des Interesses rauben, wollte man die Originale durch Übersetzungen ersetzen. Schließlich läßt sich doch jedenfalls auch mit geringerer Kenntnis des Mhd. viel besser ein tieferes Verständnis unserer Sprache erzielen als ohne diese. Mit vollem Recht stehen „Einblicke in die geschichtliche Entwicklung der Sprache", auch im neuen Lehrplan und ich würde es für einen großen Mangel halten, wenn der absolvierte Gymnasiast nie etwas von Lautverschiebung, Umlaut, Ablaut, „Brechung" und Wechsel von *ë* und *i*, von Diphthongierung und Monophthongierung, Vokalschwächung und Vokaldehnung, der Bedeutung des Dehnungs-*h*, von Analogiebildung u. s. f. erfahren haben sollte. Mit Hilfe des Mhd. und Heranziehung einiger gotischer und ahd. Wörter lassen sich alle diese Begriffe ohne allzu großen Aufwand von Zeit und Mühe entwickeln, und daß eine solche Vertiefung des Sprachverständnisses unendlich mehr Wert hat als die Grammatik in den Unterklassen, wird wohl auch Wiesner nicht leugnen wollen. Ohne das Mhd. soll man aber auf historisch-sprachliche Unterweisung lieber von vornherein verzichten.

Darin gebe ich allerdings Wiesner recht, daß auch jetzt noch die dem Mhd. zugemessene Zeit nicht ausreichend ist. Ich weiß nicht, ob alle meine Kollegen unter diesem allgemeinen Übelstand unseres Hauptfachs so schwer leiden wie ich — für mich bedeutet die geringe Zahl der Deutschstunden überhaupt einen wahren Jammer. Jede Reform des deutschen Unterrichts muß Stückwerk bleiben, wenn ihm nicht eine erhöhte Stundenzahl eingeräumt wird. Es mag ja sein, wie Wiesner behauptet, daß ein Lehrer, dem dieser Unterricht nicht Herzenssache ist, in der III. oder IV. Klasse mit den Deutschstunden nichts Rechtes anzufangen weiß, und ich habe selbst Kollegen gekannt, die mit dem reichhaltigsten Lesebuch schon lange vor Schulschluß ganz „fertig" waren, weil sie in Ermangelung einer fruchtbaren Methode eigentlich nichts als Lese- und Memorierübungen trieben. Der Germanist wird sich aber auch in Tertia und Quarta eher über allzu große Fülle des Lesestoffs in

unseren Lesebüchern zu beklagen haben und ihm allein sollte man billigerweise das Deutsche von der Tertia an überlassen. Was nun vollends die Oberklassen betrifft, ist mir kein Fachkollege bekannt, dem die drei wöchentlichen Lehrstunden genügen würden. Man wird es hoffentlich einmal geradezu ungeheuerlich finden, daß man am Gymnasium der Muttersprache, auch der deutschen mit ihrer glanzvollen Literatur, bis zur Sexta genau die Hälfte der dem Lateinischen zugewiesenen Lehrstunden einräumt. Dieses Mißverhältnis läßt sich durch den Hinweis auf die Schwierigkeiten der völlig fremden Sprache niemals ganz entschuldigen. Dem Germanisten muß es in der Seele weh tun, wenn er, um gründlich zu sein, aus dem goldenen Überfluß unserer klassischen Literatur an anerkannten Meisterwerken nur eine sehr dürftige Auswahl treffen kann, und für mich bedeutet es oft eine wahre Qual, wenn ich, um dem Lehrplan gerecht zu werden, bald dieses, bald jenes Meisterwerk ganz beiseite lassen muß.

Man sage auch nicht immer wieder, daß sich die Mittelschule mit einer Anleitung zu gründlicher Lektüre und mit Anregungen begnügen soll. Sie muß es, sie sollte es aber nicht. Unser literarischer Geschmack ist leider vielfach so verbildet, daß der Jüngling, wenn er die Mittelschule verlassen hat, auf die klassischen Meisterwerke, von denen in der Schule nicht die Rede war — der Titel und die Jahreszahl sind Schall und Rauch —, niemals mehr zurückkommt. Nun soll auch dem Appetit des Schülers nach der uns freilich viel näher stehenden modernen Literatur Rechnung getragen werden. Ich fürchte sehr, daß fortan die Pflege der Klassikerlektüre bei unseren Hochschülern noch mehr schwinden wird, und später findet man schwer den Weg zu ihr zurück. Goethe und Schiller bleiben auf dem Büchergestell friedlich neben dem in der Schule zerlesenen Homer und Horaz, weil sie gegenüber der modernen Dramatik und erzählenden Literatur nicht „interessant" genug sind — das Wort ganz im Fr. Schlegelschen Sinne genommen —, wohl auch dem tieferen Verständnis bei oberflächlicher Lektüre größere Schwierigkeiten bieten. Wer wird sich nun gar eine vollständige Ausgabe des Nibelungenlieds oder Walthers von der Vogelweide kaufen?

Wir sollten uns also nicht darauf verlassen müssen, daß der Jüngling durch freiwillige Lektüre nachholt, was die Schule versäumt hat, und sollten Zeit haben, das Wichtigste aus unserer klassischen Literatur in der Schule zu lesen oder als kontrollierte Privatlektüre zu behandeln. Je mehr dabei der Zwang und der lästige Drill zurückträte, je unmöglicher es pedantischen Lehrern gemacht würde, ein kleines Gedicht mehrere Stunden lang zu zerfasern und dadurch den Schülern langweilig zu machen, und zwar auf Kosten des Umfangs der Lektüre, desto bessere Früchte müßte der Unterricht tragen. Ein Germanist, der über mangelhaftes Interesse der Schüler klagt, richtet sich selbst. Hier braucht das Interesse nicht erst künstlich geweckt zu werden, es ist von vornherein da und der Lehrer hat sich nur zu hüten, es abzuschwächen. Dazu ist aber wohl nichts besser geeignet als eine allzu gründliche „Durchnahme", die natürlich nur unter Verzicht auf einen größeren Umfang des Lektürestoffs möglich ist. Was aber seiner ganzen Natur nach nicht imstande ist, das

Interesse der Schüler zu wecken und wachzuhalten, das sollte man auch ruhig weglassen. Was Lessing betrifft, gebe ich Wiesner ganz recht, auch sein „Laokoon", noch mehr seine „Dramaturgie" hat heute, eine wenige Ausführungen, die sich im Lesebuch bequem unterbringen lassen, abgerechnet, nur noch historischen Wert. Nicht aber rechne ich hieher die mhd. Lektüre. Gerade weil man sie nun um ein Jahr zurückversetzt hat, sollte sie auch ein größeres Zeitausmaß erhalten. Meine bisherigen Erfahrungen in der Quinta haben mir gezeigt, daß die Schüler in diesem Alter für Literaturgeschichte noch nicht recht reif sind. Es fehlen ihnen für das Verständnis der altdeutschen Literatur vor allem die notwendigsten geschichtlichen, namentlich die kulturgeschichtlichen Voraussetzungen und die Behandlung der mhd. Blütezeit wird daher zum großen Teil auf kulturgeschichtlicher Belehrung unter Heranziehung möglichst reichen Anschauungsmaterials beruhen müssen. Die sozialen Verhältnisse der Ritterzeit muß die mhd. Lektüre zur Anschauung bringen und diese Forderung wäre auch durch Lektüre von Übersetzungen nicht zu umgehen. Die Gabelung der Lektüre halte auch ich für einen ausgezeichneten Gedanken, doch fürchte ich, daß bei dem heutigen Mangel an Zeit der geschichtlich unabhängige Lesestoff zu kurz kommen wird, und zwar besonders in der Quinta. Die meisten werden lieber ein paar Balladen opfern, statt die mhd. Lektüre allzu stark zu beschneiden, und mancher wird froh sein, wenn er mit dem geschichtlich geordneten Stoff glücklich zu Ende kommt. Eine Vermehrung des Lesestoffs ohne gleichzeitige Vermehrung der Lehrstunden hat eben keinen Sinn. Hätten die Schüler zu entscheiden, dann bekämen wir Germanisten mehr Lehrstunden, als uns angenehm wäre. Die meisten freuen sich ja auf die Deutschstunde, sie bedeutet ihnen mehr eine Erholung als eine Anstrengung. Die Anstrengung könnte noch geringer, die Erholung noch fruchtbringender werden, wenn diese Stunden zahlreicher wären. Und das gilt nicht zuletzt auch von der mhd. Lektüre.

Mies i. B. Dr. Johann Černy.

Das naturgeschichtliche Praktikum am Gymnasium.

Das Wesen und der Wert eines praktischen naturgeschichtlichen Unterrichtes sind schon von vielen Seiten so eingehend besprochen worden, daß man darüber keine Worte zu verlieren braucht. Sein Nutzen wird in den Kreisen der engeren Fachgenossen bereits überall anerkannt, so daß es keiner Begründung mehr bedarf, wenn man für den allgemeinen Betrieb der Übungen einträte. Hie und da begegnet man aber doch Meinungen und Ansichten, die darauf hindeuten, daß das Verständnis der Sache, um die es sich hier handelt, noch nicht ganz allgemein in der pädagogischen Welt Eingang gefunden hat. Besonders häufig wird an der Möglichkeit gezweifelt, gerade am Gymnasium naturwissenschaftliche praktische Übungen mit Erfolg betreiben zu können.

Deswegen soll hier an konkreten Fällen gezeigt werden, wie man den im Normallehrplan für Gymnasien 1909 als Erläuterung des Abschnittes über den Unterricht in der Naturgeschichte angeführten Passus in die Tat umsetzen kann. Dieser Teil des Normallehrplanes, besonders aber der in letzter Zeit vielbesprochene Erlaß des k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht über die Einrechnung der für die Übungen verwendeten Zeit in die Lehrverpflichtung sind sicher eine Folge der bereits betriebenen naturgeschichtlichen Übungen, die dadurch sanktioniert erscheinen und einen ebenbürtigen Platz neben den übrigen Lehrfächern der Mittelschule zugewiesen erhalten.

Der Verf. dieses betreibt die naturgeschichtlichen Übungen schon durch drei Jahre hindurch am deutschen Altstädter Staatsgymnasium in Prag. Da vordem keine Grundlage bestand, auf die man hätte den Betrieb derselben aufbauen können, so war der Verf. anfangs aufs Experimentieren angewiesen, so daß es längere Zeit dauerte, bevor der rechte Weg und die geeigneten Mittel gefunden waren, um derartige Übungen an einem Gymnasium für die Schüler nutzbringend auszugestalten. Für die Realschulen sind von mehreren Seiten bereits detaillierte Besprechungen der gemachten Übungen erschienen, aber diese sind vielfach für den gymnasialen Unterrichtsbetrieb nicht anwendbar, da beispielsweise die Mineralogie dort in der VII., hier in der V. Klasse vorkommt und jene Schüler bereits einen wissenschaftlichen Unterricht in der Chemie genossen haben, während bei den Gymnasiasten kaum noch etwas von den ganz elementaren Grundbegriffen dieses Faches von der III. Klasse her haften geblieben ist.

Während der drei Jahre des Betriebes hat sich die Idee der praktischen Übungen unter den Schülern so eingebürgert, daß die Anzahl der Teilnehmer jedes Jahr wächst, obwohl die Teilnahme vollständig freiwillig ist und kein wie immer gearteter Zwang ausgeübt wird. So haben sich heuer von den 19 Schülern der V. Klasse und von den 18 Schülern der VI. Klasse je 14 zu den Übungen gemeldet.

Die praktische Betätigung erfolgte teils im geschlossenen Raume, teils draußen im Freien. Wir werden im nachfolgenden auch die Übungen gesondert besprechen als Laboratoriumsübungen und Exkursionen.

A. Laboratoriumsübungen.

I. Zoologie.

Da der Übungsstoff im steten Einklange mit dem gerade im Schulunterrichte durchgenommenen Stoffe stehen muß, ergeben sich schon zu Beginn der VI. Klasse in der Zeit, wo die Osteologie des Menschen den Gegenstand des somatologischen Unterrichtes bildet, einige Übungen aus der Osteologie. Das nächstliegende Materiale waren Teile des Menschenskelettes, besonders die verschiedenen Wirbel, die kurz skizziert und deren Teile an der Skizze bezeichnet wurden. Später, zu einer Zeit, wo die Osteologie des Schädels vollständig geistiges Eigentum der Schüler geworden ist, wurden an Schädeln von verschiedenen Tieren (Hund, Fuchs, Katze, Marder, Hase, Eichhörnchen, Schwein) nach vorhergegangener

Skizzierung, die auch den schlechten Zeichnern nicht erlassen wurde, die einzelnen Teile aufgesucht und in die Skizzen eingetragen. Hat ein Schüler einige Schädel auf diese Weise kennen gelernt, so wurde er angeleitet, Vergleiche anzustellen zunächst zwischen Schädeln von einander fernstehenden Tieren (z. B. Hund und Eichhörnchen oder Katze und Hase) und dann zwischen zwei verwandten (Hund und Katze). Endlich wurden den Schülern beliebige Knochen von Säugern zum Erkennen vorgelegt (z. B. Becken, Oberarm, Oberschenkel), freilich so weit es der nicht gar reichliche Vorrat des Kabinettes zuließ.

Während dieser Zeit war auch der Klassenunterricht mit der menschlichen Anatomie fertig und nun konnten auch zootomische Übungen einsetzen. Das Material dazu bildete zunächst die Hausmaus, die die Schüler entweder durch Fallenstellen einfingen oder die als Albino von jeder Tierhandlung geliefert wurde. Da eine Dotation zur Beschaffung des Materiales nicht existiert, so trugen die Schüler selbst die hiemit verbundenen Kosten.

Das Tier wurde vom Ref. selbst mit Chloroform getötet und dann erst den Schülern übergeben, von denen immer nur zwei zu gleicher Zeit an einem Objekte arbeiteten. Es wurde dabei, soweit es mit den Schülern möglich war, die gesamte Anatomie durchgenommen. Objekte, deren mikroskopischer Bau interessante Einzelheiten bieten, wurden in Formalin gehärtet und dann ganz einfache Schnitte mit dem Rasiermesser mikroskopisch untersucht (z. B. die Nieren).

Die Maus bildete gewissermaßen das erste Versuchsobjekt zum Sezieren.

Im weiteren Verlaufe der Übungen wurden ganz ähnlich untersucht: der Sperling, der Frosch, der Wassermolch, ein Fisch, der Krebs, ein Käfer, die Weinbergschnecke, eventuell noch eine Teichmuschel und der Regenwurm. Die kleineren Vertreter der einzelnen Tiergruppen kamen dann im Sommer zur mikroskopischen Bearbeitung bei der Untersuchung des Planktons, der bei den Exkursionen angetroffenen Tümpel und toten Moldauarme.

Bei den zootomischen Übungen leistet ein kleines Büchlein von Dr. B. Schmid: Das biologische Praktikum, bei den mikroskopischen Untersuchungen Eyfferth: Die einfachsten Lebensformen, und mitunter auch Leunis: Synopsis der Zoologie, gute Dienste.

Gleichzeitig mit diesem zootomischen Praktikum wurden kleine Referierübungen abgehalten, deren Themen der Auffassungsgabe des Schülers entsprechend ausgewählt wurden. Der Stoff, der hiebei in Betracht kam, war mannigfach, teils zoologisch, teils paläontologisch und zum Teile auch botanisch. Die Einfügung dieser Art der Übungen erfolgte derart, daß nach einigen Praktikumstunden — dasselbe wurde einmal in der Woche an einem Nachmittag zwei Stunden lang abgehalten — einmal eine Referierübung eingeschoben wurde. Der betreffende Schüler wurde angehalten, sein Referat auf dem Podium stehend frei, ohne es herabzulesen, zu halten. Jeder der Teilnehmer war berechtigt, vom Vortragenden eine Aufklärung zu verlangen oder Fragen an ihn zu richten.

Diese Referate behandelten kurze Aufsätze, z. B. neue tierbiologische Beobachtungen oder das Mammut, ein Jagdtier des Urmenschen, und sind sicher als Vorarbeiten für die in der VII. Klasse folgenden Redeübungen von großem Vorteile.

II. Botanik.

Dem Lehrvorgange im Schulunterrichte entsprechend, der mit den einfachsten einzelligen Sporenpflanzen beginnt, müssen auch die meisten botanischen Übungen mikroskopische sein. Ein großes Gewicht wird aber darauf gelegt, daß die Schüler jeden Handgriff allein ausführen und daß womöglich nur frisches, nicht konserviertes Materiale zur Verwendung komme. Da die Anstalt nur zwei Mikroskope besitzt, von denen noch dazu das eine, ein altes System, nur schwächere Vergrößerungen der Objekte gestattet, ging dieser Teil der Übungen sehr langsam vor sich. Es arbeiteten wiederum zwei Schüler zu gleicher Zeit. Das Materiale ist in kleinen Gläsern sowie in zwei Aquarien ständig vorrätig und wird bei jeder Gelegenheit ergänzt.

Jeder Schüler erhält einen Teil des zu untersuchenden Pflanzenteiles und muß denselben auf einen vorher sorgfältig gereinigten Objektträger in einem Wassertropfen mit einem reinen Deckgläschen bedecken und dann erst beginnt die mikroskopische Untersuchung. Das mikroskopische Bild wird gezeichnet — entweder mit freier Hand oder bei komplizierteren Objekten mit Hilfe des Zeichenapparates — und wird an der Hand von Eyfferth, Die einfachsten Lebensformen, bestimmt. Daran knüpft sich dann eine kurze Besprechung der einzelnen sichtbaren Zellenteile und eine Wiederholung dessen, was den Schülern vom Klassenunterricht her bekannt ist.

Natürlich kann das Materiale nicht jedes Jahr das gleiche sein, da man nicht immer Gelegenheit hat, gerade die eine oder die andere fehlende Pflanze zu ersetzen. Im allgemeinen kamen aber zur Untersuchung: Pleurococcus, Spirogyra, Rhizoclonium, Rivularia, Nostoc, Oscilaria, Diatomaceen, Penicillium, Bacterien.

Sind dann im Klassenunterrichte die höheren Sporenpflanzen und der Aufbau der Samenpflanzen besprochen, so kann man mit mikroskopischen Gewebeuntersuchungen einsetzen. So liefern ständige Untersuchungsobjekte Flechtenlager, Moosblätter und -stengel, Moossporenkapseln, Farnquerschnitte, Farnsporangien, Sporen von Equisetaceen und Lycopodiaceen, Stengelquerschnitte von monocotylen und dicotylen Pflanzen, Holzuntersuchungen, zu denen auch die chemischen Holzreaktionen herangezogen werden können, Untersuchungen von verschiedenen Zellen- und Gefäßformen und ihre Abhängigkeit von der Funktion, Stärkeuntersuchungen u. s. f.

In diesen Laboratoriumsübungen aus Botanik liegt ein genügender Stoffvorrat bis zum Anbruche der warmen Jahreszeit, die viel besser zu den Übungen im Freien ausgenützt werden kann, die noch näher besprochen werden sollen.

III. Mineralogie.

In der Stellung des mineralogischen Unterrichtes der Gymnasien zu dem der Realschulen liegt einer der Hauptunterschiede im naturwissen-

schaftlichen Unterrichte der beiden Unterrichtsanstalten. An der Realschule ist derselbe mit der Geologie zum Schlusse des gesamten naturwissenschaftlichen Unterrichtes gestellt worden in der richtigen Voraussetzung, daß ein gedeihlicher Unterricht in diesem Fache notwendig einen vorausgegangenen wissenschaftlichen Chemieunterricht zur Grundlage haben muß. Am Gymnasium trifft diese Grundforderung nicht zu. Nach dem alten Lehrplane, der einen propädeutischen Chemieunterricht durch 6—7 Wochen in der III. Klasse vorgesehen hatte, auf den dann ein elementarer Mineralogieunterricht folgte, war die Mineralogie des Obergymnasiums, besonders an den Anstalten, die noch immer nur zwei Wochenstunden für diesen Gegenstand eingesetzt hatten, das reinste Aschenbrödel. Durch die Verbindung der Mineralogie der Unterstufe mit der Chemie und Vorrückung derselben in die IV. Klasse mit drei Wochenstunden ist wohl ein entscheidender Schritt zur Besserung der Verhältnisse getan worden. Da uns aber bisher die praktischen Erfahrungen fehlen, kann noch nichts Positives darüber ausgesagt werden.

Wegen dieser Sonderstellung der Mineralogie am Obergymnasium müssen auch die Übungen in diesem Fache ganz speziell für diese Klasse ausgesucht und ausprobiert werden. Nach dreijähriger Versuchszeit halte ich für diese Klasse nur die einfachsten Lötrohrübungen, denen sich allenfalls einige Untersuchungen auf nassem Wege anzugliedern hätten, für das Erfolgreichste.

Diesem Praktikum können kristallographische Übungen im Auflösen von Kombinationen vorausgehen. Weiter kann man mit 14—16jähr. Jungen kaum gehen, wenn man das Interesse des Selbstschaffens wach erhalten will.

Den Beginn der mineralogischen Übungen im Wintersemester bilden die Auflösungen von Kombinationen. Zu diesem Zwecke wird den Schülern zunächst das Wesen der Parallelprojektion an einfachen Modellen beigebracht, das ihnen erfahrungsgemäß gar keine Schwierigkeit bereitet und ihr Anschauungsvermögen ungemein schärft. Hierauf erhalten sie je nach dem Grade ihrer zeichnerischen Gewandtheit Holzmodelle, die verläßlicheren auch später natürliche Kristalle, und müssen von diesen auf ein Blatt Papier die Projektion entwerfen, die einzelnen zusammengehörigen Kristallflächen mit gleichen Buchstaben bezeichnen und deren Erklärung beifügen. Die abgegebene Zeichnung gilt als Nachweis der absolvierten Übung. Hier sollen zwei derartige Schülerreferate folgen, die willkürlich aus der Reihe der abgegebenen Blätter herausgenommen wurden.

Hexagonales System.

α = Basische Endfläche,
β = Positives Rhomboëder I. Art,
γ = Negatives Rhomboëder I. Art,
δ = Negatives Rhomboëder I. Art, stärker geneigt.

Rhombisches System.

$a\ a_1\ a_2\ a_3$ Flächen einer rhombischen Pyramide,
b Fläche eines basischen Endflächenpaares,
$c\ c_1$ Flächen eines Längsprismas,
$d\ d_1$ Flächen eines Querprismas,
$e\ e_1\ e_2\ e_3$ Flächen eines aufrechten rhomb. Prismas,
$f\ f_1$ Querflächenpaar.

Ist der Stoff in der speziellen Mineralogie schon weiter vorgeschritten, so kann mit den Lötrohrübungen begonnen werden. Hier erwächst den Schülern eine kleine Auslage dadurch, daß sie sich das Lötrohr, eine Kerze und Holzkohlenstückchen selbst beschaffen müssen. Alles übrige wird von der Anstaltsdotation bestritten. Im Interesse eines gedeihlichen Fortganges der Übungen ist es gelegen, möglichst reines Materiale zu verwenden. Das Prager Altstädter Gymnasium ist in der angenehmen Lage, eine Sammlung von 100 Plattnerschen Mineralproben zu besitzen, von denen das Übungsmateriale gewonnen wird. Die Übungen gehen so vor sich. Jeder Schüler erhält ein Stückchen einer Probe, die er allen jenen Untersuchungen zu unterwerfen hat, die vom Ref. aus dem Bestimmungsbuche von Fuchs-Streng vorgelesen werden. Jede auftretende Reaktion (Farbenveränderung, Geruch, Beschlag usw.) wird gemeldet und notiert. Kommen die Schüler durch ihre Prüfungsmethoden endlich zu einem bestimmten Minerale, so wird dieses in der tabellarischen Zusammenstellung zum Schlusse des Büchleins nachgeschlagen und die hier angegebenen Kennzeichen eines nach den anderen von den einzelnen Schülern nachgeprüft. Zur Erzeugung von hohen Temperaturen steht immer ein Bunsenbrenner zur Verfügung. Die für die Untersuchungen nötigen gebogenen Glasröhren oder Kolbengläser werden ebenfalls von den Schülern selbst angefertigt. Auf diese Weise kann man, die schwer zu bestimmenden Silicate ausgenommen, eine bedeutende Anzahl von Mineralen durcharbeiten. Der Hauptwert dieser Übungen liegt in der Schätzung der positiven Arbeit, in der Gründlichkeit und in der Bewertung der Variablen, von denen das Gelingen der Versuche abhängt.

Im allgemeinen kamen zur Untersuchung: Arsen, Antimon, Wismut, Pyrit, Kupferkies, Bleiglanz, Antimonglanz, Rotnikelkies, Realgar, Zinnober, Zinkblende, Rotkupfererz, Roteisenstein, Malachit, Kalzit oder Aragonit, Magnesit, Eisenspat, Strontianit, Baryt, Coelestin, Gips.

Die Schüler wurden dann verhalten, über das, was in der Übungsstunde geschah, ein kurzes Referat zu bringen.

Hier sei ein solches Referat beigelegt:

Das Mineral verflüchtigt sich nicht, gibt keinen Geruch und wird nach dem Glühen schwarz.
Mit Soda geschmolzen gibt es ein Kupferkorn,

aber auf Silber **k e i n e** Schwefelreaktion.
Es hat braunen Strich.
Mit H Cl geglüht, färbt es die Flamme schön blau (Kupfer).

Es ist Rotkupfererz. Formel: Cu_2O.

Für das nächste Jahr ist eine Ausgestaltung dieses Praktikums insofern geplant, daß jeder der Teilnehmer einen hektographierten Auszug aus dem Bestimmungsbuche samt den nötigsten einfachen Reaktionen in die Hand bekommt, so daß er das gesprochene Wort und zugleich das Gelesene mit den Augen in sich aufnimmt.

B. Lehrausflüge.

Die naturgeschichtlichen Übungen in der freien Natur haben vorzüglich den Zweck, den Schüler mit dem Naturgetriebe im ganzen bekannt zu machen. Unsere Schüler sollen sich in der Natur heimisch fühlen, sie sollen keine einseitige Bücherweisheit in sich aufnehmen, ihnen soll die Natur nicht ein Buch mit sieben Siegeln sein. Doch wird vom Referenten während der Lehrausflüge ein Teil des naturwissenschaftlichen Unterrichtes besonders gepflegt, die Geologie, die trotz der Verbesserungen im Gymnasiallehrplane aus ihrer Aschenbrödelstellung noch nicht herausgekommen ist. Im Schulunterrichte ist die Geologie ein Anhängsel der Mineralogie, mit derselben Berechtigung könnte man sie aber auch an die Geschichte anhängen.

Die Geologie ist aber einmal eine selbständige Wissenschaft, die ihre selbständige Methode verlangt. Geologie nur im Schulzimmer treiben zu wollen, hieße sie töten und die Schüler wieder zum alten scholastischen Buchwissen zurückführen. Die Geologie verlangt gebieterisch einen Unterricht im Freien. Da dieser im Wintersemester nicht durchführbar ist, so muß derselbe auf die Lehrausflüge des Sommersemesters verschoben werden.

Es ist ja freilich wahr, daß nicht jede Gegend gleich dazu geeignet ist, an derselben geologische Studien zu treiben, aber die einfachsten geologischen Tatsachen kann man wohl überall sehen, wo nur ein Teil der festen Erdkruste von seiner Bedeckung entblößt ist. Freilich muß sich zunächst der Lehrer selbst über die auszuführende Exkursion orientieren — es soll jeder Mittelschule zur Pflicht gemacht werden, eine geologische Karte der Umgebung des Schulortes zu besitzen[1]) — und muß zunächst selbst die zu besuchenden Orte aus eigener Anschauung kennen und verstehen. Dabei rächt sich aber eine entschiedene Rückständigkeit unserer Prüfungsvorschriften. Die Geologie bildet darin keinen eigenen Prüfungsgegenstand. Die Folge davon ist, daß die wenigsten Kandidaten

---

[1]) Die k. k. geologische Reichsanstalt koloriert die gewöhnlichen Spezialkarten 1 : 75.000 um keinen allzu hohen Betrag und gibt außerdem eine Karte der österreichischen Reichshälfte in Blättern 1 : 75.000 im Drucke heraus.

wirklich Geologie hören, dieselben Kandidaten, die eventuell an eine Realschule verschlagen werden und dort ein ganzes Semester lang durch drei Wochenstunden Geologie lehren müssen. Wenn die Exkursion gut zusammengestellt wird, kann der Schüler in ganz wenigen Stunden sehr viel lernen.

So pflegt der Ref. mit den Schülern immer die Exkursion von Prag nach Kuchelbad zu machen. Diese währt etwa 3—3½ Stunden und man kann dabei beobachten: Schotterterrassen hoch oben auf den Uferfelsen des Moldautales, also die Gewalt der Erosion des Flusses; Wechsellagerung von Kalk und Schiefergesteinen, Antiklinalen und Synklinalen, Faltungen innerhalb eines Schichtenkomplexes (Barrandefelsen), Harnischflächen, Verwerfungen, Diabas als kristallinisches Massengestein, Lagergang desselben innerhalb geschichteter Gesteine, Fossilführung der Schichten, leichtere Erodierbarkeit weicher Schiefer als der harten Diabase, Kontaktwirkungen, also genug geologischer Tatsachen, von denen sich ja freilich viele während der übrigen Exkursionen wiederholen. Die Schüler werden bei einer derartigen Exkursion angehalten, alles zu beobachten und sich Notizen zu machen, denn gelegentlich eines zweiten derartigen Lehrausfluges wird an dasjenige, was bereits bekannt sein soll, angeknüpft und diesbezügliche Fragen an die Schüler gestellt. Der Eifer, mit dem sich die Schüler den Beobachtungen hingeben, ist ein sehr großer, ja viele begeben sich noch in den sonstigen freien Stunden auf eigene Entdeckungsfahrten und treten vielfach mit Fragen an den Lehrer heran, die ein tieferes Eindringen in den Gegenstand vermuten lassen. Durch diese Exkursionen wird die Geologie aber auch ein sehr wirksames Förderungsmittel der Heimatkunde. Findet sich in der Klasse ein besonders reifer Schüler, so läßt der Ref. von diesem einen kurzen Bericht über einen ausgeführten Lehrausflug ausarbeiten.

Doch auch die Botanik kommt bei den Exkursionen auf ihre Kosten, indem die Schüler einen großen Teil der höheren Samenpflanzen durch Bestimmungsübungen und Beobachtung im Freien kennen lernen. Dabei hat der Lehrer Gelegenheit, die Pflanzen an den natürlichen Standorten den Schülern vorzuführen und auf gewisse Tatsachen (Licht- und Schattenpflanzen, Lebensgemeinschaften) die Schüler aufmerksam zu machen.

Für die Zoologie sind hauptsächlich jene Exkursionen von Bedeutung, die zur Gewinnung von Arbeitsmateriale unternommen werden. Der Ref. hat immer ein kleines Seidengazenetz mit zusammenlegbarem Messingring bei diesen Exkursionen mit, ein Netz, das mittels einer Messinghülse bequem auf den Stock gesteckt werden kann und einige, wenn auch nicht systematische Planktonzüge gestattet.

Abgesehen von der hier gewonnenen Formenkenntnis ist es besonders die Beobachtung des Zusammenlebens und Zusammenwirkens so vieler sonst ganz heterogener Tiergruppen, die von bleibendem Werte ist. Überhaupt haben die zoologischen Exkursionen den Hauptzweck, das ganze Naturtreiben von einer Art höherer Warte zu betrachten und im Verständnisse der Gesamtheit der Natur das Endziel zu suchen. Wir

müssen leider mit der VI. Klasse die Schüler aus dem naturgeschichtlichen Unterrichte entlassen, benützen wir also redlich die spärliche Zeit, um die Jugend durch eine gesunde Naturbetrachtung zu einer vernünftigen Weltanschauung zu führen.

Prag-Altstadt. Dr. Adalbert Liebus.

Enzyklopädisches Handbuch der Erziehungskunde. Unter Mitwirkung von Gelehrten und Schulmännern herausgegeben von Dr. Josef Loos, k. k. Landesschulinspektor in Linz. Mit 256 Abbildungen und 6 Separatbeilagen. II. Band (M—Z). Wien und Leipzig 1908, A. Pichlers Witwe & Sohn. 1100 SS.

Zu meiner Besprechung des I. Bandes des enzyklopädischen Handbuches von Loos (in dieser Zeitschrift 1907, S. 1135 ff.) habe ich den ein Jahr später erschienenen II. Band betreffend wenig nachzutragen. Alles was ich a. a. O. über die Vorzüge und Eigentümlichkeiten dieses Werkes gesagt, gilt durchaus auch vom abschließenden II. Bande. Ich erwähne wieder die glückliche Auswahl von Mitarbeitern aus Österreich und Deutschland. O. Willmann hat für den II. Band 12 treffliche Artikel beigesteuert, darunter die wichtigen über „Mittelalterliches Bildungswesen“, „Pädagogik“, „Philanthropinismus“, „Sozialpädagogik“, „Unterricht“; O. Jäger über W. Schrader; G. Uhlig berichtet u. a. über „Reformschulen“; E. v. Sallwürk u. a. über Rousseau; W. Rein über „Wissenschaftliche Pädagogik“; P. Cauer über das „Übersetzen im fremdsprachlichen Unterricht“; Gutzmann (Berlin) über Sprachstörungen und Taubstummenerziehung; R. Lehmann über Münch und Paulsen; Natorp über Pestalozzi; Trüper über Schwachsinn und Abnormenfürsorge u. s. f. Der Anteil des Herausgebers selbst, dann v. Leclair ist wieder der relativ größte, Hergel und Wehmer bearbeiten hauptsächlich die schulhygienischen Artikel, von W. Jerusalem sind sieben Beiträge meist aus dem Gebiete der Psychologie, S. Frankfurter gibt eine Übersicht über „Pädagogische Literatur“ und „Pädagogische Zeitschriften“, ferner eine Biographie des verdienten österreichischen Schulmannes A. Wilhelm u. s. f. Über die Wahl der Artikel mag man da und dort nicht eines Sinnes sein mit dem Herausgeber; aber die Schwierigkeit ist eben eine sehr große. Rudes Artikel „Methodik“ behandelt tatsächlich nur das, was man als spezielle Methodik zu bezeichnen gewohnt ist. Dies hat aber den Mißstand zur Folge, daß in diesem Artikel Dinge gesagt sind, die man eingehender unter den speziellen Artikeln über die einzelnen Gegenstände wie Physik, Rechenunterricht, Geschichtsunterricht u. dgl. findet und wohl auch dort nur sucht.

Der Artikel „Österreich“, S. 157—210, von F. Hintner ist der umfangreichste des ganzen Handbuches und behandelt in dankenswerter Weise Geschichte und Entwicklung der österreichischen Volksschule und Mittelschule, ist nur etwas unübersichtlich und bringt manches, was man vielleicht gerade da nicht suchte; von den reichen Literaturangaben dazu (19 Spalten) gilt zum Teil dasselbe. Die schulhygienischen Artikel lassen

sich m. E. zu sehr in technische Einzelheiten ein. Ein eigener Artikel über „Zivilisation" scheint mir überhaupt unnötig. — S. 249, Sp. 1, Z. 2 v. o. muß es wohl heißen Robert statt Richard Owen; S. 386 vermisse ich bei der Literaturangabe die Psychologie Höflers.

Ein Verzeichnis der Mitarbeiter, sowie ein sorgfältiges, ausführliches und praktisches Sachregister sind beigegeben und erhöhen die Benützbarkeit des Buches.

Graz. Ed. Martinak.

Wider das Schulelend. Ein Notruf von Wilhelm Ostwald. Leipzig, Akademische Verlagsgesellschaft m. b. H.

Der Vortrag Ostwalds, der in einer Versammlung der Gesellschaft für deutsche Erziehung am 19. April 1909 zu Berlin gehalten wurde und nun in einer auch äußerlich recht auffallenden Broschüre mit grellrotem Umschlag vorliegt, hat die verdiente Abfertigung bereits erhalten; kein geringerer als Hermann Diels hat ihn in der deutschen Literatur-Zeitung (XXX. Jahrgang, Nr. 33) als Pamphlet charakterisiert, das mit Wissenschaft und wissenschaftlichem Publikum nichts zu tun hat, und das geistige Niveau, auf dem der Verf. steht, als ein ungewöhnlich niedriges bezeichnet. Ja der Redner hat nicht einmal auf dem Gebiete der Hochschulen, das ihm doch am nächsten lag, auf Grund genauer Kenntnis der wirklichen Verhältnisse, wie Hermann Diels dargetan hat, sondern lediglich auf Grund persönlicher Erfahrung und subjektiver moralischer Normen, die höchst bedenklich sind, geurteilt. Es läge demnach eigentlich kein Grund mehr vor, auf diese Broschüre noch weiter zurückzukommen; für mich um so weniger, als mir ihre Lektüre tatsächlich direkt körperliches Unbehagen verursacht hat. Allein da die Redaktion die freundliche Aufforderung an mich gerichtet hat, die Broschüre zu besprechen, so will ich mich der Aufgabe nicht entziehen und einige Punkte derselben etwas näher beleuchten. Doch will ich, um nicht zu wiederholen und abzuschwächen, was Hermann Diels so markig geschrieben hat, bloß darauf Bezug nehmen, was der Gelehrte über die gegenwärtige Mittelschule — einerlei ob Gymnasium, Realgymnasium oder Realschule — vorgebracht; er verurteilt sie in Bausch und Bogen, sie krankt seiner Ansicht nach an Haupt und Gliedern, an der Methode und der Erziehung und an ihrem Inhalt und muß von Grund aus umgestaltet werden. Allerdings geht ja alles auf das Deutsche Reich; allein da eben Sachunkenntnis am Urteilen ist, so braucht sie sich auch um die politischen Grenzen nicht zu kümmern und kann ihr Verdikt auch auf Länder ausdehnen, deren Verhältnisse dem Verf. noch weniger bekannt sind als die seines Vaterlandes, wenn sie nur ihre Mittelschuleinrichtungen im ganzen und großen denen des Deutschen Reiches angepaßt haben. Übrigens hat ja derselbe Gelehrte vor nicht langer Zeit auch in Wien ungefähr dieselben Gedanken ausgesprochen wie in Berlin.

Also hören wir: Die schwersten Schädigungen, geistige wie körperliche, geschehen an der Jugend, an der Zukunft des Staates, in der Mittelschule. „Hier ist es, wo unsere blühenden, rotwangigen Kinder welk und blaß werden, wo ihre sprühende Lebenslust sich in bleiche Teilnahmslosigkeit verwandelt, wo ungezählte glückliche Begabungen durch den Zwang unangemessener und widerwärtiger (sic!) Beschäftigung gebrochen und dem geistigen Kapital des Volkes entzogen werden." „Mit mathematischer Sicherheit kann man sagen: aus einem Schulmusterknaben wird hernach sicherlich nichts besonderes." „Die geistigen Führer der Universität haben sich so gut wie alle in einem mehr oder weniger heftigen Konflikt mit der Mittelschule befunden" S. 33. Man braucht solche Äußerungen nur anzuführen, um das Urteil, das Hermann Diels gefällt hat, zu verstehen. Und mit solchen Tiraden begründet ein hervorragender Gelehrter, Naturforscher zumal, seine unser ganzes Mittelschulwesen verdammenden Behauptungen! Dabei hat er vergessen, was ihm kurz vorher entschlüpft ist (S. 12), wo er sich über die Universitäten also vernehmen ließ: „In den Laboratorien der Chemiker und Physiker, der Botaniker und Zoologen und Physiologen und Pathologen" — das sind für ihn die Universitäten — „sammeln sich" — natürlich die welken, blassen Jünglinge, in bleicher Teilnahmslosigkeit, wie sie die Mittelschule entläßt, die ungezählten gebrochenen glücklichen Begabungen, nein: „die begabtesten Jünglinge der ganzen Welt", also offenbar auch Deutschlands, „die unter der mehr brüderlichen als väterlichen Führung des Lehrers gemeinsame Ziele der reinen Wissenschaften anstreben", also doch offenbar geistig und körperlich arbeiten können und wollen, demnach frisch und gesund an Körper und Geist die Mittelschule durchlaufen haben, also die schwersten Schädigungen der Mittelschule entweder — überhaupt nicht erlitten oder doch ohne tieferen Schaden haben aushalten können! Man sieht, der berühmte Gelehrte glaubt selbst nicht an das graue Elend, an die physische und geistige Not der Mittelschuljugend. Rühmt er doch die deutschen Hochschulen; diese „sind groß; die deutschen Universitätseinrichtungen haben ihren Weg um die ganze Welt gemacht oder werden ihn machen" (S. 13). Daß dies nur so geworden ist und werden konnte durch die geistige Disposition, die Lehrende und Lernende an der Mittelschule empfangen haben und empfangen, daß alle die großen Männer, auch die meisten Naturforscher Deutschlands, gerade aus dem humanistischen Gymnasium hervorgegangen sind, aus dem humanistischen Gymnasium, obwohl an ihnen (anders als bei uns) die antiken Sprachen die naturwissenschaftlichen Disziplinen zu erdrücken scheinen, hervorgegangen sind zu einer Zeit, wo Turnen und Jugendspiel an der Schule unbekannt waren — was ficht das den Redner an! Das ist eben geworden trotz der Mißhandlungen der jugendlichen Körper und Geister an der Mittelschule!

Nein — und darauf kommt es mir hier an — die Mittelschule hat ihren Anteil wie überhaupt an dem Aufschwung der Kultur unserer Zeit, so im besonderen an der großartigen Entwicklung der Technik und der Naturwissenschaften. Diesen Ruhmestitel kann ihr niemand rauben, das

ist und bleibt — mag sie auch hie und da verdunkelt werden — doch die allgemeine Erkenntnis, darin liegt der Grund des Vertrauens der Eltern, das ihr trotz der Angriffe der Reformer von Jahr zu Jahr mehr Knaben nicht nur, sondern neuestens sogar Mädchen zuführt. Nicht der Zwang der Verhältnisse ist es, wie die Gegner behaupten, sondern die Einsicht der Väter, die sich bekennen, daß sie trotz der Schwächen und Schrullen einzelner Lehrer doch der Mittelschule das geistige Rüstzeug für ihre Teilnahme an der wissenschaftlichen Forschung, für ihr Studium auf der Hochschule, für das Leben selbst verdanken.

Soll ich noch auf andere Behauptungen der Broschüre erwidern? Vom Sprachunterricht und seinem Wert und vom Phantom der Zukunftsschule, in der nur Lust und Freude herrschen soll, will ich schweigen. Auf ein paar Schlagworte will ich antworten.

S. 9 lesen wir: „Wenn auch die Schädigungen, die unsere Kinder durch das gegenwärtige Schulwesen erfahren, ihnen nur selten unmittelbar an das Leben selbst zu gehen pflegen, so erschüttert doch von Zeit zu Zeit ein Schülerselbstmord in unheimlicher Weise das öffentliche Gewissen und läßt die Schulfrage nicht zur Ruhe kommen". Das traurige Kapitel der Schülerselbstmorde sollte denn doch endlich geschlossen werden und die richtigere Aufschrift „Selbstmorde Jugendlicher" erhalten; denn jedesmal, wenn ein Schülerselbstmord vorkam — und innerhalb der Kategorie der Selbstmorde Jugendlicher sind sie Gott sei Dank äußerst selten —, aber jedesmal, wenn ein solcher beklagenswerter Fall vorkam, hat die eingehende Untersuchung des einzelnen Falles unwiderleglich erwiesen, daß die Schule selbst daran keine Schuld trug.

S. 29 spricht der Verf. von der Unterdrückung der Persönlichkeit der Lehrer: „Man sehe doch auf einem Bauplatz, in einer Schmiede, oder sonst an einer Stelle, wo verschiedene Menschen Arbeit leisten, zu, wie ein jeder von ihnen sein Werkzeug anders anfaßt und handhabt. Wollte man sie zwangsweise zu gleichförmigem Verfahren bringen, so würden sie weniger und schlechtere Arbeit machen. Jeder Mensch ist verschieden von den anderen in gewissen Beziehungen und macht daher dasselbe auf verschiedene Weise; liegt die Aufgabe vor, daß jeder sein Bestes leistet, so muß man ihm auch hinreichenden Raum lassen, es auf seine Weise zu machen". Vortrefflich; aber nur die völlige Unkenntnis der Verhältnisse kann behaupten, daß nicht auch in der Schule jeder Lehrer seine Aufgabe anders anfaßt und sein Werkzeug nach seiner Persönlichkeit handhabt. Endlich muß denn doch auch in der Schmiede das Ergebnis der Arbeit das sein, was der Kunde bestellt hat, die Sense, das Hufeisen, die Hacke usw. und der Meister wird den Gesellen nicht loben, der statt der bestellten Sense eine Hacke verfertigt; und auf anderes sieht doch auch die Revision oder Inspektion in der Schule nicht, als darauf, daß jeder auf seine Art sein Bestes leiste.

S. 15 „Aber da jeder von uns weiß, daß Stillstand Rückschritt ist, so erkennen wir —, daß unter allen Umständen der Fortschritt organisiert werden muß. Und dies kann gar nicht anders gemacht werden, als indem wir an dem Problem der Erziehung systematisch

experimentieren. Keine Fabrik, kein Betrieb irgend welcher Art bleibt lebensfähig, wenn seine Leiter nicht unaufhörlich sich fragen: wie kann ich verbessern? und dem wichtigsten Betrieb, der Erziehung der künftigen Menschheit, soll diese Lebensluft entzogen werden?" Auch in diesem Gedankengang liegt eine völlige Unkenntnis der Verhältnisse vor. Wer fragt denn eifriger als der gewissenhafte Lehrer: Wo kann ich verbessern? Wo wird denn mehr experimentiert und jeder plausible Vorschlag, der in der Öffentlichkeit auftaucht, besprochen oder auch versucht als in der Schule? Ja wird nicht vielleicht bereits zuviel experimentiert mit der Schule? Wenn wir Schulmänner freilich sagen: Mit der Schule darf man nicht experimentieren, so meinen wir damit nichts anderes als was der Verf. selbst ausspricht: „Allerdings wäre es frevelhaft, das bewährte Alte ins Blaue aufzugeben, nur um es einmal anders zu machen" S. 15.

Noch auf eine Stelle der Broschüre will ich kurz eingehen. S. 25 lesen wir: „Entsprechend der niedrigen, auf Sklaverei beruhenden Kultur der Griechen und Römer bestand bei diesen eine Verachtung der Arbeit, die jener Kulturstufe angemessen war, aber im schreienden Gegensatz zu unserer Zeit steht. Insbesondere wurde die technische und Handarbeit verachtet. — — So ist denn auch in unsere humanistischen Lehranstalten der gleiche kulturwidrige Gedanke übergegangen und ihre Schüler werden in der Ansicht erzogen, daß nur die Beschäftigung mit den Überresten der alten Völker edel, alle anderen, insbesondere alle technische Beschäftigung, dagegen roh und banausisch sei". Wer hat jemals am Gymnasium die Jugend zu solcher Ansicht erzogen und wo? Das Gymnasium, das seine Schüler zu strenger, ehrlicher Arbeit erzieht! — doch ich denke, ich kann schließen. Ich finde es tief bedauerlich, daß ein Mann der Wissenschaft über Dinge spricht, die ihm völlig fremd sind, daß er Anklagen erhebt ohne die Spur eines Beweises, daß er die Stätte begeifert, an der er befähigt wurde, seinen Weg zu finden und neue Gedanken und Probleme der Menschheit zu weisen.

Wien. August Scheindler.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Literarische Miszellen.

Geschichte der römischen Literatur für höhere Lehranstalten und zum Selbststudium, begründet von W. Kopp, fortgeführt von F. G. Hubert und O. Seyffert. Achte Auflage bearbeitet von Max Niemeyer. Berlin, Verlag von Julius Springer 1909. VIII und 155 SS. kl.-8°. Preis 2 Mk., geb. 2 Mk. 50 Pf.

Wenn man bedenkt, daß die Geschichte der römischen Literatur von Schanz nach ihrer Vollendung weit über 3000 SS. gr.-8° zählen wird, so ist es kaum glaublich, daß derselbe Gegenstand auf anderthalb hundert halb so großen Seiten im wesentlichen erschöpft werden kann; und doch muß man zugeben, daß das Koppsche Büchlein in der neuen Bearbeitung von Niemeyer, die sich indessen auf geringe Änderungen beschränkt hat, dieses Kunststück zuwege bringt und dabei einen durchaus brauchbaren Überblick bietet. Es sind nicht trockene, unverbunden aneinander gereihte Namen, Titel und Zahlen, was man hier findet, sondern es herrscht das Streben, alle wichtigeren Erscheinungen der Literatur nicht bloß zur Sprache zu bringen, sondern in ihrem Zusammenhang vorzuführen und in Kürze zu charakterisieren. Natürlich fehlt alles gelehrte Beiwerk, insbesondere alle Angaben über die wissenschaftliche Literatur; aber was vorgebracht wird, ist größtenteils richtig und entspricht dem gegenwärtigen Stande der Forschung. So werden alle, denen es genügt, einen Einblick in den Entwicklungsgang der römischen Literatur zu gewinnen oder sich deren Hauptwerke ins Gedächtnis zu rufen, auf ihre Rechnung kommen.

Innsbruck. E. Kalinka.

Lateinische Formen- und Satzlehre für Reformanstalten. Ausgabe *B* der Lateinischen Formenlehre von Perthes und der Lateinischen Satzlehre von Reinhardt. Bearbeitet von Dr. Ewald Bruhn. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1909. 315 SS. 8°. Preis 3 Mk. 40 Pf.

Das vorliegende Buch vereint die zwei in dieser Zeitschrift Bd. LV, S. 1020 f. von Golling angezeigten Lehrbücher zu einem Bande. Die Neubearbeitung wurde veranlaßt durch die Ausgabe *B* des zu dem Unterrichtswerke gehörigen Lesebuches. Da nach dem Reinhardtschen System grund-

sätzlich alle zur Ableitung der Regeln dienenden Beispiele der vorausgegangenen Lektüre entnommen sind, mußte eine wesentliche Veränderung des Lesebuches eine Neuausgabe der Satzlehre zur Folge haben. Sie ist gegenüber der Ausgabe *A* besonders durch Weglassung mancher von dem früheren Bearbeiter Wulff stammenden Einzelheiten erleichtert, die Zahl der Beispiele ist vermehrt, der tabellarische Druck besser durchgeführt, der Lehrstoff, den der Schüler in seinen Arbeiten selbständig muß anwenden können, durch größeren Druck deutlich von dem Regelmaterial gesondert, das nur gelegentlich im Anschluß an die Lektüre behandelt zu werden braucht.

Mit welcher Schonung der hergebrachten Behandlungsweise des Lehrstoffes Reinhardt die Anpassung seiner lateinischen Satzlehre an die Parallelgrammatiken der deutschen, griechischen und französischen Sprache vornahm, ergibt am besten ein Vergleich mit der Lateinischen Syntax für Reform-Realgymnasien von Hesselbarth und Wibbe (Gotha, Perthes 1909), einem Lehrbuche, das man wegen seiner vielfach neuartigen Anlage mit Interesse durchgeht, dessen Verwendbarkeit beim Unterrichte aber erst erprobt werden muß.

Prag. Dr. Josef Dorsch.

Sophokles' Antigone. Metrische Übersetzung von H. v. Schelling, Dr. phil. et iur. Zweite, neu durchgesehene Auflage. Berlin, Karl Curtius 1908.

Die vorliegende Übersetzung gehört, wie der Name des Übersetzers schon erwarten läßt, als Ganzes betrachtet, zu den besten. Im Versmaß des Originals gehalten, zeigt sie nur selten sprachliche Härten, ohne doch an Treue einzubüßen; vielmehr werden selbst stilistische Einzelheiten des Originals sowie die rhythmische Gliederung des Verses oft sehr gut wiedergegeben. Dies gilt nicht nur von den Dialogpartien, sondern fast noch mehr von den Chorliedern. Der Rhythmus der letzteren wird allerdings dem nicht an griechischen Versen geschulten Ohr immer schwer verständlich sein, selbst wenn, wie hier geschehen, durch Ikten und Längezeichen nachgeholfen wird. Besonders gelungen ist der Anfang des Stückes einschließlich der Parodos und der Schluß vom Kommos der Antigone an; der mittlere Teil ist etwas matter und reicher an Härten, doch ist der Gesamteindruck jedenfalls ein befriedigender.

Im einzelnen gibt es manches einzuwenden. Daß z. B. dem *ὀξέα κλάζων* v. 112 die Worte „mit schwirrem Flug“ entsprechen oder die Redensart *τάχ' εἰσόμεσθα μάντεων ὑπέρτερον* übersetzt wird: „Bald werd' ich mehr erfahren, als ihr prophezeit“, kann noch als Freiheit der Übersetzung gelten; entschieden unrichtig aber ist die Übersetzung von 453 ff.:

> So wichtig nicht war dein Gebot, daß ich darob
> Das nimmer wandelbare, nicht geschrieb'ne Recht
> Der Götter brechen möchte — ich die Sterbliche.

Nicht die Götter und die sterbliche Antigone stellt Sophokles einander entgegen, sondern die *ἄγραπτα κἀσφαλῆ νόμιμα* der Götter den vergänglichen (*θνητά γ' ὄντα*) Befehlen des Kreon. V. 570 entspricht das deutsche „genehm“ nicht dem Sinne des *ἡρμοσμένα* im Original. V. 572 ist wieder einmal der Antigone zugeteilt. Die Konjektur *πήμασι* V. 782 ist nicht sehr glücklich; die Beziehung auf die „Leiden der Labdakiden“, wie der Übersetzer meint, ist nicht klar, da die erste Strophe des Chorliedes ganz allgemeine Gedanken enthält und erst die zweite mit V. 793 sich dem besonderen Fall zuwendet. Man wird wohl das überlieferte *κτήμασι* mit Bellermann proleptisch auffassen müssen, wodurch die Antithese zwischen dem „Stürzen auf die Beute“ und dem „Lauern auf den Wangen des

Mädchens“ schärfer hervortritt. Die ständigen Klippen der Antigone-Übersetzungen V. 309 und 323 sind nicht ganz glücklich umschifft; auch der Doppelsinn in Haimons Antwort V. 635 ff. kommt nicht zum Ausdruck. Zu den wenigen sprachlichen Härten gehören „überspanntes Tun“ für περισσὰ πράσσειν V. 68, „gestört“ für οὐκ εὖ φρονεῖν V. 755, die Krankheit „besitzt dich“ V. 1052; weniger gelungen sind auch die anapästischen Systeme 376 ff. und 526 ff. Im zweiten Vers des sehr schön übersetzten vierten Stasimons stört der Druckfehler „gewußt“ für „gemußt“.

Da mir die erste Auflage der Übersetzung nicht zur Verfügung stand, konnte ich die Abweichungen von derselben nicht feststellen. Sehr richtig war es, die von edler Begeisterung erfüllte Vorrede der ersten Auflage dem Buche voranzustellen.

Wien. Dr. Henr. Siess.

Nieberdings Schulgeographie. Bearbeitet von Prof. Wilhelm Richter. 25., verb. Aufl. Paderborn, Verlag von F. Schöningh 1909.

Unter den zahllosen deutschen Schulgeographien dürfte das vorliegende Werk zu den besseren zählen und sich nach Anlage, Diktion und Umfang im Gebrauche gut bewähren. Die Zahl der Auflagen spricht überdies für seine starke Verbreitung. Im einzelnen hätte ich einige kleine Bedenken: Im ersten Teile scheinen mir die für die Anfänger recht schwierigen Begriffe: Breite und Länge doch allzu summarisch behandelt zu sein. Recht schwer verständlich dürfte die S. 7 gegebene Darstellung des Klimas für die betreffende Altersstufe der Schüler sein. Nicht richtig ist die Angabe, daß das Meer $^3/_4$ der Erdoberfläche bedeckt, es sind vielmehr $^5/_7$. Nicht sehr glücklich ist S. 223 der Satz: „Zentral-Amerika ist in politischer Hinsicht kleiner als in physischer“, da doch Zentral-Amerika überhaupt ein Begriff der physischen Geographie ist. Die Darstellung und Erklärung der Meeresströmungen (S. 254) ist sehr unvollständig. Gut und brauchbar sind größtenteils die beigegebenen Namenserklärungen.

Wien. B. Imendörffer.

Programmenschau.

27. † Dr. P. Otto Grillnberger, Griechische Studien (Fortsetzung und Schluß VI—IX). Herausgegeben von Dr. P. Justinus Wöhrer. Progr. des Privat-Untergymnasiums der Zisterzienser zu Wilhering 1907/8. 80 SS.

Obwohl ich schon einmal Gelegenheit hatte, mich über Grillnbergers „Griechische Studien“ zu äußern (Berliner philologische Wochenschrift 1908, Nr. 25), so will ich es auch an dieser Stelle, die sich vorwiegend an österreichische Leser wendet, nicht unterlassen, um so mehr als die Sonderausgabe von Gr.s gesammelten Programmaufsätzen nicht in den Buchhandel gekommen ist. Der leider früh verstorbene Verf. war ein tüchtiger Arbeiter auf dem Felde der griechischen Geschichte des vierten Jahrhunderts v. Chr., den ein ernstes, in die Tiefe gehendes Streben nach Wahrheit auszeichnete.

Der leitende Gedanke seiner „Griechischen Studien“ ging dahin, die Spuren der „thebanischen“ Überlieferung in den uns erhaltenen Geschichtschreibern des Altertums herauszufinden; daran knüpfte er die Behandlung einzelner historischer Probleme aus der Zeit der thebanischen

Hegemonie. Solchen sind auch die in dem vorliegenden Jahresberichte abgedruckten Aufsätze gewidmet. In VI. „Der Friede zu Sparta im J. 374" wendet sich Gr. gegen die herrschende Ansicht, daß Diodor (XV 38, 1 ff.) den Frieden von 374 mit demjenigen von 371 zusammengeworfen habe und sucht speziell seine Angabe zu rechtfertigen, daß Theben von dem Frieden von 374 ausgeschlossen ward. Allein die Schwierigkeiten, die sich gegen diese merkwürdige Mitteilung erheben, sind zu groß, als daß man sie annehmen könnte. Dagegen macht Gr.s Beweisführung in VII. „Über den Frieden zu Sparta im J. 371" einen sehr wahrscheinlichen Eindruck: er tritt für die Richtigkeit der von E. Curtius gegebenen Erklärung des Konfliktes zwischen den Spartanern und den Thebanern auf dem Kongreß von 371 ein und zieht dafür Pausanias IX 13, 2 heran. Für den folgenden Abschnitt VIII („Der hellenische Bund des Jahres 371") muß ich meine entschiedene Differenz zu Gr. erklären, wobei ich allerdings Partei bin, da ich eine von ihm ganz abweichende Ansicht über dieses Problem entwickelt habe (Rhein. Mus. f. Phil. XLIX). Gr. scheint mir zu keiner klaren und in sich zusammenhängenden Anschauung über die Bundesbildung des erwähnten Jahres gekommen zu sein. In dem letzten Kapitel IX „Die mittelgriechischen Bundesgenossen Thebens in den Jahren 371 und 370" gibt Gr. verdienstliche Einzeluntersuchungen über den Anschluß der mittelgriechischen Staaten an Boeotien und wendet sich mit Recht gegen die Anschauung, daß die Thebaner Verfechter der hellenischen Freiheit gewesen seien. In einem „Nachwort" äußert er sich kurz über die Chronologie der Schlacht von Mantinea; er schließt sich der Hauptsache nach Kromayer an.

Hoffentlich ist mit den vorstehenden Ausführungen der Zweck erreicht, auf Gr.s Arbeiten aufmerksam gemacht zu haben, die von jedem, der sich für die Geschichte des vierten Jahrhunderts v. Chr. interessiert, beachtet werden müssen.

Prag. H. Swoboda.

---

28. R. M. Werner, Der Einfluß der deutschen Literatur auf W. M. Thackeray. Progr. der k. k. Staats-Realschule in Teplitz-Schönau 1906/7. 36 SS.

Die Beziehungen des englischen Humoristen zur deutschen Literatur sind mit bibliographischer Genauigkeit und in sicheren Zügen dargestellt. Der Aufenthalt Th.s in Weimar, zu einer Zeit, wo der alte Goethe noch lebte, bannte ihn in den Zauberkreis unserer klassischen Dichtung, von der er zunächst Schiller, in späteren Jahren erst Goethe schätzte und in Einzelheiten nachahmte. Der junge Th. satirisierte die „Wertherkrankheit" u. a. in einem vierstrophigen Gedichte, das W. mit einer als Quelle zu beanspruchenden Parodie auf „Werther", die in Vauxhall gesungen wurde, abdruckt. Ernste Anklänge an den „Faust" finden sich in reiferen Werken Th.s; ob „Tasso" jedoch besonderen Einfluß auf Th. nahm, möchte man trotz W.s dahinzielenden Ausführungen bezweifeln. — Ausführlich und treffend ist die Einwirkung verschiedener Poesien E. T. A. Hoffmanns charakterisiert, die sich in märchenhaft-schaurigen und in satirischen Motiven bei Th. zeigt. Uhland, Chamisso, Fouqué und Heine, den in England um 1800 schon so beliebten Kotzebue kannte Th. wohl und spielte nicht selten auf ihre Werke an oder entlehnte Motive von ihnen (die Figur der *Carry* in "*A shabby genteel story*", die W. direkt auf das Aschenbrödel der Grimmschen „Kinder- und Hausmärchen" zurückführen will, entstammt gewiß früheren Fassungen dieses Märchens, wie schon der Name *Cinderella* beweist). Bürgers „Münchhausen" findet bei Th. als ganze Figur und in einzelnen Zügen Nachahmung und selbstverständlich

ist Th. auch mit der „Lenore“ wie mit manchem deutschen Volksliede vertraut. Sehr wertvoll ist die Würdigung, die W. schließlich der Übersetzungstätigkeit Th.s widmet: Uhland, E. T. A. Hoffmann, Platen und Fouqué hat er da in gewandter Sprache in Zeitschriften populär gemacht. — Die Arbeit W.s ist ein höchst dankenswerter, selbständiger Beitrag zur Geschichte dessen, was England der deutschen Literatur zu verdanken hat.

Wien. Dr. A. Eichler.

---

29. Prof. V. Zatloukal, Die Eruptivgesteine der nordwestlichen Beskidenausläufer. Progr. des k. k. II. deutschen Staats-Gymnasiums in Brünn 1906. 12 SS.

Die im nordöstlichen Mähren von den Beskiden ausgehenden Hügelreihen zwischen Liebisch, Senftleben, Braunsberg und Frankstadt gehören der Kreideformation und dem Tertiär an. Diese Ablagerungen werden von einer Kette von Eruptivgesteinen durchbrochen. Es sind Basalte, Diabas und Diorit, die beiden letzteren auch als Teschinit zusammengefaßt. Der Verf. gibt eine ausführliche Schilderung der räumlichen Verteilung dieser Gesteine, ihrer verschiedenen Ausbildungsweise sowie die Ergebnisse der makroskopischen, mikroskopischen und chemischen Untersuchungen derselben.

Wien. Dr. Franz Noë.

Eingesendet.

III. Internationaler Kongreß für Schulhygiene.

2.—7. August 1910 findet in Paris dieser Kongreß statt, als dritter in der Reihe, welche in Nürnberg 1904 begann, in London 1907 fortgesetzt wurde; auf diesen beiden ersten Kongressen war Österreich nach dem jeweiligen Heimatlande des Kongresses der stärkst vertretene Staat. In 11 österreichischen Kronländern bestehen derzeit bereits Landeskomitees für den Kongreß. — Auskünfte über Reise-, Wohnungs- und Ausflugsangelegenheiten gibt die Reiseagentur Lubin, 36 Boulevard Haussmann, Paris.

Wien. L. Burgerstein.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Zur Odyssee.

In dem Programm des Gymnasiums zu Fürth 1907 versucht Heinrich Schiller eine Wiederherstellung der vorathenischen Odyssee und zwar in dem ersten vorliegenden Teil, soweit ihm dies in dem Rahmen der jetzigen Odyssee als möglich erscheint. Er gibt diese Wiederherstellung nicht bloß in großen allgemeinen Zügen, sondern geht ganz ins einzelne, schiebt Verse ein, ergänzt Versfüße. Außer der Athetese — Sch. folgt besonders den Spuren von Hennings, v. Wilamowitz und Seeck — nimmt er in sehr ausgedehntem Maße Umstellungen von Versen und kleineren oder größeren Verspartien, und zwar aus den verschiedensten Büchern vor, er behauptet, nicht selten durch die vergenommene Umstellung zwei ihm verdorben scheinende Stellen heilen zu können. Dieses Mittel der Umstellung halte ich für noch gefährlicher als die Annahme von Interpolationen, denn es ist noch schwieriger zu beweisen, wie man sich die Fortnahme einer Verspartie von einem Orte, wo sie vorzüglich paßt, und die Versetzung an einen Ort, wo sie gar nicht oder weniger gut paßt, als geschehen zu denken hat. Die negative Kritik muß eben immer nicht bloß „Stümper", sondern geradezu Dummköpfe heranziehen, um ihre Theorien beweisen zu können.

Es sei mir gestattet, hier einige allgemeine Worte über Homerarbeiten zu sagen. Ich bin der Ansicht, daß jeder, der spezielle Untersuchungen über Homer veröffentlicht, in einem Vorwort über seine Stellung zu den allgemeinen Vorfragen, z. B. über die Entstehung und Verbreitung, über die schriftliche Abfassung der Gedichte u. dgl. sich auszusprechen habe, damit der Leser bei der Lektüre der Einzelheiten klar orientiert ist über die allgemeine Stellung des Verfassers. Ferner darf man nicht die Worte „Bearbeiter", „Ordner", „Pisistratische Redaktion" gebrauchen,

ohne sich vorher scharf und deutlich über das gegenseitige Verhältnis derselben ausgesprochen zu haben. Schließlich darf man unter keinen Umständen den Ausdruck „der Dichter“ anwenden, wenn man mehrere annimmt. Ich kann dem Verf. den Vorwurf nicht ersparen, daß er sich über diese Vorfragen nicht scharf ausspricht. Es wäre m. E. besser gewesen, wenn er die Ergebnisse, zu denen ihn sein zweiter Teil führt, in knapper Weise dem ersten vorausgeschickt hätte. Er spricht sehr oft von „dem Dichter“, dann heißt es S. 38 „dem Ordner lag die Odyssee in zwei selbständigeren Hälften vor“, „der Ordner hat die Telemachie eingefügt“, „ursprünglich hat nur die Auslandsreise außerhalb des doppelteiligen Hauptgedichts gestanden“. Gleich darauf spricht der Verf. von einer größeren Telemachie, welche die Ithakaszenen mitenthielt. Hier möchte ich fragen, was denn für eine Telemachie übrig bleibt, die weder die Ithakaszenen noch die Auslandsreise enthielt. Vor allem aber müssen noch folgende Fragen aufgeworfen werden: Bildeten nach des Verf.s Ansicht Nostos und Tisis jemals selbständige Gedichte? Stammten sie von demselben oder von verschiedenen Dichtern? Wenn sie zusammen ein einheitliches Ganze bildeten, wie kam es, daß sie auseinander gerissen wurden? Wie unterscheidet sich die Tätigkeit des „Bearbeiters“ von der des „Ordners“? Ist der „Ordner“ oder „Redakteur“ derselbe, der die „Schlußredaktion“ zur Zeit des Pisistratus vornahm? Schließlich kommt noch der Ausdruck „Epigone“ im Plural vor und ein „Rhapsode“ spielt eine Rolle.

§ 1. Das Gebet der Penelope δ 762—66. Hier tadelt der Verf. den Dichter, daß er Penelope „nicht mehr und Besseres“ sagen lasse und daß die Göttin „nicht genauer erfahre, um was es sich handle“. Hierauf ist zu erwidern: Athene wußte genug, wenn P. fleht: wehre die Freier ab! Ja, man könnte sogar behaupten, schon *μοι φίλον υἷα σάωσον* genüge. Unangenehm berührt es, wenn der Verf. das von ihm hergestellte Gebet, „dessen Richtigkeit keines Beweises bedarf“, eine „wahre Perle“ nennt. Und doch muß ich ihm diese Perle aus seiner Krone nehmen. Denn von den an sich geringfügigen Textesänderungen, die durch die Erweiterung notwendig werden, abgesehen, enthält der Einschub einen Satz, der nach meinem Gefühl in einem Gebet an eine Gottheit keinen Platz hat, nämlich eine Anklage gegen eine Gottheit: ξ 178 *τὸν δέ τις ἀθανάτων βλάψε φρένας ἔνδον ἐΐσας ἠέ τις ἀνθρώπων*.

Im Munde des Eumäus sind die bezeichneten Verse nach des Verf.s Ansicht eine spätere Zutat. Er beruft sich hiefür auf das doppelte *ἐάσομεν* — zwischen dem übrigens 10 Verse liegen —, auf die Wiederholung von *Τηλέμαχος* und den glatten Anschluß von V. ξ 173 an 185. Aber die Wiederholung desselben Wortes — selbst wenn die Anzahl der dazwischen liegenden Verse viel kleiner wäre — kann doch unmöglich ein genügender Anstoß sein,

um die Verse zu verdächtigen. Wenn dem Verf. ferner die Wiederholung von *Τηλέμαχος* mißfällt, so frage ich, wie hätte denn der Dichter (angenommen, er habe die beiden Gedanken aufeinander folgen lassen wollen) sich anders ausdrücken können: In dem ersten Satze ist der Name genannt, gerade so wie der der Penelope und des Laertes. In dem zweiten Satze mußte auf *παιδός, ὃν ἔτεκ' Ὀδυσσεύς*, der Name folgen, da ja der Bettler mit der Genealogie des Hauses nicht bekannt war. Der eben genannte *Τηλέμαχος* mußte doch nicht der Sohn, er konnte ja auch ein Bruder des Odysseus sein. Und was den „glatten Anschluß" der Verse angeht, so ist das eine alte, abgebrauchte Redensart, die Hennings schon vor mehr als 50 Jahren in seiner „Telemachie" gebraucht hat, die aber oft genug von Kammer und anderen besonnenen Kritikern zurückgewiesen ist. Wenn aber der Verf. behauptet, die fraglichen Verse paßten besser in dem Munde der Mutter als in dem des Sauhirten, so ist von mir oben das Gegenteil angedeutet. *Τὸν δέ τις ἀθανάτων βλάψε* paßt viel besser in die Klage eines alten erfahrenen Mannes hinein, der damit die Unvorsichtigkeit des Jünglings tadelt als in das Gebet der Mutter, die eine Gottheit um Hilfe für ihren Sohn anfleht. Wenn sich der Verf. bei der Verwerfung der Verse in ξ auf das Urteil Aristarchs beruft, so hat dies m. A. n. für uns nicht mehr Gewicht als das einen modernen Kritikers. In diesem Falle hat er mit seinem Urteil gerade so vorbeigegriffen wie der Verf. Die Art, wie die Verse aus dem Gebet der Penelope in die Rede des Eumäus gekommen seien, erklärt der Verf. so: „Der Ordner schob sie in die Rede des Eumäus ein, als er die von den Freiern handelnden Verse δ 625—847 zwischen Telemachie und Nostos stellte. In seinem Urteile über diese Stelle δ 625—847 folgt der Verf. Hennings, der meint, die Verse stammten nicht vom Dichter der Telemachie, seien nicht für ihre jetzige Stelle gedichtet und hätten auch ursprünglich kein Ganzes gebildet. Diese drei Behauptungen von Hennings halte ich für durchaus falsch (s. auch Kammer, Die Einheit der Odyssee, S. 173 ff.). Eine Widerlegung würde allerdings eine eigene Abhandlung erfordern. Nach des Verf.s Ansicht S. 41 gehörte also die Mordplanszene δ 625—74 der Eumäie an, worauf das jetzt so auffällige *συβώτῃ* hinweise und wofür 828 *τοίη γάρ οἱ πομπὸς ἅμ' ἔρχεται*, das man an der jetzigen Stelle nicht erklären könne, spreche. Penelope habe den Traum in der Nacht, in der Telemach nach Hause fahre, und weil Athene ihn auf dieser Fahrt begleite, so sende sie der Penelope das Schattenbild. An dem *συβώτῃ* δ 640 hat, so viel ich sehe, kein Ausleger Anstoß genommen. Das *πομπὸς ἅμ' ἔρχεται* aber kann nicht wörtlich genommen werden, da Athene Telemach auf der Rückreise gar nicht persönlich begleitet. Diese vermeintliche Begleitung kann deshalb nicht der Grund sein, weshalb Athene diesmal nicht selber der Penelope im Traume erscheint, sondern ein Schattenbild sendet. Hennings

und der Verf. mit ihm irren darin. Wie stellt sich denn der Verf. das vor, wenn er sagt: „weil Athene um Telemach sein muß“? Meint er, daß die Göttin unsichtbar auf dem Schiffe war? Dann würde aber der Dichter dies erwähnt haben. Wenn der Verf. weiter behauptet, Telemachs Reise habe nur wenige Tage gedauert, so ist das allerdings richtig und ein Hörer wird schwerlich nachgerechnet haben, wie viel Tage nach der Darstellung des Dichters Telemach bei Menelaos gesessen habe (vgl. auch Sitzler, Ästhet. Kommentar zur Odyssee, S. 66). Aber ist das ein Beweis, daß Eumäus nichts von der Reise gewußt habe? Telemach hatte offen in der Volksversammlung sein Reiseziel angegeben und seine Abwesenheit war kein Geheimnis, nur der Leichtsinn der Freier ließ sie nicht daran denken, daß er seine Absicht wirklich ausgeführt habe. Um die Ansicht des Verf. über den Einschub der Mordplanszene in ν beurteilen zu können, handelt es sich zunächst um die Frage, ob man δ 625—847 in mehrere Stücke auseinander reißen kann. Diese wird jeder, der die Partie unbefangen liest, verneinen. Dann handelt es sich um die Frage, an welcher Stelle diese Szene besser passe, am Ende der Telemachie vor Beginn des Nostos oder am Anfange der Tisis. Nun behauptet zwar der Verf. auf S. 38, „die Mordplanszene sei die beste Einleitung für den tragischen Teil der Dichtung“, und außerdem meint er, diese Szene habe zur Deckung der geheimen Beratung zwischen Athene und Odysseus dienen sollen. Was zunächst das letzte angeht, so ist es mir sehr fraglich, ob Homer ein solches Kunstmittel gekannt hat. Die andere Bemerkung ist an sich ganz trefflich, aber für den von dem Verf. gewünschten Zweck genügt die Erwähnung des Mordanschlages seitens der Athene. Denn wenn man eine so ausgeführte Szene von über 200 Versen, ja auch nur die Mordplanszene allein von etwa 50 Versen, in die Beratung einschieben wollte, so würde man die Spannung zerreißen, mit der der Hörer die Erlebnisse des Odysseus, der eben auf Ithaka gelandet ist, verfolgt. Der Dichter muß Odysseus bis zu einem Ruhepunkte führen — dem Gespräche mit Eumäus —, dann erst kann er sich der Rückreise Telemachs zuwenden. Am Ende der Telemachie dagegen hat die Szene eine vortreffliche Stelle. Wir lassen Telemach ruhig im Gespräch mit Menelaus sitzen und nun beantwortet der Dichter die Frage, die dem Hörer wohl schon lange auf den Lippen schwebte: „blieb denn den Freiern Telemachs Reise verborgen?“ In ganz bewunderungswürdiger Weise hat der Dichter im zweiten Buche, das viele Kritiker ein „Flickpoem“ nennen, weil sie sich nicht die Mühe nehmen, den Dichter zu verstehen, oder wenn sie es tun, kein poetisches Verständnis besitzen, es verstanden, den Hörer auf den Mordanschlag der Freier vorzubereiten. 332 sagt einer der Freier: *τίς δ' οἶδ', εἴ κε αὐτὸς ἰὼν κοίλης ἐπὶ νηὸς τῆλε φίλων ἀπόληται ἀλώμενος, ὥς περ Ὀδυσσεύς.* Von dem Gedanken an die Möglichkeit bis zum Wunsche ist nur ein Schritt und ein zweiter

bis zu dem Plan, Telemach umzubringen. Ein anderer Freier zeigt seinen schlechten Charakter, indem er ausspricht, Telemach könnte vielleicht Gift holen, um die Freier zu vergiften: „was ich denk' und tu, trau ich andern zu". Die zweite Stufe der Vorbereitung bilden die Worte der Eurykleia β 367 f.: *οἳ δέ τοι αὐτίκ' ἰόντι κακὰ φράσσονται ὀπίσσω ὥς κε δόλῳ φθίῃς*. Frauenliebe sieht scharf. Eurykleia zweifelt gar nicht an den Plan der Freier, obwohl sie ihn selbst noch gar nicht gefaßt haben.

§ 2. Die lachenden Freier. Verf. behauptet, in π 297/98 *τοὺς δέ κ' ἔπειτα Παλλὰς Ἀθηναίη θέλξει καὶ μητίετα Ζεύς* werde angekündigt, daß im Moment des Waffenergreifens die Gottheit die Freier berücken und verwirren werde. Wenn nun auch die Sache einen etwas anderen Verlauf nehme, so sei doch jedenfalls dieser Moment besonders wichtig und gewinne noch an Bedeutung dadurch, daß die Hinüberspielung des Bogens in die Hand des Odysseus mit gesteigerten Schwierigkeiten verknüpft sei. Der letzte Satz über die Bedeutung der Szene ist richtig, doch fasse ich in π 297/98 das *ἔπειτα* anders auf, nämlich daß es sich nicht bloß auf den Moment des Waffenergreifens, sondern überhaupt auf den ganzen Kampf bezieht; dies geht ja auch in Erfüllung (vgl. χ 273 *τὰ δὲ πολλὰ ἐτώσια θῆκεν Ἀθήνη* und besonders χ 297 f. *δὴ τότ' Ἀθηναίη φθισίμβροτον αἰγίδ' ἀνέσχεν ὑψόθεν ἐξ ὀροφῆς· τῶν δὲ φρένες ἐπτοίηθεν*). Wenn meine Auffassung von *ἔπειτα* richtig ist, dann ist der ganzen folgenden Kombination des Verf.s der Boden entzogen. Doch hören wir weiter! Der Verf. wendet sich zur Besprechung der V. 376 ff. Er sagt: „Diese Worte überraschen. Vgl. auch Kammer S. 680. Zwar läßt sich der Zorn der Freier gegen Telemach begreifen, obwohl nicht ausdrücklich erwähnt war, daß sie sich über seine herrische Äußerung 344—53 ärgerten, und man kann auch verstehen, daß das damit kontrastierende Geständnis der Schwäche 372—75 diese zum Lachen reizte. Aber erzählt war doch zunächst von dem Zorn der Freier über den Sauhirten, auf den im gegenwärtigen Augenblick alles ankommt. Man begreift nicht, warum sie diesen nur so ruhig gewähren lassen". Hiergegen ist zu bemerken: Der Zorn der Freier gegen Telemach war nicht bloß durch 344—53 erregt, sondern noch mehr und erst unmittelbar vorher durch Telemachs erste Worte an Eumäus, dem er einen dem Befehl der Freier geradezu entgegengesetzten erteilt. Aber dieser im Augenblick angefachte Zorn wird erstickt durch die mit Telemachs Haß gegen die Freier, wie er sich in den letzten Worten 372—75 ausspricht, kontrastierende Ohnmacht, die er selbst eingesteht. Dieser Kontrast bringt sie zum Lachen. Dieses Lachen hält Eumäus für ein Zeichen der Erlaubnis, er benutzt flink den günstigen Augenblick, eilt mit dem Bogen zu Odysseus und macht sich dann aus dem Staube. Der Zorn gegen Eumäus aber, auf den nach des Verf.s Ansicht alles ankomme, war sofort verraucht, als der Sau-

hirt den Bogen zur Erde niedergelegt hatte. Daß er nun nicht wieder losbrach, als Eumäus den Bogen rasch wieder aufnahm und Odysseus übergab, — man hat sich das blitzschnell geschehen zu denken — hatte den Grund, daß sie, durch Telemachs Eingeständnis seiner Ohnmacht in gute Laune versetzt, in dieser Stimmung ihm den kleinen Gefallen taten und dem Bettler den Bogen überließen. Sie ahnten ja nichts Schlimmes.

Der Verf. will nun hinter *φ* 378 die Verse *υ* 345/6 einschieben, die an ihrer jetzigen Stelle sinnlos seien, das Lachen *υ* 345 sei störend. Es ist zuzugeben, daß in *υ* kein Grund zum Lachen vorlag, aber dieses Lachen ist ja auch kein natürliches, sondern von der Gottheit bewirktes, in grellem Gegensatz zur Situation stehend. Wenn es nun schließlich den Verf. befremdet, daß nach *υ* 388 überhaupt nicht gelacht werde, obwohl ein Witz vorhergehe, so ist darauf zu antworten: Das Lachen fehlt mitnichten, es folgt nur nicht dem Witz, sondern begleitet ihn *υ* 374 *ἐπὶ ξείνοις γελόωντες*.

Der Verf. stellt, um die von ihm bemerkten Anstöße zu beseitigen, die ganze Szene *υ* 345—383 hinter *φ* 375; natürlich muß er dann in den Versen *φ* 376—78 einige an sich geringfügige Änderungen vornehmen, er schreibt:

ὣς ἔφασαν καὶ πάντες ἐπὶ ξείνοις ἐγέλασσαν
Τηλεμάχου καὶ δὴ μέθιεν χαλέποιο χόλοιο
μνηστῆρες. τὰ δὲ τόξα φέρων ἀνὰ δῶμα συβώτης usw.

Es sind nun drei Fragen zu beantworten, um über des Verf.s Umstellung urteilen zu können: 1. Ist der Zusammenhang in *φ* passend? 2. Ist die Szene *υ* 345—83 in ihrem jetzigen Zusammenhange passend? 3. Wie beschaffen ist der Szenenzusammenhang nach dem von dem Verf. hergestellten Text? Die erste Frage wird man wohl nach der obigen Schilderung der Situation bejahen dürfen. Das gleiche gilt von der zweiten Frage. Der Verf. scheint zwar Kammer S. 572 zu folgen, der sagt: „Ich würde es wirksamer finden, wenn unmittelbar vorher das freche Treiben der sämtlichen Freier geschildert wäre, hier war aber gerade die Stimmung durch die versöhnliche Haltung des Agelaos und die gelassene Antwort des Telemachos eine ruhigere geworden“. Aber Kammer fügt hinzu, was der Verf. nicht beachtet, daß dies die einzige Stelle sei, wo die das Strafgericht verkündigende Prophezeiung habe stehen können, denn mit dem folgenden Gesange *φ* beginne bereits die Katastrophe. Außerdem möchte ich noch bemerken, daß die Mißhandlung des Odysseus durch die Freier doch eben den Höhepunkt erreicht hat und daß der Dichter jetzt zeigen wollte, daß die Milde eines einzelnen Freiers nicht mehr imstande war, das Schicksal der Freier zu ändern. Die Großartigkeit dieser Szene, die gerade in wundervollem Kontrast zu dem ausgelassenen Getümmel der Freier steht, haben neuere Dichter wohl empfunden. O. Jäger, Homer und Horaz, S. 57 führt aus der Novelle „Der

Schuß von der Kanzel" von K. F. Meyer die Worte an: „Die Freier reden sich ein, Odysseus kehre niemals wieder, und ahnen doch seine Gegenwart. Sie lachen und ihre Gesichter verzerrt schon der Todeskampf — das ist Poesie". Auch Schiller hat, wie Jäger ausführt, die Gewalt der Theoklymenosszene empfunden (vgl. den Monolog der Thekla in Wallensteins Tod IV 11). — Aber auch der Zusammenhang mit dem Folgenden ist deutlich. Diese Szene bringt die Handlung einen bedeutenden Schritt vorwärts. Die Verachtung der Prophezeiung des Sehers war eine Verletzung der Gottheit, der er diente. Während sowohl in *φ* wie in *υ* der Zusammenhang durchaus passend ist, ist dies bei dem von dem Verf. durch Einschub der Theoklymenosszene in die Vorbereitungen zum Bogenschießen hergestellten Text nicht der Fall. 1. Die Worte *γέλω ὦρσε* drücken aus, daß das Lachen nicht natürlich war, Telemachs Worte *φ* 372—75 müssen aber nach dem Charakter der Freier ein natürliches Lachen erregen. 2. Die Worte *τὰ δὲ τόξα φέρων* usw. würden viel zu sehr nachhinken. Der Hörer ist darauf gespannt, ob Odysseus den Bogen erhalten und was er mit ihm machen werde. Diese Spannung würde durch die ganz anders geartete Theoklymenosszene zerrissen werden. Jedenfalls wird durch den Einschub der Szene das, was dem Verf. an *φ* 378 anstößig war, nämlich daß die Freier den Eumäus ruhig den Bogen zu Odysseus tragen ließen, in nichts gebessert. Selbstverständlich muß der Hörer die Worte *τὰ δὲ τόξα φέρων* so auffassen, als habe der Bogen während der ganzen Theoklymenosszene am Boden gelegen und werde nun erst von Eumäus wieder aufgenommen und zu Odysseus hingetragen. Inzwischen aber waren die Freier längst wieder zur Besinnung gekommen, wie ja auch ihr Spott beweist.

Der Verf. stellt die Vorteile, die er durch die Umstellung erreicht zu haben glaubt, zusammen: 1. „Die drei Götter Athene, Apollo und Zeus treten in Tätigkeit". Dies ist aber auch bei der gewöhnlichen Darstellung der Fall, nur nicht so, daß die Wunderzeichen sozusagen auf einen Haufen kommen. Mir erscheint es viel richtiger, wenn Athenens Wunder und die Deutung desselben durch den Seher des Apollo gleichsam noch das Moment der Spannung vor dem Einbruch der Katastrophe darstellen. Hätten die Freier durch das Zeichen und die Deutung des Sehers sich warnen lassen, so wären sie gerettet gewesen. Das Zeichen des Zeus, der furchtbare Donner, leitet die Katastrophe ein, wie ein Kanonenschuß die Schlacht. 2. Das *θέλγειν* sei im kritischen Moment eingetreten; darüber s. oben. 3. „Das Lachen erscheint dabei zugleich eine Bestätigung der Anklage Telemachs *ἐπεὶ κακὰ μηχανόωνται φ* 375". Diese Anklage bedarf aber jetzt keiner weiteren Bestätigung mehr, sie ist bestätigt durch das ganze Verhalten der Freier, darunter auch durch ihr Verhalten gegen göttliche Vorzeichen und ihre Deutung durch Seher (in *β* durch

Halitherses und *υ* durch Theoklymenos). 4. „Theoklymenos verläßt den Schauplatz in einem viel passenderen Augenblick". Das ist eine subjektive Ansicht. Als Seher weiß er das Verderben der Freier voraus und sein Abgang ist gleichsam die letzte Warnung. Mit ihm gibt die Gottheit die Freier auf. 5. „Wir verstehen die Gleichgiltigkeit der Freier als die Wirkung des *θέλγειν*; darüber s. oben.

§ 8. Penelopes entscheidender Schritt. Die Auffassung des Verf.s, daß Penelope mit dem Ausdruck *οὐδέ τιν' ἄλλην μύθου ποιήσασθαι ἐπισχεσίην ἐδύνασθε, ἀλλ' ἐμὲ ἱέμενοι γῆμαι θέσθαι τε γυναῖκα φ* 70 ff. an eine bestimmte Äußerung der Freier anknüpfe und diese als Motiv ihres Entschlusses bezeichne, halte ich nicht für richtig. Der Ausdruck *μύθου ἐπισχεσίην ποιήσασθαι* ist zwar etwas dunkel und seine wörtliche Erklärung strittig, der Sinn aber, den er haben muß, ist derartig, daß er sich nicht auf eine einzelne, einmalige Äußerung bezieht, sondern, wie man vielleicht auch aus dem Imperfekt schließen kann, auf einen immer wieder gebrauchten Vorwand, daß die Freier nicht eher den Palast verlassen wollten, als bis sich Penelope zur Heirat entschließe.

Wenn nun der Verf. sagt, in der Auseinandersetzung zwischen Telemach und den Freiern in *υ*, die Penelope mitanhöre, fehle gerade das, worauf es ankomme, nämlich eine Erklärung von seiten der Freier, in welcher Penelope angeklagt werde, und diese sei in den V. *β* 115—128 in der Rede des Antinoos enthalten, die deshalb der Verf. in *υ* einschiebt, so ist darauf zu erwidern: Was der Verf. verlangt, ist implicite in den V. 335 f. enthalten; denn darin ist ausgesprochen, daß Telemach nur durch eine Heirat der Penelope die Freier loswerden werde. Wenn man nun wirklich mit dem Verf. annehmen will, daß Penelope, dadurch daß sie diese Unterredung mitanhörte, zu ihrem Entschlusse getrieben worden sei, so meine ich, daß die Worte des Agelaos wirksamer sein mußten als irgend eine Anklagen gegen sie enthaltende Drohung des Antinoos. Sie mußte nämlich daraus erkennen, daß es ein unerschütterlicher Entschluß aller Freier, auch der besonnensten und mildesten unter ihnen, sei, nicht eher aus dem Palaste zu weichen, als bis Penelope einen von ihnen zum Gemahl gewählt habe. Daß aber aus *υ* 389 *ἀνδρῶν ἐν μεγάροισιν ἑκάστου μῦθον ἄκουεν* zu schließen sei, daß Penelope etwas über ihre eigene Person gehört haben müsse, halte ich nicht für bewiesen. Wenn das, was Penelope hörte, ihren Entschluß, gerade jetzt die Beile holen zu lassen und den Wettkampf, von dem sie ja schon in *τ* 573 gesprochen hatte, zu veranstalten, veranlaßt hat, so ist dies nach meiner Ansicht das Verhalten der Freier der Prophezeiung des Theoklymenos gegenüber gewesen. Denn daraus mußte sie erkennen, daß nichts, nicht einmal die Stimme der Gottheit, die Freier veranlassen werde, freiwillig den Palast zu verlassen. Übrigens war

nach der Überlieferung φ 1 der Entschluß, die Beile holen zu lassen, eine Eingebung der Athene.

Nun zu der Rede des Antinoos in β, die der Verf. um die V. 115—128 verkürzt. Er meint, die Rede falle durch ihre Länge auf; denn Antinoos, der frechste aller Freier, pflege sich einer brutalen Kürze zu befleißigen. Diese Bemerkung ist an sich richtig, aber berechtigt nicht, die Länge der Rede des Antinoos in der Volksversammlung zu verdächtigen. Der Verf. tadelt auch sonst diese Verse, ja er nennt β „ein spätes Flickpoem", und „man dürfe sich von dort holen, was man brauche". Ein hübscher Grundsatz moderner Homerkritik! Weshalb z. B. β 110 und 111 nicht zusammenpassen sollen, kann ich nicht herausfinden und der Widerspruch zwischen V. 89 und 107 ist nur scheinbar, da er bei einer anderen Auslegung von *ἐστίν* nämlich = „ist vorüber" (La Roche u. a.) von selbst verschwindet. Man mache aber einmal den Versuch und lasse in der Rede des Antinoos β 115—128 fort, so wird diese geradezu verstümmelt; denn das Wichtigste, nämlich die Erklärung, daß die Freier das Haus des Odysseus nicht verlassen würden, ehe nicht Penelope sich zur Heirat entschließe, fehlt. An dieser ersten Stelle aber, und zwar öffentlich in Gegenwart der Ithakesier, muß der Anführer der Freier diese Erklärung abgeben.

Betrachten wir nun den von dem Verf. hergestellten Zusammenhang in υ. Zunächst ist zu bemerken, daß er, um die Rede des Antinoos in υ einschieben zu können, noch drei Verse selbst zurecht machen muß. Er benutzt dazu die Stelle σ 284—87, die er aber für seinen Zweck so ändert:

τὸν δ' αὖτ' Ἀντίνοος προσέφη, Εὐπείθεος υἱός·
„Τηλέμαχ', εἰ κ' ἐθέλῃς σύ γε δῶρα μήτερι δοῦναι,
δέξεται· οὐ γὰρ καλὸν ἀνήνασθαι δόσιν ἐστίν.

Leider kann ich diese Änderung nicht für eine Verbesserung ansehen. Denn die Behauptung, daß Penelope die Geschenke ihres Sohnes nehmen werde, ist wohl kaum dem Charakter der Penelope, jedenfalls aber gar nicht der Situation entsprechend. Denn das *ποτὶ δ' ἄσπετα δῶρα δίδωμι* war nur eine ganz nebensächliche Bemerkung Telemachs. Wenn eine Antwort auf Telemachs Rede überhaupt erfolgen soll, so muß sie m. E. an die letzte Bemerkung anknüpfen, daß er seine Mutter nicht wider ihren Willen verstoßen könne.

Ebensowenig passend erscheint mir der Zusammenhang zwischen der eingeschobenen Rede des Antinoos und dem weiteren Text von υ (der Verf. scheidet die Theoklymenosszene aus). Das *οὐκ ἐμπάζετο μύθων* υ 384 scheint mir weniger gut zu passen nach der Schmährede des Antinoos als nach den Spottreden der Freier. Wie ganz anders antwortet Telemach in β auf diese Worte des Antinoos! Weshalb schließlich der Verf. die Verse φ 1—4 zwischen υ 389 und 390 einschiebt, kann ich nicht einsehen. Er

meint wohl, daß auf *μῦθον ἄκουε* sofort die Angabe des Entschlusses, nun den Wettkampf zu veranstalten, folgen müsse. Aber die V. 390—94 geben als Abschluß der Szene die Schilderung der Situation der Freier. Mit *φ* 1 beginnt dann der neue Fortschritt der Handlung.

§ 4. Die kokette Penelope. Wenn der Verf. die Szene *σ* 158 ff. tadelt und meint, sie errege aus verschiedenen Gründen Anstoß, so stelle ich dem das lobende Urteil Kammers S. 635 gegenüber; vgl. auch Altendorf, Ästhet. Komm. z. Od., S. 58; Sitzler, Ästhet. Komm., S. 80 f.; Cauer, Grundfr., S. 194, 196, 303; O. Jäger, Homer u. Horaz, S. 53 f. Der Verf. meint nun, die ganze Zweideutigkeit rühre von den V. 257—73, der Preisgabe des Testaments des Odysseus, her. Darin irrt er sich aber, denn die vermeintliche Koketterie liegt ganz wo anders, nämlich darin, daß sie sich, mit allen Reizen geschmückt, dem Meistbietenden verkaufen will. Das ist aber nicht ihre Schuld, sondern Athenens, vgl. *σ* 158 und 187 ff. Was aber die Forderung der Brautgeschenke angeht, so hat Cauer S. 194 recht, wenn er sagt: „Wir dürfen unser Urteil über sittliche Anschauungen längst vergangener Zeiten nicht durch modernes Empfinden bestimmen lassen". Weshalb gerade nur die Mitteilung des Testaments des Odysseus vor den Freiern „ordinär" sein soll, verstehe ich nicht. Wenn Penelope die Möglichkeit einer Wiedervermählung vor den Freiern ausspricht, dann muß sie doch motivieren, warum sie nicht schon früher darein gewilligt habe, und das geschieht durch die Angabe des Testaments des Odysseus, so lange ihr Sohn noch nicht erwachsen sei, solle sie im Hause bleiben, dann aber solle sie sich wieder vermählen. — Wenn der Verf. behauptet, die V. 272 f. *στυγερὸς γάμος* usw. stünden im Widerspruche mit *μειλιχίοις ἐπέεσσιν*, so ist darauf zu sagen: den Freiern war es ja gar nicht darum zu tun, wie sich das Herz der Penelope zur Vermählung stellte, sondern nur darum, daß sie endlich nachgab, und in diesem Sinne waren die *ἔπη* in der Tat für die Freier *μειλίχια*. Ferner behauptet der Verf., daß Penelope nicht gleichzeitig sich darauf berufen könne, daß Telemach nun ein fertiger Mann sei 269 und ihm vorhalten, daß er so unmännlich handle 215. Aber gerade das *οὐκέτι* in 215 und der V. 216 zeigen ja, daß seine Handlungsweise diesmal eine Ausnahme sei und daß er sonst verständiger handle als jetzt.

Der Verf. nimmt nun die Umstellung von 214—42 hinter 291 vor, er läßt dann *ϑ* 417, den Sonnenuntergang und etwas den V. *ϑ* 418—20 Entsprechendes folgen, muß allerdings *σ* 304 und 305 streichen. Er meint durch diese Umstellung folgende Vorteile zu erreichen: 1. „die Freier hören, mit der Geschenkfrage beschäftigt, nichts von den Drohworten Telemachs"; 2. „es tritt zwischen Absendung und Rückkehr der Herolde eine die Zeit wenigstens einigermaßen ausfüllende Szene ein". Es ist zwar

zuzugeben, daß die Worte des Eurymachus sich ganz gut an 213 anschließen würden, aber ich halte es doch für unmöglich, das Gespräch mit Telemach auf das Gespräch mit den Freiern folgen zu lassen; denn Penelope war heruntergekommen, um Telemach ein Wort zu sagen, und das mußte zuerst erledigt werden. Es ist dem Charakter der Penelope angemessener, wenn sie zuerst die Freier ignoriert und sich nur mit Telemach abgibt. Was die durch die Umstellung nach der Meinung des Verf. erreichten Vorteile angeht, so ist zu 1. zu sagen: Die Freier achten auch so nicht auf Telemach, sie kümmern sich überhaupt nicht viel um Telemachs Zorn, jetzt aber sind ihre Gedanken ganz mit Penelope beschäftigt. Zu 2. ist zu bemerken, daß ich in diesem Punkte Ameis folge (Anh. zu σ 292): „Mit ἔνεικε wird die Hauptsache nach dem einfachen Erfolge erzählt, ohne daß der zwischen Weggang und Rückkunft der Herolde vergangene Zeitraum erwähnt ist, weil dieser kein episches Moment bildet. Solche Stellen waren ein Vorbild für die Tragiker, wenn sie nach Chorgesängen den Fortschritt der Handlung nicht von mathematischer Zeitberechnung abhängig machten“.

§ 5. Penelopes Plan τ 53—604. Der Verf. sagt in der Einleitung zu diesem Abschnitt: „Dieser Plan — nämlich den Wettkampf mit dem Bogen zu veranstalten — ist Penelopes Geheimnis, eben das Geheimnis, das Odysseus ergründen will“ und „Penelope will durch diese Unterredung zu einem definitiven Entschluß kommen“. Diese Ausdrücke scheinen mir nicht richtig gewählt. Der Grund, der sie zur Unterredung mit dem Bettler veranlaßte, ist ρ 509 f. angegeben: sie will ihn über Odysseus fragen. Und von einem „Geheimnis“ der Penelope, das Odysseus erforschen will, ist auch keine Rede, er will einfach erfahren, ob sie ihm treu zu bleiben gedenkt. Wenn der Verf. bei seinem „Geheimnis“ etwa an ρ 283 *νόος δέ οἱ ἄλλα μενοίνα* denkt, so vergißt er, daß die Einladung zur Unterredung und die Annahme bereits in ρ erfolgt war. Weiter sagt der Verf.: „wir erfahren bei dieser Gelegenheit, daß sie die Freier nur deswegen geduldet hat, weil sie den Odysseus schon seit Jahren für tot hält; sagt sie doch gleich im Anfange zu ihnen τ 141 *ἐπεὶ θάνε δῖος Ὀδυσσεύς*“. Erkennt denn der Verf. gar nicht, daß dies nicht ihre wirkliche Überzeugung war, sondern daß sie durch dieses Wort nur das Vertrauen der Freier gewinnen wollte? (vgl. auch Ameis-Hentze, Weck). Meiner Ansicht nach war Penelope auch jetzt, im 20. Jahre, noch nicht von dem Tode des Odysseus überzeugt, wofür ja der beste Beweis ist, daß sie den vermeintlichen Bettler zu sich rufen ließ (vgl. auch O. Jäger a. a. O. S. 53 „aber echt weiblich glaubt oder hofft sie doch immer wieder“). So kann auch nicht, wie der Verf. meint, der Umstand, daß sie von Telemach gehört hatte, der Vater lebe noch, aber könne nicht zurückkehren, die Veranlassung zu ihrem Erscheinen unter den Freiern

gewesen sein. Die Veranlassung dazu war eben die Eingebung der Athene. Bei dieser Gelegenheit möchte ich meine Ansicht über den Entschluß der Penelope, den Wettkampf der Freier zu veranstalten, aussprechen, allerdings nur als Hypothese, die ich nicht beweisen kann. Ich glaube, daß auch dieser Entschluß ihr nicht von selbst gekommen ist, sondern ebenfalls durch Eingebung der Athene. Athene ist die Treiberin der Handlung in den letzten Szenen: Sie veranlaßt Penelope, unter den Freiern zu erscheinen, sie bezeichnet Penelope den Augenblick, in dem sie den Wettkampf veranstalten soll, was liegt näher als die Annahme, daß sie ihr auch den Gedanken dazu eingab? Freilich sagt der Dichter dies nirgends, wenn man nicht dem Verse φ 1 diesen Sinn geben will und dann mit Kammer die V. 571—588 als Interpolation ansehen muß. Dazu möchte ich mich nicht entschließen, denn ich halte es für einen hübschen Gedanken, daß Penelope ihrem unbekannten Gatten ihren Entschluß, der sie anscheinend für immer von Odysseus trennen soll, mitteilt und daß dieser den Entschluß, weil er in Wirklichkeit das Mittel zur Wiedervereinigung ist, lobt. Wenn wir Penelopes Entschluß zu dem Wettkampf als die Folge von Athenens Eingebung ansehen, schwindet jede Zweideutigkeit, jedes Schwanken in Penelopes Charakter, sie ist von Anfang bis zum Ende die treue Gattin, aber auch den Freiern gegenüber ist ihre Haltung dann aufrichtiger, als wenn wir mit v. Wilamowitz die Veranstaltung des Bogenkampfes als eine List ansehen. Der Anstoß freilich, den Kammer S. 653 an V. 571 ff. nimmt, nämlich daß der Entschluß im V. 571 mit V. 525 ff. in Widerspruch stehe, wo sie sagt, sie wisse nicht, ob sie bleiben solle oder nicht, ist zuzugeben und wird auch nicht durch den Vorschlag des Verf. beseitigt, vor diese Verse das Testament des Odysseus einzuschieben. Denn m. E. müßte, wenn dieses wirklich das „entscheidende Motiv“ gewesen wäre, es auch schon vor 525 wirksam gewesen sein. Übrigens hat Penelope das, was den Inhalt des Testamentes bildet, schon in den V. 530—534 ausgesprochen, so daß, wenn sie dem Bettler das Testament hätte mitteilen wollen, dies an jener Stelle hätte geschehen können.

§ 6. Telemach als Gegenspieler. Auf S. 12 weist der Verf. Telemach die Rolle des „Drängers“ zu. Höchst sonderbar klingt die Behauptung: zu diesem Zwecke, d. h. damit Telemach die Mutter zur Heirat dränge, müssen zunächst die Freier Besitz und Leben des Königssohnes bedrohen. Zu diesem Zwecke bearbeitet ihn aber auch Athene. Diese Sätze sind unrichtig. Nirgends tritt Telemach als „Dränger“ auf, wie auch der Verf. selbst zugibt, daß er es nicht „direkt und laut“ tut. Im Gegenteil spricht er es verschiedene Male aus, wider ihren Willen werde er die Mutter nicht aus dem Hause treiben, er nimmt allerdings der Wiedervermählung der Penelope gegenüber keine feindliche Stellung ein, wie dies die Worte V. 341 οὔτι διατρίβω μητρὸς

γάμον zeigen, aber das *κελεύω γήμασθαι* können wir nicht als bare Münze nehmen, weil dies ja für ihn in Wirklichkeit gar nicht möglich ist, da er weiß, daß der Vater zurückgekehrt ist, und selbst an dieser Stelle folgen die Worte: *αἰδέομαι δ' ἀέκουσαν ἀπὸ μεγάροιο δίεσθαι μύθῳ ἀναγκαίῳ* (V. 344 f.). Der Verf. meint, daß diese Worte, die Penelope mit anhörte, ihr den letzten Schritt erleichtert hätten. Aber sie hatte ja schon vorher beschlossen, ein Ende zu machen. Wenn Penelope von Telemach sagt *καὶ δή μ' ἀρᾶται πάλιν ἐλθέμεν ἐκ μεγάροιο τ* 533, so ist das noch kein Beweis dafür, daß es wirklich der Fall ist. Der Verf. sagt zwar, sie schließe es aus Telemachs Klage über die Freier, aus seinem Betragen gegen sie, aus seiner Verschlossenheit, seiner Heimlichkeit, seiner Zurückhaltung, seiner Schroffheit. Daß Telemach über die Freier klagt, ist richtig und natürlich. Aber seine Verschlossenheit und Heimlichkeit haben andere Gründe. Die Heimlichkeit seiner Reise nach Pylos und Sparta hatte gerade im Gegenteil ihren Grund in Telemachs Liebe zu seiner Mutter, wie ihr ja Eurykleia ausdrücklich mitteilt *δ* 749 *ὡς ἂν μὴ κλαίουσα κατὰ χρόα καλὸν ἰάπτῃς*. Er schickt sofort nach seiner Rückkehr Eumäus zu Penelope, um ihr seine glückliche Heimkehr zu melden. Er erzählt ihr später, was er von Menelaus über den Vater gehört hat, freilich daß er ihn schon in Ithaka angetroffen hat, darf er nicht sagen, aber davon ahnt sie ja nichts. Wie steht es nun mit der Schroffheit? Allerdings werden die Verse in *α* 356—59 von vielen Kritikern als „unerträgliche Härte" aufgefaßt, aber die Stelle läßt vielleicht außer der gewöhnlichen Auffassung „du darfst hier nicht mitreden" die andere zu „du brauchst nicht zu reden, das ist Sache der Männer und besonders meine eigne". Jedenfalls ist nicht gesagt, daß Penelope die Worte als Härte auffaßte, das hätte der Dichter wohl anders ausgedrückt als durch *θαμβήσασα*. Das bezieht sich m. A. n. auf die ungewohnte Energie des Jünglings.

Der Verf. versucht dann zu zeigen, wie Athene den Jüngling in dieser Richtung, nämlich die Mutter zur Heirat zu drängen, vorwärts treibe. Das Anakoluth in 275 f. *μητέρα — — ἴτω* stört ihn und er ändert den Vers in *μητέρα δ' οὔ πως ἔστι δόμων ἀέκουσαν ἀπῶσαι*. Dies kann ich aber für keine Verbesserung der Überlieferung halten. Denn daß Mentes Telemach verbieten müsse, seine Mutter wider ihren Willen aus dem Hause zu treiben, wird wohl kein Mensch annehmen können. Man wird doch nicht etwa glauben wollen, die schönen Worte, die Telemach in *β* dem Antinoos auf seine Schmähungen und Drohungen entrüstet entgegenschleudert *οὔ πως ἔστι δόμων ἀέκουσαν ἀπῶσαι*, seien nur dem Worte des Mentes nachgeplappert. Das verbietet m. A. n. der Zusatz *ἥ μ' ἔτεχ', ἥ μ' ἔθρεψε* „eine liebliche Anaphora zum Ausdruck kindlicher Liebe", wie Ameis-Hentze mit Recht sagt.

Dann schlägt der Verf. eine ganz neue und höchst sonderbare Auslegung von α 292 vor. Die gewöhnliche Auslegung gefällt ihm nicht „danach hätte Telemach Recht und Pflicht, seinerseits die Mutter zu verheiraten, wenn er von dem Tode seines Vaters Gewißheit erhalte“, er wendet aber dagegen ein: 1. könne ein so wichtiger Auftrag nicht nebenher erteilt werden. Was dieser Ausdruck besagen soll, weiß ich nicht. Athene-Mentes verfährt durchaus folgerichtig. Nachdem er von den möglichen Erfolgen der Reise zuerst den Fall besprochen, daß Telemach höre, der Vater lebe noch und sei auf der Heimkehr begriffen, geht er zu dem andern über, daß er von dem Tode des Vaters höre. Was soll nun Telemach in diesem Falle tun? Zuerst natürlich eine ordentliche Totenspende darbringen, wie es sich gebührt, und dann soll er die Mutter wieder verheiraten, selbstverständlich unter der stillschweigenden Voraussetzung, daß sie sich wieder vermählen will. 2. Widerspreche ein solcher Auftrag dem, was sonst gesagt werde, und der Sitte überhaupt. Dagegen verweise ich auf die Auseinandersetzungen von Kammer, Jahrb. f. Philol. 1875, S. 267 ff. und von Cauer, Grundfr., S. 195 f. — Der Verf. ändert nun in V. α 292 die Interpunktion, d. h. er streicht das Komma hinter *ἔοικε* und schlägt folgende Auslegung vor: Telemach soll in dem Maße Totengaben darbringen, wie es auch seine Mutter zu tun hat. Damit man sich für die gewöhnliche Auslegung nicht auf β 223 stützen könne, muß in β eine „schlimme Texterweiterung“ vorliegen. Was zunächst die vorgeschlagene Auslegung von α 292 angeht, so ist inhaltlich zu fragen: Woher weiß der Verf., daß der Sohn und die Witwe, jeder für sich, Totenspenden darbringen muß, etwa wie bei unseren Begräbnissen jeder Angehörige einen Kranz niederlegt? Mir scheint es vielmehr natürlich, daß von den Gütern, die bisher dem Verstorbenen gehörten, Gaben dargebracht wurden, vielleicht im Beisein des Sohnes und der Gattin. Außerdem ist sprachlich zu bemerken, daß, wenn des Verf. Auslegung richtig sein sollte, *καὶ* vor *μητέρα* stehen müßte, nicht vor *ἀνέρι*, außerdem meine ich, daß das bloße *ἀνέρι* ohne irgendeinen Zusatz kaum in dem Sinne „dem Ehemanne“ gebraucht worden wäre (in ν 327 steht *φίλος* dabei, in *Τ* 291 *ἄνδρα μέν, ᾧ ἔδοσάν με πατὴρ καὶ πότνια μήτηρ* kann natürlich kein Mißverständnis eintreten).

Wir müssen nun auf die Stelle β 209—223 eingehen, hier verwirft der Verf. außer 214 auch 218—23. Er behauptet, Telemach wolle die Freier, wie 213 *ἔνθα καὶ ἔνθα* beweise, nicht aufklären, sondern irreführen. Diese Auslegung von *ἔνθα καὶ ἔνθα* hierhin und dahin, wie der Verf. anzunehmen scheint, ist irrig, es bedeutet „hin und her“, d. h. hin und zurück. Meiner Ansicht nach muß Telemach, wenn er auf Erfüllung seiner Bitte um ein Schiff rechnen will, Ziel und Zweck seiner Fahrt angeben. Daß die Freier nicht wissen, wohin Telemach gehen wolle, ist

ebenfalls unrichtig. Verf. legt die seiner Ansicht widersprechenden Stellen β 308 und 326 ff. falsch aus, als ein „auf den Busch klopfen". Es ist Spott in den Reden enthalten. 308 tut Antinoos so, als wenn Telemach gar keine Sorge zu haben brauchte, da die Achäer ihm schon ein Schiff verschaffen würden, damit er nach Pylos fahren könne auf Kunde von seinem Vater. In V. 326 ff. überlegt ein ungenannter Freier spöttisch, welche Absicht Telemach mit seiner Fahrt haben könne, er wolle wohl aus Pylos oder Sparta Bundesgenossen gegen sie holen oder, fügt er boshaft hinzu, er wolle vielleicht gar nach Ephyra fahren, um sich dort Gift gegen sie zu verschaffen. Aus des Verf.s Verfahren mit unseren Stellen erkennt man recht die beliebte Methode der negativen Kritik: Verse, die einer von ihm aufgestellten Behauptung widersprechen, müssen entweder ausgeworfen werden oder sich eine gezwungene Auslegung gefallen lassen. Hinsichtlich der angeführten Rede Telemachs in β 208 ff. behauptet der Verf., die einzige „Ungeschicklichkeit" Telemachs bestehe darin, daß er in der Volksversammlung um ein Schiff bitte, wozu ihm Athene nicht geraten. „Ungeschicklichkeit" kann ich darin nicht finden. Athene hatte ihm freilich nicht gesagt, daß er in der Volksversammlung das Schiff fordern solle, aber auch nicht, daß er es nicht tun solle. Als nun die beiden Häupter der Freier erklärt haben, daß die Freier nicht eher seinen Palast verlassen würden als bis Penelope einen von ihnen zum Gemahl gewählt habe, kommt er auf seine Reise zu sprechen und am Schluß erklärt er, die Mutter verheiraten zu wollen, wenn er von dem Tode des Vaters höre. Diese Worte stehen in trefflichem Zusammenhang mit dem Vorhergehenden: „Da ihr erklärt, nicht weichen zu wollen, nun gut, so will ich ein Mittel versuchen, das mir und euch in gleicher Weise zum Willen verhelfen kann, ich will sehen, ob ich etwas von meinem Vater erfahren kann".

Bei solchen Ansichten des Verf. ist es nicht wunderbar, daß er auch Kirchhoffs absprechendes Urteil über α 374—80 annimmt und Telemach wegen dieser Worte einen „Tolpatsch" nennt. Eine Widerlegung der Kirchhoffschen Ausführung vorzunehmen ist hier nicht der Ort. Ich behaupte, daß dieses „Herausplatzen" Telemachs, wie Kirchhoff es nennt, durchaus der Situation angemessen ist. Telemach, durch Athenes Besuch erregt und ermutigt, zeigt zuerst — das ist eine feine psychologische Beobachtung des Dichters — einer Frau, seiner Mutter, gegenüber seine erwachende Männlichkeit; durch den Erfolg kühner gemacht, durch den Lärm und die schamlosen Reden der Freier empört, hält er die Gelegenheit für gekommen, gegen die Freier aufzutreten. Er, der eben noch gesagt hat, „mir gehört die Gewalt im Hause", soll in solcher Situation noch ruhig bleiben? Er soll es ungerügt lassen, daß die Freier solche frivolen Reden über seine Mutter laut werden lassen, so laut, daß Penelope sie wohl noch im Weggehen gehört

haben wird? Er beginnt aber noch ziemlich ruhig und fordert sie nur auf, den Lärm zu lassen und in Ruhe zu essen und dem Liede des Sängers zuzuhören. Dann aber wird er inne, daß dies eine passende Gelegenheit für seine Einladung zur Volksversammlung sei. Als er nun das schwere Wort heraus hatte: ich will euch *μῦθον ἀποείπω* und dann gewichtig am Versanfang *ἐξιέναι μεγάρων*, da kann er sich nicht mehr halten, der ganze Groll und die Bitterkeit, die er so lange zurückgehalten hatte, machen sich Luft. Er knüpft an die Situation, in der die Freier sich in dem Augenblick befinden, an, indem er ihnen zuruft: Praßt irgendwo anders! Auch Pfudel, „Die Wiederholungen bei Homer", Liegnitz, Programm 1891, S. 26, erklärt die Stelle in *α* nicht nur für echt, sondern auch für ursprünglich, die dann von demselben Dichter wie so viele andere Verse von *α* in *β* wiederholt worden sei.

Wenn der Verf. behauptet, die Stelle *ο* 15 ff. bezwecke den Telemach mit Mißtrauen zu erfüllen gegen die Mutter, so erklärt Römer, „Einige Interpolationen der Odyssee und Aristarch" Rhein. Mus. Bd. 61 — unter Zustimmung von Rothe, Jahresb. d. philol. Vereines 1907, S. 320 u.: „Die Tendenz des redenden *πρόσωπον* entschuldigt einzig und allein die uns uns unbegreifliche Charakteristik der Penelope". Diese Tendenz aber ist einfach die, Telemach zur Eile anzutreiben.

§ 7. Athene als Erzieherin. Hier gebraucht der Verf. scharf tadelnde Worte über die Rede der Athene *β* 270—80. Allerdings werden diese Verse zum Teile auch von anderen Kritikern verworfen, darunter auch von Kammer, S. 410 ff. Kammer übersetzt *εἰ δή* mit da ja und meint, es könne dann nicht mehr ein Satz mit *εἰ δέ* folgen. Mir scheinen die beiden Glieder der Alternative in dem Gedanken des Sprechenden nicht die gleiche Wertschätzung zu haben, wie es der Fall wäre, wenn es hieße *εἰ μέν — εἰ δέ*, wo der Sprechende völlig unentschieden ließe, welcher Seite er sich zuneigte, sondern auszudrücken, daß er das erste Glied der Alternative für wahrscheinlicher hält, ich übersetze *εἰ δή* mit Faesi-Hinrichs u. a. „wenn wirklich — wie es ja scheint". Wenn Kammer den zuversichtlichen Ton der Rede von 281 an hervorhebt, so hat er recht, aber das spricht nicht gegen 274—80; denn gerade durch die Aufstellung und Beseitigung des Zweifels wird die Gewißheit nur noch mehr hervorgehoben. Der Satz mit *εἰ δή* hat zwei Nachsätze, einmal das vorausgehende *οὐδ' ὄπιθεν* usw., welches der grammatische Hauptsatz zu *εἰ δή* ist, und dann das folgende *οὔ τοι ἔπειτα* usw., in dem *ἔπειτα* auf den vorausgehenden Bedingungssatz zurückweist. Auch den Satz 278 halte ich nicht für eine einfache Wiederholung von 270, um wieder in die Rede einzulenken, sondern während es oben 270 noch an eine Bedingung geknüpft war, ist es hier als sichere Tatsache ausgesprochen, die Bedingung ist also als erfüllt angesehen. Ich bin der Ansicht, daß gerade durch diese etwas um-

ständliche, aber, wie mir scheint, durchaus logische Auseinandersetzung, durch die Aufstellung einer Alternative, bei der sich aber der Redner von vornherein auf die eine, die bejahende Seite stellt, dann durch die ausdrückliche Erklärung, daß jeder Zweifel gehoben sei, eine viel größere Zuversicht in Telemach geweckt werden mußte, als durch die Verse 271—274 allein.

Der Verf. athetiert die V. 274—78 und 280 und stellt die übrigen folgendermaßen um 270.279.271—73.281. Mir scheint der Satz *οὔ τοι ἔπειθ'* usw. nicht gerade sehr hoffnungsvoll, wenn er an eine Bedingung geknüpft ist. Meiner Ansicht nach sind die von dem Verf. hergestellten Verse weniger ermutigend als die Überlieferung. Außerdem begreift man nicht, wie der V. 279 seine ursprüngliche Stelle hinter 270 verlassen habe.

α 253—305. Nach der Ansicht des Verf. mutet Athene Telemach gleich das Unglaublichste zu, nicht nur seinem Verständnis, sondern auch seinem Mut. Er meint mit Hennings, man könne ihre Anweisungen nur verstehen, wenn man fast hinter jedem Satz einen Hintergedanken ergänze. Das ist aber gar nicht der Fall, sondern die Ratschläge sind so zu verstehen, wie sie ausgesprochen sind, es sind ihrer drei, und alle drei gehören zusammen: 1. Absage an die Freier; 2. Aufforderung der Mutter zur Rückkehr ins Vaterhaus, allerdings unter der Voraussetzung, daß die Mutter sich wieder verheiraten will; 3. Reise nach Pylos und Sparta. Hinsichtlich der letzteren gibt es zwei Möglichkeiten des Erfolges, und Athene-Mentes bespricht jede und gibt für jede ihren Rat. Meiner Ansicht nach stellt Athene an Telemachs Verständnis nicht zu hohe Anforderungen, und der Beweis, daß er sie verstanden hat, ist dadurch geliefert, daß er ihre Ratschläge ausführt. „Auf der andern Seite," sagt der Verf., „zeigt sie dem Neuling in der Ferne Aufgaben, die er gar nicht lösen kann und die in dieser Form auch gar nicht an ihn herantreten". Damit meint der Verf. die Aufforderung zum Freiermord. Hiergegen ist zu bemerken: Athene verfährt sehr pädagogisch und psychologisch. Man denke an die Sätze: Es wächst der Mensch mit seinen größeren Zwecken und *praecepta docent, exempla trahunt*. Ferner ist zu beachten, daß der Freiermord von Athene-Mentes nur als *ultima ratio* angegeben wird. Was blieb denn Telemach auch anderes übrig, wenn er von dem Tode seines Vaters hörte? Wenn nun der Verf. zum Beweise für seine Ansicht anführt, daß Athene in der Götterversammlung vom Freiermord und einer Orestesrolle Telemachs nicht spricht, so ist der Grund einfach der: hier spricht sie als Göttin und weiß, daß Telemach diese Rolle nicht zu spielen braucht. Was aber des Verf. Worte „sie lehnt es sogar ab, darauf einzugehen *α* 48" bedeuten sollen, verstehe ich nicht. Der Verf. meint doch nicht etwa, daß Athene zuerst von Penelopes und Telemachs Bedrängnis sprechen sollte und dann erst von Odysseus! Das wichtigere war selbstverständlich die Rück-

kehr des Odysseus. Ebenso unbillig ist das Verlangen des Verf., daß in der zusammenfassenden Notiz α 320/1 etwas von dem Freiermord gesagt sein müßte, wenn die Verse 293 zu Recht bestehen sollten. Woraus der Verf. schließen will, daß „offenbar die Bemerkung Nestors in γ 196 Telemach die erste Anregung nach dieser Richtung hin gegeben habe, weiß ich nicht. Etwa daraus, daß er die Andeutung Nestors, daß er mit seinem Vater zusammen die Freier überwältigen werde, zurückweist, während in α nichts dergleichen berichtet wird? In α erwidert Telemach überhaupt auf die Ratschläge des Mentes nichts, er hatte also am allerwenigsten Veranlassung, auf einen Rat zu antworten, der ihm nur für einen möglichen Fall gegeben war, in γ dagegen konnte er die Worte Nestors nicht ohne Antwort lassen.

Über die V. α 275—78 bemerkt der Verf. noch, daß von der Heimsendung der Mutter logischer Weise erst nach der Rückkehr von der Reise die Rede sein kann. Dazu ist aber zu bemerken, daß dann auch der von dem Verf. für den überlieferten V. 275 hergestellte hinter 292 gestellt werden müßte. Das *μνηστῆρας* verlangt aber ein *μητέρα δέ*, und das Anakoluth ist vorzüglich zu erklären. Wenn an der Stelle überhaupt etwas auszusetzen und zu verbessern wäre, so würde dies m. A. n. viel besser durch bloße Athetese von 277/8 als durch die Einfügung der vom Verf. vorgeschlagenen Verse aus β 52—54 geschaffen; denn eines Zusatzes bedarf es zu *πατρὸς μέγα δυναμένοιο* nicht.

Nach der Ansicht des Verf. ist auch der „ganz schlechte" Vers α 805 verderbt, der ursprünglich vor 803/4 gestanden und den Schluß der eigentlichen Rede gebildet habe. Hier muß man schon ein Nichtverstehen w o l l e n annehmen, denn so viel ich weiß, hat kein Ausleger außer Düntzer an dem Verse Anstoß genommen. Gerade am Schlusse der ganzen Rede, nicht der Ratschläge, paßt der Vers vorzüglich. *σοὶ δ' αὐτῷ* steht im Gegensatz zu *ἐγώ*, das hat den Sinn: ich will nicht etwa bleiben und dir bei der Ausführung meiner Ratschläge behilflich sein, sondern das besorge du selbst! Vortrefflich ist es auch, daß sie mit denselben Worten schließt, mit denen sie ihre Ratschläge eingeleitet hat: *ἐμῶν ἐμπάζεο μύθων*. Wie nüchtern ist dagegen die Ergänzung des Verf.s: *οἶκος καὶ πίονα ἔργα*. In dem *μελέτω* würde dann m. A. n. eine Anklage gegen Telemach liegen: kümmere dich um dein Haus, als wenn er dies vorher nicht getan hätte. Denn *μελέτω* hat nicht den Sinn von *κράτος ἔστω*, den ihm der Verf. durch den Hinweis auf φ 353 *τοῦ γὰρ κράτος ἔστ' ἐνὶ οἴκῳ* unterzuschieben scheint.

Dann behandelt der Verf. die Verse α 293—302. Die beiden ersten Verse seien Übergangsverse, 295—302 stammten aus der Rede des Menelaus δ 333 ff. Dieser hätten auch die Verse α 267 und 268 angehört, die beiden Reden gemeinsam gewesen seien. So schiebt also der Verf. die Verse α 267—69 und α 295—302

zwischen δ 346 und 347 ein. Meiner Ansicht nach schließt sich aber an den Wunsch des Menelaus, daß Odysseus zurückkehren und an den Freiern Rache nehmen möchte, viel besser die Mitteilung dessen an, was er über Odysseus wußte, wozu er allerdings weit ausholen mußte. Außerdem scheinen mir die kühlen Worte über Agamemnons Tod α 298—300 im Munde des Bruders der Erschlagenen weniger passend als in dem eines Fremden. Dazu kommt noch ein Grund: Menelaus wußte, daß Odysseus noch lebe, Mentes wußte es nicht. In wessen Munde also die Aufforderung an Telemach, allein für die Vernichtung der Freier zu sorgen, passender ist, das zu entscheiden überlasse ich dem Urteil des Lesers, zumal Mentes diese Aufforderung ausdrücklich an die Bedingung knüpft, daß Telemach von dem Tode des Vaters höre.

Ferner spricht der Verf. über α 253—66 und vergleicht diese Stelle mit δ 333—47, ihm scheint die erste Stelle eine minderwertige Nachahmung, und er scheidet deshalb α 255—66 aus. Ich urteile über das Verhältnis beider Stellen wie Kammer, S. 166. Aus den Worten Telemachs α 163—65 ist nicht zu schließen, daß er an keine blutige Auseinandersetzung gedacht habe, im Gegenteil, die Worte bedeuten, wenn Odysseus käme, dann würden die Freier mehr wünschen, schnellfüßig zu sein als reich; denn Reichtum würde ihnen in der Lage nichts nützen, da Odysseus keinen Ersatz des verpraßten Gutes von ihnen fordern, sondern blutige Rache nehmen würde, der sie eben durch die Flucht zu entrinnen wünschen würden. Also ist der Einschub von σ 149 und 150 überflüssig, den der Verf. vorschlägt, um die von Telemachs Ansicht abweichende Behauptung des Mentes, daß es zu blutigem Kampfe kommen müsse, in den Text zu bringen. Als „sicher unecht“ verwirft der Verf. mit Blass und La Roche die Verse α 260—64, aber mit Unrecht. Wenn Homer vergiftete Pfeile nur an dieser Stelle nennt, so ist das kein Beweis, daß diese Stelle ein späterer Einschub sein müsse. Ich möchte die Verse nicht missen, da sie charakteristisch sind für das Freundschaftsverhältnis zwischen Odysseus und dem Vater des Mentes, Anchialos. Dieser gab ihm das Pfeilgift, weil er das feste Vertrauen zu Odysseus hatte, daß er nicht unrechten Gebrauch davon machen werde, sondern nur etwa gegen Räuber und wilde Tiere.

Der Verf. setzt an dieser Stelle in einigen Sätzen seine Ansicht über α, die Telemachie, die Ithakaszenen und die Auslandsreise auseinander: „α wurde erst bei der Schlußredaktion an die Spitze der ganzen Dichtung gestellt“. „Die Telemachie war schon früher mit dem Nostos verbunden, wenigstens die Ithakaszenen fallen nicht aus dem Rahmen der Dichtung heraus“. „α 96 ff. und β lassen sich vor ε 388 einstellen, Odysseus muß doch nur deshalb drei Tage auf dem Meere schwimmen, weil hier die beiden ersten Tage der Telemachie erzählt waren“. „Die Auslandsreise

(γ und δ—624) hat als Parallelhandlung keinen Platz in dem Rahmen der Dichtung".

Den letzten Satz verstehe ich nicht ganz. Wozu ist die Auslandsreise eine Parallelhandlung? Der Verf. meint wohl: zu dem Nostos und daß sich keine Stelle finden lasse, an welcher die Auslandsreise in den Nostos eingeschoben werden könne. Das ist richtig: in dem Nostos hat die Auslandsreise keinen Platz, ebensowenig wie hinter ihm, zwischen Nostos und Tisis, wohl aber vor ihm. So meint wohl der Verf., die Auslandsreise sei ein besonderes Lied gewesen? Oder ist sie etwa von dem „Ordner" gedichtet? Wie steht es nun mit den vielen Anspielungen auf die Auslandsreise, die sich in der Telemachie wie in der Tisis finden? Lassen sich diese alle glatt ausscheiden, und wenn, von wem sind sie hineingebracht, etwa vom Ordner? Hoffentlich gibt der Verf. in dem zweiten Teile seines Werkes darüber ausführliche Auskunft.

Wenn nun der Verf. meint, α 96 und β habe vor ε 388 gestanden, so frage ich: kann der Verf. einem Dichter wirklich zutrauen, die Fahrt des Odysseus durch zwei Bücher, die auf Ithaka spielen, zu unterbrechen? Wenn dies wirklich die ursprüngliche Stellung der Ithakaszenen war — was ich nicht glauben kann — dann hat der sogenannte „Ordner" mehr poetisches Verständnis gezeigt als der Dichter, indem er die Ithakaszenen als Exposition dem Nostos vorausgeschickt hat. — Es entstehen hier noch einige Fragen: Wann und durch wen ist die Auslandsreise mit der Telemachie verbunden und sind die auf die Auslandsreise bezüglichen Stellen in die Telemachie und die Tisis eingefügt worden? Ist auch dieses erst bei der Schlußredaktion zur Zeit des Pisistratus geschehen? 2. Wie steht es mit der Götterversammlung in α, die der Verf. zum größten Teil in ν unterbringt, wann ist sie dem α 96 vorgesetzt worden?

Schließlich sucht der Verf. noch einen möglichen Einwand gegen die Rückversetzung von α 295—305 nach δ zurückzuweisen. Man könnte nämlich dagegen einwenden, daß die fraglichen Verse auch in ϱ 137 fehlten, wo Telemach die Worte des Menelaus seiner Mutter berichtet. Aber diese seien dort ebenso gestrichen worden wie in δ; und der Verf. sucht einen indirekten Beweis dafür zu erbringen, daß in ϱ einst mehr gestanden habe; wenn Penelope 539/40 σὺν ᾧ παιδὶ usw. sage, so spreche sie einen Gedanken aus, der ihr nur von außen nahe gebracht worden sein könne. Diese Behauptung wird der Verf. schwerlich beweisen können. Nach meiner Ansicht liegt für eine Gattin und Mutter, wie Penelope es ist, nichts näher als diese Ansicht. Denn daß auch Telemach jetzt ein Mann geworden war, hatte sie aus manchen Anzeichen erkannt.

§ 8. Zum Anfang der Tisis. Hier erregen zunächst die Verse ν 200—216 dem Verf. Anstoß wegen des doppelten Anfanges ὤμοι ἐγώ 200 und ὢ πόποι 209. Aber wenn auch der letztere

Ausruf in der Regel den Anfang einer Rede bildet, so gibt es doch auch Stellen, wo er mitten in der Rede bei Beginn eines neuen Gedankens vorkommt (Ameis-Hentze). Wenn der Verf. *ν* 200—202 einfach nur deswegen streicht, weil sie = *ζ* 119—21 seien, so verfällt er wieder in die alte Manier von Hennings, über die weiter kein Wort zu verlieren ist. An den V. *ν* 204—206 ist m. A. n. nichts zu ändern, sie haben auch ohne Änderung den vom Verf. gewünschten Sinn: *ὄφελον* ist 3. Ps. Pl., das Subjekt *χρήματα* ist aus dem Vorhergehenden zu ergänzen, wie aus *ἐγὼ δέ* deutlich hervorgeht. Das *αἴθ'* zum irrealen Wunsche *ἐξικόμην* ist ebenfalls leicht aus dem ersten Wunsche zu entnehmen und zu *ἄλλον* braucht *τινά* nicht hinzugefügt zu werden. Das hinter *παρὰ Φαιήκεσσι* nachgestellte *αὐτοῦ* hat hier spezialisierenden Sinn „an Ort und Stelle" = in dem Hause eines jeden Gebers. Der Sinn der Stelle ist folgender: In seinem Unmut möchte Odysseus auf die Schätze verzichten, wenn er nur durch einen andern ehrlicheren König nach Ithaka gebracht worden wäre. Der Zusammenhang der ganzen Stelle ist durchaus vortrefflich, wenn die V. 200—202 und die überlieferte Reihenfolge beibehalten werden: Im ersten Schrecken ruft er aus: Weh mir, in was für ein fremdes Land bin ich gekommen, hier leben gewiß Frevler und wilde Menschen! (oder sind sie gastfreundlich und gottesfürchtig; dieser zweite Satz ist wie oft nur der logischen Vollständigkeit hinzugefügt, die Ansicht des Odysseus neigt sich der ersten Möglichkeit zu). Da fällt sein Blick auf die Schätze, nun weiß er nicht, wohin damit, und in seinem Ärger wünscht er sie — wie wir sagen würden — zum Teufel, wenn er nur dafür in seine Heimat gekommen wäre (*ἄλλος βασιλεύς* ist natürlich nicht etwa ein anderer phäakischer König!). Aber er hat die Schätze nun einmal und weiß nicht, wohin er sie bringen soll, und liegen lassen kann er sie doch auch nicht, damit sie ihm nicht geraubt werden. Dann wendet sich mit einem neuen Ausruf sein Unwille gegen die Phäaken, die ihn trotz ihres Versprechens nicht nach Ithaka, sondern in ein fremdes Land gebracht haben, und er fleht die Rache des Zeus auf die Phäaken herab. Ja, sein Ärger über die Phäaken und sein Mißtrauen gegen sie ist so groß, daß er auf den Gedanken kommt, sie könnten etwas von seinen Gütern mitgenommen haben.

Wenn wir nun mit der Überlieferung die vom Verf. zurechtgemachten Worte des Odysseus vergleichen: 209—14 203—208 (mit einigen Veränderungen *ὄφελεν* (204) für *ὄφελον*, *χρήματ'* für *αὐτοῦ*, *τιν' ἄλλον* für *κεν ἄλλον* 205 *αἴθ' ἱκόμην* für *ἐξικόμην* 206) 215 f., so fällt zunächst als Hauptsache auf, daß die Erwähnung des fremden Landes erst im dritten Verse erfolgt, der Hörer muß sich wundern, weshalb Odysseus die Phäaken *οὐ πάντα νοήμονες οὐδὲ δίκαιοι* nennt. Mir scheint deshalb der Eingang mit 200 viel passender zu sein. Ferner scheint mir die Bitte an

Zeus um Rache am Ende der ganzen Klage angemessener als in der Mitte, außerdem schließt sich 215 besser an 214 als an 208 an; denn das Mißtrauen gegen die Ehrlichkeit der Phäaken entspringt seinem Ärger über sie.

In den Versen *ν* 312—328 nimmt der Verf. eine doppelte Rezension an; er meint, entweder 318—21 oder 322 und 323 könnten echt sein, und entscheidet sich für das erstere. Hentze dagegen hält mit Nauck 322 und 23 für ursprünglich. Ich meine, wenn die Rede auch vielleicht etwas schwerfällig ist, so ist sie doch nicht derartig, daß man einen Teil davon athetieren müßte. Wir müssen uns den Zusammenhang so denken: Zuerst sprach Odysseus mit Bitterkeit gegen Athene die Worte bis 321, dann aber kam ihm in den Sinn, daß sie ihm ja doch einmal beigestanden habe, als sie ihn als Wasserträgerin in die Stadt der Phäaken geführt habe; deshalb fügt er einschränkend hinzu *πρίν γε ὅτε* usw.

Die Auslegung von *φρεσὶν ἔχων δεδαιγμένον ἦτορ* = *cohibebam* halte ich nicht für richtig, da das *δεδαιγμένον* bei *ἦτορ* die einfache Auslegung von *ἔχων* mehr empfiehlt. Auch daß der V. *ν* 417 *ἐνὶ φρεσὶ πάντα ἰδυῖα* eine spöttische Anspielung auf ihre eigenen Worte *ἐνὶ θυμῷ ᾔδεα* enthielte, erscheint mir nicht richtig; denn in der Rede 312—328 ist zwar der Ton des Odysseus etwas erregt, weil ihn die Göttin anscheinend auf seinen Irrfahrten ganz im Stiche gelassen habe, aber ein so spöttischer Ton, wie ihn der Verf. annimmt, geziemt ihm nicht, und einen solchen schlägt er auch nicht an. Es ist nicht Spott, sondern eher wieder Erregung in den Worten zu finden, daß sie wieder auch den Telemach wie ihn in Gefahren ohne Schutz lasse.

Der Verf. stellt die Verse *ν* 408—28, die nach seiner Ansicht die Ankündigung und Ausführung der Verwandlung unpassend unterbrechen, hinter 362, „so daß Odysseus gleich etwas von seinem Sohne erfährt, nach dem er eben 360 sich wenigstens indirekt erkundigt hat". Hierauf ist zu entgegnen: Für störend halte ich die Unterbrechung zwischen Ankündigung und Ausführung der Verwandlung durchaus nicht, m. A. n. geschieht die Verwandlung am besten unmittelbar vor der Trennung der beiden Verbündeten. Wenn Athene Odysseus ankündigt, daß sie ihn verwandeln wolle, damit er unkenntlich sei, so liegt es sehr nahe, daß sie ihm sogleich Weisung gibt, was er zu tun habe, daß er sich nicht sofort in den Palast begeben solle, sondern zu Eumäus; dort solle er dann warten, bis sie ihm den Sohn aus Sparta zurückführe. Daraus ergibt sich dann das weitere Gespräch. Nach 362 dagegen paßt die Weisung, zuerst zu Eumäus zu gehen, gar nicht, da Odysseus sich wundern müßte, warum er nicht sogleich in den Palast zu seiner Gattin und seinem Sohne eilen solle; denn von der Anwesenheit der Freier weiß er noch nichts. — In 360 kann ich übrigens nicht einmal „indirekte" Erkundigung nach seinem Sohne sehen.

Der Verf. spricht sodann über die Rede der Athene 330—351. Ich stimme ihm bei, wenn er 347 und 348 streicht, freilich nicht einfach deshalb, weil sie eine Wiederholung sind, sondern weil sie die wundervolle Symmetrie: *ὅδε—ἥδε, τοῦτο δὲ—τοῦτο δέ* stören. Dagegen die Verse 330—43 kann man beibehalten, wenn auch die Mehrzahl der Ausleger allerlei auszusetzen haben. Der Gedankengang ist folgender: Die letzten Worte des Odysseus zeigten Mißtrauen. Dieses Mißtrauen faßt aber Athene als ein Zeichen der Klugheit auf. Die Worte 330 enthalten also keinen Vorwurf gegen Odysseus, sondern ein Lob seiner Klugheit. Darum ist er auch ihr Liebling, und sie kann ihn im Unglück nicht verlassen, weil er eben so besonnen und klug und voller Geistesgegenwart ist. Diese Besonnenheit zeigt er auch in der gegenwärtigen Situation: Ein anderer wäre sofort zu seiner Gattin und seinem Sohne geeilt, Odysseus fragt nicht einmal nach ihnen (335), ja ehe er sich dazu versteht, wird er eher noch seine Gattin auf die Probe stellen. Weck legt die Stelle gut aus „Du wärest fähig, etwas ganz Unverdientes zu tun". Man hat sich die Worte 335 und 336 bis *πειρήσεαι* mit einem Lächeln gesprochen zu denken. Die nächsten Worte sind dann ernst. Deine Gattin, die du auf die Probe stellen willst, verdient dein Mißtrauen gar nicht, sie jammert immerfort um dich. Wie Athene Mißtrauen des Odysseus gegen seine Gattin darin findet, daß er gar nicht nach ihr fragt (in Wirklichkeit konnte er nicht eher nach seiner Gattin und nach seinem Sohne fragen, als bis er Gewißheit darüber hatte, daß er wirklich in Ithaka sei), so war er auch gegen seine Gönnerin mißtrauisch gewesen und hatte geglaubt, sie habe ihn ganz vergessen, da sie ihm auf seinen Irrfahrten nicht persönlich geholfen hatte. So erklärt sich das *αὐτὰρ ἐγώ* im Gegensatz zu Penelope. Der Zusammenhang ist der: Penelope verdient dein Mißtrauen ebensowenig, wie ich es verdient habe, sie jammert Tag und Nacht um dich, und ich war nicht untreu, aber ich wußte, daß du zurückkehren würdest nach Verlust aller Gefährten. Diese Worte haben folgenden Sinn: Daß du selbst auf dem Meere nicht umkommen würdest, wußte ich, aber ich hätte dir vielleicht die Gefährten erhalten und deine Not auf dem Meere mildern können, aber das wagte ich nicht wegen des Zornes des Poseidon gegen dich.

Der Verf. macht nun durch Athetese und Umstellung folgenden Text zurecht: 330 mit Fragezeichen hinter *νόημα*, 339, 340 mit *περ* für *ἀπό*, 332—35, 331, 341 ff. Zunächst ist m. A. n. das Fragezeichen hinter 330 nicht passend, da er sich in der Tat immer so zeigt (vgl. sein Mißtrauen gegen Kalypso und gegen Leukothea). Wenn sich nun auch der Zusammenhang zwischen 330 und 339 vielleicht denken ließe, daß ihre Treue im Gegensatz zu seinem Mißtrauen stünde, so kann ich die Verbindung von 340 und 332 unmöglich gut heißen; denn seine Rückkehr war doch keineswegs eine Folge seiner Klugheit. Und was für einen Zu-

sammenhang hat nach dem Texte des Verf.s der Vers 333 mit 332! 332 bezog sich trotz des Präsens auf die Vergangenheit, 333 spricht von der gegenwärtigen Situation. Ebenso ist die Verbindung von 335 und 331 unklar, weil vorher von Odysseus' Mißtrauen gegen Penelope die Rede war und jetzt plötzlich die Verteidigung der Athene gegen das Mißtrauen des Odysseus gegen sie selbst erfolgen soll. Wer die beiden Stellen, die Überlieferung und den vom Verf. zurecht gemachten Text vergleicht, kann m. A. n. nur die erste vorziehen.

§ 9. Die Beratung unter dem heiligen Ölbaum *ν* 372 ff. Der Verf. sagt, „Odysseus bedankt sich 385, daß ihm Athene alles Nötige mitgeteilt habe, und bittet sie, ihm zu raten, in welcher Weise er die Bestrafung der Freier vollziehen solle; doch verrät uns die Dichtung weder, was sie mitgeteilt, noch was sie geraten hat". Hiergegen ist zu erwidern, sie hat ihm die Werbung der Freier mitgeteilt, und ihr Rat folgt in den V. 397 ff.: Die Ankündigung, daß sie ihn unkenntlich machen wolle, und die Weisung, zu Eumäus zu gehen und dort auf Telemachs Rückkehr zu warten. Wenn der Verf. meint, 307—10, die vor der Beratung stünden, lauteten so, als ob sie bereits erfolgt sei, so liest er zu viel heraus. In V. 306 ff. hatte sie allgemein von *κήδεα* gesprochen, die sie ihm mitteilen wollte, — gemeint sind die Mißhandlungen der Freier — da fügt sie gleich die Mahnung hinzu, diese *κήδεα* still zu dulden. — Den Ausruf *ν* 383 nennt der Verf. „unmotiviert", weil Athene gar nicht von Agamemnon geredet habe, und wenn Odysseus diesen auch in der Unterwelt gesprochen habe, so genüge das nicht, um seinen Ausruf in diesem Zusammenhange natürlich erscheinen zu lassen. Dies ist m. A. n. eine höchst sonderbare Behauptung! Odysseus hatte von Agamemnon ganz genaue Angaben über seine Ermordung erhalten. Wenn nun Athene in 376 von den schamlosen Freiern spricht, die schon drei Jahre lang im Palaste des Herren schalten, muß da nicht Odysseus auf den Gedanken kommen, daß es ihm ebenso gegangen wäre wie Agamemnon, wenn ihm nicht Athene alles *κατὰ μοῖραν* gesagt hätte? Der Verf. meint nun, daß der Ausruf des Odysseus berechtigter wäre, wenn vorausginge, was *γ* 232—35 steht. Mir erscheinen aber diese Worte in dem Munde einer Gottheit nicht passend, wohl aber in dem Munde eines Sterblichen — in *γ* spielt Athene die Rolle des Mentor. Wenn die Verse in *γ* von Aristarch angefochten sind, so müssen wir eben m. A. n. hier ein anderes Urteil fällen als der antike Kritiker. Denn weder ist der Zusammenhang zwischen *γ* 231 und 232 unpassend: Telemach hatte gesagt, auch die Götter könnten Odysseus nicht zurückbringen; darauf tadelt Mentor den Jüngling und behauptet, mit Leichtigkeit könne ein Gott, wenn er wolle, auch von weit her einen Menschen retten — also zurückkehren könne Odysseus, wenn auch nach langer Zeit und nachdem er wahrscheinlich viele Leiden habe ausstehen müssen

— diesen Gedanken kann man leicht ergänzen. Dann fährt Mentor fort: „ich wenigstens möchte lieber, wenn auch nach vielen Leiden, zurückkehren als das Schicksal des Agamemnon haben, der, ohne Irrfahrten zurückkehrend, in seinem eigenen Hause durch seine Gattin und ihren Buhlen den Tod fand“. Noch sind die drei letzten Verse im Widerspruch mit 231, wie behauptet wird. Sie handeln von der Macht der *μοῖρα*, die über den Göttern steht. Vom Tode, der durch die *μοῖρα* dem Menschen bestimmt ist, können allerdings auch die Götter ihn nicht erretten. In *γ* 331 war ja aber auch nur von einer Zurückführung des Helden *καὶ τήλοθεν* gesprochen.

Der Verf. meint weiter, es müßte den aus *γ* entnommenen Versen über das Schicksal des Agamemnon die Ankündigung vorausgehen, daß der Held noch vieles erdulden müsse, ehe er in den Wiederbesitz seiner Ehren, Güter und vor allem seiner Lieben eintreten könne. Diesen Gedanken macht sich der Verf. zurecht durch *ν* 306 mit der Konjektur *οἶσθα μὲν* für *εἴπω θ'*, 307, 308, 309 bis *ἀλώμενος*, worauf er folgen läßt *μὴ δὲ πυθέσθαι* aus 335, dann 336 und 337 bis *ὀϊζυρή*, dann den Schluß von 309 *ἀλλὰ σιωπῇ* und 310: Wir erhalten also folgende Gedanken: Du weißt nun, was du in deinem Palaste zu erwarten hast, aber trage es notgedrungen und offenbare niemand, daß du von deinen Irrfahrten heimgekehrt bist (das ist der überlieferte Text bis auf die Einleitungsworte *οἶσθα μέν*), und frage nicht, bevor du deine Gattin erprobt hast, die dir so im Gemache jammernd dasitzt, sondern dulde schweigend. Hier versteht man zunächst nicht, was das *μὴ δὲ πυθέσθαι* soll. Warum, wen und wonach soll er nicht fragen? In der Tat fragt er nachher den Eumäus nach dem Vater und der Mutter des Odysseus. Jedenfalls hätte m. A. n. eine nähere Bestimmung zu *πυθέσθαι* hinzugefügt werden müssen. Außerdem verträgt sich die Aufforderung, seine Gattin auf die Probe zu stellen, nicht mit dem Jammer der Penelope, der in dem Relativsatz betont wird. So wird die Göttin grausam. Anders ist die Sache nach der Überlieferung: hier stellt die Göttin die Prüfung — wenn auch nur im Scherz — als Absicht des Odysseus hin, der gegenüber sie den Jammer der Penelope hervorhebt. Dann folgen also nach des Verf.s Umstellung die Verse aus *γ*. Aber ihr Zusammenhang mit dem Vorgehenden erscheint mir in *ν* nicht so passend wie in *γ*. Denn in *ν* ist in den vorhergehenden Versen von *ἄλγεα* die Rede, die er in der Heimat still dulden soll, und danach soll nun von der Heimkehr nach Erduldung vieler Leiden so gesprochen werden, als wenn die Leiden mit der Heimkehr ein Ende hätten? Auch wird durch diesen Einschub dem Ausruf des Odysseus die Unmittelbarkeit und Frische genommen.

Darauf läßt der Verf. die Verse (386) 397, dann 192, 193 und 429—439 folgen. In diesen Versen hat er aber eine sehr wesentliche Änderung vorgenommen, nämlich statt *σ' ἄγνωστον*

τεύξω schreibt er *μ' ἄγνωστον τεῦξον* und ändert demgemäß auch in den anderen Versen die Personalpronomina und Verbalendungen. Es ist kein Zweifel, daß diese Änderung durchaus unpassend ist. Nicht die Göttin soll dem Helden ankündigen, daß sie ihn unkenntlich machen wolle, sondern der Held soll die Göttin darum bitten! *Credat Iudaeus Apella!*

Weil nun nach des Verf.s Ansicht die Szene keine eigentlichen Mitteilungen und keinen Rat bezüglich des Freiermordes enthalten, so nimmt er an, daß die Beratung ursprünglich eine geheime gewesen sei, die von dem Dichter durch die Mordplanszene in *δ* 625—74 gedeckt worden sei. Der Verf. begründet seine Ansicht folgendermaßen: „Statt Athene dem Odysseus erzählen zu lassen, wie es die Freier in seinem Hause trieben, führte der Dichter diese in einer dramatischen Szene vor". Ganz schön, nur daß m. A. n. Odysseus dadurch nichts von den Freiern erfahren hätte! Wenn der Verf. ferner sagt, „der Dichter hat zeigen wollen, daß sie sich, seit der Leser (sic!) nichts mehr von ihnen gehört hat, nicht gebessert haben, sondern eben im Begriffe sind, das Maß ihrer Sünden voll zu machen", so meine ich, daß der Hörer — denn daß die Gedichte für ein Leserpublikum berechnet waren, wird doch wohl der Verf. nicht annehmen — den Mordanschlag, auch wenn er in *δ* erzählt war, noch im Gedächtnis hatte, zumal Athene *ν* 425 darauf anspielt. Der Verf. nennt die Mordplanszene die wirkungsvollste Einführung in die ithakesischen Verhältnisse, die v. Wilamowitz und Seeck hier vermißten, und die beste Einleitung für den tragischen Teil der Dichtung. Hiergegen ist schon oben gesagt worden, daß die Mordplanszene für sich allein ohne die folgenden Penelopeszenen nicht denkbar ist, und daß durch den Einschub dieser ausgedehnten, mehr als 200 Verse umfassenden Szene das Interesse von der Hauptperson abgelenkt wird. Die Einführung in die ithakesischen Verhältnisse geben die Bücher *α*, *β* und *δ* von 624 ab, und wenn die Mordplanszene wirklich ursprünglich in *ν* gestanden hätte, was mir undenkbar erscheint, so müßten wir dem „Ordner" Dank wissen, daß er sie von dort fortgenommen und vor den *νόστος* gesetzt hat.

Ferner meint der Verf., die Verse *ν* 371—81 und 386—403 stammten allerdings aus einer Beratungsszene, aber aus einer olympischen. Als Gründe führt er an, daß *γλαυκῶπι* im Munde eines Sterblichen unmöglich sei, — bis jetzt hat, soviel ich sehe, kein Ausleger daran Anstoß genommen — und *ἄνθρωπος* usw. in 400, Worte, die doch nur im Götterkreise gefallen sein könnten. Für die letzte Behauptung wird von dem Verf. kein Beweis beigebracht. *ἄνθρωπος* bedeutet m. A. n. ein Mensch = jedermann. Wenn man diese Bedeutung für unzulässig hält, muß man es mit Nitzsch u. a. in *ἄνθρωπον* ändern.

Der Verf. behauptet schließlich, was er im zweiten Teil seiner Arbeit näher beweisen will, daß die Verse *α* 28—47 nicht für

ihren jetzigen Zusammenhang gedichtet seien, sondern für eine Olympszene, die vor der Tisis gestanden habe. Den übrigen Teil des verschwundenen Göttergesprächs habe der Ordner benützt für die Beratungsszene unter dem heiligen Ölbaum. Man kann auf den Beweis im zweiten Teil gespannt sein. Vorläufig meine ich, daß eine Beratung der Götter nur vor der Entlassung des Odysseus von der Insel der Kalypso notwendig ist, weil er von dort ohne ein Machtgebot aller Götter Poseidon gegenüber nicht entrinnen kann. In ν dagegen, wo er glücklich nach Ithaka gekommen ist, bedarf es nur der Hilfe seiner Beschützerin Athene. Recht bezeichnend ist es, wie der Verf. zu seinem Zwecke den Text zurecht machen muß. Auf α 49 δυσμόρῳ läßt er einen Abschnitt folgen, den er selbst Mixta nennt, den ich den Lesern nicht vorenthalten will:

π 205 ⟨πολλὰ⟩ παθὼν κακά, πολλὰ δ' ἀληθείς,
206 ἤλυθεν εἰκοστῷ ἔτεϊ ἐς πατρίδα γαῖαν
ν 383 ⟨καὶ ἤ τοι μέλλει⟩ Ἀγαμέμνονος Ἀτρείδαο
384 φθίσεσθαι κακὸν οἶτον ἐνὶ μεγάροισιν ἑοῖσιν
α 37, ν 385 εἰ μή οἵ νυν ἕκαστα θεοὶ ἀγορεύσομεν ἡμεῖς.
α 76 ἀλλ' ἄγεθ' ἡμεῖς οἵδε περιφραζώμεθα πάντες,
ν 376, υ 29 ὅππως δὴ μνηστῆρσιν ἀναιδέσι χεῖρας ἐφήσει

[diese Verse enthalten einige Textesänderungen]. Dann folgen die Verse ν 377—403 mit einigen Athetesen (383—85, 391) und Textveränderungen, dann α 96, 102, 103 halb, dann der Text von ν 187 ὁ δ' ἔγρετο δῖος Ὀδυσσεύς an. Mit einem solchen Flickwerk hofft der Verf. die Odyssee zu „restaurieren"!

Weilburg. F. Stürmer.

Zu Sophokles Οἰδίπους τύραννος v. 597.

Νῦν οἱ σέθεν χρῄζοντες ἐκκαλοῦσί με, so lautet der Vers in der Überlieferung. Die Stelle ist ein recht sinnfälliger Beweis dafür, wie zähe eine 'konservative' Kritik an der überlieferten Leseart festhält, auch wenn diese sehr schweren Bedenken unterliegt und überdies bereits seit langem eine glänzende Emendation vorliegt, die alle Schwierigkeiten auf die einfachste Weise beseitigt. Der Zusammenhang der Stelle ist kurz folgender: Kreon sucht sich in längerer Rede gegenüber Ödipus von dem Verdachte zu reinigen, daß er ihn vom Throne stürzen wolle. Er sei jetzt nächst dem Herrscher selbst der mächtigste und einflußreichste Mann im Staate und diese vom Könige ihm freiwillig gewährte Machtfülle befriedige ihn vollkommen; sie sei ihm lieber als auch noch den Herrschernamen und damit allen Kummer des Herrschers zu tragen. Sein Ehrgeiz strebe gar nicht darnach τύραννος εἶναι μᾶλλον ἢ τύραννα δρᾶν. Jetzt genieße er als der mächtige Mittler zwischen Volk und Herrschergunst alle Vorteile der Macht

ohne deren Gefahren. Und nun heißt es *νῦν οἱ σέθεν χρῄζοντες ἐκκαλοῦσί με.* Daß der Sinn nur sein kann: 'Die Deiner königlichen Huld bittend nahen, umwerben zunächst mich', liegt auf der Hand. Allein dieser Sinn kann in dem überlieferten *ἐκκαλοῦσι* unmöglich liegen. Was soll das heißen: 'Sie rufen mich heraus'? Man erklärt freilich: *ex aedibus me evocant auxilium petituri*, oder 'sie rufen mich heraus, damit ich mich für sie bei Dir verwende' (Wolf-Bellermann). Allein man wird mir zugestehen, daß eine plattere und nichtssagendere Form für das, was der Dichter hier ausdrücken wollte, kaum hätte gewählt werden können. Die Bedeutung 'anrufen' aber hat *ἐκκαλεῖν* nie. Es ist mir darum ganz unerklärlich, daß Wolf-Bellermann, der Herausgeber des Weidmannschen Schulkommentars, jenes *ἐκκαλεῖν* unangetastet läßt und überdies im 'Krit. Anhang' behauptet, das überlieferte *ἐκκαλεῖν* sei vollkommen verständlich und ohne jede Schwierigkeit, und jede Änderung sei überflüssig, und ebenso, daß Bruhn, der jetzige Herausgeber des Schneidewin-Nauckschen Kommentars, sich gleichfalls bei der überlieferten Leseart beruhigt. Und doch liegt seit langem schon eine paläographisch überaus einfache und dabei alle Schwierigkeiten beseitigende Emendation vor: *αἰκάλλουσί με* (Musgrave), die mit Recht die Billigung einer Anzahl von Herausgebern gefunden hat. Dies ist das Wort, nach dem der Sinn unserer Stelle gebieterisch verlangt: 'sie umschmeicheln mich'. Und es ist eine arge Verkehrtheit Bellermanns zu erklären, die ursprüngliche Bedeutung von *αἰκάλλω* 'streicheln, wedeln' erwecke leicht einen verächtlichen Nebensinn, der zu unserer Stelle schlecht passe. Für wen sollte denn dieser ursprünglich verächtliche Nebensinn des Wortes 'nicht recht passend' sein? Etwa für den Sprechenden selbst, auf den es hier in seinem Gespräche mit dem König allein ankommt? Gewiß nicht. Auch *adulari* hat ursprünglich eine ähnliche Bedeutung und doch wäre es der Situation durchaus angemessen, wenn Kreon hier sagte: *Tuam quisquis captat gratiam, adulatur me.* In der Tat kann Kreon, wenn er dem König gegenüber recht nachdrücklich betonen will, daß er allen Grund habe, mit seiner gegenwärtigen Stellung und Macht zufrieden zu sein und nichts Höheres anzustreben, kaum ein bezeichnenderes Wort wählen als gerade jenes *αἰκάλλουσί με*, das in sinnvoller Weise zeigt, wie alle Welt jetzt schon um seine Gunst buhlt und schmeichelnd ihn umwirbt. In der Anmerkung zu der Stelle bei Nauck-Bruhn wird als Stütze, wie es scheint, für *ἐκκαλοῦσι* auf Seneca verwiesen, der Oed. 687 f. Kreon sagen läßt: *solutus onere regis regni bonis fruor domusque civium coetu viget.* Allein gerade in diesem *coetus civium*, die das Atrium belagern, kann ich nach römischer Auffassung nur die Schar der Leute sehen, die zum Morgengruß erscheinen und um die Gunst des mächtigen Patronus buhlen, nicht aber solcher, die ihn *ἐκκαλοῦσι*. Der Fehler in der Überlieferung ist freilich alt, wie Schol. zu der Stelle *προκαλοῦσι* zeigt.

Die alte Textesverderbnis an dieser Stelle, die in der Aussprache *αι* = *ε* ihren Grund hat, erinnert mich sehr an eine Plato-Stelle, wo auch aus einer solchen Fehlerquelle die handschriftliche Leseart entstanden ist, mit deren Deutung sich heute noch einzelne Herausgeber vergeblich abquälen. Plato Gorg. p. 465 c heißt es in den codd. *ἡ κομμωτικὴ* (die Kunst sich zu putzen) *σχήμασι καὶ χρώμασι καὶ λειότητι καὶ αἰσθήσει ἀπατῶσα.* Es ist nun hier ganz sinnwidrig und unmöglich, die Mittel der Täuschung, *σχήματα, χρώματα* und *λειότης*, deren sich die *κομμωτική* bedient, auf eine Linie zu stellen mit der *αἴσθησις*, mit der Empfindung, die diese Mittel des Truges auf den Beschauer hervorrufen, wie dies heute noch Schmelzer (Weidmannscher Schulkommentar) in höchst gewaltsamer Weise versucht. Aber *αἰσθήσει* ist eben nichts anderes als ein durch Verhören des in der Aussprache ganz gleichklingenden Wortes *ἐσθῆσι* entstandener Fehler. Und damit wird, wie jeder sieht, ein Täuschungsmittel bezeichnet, dessen die *κομμωτική* neben den anderen genannten gar nicht entraten kann und das daher auch an unserer Stelle unentbehrlich ist.

Wien. Alois Kornitzer.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Wiener Eranos. Zur fünfzigsten Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Graz 1909. Wien, Alfred Hölder 1909. VI und 324 SS. Preis 10 K. (Fortsetzung.)

13. Adolf Wilhelm, Parerga. I. In dem Gesetze aus Samos über die Beschaffung von Brotkorn aus öffentlichen Mitteln (Berl. Sitzungsber. 1904, 917) bedeutet *καθιστάναι (τὸν σῖτον)* „liefern" und *προλαμβάνειν* „ausnutzen". II. Der Genetiv bei *νικᾶν* in den Ausdrücken *ἡ φυλὴ ἀνδρῶν, παίδων, ἱππέων* u. s. f. *ἐνίκα* ist durch ein Hinzudenken von *χορῷ* zu erklären. III. In den Städtebildern des Herakleides 7 (C. Müller) ist vermutlich statt des handschriftlich überlieferten *ἐπανελλόμενοι* zu lesen *ἐπαγγελλόμενοι*; *Ἀθηναῖοι Βοιωτοί* bedeutet „boiotische Athener oder, wie wir auch sagen können, athenische Boioter". IV. Polyb. IV 52, 4 ff. ist mit *λαοί* „augenscheinlich die an die Scholle gefesselte leibeigene Bevölkerung des byzantinischen Gebietes gemeint", statt *τὰ πολεμικὰ σώματα* ist, wie schon Emperius, *Opusc.* p. 319 vermutet, *τὰ πολιτικὰ σώματα* zu schreiben, *λιθίαν* ist durch *λιθείαν* zu ersetzen. V. In der 6. Spalte des *Index Stoic. Herc.* ist vermutlich statt HEACMOYC zu schreiben *[χλ]εασμούς*, in der 2. Spalte wird statt des vorgeschlagenen *φίλο[υς θ]εο⟨ῖ⟩ς* *φιλ[οθ]έο⟨υ⟩ς* „zur Prüfung am Originale" empfohlen. VI. gibt eine Vermutung über die Lesung von V. 23 ff. in der Liebesgeschichte von Metiochos und Parthenope (Reitzenstein, Hellenistische Wundererzählungen 167); statt *π[ερὶ τὴν οἰκου]μένην* sei erforderlich *π[ᾶσαν τὴν οἰκουμέ]νην*. VII. Plautus Captivi 85 ff. knüpft an den Ausspruch des Kynikers Diogenes (Diog. Laert. VI 55 und Pap. Rainer, wo mit Crönert st. *Μαρωνικός* zu lesen ist *Λακωνικός* und *Μελιταῖος* st. *Ἀμελιταῖος*. — 14. Wilhelm Weinberger, Die griechischen Handschriften des Prinzen Eugen von Savoyen, handelt über die Provenienz der 18 griechischen Eugeniani in der Wiener Hofbibliothek (Nr. 18 stammt aus Belgien, die übrigen 17 aus der Walachei und sind über Hermannstadt

gegangen) und gibt „Anhaltspunkte" zur Entscheidung der Frage, wer die ursprünglichen Besitzer gewesen seien. — 15. Robert Kauer, Textkritisches zu Terenz. Zur Heilung von korrupten Terenz-Stellen „gibt es ein Moment der Entscheidung, das bisher gar nicht beachtet worden ist, nämlich die Berücksichtigung der Glossen", wie an Phorm. 73, Haut. 846 und 1066, Eun. 267 und Andr. 685 zu zeigen versucht wird. Ebenso sind die „Konstruktionshilfen" für die Textkritik von Wichtigkeit. — 16. August Engelbrecht, Zu Catulls Passer, bietet eine Erklärung (und Übersetzung) der ersten 10 Verse des zweiten Gedichtes Catulls, auf die Annahme gestützt, „daß das Liedchen durchwegs den Ton der leichten und die grammatikalischen Regeln des Hochlatein verschmähenden Umgangssprache festhält" (6. *iocari* = *per iocum aliquid dicere;* 7. *sui* = *eius,* nämlich *puellae;* 9. *possem* optativer Konjunktiv ohne *utinam*). — 17. Ernst Kalinka, Catulls 51. Gedicht und sein Sapphisches Vorbild. Die „einzig mögliche Erklärung" für das Sapphische Gedicht (Lyr. Gr. edd. Bergk 2) ist die, daß „es Eifersucht ist, die Sappho mit ihrer Liebe rechtfertigt" (*τό* bezieht sich auf den ganzen Relativsatz der vorangehenden Strophe). In gleichem Sinne ist auch Catulls 51. Gedicht zu verstehen. Die Schlußstrophe aber ist der Lesbia „in den Mund zu legen". — 18. Karl Prinz, Zu Properz, stützt durch zahlreiche Belege und Parallelen „ältere Erklärungen", um diesen gegen Rothstein „wieder zu ihrem Rechte zu verhelfen": I 8, 4 ist *quolibet* mit *vento* zu verbinden; IV 3 51 ff. *nam mihi quo?* = „denn was hab' ich davon?"; IV 5, 47 ff. *somniet in obductam seram* = *dormiat acclinis serae obductae.* — 19. Hugo Jurenka, Horatiana. A. Zur Kritik. Carm. I 23, 5 wird statt *adventus* vorgeschlagen *adventu.* B. Zur Erklärung. Kießlings Erklärungen werden zurückgewiesen zu carm. I 2, 17 ff.; 3, 9; 4, 5; 6, 9; 12, 45 f.; 28, 15 sowie „die Vorliebe, die Bedeutungskraft längst verblaßter Etyma geltend zu machen". — 20. R. C. Kukula, Die sechzehnte Epode des Horaz. Nach einer „Einzelerklärung" (v. 35 f. *haec* gehört nicht zu *exsecrata,* sondern als Akkusativ des Zieles zu *eamus*) wird die „Frage nach der Tendenz" des Gedichtes in ausführlicher Erörterung dahin gelöst, daß „die bis heute herrschende sentimental-seriöse Auslegung" aufgegeben werden müsse; denn diese Epode sei „eine ausgesprochene archilochische Invektive, ein durchaus realpolitisches Gedicht ohne jeglichen empfindsamen Beigeschmack". Man dürfte überhaupt allmählich zu der Erkenntnis kommen, „daß die horazische Epode in ihrem Wesen schlechterdings nichts Gemeinsames mit der Ode und den anderen Spielarten sentimentaler Poesie aufzuweisen" habe. — 21. Friedrich Ladek, Die römische Tragödie Octavia und die Elektra des Sophokles. Durch Heranziehung zahlreicher Parallelen aus Sophokles' Elektra wird gezeigt, daß der Dichter der Octavia in Motiven und Komposition Anklänge an

Sophokles aufweist, ohne jedoch „die Motive seines Vorbildes in plumper Weise“ zu verwenden. Auch dürfe man natürlich nicht meinen, daß „sämtliche herangezogene Stellen bewußt nachgeahmt“ seien; „von Nachahmung im gewöhnlichen Sinne könne gleichwohl eher Sophokles als Seneca gegenüber gesprochen werden“. — 22. August Scheindler, Eine noch unbenützte Sallusthandschrift, gibt eine genaue Beschreibung und ausführliche Bewertung der Pergamenthandschrift des Benediktinerstiftes St. Paul in Kärnten mit der Signatur XXVI 1, 21, „wahrscheinlich aus der zweiten Hälfte des XII. Jahrh.“ mit den beiden *Bella* Sallusts. Die zumeist an dem *b. Catilinae* durchgeführte Untersuchung über den Wert der Handschrift führt zu dem „Ergebnis, daß unsere Handschrift einen stark korrigierten Text bietet und keineswegs zu den lauteren Quellen zählt, sondern mit großer Vorsicht befragt werden muß, aber immerhin befragt werden muß“. — 13. Edmund Hauler, Zum Sendschreiben des Catulus und über die Consilia des Asinius Pollio, gibt eine sachlich und kritisch gestützte Wiederherstellung des Textes von Frontos Schreiben an L. Verus (auf S. 126 bei Naber). Aus dieser Textgestaltung ergibt sich in der Hauptsache, daß der erwähnte „zur Buchform gediehene Brief des Catulus“ nicht „aus Sallusts Historien stamme und dem jüngeren Catulus zuzuschreiben sei“, sondern auf die Ereignisse des Jahres 102 sich beziehe, wahrscheinlich „nicht bloß als Materialsammlung für Furius' Dichtung gedacht war“ und daß ihn Q. Lutatius Catulus nicht (wie Peter meinte) griechisch geschrieben habe; zugleich wird eine von der üblichen Ansicht abweichende über die *Communes Historiae* des Catulus vorgetragen. Ferner erscheinen an derselben Frontostelle *Consilia* des Asinius Pollo erwähnt, womit „eine eigene Schrift, von der wir bisher nichts wußten, gemeint“ ist, deren Titel wohl „nach Ciceros ebenso betitelten *De consiliis suis* oder *Liber consiliorum* gewählt“ war und auf deren „Vorhandensein das Zitat bei Charisius Gr. L. I 80, 2 f. hinzuweisen scheint“. — 24. Johannes Kromayer, Heirkte (mit 5 Abbildungen und 1 Karte). Die bisherige Annahme, daß der Monte Pellegrino der Heirkte des Polybios sei, auf dem während des ersten Punischen Krieges Hamilkar drei Jahre lang gegen die Römer gekämpft, ist unhaltbar. Die „vielen militärischen und topographischen Unwahrscheinlichkeiten und Verkehrtheiten“, an denen der Bericht des Polybios bei dieser Annahme notwendig leiden müßte, schwinden, wenn man den Heirkte auf der *Isola delle Femine* sucht. — 25. Josef Mesk, Der mauretanische Feldzug unter Antoninus Pius, setzt nach eingehender Prüfung des Quellenmaterials und der sonstigen in Betracht kommenden Faktoren als Zeit dieser Unternehmung die Jahre 148 oder 149, unter der Voraussetzung, daß der Feldzug „etwa ein Jahr lang währte oder doch nicht viel darüber. Die Entscheidung dürfte in Tingitana gefallen sein. Der Sieg der Römer war ein vollständiger,

seine Wirkung eine nachhaltige". — 26. Edmund Groag, Alexander in einer Inschrift des III. Jahrhunderts n. Chr. Es ist nicht notwendig, in der obermösischen Inschrift Eph. epigr. II 493 (= Corpus III 8238, in etwas abweichender Form Jahreshefte VI. 1903, Beibl. S. 88) mit Premerstein und Vulić „einen sonst unbekannten Senator *Furius Octavius* zu proponieren". Es ist vielmehr an den sonst mehrfach bezeugten *Furius Octavianus* zu denken, unser Alexander ist „ein ekstatischer Schwärmer, ein neuerstandener Alexander, der unter Elagabal auf mösischem und thrazischem Boden erschien. Die Stiftung der Votivgabe fällt in dieselbe Zeit. Die Zusammenstellung der Gottheiten entbehrt des einheitlichen Charakters". — 27. Anton v. Premerstein, Die Dreiteilung der Provinz Dacia. Laut CIL. III Suppl. p. 1989 n. LXVII und CIL. III p. 886 n. XLIV (und ebd. Suppl. p. 1990 n. LXX) ist die Dreiteilung der Provinz „zwischen dem 8. Juli 158 und dem 27. September 159 offiziell ins Leben getreten" (das Suffektkonsulat der in dem zweiten Militärdiplom genannten *Sex. Calpurnius Agricola* und *Ti. Claudius Iulianus* fällt in den September und Oktober 159) und ist nicht „mit der erst nach dem Partherkrieg erfolgten Verlegung einer zweiten Legion nach dem nördlichen Dacien und der damit verbundenen Rangerhöhung des Statthalters in unmittelbaren Zusammenhang zu bringen". Seither „führte ein Konsular, als erster wohl *L. Aemilius Carus* in den Jahren 166/7" (also vor *M. Claudius Fronto*) „das Kommando über Dacien und seine zwei Legionen, die *XIII gemina* und die *V Macedonica*". — 28. Leopold Wenger, Zu den neuen Oxyrhynchus-Papyri. Das Institut der Muttervormundschaft (auch für das römische Bürgerrecht) bezeugen Oxy. VI 909 (a⁰ 225) (auch interessant als „Beispiel der Abnahmepflicht des Käufers" und wegen der „Verwendung des Kaufpreises"), 907 (a⁰ 276) und zwar im „Zusammenwirken von Mutter und Vormund", 898 (a⁰ 123) für die Mutter allein (hier auch die Erörterung über die Frage der selbständigen Klageberechtigung des Sohnes). 888 bezeugt die Vormundschaft einer Tante (oder zweier Tanten), ist auch „bemerkenswert" hinsichtlich „der Kompetenz der Vormundschaftsbestellung" und „der römischen Unterscheidung des *tutor impuberis* und *curator puberis minoris*". 909 (a⁰ 233 oder 265) zeigt als Mithandelnden eines Schreibunkundigen einen *ὑπογραφεύς*, den W. als *curator* eines *infirmus* auffaßt. 914 (a⁰ 486) ist wohl als *constitutum debiti proprii* zu betrachten. Das eidliche Versprechen der Rückendeckung eines Bürgen in 904 (V. Jahrh.) deutet auf „niedergehenden Kredit" und auf „schwindende normale Sicherheit der Erfüllung rechtlicher Verbindlichkeiten". 903 (IV. Jahrh.) ist als „Dokument kirchlicher Ehegerichtsbarkeit" besonders wertvoll. — 29. Stephan Brassloff, Der Amtstitel der städtischen Quästoren. In Ehreninschriften, welche den vollen *cursus honorum* bieten, „wird in der Republik und in der Kaiserzeit bis auf Hadrian

der städtische Quästor immer nur einfach als *quaestor* bezeichnet", ohne die Determination *urbanus*. Ebenso in den Elogien (einzige Ausnahme CIL. I p. 281, die sich vielleicht erklären läßt). Anders in den Urkunden ohne *cursus honorum* und zumeist seit Hadrian. Dieser Gegensatz ist „ein neues Hilfsmittel für die (annähernde) chronologische Fixierung bisher undatierbarer Inschriften". — 30. Josef Scholz, Ein Beitrag zu den Münzen von Grimenothyrae-Phrygiae, beschreibt aus seiner Sammlung vier Münzen dieser Stadt, die in den bisherigen Verzeichnissen nicht erwähnt sind. — 31. Ludwig Radermacher, Der Knäuel Ariadnes. Verschiedene Sagen, die das Motiv zeigen, daß „jemand sich frühzeitig eines Mittels versichert, um aus einer Gegend, in der er sich sonst verirren müßte, durch geschickte Bezeichnung des Weges wieder zu entkommen" (von denen einzelne allerdings „eine unmittelbare Beeinflussung durch die Ariadnelegende" nicht ausschließen), lehren, „daß wir einer künstlichen Erklärung des Ariadnefadens nicht bedürfen", legen aber die Vermutung nahe, daß dieses Motiv „kein ursprüngliches und originales" sei. Diese Vermutung gewinnt an Halt, wenn wir die Bildung des Begriffes Labyrinth, wie ihn die Sage bietet, genau erwägen und die antiken Berichte analysieren. Erst „nachdem Minotaurus ins Labyrinth versetzt worden war, hat man Theseus den Knäuel gegeben". — 32. Emil Reisch, Zu den Friesen der delphischen Schatzhäuser. 1. Die Zweikampfdarstellung des „Ostfrieses" ist nicht, wie bisher nach Homolle allgemein aufgefaßt wird, als eine Darstellung der in Il. XVII gegebenen *Μενελάου Ἀριστεία* zu deuten, sondern, wie sich aus den noch festzustellenden Beischriften und einem Vergleich mit der chalkidischen Vasenscherbe in Florenz n. 1784 ergibt, als Kampf zwischen Memnon (links) und Achilleus (rechts) über der Leiche des Antilochos (dann weiter Aineas und Priamos [?], anderseits Automedon und Nestor). „Die charakteristischen Züge dieser Komposition des Friesreliefs wurzeln schon in einer älteren bildlichen Tradition, die ihrerseits gewiß bestimmt war durch die Erzählung des Epos, d. h. wohl der Aithiopis". 2. Der „Leukippidenraub" des „Südfrieses". Die beiden Fragmente mit den „Frauenräubern" (Platten *c* und *d*) und das Stück mit dem Viergespann links vom Altar (*a*) und die Platte mit den Reitern und dem Gespann (*b*) sind nicht „zu einer Komposition zu vereinigen", wie Heberdey vorschlägt. *a* und *b* sind wohl einer Langseite desselben Baues zuzuweisen wie die Platten des sogenannten „Westfrieses"; *c* und *d* gehören einem anderen Friese an, für dessen „Ergänzung ausreichende Anhaltspunkte" nicht geboten sind. — 33. Peter R. v. Bieńkowski, De ephebi Attici capite Cracoviensi (mit 3 Abbildungen und 1 Tafel), beschreibt (in lateinischer Sprache) den Kopf eines attischen Epheben, aus weißem, wahrscheinlich parischem Marmor, von einer Herme oder Statue herrührend (im fürstl. Czartoryskischen Museum in Krakau), den

er einem namhaften attischen Künstler des IV. Jahrhunderts vor Praxiteles zuweist. Auch der angebliche Fundort Sikyon spreche nicht gegen eine solche Annahme. — 34. Heinrich Sitte, Zur Niobide der Banca Commerciale. Eine Stelle bei Euripides (Hec. 557 ff.) weist direkt auf dieses Kunstwerk hin. Die Zeit der Aufführung dieses Dramas (vor 423) ist eine wichtige Stütze „zur Begründung des frühen Ansatzes“ (450—440 nach Furtwängler) der Niobide. — 35. Eugen Bormann, Aus Pompeji. 1. C. IV 6997 ist (gleichlautend mit IV 2995 und dem das vollständige Distichon bietenden IV 1227) mit Man zu lesen *venimus huc cupidi, multo magis ire cupimus.* Der in IV 1227 folgende Pentameter *ut liceat nostros visere, Roma, lares* „mag“ in den beiden anderen „weggelassen sein, weil die Heimat ihrer Schreiber oder ihres Schreibens nicht Rom war“. 2. Bei C. IV 581, 575 und 576 an „Wahlempfehlungen des *M. Cerrinius Vatia* durch die *seribibi universi, dormientes universi* und *furunculi*“ zu denken ist „äußerst unwahrscheinlich“. Mit diesen drei Ausdrücken sind wohl „in scherzhafter Weise dieselben Kumpane“ aus der Schenke der *(H)edone* gemeint (vgl. IV 1679). *Furunculi* ist vielleicht nach dem Spiele der *latrunculi* als Spitzname entstanden. 3. Der C. IV S. 144 erwähnte *praefectus iure dicundo* ist ein auf die Dauer der Abwesenheit der Duovirn ernannte Präfekt. Zu seiner Nennung neben den Duovirn wäre heranzuziehen C. X 904 und 901. 4. Die in den Weihinschriften von 25 v. Chr. bis 40 n. Chr. vorkommenden Weihenden heißen *ministri,* seit 2 v. Chr. gewöhnlich *min. Aug.* Sie *ministri Mercurii Maiae* zu nennen, ist unbegründet. da in C. X 885, 886 *ministri* fehlt, *Merc. Maiae* also Dativ zu *sacrum* ist, was auch in 887 trotz des vorangehenden *[minist]ri* der Fall sein dürfte (ähnlich in X 888). Vielleicht ist auch die Bezeichnung *min. Aug.* trotz C. X 892 zu *ministri Augustales* (nicht *Augusti*) zu ergänzen.

Über sämtliche Abhandlungen orientiert ein von Gymnasial-Direktor Weißhäupl angelegtes, umfangreiches und sehr genaues Register, über dessen Wert für die Benützung des Buches auch nur ein Wort zu verlieren überflüssig erscheint. Das Register ist in drei Gruppen geteilt: A. Autoren, B. Inschriften, C. Sachliches. — Man wird — *last not least* — anerkennen müssen, wie emsig und eifrig die Redaktion an der Arbeit war. Sie leitete Kustos Frankfurter in seiner bewährten Weise; er hat sich auch damit ein rühmenswertes Verdienst um das Buch erworben. — Auch die Ausstattung und der Druck sind durchaus tadellos und einwandfrei und verdienen rückhaltlose Anerkennung.

Kurz, der „Wiener Eranos“ ist eine wahre und würdige Festgabe im besten Sinne des Wortes.

Wien. V. Lekusch.

Nel III. Centenario della Biblioteca Ambrosiana. MDCIX — 8 Dicembre — MCMIX. Miscellanea Ceriani. Raccolta di scritti originali per onorare la memoria di mr. Antonia Maria Ceriani, prefetto della Biblioteca Ambrosiana. Milano, Hoepli 1910. XVI und 810 SS. gr.-8°.

Der mit dem Bildnis des gelehrten Vorstandes der Ambrosiana geschmückte Band enthält außer einem von seinem würdigen Nachfolger Ach. Ratti verfaßten Vorwort, den Hauptdaten von Cerianis Leben (1828—1907) und einem Verzeichnis seiner Werke 35 Abhandlungen, von denen 30 in italienischer Sprache abgefaßt sind (darunter auch die Beiträge von Hülsen und Bannister), während Wickham Legg und Turner die englische, Omont und Pélissier die französische Sprache gewählt haben, Hauler sich der lateinischen bedient.

Es sind größtenteils Mitteilungen aus Handschriften. A. de Marchi legt (S. 1—35) eingehend und auf Grund von Bildproben dar, daß Kleidung und Waffen, Gebräuche und Sitten in den Abbildungen der *Ilias Ambrosiana* auf römische Zustände an der Wende des III. und IV. Jahrhunderts hinweisen [1]).

D. Bassi veröffentlicht (S. 511—529) aus den Herkulaner Papyri 1232 und 1289 die (zusammenhangslosen) Ergebnisse seiner Kollation von *Φιλοδήμου περὶ Ἐπικούρου ⟨A?⟩, B.*, C. O. Zuretti (S. 557—567) aus einem Ambrosianus und einem Urbinas Tzetzes-Scholien zu Aristophanes' Wolken 30—100, E. Martini (S. 433—447) aus einem Vallicellanus einen Brief des Theodulos an Hierotheos, N. Festa (S. 568—576) aus zwei Laurenziani *Versiculi in vitia et virtutes*, die dem Psellos zugeschrieben wurden. A. Muñoz bespricht (S. 169—179) byzantinische Miniaturen der *Biblioteca Queriniana* in Brescia.

A. Ratti gibt (S. 789—810) Faksimile und Abdruck eines in der Ambrosiana gefundenen, paläographisch sehr interessanten Fragments von Isidors *Differentiae spirituales*, das aus Bobbio stammt und ins VII. Jahrhundert gesetzt wird (vgl. dazu E. Hauler, Wiener Studien XXXI 320), E. Hauler (S. 501—510) wieder eine ergebnisreiche Probe seiner Fronto-Ausgabe (I 6, p. 13, 11—14, 10 Naber). B. Nogara veröffentlicht (S. 413—431) aus vatikanischen Hss. — der 4. Band des Katalogs ist im Druck — mittelalterliche Vitae und Kommentare zu Ovid, F. Novati (S. 69—86) aus einem Monacensis antike Zaubersprüche, J. Wickham Legg (S. 148—167) aus einem Cottonianus einen im VIII. Jahrhundert abgefaßten Traktat: *Ratio decursus qui fuerunt ex auctores,* H. M. Bannister (S. 127—148) aus einem Vaticanus (der mit anderen Hss. der Privatbibliothek Pius' VI. durch die Buchhandlung Bocca an Heywood verkauft und von

[1]) Die im 7. Bande der mit den Mitteln der *Fondation Piot* herausgegebenen *Monuments* [Paris 1900] gebotene farbige Probe wird nicht erwähnt.

dessen Witwe Leo XIII. geschenkt wurde) einen *Ordine 'Ambrosiano' per Venerdi e Sabbato Santo* und aus einem Reginensis, der aus Reims stammt, ein *Officium SS. Gervasii et Protasii;* hiebei erwähne ich gleich M. Magistrettis Aufsatz (S. 88 bis 126) über zwei unbekannte Ausgaben des ambrosianischen Sakramentars. C. H. Turner behandelt (S. 687—739) die Briefe Leos des Großen, P. Rasi (S. 577—604) neuerlich das *Carmen de Pascha.*

Ein Faksimile ist auch P. Rajnas Abhandlung über den Vaticanus 3357 von Petrarcas Schrift *De vita solitaria* (S. 641 bis 686) beigegeben. Ebenso werden handschriftliche Quellen vielfach herangezogen in den Federigo Borromeos Kunstsinn und seinen Beziehungen zu Galilei gewidmeten Arbeiten von L. Beltrami (S. 279—290) und A. Favaro (S. 307—328), ferner von G. Gallavresi, der sich (S. 403—412) mit den Beziehungen des Bibliophilen Baron Custodi zur Ambrosiana beschäftigt.

Ch. Hülsen veröffentlicht (S. 255—278) aus einem Ambrosianus eine unedierte, im XVII. Jahrhundert vom Canonicus Grimaldi verfaßte Beschreibung des Circus Neronis auf dem Vatikan, H. Omont (S. 375—387) aus einem Parisinus Millets Bericht über seinen Aufenthalt in Subiaco (1605), L. G. Pélissier (S. 389—402) Briefe Ludwigs XII. an Trivulzio, C. Stornajolo (S. 329—358) den vermutlich von Tassoni herrührenden Bericht über die Wahl Gregors XVI.; vgl. S. 359—374 die Bemerkungen von G. Calligaris zu einer Stelle von Stefanardos Gedicht *De gestis in civitate Mediolani* und S. 291—305 F. Savios Aufsatz über den langobardischen Ursprung des Klosters Cairate.

A. Cinquini behandelt ferner (S. 449—487) sowohl politische als Literaturgeschichte (römische Verschwörung im Jahre 1468, Pius II. und Stefan Colonna im Jahre 1460; Panormita, *Carmen elegiacum* Aldae, Kardinal Ammonnati). Besonders reich an Angaben über verschiedene Humanisten sind auch die Aufsätze von C. Cipolla (S. 741—788: Giovanni Mansionario und Guglielmo da Pastrengo), G. Mercati (S. 605 bis 627: Berichte von Antonio del Monte und Janos Laskaris über die Verluste der vatikanischen Bibliothek beim Sacco di Roma 1527), M. Vattasso (S. 531—555: Gedichte von Molzi aus vatikanischen Handschriften) und R. Sabbadini, der (S. 181—247) des Cyriacus von Ancona Beschreibung der Peloponnes aus einer Hs. der kürzlich der Ambrosiana geschenkten Sammlung Trotti veröffentlicht[1]).

---

[1]) Er erwähnt in einer Anmerkung, daß ein Teil der Bibliothek Trivulzio durch Erbteilung an die Fürstin Belgioioso und die Marchesa Trotti gelangte, berührt aber die Verkäufe von Hss. der Sammlung Trotti nicht; vgl. Giorn. stor. d. lett. Ital. IX. (1887), 137ff., Zentralbl. f. Bibl. III., 151f., Wien. Sitzungsber. 159, VI, 35f.

A. Sogliano bestimmt (S. 249—253) das Datum einer in Pompeji eingeritzten *Salutatio imperatoria,* L. Pascal bespricht (S. 57—67) das Verhältnis des *Bivium vitae* zur *Littera Pythagorae* (Υ), C. Salvioni (S. 489—499) die Bedeutung einzelner Worte in den Gedichten des Bonvesin da Riva (Berl. Sitzungsber. 1850 und 1851), G. Schiaparelli (S. 38—55) den Namen des ersten hebräischen Monats *(haabîb)* und endlich J. Guidi (S. 633 bis 639) ein abissinisches Totenrituale *(Mashafa Genzat).*

Der reichhaltige Festband ist, wie ersichtlich, eine für verschiedene wissenschaftliche Gebiete schätzenswerte Sammlung, die der jubilierenden Ambrosiana, ihren Freunden und ihrem jetzigen Vorstande zur Ehre gereicht.

Brünn. Wilh. Weinberger.

J. Geffcken, Kynika und Verwandtes. Heidelberg 1909, Carl Winters Universitätsbuchhandlung. VII und 156 SS. 8°. Preis geb. 5 Mk.

Auf den ersten Blick scheint das vorliegende Buch in eine bunte Reihe recht verschiedenartiger Einzeluntersuchungen zu zerfallen; aber bei genauerer Prüfung wird man bald inne, daß es in Wahrheit ein innerlich gefestigtes und einheitliches Ganze ist und daß der Verf. sehr recht getan hat, als er sich entschloß, die Ergebnisse seiner Untersuchungen auch äußerlich im Zusammenhange zu veröffentlichen, anstatt sie zu kleineren Aufsätzen zerstückelt bekannt zu machen und so sich selbst und die Leser um den besten Teil der Wirkung zu bringen, die sie jetzt ausüben. Nicht nur die scharf ausgeprägte schriftstellerische Eigenart des Verf.s und die von ihm mit großer Gewandtheit geübte Methode der Quellenkritik sind es, die die einzelnen Teile des Buches zusammenhalten, sondern auch sehr weittragende Gedanken, die sich als Leitmotive durch das Ganze hindurchziehen und das Interesse an dem Gange der Untersuchung trotz der häufig recht tief in Einzelheiten sich einlassenden Darstellung nicht erlahmen lassen.

Der erste Hauptteil 'Untersuchungen zur kynisch-stoischen Diatribe' behandelt zunächst die Einwirkung dieser Literaturgattung auf das hellenistische Epigramm, das wir bekanntlich in seiner wahren Bedeutung erst spät richtig einzuschätzen gelernt haben und dessen Vielseitigkeit durch die vom Verf. aufgedeckten Beziehungen eine neue Beleuchtung empfängt; es wird nachgewiesen, daß charakteristische Motive, wie z. B. Tod und Unterwelt, und die pessimistischen Anwandlungen der Epigrammatik in der Diatribe wurzeln, wobei das schwierige Gedicht des Leonidas (AP VII 472) eine sorgfältige Interpretation erfährt. Mit einem Sprunge über ein halbes Jahrtausend, der durch das fast gänzliche Versiegen der griechischen Dichtung in dieser Zeit gerechtfertigt wird,

gelangt der Verf. sodann zu Gregor von Nazianz, der in vielen seiner Gedichte von dem literarischen Inhalt der kynischen Diatribe fast ganz abhängig ist, wie besonders an der Hand einer genauen Untersuchung von carm. mor. XXV (über den Zorn) erwiesen wird. Der Einwirkung der Diatribe kann sich auch die volkstümliche Dichtungsart der Oracula Sibyllina nicht entziehen. Schließlich fügt der Verf. den schon früher und öfters nachgewiesenen Beziehungen zwischen der Diatribe und der frühchristlichen Literatur durch Zurückführung von Ep. Jac. 3, 1—11 auf eine ähnliche Quelle (die vielleicht durch jüdische Vermittlung benützt wurde) einen neuen Baustein hinzu. — Der zweite Hauptteil trägt die Überschrift 'Das *σχῆμα* des Philosophen'; er wendet sich nach einer kurzen orientierenden Einleitung über die Rolle, welche das Äußere des Philosophen im Streite der Meinungen und Schulen spielt, einer sehr ausführlichen Inhalts- und Quellenanalyse der merkwürdigen Schrift Tertullians *De pallio* zu, die im wesentlichen auf eine Satura Menippea Varros als Original zurückgeht; ob es ein selbständiges verschollenes oder als Teil in einer der größeren Satiren enthaltenes Stück war, entscheidet der Verf. nicht. Anhangsweise werden noch mehrere Schriften behandelt: zunächst Julians Misopogon, in dem kynisches Gut mit persönlichen Motiven nicht gerade glücklich vermengt erscheint, sodann die in das achte Buch des philostratischen Werkes eingeflochtene sogenannte Apologie des Apollonius von Tyana und die Lobrede des Synesios auf die Kahlköpfigkeit, die beide mit dem Thema allerdings nur durch recht dünne Fäden verknüpft erscheinen.

Diese kurze Inhaltsangabe kann und soll selbstverständlich den ganzen Inhalt des Buches nicht erschöpfen; es enthält eine große Fülle von treffenden und anregenden Einzelbeobachtungen, von der schon ein Blick auf das beigefügte Register eine Vorstellung zu geben vermag. Ausdrücklich sei hier hervorgehoben, daß der Verf. sich auch hier eines Mittels bedient, das er schon in seinen 'Zwei griechischen Apologeten' mit Erfolg angewendet hat; ich meine die sorgfältig ausgearbeiteten Inhaltsangaben, aus denen die Tendenz und der Gedankengang der analysierten Stücke in plastisch klarer Form hervortritt. Es schadet nichts, daß diese zu kleinen Kunstwerken ausgearbeiteten Inhaltsangaben mitunter etwas mehr von der eigenen Auffassung des Verf.s an sich haben, als sich mit den strengsten Forderungen absoluter Objektivität verträgt; eine solche wird sich überhaupt nie erreichen lassen, wie denn selbst die Bonitzschen Analysen platonischer Dialoge trotz aller erstrebten Selbstentäußerung von diesem Ideal merklich entfernt sind. Bei den Einzeluntersuchungen wird sich manches nachtragen lassen; so z. B. bei der Behandlung von AP IX 359 (S. 7 f.), wo die Ausgabe Stadtmüllers noch weiteres Material hätte liefern können (Heraklit als Autor!) und wo auch die weitere Frage, ob bei der Zuteilung des Poseidipposepigramms an den Komiker Platon

nicht die Homonymie mit dem Komödiendichter mitgewirkt haben kann, eine Erwähnung verdient hätte (die Unterscheidung und Nichtunterscheidung der beiden Poseidippe im Altertum vertrüge noch eine Erörterung). Zu Jac. 3, 3 und 4, wo die Lenkbarkeit großer Gegenstände durch kleine mechanische Kraftleistung an den Beispielen vom Pferd und Schiff verdeutlicht wird (S. 50 f.), war nicht auf Sophokles und Lucretius, sondern vor allem auf die — meines Wissens einzige — Stelle zu verweisen, wo beide Vergleiche nebeneinander stehen, nämlich Plutarch de deo Socratis 588 F (nach R. Heinze aus stoischer Quelle geschöpft): ἡ δὲ (ἡ εὐφυὴς ψυχή) ἐνδίδωσιν αὐτῷ (τῷ νῷ) χαλῶντι καὶ συντείνοντι τὰς ὁρμὰς ....., εὐστρόφους καὶ μαλακὰς ὥσπερ ἡνίας (⟨πρὸς ἡνίας⟩ oder ἡνίαις?) ἐνδοῦσα. οὐ δεῖ δὲ θαυμάζειν ὁρῶντας .. ὑπὸ μικροῖς οἴαξι μεγάλων περιαγωγὰς ὁλκάδων κτλ. Ebendaselbst (S. 46 ff.) kann ich die auch vom Verf. festgehaltene Ansicht, daß der mit δὲ eingeleitete Satz (§ 3) mit dem Vorhergehenden 'keine unmittelbare Fühlung' habe, nicht teilen; μέν ... δέ oder δέ allein ist eine beliebte Form des ὁμοίωμα und daß in Gleichnissen die *similitudo* auch der *res* folgen kann, lehrt nicht nur schon Quintilian, sondern zeigen auch die Zusammenstellungen in Elters Gnomica homoiomata und Schmidts Attizismus. Auch zu den von Tertullian aufgezählten Tieren, die ihre Gestalt freiwillig verändern (S. 65 f.), hätte sich noch einiges (obgleich gerade nichts Wesentliches) beibringen lassen.

Gehen wir von derartigen Einzelheiten auf etwas tiefer eingreifende Probleme über, so möchte ich mir erlauben, auf zwei Punkte aufmerksam zu machen, die m. E. in der Darstellung des Verf.s etwas zu kurz gekommen sind. Der eine betrifft die gnomologische Literatur, die von den christlichen Schriftstellern des Altertums erwiesenermaßen als eine unerschöpfliche Fundgrube immer wieder von neuem ausgebeutet worden ist. Zwar ist die Benützung dieser Literatur durch die Unzulänglichkeit und Unzuverlässigkeit des bisher veröffentlichten Materials leider noch immer sehr erschwert; aber selbst mit den vorhandenen, leicht zugänglichen Hilfsmitteln läßt sich immerhin einiges anrichten. Es nimmt wunder, daß der Verf. zu dem von Gregor herangezogenen Apophthegma des Aristoteles vom Herren, der, im Begriffe, seinen straffälligen Sklaven zu züchtigen, innehält und spricht: 'Du hast einen Fürsprecher an meinem Zorn; ich will nicht einen Sklaven bezwingen, selbst von meinem Zorn bezwungen', bloß Seneca de ira I 15, 3 beibringt, wo von Sokrates ähnliches, nur kürzer, erzählt wird. Stobäus bringt im Kapitel περὶ ὀργῆς (Flor. 20, 42 und 57) die Geschichte zweimal unter dem Namen des Platon; an der ersten Stelle verweist Hense auf Wyttenbachs Anmerkung zu Plutarch de sera numinis vindicta 551 A, B, wo unter einem Wust von Nachweisungen auch — Seneca de ira III 12, 5—7 angeführt ist. Dort steht die Anekdote von Platon, mit einem moralisierenden

Anhang (*'non sit iste servus in eius potestate qui in sua non est'*), der sich mit der bei Gregor angehängten Reflexion wenn auch nicht deckt, so doch nahe berührt. Von Archytas und den Pythagoreern hier ganz zu schweigen. Was aber die Zuweisung an Aristoteles betrifft, durch die sich Gregors Version von allen übrigen unterscheidet, so läßt sich diese ungezwungen durch die Annahme erklären, daß das Apophthegma in der Sammlung von χρεῖαι stand, die unter Aristoteles' Namen umlief und in der gnomologischen Überlieferung manches Unheil angerichtet hat (s. meine Epiktetischen Fragmente S. 33 [473]). Und eben diese Abweichung von der sonstigen Platon-Archytas-Tradition läßt es mir zweifelhaft erscheinen, ob Gregor wirklich nur ein einziges Vorbild für sein Gedicht gehabt hat.

Sodann scheint mir der Verf. manchmal das Gesichtsfeld der Untersuchung absichtlich zu eng begrenzt zu haben. Er rückt jedesmal das zu betrachtende Objekt in die schärfste Beleuchtung, so daß die Umgebung mehr oder weniger im Dunkel bleibt, und hat dadurch die Lösung der von ihm behandelten Probleme gewiß weit mehr gefördert als beeinträchtigt. Aber es knüpfen doch viele Gedankenfäden direkt an die klassische Zeit an, wenn auch das meiste durch die Sophistik und durch die kynisch-stoische Diatribe hindurchgegangen ist. Wenn S. 9 der 'seit der Sophistenzeit sich wiederholende Hinweis, daß es am besten sei, nicht geboren zu sein oder wenigstens gleich nach der Geburt zu sterben' in den Vordergrund gestellt wird, so hat der Verf. nachträglich (S. 151) selbst herausgefühlt, daß der Hinweis auf Theognis 425 f. dabei nicht fehlen durfte. Freilich hebt er in diesem Nachtrag die Möglichkeit hervor, daß diese Verse zu den späten Bestandteilen der Sammlung gehören können; sind sie jedoch alt, 'so können sie auch von der Sophistik verwendet worden sein'. Gewiß ist es möglich, daß die in Rede stehenden Verse noch in der Zeit des Kritias hinzugekommen sind; aber ist einmal die Möglichkeit zugegeben, daß sie alt sind, so kann der Satz, daß 'die Sophistik diese Klage aufbrachte' (S. 9), in seiner apodiktischen Form nicht mehr aufrecht erhalten werden. Ich für meine Person habe die subjektive Empfindung, daß gerade diese Verse alt sind, vielleicht älter als Theognis selbst; sie fügen sich in den Rahmen des solonisch-mimnermischen Gedankenaustausches so vortrefflich ein. Der gnomologischen Überlieferung gehören sie seit der ältesten Zeit an'; stehen sie doch auch bei Stobäus zweimal, aus Alkidamas und aus der Theognissammlung selbst. Poseidippos kann sehr wohl beides gekannt haben; wenn ich mich aber für das eine oder das andere entscheiden soll, nehme ich unbedingt die Theognissammlung als das Original des Epigrammatikers in Anspruch. Auch in diesem Falle erscheint mir das Einquellenprinzip des Verf.s nicht unanfechtbar zu sein. Ganz anders liegt die Sache bei Tertullian, dessen

Arbeitsweise von der der Griechen völlig abweicht; da ist der Verf. mit der Annahme einer einheitlichen Quelle im Recht.

Ich darf wohl hoffen, daß der Verf. und die Leser dieser Anzeige die voranstehenden *σχόλια* dafür ansehen werden, was sie sind: nicht für Äußerungen bloßer Rechthaberei, sondern Beweise für das aufrichtige Interesse, mit dem ich das an Ergebnissen wie an Anregungen reiche Buch durchgelesen habe.

Graz. Heinrich Schenkl.

Stephan Lösch, Die Einsiedler Gedichte (Dissertation). Tübingen, Heckenhauer 1909. 87 SS. 8°.

Die überaus fleißige, gründliche und gewissenhafte Arbeit referiert zunächst über die bisherigen Bemühungen um diese rätselvollen Gedichte, bringt dann Beiträge zu deren Erklärung und sucht drittens für sie Vorbilder, Nachahmer und in letzter Hinsicht einen Dichter ausfindig zu machen. Der referierende Teil ist vorzüglich gelungen. Ein prächtiges Faksimile[1]) ersetzt die Autopsie der Handschrift. Von früheren Deutungen wird alles Nötige in strenger Sachlichkeit vorgeführt. Bekanntlich hatte ich von den Vorgängern abweichend die Gedichte in die spätere Zeit Neros zu verlegen versucht. Lösch zeigt nun, daß das von Bücheler — zwei Jahre nach meinem Aufsatz — nachgewiesene Senecazitat (Ep. 115, 4) unbedingt beweist, daß mindestens das erste Gedicht vor das Jahr 64 fällt. Das andere Gedicht versucht L. nicht zu datieren; es ist ihm entgangen, daß Calpurnius IV 7 die gleichzeitige Entstehung beider Gedichte indirekt verbürgt in den Worten *carmina...quibus aurea possint saecula* (II) *cantari, quibus et deus ipse* (I) *canatur*. Man wird also I auf den erstmaligen

---

[1]) Die Vorlage der karolingischen Minuskel war ersichtlich langobardisch. Das zeigt neben vielem anderen besonders V. 3 *cusu (= casu)*, wo Gundermanns Konjektur *excusum* mir wenigstens völlig unbegreiflich ist (Sinn: Ich hindere euch nicht und „zufällig“ sind wir im Walde). Ebenso bestätigt die Heliotypie meine Erklärung von II 3 f. (Z. f. d. ö. G. 1896, S. 981), da sie *letis* hat (gegen *laetus* I 32, II 19), was *lettis*, *lectis* ebenso meint, wie *letus mortis* CEL 562, 19. Die von mir a. O. aus Nemesianus zitierte Parallele leidet übrigens selbst an einem Fehler. Sie soll lauten (Handschrift *nostri*):

omnes ecce cibos et ⟨e⟩nostri pocula Bacchi
horreo nec placido memini concedere somno.

Der *ἔνοστρος Βάκχος* (cf. *ἔγχρυσος* und *chrysizon ... vinum* bei Lucilius *Veientanumque rubellum* bei Martial) wie der *enostrus ornatus* bei Caecilius im Nonius unter *lupantur* (cod. Florent.). Auch II 13 zeigt das Faksimile deutlich, daß Hagen den Anfangsbuchstaben verlesen hat. Er ist nicht V, sondern M (vgl. I 8, I 35) und die Pronomina stehen im Gegensatz:

Me t(h)ymus et tenero corpus summittere prato
Herba iubet; tu dic e. q. s.

Vortrag Neros aus der Ἰλίου ἅλωσις beziehen dürfen und II für gleichzeitig ansehen können.

In der Erklärung der Gedichte ist L. wieder glücklich. Der ausführliche Nachweis rhetorischer Chrie als Grundlage ist wohl erbracht; aber der Einsichtige hat seiner nie bedurft. Sehr förderlich ist der Abschnitt über die philosophische Stellung des Autors (Stoa, Posidonius[1]). Andere Partien wieder halte ich für verfehlt. So bleibe ich auch nach L. noch bei meiner Auffassung des Schlusses von I, auch jetzt noch behaupte ich, es sei monströs, den Homer *os Iliacum* zu nennen. Was L. (S. 51) dazu zitiert, beweist geradezu gegen ihn, besonders Ov. ex P. IV 16

Cum foret et Marsus magnique Rabirius oris
Iliacusque Macer sidereusque Pedo.

Wie Ovid den Macer, so hat der Anonymus den Nero eben „Ilier" geheißen und *quondam* ist „völlig erklärt" durch: „zu seinen Lebzeiten". Nichtsdestoweniger aber möchte ich mich nicht entschließen, sofort einen inneren Zusammenhang zwischen Ovid und dem Anonymus zu konstatieren, den Einsiedler auf Naso als Quelle zurückzuleiten.

Denn hier beginnt mein offener Widerspruch gegen die von L. gehandhabte Methode. Wo so viel Belesene gesucht und — nicht gefunden haben, dort findet er Anklänge über Anklänge — ein ganzes Register! Ich möchte dem jungen Augustinerchorherrn die goldenen nüchternen Worte ins Gedächtnis rufen, die Baehrens, der Vielgeschmähte, PLM. I 101 der *Consolatio ad Liviam* vorausgeschickt hat. Das meiste von dem, was L. in dem Abschnitte über Vorbilder und Nachbildungen an Parallelen vorbringt, beruht auf Selbsttäuschung und verflattert wie Nebel vor dem ersten skeptischen Lichtstrahl. Denn während ihm innere Zusammenhänge öfter entgehen (Calp. VII 83, IV 158, VI 30; Varius bei Macr. VI 1, 39 u. a. m.), genügt ihm Übereinstimmung oft schon einzelner Wörter, um Schlüsse darauf zu bauen. So wird z. B. zu I 18 Luc. Ph. V 92 zitiert. Warum? Weil beide Verse mit *canendo* schließen! Mit demselben — ja mit mehr Recht könnte man behaupten, Dracontius Anth. Lat. (R.[2]) 874 *a* habe sein *primordia mundi* aus I 24 geschöpft usw.

Diesen Teil der Arbeit halte ich also für verfehlt. Gewiß ist ein Zusammenhang zu konstatieren zwischen *quid tacitus?* als Gedichtsanfang bei Calpurnius und dem Anonymus — aber was Sen. Thy. 319 *tacere multis discitur vitae malis* dazu soll — ein fader Gemeinplatz — begreife ich nicht[2]).

[1]) Zu den sieben Zonen des Posidonius vgl. überdies die neun Zonen bei Serv. zu Aen. VI 532.

[2]) Unkritisch ist die Behandlung des von L. überdies gewiß unrichtig erklärten Verses II 15. Dort hat die Handschrift *cernis ut* (aus Verg. Aen. X 20, nachgeahmt Calp. I 4) *adtrito diffusus cortice fagus.* Hagen schrieb mit schlechter Konjektur nach Lucan IV 379 ...*diffusus* ... *Bacchus.* Und das nennt dann L. eine „überraschende Parallele mit Lucan".

In noch höherem Maße gilt dies von dem letzten Abschnitt, der sich bemüht, die beiden Eklogen auf Lucan als Autor zurückzuführen, der hinter dem Pseudonym *(G)lyc(er)anus*[1]) stecken soll (wie Seneca hinter *Mystes*), da ja doch Seneca (PLM. IV 51) von Lucan sage:

Sic dulci Marcus, qui nunc sermone fritinnit

und auch Statius (Genethl. Luc.) von demselben die Worte brauche:

primo murmure dulce vagientem.

Daß derlei Argumente (?) auf Selbsttäuschung basieren, liegt auf der Hand. Überdies hat L. im Entdeckereifer ganz übersehen, daß ja gar nicht *Glyceranus*, sondern gerade der knurrige *Mystes* den Hymnus auf die *aurea saecula* anhebt. *Ergo* —?

Wenn ich also dem Endresultat nicht beistimmen kann, danke ich doch dem Verf. für viele und reichhaltige Anregung. Hat er auch die vielen Rätsel dieser Verse noch nicht gelöst, manches ist klarer geworden und auf seinem Fundament wird sich weiter bauen lassen auch für andere Fragen, wie die Geschichte des — von mir für den Anonymus geleugneten — Homer-Vergil-Vergleichs, in deren Darstellung ihm nur die Versifizierung von Quintilians Urteil durch Alcimus (Alcuinus?) entgangen ist (Anth. Lat. R.[2] 740; cf. 713).

Wien. J. M. Stowasser.

Oskar Weise, Charakteristik der lateinischen Sprache. Vierte, verbesserte Auflage. Leipzig und Berlin, Druck und Verlag von B. G. Teubner 1909. Preis 3 Mk.

Das treffliche kleine Buch Oskar Weises, in dem der Verf. die lateinische Sprache zu charakterisieren versucht, liegt nunmehr bereits in vierter Auflage vor, die nach dem verhältnismäßig kurzen Zeitraum von vier Jahren nötig wurde. Seine Vorzüge sind so allbekannt, daß es keiner weiteren Empfehlung bedarf. Die neue Auflage nennt sich eine verbesserte, und mit Recht. Man merkt überall die nachbessernde Hand, besonders in den Abschnitten über Stil und Kulturentwicklung, über die Sprache der Dichter, die Sprache des Volkes und die klassische Sprache Cäsars und Ciceros, wo man zahlreichen Verbesserungen und kleineren Zusätzen begegnet. So war beispielsweise in den früheren Auflagen wohl der Stil eines Fronto und Apuleius kurz charakterisiert,

---

[1]) Die Bedenken, die v. Wilamowitz gegen den Namen vom sprachlichen Gesichtspunkte erhob, sind unrichtig. Der Sohn einer *Glycera* heißt lateinisch absolut richtig *Glyceranus*, wie *Romanus*, *Spartanus*, *Troianus*, *Maianus*, *Traianus*, *Hadrianus* usw. Und, will man diese Auffassung nicht gelten lassen, so ist *Γλυκ-ερᾶνος* auch auf griechischem Sprachboden nur graphische Variante für **γλυκ-ἐραννός* „Süßlieb". Beide Deutungen sind vernünftig. Hyperkritik aber schädigt die Sache.

aber merkwürdigerweise der Tertullians mit keiner Silbe bedacht worden. Das ist nun im Texte kurz nachgetragen und in einer Anmerkung weiter ausgeführt worden. Besonders verwertet findet man Nordens Werk über den Stil der antiken Kunstprosa und die Bemerkungen, die C. Graziatos der neugriechischen Übersetzung des Buches (Athen 1905 erschienen) beigegeben hatte. Von stärkeren Umarbeitungen fällt namentlich die des § 82 der dritten Auflage auf; ein Teil desselben wurde völlig umgearbeitet und, stark vermehrt, als § 87 eingefügt. Behandelt wird dort nun der Zwang des Metrums, unter dem die lateinischen Dichter die Wortstellung oder das Silbenmaß geändert, geeignete Biegungsformen gewählt, die Rede syntaktisch umgestaltet, die unfügsamen Wörter durch synonyme andere ersetzt, uneignete Ausdrücke umschrieben haben usw.

Auch äußerlich hat das Buch gewonnen: der Druck ist nun größer und gefälliger. Der Umfang ist von 190 auf 202 Seiten angewachsen; nur das etwas zu knappe Register ist, was man bedauern kann, nicht vermehrt worden.

Nach dem Gesagten ist zu erwarten, daß sich das Buch zu seinen zahlreichen alten Freunden noch viele neue hinzuerwerben wird.

Wien. Karl Prinz.

Der römische Limes in Österreich. Heft IX. Mit 5 Tafeln und 58 Figuren im Text; Heft X. Mit 8 Tafeln und 65 Figuren im Text. Wien und Leipzig, Alfred Hölder 1908 und 1909, 224 und 176 Sp.

Limesheft IX behandelt die Grabungen des J. 1906, Heft X die des J. 1907.

I. *Carnuntum.* Im J. 1906 bildete das Grabungsfeld der Ausschnitt an der südöstlichen Lagerecke, welches durch die dritte Gasse — von der *via decumana* aus gerechnet — und die *via quintana* abgeschnitten wird. Die Gassen (dritte, sechste) und die dazwischen liegenden Gebäudegruppen bieten ein mit dem entsprechenden Teile westlich von der *via decumana* im ganzen symmetrisches Bild. Hervorzuheben ist der unter der fünften Gasse sich hinziehende starke Mauerrest, dessen Bestimmung nicht mit Sicherheit ermittelt werden konnte; vielleicht ist er der Rest einer Kloake (s. Sp. 30) oder könnte es sich etwa um eine Wasserleitung handeln? Auffällig ist ferner das Gemach an der südöstlichen Lagerecke, das, gegen die *via angularis* zu abgerundet, die Form eines Kreissektors besitzt. Die Vermutung, daß die beiden erwähnten Stücke Überreste der ältesten Kastellanlage wären, weist der Verfasser, Oberst v. Groller, als unhaltbar ab (Sp. 29 f.). Drittens sind die zwischen Umfassungsmauer und *via angularis* liegenden Schuppen bemerkenswert, die laut Grabungs-

befund gegen das Lagerinnere zu mit Holzwänden abgeschlossen waren. Sie dienten nach Ansicht des Verf. als Lagerraum für Baumaterial (Sp. 13 f.), könnten aber auch teilweise zur Unterbringung der Geschütze gedient haben.

Die Grabungen außerhalb des Lagers hatten zum Gegenstand die Erweiterung unserer Kenntnis jener großen Badeanlage, von der, anschließend an ältere Untersuchungen, schon im J. 1905 ein bedeutender Teil bloßgelegt war. In einem viermal größeren Flächenmaße jetzt wurde diese Anlage durchforscht und zu älteren bisher nicht zusammenhängenden Grabungen in Verbindung gesetzt. In dem ausgedehnten Komplex wurden auf Grund verschiedener Achsenrichtung zwei Systeme von Bauten und in diesen wieder Merkmale verschiedener Bauhorizonte festgestellt. Die Deutung des Komplexes mit rechtwinkeliger Achsenrichtung als öffentliches Bad bleibt bestehen (Sp. 43—80 mit Tafel III).

In dieser Badeanlage wurden auch die Bruchstücke der Schüssel mit Kirkedarstellung gefunden, welche Zingerle im X. Bande der Jahreshefte S. 330 ff. ediert hat (= Bericht des Vereines Carnuntum für 1906 und 1907, Sp. 81—100), desgleichen ein Ziegel mit griechischem Graffito ..o]ς ἐπο|ίησεν (Fig. 36).

Sp. 81—86 bespricht Groller den sicher noch im I. Jahrhundert erbauten Signalturm, der an der Straße *Carnuntum-Scarabantia,* u. zw. 80 *m* nördlich, sich erhob und in Beziehung zu einem anderen, dem Lager näher stehenden Turme war; da die Entfernung des letzteren vom Lager 600 *m*, die Distanz beider Türmer voneinander 300 *m* beträgt, ist m. E. mit der Möglichkeit zu rechnen, in 300 *m* Entfernung vom Lager noch einen dritten Turm zu finden.

Das Heft X bedeutet für Carnuntum einen Markstein, da mit den Grabungen des J. 1907 die Erforschung der *vetentura* des Lagers zum Abschluß gebracht worden ist. Daher faßt auch der Autor in der vorausgeschickten Übersicht die wichtigsten, aus vielen Details gewonnenen Erscheinungen abschließend zusammen: Die unregelmäßige Form, die dem Terrain angepaßt ist; die Anlage des Grabens, der an der östlichen Prinzipalfront ein einfacher, sonst ein Doppelgraben war; die noch in römischer Zeit erfolgte Aufhöhung der Straßen und die damit zusammenhängende Auflassung des Kloakennetzes; die Wasserversorgung u. dgl. Die erste der dem Hefte angeschlossenen Tafeln bietet das übersichtliche Bild der nun vollständig bekannten Retentur. Dieses abschließende Resultat wurde erreicht durch Erforschung des nördlichen an die *via quintana* anstoßenden, bis zu den älteren Grabungen an der *via principalis* reichenden Teiles. Dabei stellte sich heraus, daß die rechte Prinzipalfront in diesem Teile am schwächsten befestigt war. Die Mauer entbehrt der Zwischentürme und war ohne Zinnen nur 2·5 *m* hoch; statt des Doppelgrabens

begleitet sie ein einfacher. Ausgedehnte Reparaturen bezeugen, daß einst der stürmende Feind die Blöße des Lagers richtig einzuschätzen verstand (Sp. 12 ff.).

Von Straßen wurde nebst dem entsprechenden Teile der *via angularis*, die der weit östlich ausbiegenden Mauer nicht mehr folgt, sondern in geradem Zuge zur *via principalis* hinläuft, eine 'Querstraße' aufgedeckt, deren Fortsetzung durch *Praetorium* und *Quaestorium* hindurchführt, und rechtwinkelig davon abzweigend gegen Süden eine, gegen Norden drei Gassen. Die Kanalisierung dieser Straßen bietet mit Ausnahme eines besonders (mit Treppe) konstruierten Einsteigeschachtes (Sp. 26—28) nichts Merkwürdiges.

Von den Gebäuden verdient vorerst Beachtung ein der ältesten Periode (Münze des Agrippa!) angehöriger Bau aus Lehmstakwerk, der mit ähnlichen anderwärts im Lager aufgefundenen Resten gleichzeitig, nach Ansicht des Verfassers aus der Zeit der ersten Besitznahme des Landes stammt (Sp. 4 und 31 f.). Den Raum zwischen *via quintana* (südlich) und 'Querstraße' (nördlich) füllen zwei große quadratische Gebäude aus, die somit das Gegenstück zu dem im westlichen Teile liegenden *valetudinarium* bilden. In jedem dieser Gebäude gruppieren sich die Räumlichkeiten um einen großen Hof; sie sind als Werkstätten- und Magazinsgebäude 'Fortifikationsbauhof', vielleicht sogar als die in der *Notitia Dignitatum* erwähnte Waffenfabrik zu betrachten. Die Bauten nördlich von der Querstraße sind, wie die südlich von der *via quintana*, Kasernen.

In Sp. 65—77 wird eine Grabung in der Nähe des Amphitheaters behandelt; hier wurde eine Reihe Gebäude aufgedeckt, welche die Südostecke des Kiesplatzes um dasselbe einsäumen.

II. *Lauriacum.* Im J. 1906 (IX 87—116) wurde die vom Südosttore — im folgenden Jahre als *via principalis* festgestellte — ins Lager führende Straße aufgedeckt. Von ihr zweigen vier Gassen in die Retentur nach Südwesten ab; eine davon ist eine Sackgasse. Dieser Teil brachte wichtige Funde: einen Schatz von 75 Silbermünzen und einen anderen von 325 Bronzemünzen, die im IX. Bande der Jahreshefte S. 317 ff. von Hofrat Bormann publizierte Bronzeplatte mit dem Stück des Stadtrechtes (von *Lauriacum?*) und eine goldene Halskette.

Ein Meisterstück scharfsinniger Deduktion ist das folgende Kapitel (Sp. 117—134), in welchem der Zug der Limesstraße von *Lauriacum* bis in die Nähe Pöchlarn festgestellt und die Identität der Ortschaften Wippersberg, Aschbach und Neumarkt a. d. Ybbs mit *Elegium*, *Locus Venesis felicis* und '*ad ponte Ises*' des *Itinerarium Antonini* wahrscheinlich gemacht wird.

Die im J. 1907 erfolgte teilweise Ausgrabung des Prätoriums (X 79—114 hat die Nordostfront des Lagers von *Lauriacum* als Prätorialfront gesichert. Das Prätorium besitzt nordöstlich einen besonders großen Vorhof, weist also mit den deutschen Limes-

kastellen größere Ähnlichkeit auf als *Carnuntum*. Der Hof war mit einer Säulenhalle umgeben. Südwestlich folgt ein freier Platz und dann erst das eintraktige Gebäude mit zum Teil heizbaren Gemächern. Die noch weiter zurückliegenden Baulichkeiten konnten nicht in abschließender Weise durchforscht werden, bleiben also der späteren Publikation vorbehalten.

Nach einer militärischen Würdigung des Kastells bei Mauer a. d. Url durch Oberst v. Groller (Sp. 115—118) bespricht M. Nistler die von ihm geleitete Grabung im Kastell bei Mauer-Öhling, in welchem er das Westtor und die südliche Ecke untersuchte. Das Tor ist von zwei Türmen flankiert, während kein Zwischen- oder Eckturm gefunden wurde. Im Innern des Kastells wurde eine Badeanlage aufgedeckt (Sp. 117—136).

Ein epigraphischer Anhang ist den Heften nicht beigegeben; dagegen sind die in *Carnuntum* und *Lauriacum* gemachten Münzfunde von Hofrat v. Kenner im numismatischen Anhange behandelt, IX 135—161, X 137—176. Aus diesen Funden ersieht man, daß das Lager von *Lauriacum* noch im IV. Jahrhundert besetzt war.

Wien. Dr. A. Gaheis.

Erich Schmidt, Lessing. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften. Dritte, durchgesehene Auflage. Berlin, Weidmann 1909. 8°. Zwei Bände: VIII und 734, VIII und 668 SS.

Ein Dezennium ist vorübergegangen, seit Erich Schmidt die zweite Auflage seines „Lessing" ausgesendet; daß dieses große, die höchsten Ansprüche an den Leser stellende, aber auch befriedigende Werk zum dritten Male sich einstellen darf, ist nicht nur das beredtste Zeugnis für seine Bedeutung, die sichtbarste Anerkennung für den Verf., sondern auch ein wahres Ehrenzeichen für das deutsche Publikum. Als „veränderte" Auflage hat sich die vorige Ausgabe selbst bezeichnet, und ich habe an dieser Stelle (Bd. LI, S. 135 ff.) den durchgreifenden Umgestaltungen und ihren Gründen nachzugehen gesucht. In der neuen Gestalt gibt sich das Werk nur als „durchgesehene" Auflage, und sagt schon damit, daß wir keine Neuschöpfung zu erwarten haben, wie sie bei der früheren Ausgabe nötig war. Ging doch der Anfang des Buches fast noch in die Jugendjahre des Verf.s zurück, der zweite Band zeigte ihn schon auf ausgereiftem Standpunkte. Die zweite Ausgabe hat die harmonische Ausgleichung vorgenommen, es war von vorneherein nicht anzunehmen, daß der als Gelehrter wie als Mensch in der Vollkraft seiner Entwicklung stehende Verf. noch weiteren Modifikationen seiner Auffassung und Darstellungskunst unterliegen würde. Sein „Lessing" war ein fertiges Buch geworden und mußte es natürlich bleiben. Dennoch ist der Ausdruck „durchgesehene

Auflage“ eigentlich zu schwach für die Arbeit, die hier wiederum geleistet worden. Der Umfang freilich ist nicht wesentlich gestiegen, der erste Band zählt um 19, der zweite um 12 Seiten mehr, in der Anordnung ist im ganzen wie im einzelnen keine Abänderung eingetreten. Auch das Darstellungsprinzip ist das alte geblieben, jedoch weisen Sätze und Worte eine Reihe von Umformungen auf, die äußerst bezeichnend sind für Schmidts stilistische Grundsätze. Sie weichen von denen der zweiten Ausgabe nicht ab, sie haben sich aber wesentlich verschärft. Ich habe in der erwähnten Anzeige hingewiesen, wie er das „aber“ mit „jedoch“ vertauscht, das erscheint diesmal noch strenger durchgeführt. Er duldet keine Präsenspartizipia, das früher beliebte Praesens historicum wird zumeist vermieden. Gesteigert ist das Streben nach Konzentration, für das ich einige Beispiele beibringen will. „Damals war er der große Lessing noch lange nicht, sondern ein blutiger Anfänger“ wird zu: „Damals war der große Lessing erst ein blutiger Anfänger“ (I 154). Früher: „So ist es gewiß in erster Linie auf den Götz zu beziehen“. Jetzt: „So gilt es dem Götz“ (II 55). Früher: „Die Triebfeder der Ehre eines empfindlichen Geistes“, jetzt: „Die Triebfeder der empfindlichen Ehre“ (II 183). Von Recha hieß es: „Ihre von aller Erotik freie Unbefangenheit“. Jetzt: „ihre Freiheit von aller Erotik“ (II 419). Früher: „Durch seinen Eintritt in den Orden war über Lessing eine Art Entmündigung verhängt“. Jetzt: „war Lessing entmündigt“ (II 428). Daß diese unbedingte Prägnanz und Kürze an einigen Stellen zu einer Übergedrängtheit, einer Trockenheit des Ausdrucks führt und manche Sätze geradezu skelettisiert, war schon in der früheren Auflage fühlbar, es macht sich jetzt noch stärker geltend, namentlich manche der neu eingeschobenen kleinen Partien sind in ihrer harten Gegenständlichkeit nicht immer leicht verständlich. Dagegen läßt die Neigung zu Anspielungen entschieden nach, einige ältere werden höchst erfreulich verdeutlicht. Da hieß es (I^2 525): „So hat das von Schiller für einen kaum Würdigen geschaffene Wort Landschaftsdichter sein gutes Recht“. Nunmehr tritt der Name „Matthison“ (I^3 535) hinzu. Ebenso wird auch zu „der größte Kanzelredner“ „Bossuet“ (I 642), zu „ein eingeborener Literat“ „Schiebeler“ (I 683) hinzugefügt, der etwas unbestimmte und leicht mißverständliche „Malteser“ wird zu „Schillers Malteser“ (II 439). In den sachlichen Veränderungen gibt sich wieder die eingehendste, erwägendste Benützung der neueren Literatur kund. Für Lessings Ahnen und die Jugendgeschichte war die Heranziehung der großartigen Buchholtz-Lessingschen Publikation nur in der Anmerkung (I 709) möglich. Die Studien Schwabes kamen dem Rektorat Heinitzens (I 17), die Mangolds dem Voltaire-Herschelschen Streithandel (I 196) zugute, die historischen Forschungen Krebs' liefern Einzelheiten zur Charakteristik des Henzischen Kreises (I 214 ff.). Die rührende Begeisterung Reichels ändert zwar Schmidts sicheres Urteil über Gottsched

nicht ab, schwächt wohl aber Ausdrücke wie „der bomite Mann“ zu „der befangene Mann“ (I 52) oder heißt ihn zu „Gottsched lehrt hochdeutsche Richtigkeit“ ein „verständig“ (I 56) beifügen. Die ausgedehnten, dankenswerten Untersuchungen von Consentius über die Lessingschen Jugendfreunde liefern manch hübsches kleines Ergebnis für Mylius (I 252 f), Ossenfelder (I 70), namentlich für Naumann, dem nun eine stärkere Bedeutung für seinen großen Genossen eingeräumt erscheint (I 69 f., 143, 224, 252), ihm, nicht Lessing, wird die Besprechung von Archenholtz' Christine von Schweden zuerkannt (I 187), meinem Hinweis auf dem „Schriftsteller nach der Mode“ wird S. 86 nachgegangen. Viel nachdrücklicher als früher wird aber, zum Teil gestützt auf Goldsteins Buch, Mendelssohns Einfluß auf Lessing hervorgehoben, namentlich bei den „Briefen über die Empfindungen“ (I 338 ff.), er erscheint mit seiner Formulierung von Koexistenz und Sukzession als Vorbereiter des Laokoon (I 502 f.), ja er hätte sogar in seiner freieren Stellung der „Schönheit“ gegenüber (I 548) wie in seiner Betonung des „Kolorit“ (I 518) noch stärkere Rücksicht von Seite Lessings verdient. Für die Hamburgische Dramaturgie ist sein Literaturbrief über Olint und Sophronia bedeutsam (I 604), auch für die Verbindung von „Mitleid und Furcht“ wird er maßgebend (I 629), während früher im Briefwechsel mit ihm Lessing sich erst auf dem Wege zur tieferen Erkenntnis des Miterleidens zeigt, das ein angezogener Aufsatz Walzels in der Vossischen Zeitung (1908, Nr. 88 f.) als Ziel des Dramaturgen hinstellt (I 341). Nach diesen exakten Darlegungen kann Schmidt den Passus der früheren Auflage (II² 446), der von Mendelssohns noch „unerschöpften, anregenden Sätzen zur Ästhetik“ sprach, tilgen. Ebenso wird auch Diderots Dramaturgie eingehender gewürdigt, und namentlich sein Einfluß auf Lessings Technik genauer studiert (I 811). Hier tritt schon die Vertrautheit mit Kettners Arbeiten zutage, der nun namentlich auf die Darstellung von Lessings Verhältnisse zu Shakespeare einwirkt. In den Jahresberichten für neuere Literaturgeschichte (Bd. 16, S. 539) hat Schmidt diesem Forscher den wärmsten Dank für die reiche Belehrung und Anregung ausgesprochen, aber auch die Schattenseite seiner stark negierenden und namentlich völlig „bühnenfremden“ Kritik hervorgehoben. Ihm dankt er den Hinweis auf Pope und Young (I 425), den er auch für die Hamburgische Dramaturgie (I 640) heranzieht. Mit Recht vorsichtig spricht Schmidt von den „wuchtigen, doch schwer auszudenkenden“ Sätzen des 17. Literaturbriefs, hält auch allen Einwendungen gegen Lessings Besprechung von Weisses Richard zum Trotze an der Tatsache fest, daß er als Bewunderer des Dramatikers Shakespeare erscheine (I 607), wenn auch seine Stellung zu Shakespeare nur aus „Gelegenheitsäußerungen“ zu erschließen bleibt (I 609), und gibt Kettner zwar den nüchtern-moralischen Ausdruck in seinen Sätzen über Othello und Romeo und Julia preis, aber fühlt doch

hindurch, wie Lessing den Dramatiker über das abstrakte Zergliedern der Leidenschaften stellt (I 610). Das klingt anders, als das heillose Gerede, das neuerdings Artur Böhtlingk im 1. Bande seines Werkes „Shakespeare und unsere Klassiker“ (Leipzig 1909) zutage fördert. Mit Recht tut Schmidt in einer Anmerkung die kritiklose Schrift ab, die Lessings Dramen fast wie Kopien Shakespeares behandelt. Nur in einem Punkte möchte ich ihm, oder vielmehr Otto Ludwig recht geben, dessen Verweis auf die Verwandtschaft der Minna mit dem Kaufmann von Venedig Schmidt mit Unrecht zur „wilden Motivenjagd“ rechnet (I 471), zumal, wo er selbst so manchen Treffer von solchen Jagdzügen neuerdings nach Hause trägt, wie bei den Jugendplänen (I 180) oder den Plautusnamen der Matrone von Ephesus (I 591) und bei der Minna selbst aus englischen Revieren. Beim „Laokoon“ verfolgt Schmidt, geleitet durch die Studie Howards über Burke, sehr hübsch das „*Ut pictura poesis*“ durch die Literatur (I 505), er verwertet die „Antiquarischen Briefe“ ausgiebiger (I 519), berücksichtigt neuere Forschungen über die Laokoon-Gruppe (I 525 ff.), einen Absatz (548 f.) widmet er der bedeutsamen Ergänzung von Lessings Werke durch Th. A. Meyers „Das Stilgesetz der Poesie“, auch Diltheys Geist macht sich in mancher Wendung hier wie anderweitig geltend. Auch die Ergänzung zu der Bezeichnung des Laokoon als „Torso“, „doch in seinem Hauptteile bei scheinbarer Planlosigkeit ein außerordentliches Kunstwerk des Vortrags, wie Deutschlands noch keines besaß“ (I 520) ist keineswegs unwesentlich. Bei der Hamburgischen Dramaturgie geht er, nach Stümckes Neudruck, näher auf Löwens Geschichte des deutschen Theaters ein (I 568, vgl. 644), einige Sätze, Zickels fragmentarische Arbeit nützend, beleuchten die technische Einrichtung der Bühne (I 580).

Im zweiten Bande fließen die Zusätze spärlicher, während die kleinen stilistischen Abänderungen viel zahlreicher werden. Die Fabelbesprechung erfährt Bereicherung aus der neueren Wernicke-Forschung (II 102 f.); daß die Kaiserin Maria Theresia in der Emilia schreckliche Langweile (II 148) verspürt hat, lernt Schmidt aus Payer von Thurns Weidmann-Studie, die auch dem „Faust“ Lessings zugute kommt, einige Wendungen über Wiener Literatur und Theater, namentlich über Gebler (II 134) zeigen seine Bekanntschaft mit Teubers Burgtheatergeschichte, die Abhängigkeit des Lessingschen italienischen Reisejournals von den *Efemeride litterarie* (II 152) ist ein Fund Munckers. Die Nachgeschichte des Nathan (II 412 f.) hat Stümcke geliefert. S. 417 erwähnt Schmidt kurz die erste Aufführung des Dramas in Hamburg, die am 2. Dezember 1803, nicht 1802, wie er angibt, stattfand. Um ein kleines Schärflein beizutragen, teile ich hier den noch unveröffentlichten Bericht Costenobles mit:

„Am 2. Dezember. Nathan der Weise. Dramatisches Gedicht in 5 Akten von Lessing. Die Direktion hatte lange Anstand ge-

nommen, dies Meisterwerk auf die Bühne zu bringen, weil jedermann voraussetzte, daß es nimmermehr gefallen könne. Mir wurde der Klosterbruder zugesandt und ich stutzte gewaltig, als ich die Rolle durchlas. Du bist Volkskomiker, sagte ich von mir selbst — wie willst Du diese einfache, fromme Gestalt vorführen, ohne dem Janhagel das Wiehern zu benehmen? Ich las die Parthie meiner Frau laut vor, Sie schüttelte lächelnd den Kopf und sagte: Das geht nicht, man wird über Dich lachen. Ey, gab ich zur Antwort, es müßte doch mit dem Henker zugehen, wenn ich den rechten Ton nicht treffen sollte. Ich las und las wieder und suchte und versuchte so lange, bis Johanna endlich die Ohren spitzte und sagte: Hör Vaterle, jetzt kommt es schon anders heraus und ich meyne, Du kannst es machen. Ich gab mir unendliche Mühe, den Ton, den ich damals gefunden, festzuhalten und es gelang. Das Publicum war sehr gespannt auf den Nathan und es erschien zahlreich. Steiger war ein viel besserer Nathan als ich mir vorgestellt hatte. Er declamirte fast gar nicht und erzählte das Märchen von dem Ringe mit großer Meisterschaft. Herzfeld konnte den Tempelherrn rauh darbringen und so kam er auch nicht in den Fall unnatürlich heulend zu pathetisieren wie in seinen anderen ernsten Rollen. Das sanfte Wesen der Mme Herzfeld und ihre Schönheit thaten viel für die Recha. Die Stollmers konnte als Sittah nicht viel gut machen, die Rolle war zu sehr gekürzt, und dann liegen ruhige Anstandspartien immer außer dem Bereiche ihres Talentes. Gley war ein gerader, rechtlicher Saladin, seine Kleidung war zu orientalisch-pompös. Dieser Sultan spricht von einem Rock, einem Schwert und einem Gott und prunkt gewiß nicht mit Flittern. Wohlbrück verstand gewiß seinen Dichter am besten von uns allen, denn er war der scharfsinnigste und ausgebildetste von dem ganzen Vereine — aber es gebrach ihm doch das Vermögen, dem Derwisch die eigentliche Farbe und das rechte Leben zu verleihen. Der Verstand war zu sichtlich bey Vorführung dieser Parthie — darum fehlte aber eben der Gestalt das, was uns anzieht und glauben macht, die Rede komme unmittelbar aus der Seele. Man sah keinen Al-Hafi, nur den klugen Wohlbrück, der das vortrug, was er soeben memoriert hatte. Stegmanns phlegmatische, starre Mönchsnatur und seine Wohlbeleibtheit — alles das stempelte ihn zur Rolle des Patriarchen und er brauchte nichts als sich gehen zu lassen und der Charakter stand vollkommen da. Ich erlebte heute die Freude, daß meine unsägliche Mühe, die ich an den Bruder Bonafides gewendet, nicht vergebens gewesen war; denn das ganze Publicum war erstaunt darüber, daß sein Lustigmacher sich zur Höhe einer solchen Gemütlichkeit erheben konnte. Nur ein kaum bemerkbares Lachen störte, als der Tempelherr sagte: Ich will doch sehen, wie der ergründet! Ich hatte den Triumph, daß man in allen guten Gesellschaften, wenn von der Vorstellung des Nathan die Rede war, meinen Klosterbruder als das bedeutendste Juwel im Kranze der Künstleredelsteine laut anerkannte".

Der Abschnitt über die „Erziehung des Menschengeschlechtes" hat durch Schneiders Buch einige Zusätze über Freimauerei erfahren, S. 443 wird auf Goethes „Geheimnisse" hingewiesen, wofür die Erwähnung, die II² 529 stand, entfällt. Zu den philosophischen Ideen liefert manchen Beitrag das Buch Schrempfs, mit dem sich der Verf. namentlich Spinozas wegen auseinandersetzt (502 ff.). Das Kapitel über die Sprache wie über den Lebensausgang blieb bis auf Einzelheiten unberührt. Die Sorgfalt der Durcharbeitung zeigt sich in Kleinigkeiten. Ich freue mich, daß Schmidt meine Bedenken gegen die Autorschaft der „Olla Potrida" zu teilen scheint, da er (I 111) den Namen „Stranitzky" durch „Fuchsmundi" ersetzt, wie überhaupt seine Vertrautheit mit meinen und anderen Forschungen über das Wiener Theater öfter (I 139, 698; II 134 ff.) sichtbar wird. Minors Novalis-Ausgabe regte offenbar die Erwähnungen I 510, II 274 an. Morris Studien über den Jahrgang 1772 der Frankfurter Gelehrten Anzeigen lassen ihn die Cymbeline-Rezension nicht mehr Goethe, sondern dem Goethe-Kreise zusprechen (I 256). Von Druckfehlern ist mir in dem äußerst genau korrigierten Buche nur aufgefallen I 718 dranger für danger und II 154 Gebbler für Gebler.

Ungenützt mußte ein eben erschienenes Werk bleiben, das sich erlaubt, Erich Schmidt eine Reihe von Ratschlägen für eine dritte Auflage seines Lessing zu erteilen. Es ist Camille Pitollets „*Contributions à l'étude de l'hispanisme de G. E. Lessing*" (Paris 1909), ein Werk, so unfranzösisch wie möglich, sowohl in seiner foliantenwälzenden, ganz unsystematischen und stillosen Gelehrsamkeit, wie in dem Mangel des gewöhnlichsten Taktgefühles. Fast jede Seite bringt einen Hieb auf die deutsche Gelehrsamkeit, auf die Lessingforschung und namentlich auf den „*biographe semi-aulique de Lessing*" voll boshafter, oft geradezu verläumderischer Ausfälle wie wie S. 158 die Bemerkungen über Albrecht. Am übelsten geht es Lessing selbst, der ironisch als einer der „Geisteshelden der Aufklärung" apostrophiert wird, oder als „*jouvençeau ivre de réclame*" (S. 76). Er spricht von der „*hypnose lessingophile*" oder (S. 198) von dem „*culte de Lessing, qui est certainement une des plus curieuses déformations littéraires*". Für ihn ist er nichts als ein „*roué compilateur*", und die Tendenz der Arbeiten geht dahin zu erweisen, daß Lessing gar nicht Spanisch verstanden, überall aus zweiter Hand geschöpft, vieles mißverstanden und absichtlich entstellt habe, Quellenforschung wie bei der Stoffgeschichte des Essex höchst nachlässig betrieben usw. Die Nachweise des Verf.s im einzelnen zeigen, so weit ich es beurteilen kann, von umfassenden Kenntnissen, aber wo sind die Forscher, die Lessing als einen profunden Kenner des Spanischen hingestellt? E. Schmidt spricht wiederholt von seinen „oberflächlichen" Studien, er nennt ihn „kaum in die Anfangsgründe des Spanischen eingeweiht" usw. Lernen wird man aus dem Buche des Franzosen so manches Detail,

die Auffassung Lessings wird nicht im mindesten berührt und vor allem: einen derartigen Ton wird sich die Wissenschaft ganz entschieden verbitten. E. Schmidts Lessing aber wird seinen Siegeszug auch in seiner neuen Form ruhig weiterschreiten.

Wien. Alexander von Weilen.

Goethes Werke. Unter Mitwirkung mehrerer Fachgelehrter herausgegeben von Prof. Dr. Karl Heinemann (Meyers Klassikerausgaben, herausgegeben von Prof. Dr. Ernst Elster). 24., 26., 29. und 30. Bd. Wien und Leipzig, Bibliographisches Institut (1908—09).

Goethes Freundinnen. Briefe zu ihrer Charakteristik, ausgewählt und eingeleitet von Gertrud Bäumer. Mit 12 Bildnissen (Deutsche Charakterköpfe, Bd. V—VI). Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1909. Preis 3 Mk.

Goethe, Die Leiden des jungen Werthers, herausgegeben von Josef Gaßner (Gräsers Schulausgaben, Heft 72). 1.—3. Tausend. Leipzig, B. G. Teubner (1909). Preis 60 Pf.

Im Anschluß an den 25. Band der Heinemannschen Goethe-Ausgabe werden im 26. Bande (bearbeitet von Georg Ellinger) die Aufsätze zu „Theater und Literatur" fortgesetzt und zunächst die Mitteilungen Goethes aus „Kunst und Altertum" (3.—6. Bd., 1821—1832) gegeben, voran der bekannte Ilias-Auszug von 1798 (überarbeitet 1820). Dann folgen zahlreiche Anzeigen und Rezensionen Goethes, die den Zweck haben, sich und seine gebildeten Landsleute von den wichtigeren literarischen Erscheinungen zu unterrichten. Manches berührt auch Österreich näher. Interessant ist ferner Goethes Schema zum Nibelungenlied S. 417. — Der 24. Band bietet als Fortsetzung vom 22. und 23. Bande Goethes Schriften über „Bildende Kunst" III., bearbeitet von O. Harnack. Hier finden sich die seinerzeit vom Weimarer Archiv veröffentlichten „Maximen und Reflexionen" Goethes S. 142 ff. Der 29. und 30. Band enthält eine größere Auswahl aus Goethes Schriften zur Naturwissenschaft mit einer längeren Einleitung von W. Bölsche, die als Vorbereitung für die darauffolgenden Aufsätze Goethes ausgezeichnete Dienste leistet. Mit Recht wird auch auf den biographischen Wert dieser Aufsätze hingewiesen, da Goethe hier genaue Tagebuchnotizen angelegt hat. Im 29. Bande wird wesentlich der Inhalt der sechs Hefte „Zur Morphologie und zur Naturwissenschaft überhaupt" (1817—1824) gegeben, mit Ausschluß der physikalischen Arbeiten Goethes, auf die in dieser Ausgabe geringes Gewicht gelegt wird. Es fehlt daher auch die „Farbenlehre". Der 30. Band bringt als Einleitung eine klare Würdigung des Mineralogen und Geologen Goethe (von Bölsche), von dem Inhalte sind besonders die eingehenden Aufsätze zur Geologie des böhmischen Gebirges wichtig. In den sorgfältig gearbeiteten Anmerkungen

unter dem Striche und im Anhange ist alles Erforderliche angeführt. Ein alphabetisches Inhaltsverzeichnis zu allen 30 Bänden schließt diese vortreffliche und vornehm ausgestattete Goethe-Ausgabe ab, die wir allen Gebildeten unseres Volkes bestens empfehlen dürfen, namentlich den Verehrern Goethes.

Das ebenfalls hübsch ausgestattete und mit vorzüglichen Bildnissen versehene Buch „Goethes Freundinnen" von Gertrud Bäumer verfolgt keine wissenschaftlichen Zwecke, sondern wendet sich an das weitere, gebildete Publikum. Es ist mit Fleiß und Umsicht gemacht und liest sich ganz angenehm. Eine „Lücke" in unserer Literatur auszufüllen, wird jedoch kaum die Absicht der Verfasserin gewesen sein, denn an ähnlichen Werken haben wir bereits Überfluß. Amanda Sonnenfels, Dichterinnen und Freundinnen unserer großen Dichter (Berlin 1907) u. a. boten Ähnliches. Neues erfahren wir daher auch aus diesem Buche nicht, die Zusammenstellung ist jedoch immerhin lobenswert. Die literarhistorischen Kenntnisse der Verfasserin sind bedeutend; ein paar Schnitzer hat sie allerdings gemacht. So heißt es S. 310, Ulrike v. Levetzow sei zu Trziblitz in Mähren gestorben, Frau v. Stein 1826 (statt 1827). Unter „Meline" S. 285 ist nicht Frau Scharff, sondern Frau v. Guaita (geborne Brentano) zu verstehen, S. 295 soll es Städel (statt Städele) und S. 312 Elbogen heißen. Der dritte Gemahl der Frau v. Levetzow wird irrig als österreichischer Offizier bezeichnet, Dinge, die denn doch längst feststehen. Es wundert mich, daß S. 227 nicht der Versuch gemacht wurde, eine Briefstelle Christianens „wir erleleden ein Sehr talm alen ...." (wir erlebten einen sehr tollen Abend) zu entziffern. In sachlicher Hinsicht wurde das Verhältnis Goethes zu seiner Schwester falsch aufgefaßt; die behauptete Gleichgiltigkeit des Bruders wird doch schon durch die von der Verf. gebotenen Stellen widerlegt.

Eine recht tüchtige Leistung stellt im ganzen auch die Schulausgabe von „Werthers Leiden" durch Josef Gaßner dar, doch fehlt es da und dort in den literarhistorischen Details. Zur Geschichte des Reichskammergerichts hätte die Abhandlung von A. Winkler im Programm der Wiener Vereinsrealschule 1906/07 herangezogen werden sollen, in anderen Fällen eine verläßliche Biographie Goethes. Die berühmte Fahrt Goethes und Lottens nach Volpertshausen fand nicht am 29., sondern am 9. Juni 1772 statt; in Note 15 S. 85 aber lesen wir richtiger, daß sich die beiden „Mitte Juni" kennen gelernt hätten. Lottens Vermählungstag ist der 4. April 1773 (nicht 1772, S. VIII). Der Text ist nach der Cottaschen Jubiläumsausgabe, Band 16, von Prof. Max Herrmann S. 1—81 korrekt gegeben. In Goethes Anmerkung 2 S. 12 hätte ohneweiters „braucht niemand zu wissen" und S. 19, Z. 23 v. o. mit Berufung auf Strehlke einfach „alsdann" gesetzt werden dürfen. Gaßner adoptiert auch M. Herrmanns Anmerkungen wörtlich, was denn doch nicht nötig war, namentlich wenn es in so übler Art

geschieht wie in Note 187, S. 87, wo wir ohne weiteren Aufschluß zur Stelle über Lottens zweite Schwester in Werthers Briefe vom 1. Juli 1771 lesen: „Diese spielt in der weiteren Darstellung so gar keine Rolle, daß man hier an einen mit eingegangenem (statt -en) Lebensrest wird denken müssen" (M. Herrmann). Herrmann gibt an jenen Stellen biographische Hinweise, in denen die Dichtung „nicht ganz eingeschmolzene Lebensreste enthält", d. h. Reste von den alten Aufschreibungen des „Rohstoffes", wovon er in der Einleitung S. XXXIV ff. spricht. Das hat Gaßner nicht beachtet, so daß die Note, obendrein mit einem Druckfehler behaftet, unklar bleibt. Zu Note 154 S. 20 und 88 mag bemerkt sein, daß Lavaters Predigten über das Buch Jonas, zwei Teile in einem Bande, 1773 in Zürich erschienen waren. Im übrigen sind zu dieser Ausgabe reichliche Anmerkungen gegeben, die als ganz vorzüglich bezeichnet werden können, sobald es grammatische Dinge betrifft, und S. 99 noch einen kleinen Nachtrag erfahren haben. Manchmal wird allerdings zuviel „Aufwand" gemacht. Die Form „funfzig" ist mit dem norddeutschen Umlautmangel genügend erklärt. Größere Ökonomie wäre in den Anmerkungen überhaupt wünschenswert, hoffentlich wird sie bei einer Neuauflage auch getroffen und Überflüssiges beseitigt, dann dürfte die Brauchbarkeit dieser Ausgabe von „Werthers Leiden" erhöht werden.

Graz. S. M. Prem.

Fedor v. Zobeltitz, Briefe deutscher Frauen. Berlin-Wien bei Ullstein & Co. 1910.

Nach einem Worte Goethes sind Briefe das artigste Denkmal, das Menschen hinterlassen können. Sie gleichen den Seemuscheln, die man ans Ohr hält, um das dumpfe Murmeln und Rauschen des weitentfernten Ozeans herauszuhören. Einstens sprach man sich so gerne und ausführlich in Briefen aus über die wichtigsten Fragen, daß diese unsere jetzigen Leitartikel ersetzten. Das heutige Leben mit seiner Hast und Ruhelosigkeit, seinen gehäuften Sensationen und seiner vielseitigen Nervenanspannung schließt eine solche mehr beschauliche Tätigkeit nahezu aus. Selbst die Frauen sind der stillen Einkehr, dem gleichmäßigen Hinleben und der ruhigen Innigkeit meist so entfremdet, daß ihnen für das professionelle Briefschreiben die Sammlung und Muße fehlt. Unsere Bildungspuppen haben nichts mit jenen starken und echten Naturen gemein, die ehemals die Eingebung der großen Geister waren und einer Kulturperiode Frische und Schönheit verliehen. Freilich verfügte auch nicht jede Briefschreiberin der Vorzeit über den fröhlichen Plauderton einer Sevigné oder die sprudelnde Mitteilsamkeit der einzigen Korrespondenz der Georges Sand. Viele richteten nur

gleichsam vor dem Spiegel an die Nachwelt adressierte Episteln, die aller Natürlichkeit entbehren und nach ausgeklügelten Effekten haschen. Sie bleiben aber eben darum ohne mächtigere Wirkung nach einem Worte Montaignes, der von seinen eigenen Briefen sagt: „*Celles qui me coustent le plus, sont celles qui valent le moins*". Am stärksten zeigt sich auch in den Briefen die Überlegenheit der Frauen da, wo sie sich auf die Reinheit ihrer Gefühle stützen und mit ihrem Urteil über den Einzelfall nicht hinausgehen.

Die vorliegende Sammlung ist gewiß nicht unverdienstlich. Es sind in derselben wohl alle hervorragenden deutschen Briefschreiberinnen zum Worte gekommen. Die Auswahl der Briefe ist nicht ohne Sorgfalt und der Herausgeber hat, da gerade in Frauenbriefen die alltäglichsten Meldungen über Spargel und Schwartmagen sich zuweilen mit dem Größten und Tiefsten vermengt finden, das Unwesentliche mit Recht beseitigt. Die Einleitungen erscheinen zuweilen dürftig und unzulänglich. Insbesondere hätte man in einigen Fällen eine Charakteristik des betreffenden Briefstils gewünscht. Wie vieles war da z. B. über die Briefe der Rahel zu sagen! Der Herausgeber hätte dazu aus dem prächtigen Buche von Ellen Key reichliche Belehrungen schöpfen können, das diesem Gegenstande ein eigenes Kapitel widmet. Daß sich der Anmerkungsapparat knapp gürtet, ist gutzuheißen, doch nur da, wo eine näher eingehende Erklärung nicht dringend erforderlich ist. Wo aber wie bei den Briefen der Rahel schon infolge der Unregelmäßigkeiten des Satzbaues und der Interpunktion, der Einschiebsel und Ausrufe man nach einem Kommentar förmlich schreien hört, wäre mehr mehr gewesen.

Wien. Josef Frank.

Fetter-Ullrich, La France et les Français. 13. Auflage des I. Teiles des Lehrganges der französischen Sprache. Mit 11 Abbildungen. Wien, Verlag von A. Pichlers Witwe & Sohn 1909. Preis geb. 1 K 40 h.

Die 13. Auflage des Lehrganges der französischen Sprache von Joh. Fetter, in den letzten Auflagen unter Mitwirkung von Rud. Alscher bearbeitet, legte unter der Mitarbeit Dr. Karl Ullrichs den alten Titel ab, um den obigen anzunehmen, und trennte den Lehrstoff für die zwei untersten Klassen auch äußerlich, indem sie ihn nun für jede Klasse in einem gesonderten Bande bietet. Die Berechtigung zur Änderung des Titels fanden die Verfasser wohl darin, daß sie von der früheren Auflage nur das Gerüst behielten und das Bestreben an den Tag legten, nicht bloß in die wirkliche Sprache der Franzosen einzuführen, sondern auch mit Land und Leuten, die Frankreich bewohnen, bekannt zu machen. — Schon die ersten Lautierübungen weisen nicht unbedeutende Abweichungen

von den früher vorangehenden Auflagen auf. Die alten Musterwörter wurden bisweilen durch passendere ersetzt, die Übungen vereinfacht und teilweise eingeschränkt. Die wichtigste Zugabe, die in die neueste Auflage aufgenommen wurde, sind die Übungen von der 3. bis zur 12. Lektion. Sie haben den Zweck, in die Sprache des Alltags einzuführen, wie es der neue Lehrplan verlangt. Um das fremde Wort mit dem richtigen Begriffe zu verbinden und, soweit es möglich ist, auf die Zuhilfenahme der Unterrichtssprache zu verzichten, sind dem Lehrbuche recht gelungene Abbildungen beigeschlossen. Die Verarbeitung des gebotenen Stoffes ist mannigfaltig wie in den früheren Auflagen, entsprechend der jetzt herrschenden Methode. Um eines bietet die neueste Auflage mehr: sie fordert, der Lehrer möge allen Schülern bekannte, leicht zu beschaffende Gegenstände vorzeigen, benennen und in ganzen Sätzen besprechen, um die Schüler in die lebendige Sprache einzuführen und sie mit dem Wortschatze derselben bekannt zu machen. Dieses Bestreben, dem Sachunterrichte einen breiten Raum zu gewähren, zeigt sich in allen Lektionen, von der 13. angefangen. Nach dieser begegnet man schon häufiger den vorausgehenden Auflagen entnommenen Übungsstücken, doch ist ihre Eingliederung selten dieselbe geblieben. Manches Stück, das sich für die schulmäßige Bearbeitung als weniger geeignet erwiesen hat, wurde ausgeschieden, um einem passenderen Platz zu machen. Um sich über den verarbeiteten Stoff Rechenschaft abzulegen, finden nach größeren Abschnitten *Examens sommaires* statt. Die grammatischen Belehrungen, die in der I. Klasse sehr spärlich sind, werden zum Schlusse nicht in Paradigmaten zusammengefaßt, weil das Lehrbuch vollkommene Vertrautheit mit seinem Inhalte voraussetzt.

Im Anhange befinden sich einige wenige Lesestücke in Prosa und in Versen unter dem Titel: „*Lecture amusante*". An diese schließt sich „*Lecture courante*" an, die sich zur Aufgabe macht, den kleinen Schülern in weiten Umrissen eine Vorstellung von Frankreich und dessen Verwaltung beizubringen. M. E. sind diese kursorisch durchzunehmenden Lesestücke ganz geeignet, das Interesse der Schüler lebhaft zu wecken.

Wenn zum Schlusse erwähnt wird, daß jüngere, mit der Methode noch nicht ganz vertraute Lehrer sich getrost der Leitung des Lehrbuches überlassen können, um gute Unterrichtserfolge zu erzielen, so ist es nur ein weiterer Vorzug der neuen Auflage. Die Ausstattung, besonders die beigeschlossene Karte von Frankreich, und der nette Einband empfehlen die neue Auflage auch äußerlich. So ist die Hoffnung berechtigt, daß der vervollkommnete Lehrgang der französischen Sprache des österreichischen Bahnbrechers der Reformmethode im neusprachlichen Unterrichte sich nicht bloß die alten Freunde bewahren, sondern auch neue erwerben werde.

Wien. F. Pejscha.

Englische Textausgaben.

English Classics. Great Novels by Great Writers. Edited with Notes by J. F. Bense, Teacher of English et Arnhem. IV. *The Vicar of Wakefield* by Oliver Goldsmith. Groningen 1909, P. Noordhoff. 195 und XII SS. Preis: *f* 1, geb. *f* 1·25.

Der IV. Band der Sammlung „*English Classics*“ [1]) enthält den Roman *The Vicar of Wakefield* ohne jede Kürzung. Dem Texte geht eine zwei Seiten lange Notiz über Leben und Werke von Oliver Goldsmith voran. Unter dem Texte sind Fußnoten, welche Sach- und Worterklärungen in englischer Sprache geben. Im großen ganzen sind diese Anmerkungen einwandfrei; im einzelnen habe ich einige Ausstellungen zu machen. In dem Satze des IV. Kapitels „*My farm consisted of about twenty acres of excellent land, having given a hundred pounds for my predecessor's good-will*“ ist *good-will* nicht „*custom of the business*“ oder „*connexion of customers*“ (Kundschaftskreis), sondern etwa „Abtretung des Eigentumsrechtes“. *Paduasoy* in demselben Kapitel ist nicht nur „*a particular kind of silk*“, sondern auch ein aus dieser Seide verfertigtes Kleid; *curtailing* ist nicht „*cutting off*“, sondern „*cutting short*“, „kürzer machen“. Viel zu ungenau ist die Erklärung zu *gingerbread* im VI. Kapitel: „*a kind of cake*“; ergänze: „*usually sweetened with treacle and variously flavoured*“ (Pfefferkuchen). Zuweilen ist mit Anmerkungen zu sehr gespart worden; so blieben z. B. im X. Kapitel unerklärt: *nabob* und *cross-bones* (S. 47). Ein vollständiger „Index“ (S. I—XII) orientiert über alle in den Fußnoten erklärten Wörter.

Das schöne Buch verdient auch außerhalb Hollands Freunde und Leser zu finden.

Library of Contemporary Authors (With Notes). V. *Poets of the Nineteenth Century.* Annotated by C. Gronheud and P. Roerda, Teachers of English at Amsterdam and Groningen. P. Noordhoff, Groningen 1909. XII und 308 SS. Preis: *f* 1·50, geb. *f* 2.

Der V. Band der Sammlung „*Library of Contemporary Authors*“ [2]) enthält Proben von Dichtern des XIX. Jahrhunderts. Es liegen uns hier 148 Gedichte von 79 Dichtern und außerdem 10 Gedichte mit der Unterschrift „*Unknown*“ vor; die Länge derselben wechselt zwischen $^1/_3$ Seite und 13 Seiten. Die Herausgeber waren offenbar darauf bedacht, recht viel neue Namen zu bringen; denn unter den 79 Dichtern finden sich 26 Namen, die man in den landläufigen Literaturgeschichten und sogar in der ausführlichen „Geschichte der englischen Literatur im Zeitalter der Königin

[1]) Siehe diese Zeitschrift, Jahrg. 1909, S. 857.
[2]) Siehe diese Zeitschrift, Jahrg. 1898, S. 142; Jahrg. 1901, S. 739; Jahrg. 1906, S. 437.

Viktoria" von Leon Kellner vergebens suchen wird. Wer kennt die Dichter Adam Lindsay Gordon, Joseph Skipsey, Lady Dufferin, William Brighty Rands, Ellen Forrester, Thomas Westwood, H. F. Lyte, John Godfrey Saxe, Sebastian Evans, L. J. Guiney, L. F. Tooker, Mary C. Gillington, Henry Clarence Kendall, H. C. Bunner, Walter Thornbury, Wathen Mark Wilks Call? Für diesen Wust hätten uns ein paar Gedichte von Charles Kingsley und Rudyard Kipling entschädigt; aber diese Dichterfürsten wurden offenbar einer Aufnahme in die Sammlung nicht für würdig gehalten. In dem Namen *Richard Henry Horne* ist *Hengist* statt *Henry* zu lesen.

In Bezug auf die Anordnung der Proben heißt es im Vorworte, daß auf den ersten 117 Seiten nur der Grundsatz maßgebend war, Leichteres dem Schwierigeren voranzustellen, so daß die Gedichte ohne Rücksicht auf Chronologie oder Verfasser angeordnet sind. Erst im zweiten Teile des Buches wird wenigstens darauf Rücksicht genommen, daß von einem und demselben Autor geschriebene Gedichte beisammen stehen. Abgesehen von der kritiklosen Aufnahme aller möglichen Dichter und Dichterlinge haben die Herausgeber manchen glücklichen Griff getan, so z. B. mit *The Building of the Ship* von Longfellow (einem Seitenstück zu Schillers „Glocke"!), *The Bells* von Poe, *The Eve of St. Agnes* von Keats, einigen Gedichten von Lewis Morris usw. Die erklärenden Fußnoten sind ungleich verteilt. Während z. B. zu den nicht besonders schweren Gedichten von William Wordsworth Wort- und Sinnerklärungen in angemessener Zahl gegeben werden, sind die Erklärungen zu den ziemlich schwer verständlichen Dichtungen *In the November Night* und *Pure Souls* von Philip Bourke Marston, *The Forsaken Merman* von Matthew Arnold, *Hyperion* von Keats spärlich und geradezu ungenügend. Entgegen der in den früheren Bänden dieser Sammlung herrschenden Gepflogenheit wurde hier von der Beigabe eines „Index" zu den Anmerkungen abgesehen.

Der Druck wurde ziemlich gut überwacht; nur folgende Versehen sind stehen geblieben: S. 11 *ontspoke* st. *outspoke;* S. 98 *Shoftly* st. *Softly;* S. 129, 3. Zeile v. u. *Where* st. *Were;* S. 138 *litte* st. *little;* S. 161 *populary* st. *popularly;* S. 165, 4. Zeile v. o. Punkt st. eines Kommas; S. 187 *wit* st. *with.*

Wenn die Herausgeber sich in einer zweiten Auflage entschließen, die Sammlung von allem Ballast zu befreien, dafür aber die Anmerkungen entsprechend zu vermehren, so wird das Buch an Wert gewinnen.

Wien. Dr. Joh. Ellinger.

Osman Pascha, **der letzte große Wesier Bosniens, und seine Nachfolger. Hinterlassene Aufzeichnungen von Med. Dr. Josef Koetschet, veröffentlicht von Jur. Dr. Georg Grassl. Sarajevo 1909, Druck und Verlag von Daniel A. Kajon (Zur Kunde der Balkanhalbinsel, Heft 9).**

Wir danken dem in der jüngsten bosnischen Geschichte zweifellos sehr bewanderten Herausgeber bereits eine interessante Darstellung „Aus Bosniens letzter Türkenzeit. Hinterlassene Aufzeichnungen von Med. Dr. Josef Koetschet“, ein Büchlein, das eine gute zusammenfassende Darstellung der jüngsten Vergangenheit Bosniens und der Herzegowina gibt. Koetschet, ein gebürtiger Schweizer, trat in jungen Jahren in türkische Dienste und lebte von 1864—1898 in Sarajevo, und zwar als Stadt- und Polizeiarzt, gleichzeitig aber auch als Wilajetsekretär, als welcher er der vertraute Ratgeber des Generalgouverneurs war. Behandelt das genannte Buch die Geschichte Bosniens und der Herzegowina vom Jahre 1860 bis zur Okkupation, und zwar zunächst den Aufstand in der Herzegowina 1875—1876, dann die Auflösung der ottomanischen Herrschaft in Bosnien und der Herzegowina und die Okkupation 1877—1878, so erhalten wir jetzt erst in erwünschter Weise den ersten Teil der hinterlassenen Aufzeichnungen Koetschets — jetzt erst, weil die zum Zwecke der Nachprüfung notwendig gewordene Sammlung der Archivalien aus der türkischen Zeit viele Schwierigkeiten bot. In ansprechender Weise wird die Verwaltung des Walis Osman Pascha in den Jahren 1860—1869 geschildert, deren ausgesprochenes Ziel dahin ging, die bosnischen Beg ihres Einflusses zu entkleiden und dadurch die Autorität der Regierung zu stärken. Seine Verdienste um das Verkehrs- und Erziehungswesen werden im einzelnen dargestellt, was aber die Hauptsache ist: auf die politischen Verhältnisse jener Jahre fällt ein helles Licht. Die folgenden Kapitel geben eine Übersicht über die Administration Safwet Paschas (1869—1871), Akif (1871) und Mehmed Assim Paschas (1871—1872), endlich Mustafa Assim Paschas (1872—1873) und Mehmed Akif Paschas (1873—1874). Auch hier sind die politischen Momente sorgsam herausgehoben. Für die Vorgeschichte der bosnischen Okkupation ist sonach die vorliegende Schrift von großer Wichtigkeit und hat sich der Herausgeber Dr. Grassl durch ihre Veröffentlichung ein unbestreitbares Verdienst erworben.

Graz. J. Loserth.

Dr. Franz Kossmat, Palaeogeographie (Geologische Geschichte der Meere und Festländer). **Mit sechs Karten. Sammlung Göschen. Leipzig 1908.**

Der Verf. unternimmt es, die Verteilung von Wasser und Land während der wichtigsten Formationen zu rekonstruieren und

kartographisch wiederzugeben. Das Beobachtungsmaterial ist sorgfältig gesichtet und zu einem klaren Gesamtbilde verarbeitet, das wissenschaftliche Gründlichkeit mit leichtfaßlicher Darstellung vereinigt. Die Ausführungen gipfeln in dem Ergebnisse, daß die geologischen Veränderungen der Umrißform nicht sprunghaft, sondern allmählich vor sich gingen. Kurz beschäftigt sich Kossmat auch mit der Theorie des Erdtetraeders und betont den Charakter des Willkürlichen, der ihr innewohnt. Die Tatsache der Klimaänderungen im Laufe der Erdgeschichte wird im Zusammenhange mit den Hypothesen besprochen, die zu ihrer Erklärung aufgestellt wurden. Es wird gezeigt, daß keine befriedigt.

Heinrich Fischer, Landeskunde der Vereinigten Staaten von Nordamerika. I. Band mit 22 Karten und Figuren im Text und 14 Tafeln, II. Band mit 3 Karten im Text und 17 Tafeln. Sammlung Göschen. Leipzig 1908.

Das erste Bändchen enthält die allgemeine Übersicht, das zweite die Beschreibung der einzelnen Landschaften. Als solche werden die Neuenglandstaaten, die mittelatlantischen Staaten, die atlantischen Südstaaten, die Staaten des Mississippibeckens, die Plateaustaaten und die Staaten der pazifischen Küste ausgeschieden. Erfreulich ist das allerorts zutage tretende Streben, den Stoff in lesbarer Form zu bringen. Das statistische Material ist zum großen Teile in Form von Karten und Diagrammen veranschaulicht. Die Bildertafeln des Anhanges sind typisch und gelungen ausgeführt. Der häufige Vergleich mit europäischen Verhältnissen erhöht den Wert der Bücher, die den Gegenstand trotz des kleinen Raumes in recht intensiver Weise behandeln.

Wien. J. Müllner.

Niedere Analysis. Von Dr. Hermann Schubert, Professor an der Gelehrtenschule des Johanneums zu Hamburg. Erster Teil: Kombinatorik, Wahrscheinlichkeitsrechnung, Kettenbrüche und diophantische Gleichungen. 2. Auflage. (Sammlung Schubert V.) 181 SS. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagsbuchhandlung 1908. Preis geb. Mk. 3·60.

Die niedere Analysis ist ein sehr beliebtes Lehrbuch, das sich besonders durch die schöne Behandlung der Wahrscheinlichkeitsrechnung auszeichnet, die mit vielen interessanten Aufgaben ausgestattet ist. Der Nachweis des binomischen Lehrsatzes fällt durch den Verzicht auf den Schluß von n auf $n+1$ zu unstreng aus. Dagegen kann man bei der Behandlung der ungeschlossenen Kettenbrüche (S. 106) den Lesern dieses Buches wohl kaum eine schärfere Darstellung zumuten.

Das Buch wird sich in der neuen Auflage gewiß wieder Freunde erwerben.

Darstellende Geometrie. Von Dr. Robert Hausner, o. ö. Professor der Mathematik an der Universität Jena. Zweiter Teil. Perspektive ebener Gebilde; Kegelschnitte. Mit 80 Figuren im Text. 164 SS. (Sammlung Göschen.) Leipzig, G. J. Göschensche Verlagsbuchhandlung. Preis geb. 80 Pf.

Auch der zweite Teil der darstellenden Geometrie bildet eine Zierde der Sammlung Göschen. Die beiden Teile zusammen leisten demjenigen, der eine rasche und durchdachte Einführung in die darstellende Geometrie haben will, vielleicht mehr, als manches umfangreichere Werk. Die Figuren und besonders der Text sind durchaus zu loben, das Büchlein wärmstens zu empfehlen.

Wien. Suppantschitsch.

Die neueren Forschungen auf dem Gebiete der Elektrizität und ihre Anwendungen. Gemeinverständlich dargestellt von Prof. Dr. A. Kalähne. Leipzig, Quelle & Meyer 1908. Preis geb. Mk. 4·80.

Das vorliegende Buch, das ganz elementar gehalten ist, verdankt seine Entstehung Ferienkursen, die in Heidelberg im Jahre 1906 gehalten wurden; allerdings mußten mehrfache Ergänzungen und Erweiterungen, namentlich in jenen Abschnitten, die von den modernen Theorien der elektrischen und magnetischen Erscheinungen handeln, platzgreifen. Man muß anerkennend hervorheben, daß es dem Verf. gelungen ist, die Ergebnisse der mathematischen Theorie in sehr anschaulicher und instruktiver Weise seinen Lesern vorzuführen, und es kann aus diesem Grunde das Buch — wie es der Verf. beabsichtigt hat — für Studierende und Techniker ein Orientierungsmittel auf theoretischem Gebiete sein, das gelegentlich als eine Vorbereitung und Ergänzung für strenge Lehrbücher benutzt werden kann.

Zuerst hat der Verf. die Fluidumtheorie der Elektrizität und des Magnetismus gewürdigt und ist auf die elektrischen und magnetischen Kräfte und deren Gesetze des näheren eingegangen. Dabei wird der absoluten und praktischen elektrostatischen und elektromagnetischen Maßsysteme gedacht. Im folgenden verbreitet sich der Verf. in sehr lichtvoller Weise über die Faraday-Maxwellsche Theorie des Elektromagnetismus und entwickelt die Anschauungen, die sich auf das ruhende elektrische und das ruhend-magnetische Feld, ferner auf das elektromagnetische Feld und die Elektrodynamik beziehen. Zum Schlusse behandelt er auch die Grundzüge der von Maxwell geschaffenen elektromagnetischen Lichttheorie. Weiters wendet er sich zur Elektronentheorie und zu den gegenwärtigen Vorstellungen vom Wesen der elektrischen Erscheinungen und zu deren Theorie auf Grund der Faraday-Maxwellschen Vorstellungen und des Elektronenbegriffes. Ganz besonders geschickt und mit Hingebung ausgearbeitet findet Ref. jene Abschnitte, in denen von

den elektromagnetischen Schwingungen und Wellen und von der elektromagnetischen Wellentelegraphie gesprochen wird. Hier sind es neben der Theorie unter andern die Experimente, die in mustergiltiger Weise dargelegt werden. Vielfach hat sich der Verf., um theoretische Erläuterungen zu erleichtern, hydrodynamischer und hydrostatischer Analogien bedient.

Ganz aktuelles Interesse hat der letzte' Abschnitt des vorliegenden Buches, in dem von den elektrischen Entladungen in Gasen und von der Radioaktivität gesprochen wird. Die Jonentheorie der Gase wird in den Vordergrund gestellt und die Rolle der Jonen in den Erscheinungen der Luftelektrizität und bei der Gewitterbildung hervorgehoben. Die Kathodenstrahlen, Kanal- und Röntgenstrahlen werden eingehend in theoretischer und experimenteller Hinsicht behandelt und dann auf die Erscheinungen der Radioaktivität Bezug genommen. Die Wirkungen der radioaktiven Strahlen, die darauf Bezug nehmenden Beobachtungsmethoden werden verhältnismäßig eingehend beschrieben. Ebenso wird die Radiumemanation in den Rahmen der Betrachtung gezogen, der Emanationsgehalt des Erdbodens und der Luft dargestellt und dessen Bedeutung für die Erscheinungen der Luftelektrizität hervorgehoben. Die von Rutherford und Soddy aufgestellte Theorie des Atomzerfalles wird in ihren Grundzügen gegeben und recht plausibel deduziert, daß das Element Helium sich aus dem Elemente Radium durch eine innere Umwandlung des Atomes dieses Stoffes gebildet hat. Diese Theorie des Atomzerfalles gibt uns Aussicht, die Entwicklung der Materie, die Entstehung der Weltkörper und was damit zusammenhängt, in einem ganz neuen Lichte zu schauen. Philosophisch und theoretisch interessant sind die Erörterungen im Abschnitte von der Energieabgabe und Wärmeentwicklung der Radioelemente und deren Bedeutung für kosmische Vorgänge.

Wir empfehlen das schöne Buch aufs wärmste allen Freunden der modernen Anschauungen über Elektrizität.

Wien. Dr. I. G. Wallentin.

Dr. J. Wiesner, Organographie und Systematik der Pflanzen. 3. Auflage, bearbeitet von Prof. Dr. Karl Fritsch. Mit 365 Holzschnitten. Wien und Leipzig, Verlag von A. Hölder 1909.

Über Aufforderung seines ehemaligen Lehrers, Hofrates Dr. J. Wiesner, hat Prof. Dr. K. Fritsch die Neubearbeitung des 2. Bandes der „Elemente der wissenschaftlichen Botanik von Dr. J. Wiesner“ übernommen. Einerseits ist es wohl selbstverständlich, daß dem Bearbeiter eine wesentliche Umgestaltung des Werkes ferne liegen mußte, anderseits aber nur zu erwarten, daß Prof. Dr. Fritsch die Organographie und Systematik dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft und seinen eigenen Ansichten anpassen

würde. So wurden in der Organographie einige Kapitel ganz neu aufgenommen. Die Begriffe Stamm, Blatt und Wurzel wurden genau präzisiert, die Sproßfolge, die Verzweigungstypen der Holzgewächse, die Formen und Wachstumsweisen der Rhizome, Knollen und Zwiebeln, die metamorphosierten Organe viel ausführlicher besprochen als früher. Die Fortpflanzungsorgane der Thallophyten, Bryophyten, Pteridophyten und Anthophyten behandelte Dr. Fritsch getrennt. Ebenso bearbeitete er die Abschnitte über die Blütenstände, über die Knospenlage des Perianthiums und über die Früchte neu.

Einschneidender sind die Veränderungen in der Systematik. Das in den früheren Auflagen des Buches verwendete System von Eichler wurde aufgegeben und das Pflanzenreich in Thallophyta und Cormophyta eingeteilt. Letztere zerfallen wieder in Bryophyta, Pteridophyta und Anthophyta. Die Thallophyten umfassen jene Gewächse, die man meist als Pilze, Algen und Flechten bezeichnet. Hervorgehoben sei noch, daß die Dikotylen vor die Monokotylen gestellt sind und daß die Anzahl trefflicher Abbildungen eine bei weitem größere ist als in den früheren Auflagen.

Über den Wert des Buches selbst viel Worte zu verlieren, wäre nicht am Platze, denn die Namen des Verf.s und des Bearbeiters der neuen Auflage leisten ausreichend Gewähr dafür, daß wir es mit einer hervorragenden literarischen Leistung zu tun haben. Das Buch sei daher in seiner neuesten Auflage zur Anschaffung wärmstens empfohlen.

Wien. H. Vieltorf.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Die Verhandlungen der 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Graz 1909 über die Ausbildung der Lehramtskandidaten für Deutsch auf der Universität.

Nachdem im Jahre 1909 im Deutschen Reich grundsätzlich die Gleichwertigkeit aller Gattungen höherer Schulen und damit auch die Zulassung der Realschulabsolventen zur Universität ausgesprochen war, hat die 48. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Hamburg 1905 ihren nächsten Tagungen die Aufgabe gestellt, Hochschullehrer und Schulmänner zur Abhaltung von Parallelvorträgen über Universität und Schule, insbesondere über die Ausbildung der Lehramtskandidaten, zu gewinnen, über ihre Wünsche und Anregungen zu diskutieren und Beschlüsse zu fassen.

Im Sinne dieses Programms sprach 1907 in Basel F. Klein über Mathematik und Naturwissenschaften, P. Wendland über Altertumswissenschaft, Al. Brandl über neuere Sprachen, Ad. Harnack über Geschichte und Religion[1]. Gleichzeitig erstattete die Unterrichtskommission der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte ins einzelne gehende Vorschläge betreffend die wissenschaftliche Ausbildung der Lehramtskandidaten der Mathematik und Naturwissenschaften[2].

Auch andere Veranstaltungen und Vereinigungen begannen sich nun mit der Frage zu beschäftigen. Bei der Wiener Mittelschulenquete von 1908 wiesen verschiedene Redner[3], ohne für die einzelnen Fächer mit bestimmten Vorschlägen hervorzutreten, auf die Notwendigkeit einer Reform der Vorbildung der Mittelschullehrer sowohl in fachlicher als auch in pädagogischer Hinsicht, und zwar an der Hochschule, hin.

---

[1] Universität und Schule. Leipzig 1907.

[2] Ebenda.

[3] Stenographisches Protokoll S. 47 Pidoll, S. 148 Hofmann von Wellenhof, S. 321 Drtina, S. 382 Czuber.

Die 13. Tagung des allgemeinen deutschen Neuphilologenverbandes zu Hannover 1908 schloß sich dem Wunsche an, das Hochschulstudium für den künftigen Beruf des Lehramtskandidaten nutzbar zu machen und diskutierte über Studium und Examen sowie über die praktische Seite der Ausbildung der Neuphilologen (Anglisten und Romanisten)[1]. Konkrete Wünsche und praktische Vorschläge, die sich auch auf die Germanistik erstrecken, sind im Wiener Neuphilologenverein geäußert worden[2]. Über Naturgeschichte verhandelte die zoologisch-botanische Gesellschaft in Wien eingehend und fruchtbringend. Der Verein „Mittelschule" in Wien hat 1908/9 eine lange Reihe von Beratungen „über die fachliche Ausbildung der Kandidaten für das Lehramt an Mittelschulen"[3]) gehalten, und man darf jetzt, da die Referate im Druck vorliegen, wohl die Erwartung aussprechen, daß diese gediegenen Ausführungen hervorragender Fach- und Schulmännner im In- und Auslande noch die gebührende Beachtung finden werden.

Endlich hat der 17. deutsche Geographentag in Lübeck 1909 Beratungen über die Ausbildung der Lehrer der Erdkunde auf der Universität gepflogen und seine Wünsche formuliert.

Die eben glanzvoll abgeschlossene 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Graz beschäftigte sich in weiterer Durchführung des Hamburger Programms mit der Frage der Ausbildung der Lehramtskandidaten für Deutsch und Geographie.

Zuerst sprach Ernst Elster, Professor an der Universität Marburg i. H., „Über den Betrieb der deutschen Philologie an unseren Universitäten". Es sei nicht notwendig, daß die Universität allzu ängstlich auf die praktischen Bedürfnisse eingehe, sie solle nur wissenschaftlich arbeiten: aber das Ziel des wissenschaftlichen Lehrbetriebes müsse fest im Auge behalten werden, und dieses Ziel sei, die deutsche Philologie als ein einheitliches Ganzes zu erhalten. Dabei sei die Berechtigung gewisser Wünsche nicht zu verkennen: Vorlesungen über neuhochdeutsche Grammatik (Laut-, Formen- und Satzlehre), über die Geschichte der Literatur des XIX. Jahrhunderts im ganzen Umfang sollten überall abgehalten werden. Das Wichtigste sei die Aneignung der Methode: die Studenten müßten zu selbständiger Beobachtung und selbständigem Urteil erzogen werden und sich die Kunst der philologischen Interpretation der einzelnen Denkmäler aneignen: also der Herstellung der Entstehungsgeschichte durch Aushebung von Brief- und Gesprächstellen und deren Verwertung nach den Lehren der neueren Psychologie, der Erklärung der Texte nach den Gesichtspunkten der Poetik, Stilistik und Metrik. Diese Hilfsdisziplinen der Literaturwissenschaft sollten sich auf psychologischer Grundlage aufbauen, dann werde die Poetik ebenso große Fortschritte machen, wie sie die neuere Behandlung der Metrik bereits aufzuweisen habe.

---

[1]) Bericht über die Verhandlungen der 13. Tagung des A. D. N. V. (Berlin 1909). S. 71, 85, 91, 115, 138/9.

[2]) Zeitschrift für das Realschulwesen XXXIII.

[3]) Wien 1909.

Besondere Pflege verdiene die Stilistik: sie habe nicht nur die sprachlichen Ausdrucksmittel (Altes und Neues im Sprachgebrauch, Wiedergabe desselben Gedankens durch verschiedene Ausdrücke) zu betrachten, sondern auch die psychologische Interpretation zu fördern, die ästhetischen Absichten und Anlagen eines Kunstwerkes klarzulegen, die ästhetischen Aperzeptionsformen (Bereicherung des Ausdrucks durch Schmuckmittel) zu erfassen. Die geschichtliche Betrachtungsweise sei es aber, auf die immer und überall hinzuweisen und hinzuleiten sei.

Nach diesen trefflichen, von der Versammlung mit großem Beifall aufgenommenen allgemeinen Ausführungen erörterte Gymnasialdirektor Dr. Robert Lück (Steglitz-Berlin) in seinem Vortrag „Über die Vorbildung der Kandidaten des höheren Lehramtes für den deutschen Unterricht" streng sachlich, im Sinne von Harnacks Aufforderung, was die Schule von der Universität an Vorlesungen erwarte. Das Lehrziel des deutschen Unterrichts sei überall Fertigkeit im mündlichen und schriftlichen Gebrauch der deutschen Sprache, Lektüre, Literaturgeschichte: die Forderungen, die an den Lehrer des Deutschen herantreten, seien daher Betrieb der Sprache und Einführung in die Literatur. Die Universität gebe vornehmlich eine germanistische und literaturgeschichtliche Ausbildung, sie leiste große und wertvolle Dienste, lasse aber viele praktische Bedürfnisse unberücksichtigt. Der grammatische Unterricht müßte auch eine Vorlesung über die neuhochdeutsche Schriftsprache und ihre Geschichte sowie über Wortkunde bieten, und dieses Kolleg zu hören, sollten alle Lehramtskandidaten verpflichtet sein, da alle Lehrer (nach den preußischen Lehrplänen) Klassenaufgaben auch nach der sprachlichen Seite zu verbessern hätten. Ferner seien stilistisch-rhetorische Kenntnisse zu erlangen, und zwar solle die Universität historische und normative Stilistik vermitteln, die Aneignung der Technik des Aufsatzes hingegen der pädagogischen Praxis überlassen bleiben. Zur Förderung der Schullektüre müßte auch auf der Universität ausgiebige und systematische Lektüre der deutschen Klassiker getrieben werden: es seien Interpretationskollegien zu halten, streng wissenschaftlich, aber mit Berücksichtigung der Bedürfnisse der Schule. Erwünscht seien ferner Vorlesungen über die Einwirkung der antiken, der englischen, der französischen Literatur auf die deutsche, und ähnliches. Während Kollegien über Poetik und Metrik nicht gerade notwendig erschienen, seien Phonetik und eine Unterweisung im mündlichen Vortrag als unumgänglich zu bezeichnen. Endlich müsse eine allgemeine philosophische Vorbildung von dem Kandidaten verlangt werden. Am Schlusse hob der Vortragende nochmals hervor, es sei nicht „Schulwissenschaft", was er von der Universität verlange, sondern reine Wissenschaft, die aber die Schulbedürfnisse einigermaßen berücksichtige.

Da keiner der beiden Redner Thesen aufgestellt hatte, hob im Anschluß an ihre Vorträge der Vorsitzende Geheimer Hofrat Dr. Uhlig einige Fragen zur Diskussion aus. Die Erklärung Prof. Elsters, daß er die Berücksichtigung der Bedürfnisse der Schule für den akademischen Betrieb nicht nur nicht als abträglich, sondern als Berufspflicht betrachte, wurde mit großem Beifall entgegengenommen, der Antrag, einen ent-

sprechenden Leitsatz aufzustellen, schließlich fallen gelassen; dagegen wurden die folgenden Leitsätze mit großer Mehrheit angenommen:

1. Der akademische Unterricht in der deutschen Literaturwissenschaft soll sich auf den psychologisch begründeten Hilfsdisziplinen der Poetik, Stilistik und Metrik aufbauen.

2. An allen Universitäten sollen regelmäßig Vorlesungen über die neuhochdeutsche Schriftsprache abgehalten werden, die auch die Wortkunde mitumfassen.

3. In der allgemeinen Prüfung soll allen Kandidaten der Nachweis der Kenntnis der Hauptpunkte der deutschen Grammatik und Wortkunde zur Pflicht gemacht werden.

4. Es ist wünschenswert, daß Interpretationskollegien und Interpretationsübungen über Werke unserer großen neudeutschen Klassiker regelmäßig stattfinden.

5. Es ist zu verlangen, daß an allen Universitäten Vortragemeister bestellt werden, welche die Vortragskunst — Orthoepie und Rezitation prosaischer und poetischer Werke — bei den Studierenden ausbilden.

6. Es ist wünschenswert, daß an allen Universitäten über Literaturgeschichte des XIX. Jahrh. — womöglich eine Übersicht — gelesen werde.

7. Die Kenntnis der Geschichte des Deutschunterrichts ist entweder an der Universität oder während des Seminarjahres zu erwerben.

Die Notwendigkeit einer philosophischen Vorbildung der Lehramtskandidaten kam wohl zur Besprechung, doch konnte man sich auf keine Beschlußformel einigen; ein von dem Vorsitzenden vorgeschlagener Leitsatz, „daß von den Kandidaten für das Lehramt am Gymnasium eine volle humanistische Vorbildung zu fordern sei“, erregte Widerspruch — besonders warm vertrat Schulrat Bechtel die Interessen der aus der Realschule hervorgegangenen Lehrer, die an der Universität eine Ergänzungsprüfung abgelegt haben —, begegnete praktischen Bedenken, schien auch der Versammlung über den zur Debatte gestellten Gegenstand hinauszugehen und wurde endlich von dem Antragsteller selbst zurückgezogen. Über die Ausbildung in praktischer Stilistik und über die Einführung in die psychologische Interpretation kam es aus Zeitmangel nicht mehr zu einer Aussprache.

Es sei im Anschluß an die Wiener und Grazer Debatten der Versuch gestattet, einmal zu formulieren, welche Vorlesungen und Übungen, unseren österreichischen Verhältnissen entsprechend, den Kandidaten des germanistischen Lehramts etwa noch an der Universität geboten werden könnten.

Nach dem bisher geltenden System, sowohl in Deutschland wie in Österreich, hatte die Universität dem Lehramtskandidaten das Fachwissen zu vermitteln, was durch die Lehramtsprüfung ausgewiesen ward, und eine Vorbereitungszeit — bei uns das Probejahr — sollte ihn in den Lehrberuf theoretisch und praktisch einführen, theoretisch durch Besprechungen und Vorträge, praktisch durch vorbildlichen Unterricht und eigene Unterrichtserteilung.

In der Wirklichkeit ist die angestrebte Einführung in das Lehramt auf diesem Wege, je länger, je mehr, problematisch geworden: hing schon von allem Anfang der Erfolg von der Qualität der Lehranstalt und des Fachmannes ab, dem der betreffende Kandidat zugewiesen wurde, so ist in den letzten Jahren bei dem herrschenden Lehrermangel eine Einführung des jungen Lehrers vielfach überhaupt nicht möglich gewesen. Der Lehramtskandidat, oft nicht einmal geprüft, kam als Supplent an eine Lehranstalt der Provinz, wo er vielleicht der einzige Vertreter seines Faches war und bei der Mangelhaftigkeit der Lehrerbibliotheken nicht einmal aus Büchern sich Rats erholen konnte.

Aber selbst die Einführung nach dem alten System wird vielfach nur Überlieferung handwerksmäßiger Routine geboten haben.

Ob die Universität den Lehramtskandidaten einen vorbildlichen Mittelschulunterricht vorführen und deren eigene Unterrichtsversuche leiten und überwachen soll und kann, oder ob dies nach wie vor Aufgabe des praktischen Probejahres bleiben muß, ist eine Streitfrage.

Dagegen scheinen Martinaks Aufstellungen — Mittelschulenquete S. 572 — durchaus im Rahmen der bestehenden Universitätsorganisation durchführbar:

A. Die fachwissenschaftliche Ausbildung auf der Hochschule soll nicht geschmälert werden, wohl aber mehr Rücksicht nehmen auf die Bedürfnisse des Unterrichts.

B. Zum Zweck einer gründlicheren beruflichen Ausbildung soll für die Lehramtsprüfung etwas mehr verlangt werden als ein Kolloquium über ein dreistündiges pädagogisches Kolleg.

Nach diesen zwei Gesichtspunkten ergeben sich für die Germanistik folgende Wünsche:

A.

Die neuen Lehrpläne für Gymnasien, Realgymnasien und Realschulen verlangen:

a) Eine Wiederholung, Erweiterung, Vertiefung des bei der Aufnahmsprüfung geforderten grammatischen Wissens, auf der Oberstufe eine Ergänzung der Sprachlehre durch Einblick in die geschichtliche Entwicklung der Sprache;

b) eine Einführung der Schüler in die richtige Lautbildung, in richtiges deutliches Lesen schon auf der untersten Stufe, ferner Vortrag von Gedichten und ausgewählten Stellen aus Dramen;

c) Einführung in anschauliches Erfassen und Genießen poetischer und in klares Verständnis prosaischer Stücke;

d) Übungen zur Schärfung des Sprachgefühles, Aufsatzübungen;

e) Literaturgeschichte bis nahe an die Gegenwart mit besonderer Rücksicht auf die deutsch-österreichische Literatur an der Hand eines vom rein historischen Standpunkt abgefaßten, für alle Klassen der Oberstufe bestimmten Leitfadens.

Es erscheint daher notwendig:

a) Daß die Lehramtskandidaten — und zwar auch diejenigen, welche nur die Prüfung aus Deutsch als Unterrichtssprache abzulegen

gedenken — sich ausweisen über ein Kolleg, das neuhochdeutsche Grammatik und Wortkunde behandelt (wie es vielfach an den österreichischen Universitäten bereits gelesen wird);

b) daß sie ein Kolleg über Phonetik hören, und daß ein akademischer Vortragsmeister zur Bildung der Sprachwerzeuge und Unterweisung im Vortrag bestellt werde;

c) daß die Lehramtskandidaten sich fleißig an den Übungen in der Interpretation neuerer Dichtungen beteiligen, besonders solcher, welche dem Kreis der Schullektüre angehören (hiebei — oder in Form eines Kollegs — könnten praktische Winke erteilt werden über Auswahl und Darbietung der Lektüre für verschiedene Schultypen und verschiedene Stufen desselben Typus, ferner über Metrik und Poetik für den Schulgebrauch);

d) daß ein Kolleg über Stilistik und Aufsatzlehre gehalten und diese überwiegend praktische Materie auch seminaristischen Übungen zugrunde gelegt werde;

e) daß Auswahl und Darbietung des oben bezeichneten literarhistorischen Stoffes mit Rücksicht auf verschiedene Schultypen und auf verschiedene Stufen desselben Typus zum Gegenstand von Übungen oder eines Kollegs gemacht werden.

B.

Der Lehramtskandidat für deutsche Sprache sollte nicht nur vertraut sein mit den Fragen der allgemeinen Pädagogik, sondern auch

a) mit der Geschichte des Deutschunterrichts, dessen Lehrziel, Lehrgang und Lehrmitteln, historisch und dogmatisch; insbesonders

b) mit dem geltenden Lehrplan und dessen Geschichte;

c) mit den Lehrmitteln: Lesebüchern, Schulgrammatiken, Hilfsbüchern, Erläuterungsvorschriften usw.

Die Vermittlung dieser Materien hätte zu erfolgen durch entsprechende Kollegien und Übungen sowie durch die Aufstellung einer Bibliothek, welche planmäßig zu einer Zentralstelle für die gesamte didaktische Literatur des Faches auszugestalten wäre.

Ausdrücklich sei es betont, um jedem Mißverständnis zu begegnen, daß unsere Ausführungen nicht als kecker Angriff oder unbescheidener Vorwurf gegen die jetzige Art des akademischen Betriebs, dessen Vorzüge wir wohl einzuschätzen wissen, auch nicht als Forderung an die Universität, „Schulwissenschaft“ zu treiben, oder als Versuch, die fachwissenschaftliche Ausbildung zu schmälern, die Lehr- oder Lernfreiheit einzuschränken, aufgefaßt werden mögen, sondern einzig und allein als ein Wunschzettel, vor allem an die Regierung, die sich dem täglich steigenden Bedürfnis nach Vermehrung der Lehrkräfte an der Universität auch für die Germanistik auf die Dauer doch nicht wird verschließen können.

Wien. Eduard Castle.

Schmidt D. Bastian, Der naturwissenschaftliche Unterricht und die wissenschaftliche Ausbildung der Lehramtskandidaten der Naturwissenschaften. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1907. 352 SS. Lex.-8°.

Es ist sehr erfreulich, daß neben den deutschen Hochschullehrern, die erst jüngst auf der Baseler Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner die Notwendigkeit intensiverer, auf die Mittelschule gerichteter praktischer Tätigkeit und Ausbildung der Lehramtskandidaten in den Hochschulen offen und überzeugend dokumentieren, auch Männer, welche in der Leitung von Mittelschulen erfahren sind, wie Direktor Max Nath[1]) und der als praktischer Schulmann wie Fachschriftsteller und Mitherausgeber von „Natur und Schule" hochgeschätzte Verf. des vorliegenden Werkes es unternehmen, eingehend zu untersuchen, wie denn der Lehrernachwuchs zu schulen sei. Denn wichtiger als Lehrplan und alles andere ist eine tüchtige Lehrerschaft, mit ihrem Mangel fällt das Niveau der Schule, mit ihrem Gedeihen hebt es sich. Die richtige Heranbildung des Nachwuchses ist daher die Vorbedingung einer fruchtbaren Schulreform und damit eines gesunden Geisteslebens unserer künftigen Generation, da ja die jetzige gerade am Fehlen einer geschlossenen Lebensanschauung krankt. Das lebhafte Interesse der Gegenwart für pädagogische Fragen hält Schmid mit Recht für eines der erfreulichsten Symptome einer künftigen Besserung hierin, das Wort, das XX. Jahrhundert werde das Zeitalter der Fürsorge des Kindes sein, steht damit in erwünschtem Einklange.

Den Weg sucht und findet der Verf. in zielbewußter Entwicklung, aber nicht des theoretischen Wissens, denn darin sei man beim möglichen Maximum angelangt, sondern in der Erziehung zum selbständigen Können seitens aller Schulkategorien. Das Zusammengehen der Schulmänner aller Grade, die lebhafte Erörterung der Fragen in der ausgedehnten Fachpresse, die stete und warme Unterstützung des auf praktischer Verwertung der Naturwissenschaften beruhenden Standes der Ärzte wie Ingenieure, die sich immer mehr Anteil an der staatlichen Administrative erobern, haben die Gleichberechtigung aller Schulkategorien mit sich gebracht. Alle Einsichtigen stimmen schon mit der Unterrichtskommission der Gesellschaft deutscher Ärzte und Naturforscher darin überein, daß am Prinzipe der spezifischen Allgemeinbildung der höheren Schulen festzuhalten ist, jedoch gewonnen auf verschiedenen, den speziellen Geistesanlagen der einzelnen Menschen entsprechenden, durch die einzelnen Schularten verwirklichten Bildungswegen. Diese Differenzierung der Anlagen und Neigungen geht nun beim einen früher, beim anderen später, entweder nach der sprachlich-historischen oder naturwissenschaftlich-mathematischen Seite, auf sie sei entsprechend besonders in den oberen Klassen Rücksicht zu nehmen und eine billige Kompensation zu gewährleisten.

[1]) Neue Jahrbücher für Pädagogik 1909, S. 258.

Die Frage des naturwissenschaftlichen Unterrichtes beschränkt der Autor aber nicht nur auf die höheren Schulen, er will das ganze Volk daran teilnehmen lassen, deshalb will er den Hebel zur Besserung zuerst bei den Lehrerseminarien einsetzen, durch fachmännisch gebildete Fachlehrer das Bücherwissen der Volksschullehrer durch lebendiges Wissen ersetzen und mit der Lehrerschaft auch die ökonomische Volkskraft und ihre Verwertung im Wettbewerbe der Völker heben.

Der Inhalt des Buches selbst zerfällt nach der Einleitung (13 S.), deren Leitgedanken hier kurz hervorgehoben wurden, in 15 Kapitel und nimmt nur auf reichsdeutsche Verhältnisse Rücksicht.

Zuerst wird der Bildungswert der Naturwissenschaften besprochen und, wie zu erwarten, bei rationellem Betriebe sowohl in sachlicher als formeller Hinsicht sehr hoch eingeschätzt. Im zweiten Abschnitte von der Biologie im allgemeinen wendet sich der Verf. gegen die vorzeitige und übermäßige Betonung der Lebensgemeinschaften, in den Kapiteln 3—10 werden Zoologie, Botanik, Chemie, Mineralogie, Geologie, Physik und Astronomie besprochen und Fachgruppierungen derselben erörtert, wobei aus den Angaben über Lehrstoff, Verfahren und Benützung der Sammlungen hervorgeht, daß als Maxima von Schülern für die Unterklassen 40, für die oberen 30 Köpfe angesehen werden. Weiters setzen dieselben Sammlungs- und Arbeitsräume voraus, von denen zurzeit auch „draußen im Reiche" das Gros der Anstalten noch weit entfernt ist.

Eigene Kapitel behandeln die unterrichtlichen Ausflüge, das gegenständliche Zeichnen und die Schülerübungen, bei welchen er bestrebt ist, das Erreichbare hervorzuheben. Wer es selber mit diesen Dingen praktisch versucht hat und die Schwierigkeiten, die hier beim Generalisieren sich ergeben, darum kennt, wird dem Autor hiefür herzlich dankbar sein. Für uns Österreicher sehr erfreulich ist die Wertschätzung, welche Schmid im Kapitel Naturwissenschaften und philosophische Propädeutik für die letztere bekundet, wir möchten sie für keine der höheren Schulgattungen entbehren.

Bei der Ausbildung des Lehrers der Naturwissenschaften spricht sich der Autor dagegen aus, daß der Naturhistoriker, der ja auch eine gewisse Summe chemischen und physikalischen Wissens und der Lehrbefähigung hierin nicht zu entbehren vermag, auch noch die Facultas in Mathematik erwerben solle, für einzelne möge noch vielleicht Geographie hinzukommen können. Wie Nath, tritt auch Schmid dafür kräftig ein, daß bei der Ausbildung der naturhistorischen Lehrer die praktische Anleitung im Laboratorium als das Wichtigste angesehen werde und neben Vertiefung in einzelnen Gebieten eine weise Beschränkung in anderen platzgreifen müsse. Dann erscheinen ihm auch Maßnahmen zur Herhaltung entsprechender Fortbildung des Lehrers wie Ferienkurse, Urlaubssemester und Reisestipendien notwendig. Wir dürfen uns freuen, manche dieser Anregungen bei uns schon zum Teile verwirklicht zu sehen; freilich stehen wir bezüglich der Frequenzzahlen der Klassen und der Stabilisierung des Lehrkörpers, die sich in manchen rasch wachsenden Orten und Anstalten so hemmend erweisen können, dafür wieder zurück.

Im Anhange behandelt der Verf. die Lehrpläne der neun- und sechsklassigen höheren Schulen, der Lehrerseminare und stellt den naturwissenschaftlichen Lehrplan für die Volksschulen in Preußen und Sachsen dem neuerlichen badischen gegenüber, bei welchem er nur wünscht, daß Schülerübungen an allen den Stellen eingeführt werden mögen, „wo Zeit und Umstände es erlauben".

Die Lektüre des trefflichen Buches erzeugt den kräftigen Wunsch, es möchte bald auch von berufener Seite bei uns eine ebenso freimütige wie maßvolle Darstellung über unser Schulwesen erscheinen, vieles davon wird man ja im neuen Handbuche von Loos da und dort finden, aber es verdiente analog gesammelt und dargestellt zu werden.

Linz. H. Commenda.

E. von Sallwürk, Die didaktischen Normalformen. 3. Aufl. Frankfurt a. M., Diesterweg 1908. 167 SS.

Das Buch verfolgt den Zweck, die Form zu finden, in der nach logischen und psychologischen Gesetzen jeder Unterricht in jedem einzelnen seiner Glieder geführt werden muß. Lassen sich aber Regeln für den Unterricht geben, die aus den unveränderlichen Gesetzen des menschlichen Geistes abgeleitet sind, so möchten auch die ihrer Verantwortung bewußtesten Lehrer ihnen Gehör schenken, da, was die Wissenschaft in Jahrhunderten über die gesetzmäßige Bewegung des geistigen Lebens erkundet hat, für jede praktische Behandlung desselben eine sicherere Grundlage abgeben muß, als selbst die längste Erfahrung eines einzelnen und das geübteste Urteil im einzelnen Falle. Jedenfalls bedarf nach Sallwürk der Anfänger der Lehrkunst einer Führung, da ihm die Erfahrung fehlt, nach der er seine Praxis einrichten könnte. Es fehle ihm noch mehr als diese; es fehle ihm an der Ruhe des Gemütes den vielen in jedem Augenblick an ihn herantretenden Forderungen des Unterrichts gegenüber (S. 3—5).

Auch im folgenden will ich mich als Ref. fast durchaus der eigenen Worte des rühmlichst bekannten Schulmannes bedienen. Die Erziehung soll den jungen Menschen befähigen, an der Kulturarbeit der Menschheit sich mit eigenen Kräften zu beteiligen. Der Unterricht erhält somit aus der Verpflichtung der Erziehung als seine besondere Aufgabe, daß er dem Zögling die Welt zeige, in der er seine Kräfte dereinst bewähren soll, die materielle, die geistige und die sittliche Welt, und in der Erfassung dieser Welt zugleich seine geistige Kraft zu solcher Arbeit bilde. Der Lehrer unserer Zeit muß im Geiste der Jugend zu wohnen wissen, ihrer Gefühle sich bemächtigen, ihre inneren Kräfte aufwecken und sie mit weisem Maße in Tätigkeit setzen, ihre Gedanken lenken und befruchten und durch eine Reihe sorgfältig berechneter Maßnahmen jenes Menschenbild in ihr gestalten, das Natur und Geschichte dem Erzieher vorgezeichnet haben. Das ist eine außerordentlich vielgestaltige Aufgabe, die niemand

unternehmen kann, der ihre manchmal sogar einander widerstreitenden Forderungen nicht genau überdacht und die Geschäfte, die sie verlangt, nicht schon vorher in jene Ordnung gebracht hat, die ihn vor Fehlgriffen bewahrt. Zwei Forderungen hat also der erziehende Unterricht zu erfüllen: er hat zunächst Wissenschaft zu vermitteln, d. h. innerlich zusammenhängende Erkenntnisse; hiebei hat er aber die geistigen Kräfte des Zöglings zu entwickeln.

Gegenüber den Vorwürfen, welche gegen die Versuche einer Theorie der Formgebung für das Unterrichten erhoben werden, entgegnet S. folgendes. Von Mechanismus und Zwangsjacken-Praxis könne nur dann die Rede sein, wenn dem Unterricht ein für allemal der nämliche Gang vorgeschrieben würde und wenn jedes Nachdenken über den Grund dieser Ordnung unterbliebe. Hingegen sei Mechanismus ausgeschlossen, wenn dieser Gang den Gesetzen folgt, nach denen der Unterricht verlaufen muß, was er auch immer behandle. Diese Gesetze aber stellen Normen dar, welche der wissenschaftlichen Erkenntnis sowohl als der natürlichen Entwicklung des individuellen Geistes entsprechen; es sind Naturgesetze, gegen die anzukämpfen keinem Vernünftigen einfallen kann. Was man hier noch mechanisch nennen könnte, ist nur die Hilfe, die eine allen möglichen Verhältnissen angepaßte Ordnung der Ausführung eines Geschäftes leiht, das so verwickelt ist, daß man, um sicher zu gehen, das unter allen Umständen zu Vollziehende vorher überlegen muß, um dem Bedürfnisse des Augenblicks mit der notwendigen Freiheit genügen zu können. — Hiebei möchte ich aber als alter Praktikus zu bedenken geben, ob nicht doch zuweilen die Macht der so wechselvollen „Bedürfnisse des Augenblicks" das schönste Programm und das bestüberlegte Schema über den Haufen wirft, so daß schließlich doch Seminardirektor Hanno Bohnstedt Recht behält, dessen warmherziges Büchlein „Zur Strategie und Taktik der Schulaufsicht" (Leipzig 1907) auf S. 55 fg. gegenüber derartigen theoretischen Bestrebungen sehr beachtenswerte Forderungen aufstellt.

Nun zum Kern unseres Buches! „Daß die Lektion zum Gegenstand hinleite, ihn dann darstelle und ihn wissenschaftlich verarbeite, das sind selbstverständliche Forderungen, von denen die eine immer aus der anderen naturgemäß sich entwickelt. Wir geben der Lektion daher nur drei Stufen, deren Wesen und Zweck dem Schüler allmählich klar wird, so daß der Unterricht ihn an die naturgemäße Art, wie Erkenntnisse gebildet werden, gewöhnt. So wird durch die Methode dem Geiste des Schülers selbst eine bestimmte Form gegeben" (S. 79).

Das Schema Sallwürks ist somit folgendes: I. Stufe: Hinleitung; *A.* Gegenstand, *B.* Grundlegung. II. Stufe: Darstellung; *A.* Lehrstück, *B.* Erweiterung. III. Stufe: Verarbeitung; *A.* Ergebnis, *B.* Einfügung.

Zur Erläuterung:

I. *A.* Zeigen des Gegenstandes und *B.* seiner Beziehungen in und außer der Vorstellung des Schülers.

II. *A.* Das neue Lehrstück als Darstellung der einzelnen Erscheinung; *B.* Darstellung des Gegenstandes in anderer Lage, der Erscheinung unter veränderten Umständen.

III. *A*. Formulierung des Erkannten als eines Gliedes im System, der Erscheinung als eines Allgemeinen; *B*. Einfügung des Ergebnisses in das Ganze der Wissenschaft oder des Systems (S. 74).

Von S. 81—126 erläutert der Verf. die Anwendung dieser Gliederung des Unterrichtsganges auf die einzelnen Unterrichtsstoffe. In manchen Fällen erscheint die Anwendung in allen Punkten recht natürlich und sachgemäß, in anderen Fällen sträubt sich der Stoff sehr merklich und es läuft bei der Applikation nicht ab ohne Künstelei und Gewaltsamkeit. In diesem Sinne ist mir u. a. die Durchführung des Beispiels von der Erbauung Roms aufgefallen. Gewiß hat die hier angeregte Behandlung des geschichtlichen Stoffes hohen Bildungswert, aber so kann man, wenn ich überhaupt den Verf. recht verstehe, nur auf der relativ höchsten Unterrichtsstufe, also bei uns in der V. oder VI. Gymnasialklasse verfahren. Leider ist hier nicht der Raum zu breiterer Darlegung meiner Bedenken. Hören wir den Verf. nur noch über die Wirkungen der von ihm empfohlenen Gliederung des Unterrichts (S. 80). „Sie ist geeignet, *a)* die Individualität des Schülers, der immer wieder Stellung zur Sache zu nehmen veranlaßt wird, zur Äußerung zu bringen; *b)* die Überanstrengung zu vermeiden, welche die unvermeidliche Folge fortwährender Rezeptivität ist; *c)* den Unterricht zu einer eigenen Angelegenheit des Schülers zu machen, der er, abgesehen von der lebhafteren Aneignung, mit um so größerem Interesse folgt. Dieser letztere Umstand macht den logisch geordneten Unterricht zu einer Schule des Willens und darin liegt seine sittliche Kraft". — Gewiß bedeutet ein Unterricht, der solche Wirkungen übt, für die Jugend das höchste Glück und Gut, aber auch hier regt sich der Zweifel, ob sich solcher Segen nur dann einstellt, wenn man die vom Verf. vorgezeichnete Bahn einhält. Ich für meine Person muß bekennen, daß mir innerhalb eines dreißigjährigen Schuldienstes gerade jene Stunden als die bestgelungenen und erfolgreichsten erschienen, in denen ich am wenigsten einem vorbedachten Plane folgte und am meisten den Anregungen der „Bedürfnisse des Augenblicks" Gehör schenkte; es waren dieselben Stunden, über die ich nachträglich hätte schwerlich einen Bericht geben können, aus dem sich so etwas wie ein vorbedachtes Schema herausschälen läßt. Zurückblickend auf eine langjährige Erfahrung, komme ich immer mehr zur Überzeugung, daß der rechte Lehrer auf seine Art ein Künstler sein muß, und will man etwa den rechten Künstler jedesmal zur Rechenschaftsablegung zwingen, wieso und warum er gerade so und nicht anders zu Werke gegangen ist? Freilich kann man nicht wohl verlangen, daß alle Lehrer Künstler seien, die jüngeren streben es erst an und manche älteren werden es gar nie, so daß methodische Wegweiser jederzeit willkommen sein und auf ihre Art Nutzen stiften werden.

Nun noch ein Wort über die Form, in der die wertvollen Gedanken einem sehr weiten Leserkreise dargeboten werden, da sie ja auch auf die Gestaltung des elementaren Unterrichtes einwirken wollen. Überdies erlaubt die dritte Auflage eines Buches gerade in allem Formalen einen strengeren Maßstab. Die Darstellung ist keineswegs leicht und setzt nicht

selten beim Leser mehr voraus als billig ist; ich verweise z. B. auf S. 50, 51, 57, 58, 71; S. 52 (Mitte) ist der letzte Satz besonders charakteristisch für die Art der Schwierigkeit des Textes: vor den Worten „denn man müßte darauf verzichten ...“ fehlt offenbar der wichtige Zwischengedanke, ohne welchen der mit „denn“ eingeführte Satz kaum verständlich ist. — Von dem Terminus „Erscheinung“ wird sehr häufiger, keineswegs immer klarer Gebrauch gemacht. — S. 77 (unter der Mitte) kann sich der Ausdruck „ihres Vorstellungslebens“ nur auf „die angeregten Vorstellungen“ im vorausgehenden beziehen, was eine lästige Abundanz ergibt. — S. 72 bleiben die Worte „und der Richtung, in der sie verlaufen“ unklar; logisch gehören sie mit den vorausgehenden „Linien der wissenschaftlichen Erkenntnis“ zusammen. — S. 67 (Z. 7 v. o.) verstehe ich nicht den Unterschied zwischen „die Erfahrung“ und „das Erfahren“.

In der nächsten Auflage wären wohl auch folgende kleine Gebrechen zu beseitigen. S. 73 (Z. 11 v. u.) muß es heißen „befriedigenden Erkenntnis“; S. 63 (Z. 2 v. o.) findet sich die unschöne Wendung, daß Mathematik „unterrichtet wird“; S. 67 (Z. 14 v. o.) beziehen sich die Pronomina „sie“ und „ihren“ auf das didaktische Verfahren und nicht auf die Norm, sind daher zu ändern in „es“ und „seinen“; S. 70 (Z. 10 v. u.) muß es wohl heißen „die Vergleichung“; S. 101 (Z. 11 v. o.) gewinnt der Gedanke gewiß an Klarheit, wenn die Worte „und jetzt zu weiterer Behandlung herausgehobenen“ ausgeschieden werden. — Auch weit ausgesponnene Schaltsätze erschweren da und dort die Lektüre, z. B. S. 50 und 66. — Unnötiges und in solchem Zusammenhange auffälliges Wortgepränge findet sich auf S. 72 und 73, z. B. „auf den höchsten Sonnenpunkten der Wissenschaften“. — S. 99 wird ein ungerechtes Urteil über die auch in Philologenkreisen vielgeschmähten Einzelsätze fremdsprachlicher Lesebücher gefällt; Sallwürk geht so weit, daß er sie mit einer naturgeschichtlichen Lektion vergleicht, in der nicht eine Pflanze oder ein Tier, sondern eine Anzahl Blätter oder Wurzeln, ein anderes Mal eine Sammlung von Schnäbeln oder Schwänzen vorgewiesen wird! Kann dieser Vergleich einem besonnenen Leser wirklich imponieren? Ist vielleicht ein monumentaler Gedanke wie „*Nihil rerum mortalium tam instabile ac fluxum est quam fama potentiae non sua vi nixae*“ kein Ganzes? — S. 64 muß man zur Fassung der Fußnote der Gerechtigkeit zuliebe darauf hinweisen, daß es für „Deutschland“ von Mills Logik auch eine mindestens ebenso gute Übersetzung von unserem Theodor Gomperz gibt. — Außer dem „alphabetischen Verzeichnis der behandelten Materien“ wäre auch eine Inhaltsübersicht erwünscht, welche die Gliederung des Buches ersichtlich macht.

Endlich sind mir noch einige Druckfehler aufgefallen: S. 93, Z. 12 v. o. lies abgehandelt statt abgewandelt; und II. *A.* ist wohl auch nicht richtig; S. 107, Z. 13 v. u. l. Unterrichtsstufe st. Unterrichtsstoffe; S. 109 Fußnote, Z. 4 v. o. l. zu behandelnden Erscheinungen.

Wien. Ant. v. Leclair.

Handbuch für Lehrer höherer Schulen, bearbeitet von A. Auler-Dortmund, O. Boerner-Dresden, W. Capitaine-Eschweiler, K. Friecke-Bremen, E. Grimsehl-Hamburg, K. Jansen-Berlin, F. Kuhlmann-Altona, F. Lampe-Berlin, B. Landsberg-Königsberg, O. Lyon-Dresden, H. Müller-Charlottenburg, J. Nelson-Koblenz, A. Rausch-Halle, B. Schmid-Zwickau, E. Stiehler-Döbeln, H. Vollmer-Hamburg, E. Weede-Groß-Lichterfelde, O. Weißenfels-Groß-Lichterfelde, E. Wernicke-Posen, J. Ziehen-Frankfurt a. M. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin 1906. XIV und 704 SS. Lex.-8⁰. Preis geb. 13 Mk.

Auch das „Handbuch für Lehrer höherer Schulen“ ist ein Sammelwerk, und nicht weniger als zwanzig Mitarbeiter sind daran beteiligt. Die geleistete Arbeit übersteigt vollends die Kraft eines einzelnen; mit allen seinen Wurzeln hebt es das höhere Unterrichtswesen aus dem breiteren Zusammenhange mit Staat und Gesellschaft heraus und sucht es zu einer Einheit zu gestalten. Dabei ist sein Absehen darauf gerichtet, dem Lehrer für den Unterricht ein Wegzeiger zu werden, vielmehr noch ein brauchbares Handwerkszeug zu sein: denn aus der reichen Fülle der einschlägigen Literatur und der lebendigen Erfahrung des Unterrichtes ist das „Handbuch“ herausgewachsen. Seine Bedeutung ragt daher auch über die engeren Grenzen der höheren Schulen Preußens hinaus, soweit die höheren Schulen den Landen deutscher Zunge zugehören, wird es zu Nutz und Frommen ihnen die besten Dienste leisten. Es ist nicht zuviel behauptet, wenn wir sagen, daß in dem vorliegenden Werke ein Ausschnitt deutscher Kulturarbeit auf dem Gebiete der Schule zur Darstellung gelangt; weil es auch das höhere Schulwesen der Bundesstaaten des deutschen Reiches zu engerem Vergleich heranzieht, darf es eine schulpolitische Bedeutung beanspruchen. Mit bewußter Absicht wendet sich daher das „Handbuch“ an einen viel weiteren Lesekreis, als sein Titel vermuten läßt: „es will allen, die mit der höheren Schule zu tun haben, ein Bild der Arbeit geben, die dort geleistet wird, und ein Bild der Art und Weise, wie diese Arbeitsleistung zustande kommt. Die Eltern, die nicht fachmännisch gebildeten Mitglieder der Schulverwaltungen, die Hochschuldozenten als diejenigen, die an dem Werke der höheren Schule mit ihrer Arbeit anknüpfen, die Vertreter der Berufskreise, die die entlassenen Zöglinge der höheren Schule in ihre Dienste nehmen — sie alle kommen zu den Lehrern der höheren Schule selbst hinzu — als die Leser, die wir diesem Handbuch wünschen müssen“. — Ganz besonders darf der Hochschullehrer nicht bloß der Vertreter seiner Fachwissenschaft sein, sondern muß auch wissen, wie sich diese Fachwissenschaft als 'Schulwissenschaft gestaltet und auf welchen Wegen sie der Schuljugend am besten näher gebracht werden kann. Bildet doch die Vorbereitung der Oberlehrer für ihren Beruf als wissenschaftliche Lehrer der höheren Schule einen Hauptteil seiner Tätigkeit, und würde es doch mehr als mißlich sein, wenn der Hochschullehrer nicht eingehende Kenntnis hätte auch von den Forderungen, die das höhere Lehramt später an seine Zuhörer stellen wird.

Durch die Anlage des Buches ist seine Ausführung mitbedingt. Wo ein Ganzes in bestimmte Teile und unter selbständigen Bearbeitern

getrennt ist, sind gegenseitige Beziehungen der Teile notwendig und einzelne Wiederholungen schwer zu vermeiden. Belanghafte Widersprüche, die den Zusammenklang des Ganzen stören könnten, kommen nicht unter, und wenn über denselben Gegenstand verschiedene Meinungen laut werden, so werden sie durch den Standpunkt des Verfassers erklärlich. Der Schulfrieden, der nach langem und heftigem Streite durch die Zuerkennung der Gleichberechtigung an die drei höheren Schulen angebahnt werden soll, tritt uns in seiner ausgleichenden Wirkung aus dem gesamten Werke allenthalben entgegen.

Sogleich der erste von Stadtrat Dr. Julius Ziehen verfaßte Aufsatz „Der innere Organismus des höheren Schulwesens" tritt mit dieser Gesinnung auf den Plan. Ohne ein gebührendes Maß von Freiheit für die Beteiligten ist der Friede nicht denkbar, und zum guten Ziele ist hier der Preis für das gemeinsame Wirken in den geistigen Gütern des Volkes beschlossen, die die höhere Schule zu verwalten hat und als deren Verwalterin sie eine vielfach noch immer nicht hoch genug veranschlagte Bedeutung für das Staatswesen beanspruchen darf. Diese Güter sind gar mannigfacher Art und in ihren Erscheinungsformen nach Zeit und Ort durchaus verschiedenartig. „Nichts kann bei dieser Sachlage verhängnisvoller sein, als wenn die Verwaltung derselben, sei es auch nur an einer einzelnen Stelle ihres Organismus, in einem öden Formalismus erstarrt und die freie Bewegung verliert, die allein durch eine vorurteilsfreie und in wissenschaftlichem Geiste immer wieder erneute Prüfung und Abwägung des Gesamtbestandes dieser Güter zu erreichen und zu erhalten ist. An der Aufgabe einer solchen Prüfung und Abwägung mitzuarbeiten sind zunächst alle diejenigen berufen, die im Dienste der höheren Schule tätig sind, aber gewiß soll auch denen, die als Beobachter draußen stehen, den Eltern und den leitenden Männern der verschiedenen Berufskreise, die Mitarbeit dankbar zugestanden werden". Innerhalb der Organisation des höheren Schulwesens redet Ziehen einer einheitlichen Form wie etwa der „Einheitsschule" nicht das Wort, es kommt vielmehr darauf an, der Station ein gewisses 'Kollektivwissen' zu erhalten, dessen Komponenten durchaus auf verschiedene Kreise unter den 'Gebildeten' der Nation verteilt sein können. Tatsächlich ist es nicht etwa ein Nachteil, sondern geradezu ein Vorteil, wenn in diesen Kreisen verschiedene 'Bildungstypen' nebeneinander vertreten sind, ja bis zu einem gewissen Grade können auch innerhalb desselben Berufskreises verschiedene Bildungstypen in sehr fördernder Weise gemeinsam vertreten sein und einander ergänzen. Indem der Verf. die Eigenart der Typen im höheren Schulwesen näher zeichnet und würdigt, gewinnt es allerdings den Anschein, als fühle er sich mehr zu den sogenannten Reformanstalten hingezogen. Er ist jedoch weit entfernt, zu meinen, als liege in der Organisation an sich schon ein Vorzug, ihre Bewährung ist vielmehr denjenigen anheim gegeben, die sie im wirklichen Schulleben zur Durchführung bringen. Daher klingen seine Betrachtungen mit allem Nachdruck in die Mahnungen aus, daß von allen Beteiligten gar nicht genug getan werden kann, um dem wissenschaftlichen Lehrerstand, der an den höheren Schulen

tätig ist, fortdauernd und in immer noch zunehmendem Maße die besten Kräfte zuzuführen, damit ein Beruf, der eine so überaus vornehm bedeutsame Aufgabe zu erfüllen, so hohe Ziele zu erreichen hat, die tunlichst besten Vertreter findet. „Die äußere Organisation des höheren Schulwesens" behandelt Provinzialschulrat Prof. Dr. Julius Nelson. Sie umfaßt die Schulbehörden, die Stellung des Direktors, Direktorenkonferenzen, die Lehramtsprüfungen, das Seminar- und Probejahr, Besoldung, Titel- und Rangwesen, wissenschaftliche Weiterbildung, Befugnisse der Oberlehrer, Lehrerkonferenzen, das Prüfungswesen und die Schuldisziplin. Ergänzungen und Erweiterungen bringt der folgende Beitrag von Prof. Dr. Karl Fricke, „Der Oberlehrerstand, seine geschichtliche Entwicklung und heutige Lage".

Zur Schule gehören auch Vorkehrungen und Belehrungen hygienischer Art. In dankenswerter Weise bietet Prof. Erich Wernicke, Direktor des kgl. Hygienischen Institutes in Posen, an dem Schlusse des „Handbuches" in gedrängter Kürze das Wesentliche über den Gegenstand in dem Beitrage „Schulhygiene".

Die übrigen Beiträge erschöpfen die Gegenstände, die an den höheren Schulen gelehrt werden, es sind im ganzen achtzehn, der Gesangsunterricht und Turnen eingeschlossen. Das „Handbuch" hat es für zweckdienlich erachtet, einen Anhang beizufügen, der in übersichtlicher Kürze zwei durchgehende Leitgedanken bietet: I. „Zeittafel zur Geschichte des höheren Schulwesens in Deutschland von 1808 bis zur Gegenwart" und II. „Vergleichende Zusammenstellung der Lehrpläne für die höheren Schulen in den verschiedenen deutschen Staaten". Die einzelnen Beiträge nehmen es sich nämlich zum Grundsatz, das für jeden Lehrgegenstand nunmehr Geltende durch einen geschichtlichen Rückblick in ein helleres Licht zu rücken, ihr eigentliches Absehen bleibt naturgemäß darauf gerichtet, den Bildungswert der Lehrgegenstände herauszuheben, die zweckmäßige Auswahl für den Jugendunterricht zu begründen und die Methode der Behandlung darzulegen.

Zu dem Unterricht in der Religionslehre enthalten auch die amtlichen „Lehrpläne" methodische Bemerkungen, sie sind nach den Konfessionen gesondert. Im „Handbuch" hat Gymnasialoberlehrer Lic. Hans Vollmer die „Evangelische Religionslehre" und „Hebräisch" zur Bearbeitung übernommen, den „Katholischen Religionsunterricht" Gymnasialoberlehrer Dr. Wilh. Capitaine. Mit Überzeugung und Wärme trägt Vollmer seine Gedanken vor. Er beklagt es, daß der evangelische Religionsunterricht an den höheren Schulen Preußens durch die Revision des Lehrplanes von 1901 unberührt geblieben ist. „Und doch war wohl kaum ein Unterrichtsgegenstand der Reform so bedürftig wie dieses Fach. Daß es trotzdem beim alten blieb, ist auf die Unklarheit der gegenwärtigen kirchlichen Position zurückzuführen". Vollmers Standpunkt ist der, daß der Religionsunterricht kein Fremdkörper in dem Organismus der höheren Schule sein darf, daß er sich dem sonst hier herrschenden wissenschaftlichen Betrieb organisch anzugliedern hat, Gemütspflege und Willensbestimmung aber sich nur soweit zur Aufgabe

machen kann, als diese bei einer lebendigen, doch objektiven Darbietung des Inhaltes und der Geschichte der christlichen Religion sich von selbst ergeben. Die gewünschte Harmonie in der Gesamttätigkeit der Schule ist nicht anders zu erreichen als dadurch, daß überall, auch im Religionsunterricht, nach denselben, nämlich objektiv-wissenschaftlichen Grundsätzen verfahren wird. „Dem auch von uns hoch genug geschätzten kirchlichen Gemeindeleben aber wird es nur von Segen sein, wenn möglichst viele seiner künftigen Glieder sich auch in religiösen Dingen diejenige historische Bildung erwerben, die allein die jetzt so störenden Gegensätze beseitigen kann. Mit einem solchen Dienst trüge die Schule in würdiger Weise einen Teil des Dankes ab, den sie der Kirche schuldet". — Guter Wille von beiden Seiten und vor allem saubere Arbeitsteilung kann den Übelständen abhelfen. „Gebet der Schule, was der Schule, der Kirche, was ihr gebührt! Katechismus, Kirchenjahr, Gottesdienstordnung sind speziell kirchliche Stoffe und sollten dem Konfirmandenunterricht überlassen bleiben; das eigentliche Feld religiöser Unterweisung in der Schule ist jedenfalls das geschichtliche. — — Einzelne biblische Geschichten auf der Unterstufe, Geschichte des Judentums und der anfänglichen Entwicklung und Ausdehnung des Christentums auf Grund der biblischen Bücher in den mittleren Klassen und Kirchengeschichte auf der Oberstufe, gipfelnd in der Darlegung der gegenwärtigen kirchlichen Verhältnisse und vorsichtiger Einführung in die wichtigsten, das Christentum berührenden Zeitfragen. Solange die Lehrpläne auch andere Stoffe vom Schulunterricht verlangen, wird der Religionslehrer von der Mittelstufe an auf alle Fälle gut tun, auch ihnen gegenüber den Standpunkt des Historikers nicht zu verlassen, das heißt ja doch nicht, trocken oder gleichgültig davon reden. Es wäre traurig, wenn jeder zunächst an den Intellekt sich wendende Unterricht aller Gemüts- oder Willensregung bar bliebe" (S. 94, 97). Es steht außer Frage, daß Oberlehrer Dr. Capitaine die gleiche Wertschätzung seinem Gegenstande entgegen bringt, er stellt die Religion geradezu in den „Mittelpunkt der Unterrichtsarbeit". „Die christliche Religion weist den ganzen Unterricht auf das höhere übernatürliche Ziel des Guten und Wahren hin. Die übernatürlichen Motive werden gezeigt, die göttliche Gnade wird betont, der Mensch wird auf die jenseitige Verantwortung hingelenkt, und so erleichtert der Religionsunterricht die ganze natürliche Erziehungsaufgabe" (S. 142). Der Verf. ist auch weit entfernt, aus dem Anliegen seines Faches eine Klage gegen die schwierigen Zeitverhältnisse zu erheben, er bekennt offen, daß, „soweit man überblicken kann, der Religionsunterricht an unseren höheren Schulen heute in guten Bahnen ist, und bei dem gemeinsamen Arbeiten der Religionslehrer untereinander, und bei dem guten Verhältnisse der beteiligten Behörden, sowie bei dem regen Pflichtbewußtsein, das die modernen Religionslehrer auszeichnet, steht zu erwarten, daß die religiösen Angelegenheiten der Schulen sich noch glücklich entwickeln". Dies frohe Hoffen scheint doch nicht das volle Gefühl aufkommen zu lassen, wenn es in der „Charakterisierung des Unterrichtes" heißt: „Wohl mag hier und da manche drückende Fessel ihn einschnüren. Gerade der religiöse

Unterricht möchte sich bisweilen gerne freier entfalten, entsprechend dem Geiste der Freiheit, der das ganze Neue Testament beherrscht. Aber der Unterricht ist gebunden an mancherlei Bestimmungen, und über deren Befolgung hat das Gewissen des Religionslehrers sich zu prüfen" (S. 167, 150).

Eine sachkundige, erschöpfende und klare Darstellung bringt Stadtschulrat Prof. Dr. Otto Lyon über den „Deutschen Unterricht". „Ziel und Aufgabe des deutschen Unterrichtes ist die auf tieferem Verständnis ihrer Gesetze, ihrer Eigenart und ihrer Literatur ruhende Beherrschung der Muttersprache", lautet der an den Anfang gestellte Leitsatz. Auch der fremdsprachliche, geschichtliche und naturwissenschaftlich-mathematische Unterricht hat im letzten Grunde neben seinem besonderen Zwecke dem großen allgemeinen Ziele zu dienen, „den Schüler zu einem höheren, freieren Standpunkte innerhalb seiner Muttersprache, zu einer tieferen und freieren Beherrschung seiner deutschen Sprache und Schrift emporzuheben". Es fordert demnach Lyon einen strengen, lückenlos vorwärtsschreitenden Lehrgang in der deutschen Grammatik. An Anregung gebricht es denselben nicht, wenn er vom Anfang an auf der wissenschaftlichen Grundlage der historischen Grammatik ruht. Es müssen daher Sprachgeschichte, Bedeutungswandel, die lebendige Sprache der Gegenwart in der Literatur und im Volke, der Sprachgebrauch und seine Schwankungen, Mundarten und Volkskunde auch in Sexta schon und in entsprechender Steigerung durch alle Klassenstufen hindurch in den deutschen Sprachunterricht mit einbezogen werden. Im Zusammenhange mit dieser Forderung steht Lyons Betonung des Aufsatzes und des freien Vortrages, dies auch aus dem Grunde, weil hiedurch die produktive Tätigkeit der Schüler angeregt wird. Gegenüber dem fortgesetzten bloßen Aufnehmen, Empfangen, dem unmittelbaren Gegängelt- und Geführtwerden, auf das die Jugend heute in unseren Schulen vielfach angewiesen ist, kann die Selbsttätigkeit nicht genug wach gerufen werden. — — Aller Aufsatz- und Redeunterricht hat nicht lediglich der logischen Schulung, sondern vor allem auch der Entfaltung der Phantasie zu dienen, ebenso wie die Lektüre. Dies geschieht dadurch, daß der Lehrer überall neben der Wortform auch den Wortinhalt bespricht, auf die Grundanschauung, das Grundmotiv ist zurückzugehen, auf denen alle übrigen Vorstellungen sich aufbauen und zu denen sie in Beziehung gesetzt werden. Die Lektüre hat nicht allein den Gehalt der besten Werke unseres Schrifttums zu heben, sondern auch ihre Kunstform dem Verständnis und der Empfindung zu erschließen, vor allem bemühe sich der Lehrer, die Persönlichkeiten unserer großen Männer der Jugend nahe zu bringen (S. 170, 179, 194, 204, 211).

Der „Philosophischen Propädeutik" ist im Lehrplane der höheren Schulen Preußens kein selbständiger Platz angewiesen. Ihre Pflege wird dem deutschen Unterricht übertragen, es „erscheint eine in engen Grenzen zu haltende Behandlung der Hauptpunkte der Logik und der empirischen Psychologie als wünschenswert". Seit Jahren mehren sich jedoch die Stimmen, welche diesem Unterrichtsfache die gebührende

Stellung eingeräumt wissen wollen, und Rektor Dr. Alfred Rausch leiht im „Handbuch" dem Wunsche einen beredten und überzeugenden Ausdruck. Vortrefflich ist der geschichtliche Abriß über die „Schulphilosophie", allein trotz aller weit greifenden Erwägungen und alles gründlichen Nachdenkens wird das Gebiet des Gegenstandes nicht scharf genug umschrieben und in seinen ausfüllenden Teilen deutlich gezeichnet. Die Aufgabe, die hier zu leisten bleibt, wird vom Verf. verständlich gestellt: „— es gilt, die in der Erfahrung (des Schülers) und im Schulunterricht gegebenen Begriffe zu einer Gesamtanschauung zu vereinigen und in ein System zu bringen, das die Schulwissenschaften abschließt und den weiteren wissenschaftlichen Studien zum Ausgangspunkt dient. Hier zeigt sich lockende und lohnende Arbeit für die höheren Schulen: kein Gelehrter, kein Forscher, kein Hochschullehrer kann sie für uns tun, wir müssen sie selbst vollbringen mit Hilfe der Wissenschaft und der Lehrkunst" (S. 234).

Es darf hier die Vermutung ausgesprochen werden, daß, als Rektor Dr. Rausch diese Worte niederschrieb, ihm das Bild eines gefeierten deutschen Schulmannes vorschwebte. Wir meinen Prof. Dr. Oskar Weißenfels, dessen Schriften und unter ihnen besonders die „Kernfragen des höheren Unterrichts", jener philosophische Geist durchlebt. So hat Weißenfels in den zwei Beiträgen für das „Handbuch" „Das Lateinische" und „Das Griechische" mit Vorliebe den philosophischen Gehalt der antiken Schulautoren betont. Die Beiträge, die kurze Zeit vor dem Tode des Verfassers veröffentlicht worden sind, bezeichnen gleichsam das Vermächtnis, das der gelehrte Schulmann aus seiner Berufsarbeit zieht. Den Kerngedanken desselben spricht er selbst aus: „Für die Auswahl der altsprachlichen Lektüre und für die Methode des altsprachlichen Unterrichtes hängt alles ab von dem Ziele, welches man der Beschäftigung mit den alten Sprachen setzt. — — Die Beschäftigung mit dem Altertum soll nicht der Gegenwart entfremden, sondern zu einem tieferen Erfassen des Gegenwärtigen fähig machen, indem sie aus einer fernen, einfachen, aber der Hauptsache nach vollständigen, nicht zur höchsten sittlichen und geistigen Höhe gelangten, aber von unklaren Verschrobenheiten fast frei gebliebenen Vergangenheit Lichtstrahlen auf die durch ihre vielseitige Bedingtheit verwirrende Gegenwart fallen läßt. In einem Volke, dem es nicht bloß auf Hebung des materiellen Wohlstandes ankommt, muß eine in dem eben beschriebenen Sinne historisch und philosophisch gebildete Minderheit vorhanden sein, die imstande ist, gegen um sich greifende, das Menschliche in uns hemmende Verschrobenheiten beizeiten eine Art von Widerstand zu organisieren. Vor allem aber sollten alle, die an einflußreichster Stelle auf ihre Zeit wirken sollen, d. h. die Lehrer, die Geistlichen, die Schriftsteller bei ihrer Vorbildung den Weg durch das Altertum nehmen. Freilich wäre dem modernen Staate wenig damit gedient, sich eine Schar blödsichtiger Pedanten groß zu ziehen, die über dem Wühlen in einer fernen Vergangenheit die Achtung vor dem heiligen Rechte der höher strebenden modernen Seele eingebüßt hätten. Um dem vorzubeugen, muß in dem Gymnasium als der

vornehmsten Form der modernen Schule, der Beschäftigung mit den Alten sich vor allem die Vertiefung in die Meisterwerke der modernen Literatur und vorsichtig auch etwas moderne Philosophie hinzugesellen" (S. 225).

Der Beitrag „Französisch und Englisch" ist eine gemeinsame Arbeit von Prof. Dr. O. Boerner und Prof. Dr. E. Stiehler. Für den Fachmann enthält er eine Fülle von Belehrungen, bei einer zweiten Auflage des „Handbuches" wird es sich doch empfehlen, den Abschnitt über die schulmäßige Organisation dieses Unterrichtes entsprechend zu kürzen, die grundsätzlichen Gedanken in einen strafferen Zusammenhang zu bringen. Die Verfasser heben mit Recht hervor, daß die neueren Sprachen an den höheren Schulen nicht ausschließlich ihres praktischen Nutzens wegen betrieben werden sollen, sondern vielmehr als wichtige Bildungsmittel des erziehenden Unterrichtes. Dieses Ziel ist unter den drei methodischen Richtungen im neusprachlichen Unterricht, nämlich der grammatisierenden, der imitativen und der vermittelnden, durch die letztere am sichersten zu erreichen (S. 323, 355, 363).

Die „Geschichte" hat Realgymnasialdirektor Dr. August Auler zur Bearbeitung übernommen. „Aufgabe der Geschichte als Wissenschaft ist es, die Tatsachen der Entwicklung der Menschen in ihren Betätigungen als soziale Wesen im kausalen Zusammenhange zu erforschen und darzustellen". — — Für den Unterricht erwächst als Aufgabe die Erzeugung historischen Sinnes: die Anbahnung der Erkenntnis der treibenden Kräfte, die Beurteilung von Zuständen und Personen aus ihrer Zeit heraus, nicht nach dem Wertmaße der Gegenwart. Damit eng verschwistert ist die Bewunderung echten Heldentums, die menschliche, auf psychologischer Betrachtung beruhende Teilnahme vor allem an ihren inneren Kämpfen, in denen sie sich nach freier Wahl zu entscheiden hätten. — — Kein Unterricht aber hat mehr die künftige Beteiligung im Staate vor als der Geschichtsunterricht. Er vermittelt, was die früher betriebene Universalgeschichte mit ihrem Gedächtniskram zwar wollte, aber nicht konnte, *prudentia politica.* Die Betrachtung der Formen und Einrichtungen der Staaten und ihrer Entwicklung, sowie des Werdens und Wandels sozialer Gestaltungen vermittelt die wichtigsten politischen Anschauungen und zeigt, an welchem Punkte wir angelangt sind und wo die Gegenwart einzusetzen hat. — Der Gang aber durch die Geschichte unseres Volkes wird in dem Schüler das Bewußtsein der Zugehörigkeit zu ihm vertiefen. So entwickelt sich staatliche, soziale und nationale Gesinnung und der Wille zur Weiterarbeit an dem Ganzen. — — Keinem anderen Unterrichte strömen mehr Hilfen und Ergänzungen zu, nur kommt es darauf an, daß der Lehrer der Geschichte den Stoff beherrscht und an der zuständigen Stelle einordnet. In der engsten Verbindung mit der Geschichte steht die Erdkunde.

Es ist eine ansprechende Aufgabe, eine im frischen Aufstreben begriffene Wissenschaft, wie es die Geographie ist, für die Zwecke des höheren Unterrichts zu gestalten, nur hält es schwierig, bei dem knappen Raum, den die jetzigen Lehrpläne dem „erdkundlichen Unterricht" gewähren, die ausreichenden Einrichtungen zu treffen. In dieser Lage

befindet sich Oberlehrer Dr. Felix Lampe seinem Gegenstande gegenüber. Was er über das Lehrziel des erdkundlichen Unterrichts, die Auswahl und Behandlung des Lehrstoffes und über die Lehrmittel sagt, ist für den Fachmann von Wert, verständlich für den Laien. Nur einige Gedanken über den Bildungswert der Erdkunde seien hier angemerkt. Die geographische Forschung und der erdkundliche Unterricht haben ein gemeinsames Ziel: Verständnis für die Erdoberfläche, für die Kräfte, die an ihr gestalten, die Wirkungen, die von ihr aus die belebte Welt beeinflussen. — — Erdkundliches Wissen bedarf der Klarheit sinnlicher Anschauung; deshalb entwickle der Lehrer mit liebevoller Sorgfalt jegliche Beobachtungsgabe der Schüler, schule besonders ihren Raumsinn. Vertiefung in die Bedeutsamkeit erdgestaltender Vorgänge, in die Besonderheit fremder Länder und Völker setzt ein bewegliches Vorstellungsvermögen voraus; darum hat der Lehrer die rechte Stärkung der Einbildungskraft in Obhut zu nehmen, daß sie weder zu ausschweifend wird noch allzu schwerfällig sich von der Eigenbeobachtung nicht ausreichend zu entfernen vermag. Der Nachweis wechselseitiger Abhängigkeiten unter den Einzelerscheinungen von Form und Art des Bodens, von Witterung, Tier- und Pflanzenleben, von Siedelung, Wirtschaft und Gesittung beansprucht die Fähigkeit abstrakten Denkens; deswegen hat der Lehrer auf klare Fragen und logische Antworten bei sich selbst und bei den Schülern streng zu achten, damit das Verhältnis von Ursache und Wirkung, Grund und Folge allenthalben deutlich zu Bewußtsein gebracht wird. Die sachliche Vertiefung in die Verschiedenheit der Lebensweisen und Anschauungswelten der Völker erzeugt jene Vornehmheit des Urteils über Tun und Lassen der Menschen, der gleich fremd ist der Dünkel einer auf eigene geistige, staatliche und wirtschaftliche Kultur stolzen Halbbildung wie die nur scheinbar weitsichtige Anschauung, als gebe es in der sittlichen Welt keine absoluten Wertunterschiede, weil die Sittlichkeitsbegriffe relativ sind. Ein guter Unterricht in der Erdkunde, der Verständnis für die Berechtigung fremder Gedankenwelten eröffnet, der zugleich nachweist, wie abhängig der Mensch von den Naturgewalten ist und wie er sie doch benutzt und bändigt, übt zweifellos sittliche Wirkungen auf den Schüler, wie er andererseits an Stelle unklarer Naturschwärmerei bewußte Freude für Form und Farbe der Landschaft, eines Stadtbildes, kurz klare Schönheitsempfindungen zu setzen vermag (S. 408).

Der Unterricht in der Mathematik bewegt sich seit Jahrhunderten auf sicheren Wegen. Eine Anpassung an die Forderung der Zeit ist leichter durchzuführen, der Lesestoff selbst in seinem engeren Rahmen beweglich genug. Es bezeugen auch die Ausführungen über „Rechnen und Mathematik“ von Prof. Heinrich Müller den erfahrenen Praktiker und umsichtigen Schulmann. Eine Erweiterung des mathematischen Lehrstoffes findet Müller keineswegs ratsam, das Mosaik des gymnasialen Lehrplanes, das Ergebnis einer langen Entwicklung und eingehendster Beratungen, ist durch ein Kompromiß zustande gekommen, bei dem die Vertreter der Philologie und der exakten Fächer in gleicher Weise die erstrebten Ziele einschränken mußten, und ohne Not sollte daran von

exaktwissenschaftlicher Seite nicht gerührt werden. Auf die Menge mathematischen Wissens kommt es im Jugendunterricht nicht allein an, unerläßlich ist dagegen die Forderung, daß von Beginn an der Blick auf die Außenwelt mit gerichtet wird. Der mathematische Unterricht wird an Wertschätzung und innerem Werte um so mehr gewinnen, je mehr er dem Schüler zeigt, wie die abstrakten mathematischen Formen eine sehr konkrete Beziehung zur Außenwelt haben, daß wir mit ihrer Hilfe nicht nur die Natur, sondern auch unsere wirtschaftlichen, politischen und Verkehrsverhältnisse, unsere ganze moderne Kultur recht verstehen und in gewissem Sinne auch beherrschen lernen.

Besondere Kürze, ohne dabei unklar zu werden, erstrebt Prof. E. Grimsehl in seiner Darstellung des „Unterrichtes in der Physik". Er pflichtet den Grundsätzen bei: 1. Die Physik ist im Unterrichte nicht als mathematische Wissenschaft, sondern als Naturwissenschaft zu behandeln; 2. sie ist so zu betreiben, daß sie als Vorbild für die Art, wie überhaupt im Bereiche der Erfahrungswissenschaften Erkenntnis gewonnen wird, dienen kann; 3. für die physikalische Ausbildung der Schüler sind planmäßig geordnete Übungen im eigenen Beobachten und Experimentieren erforderlich.

Der Abschnitt über die „Biologie" von Prof. L. Landsberg zählt zu den besten des „Handbuches". Der Verf. schöpft aus dem Vollen seines Gegenstandes. Die Zielaufgabe des Unterrichts, in ihrer Gänze zwar unlösbar, aber doch Richtung und Wege angebend, wird dahin bestimmt, „die Natur als ein durch innere Kräfte bewegtes und belebtes Ganzes aufzufassen". Von vornherein suchen wir daher die Einzelorganismen, als Werke und Glieder der belebten Natur, in ihrer Umgebung und im Wechselspiel ihrer Organe den Schülern verständlich zu machen. Mehr und mehr soll aber auch eine Vorstellung von dem Zusammenhang zwischen den Lebewesen und Erscheinungen angebahnt werden. Der Unterricht schaltet Einzelbeschreibungen nicht aus, beutet sie aber, um ein neues und höheres Interesse zu wecken, zu Gruppenbildungen aus. Somit faßt die letzte überblickende Unterrichtsstufe als Konzentrationspunkte: Das System als einen Ausdruck dessen, wie Leben und Entwicklung der gesamten Organismenwelt in Vergangenheit und Gegenwart sich gestaltet haben, und die Psychologie in sinngemäßer Verknüpfung mit der ökologischen Tier- und Pflanzengeographie. Der nie zu verlassende Weg bleibt vom konkreten Anschauen zur ursächlichen Erkenntnis; das Mittel zu allgemeinen Begriffen und Urteilen zu kommen: der Vergleich. Das Erarbeiten, nicht das Erlernen der Begriffe ist im biologischen Unterrichte von Wert; 'Aufgeben und Abhören' ist in jederlei Unterricht, ganz besonders aber im Beobachtungsunterricht 'eine lumpige Methode'.

Ähnlichen Gedanken begegnen wir in den beiden zusammengehörigen Aufsätzen „Chemie", „Mineralogie und Geologie" von Oberlehrer Dr. Bastian Schmid. Vor Überlastung des Gedächtnisses wird gewarnt, der Unterricht dringe auf das Wesentliche, leite den Schüler vom eigenen Beobachten zum Begriff und Gesetz.

Fritz Kuhlmann betitelt seinen Aufsatz „Unterricht im freien Zeichnen“ und scheidet das „freie“ Zeichnen von dem „gebundenen“, auch konstruktiven oder geometrischen genannt. Das gebundene Zeichnen ist angewandte Mathematik, nur das freie im Sinne von „Kunst“ aufgefaßte Zeichnen wird den Anspruch auf die Stellung eines für die Erziehung notwendigen Faches im Unterrichtsplane begründen können Seinem Wesen nach ist ein solches Zeichnen ein Ausdrucksmittel für Vorstellungen, eine Sprache von selbständigem Wert neben der Wortsprache. Der Unterricht muß zu der Fähigkeit erziehen, diese Sprache bis zu einem gewissen Grade mit Leichtigkeit zu handhaben. Es wird deshalb seine Aufgabe sein, durch Erziehung zu scharfer Beobachtung der Dinge der Natur nach Form, Farbe und Beleuchtung und des Lebens mit all seinen Vorgängen und Erscheinungen, den Geist des Schülers mit klaren Vorstellungen zu füllen, zugleich zu einer freien Gestaltung und Wiedergabe derselben zu veranlassen und weiter die eigentlichen Sprachorgane, Arm und Hand, so geschickt zu machen, daß sie mit Leichtigkeit ihre Tätigkeit vollziehen. Da die freie Gestaltung ein Arbeiten aus dem Gedächtnis ist, so tritt das Gedächtniszeichnen dem Zeichnen nach der Wirklichkeit gleichwertig zur Seite. — Durch die Entwicklung der 'wahrnehmenden und schaffenden Kräfte am Gegenständlichen' wird der Zeichenunterricht der vornehmste Träger der künstlerischen Erziehung.

Die Einführung eines richtig geleiteten Zeichenunterrichtes gelangt allmählich zum Durchbruche, nicht so günstig steht es mit dem „Unterrichte im Gesang“. Es ist zu wünschen, daß ihm Direktor Prof. Karl Jansen durch die anerkennenswerten Ausführungen eine freiere Bahn in die höheren Schulen eröffnet. Wohl gehört die Musik nicht zu den Dingen, von denen Sein oder Nichtsein eines Volkes abhängt, allein es liegt in ihr doch so viel ethische Kraft, daß es unsere Pflicht sein müßte, dieselbe für die breiteren Schichten des Volkes nutzbar zu machen. Vor allem ist der Gesang die ursprüngliche, dem Menschen eigenste und treueste Musik, sie ist die durch keine Einmischung eines fremden Werkzeuges zerstreute und getrübte Äußerung des Lebensorganismus selbst. Die menschliche Stimme ist das älteste, echteste und schönste Organ der Musik, das Organ, dem unsere Musik allein ihr Dasein verdankt. — Der Gesangsunterricht, in die rechte Verbindung mit dem übrigen Unterrichte gesetzt, vermag zur körperlichen und geistigen Ausbildung der Jugend schätzenswerte Beiträge zu liefern. Die Ausbildung des Atmungs-, Sprech- und Stimmapparates als Ergänzung des Turnunterrichtes, die Entwicklung des Gehörsinnes in Bezug auf den Klang der Vokale und Konsonanten, auf Tonhöhe, Tonstärke und Rhythmus, die Unterstützung, die hieraus dem deutschen und fremdsprachlichen Unterricht zuteil wird, die Einführung in die Schatzkammer unserer Choräle, Volks- und Vaterlandslieder, die Anregung des ästhetischen Empfindens und ästhetischen Urteils bei den Schülern, die Bekanntmachung mit einzelnen Schöpfungen unserer großen Tondichter, die gesamte ethische Einwirkung, die von der Musik ausgeht: das alles sind Dinge, die den Gesangsunterricht einer angesehenen Stellung im Gesamtorganismus der Schule wert erscheinen lassen.

Einer solchen Anempfehlung bedarf das „Turnen" nicht. Die Bedeutung eines geregelten Turnunterrichtes, der Jugendspiele und Fußwanderungen, des Schwimmens, Ruderns und Eislaufens wird, seitdem Dr. Lorinser den Ruf „Zum Schutze der Gesundheit in den Schulen" erhoben hat, gewürdigt und soweit als möglich in Tat umgesetzt. Im „Handbuch" bietet über den Gegenstand Oberlehrer Dr. Eduard Weede Verständiges und Brauchbares für die Verhältnisse an den höheren Schulen. Wenn er innerhalb des Turnunterrichtes selbst die Anordnung der schwedischen Turnstunde empfiehlt, weil neben der Ausbildung der körperlichen Kraft, der Koordinationsfähigkeit und der charakterbildenden Eigenschaften auch auf Blutkreislauf, Atmung und Stoffwechsel hinreichend Rücksicht genommen wird, so darf er der allgemeinen Zustimmung sicher sein.

Wir sind an dem Ende eines langen und auch nicht leichten Weges angelangt, den wir durch das „Handbuch für Lehrer höherer Schulen" genommen haben; der Bericht konnte von der Mannigfaltigkeit und Reichhaltigkeit des Stoffes, der in ihm verteilt ist, nur wenig auflesen. Das „Handbuch" hält sich an das Gegenständliche des Unterrichtes, wir meinen damit die verschiedenen Wissensgebiete, die zweckmäßige Auswahl aus denselben, die Verteilung auf die Anstalten und Jahrgänge sowie die methodische Behandlung der Lehrgegenstände. Die Methode leitet auf den anderen Gesichtspunkt hinüber, es ist der Schüler, der durch die Lehrgegenstände unterrichtet, gebildet und erzogen werden soll: auf die Schultern der Jugend wird schließlich alle Unterrichtsbarkeit gelegt. Wird sie die Last ertragen? Die Frage ist berechtigt, wenn wir die Zahl der Unterrichtsfächer für jeden Typus der höheren Schulen und die Fülle des Lernenswerten eines jeden Unterrichtsfaches in Betracht ziehen. Hier wendet sich die Erwägung auf das Innere des Unterrichtes, gewissermaßen auf den Punkt, in dem Wissenschaft und Schule, Lehren und Lernen, Schüler und Lehrer in Eins zusammenfließen. Das „Handbuch" verkennt diese Frage nicht. Rektor Dr. Rausch berührt das Verhältnis zwischen Wissenschaft und Schulfach, indem er sagt: „Die Geschichte eines jeden Unterrichtsfaches, der Unterricht in der Religion, in der Grammatik und in der Geschichte, die sogenannten Einleitungen in die griechischen und lateinischen Autoren wie auch in die biblischen Bücher, ferner der naturwissenschaftliche Unterricht — sie alle wissen davon zu erzählen, wie oft man von den Werken der Wissenschaft ausging, um sie mit ihrer systematischen Vollständigkeit für den Unterricht herüber zu nehmen, anstatt sich von den Bedürfnissen des Zöglings leiten zu lassen. Erst ganz allmählich sind in der gelehrten Schule die Unterrichtsfächer selbständig und gleichsam mündig geworden. Voraussetzung dazu ist nicht etwa Abfall von der Wissenschaft, sondern vielmehr eine sichere wissenschaftliche Beherrschung des Gegenstandes, gepaart mit didaktischer Gestaltungskraft, welche den Bedürfnissen der Jugend Rechnung zu tragen weiß". Stadtrat Dr. Ziehen weist auf das gebräuchliche Schlagwort der Konzentration des Unterrichtes hin, dessen Begriffsbestimmung er einer Erweiterung für fähig hält. „Fast möchte man zu dem pädagogischen Terminus technicus der 'Konzentration', der das innere

Zusammengehen der verschiedenen Fächer bezeichnet, als gleichwertiges Gegenstück einen Terminus technicus prägen, der diese Folgerichtigkeit und stets vor- und rückblickende Einheitlichkeit des Vorgehens innerhalb der einzelnen Lehrgegenstände kurz zum Ausdrucke bringt. Doch mag der pädagogischen Theorie das Wort immerhin fehlen; wenn nur in der pädagogischen Praxis die Sache vorhanden ist". — Diese Gedanken schließt eine Bemerkung des Oberlehrers Dr. Lampe ab, die er an einer Stelle seines Gegenstandes einfügt, sie hat für den Jugendunterricht allgemeine Bedeutung. „In den einzelnen Klassen ist der erdkundliche Unterricht im Grunde genommen ebenso gleich wie auf den verschiedenen Schulen; denn es gibt eine einheitliche geographische Wissenschaft. Und doch ist er auf jeder Bildungsstufe ein anderer; denn die Schüler sind anders geartet in der Reife des Auffassens, der Beweglichkeit des Gedächtnisses, in der Art und Richtung der Anteilnahme an erdkundlichen Gegenständen, im Vorrat an Begriffen und Kenntnissen. Deshalb gilt es, mit großer Sorgfalt den Lehrstoff für die einzelnen Klassen auszuwählen; in den untersten muß sich der Lehrstoff in den Schüler, auf den oberen Stufen der Schüler in den Lehrstoff finden, und der Lehrer ist beide Male der Vermittler".

Der Zusammenklang dieser aus dem „Handbuch" herausgehobenen Gedanken ist von den Verfassern nicht beabsichtigt, aber er liegt in der Natur des Gegenstandes und hängt mit der inneren Organisation der Schule zusammen. Wir haben im Eingange unserer Besprechung bemerkt, daß in dem vorliegenden Sammelwerke ein Ausschnitt deutscher Kulturarbeit auf dem Gebiete der Schule zur Darstellung gelangt. Auch dieses beruht auf einem natürlichen Zusammenhang der Dinge. So haben wir uns auch gewöhnt, von einer 'pädagogischen Gedankenharmonie, die zwischen Österreich und Deutschland herrscht', zu sprechen [1]). Das „Handbuch für Lehrer höherer Schulen" geht an österreichischen Schuleinrichtungen nicht achtungslos vorüber [2]), es verfolgt und verwertet die in Österreich erschienene pädagogische Literatur, Schulmänner von hüben und drüben besuchen wechselseitig Schulanstalten, wohnen dem Unterrichte bei, sie arbeiten Hand in Hand und vor aller Augen auf Kongressen, in Versammlungen an dem gemeinsamen Werke der Jugenderziehung und Bildung und auf dem Gebiete des Unterrichtes und der Schule: Gilt es

---

[1]) Wie die Worte zu verstehen sind, bezeugt näher 'Die Methodenkonkordanz der preußischen und österreichischen Lehrpläne', die Geheimrat Dr. Adolf Matthias in seiner „Praktischen Pädagogik für höhere Lehranstalten" (S. 30 ff. der 2. Aufl., München 1903) bietet. Um der Sache willen sei es hier gestattet, die eigenen Worte des Verfassers der „Praktischen Pädagogik für höhere Lehranstalten" zu verzeichnen, die derselbe über die Schrift des Ref. „Der Lehrplan und die Instruktionen für den Unterricht an den Gymnasien in Österreich als psychologische und ethische Einheit, Prag 1904", äußerte: „— nach dem Wenigen, das ich gelesen habe, sehe ich, daß auch Sie an der pädagogischen Gedankenharmonie, die zwischen Österreich und Preußen herrscht, herzlich mitarbeiten".

[2]) Vgl. S. 148, 230, 235.

doch, die idealen Güter der Menschheit, die Völker und Staaten nicht trennen, sondern im sittlichen Streben verbinden, zu Nutz und Frommen der nachkommenden Jugend bereit zu halten. Unter diesem Zwecke dürfen wir Lehrer an den Mittelschulen Österreichs, wie wir die höheren Schulen nennen, das „Handbuch" als eine willkommene Gabe begrüßen.

Prag. Dr. Anton Frank.

Die geistige Ermüdung. Eine zusammenfassende Darstellung des Wesens der geistigen Ermüdung, der Methoden der Ermüdungsmessung und ihrer Ergebnisse speziell für den Unterricht. Von Dr. Max Offner, Professor am kgl. Ludwigs-Gymnasium in München. Berlin, Reuther & Reichard 1910. VI und 88 SS. 8°. Preis: Mk. 1·80.

Herr Kollege Offner hat die vorliegende Schrift nicht zum mindesten zu dem guten Zweck abgefaßt, um „in den Kreisen der Lehrer Verständnis und Interesse für die Ermüdungsfrage zu verbreiten". Sie umfaßt in klarer Darstellung das Gebiet der schon vielfältigen Methoden der Untersuchung, sowie die Ergebnisse, für den Schüler hinsichtlich der Individualitäten, Altersphasen, Lektionen, des Stundenplanes usw. Auch die Arbeitsbelastung des Lehrers wird besprochen.

In der langen Reihe der schulhygienischen Probleme ist es nicht zum mindesten der gewichtige Anteil der psychischen Hygiene, welcher unserem Berufe naheliegt und haben auch wiederholt Pädagogen als Forscher zum Ausbau beigetragen — anderer Anteile unseres Standes nicht zu gedenken; es dürfte die Mehrzahl unserer Kollegen interessieren, über den status rerum in der Ermüdungsforschung sich zu orientieren: zu diesem Zwecke ist Offners Arbeit, übersichtlich und objektiv abgefaßt, sehr geeignet. Möge sie viele Leser finden, auch solche, welche sich daraufhin selbst dem Forschungsversuch zuwenden; dies ist um so mehr zu wünschen, als die unanfechtbaren Resultate der freilich erst seit kürzerem intensiver betriebenen Untersuchung auf diesem dunkeln Gebiete infolge der überaus komplizierten praktischen Verhältnisse doch nur als bescheiden bezeichnet werden dürfen, soweit es sich um Algemeingiltigkeit handelt und gerade der mitten im Schulleben stehende Pädagog manche Arbeitschance hat, falls die vorgesetzten Stellen der beabsichtigten Arbeit gegenüber eine wohlwollende Haltung einnehmen, was ja heutzutage wohl erhofft werden darf.

Wien. L. Burgerstein.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Literarische Miszellen.

Rudolf Klussmann, Bibliotheca scriptorum classicorum et Graecorum et Latinorum. Die Literatur von 1878 bis 1896 einschließlich umfassend. 1. Band: Scriptores Graeci. 1. Teil: Collectiones. Abercius bis Homerus. Leipzig, O. R. Reisland 1909. VIII und 708 SS.

Es scheint zweckmäßig, auf das Erscheinen dieser Fortsetzung zu Engelmanns Bibliotheca aufmerksam zu machen, die auch den 146. Band der Jahresberichte über die Fortschritte der klassischen Altertumswissenschaft bildet. Sie reicht einstweilen leider nur bis 1896; doch sind neue Auflagen und Fortsetzungen bis auf die jüngste Zeit verzeichnet. Ein besonderes Verdienst hat sich Kl., dessen Sorgfalt längst wohlbekannt ist, durch die Inhaltsangaben bei den unter Collectiones verzeichneten Abhandlungen erworben. So habe ich erst daraus ersehen, daß Nauck in seinen *Mélanges Gréco-romains* einige Kolluth- und Tryphiodorstellen, Friedrich Wilhelm Schmidt im Neustrelitzer Programm von 1892 eine weitere Kolluthstelle behandelt hatte, als meine Tryphiodor- und Kolluth-Ausgabe bei Teubner erschien. Endlich möchte ich die Gelegenheit benützen, darauf hinzuweisen, daß die 1. und die 4. Kolumne der Wiener Fragmente der kallimacheischen Hekale in der Berl. phil. Woch. 1903, 929 abgedruckt sind.

Brünn. Wilh. Weinberger.

Deutsches Lesebuch für die erste Klasse der österreichischen Mittelschulen, herausgegeben von Leopold Lampel. 13. Auflage. Wien, A. Hölder 1908. X und 269 SS. Preis geb. 2 K 18 h.

Als vor mehr denn 25 Jahren der erste Band von Lampels Lesebuch erschien, konnte erwartet werden, daß das Buch vermöge seiner besonderen Vorzüge (geschmackvolle, zweckmäßige Auswahl des Lesestoffes, besonders planmäßige Anordnung) in Schulkreisen günstigste Aufnahme finden werde. Diese Erwartung hat sich erfüllt; denn gegenwärtig liegt der erste Band bereits in dreizehnter Auflage vor und es verdient mit Anerkennung hervorgehoben zu werden, daß der Herausgeber sich nicht mit dem errungenen Erfolge begnügt hat und die Hände nicht in den

Schoß legt, sondern vielmehr bestrebt ist, das Buch auch weiterhin auszugestalten und den im Laufe der Zeit geänderten Anforderungen anzupassen. So kommt es, daß die dreizehnte Auflage gegenüber den früheren erhebliche Unterschiede aufweist, insbesondere hinsichtlich der Stoffwahl — jedenfalls mit besonderer Rücksicht auf die neuen Lehrpläne für Mittelschulen. Diese fordern im Gegensatz zu der Unbestimmtheit des alten Gymnasiallehrplanes, der für die erste Klasse einfach „Lektüre nach dem Lesebuche" vorschrieb, als Lesestoff ganz ausdrücklich „leicht verständliche, kleine erzählende Gedichte, Märchen, Sagen, Fabeln und Erzählungen". Der Herausgeber hat nun in dem angedeuteten Sinne dem vorliegenden Bande seines Lesebuches eine ausgiebige Erneuerung widerfahren lassen und die Zahl der Märchen entsprechend vermehrt, überdies mehrere neue Erzählungen von Hebel, Jacobs, Örtel, Schubert, Simrock, Stifter, Rosegger aufgenommen.

Daß er „viele lyrische Gedichte ausgeschieden, die Zahl der Fabeln und sonstigen lehrhaften Erzählungen vermindert, die Sprichwörter weggelassen und die naturgeschichtliche Prosa erheblich eingeschränkt" hat, verdient unbedingt Zustimmung. Lyrik und Didaktik sind und bleiben doch auf dieser Stufe für die Schüler ungenießbare Früchte — wozu also der überflüssige Ballast in den Lesebüchern? Nach der Auffassung des Unterzeichneten sollten in den Lesebüchern der unteren und sogar noch der mittleren Klassen neben den Erzählungen als Hauptgattung nur noch Beschreibungen und Schilderungen Platz finden.

Daß „das berechtigte Verlangen der Jugend nach Stücken heiteren Inhaltes in der neuen Auflage reichlichste Befriedigung findet", kann gleichfalls gebilligt werden.

Es ist daher als sicher anzunehmen, daß das Buch auch in der neuen, sehr geänderten Form seinen Ehrenplatz an den österreichischen Mittelschulen behaupten wird.

Eger. Adolf Hausenblas.

P. Herre, Der Kampf um die Herrschaft im Mittelmeer. (Wissenschaft und Bildung. Bd. 46.) Leipzig. Quelle & Meyer 1909.

Der Verf. bietet auf 154 Seiten ein knappes, aber wohlgelungenes Bild von der Abwandlung der politischen und kulturellen Verhältnisse am Mittelmeer von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage.

In Kapitel I wird die Thätigkeit der Phönizier und Griechen, sowie die Zusammenfassung des ganzen Gebietes im römischen Imperium besprochen; Kap. II stellt den Zerfall dieses römisch-hellenistischen Weltreiches und die Entstehung der christlichen Kirche dar; während das III. Kapitel den Islam und das deutsche Kaisertum behandelt. Das Emporsteigen des Abendlandes und die Kreuzzüge füllen das IV., Renaissance und die Osmanische Reichsgründung das V. Kapitel. — Im VI. Kap. wird die Osmanische Macht und Spanien einander gegenübergestellt und im VII. die Ausbildung des europäischen Gleichgewichtssystems und der Niedergang der Osmanen behandelt. Kap. VIII stellt die nationalen und politischen Kämpfe des XIX. Jahrhunderts am Mittelmeer dar und der letzte Abschnitt (IX.) bietet unter dem Titel „Weltpolitik und Weltwirtschaft" einen Überblick über den gegenwärtigen Stand der Frage. — Ein für ein populäres Buch sehr reichliches Literaturverzeichnis (S. 155—163) und ein Namenregister bilden den Schluß. Einzelheiten: Unrichtig ist S. 49 die Stelle über den „Kaiser" Sergius I. S. 116 Katharina II. von Rußland nahm die Krim nicht „friedlich" in Besitz. S. 124 England trat gar nicht so entschieden für die Griechen gegen die Türken ein.

Vgl. sein Verhalten nach Navarin! S. 134 wäre der Satz über die Annexion Süditaliens usw. durch Piemont umzugestalten. S. 149. Die panislamitische Bewegung sollte hier etwas erörtert werden. S. 151. Triest und Fiume „stagnieren" doch nicht!

Wien. Dr. M. Landwehr.

Romer E., Geographischer Atlas für die I. Klasse der Mittelschulen. Verlag vom Lehrerverein höherer Bildungsanstalten in Lemberg 1908. 10 Karten (polnisch).

Dr. E. Romers „Geographischer Atlas" bildet die Ergänzung seines vor ein paar Jahren erschienenen und fast in allen galizischen Mittelschulen eingeführten „Lehrbuches der Geographie für die I. Klasse". Hat sich der Verf. bereits in seinem Lehrbuche zur Aufgabe gestellt, die Schüler durch geschickte Fragen und Anleitung zu richtigen Antworten zur Mitarbeit zu erziehen, so will er durch den genannten Atlas das Verständnis geographischer Grundbegriffe sowie das richtige Kartenlesen selbst auf der untersten Lehrstufe erzwecken. Das hofft der Verf. mittels einer reinen Höhenschichtenkarte zu erlangen.

Es sind zusammen zehn Karten, aus denen Romers Atlas besteht. Auf die Karten von Galizien und der österreichisch-ungarischen Monarchie folgen sechs Karten der Erdteile und zwei Planigloben. Die Grenzlinien einzelner farbiger Flächen schließen sich an folgende Höhenstufen an: 0—300, —500, —1000, —2000, —3000, —5000 und über 5000 *m*. Diesen entspricht eine Farbenskala mit der Anordnung Grün, Hellbraun, Braun, Rosa, Rot und Weiß. Durch die stark hervortretende rote Farbe (3000 bis 5000 *m*) ist es dem Verf. gelungen, auf die Hochflächen von Zentralasien und Südamerika sowie auf die höchsten Bergspitzen hinzuweisen. Die Karten von Afrika und Amerika müssen als besonders gut und schön bezeichnet werden. Auf allen Karten ist nur das physische Bild eines Landes berücksichtigt worden. Die politische Einteilung der vorgeführten Gebiete bringen zur Anschauung kleine Nebenkärtchen, wo die Staaten oder ihre Kolonien im Flächenkolorit dargestellt sind. Somit bleibt das physische Bild des Landes unverwischt. Die Projektion wurde sorgfältig ausgewählt und dem Hauptzweck jeder einzelnen Karte angepaßt.

Der vorliegende Atlas hat noch den Vorzug einer deutlichen und klaren Ausführung, was dem k. und k. militär-geographischen Institute in Wien als Lob anzurechnen ist.

Lemberg. St. Pawlowski.

Programmenschau.

30. **Hans Januschke, Die soziale Entwicklung und die Realschule** (Festvortrag). Enthalten im Progr. der I. Staats-Realschule im II. Bezirke Wiens. 1906. 21 S.

Der bekannte Vorkämpfer für die siebenklassige Realschule zieht in diesem Festvortrage eine Parallele zwischen der sozialen Entwicklung und jener der Realschule, welche er als „die eigentliche Schule der höheren allgemeinen Bildung für das wirtschaftliche Leben" ansieht: „Sie hat den Offizieren der großen Arbeiterarmeen, und zwar sowohl den Linienoffizieren als auch den Generalstäblern, jene allgemeine Bildung zu bieten, welche einerseits zu einer vollkommenen persönlichen Lebensführung und zu einem festen Charakter, anderseits zur Beurteilung und

Würdigung anderer Menschen, zum Verständnis der Abhängigkeit des Menschen von der Natur und der gegenseitigen Beziehungen der Menschen zueinander erforderlich ist." Die bei der heutigen Arbeitsteilung vielfache gegenseitige Abhängigkeit der Menschen vergleicht Januschke treffend in der Einleitung mit den elektrischen und magnetischen Kraftlinien der Energiequellen und den Tonwellen eines großen Orchesters, welche der Dirigent zu erkennen und zu ordnen verstehen muß.

In den folgenden Abschnitten untersucht er, inwieweit die Realschule die Fähigkeit hiezu ihren Schülern zu bieten vermag und stellt die These auf, „daß sie bisher ihre Aufgabe stets in dem Grade gelöst hat, in dem sie ihr gestellt wurde". Sie hat sich mit der neuen sozialen Ordnung auf wirtschaftlicher Grundlage entwickelt, mit dieser Entwicklung wächst ihre Aufgabe und es ist zuversichtlich zu hoffen, daß ihre fortschreitende Vervollkommnung auch eine vollkommene Lösung ihrer Aufgabe ermöglichen wird. In anschaulicher Weise hebt er zwei Grundregeln hervor, die miteinander zur Wirkung kommen: 1. das Prinzip der Differenzierung, aus der zunehmenden Arbeitsteilung hervorgehend, 2. dessen Gegenpol die Integration, die geregelte Zusammenfassung zu neuer Einheit bildet. Weiter wird untersucht, wie die soziale Entwicklung erfolgte und ihre Beziehung zur Realschule aufgezeigt.

Im Altertume war wirtschaftliche Tätigkeit und technisches Können an sich wenig[1]) geschätzt und hatte auf die staatlichen Einrichtungen keinen Einfluß, trotzdem diese Leistungen bei Ägyptern wie Orientalen, Griechen und Römern hochbedeutend waren. Jeder Meister im Gewerbe und in der Kunst, jeder Kaufmann bildete sich den zur Leitung der wirtschaftlichen Unternehmungen berufenen Nachwuchs selbst aus, eine Art Realschule gab es im Altertume nicht. Diese Schule ist bekanntlich erst ein Kind des XVIII. Jahrhunderts, trotzdem entnimmt sie vom Altertume wichtigen Bildungsstoff, so die Geschichte insbesonders der griechischen Kunst und der Römer Staatseinrichtungen, ihre Literatur, wenn auch nur in Übersetzungen, mathematische Elemente und die Gymnastik, das Turnen.

Nach dem Sturme der Völkerwanderung und dem Siege des Christentums, welches je länger und je mehr die Sklaverei, die Grundlage der wirtschaftlichen Kultur des Altertums, beseitigte, entwickelte sich der heutige Zustand des deutschen Volkes konsequent aus dem Urzustande von den Horden zu Sippen und Stammesgemeinschaften und aus diesen die Staaten. Kunst und Wissenschaften waren in den Anfängen vorhanden. Der Autor schildert nun kurz ihre Differenzierung. Nach dem Prinzipe der Arbeitsteilung wird nach Lamprecht und Spencer aus einer unbestimmten, unzusammenhängenden Gleichartigkeit eine bestimmte, zusammenhängende Ungleichartigkeit, wobei sich die verschiedenen Richtungen der produzierenden Arbeit zu einer Anzahl selbständiger Handwerke ausbildeten, die in den Zünften und Innungen wieder ihre Sammelpunkte fanden, ebenso erfolgt die Entwicklung des Handels zum Klein- und Großhandel und dessen kraftvolle Organisation in der deutschen Hansa.

Diese Differenzierung erstreckt sich nun auch aufs künstlerische Gebiet und auf das Schulwesen. Sowie der Handel im Zeitalter der Kreuzzüge zum Geldhandel übergeht und das Städtewesen aufblüht, bildet sich im Handel für die Geldwirtschaft das Bankwesen, welches bereits höhere geistige Aufgaben stellt, und aus dem technischen Gewerbe erblüht die Kunst, noch lange mit demselben in enger Verbindung, analog entsteht zur Einführung der Jugend in die gehobene Kultur ein neuer

---

[1]) In dieser allgemeinen Fassung trifft dies weder für die bei den Italikern hochgeschätzte Landwirtschaft noch für die in Griechenland und Rom bewunderte Kunstfertigkeit zu. **Die Redaktion.**

Zweig des Schulwesens, die deutsche Stadtschule, daneben vermittelten die Bauhütten für die heranwachsende Jugend die technischen Kenntnisse auf Grund durchaus praktischer Anwendung mathematischer und geometrischer Lehren.

Im nächsten Abschnitte werden die Wiederbelebung des Studiums der Alten durch den Humanismus, die bedeutenden Entdeckungen und Erfindungen dieses Zeitalters skizziert, welches insbesonders die Naturwissenschaften im jetzigen Sinne auf empirischer Grundlage begründete. Die Umgestaltung der philosophischen und religiösen Begriffe führte zu einer neuen Zeit, welche ihr Gepräge durch die immer ausgedehntere technische Verwertung der Naturwissenschaften unter Benützung der Maschinen — insbesonders für das XIX. Jahrhundert charakteristisch der Dampfmaschinen — erhält, deren Bedeutung mit wenigen kräftigen Strichen gekennzeichnet wird. Im sechsten Abschnitte wird der Einfluß des geänderten wirtschaftlichen Lebens auf die staatlichen und sozialen Verhältnisse geschildert, die Folgen der Steigerung der Bevölkerung dargetan, welche Europa in bezug auf die Lebensmittel und Rohprodukte von den anderen Erdteilen abhängig macht und zu immer gesteigerter Anspannung der Industrie und des Handels zwingt. Gegenüber der Landwirtschaft gewinnen Industrie und Handel immer mehr an Bedeutung, die Grundsteuer beträgt in Österreich zurzeit samt der Erwerbsteuer kaum mehr (117 Millionen Kronen) als die Zuckersteuer, die Großindustrie zahlt für Beamte und Arbeiter mit dem Großhandel $2^1/_8$ Milliarden Kronen, eine Summe, welche jene zur Erhaltung des gesamten Staatshaushaltes (1·8 Milliarden Kronen) übersteigt und die Gehalte aller Staatsbeamten um mehr als das Dreifache übertrifft.

Es ist eine neue Aristokratie, die des Besitzes, entstanden, dessen Übermacht daraus hervorgeht, daß der Adel seine frühere Stellung immer mehr einbüßt, der alte Mittelstand der Gewerbetreibenden und kleinen Kaufleute seine frühere wirtschaftliche Selbständigkeit verliert und vom Großkapital immer abhängiger wird; allerdings — dies verdient hervorgehoben zu werden — bildet sich ein neuer Mittelstand aus den qualifizierten Arbeitern und Beamten der Großunternehmungen, aber er ist wirtschaftlich von denselben zurzeit noch abhängig. Hier wäre auch die Landflucht der Arbeiter, das Zusammendrängen der Arbeiter und ihre Assoziation in den Fabriksarten, die durch die Einführung der wirtschaftlichen und persönlichen Freiheit vermehrte Schwierigkeit des Weltbewerbes anzuführen. Möge nur auch die Hoffnung des Autors, wonach die fortschreitende Integration die Verhältnisse sicherlich einem friedlichen Gleichgewichtszustande entgegenführen und das Leben auf sicherer Grundlage gestalten werde, zur Wahrheit werden!

Die großen Fortschritte der Naturwissenschaften fußten auf der Erfahrung als methodischem Prinzipe, bewirkten weiters durch zahlreiche, genial ausgedachte Instrumente eine wesentliche Vermehrung und Verfeinerung unserer Sinneswahrnehmung, vertieften und erweiterten die fundamentalen Anschauungen von Raum und Zeit und entwickelten die modernen Begriffe der Arbeit und Energie, welche selbst wieder eine bedeutende Umwertung philosophischer und der Rechtsbegriffe zur Folge haben, neue Denkmittel und Methoden und damit die Vorausbestimmung noch fehlender Glieder in gesetzmäßigen Reihen gestatteten. Die induktive Methode der Naturwissenschaften wurde aber auch vielfach von anderen Wissenschaften in Verwendung genommen und gestattete neue Fortschritte derselben, mit denen auch die Auffassung und die Mittel der künstlerischen Darstellung sich änderten. Wie der philosophische Materialismus bereits überwunden ist, wendet sich auch die künstlerische Behandlung und die Wahl der Probleme von dem mit Unrecht sogenannten Naturalismus zunehmend mehr einer idealeren Richtung zu. Vertieft sich so die moderne Kunst, so ist ihre Wirkung in die Breite kolossal gewachsen, sie ist ein großartiger

wirtschaftlicher Faktor geworden und führt ersichtlich das Gewerbe wieder einer künstlerischen Höhe zu. Alle Künste sind in früher ungeahnter Weise in die Massen des Volkes gedrungen, der sittliche Wert der freien Arbeit findet zunehmendes Verständnis, der Humanität werden durch Wissenschaft und Technik immer neue Aufgaben gestellt und immer größere Mittel zugeführt. Die Zahl der Wohlfahrtseinrichtungen steigt rapid, die Völker, die früher in der Regel feindlich einander gegenüber standen, verbinden sich zum Schutze und zur Förderung gemeinsamer Interessen, schließen internationale Verträge zuerst und zunächst in wirtschaftlicher Beziehung, wie besonders hervorgehoben zu werden verdient, dienen sie neben wissenschaftlichen Interessen als Kongresse und Akademien-Verbände, schon zunehmend humanen (rotes Kreuz) und ethischen Zielen (Friedensbewegung), und gewinnen schon praktische Bedeutung. Auch die Entwicklung der Realschule verläuft von vorwiegend materiellen zu geistigen und sittlichen Zielen. War die mathematische und mechanische Realschule Senders nur eine Art fachgewerblicher Fortbildungsschule mit rein praktischer Richtung und auch die Realschule Heckers nur ein Bündel von der Elementarschule angeschlossenen Fachklassen, so ging Wolfs Realhandlungs-Akademie in Wien ihrem ursprünglichen Plane nach zwar darüber hinaus, aber auch die österreichischen Realschulen vor 1851 waren entweder fachliche Vorschulen für die technischen Anstalten — aber noch ohne festen Lehrplan — oder sie besaßen den Charakter von Fortbildungsanstalten. Auch die Realschule nach 1851 bis 1869 war ihrem Kerne nach — mangels genügender allgemein bildender, namentlich sprachlicher Fächer — eine Fachschule mit vorwiegend praktischen Tendenzen, erst seit der Erweiterung zu einer siebenklassigen Anstalt durch die Aufnahme der modernen Sprachen — die schon im Organisationsentwurf vorgesehen waren — und die Einführung der Maturitätsprüfungen erhielt sie den Charakter einer dem Gymnasium analogen höheren allgemeinen Bildungsschule mit der speziellen Aufgabe der Vorbereitung für die neben der Universität sich entwickelnden Hochschulen technischer und montanistischer Natur und für Bodenkultur. Damit nahm ihr Lehrplan die sprachlichen neben den mathematisch-naturwissenschaftlichen Bildungselementen als zweiten Hauptfaktor auf. Mit Genugtuung betont der Autor, daß somit der Lehrplan der jetzigen Realschule die wichtigsten im Vorhergehenden enthaltenen Kulturelemente zur Bildung des Verstandes und Gemütes enthalte und daß sie ihre Schüler auf die Höhe der heutigen Kultur zu heben bestrebt sei, indem sie dieselben anleite, sich zu den geistigen Zielen der Gegenwart emporzuringen. Nur in der Hälfte der Wochenstunden wird jetzt mathematisch-naturwissenschaftlicher Unterricht erteilt und auch in diesem viel mehr die phänomenologische Anschauung im Sinne Machs, als die materialistische zur Geltung gebracht, das Bildungsideal erblickt er aber im Sinne Hermann Schillers in der „Idee des Menschengeschlechtes als eines Reiches von Persönlichkeiten als einer Einheit individueller Kräfte, von dem das Sonnensystem uns ein herrliches Bild gibt". — Es konnte nicht Aufgabe eines Festvortrages sein, die Differenzen zwischen dem Ideal und der bestehenden Wirklichkeit aufzuzeigen und etwa Mittel zur Annäherung im einzelnen anzugeben, das Ziel ist sicher ein schönes und hohes und die Realschule wandelt auf ihrer Bahn ihm zu, wie auch die anderen höheren Schulkategorien ihm auf ihren Wegen zustreben. Möge die weitere Entwicklung die Hoffnung auf einen dauernd harmonischen Zustand zwischen Ziel und Leistung bald und ganz erfüllen.

Linz. H. Commenda.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Der Akkusativ oder Nominativ mit Infinitiv im Neuenglischen.

Aus unbedeutenden Anfängen im Altenglischen hat das Mittelenglische, offenbar durch das Lateinische und Altfranzösische beeinflußt, eine Konstruktion entwickelt, die sich in ihrer syntaktischen Geltung mit dem Accusativus cum infinitivo der klassischen Sprachen vollständig deckt. Während aber der Gebrauch dieser Fügung als Subjekt *(No wondur is | a lewid man to ruste)* im XV. Jahrhundert immer mehr zurückgedrängt wurde und im Laufe des XVI. Jahrhunderts völlig ausstarb, wurde der Gebrauch derselben als Objekt *(Man schal not suffre | his wyf go roule aboute)* nicht nur beibehalten, sondern sogar noch weiter ausgestaltet, so daß im Neuenglischen der Akkusativ mit Infinitiv als Objekt ungefähr in demselben Umfange verwendet werden kann wie im Lateinischen. Zu bemerken ist nur, daß der reine Infinitiv immer seltener wurde und der präpositionale Infinitiv dafür an Boden gewann. Doch muß man den echten Akkusativ mit Infinitiv, der als untrennbares Ganzes ein Objekt zu einem transitiven Verbum bildet und auch durch einen Objektsatz wiedergegeben werden kann, von der loseren Verbindung eines Akkusativs mit einem Infinitiv unterscheiden, in welcher der Akkusativ das Personalobjekt und der Infinitiv das Sachobjekt des übergeordneten Verbums darstellt. Ein echter Akkusativ mit Infinitiv liegt z. B. vor in Sätzen wie *I think | you to be clever* = prudentem te esse puto oder *Caesar ordered | the bridge to be broken* = Caesar pontem rescindi iussit; man kann dafür sagen: *I think | that you are clever; Caesar ordered | that the bridge should be broken.* In Sätzen jedoch wie *I asked him | to write, I entreated him | to flee* ist kein echter Akkusativ mit Infinitiv zu erblicken, da man dafür nicht einsetzen kann: *I asked | that he should write* oder *I entreated | that he should flee.*

Daher hat H. Poutsma recht, wenn er in seinem Buche „A Grammar of Late Modern English, Part I, Groningen 1905“ nach Verben des Bittens, Ratens, Befehlens, Erlaubens nur dann einen Akkusativ mit Infinitiv annimmt, wenn nach ihnen der Akkusativ mit dem passiven Infinitiv vorkommt, außer in Fällen wie *God allows | men like Morgan to succeed* oder *Zehovah commanded | the singing and the dancing to cease* (p. 580), wo das dem Infinitiv vorangehende Nomen nicht als Personalobjekt zu dem übergeordneten Verbum angesehen werden kann. Einige Verfasser von neueren Schulgrammatiken verkennen das Wesen der besprochenen Konstruktion, wenn sie auch Verba wie *to tell, to teach, to promise,* die doch im Aktivum einen Dativ der Person verlangen, zu denjenigen Verben rechnen, von denen ein Akkusativ mit Infinitiv abhängen kann; so Gustav Holzer, Elementary English Grammar, Heidelberg 1904, p. 136 und John Koch, Schulgrammatik der englischen Sprache, Hamburg 1905, p. 115. Der von dem letzteren zitierte Satz *Tell them | not to speak so fast* entspricht doch ganz dem deutschen „Sage ihnen, nicht so schnell zu sprechen“ oder „Sage ihnen, daß sie nicht so schnell sprechen sollen“; das Objekt *them* ist untrennbar mit *tell* verbunden, kann also nur Dativ sein. Krueger, der in seiner „Syntax“ den Akkusativ mit Infinitiv so gründlich behandelt, rechnet im zweiten Teile seines „Englischen Unterrichtswerkes“ (Leipzig 1906) unter die Verba, die diese Konstruktion zulassen, auch die Verba des Zwingens *(to compel, to oblige, to force),* des Bewegens *(to induce, to persuade),* obwohl er selbst zugibt, daß es sich hier um einen unechten Akkusativ mit Infinitiv handelt (p. 270). Selbstverständlich können auch Verba wie *to summon, to lead, help* (Holzer a. a. O.), *to call, to condemn* (Lehrgang der englischen Sprache von Reichel und Blümel, Breslau 1905, p. 163 f.) keinen echten Akkusativ mit Infinitiv bei sich haben.

Ich will im folgenden ein Verzeichnis derjenigen Verba geben, die sich mit einem echten Akkusativ (bezw. Nominativ) mit Infinitiv verbinden können, und zu jedem Verbum sichere Belege 1. vom Akkusativ, 2. vom Nominativ mit Infinitiv — soweit sie aufzufinden waren — hinzufügen. Dabei soll unterschieden werden, ob der Infinitiv a) ein selbständiges Verbum im Aktivum, b) ein selbständiges Verb im Passivum, c) das Hilfszeitwort *to be* mit einem Prädikatsnomen ist, und d) ob in den Fällen b) und c) *to be* weggelassen wurde. Wenn ein sicheres Beispiel eines *that*-Satzes statt des Akkusativs oder Nominativs mit Infinitiv vorhanden ist, so soll es unter 3. aufgenommen werden. Belege, die aus Poutsmas oben erwähntem Buche stammen, sind mit „P.“, solche, die der „Englischen Grammatik“, III. Teil, von E. Mätzner entnommen sind, mit „M.“ und die aus W. Sattlers „Deutsch-englischem Sachwörterbuch“ geschöpften mit „S.“ bezeichnet.

I. Verba, die zum Akkusativ, bezw. Nominativ meist den reinen Infinitiv verlangen.

have: 1 a Shakespeare, Hamlet II 2: I'll *have these players play* something like the murder of my father.

Goldsmith, Vicar of Wakefield (P.): It is my wish to *have my boy make* some figure in the world.

Sheridan, Rivals 42 (S.): I suppose you would *have me marry* the aunt.

F. M. Crawford, Kath. Laud. II 14 (P.): Have any of you fellows ever *had that happen* to you?

c Jane Austen, Pride and Prejudice XXVI (P.): Seriously I would *have you be on your guard.*

d Matth. XI 5: The poor *have the gospel preached* to them.

Goldsmith, Vicar of Wakefield (P.): They *had their fortunes told.*

Anmerkung zu 1 a. Zuweilen findet sich nach *to have* der Akkusativ + Infinitiv mit *to:* Scott, Ivanhoe 32: I would fain *have the Friar to help* me to deal with him. F. M. Crawford, Kath. Laud. I 6: An idiot is a human being, sir, and has an immortal soul, I'd *have you to know.*

let: 1 a Sheridan, Trip to Scarb. I 1 (M.): We had better *let the postboy take* the portmanteau.

Dickens, Pickwick Papers LII: Sam dropped behind to *let his master get* out of hearing.

b Byron, Bride 1, 3: *Let the chamber be cleared.*

G. Eliot, Brother Jac. 403 (P.): He had *let himself be fooled.*

2 a Cowper, 186 (M.): When *were the winds Let slip* with such a warrant to destroy?

Coleridge, Piccolomini 4, 7: *Thou wert let drop* into obscurity.

Thomas Hughes, Tom Brown's Schooldays 215: *Nothing should be let to lie* useless.

Aus dem letzten Beispiele folgt, daß Mätzner unrecht hat, wenn er in seiner Grammatik III 35 sagt: „Bei *let* trifft man indessen nur den reinen Infinitiv“. Auch Krueger § 1550 wiederholt die Behauptung Mätzners.

II. Verba, die zum Akkusativ den reinen, zum Nominativ den präpositionalen Infinitiv verlangen.

behold: 1 a Shelley III 51 (M.): That divine old man *Beheld* his mystic friend's Whole *being shake.*

W. Irving, The Legend of the Moor's Legacy: Before daylight he *beheld Peregril sally forth* with his donkey unusually laden.

discern: 1 a Smollett (M.): Morgan *discerned something stir* on the outside of our hangings.

espy: 1 a Wordsworth III 34 (M.): *A goodly vessel* did I *espy Come* like a giant from a haven broad.

hear: 1 a Shakespeare, Tempest II 1: Do you not *hear me speak?*

Scott, Ivanhoe 34: Thou never *heardest me breathe* a thought.

Dickens, Bleak House VI (P.): It was fascinating to *hear him talk.*

d Dickens, Bleak House VII (P.): He had *heard a great deal said* of Chesney Wold.

2 a Dickens, Bleak House III (M.): Presently *he is heard to drive* away.

Macaulay, History of Engl. III 19: *He had been heard to utter* an ominous growl.

Anmerkung. Früher wurde in 1 auch der präpositionale und in 2 auch der reine Infinitiv gebraucht: Shakespeare, II Henry VI 2, 1: Myself have *heard a voice to call* him so. Scott, Last Minstrel 6, 26: *That dreadful voice was heard* by some ... *Cry,* with loud summons "Gylbin, come!"

mark: 1 a Scott, Last Minstrel 4, 13: The Ladye *mark'd the aids come in.*

Ib., Lord of the Isle 6, 11: She *mark'd his banner* boldly *fly.*

note: 1 a W. Morris, Earthly Parad., Proud King 94 (P.): He *noted* there *two ancient warders stand.*

2 c Fielding, Tom Jones 3, 9 (M.): *Some people have been noted to be able* to read in no book but their own.

notice: 1 a Chambers, History of the Victorian Era, Glogau 1901, p. 49: Whilst waiting for their approach, he *noticed them pause* from some light obstacle.

d Mrs. Craik, A Hero 70 (P.): Once or twice I *noticed the hat eyed* with a cruel smile.

2 a *She was noticed to smile* (Krüger, § 1555).

observe: 1 a Montague, Letters (M.): I *observed tears come* into her eyes.

Lamb, Tales from Shakespeare p. 97: Hamlet *observed the king change* colour at this expression.

2 a Lamb, Essays (M.): *He was observed*, after dinner, carefully *to gather up* the remnants left at his table.

overhear: 1 a Goldsmith, Vicar of Wakefield 12: *He overheard his young master mention* our names with great commendation.

see: 1 a Tennyson, p. 90 (M.): Sometimes I *saw you sit.*
Dickens, Bleak House VI (P.): I *have seen artists paint* their own portraits.
Meredith, Ordeal of Richard Feverel 9 (P.): You never *saw Tom Bakewell set* fire to that rick.
d I *saw him thrown out* of his trap (Sweet, New Engl. Gram., § 331).
2 a Scott, Lord of the Isle 5, 15 (M.): Then down a path ... *That speechless page was seen to glide.*
Clark, Cambridge 323 (S.): *He was seen to walk* across the court.

Anmerkung. In der älteren Sprache kommt in 1 auch der präpositionale und in 2 auch der reine Infinitiv vor: Shakespeare, Taming of the Shrew 1, 1, 179: I *saw her coral lips to move.* Milton, Paradise Lost 1, 544: Through the gleam *were seen ten thousand banners rise* into the air.

3 Bunyan, Pilgr. Progr. I 14: Now I saw in my dream that, just as they had ended this talk, they drew nigh to a very miry slough.

view: 1 a Byron, Bride 2, 27: Thou didst not *view thy Selim fall.*

watch: 1 a Byron, Bride 1, 4: Where babbling waters flow And *watch unfolding roses blow.*
Longfellow I 109 (M.): I have *watched thy current glide.*
Thackeray, Pendennis I 26 (P.): Arthur Pendennis chose to *watch Miss Bell dance* her first quadrille with Mr. Pynsent for a partner.

III. Verba, die zum Akkusativ reinen und präpositionalen, zum Nominativ jetzt nur präpositionalen Infinitiv annehmen.

bid: 1 a *Bid me do* anything for you (Onions, An Advanced English Syntax, London 1904, p. 77).
Trollope, Dr. Wortle's School 88: "I don't think I can to-day", she said, when he *bade her to take* courage.

b Lamb, Tales from Shakespeare 155: He *bid his horses to be prepared.*

2 a Dougl. Jerrold, Bubbles 3 (M.): *I was bid to pick up* shells and starfish.

The whole seemed to him *to have been bidden to stand* still (Krüger, § 1591).

Anmerkung. Im XVII. und XVIII. Jahrhundert wird auch in 2 der reine Infinitiv angetroffen: Milton, Paradise Lost 10, 671: Some say *the Sun was bid turn* reins. Fielding, Tom Jones 18, 6 (M.): *Being bid go on*, he proceeded thus. Selten findet sich hier der reine Infinitiv im XIX. Jahrhundert: H. Rider-Haggard, Mr. Meeson's Will XV: *Robert was* again summoned and *bade go* to a certain Mr. Thomson on the next floor.

do (= make): 1 a Spenser (P.): A fatal plague which *many did to die.*

Book of Common Prayer: Till death *us do part.*

Anmerkung. Ein Rest dieser Fügung der älteren Sprache ist die Redensart: We *do you to wit.* Poutsma a. a. O. p. 578 zitiert sogar aus dem Morning Leader ein Beispiel des Gebrauches von *do* im Sinne von *make*: His assertion that man and ape were descended from the same stock *did the interest* of the multitude *awaken.*

feel: 1 a Longfellow I 109 (M.): I have *felt my heart beat* lighter.

Dickens, David Copperfield 9: I am glad to know that my mother cried too, and that I *felt her heart beat* against mine.

The prisoner *felt the snake crawl* over his arm (Onions a. a. O. 43).

c Young, Night Thoughts 6 (S.): I thank you for the advice *which I felt to be good.*

Dickens, Bleak House III: I *felt this to be* very *true.*

2 c Macaulay, History of Engl. I 33: An irregularity *which was* not also *felt to be a grievance.*

G. Eliot, Brother Jacob 400 (P.): There came occasions when *falsehood is felt to be inconvenient.*

3 Mrs. Humphry Ward, Sir George Tressady IV (P.): He felt that for the first time she took notice of him.

find: 1 a Scott, Last Minstrel 3, 22: Much she wondered to *find him lie.*

Pope, Essay on Man 4, 23: Some, sunk to beasts, *find pleasure end* in pain.

Dickens, Martin Chuzzlewit 39 (P.): You'll *find the lock go* the better for a little oil.

c F. M. Crawford, Kath. Laud. I 7 (P.): I *found him to be a grave, keen personage* of uncertain age.

d I *found the passage blocked up* (Conrad, Syntax der engl. Spr., p. 129).

2 a Butler, Hudibras 3, 2, 263 (M.): Yet many diff'rent *intellects are found t'have* contrary effects.

Macaulay, History of Engl. VIII 5: All their *objections will be found to relate* to matters of detail.

c Goldsmith, Vicar of W.: *One* of our relations *was found to be a person* of a very bad character.

Marryat, Children of the New Forest 248 (S.): *He was found to be* quite *dead*.

3 Marryat, Children of the New Forest 44: They found that the stag had fallen on his knees.

know „erleben": 1 a Marlowe, Jew of Malta IV 4 (M.): I never *knew a man take* his death so patiently.

Dickens, Christmas Carol IV: I *have known him walk* with Tiny Tim on his shoulder very fast indeed.

Thackeray, Pendennis I 32: I never *knew the Duke to fail*.

H. Rider Haggard, Mr. Meeson's Will I: I'*ve known them to do* that sort of thing before.

b Dickens, David Copperfield XI: I *have known her to be thrown* into fainting fits by the King's taxes.

Good Words (P.): I *have known an American to be forced* to pay 15 s. for a journey barely exceeding two miles.

2 a Shakespeare, Timon of Athens III 5: *He has been known to commit* outrages.

Dor. Gerard, The Eternal Woman XX (P.): *Were* not *men known to have married* their housekeepers?

make: 1 a Shakespeare, II Henry VI 4, 8: Henry the Fifth that *made all France to quake*.

Coleridge, Ancient Mariner: That *made the breeze to blow*.

Irving, Sketchbook 2, 60 (S.): She had a face *making everything* in the vicinity *to freshen* into smiles.

Macaulay, History of Engl. I 66: The circumstance *which*, more than any other, *has made Ireland to differ* from Scotland, remains to be noticed.

Scott, Rob Roy 39 (M.): I then with difficulty *made Jobson understand* that he must enter the coach also.

Oxenford, Twice Killed I 2 (M.): Our governess used to *make us wash* our hands in icy water in winter.

d Green (P.): Her great qualities at once *made themselves felt.*

2 a Shakespeare, Measure for M. III 2: *I am made to understand* that you have lent him visitation.

Macaulay, Biographical Essays 41: *He was made to believe* that he had the dropsy.

Hughes, Tom Brown's Schooldays 135 (S.): a sumptuous breakfast, *which they are made to pay for* accordingly.

Anmerkung. In der älteren Sprache wird auch in 2 der reine Infinitiv angetroffen: Butler, Hudibras (M.): And when their *crimes were made appear.*

perceive: 1 a Shakespeare, II Henry VI 4, 7: When he *perceived me shrink.*

Goldsmith, Vicar of W. V: We *perceived the dogs and horsemen come* sweeping *along.*

b Ib. XXX: Our guest at last *perceived himself to be known.*

c The giant *perceived them to be* very *sore* with the stripes that he had given them (Gesenius-Regel, Engl. Sprachlehre, Oberstufe 1903, p. 102).

IV. Verba mit Akkusativ oder Nominativ und präpositionalem Infinitiv.

acknowledge: 1 c Robertson, History of Scotland II 11 (M.): The king promised to *acknowledge himself to be the author* of the enterprise.

Macaulay, Biogr. Essays 99: (They) *acknowledge themselves to have been the worst* of mankind.

2 c Trevelyan, Life and Letters of Macaulay I 94: *It is acknowledged to be* the best applied quotation.

3 Marryat, Children 289 (S.): I must acknowledge that I know nothing against him.

admit: 1 b Marryat, Children of the New Forest 190 (S.): I will not *admit any language to be uttered* against the ruling powers.

c Times (P.): This is *a task* he *admits to be difficult.*

d I *admit myself won over* (Conrad, Syntax der engl. Spr., p. 129).

2 c Macaulay, History of Engl. IV 74: *Their* regular *pay was* universally *admitted to be insufficient.*

3 Macaulay, Historical Essays IV 58: It must be admitted that there were many extenuating circumstances.

advise: 2 a Macaulay, Will. Pitt 288 (P.): *He was advised to travel* for his health.

affirm: 1 a Huxley, Lect. & Ess. 86 (P.): I am bound to believe that Jesus implicitly *affirmed himself to possess* a knowledge of the unseen world.

c Scott, Tales of a Grandfather 232 (S.): The body *which the English affirm to have been that* of James.

allege: 1 a Times (P.): Give me at least an inkling of the infamy you *allege me to have committed.*

allow: 1 a Marryat, Children of the N. F. 285 (S.): *allowing his hair to fall down* his shoulders.

G. Eliot, Brother Jacob 394 (P.): Mr. Freely declared his resolution never to *allow his wife to wait* in the shop.

Edna Lyall, A Hardy Norseman IX (P.): God *allows men* like Morgan *to succeed.*

b Marryat, Children of the N. F. 108: I cannot *allow my sisters to be left* alone.

Dickens, David Copperfield XXXVI: I should not *allow myself to be swerved* from the path of duty, even by my papa and mama, were they still living.

2 a Macaulay, History of Engl. III 161: *He was allowed to possess* considerable knowledge.

c Goldsmith, Vicar of W. II: *Miss Arabella Wilmot was allowed* by all *to be* completely *pretty.*

3 Trevelyan, Life and Letters of Macaulay 2, 169 (S.): It is universally allowed that ...

appoint: 1 a Scott, Ivanhoe 38: The Grand Master *appointed the appelant to appear* there by her champion.
b Ib.: He *appointed the battle to be done* in his presence.
2 a *They were appointed to teach* theology (Reichel und Blümel, Lehrgang der engl. Sprache, Breslau 1905, p. 165).
b *A price is appointed* by Providence *to be paid* for every thing (J. Schmidt, Grammatik, p. 407).

apprehend: 1 c Fielding, Jos. Andrews I 13 (P.): He asked the surgeon if he *apprehended him to be in any danger.*
Cooper, Spy 7 (M.): I did not *apprehend the thing to be so serious.*

ascertain: 1 c I *ascertained the disease to be dropsy* (Krueger, Engl. Unterrichtswerk für höhere Schulen II, p. 268).

ask: 1 b Bulwer, Rienzi I 8 (M.): My lord, we but *ask that* lawful *heritage to be restored* to us.

assert: 1 b Ray (Webster): Nothing is more shameful than to *assert anything to be done* without cause.

assume: 1 a Lewes, Hist. Phil. 32 (P.): We *assume him to have flourished* about the 80th Olympiad.
c W. E. Norris, My Friend Jim VIII (P.): He was by no means such a fool as Jim has hastily *assumed him to be.*
3 Bulwer, What Will He Do with it? III 147: He never assumed that he had genius.

attest: 1 c Fielding, Jos. Andrews I 15 (P.): He *attested this to be the same* which had been taken from him.
3 I hereby attest that I saw him twice in the course of a month (Krueger, § 1569).

avow: 1 c Scott, Ivanhoe 28: He frankly *avowed himself to be Wilfred* of Ivanhoe.

bear: 1 a Byron, Bride II 28: They scarce can *bear the moon to break* that melancholy spell.

beg: 1 b Dickens, The Chimes I 1: *I beg it to be noticed* that I confine this observation neither to young people nor to little people.
3 Goldsmith, Vicar of W. XXVIII: I beg you will give me leave to read this letter.

believe: 1 c Shakespeare, Measure for M. II 1: Your honour — *whom I believe to be most strait* in virtue.
Trevelyan, Life and Lett. of Macaulay I 85 (P.): I *believe him to be incorruptible.*

Every one *believed him to be innocent* (Onions, An Advanced Syntax, p. 78).

2 a Macaulay, Biogr. Essays 74: *He was believed to have carried* his conquests into the family of Orleans.

b Meredith, Ordeal of Richard Feverel 13 (P.): *A footman and two housemaids are believed to have been dismissed.*

c Scott (P.): *What I shall tell of him is* generally *believed to be true.*

3 Marryat, Children of the N. F. 62 (S.): Who would believe that you were the same children?

betoken: 1 c Dickens, Barn. Rudge I (P.): The man glanced at the parish clerk, whose air of consciousness and importance plainly *betokened him to be the person* referred to.

betray: 1 c Mrs. Gaskell, Life of Charlotte Brontë 214 (P.): His features and bearing *betrayed him*, in a moment, *to be a Frenchman.*

boast: 1 b Scott, Waverley X: He *boasted himself to be possessed* of a bull of matchless merit.

c Green, Short History (N. E. D.): The descendants of the victors of Senlac *boasted themselves to be Englishmen.*

3 Macaulay, Hist. of Engl. II 152: The people boasted that they lived in a land flowing with milk and honey.

cause: 1 a Fielding, Tom Jones III 9 (M.): This story *caused a quantity* of blood *to rush* into the parson's face.

Thackeray, Vanity Fair I 1: This almost *caused Jemima to faint* with terror.

b Shakespeare, II Henry VI 4, 7: Thou hast *caused printing to be used.*

Scott, Tales of a Grandf. 15 (S.): He *caused a ship to be fitted out.*

Mrs. Henry Wood, Orv. Coll. III (P.): On the following morning Mr. Loftus *caused Paradyne to be arrested.*

2 a *The spy was caused to come* into the presence of the general (Conrad, Syntax der engl. Sprache, S. 131).

choose: 1 a Sheridan, Rivals III 1: I should rather *choose a wife* of mine *to have* the usual number of limbs.

c **Trollope**, Doctor Thorne I 222 (S.): He had *chosen her to be his life's partner.*

command: 1 a **Luke** IX 54: Wilt thou that we *command fire to come* down from heaven?

M. **Crawford** (P.): Zehovah *commanded the singing and the dancing to cease.*

b **Marlowe**, I Tamburlaine I 1: I might *command you to be slain* for this.

Scott, Ivanhoe 39: *Command the bridge to be lowered.*

a **Macaulay**, History of Engl. II 250: *They were commanded to quit* the country.

2 b **Grant Allen**, The Tents of Shem 18 (P.): In a Jehad *all infidels* alike *are commanded to be slain.*

conceive: 1 c **Fielding**, Tom Jones 11: My aunt really *conceived me to be what her lover called me.*

Trollope, Doctor Thorne I 221 (S.): He had hardly *conceived it to be possible.*

d **Macaulay**, Hist. Essays I 142: We can scarcely *conceive a man so wicked.*

conclude: 1 c **Fielding**, Jos. Andrews IV 14 (P.): He *concluded her to be a witch.*

confess: **Camden** (P.): Let us not only *confesse*, but also professe *him to be the ruler* of the heavens, sea and land.

1 c **Berkeley** (N. E. D.): I *confessed myself to be* rather *confounded* than convinced.

He *confesses the deed to be a forgery* (Krueger, § 1567).

d **Jane Austen**, Pride and Prejudice LII (P.): He *confessed himself obliged* to leave the regiment.

3 I confess that I have said it (Krueger, § 1567).

conjecture: 1 c **Fielding**, Jos. Andrews I 2 (M.): My friend *conjectures this to have been the founder* of that sect of laughing philosophers since called Merry Andrews.

consider: 1 a I *considered him to have acted* disgracefully (N. E. D.).

c **Marryat**, Children of the N. F. 193 (S.): I *considered it to be a boy.*

3 **Meredith**, Ord. of Rich. Fev. I (P.): Sir Austin considered that the schools were corrupt.

declare: 1 c **Bulwer**, What Will He Do with it? I 20: The manager had *declared her to be his property.*

Macaulay, History of Engl. III 322: He *declared it to be his opinion* that the king must make up his mind to great sacrifices.

He *declared himself to be a true subject* (Onions, An Advanced English Syntax, p. 77). Every one *declared him to be innocent* (ib. p. 78).

2 c They (sc. Elgin Marbles) are the remains of the Parthenon frieze at Athens, *which are declared to be the finest specimens* of sculpture in existence (Bierbaum, Lehrbuch der engl. Sprache, II. Teil, S. 57).

3 **Marryat**, Children of the N. F. 305: He declared that he would renounce the property.

demand: 1 a Duke William *demanded Harold to give up* the crown (Dubislav und Boek, Schulgramm., p. 121).

deny: 1 c **Hume**, History of Engl. 42 (M.): She constantly *denied his conspiracy to have been* at all *known* to her.

She *denies the man to be her father* (Krueger, § 1563).

2 a **Butler**, Hudibras 3, 1, 1349 (M.): Night is the sabbath of mankind, To rest the body and the mind, Which now *thou art deny'd to keep.*

3 **Shakespeare**, Coriolanus IV 5: It cannot be denied but peace is a great maker of cuckolds.

desire: 1 a **Goldsmith**, Vicar of W. XXXI: She *desired the child to conduct* her.

Sheridan, School for Scandal II 1: One day last week she *desired me to write* some verses on her ponies.

Marryat, Children of the N. F. 107 (S.): She *desires me to tell* you.

b **Scott**, Tales of a Grandf. 98 (S.): He *desired his heart to be carried* to Jerusalem.

Marryat, Children 72 (S.): He *desired the course to be altered.*

3 Ib. 95: He desired that he would accompany them.

destine: 2 a **Thackeray**, Samuel Titmarsh III: But it seemed as if *I was destined to offend* all the men that day.

dictate: 1 b **Pope**, Universal Prayer: *What* conscience *dictates to be done.*

direct: 1 b **Law Times** (N. E. D.): Finally the master *directed an issue to be tried.*

He *directed barricades to be built* (Krueger, § 1588).

disclose: 1 c G. Eliot, Brother Jacob 402 (P.): It is difficult for a man to believe in the advantage of a truth which will *disclose him to have been a liar.*

discover: 1 c Kingsley, Westward Ho! XXVI: While she had *discovered herself to be an Englishwoman,* he had *discovered her to be a Spaniard.*
2 c Jane Austen, Pride and Prejudice III (P.): *He was discovered to be proud.*

deslike: 1 a Byron, Don Juan I 65 (M.): Jealousy *dislikes the world to know* it.

doubt: 1 c Shakespeare, Hamlet II 2: *Doubt truth to be a liar.*
Nobody *doubts him to have been honest* (Krueger, Engl. Unterrichtswerk II, p. 268).
3 Trevelyan, Life and Letters of Macaulay 1, 58: You cannot doubt that this gives me pain.

endure: 1 a G. Wakefield (P.): My friends must and will *endure me* both *to speak and write* of them and their opinions.

entreat: 2 a Macaulay, Will. Pitt 288 (P.): *The muses are* earnestly *entreated to weep* over the urn of Caesar.

establish: 1 c These researches *establish the date* of her birth *to habe been in 1744* (Krueger, § 1560).

esteem: 2 c Fielding, Jos. Andrews I 2: *Mr. Jos. Andrews was esteemed to be the only son* of Gaffer and Gammer Andrews.

expect: 1 a Macaulay, History of Engl. VII 1: He could scarcely, in such circumstances, *expect them to defend* his cause.
Marryat, Children of the N. F. 149: You must not *expect him to work* very hard.
c Masson, § 249: I *expected the travellers to be here* by this time.
2 a Macaulay, History of Engl. II 145: *The Somersetshire or yellow regiment was expected to arrive* on the following day.
c Times (P.): *All the population are expected to be back* again by Christmas.
3 Marryat, Children of the N. F. 330 (S.): It is expected that she is to be included. — One cannot expect that a man should welcome a stranger (Krueger, § 1573).

fancy: 1 c I do not *fancy this to be necessary* (Poutsma, p. 566).

He *fancies himself to have been a great general* (Krueger, § 1558).

3 Jerome, Idle Thoughts 133: I fancy the children have been listening to the magic music.

fear: 1 a W. Morris, Earthly Par., Wand. (P.): We *fear not you and yours to bear* us war.

3 Byron, Manfred 3, 1: I 'gin to fear that thou art past all aid.

forbid: 1 a Macaulay, Biogr. Essays 261: A decree *forbade the soldiers* of the republic *to give* quarter to the English.

1 b Marryat, Life and Letters 141 (S.): It was the duty of the captain to *forbid a boat to be lowered.*

Knight (N. E. D.): The governor of the Castle *forbade the Church service to be performed.*

2 a Trevelyan, Life and Letters of Macaulay III 219 (S.): The injuries which he forgave *I am forbidden to resent.*

3 The knight forbade that the rooms should be opened (Krueger, § 1549).

get: 1 a H. Ride-Haggard, Mr. Meeson's Will V: I will cut him and *get my husband to cut* him too.

I *got the ferryman to break* the ice (Krueger, Engl. Unterrichtswerk II, p. 271).

d *I got the ice broken* by the ferryman (ib.).

give: 2 a Scott, Rob Roy 5 (M.): As *I was given to understand* by some inquiries.

Bulwer, Rienzi III 3 (M.): *I was given to understand* that she abandoned me.

give out: 1 c Thackeray, Pendennis I 25 (P.): *He had given himself out to be such.*

grant: 1 c Butler, Hudibras 1, 1, 192 (M.): He was of that stubborn crew Of errant saints *Whom* all men *grant To be the true Church Militant.*

Dickens, Bleak House 39 (P.): I understand your present feelings against the existing state of things, *which I grant to be a little hard* in your case.

guarantee: 1 c Punch (P.): We will *guarantee these rules to be* perfectly *accurate.*

guess: 1 a Dor. Gerard, The Eternal Woman 17 (P.): She rightly *guessed this to signify* that she appreciated his services.

c Dickens, Bleak House 21: One might *guess Mr. George to have been a trooper* once upon a time.

hate: 1 a A man wants supremacy, and he *hates a woman to get* it (Hermann Conrad, Syntax der engl. Sprache, Berlin 1904, p. 128).

hinder: 1 a Tennyson, Princess IV 512: What *hinders me To take* such bloody vengeance on you both.
Reade (P.): He don't *hinder you to tell.*

hold: 1 c Scott, Ivanhoe 27: I *hold him to be the same.*
Lewes, Hist. Phil. 29 (P.): He *held water to be the beginning* of things.
Dor. Gerard, The Eternal Woman XXI (P.): Every man instinctively *holds every woman to be a true woman,* until she reveals herself as the contrary.
2 c *He was held to be guilty* (Görlich und Hinrichs, Lehr- und Übungsbuch der engl. Sprache, Paderborn 1905, p. 53).

idealize: 1 c Literary World (P.): The Colonist finds that the Mother Country is not all *he idealized her to be.*

imagine: 1 a Shakespeare, Richard II. I 3: Look what thy soul holds dear, *imagine it To lie* that way thou go'st.
c Ben Jonson, Cynth. Rev. 3, 3: *Imagine this to be the palace* of your pleasure.
Jane Austen, Pride and Prejudice LII (P.): I had not *imagined such inquiries to be necessary* on your side.
Marryat, Life and Letters 42 (S.): He *imagined himself to be* slightly *hurt.*
d Goldsmith, Vicar of W. X: She *imagined her daughters' pockets filled.*
3 I do not imagine I can teach people versed in the history of culture anything new (Krueger, § 1557).

intend: 1 a It is alleged that Providence never *intended Africa to rise* above a state of barbarism (J. Schmidt, Grammatik, § 361).
Mrs. Alexander, A Life Interest I 16 (P.): I do not *intend him to know* anything about it for a year or two.
2 a Butler, Hudibras 2, 2, 353 (M.): So when tyrannical usurpation Invades the freedom of a nation, The laws o'th'land, *that were intended To keep* it out, are made defend it.

interpret: 2 a Meredith, Ord. of Rich. Fev. 18 (P.): *This was interpreted to mean* that he would be a catch.

judge: 1 c Bulwer, Devereux 5, 2: I *judged him to be a foreigner.*

G. Eliot, Brother Jacob 382 (P.): I *judge her to be of a submissive temper.*

G. Gissing, Christopherson (P.): I *judged him to be about 60 years* of age.

2 a Dickens, Pickwick Papers 2, 20: *My uncle was judged to have won,* etc.

know: 1 a Everybody in the town *knew him to have* dealings with the enemy (Krueger, Engl. Unterrichtswerk II, p. 272).

1 c Shakespeare, Measure for M. V 1: You *knew that friar Lodovick to be a dishonest person?*

Scott, Ivanhoe II: *The monk* he instantly *knew to be the prior.*

Graphic 6/97, 731 (S.): He found several men *one* of whom *he knew to be the robber.*

Every one *knew him to be innocent* (Onions, An Advanced Engl. Syntax, p. 78).

d Dor. Gerard, Etern. Wom. X (P.): Clara *knew herself dismissed.*

2 a *He was known* by everybody of the town *to have* dealings with the enemy (Krueger, Engl. Unterrichtswerk II, p. 272).

3 Dickens, Christmas Carol 114: You know he is an unfeeling man.

leave: 1 a Scott, Ivanhoe 40: Folly will *leave Valour to find out* his way.

b Ib. 28: His charity *would have left the wounded Christian to be tended* in the house where he was.

2 a Shakespeare, Titus Andronicus III 2: *This poor right hand* of mine *is left to tyrannize* upon my breast.

Macaulay, History of Engl. II 183: *Four* of the sufferers *were left to rot* in irons.

like: 1 a Bulwer, Rienzi II 1: I *like Rienzi to harangue* the mob about old Rome and such stuff.

Kingsley (Bube, Schulgramm., p. 70): I don't *like you to take* my word upon trust.

I do not *like him to come* here so often (Sweet, A New English Grammar, § 2328).

d Conan Doyle, Mem. of Sherlock Holmes II, D 191 (P.): You must tell us exactly *what* you would *like done*.

maintain: 1 c Lewes, Hist. Phil. 36 (P.): Thales, in searching for the origin of things, was led to *maintain Water to be the origin*.

Trevelyan, Life and Letters of Macaulay 4, 265 (P.): which he *maintained to be worthy* of Bentley.

make out: 1 c W. F. Collier (P.): Others *make out the honest man to have been a wool-comber* or a glover.

Times (P.): These dire results, as Lord Rosebery *would make them out to be*, have practically come to pass already.

mean: 1 a G. Eliot, Brother Jacob 394 (P.): Mr. Freely *meant her to have* a house so pretty and comfortable that she need not envy even a wool-factor's wife.

c Trevelyan, Life and Letters of Macaulay 3, 127: I did not *mean my book to be* uniformly *serious*.

2 c Ib. 142: *What is meant to be easy* is vulgar.

need: 1 a Dor. Gerard, The Etern. Woman 16 (P.): You oughtn't to *need me to tell* you that necktie and that complexion simply scream against each other.

observe: 1 c Isaac Walton (Onions, p. 78): Bacon *observes the pike to be the longest-lived* of any fresh-water fish.

Moderne Beispiele fehlen.

occasion: 1 a Dickens, Bleak House V: The morning's post brought a heavy correspondence, which would *occasion her to pass* a busy day.

b Scott, Ivanhoe VII: Brian de Bois-Guilbert whose renown in all games of chivalry had *occasioned him to be* eagerly *received* in the company of the challengers.

order: 1 a Scott, Ivanhoe 18: He *ordered Oswald to keep* an eye upon him.

Macaulay, Biogr. Essays 35: Frederic *ordered his attendants to take* it down and put it lower.

b Bulwer, Rienzi 3, 2: He led the way to the pavillion, loudly *ordering the banquet to be spread*.

Macaulay, Hist. Essays IV 236: Hastings *ordered the fallen minister to be set* at liberty.

d Mrs. Henry Wood, East Lynne I 257: He stood to it that Mr. Carlyle had *ordered the work done* in another way.

2 a Marryat, Children 294 (S.): *This man is ordered to lodge* two troopers.

Macaulay, Hist. Essays IV 36: When *the prisoners were ordered to enter* the cell, they imagined that the soldiers were joking.

b Ib., History of Engl. II 211: *Twenty-nine were ordered to be tied up* without delay.

3 I order that henceforward no Italian shall approach me (Krueger, § 1587).

own: 1 c He *owns the deed to be a forgery* (Krueger, § 1567).

3 Macaulay, History of Engl. II 189: He owned that he had been guilty of a great crime.

permit: 1 a Shakespeare, Measure for M. V 1: Shall we thus *permit A blasting and a scandalous breath to fall* On him so near us?

Goldsmith, Vicar of W. 28: I hope, my love, you have too great a regard for me to *permit disappointment* thus *to undermine* a life which I prize as my own.

Marryat, Children of the N. F. 336 (S.): His health did not *permit him to leave* the house.

Irving, Sketchbook 2, 16 (S.): They *permitted the iron to grow* cold.

b Coleridge, Wallenstein 4, 3: *Permit the stranger to be call'd* to me.

Macaulay, Historical Essays IV 37: The nabob had slept off his debauch, and *permitted the door to be opened.*

2 a Coleridge, Piccolomini 2, 13 (M.): May *I be permitted to ask* what the business that detained you?

Macaulay, History of Engl. III 198: Not even *a candle* to light a pipe *was permitted to enter.*

c Kipling, Plain Tales 153: Every one knows how *subalterns are,* by brother subalterns, softened and not *permitted to be ferocious.*

3 Shakespeare, Richard II. II 3: Will you permit that I shall stand condemn'd?

portend: 1 a Butler, Hudibras I 3, 578: The knotted blood ... With mortal crisis doth *portend My days to appropinque* an end.

prefer: 1 a James Payn, Glow Worm Tales I, G (P.): Of course I would have *preferred you to enjoy* it yourself.

3 Conan Doyle, Mem. of Sherlock Holmes II, D 191 (P.): Perhaps you would prefer that Joseph came with us.

presume: 1 c Irving (P.): He *presumed the case* in point *to be one of murder and robbery.*

2 a You know that *the Tower is presumed to stand* on the spot where in Roman times a fort had been erected (Bierbaum, Lehrbuch der engl. Sprache II 59).

3 Marryat, Children of the N. F. 203: I presumed that the child would not be left on our hands.

proclaim: 1 a Scott, Ivanhoe 19: An old man whose yellow cap *proclaimed him to belong* to the same nation.

d Meredith, Ord. of Rich. Fev. I (P): And yet all the world would *proclaim him moral,* as well as wise.

profess: 1 c Shakespeare, Winter's Tale IV 3: We *profess Ourselves to be the slaves* of chance.

Thackeray, Snobs IV (P.): A free Portuguese gamekeeper who *professes himself to be unworthy* to communicate directly with any person, confesses himself to be a snob.

d Mrs. Alexander, Life Interest II 1 (P.): She *professed herself contented* with the reference.

pronounce: 1 c Jane Austen, Pride and Prejudice III (P.): The gentlemen *pronounced him to be a fine figure* of a man.

Macaulay, History of Engl. I 50: Bishop Jewel *pronounced the clerical garb to be a stage dress.*

2 c Jane Austen, Pride and Prejudice VIII: *Her manners were pronounced to be very bad* indeed.

prove: 1 a Macaulay, Historical Essays IV 88: This speech *proves him to have possessed* not merely strong sense and a manly spirit, but talents both for disquisition and declamation.

c Shakespeare, Love's Labour's Lost IV 2: I will *prove those verses to be very unlearned.*

Few have *proved themselves to be worthy* of the honour (Onions, An Advanced Engl. Syntax, p. 78).

2 c **Macaulay**, History of Engl. I 13: Every person who was found slain should be supposed to be a Frenchman unless *he were proved to be a Saxon.*

3 That does not prove that it was not the case (Krueger § 1560).

recognize: 1 c I *recognized him to be the man* who had lost the horse (Krueger, Engl. Unterrichtswerk II p. 268).

remember: 1 a I *remember her to have shed* many tears over it (Collins, Lehrbuch der englischen Sprache, p. 296).

b **Goldsmith**, Vicar of W. 147: Sir William *remembered the coat to have been* frequently *worn* by his nephew.

report: 1 c **Kingsley**, Hereward II (P.): The Scotch lowlands were not, in the 11th century, the poor and barbarous country *which* some *have reported them to be.*

Every one *reported him to be innocent* (Onions, An Advanced Engl. Syntax, p. 78).

2 a **Lewes**, Hist. of Phil. 35 (P.): *He is* also *reported to have resided* at the court of the tyrant Polycrates in Samos.

c **Graphic** (P.): *He is reported to have been* much *affected.*

represent: 1 c **Robertson**, Hist. of Scotland II 10 (M.): He *represented Bizio's credit* with the queen *to be the chief and only obstacle* to his success in that demand.

Sheridan, Rivals I 2: If he is as deserving and sincere as you *represent him to be,* he will never give you up so.

repute: 2 a **Meredith**, Ordeal of Rich. Feverel I (P.): The republican sentiments which *he was reputed to entertain.*

request: 1 b He *requested all sticks and umbrellas to be left* in the hall (Krueger, Englisches Unterrichtswerk II 269).

3 I request that you will kindly correct my mistakes (Krueger § 157-9).

require: 1 a **Scott**, Ivanhoe 25: We do *require you to send* a priest.

Trevelyan, Life and Letters of Macaulay 3, 277: I *require you to believe.*

Goldsmith, The Good-natured Man 4: This letter *requires 20 guineas to be left* at the bar of the Talbot inn.

rumour: 2 a Times (P.): *He was rumoured to have died* at Nice.

say: 2 a Sterne, Tristram Shandy VI 6 (M.): *He might be said to have thought* of nothing else but poor Le Fevre and his boy.

Macaulay, Hist. Essays IV 87: *He* (sc. Clive) *is said to have produced* a great impression on his audience.

b Dickens, Barnaby Rudge I (P.): *The place was said to have been built* in the days of King Henry VIII.

Macaulay, Biogr. Essays 97: *He may be said to have been born* a tinker.

Scott, Tales of a Grandf. 29: It is said the Scottish nobility resolved to submit.

3 Marryat, Children of the N. F. 235: They say that the King is in Scotland.

show: 1 a This does not *show him to have succeeded* (Krueger § 1560).

c Trevelyan: Life and Letters of Macaulay 4, 215 (S.): That passage *shows Aeschylus to have been* not only *a poet.*

Few have *shown themselves to be worthy* of the honour (Onions, An Advanced Engl. Syntax 78).

d Jane Austen, Pride and Prejudice LIV (P.): Her sister joined her with a cheerful look, which *showed her better satisfied* with their visitors than Elizabeth.

2 c *He was shown to be the real offender* (P.).

3 Lewes, Goethe I 242 (M.): To show that I am a man.

state: 1 c Lewes, Hist. Phil. 29 (P.): *We stated the law* of the progress of science *to be this.*

Tyndall (P.): He had *stated something to be impossible.*

2 a Times (P.): Her complement was 55, *every one* of whom *is stated to have perished.*

c Dickens, David Copperfield XL: She had written from that spot *where she was stated to have been.*

suffer: 1 a Exodus 22, 18: Thou shalt not *suffer a witch to live.*

Macaulay, Biogr. Essays 176: He had politely chosen or *suffered others to choose* for him a subject.

b Goldsmith, Vicar of W. XXXI: Having *suffered herself to be deluded* by an impostor.

Dickens, Pickwick Papers XIX: I won't *suffer this barrow to be moved* another step.

Macaulay, History of Engl. II 7: He *suffered the absolution to be pronounced* over him.

2 a Ib., Historical Essays IV 77: The heir of Meer Jaffier *is* still *suffered to retain* a portion of the regal state.

suppose: 1 a Scott, Ivanhoe 21: I *supposed such banditti to belong* to their bands.

Thackeray, Vanity Fair I 35: *Suppose some 12 months* after the above conversation took place, *to have passed* in the life of our poor Amelia.

c Meredith, Lord Ormont III: *Supposing a certain woman to be one* of the fools.

Macaulay, Biogr. Essays 194: We can hardly *suppose him to be worse read* than ourselves in the history of the Convention.

d The student *supposed the alchymist absorbed* in his study (Conrad, Syntax der englischen Sprache, p. 129).

2 a F. Anstey, A Fallen Idol VII: And when *am I supposed to have performed this trifling feat?*

c Macaulay, History of Engl. I 13: *Every person should be supposed to be a Frenchman.*

3 Jane Austen, Mansfield Park 48 (S.): I can hardly suppose she is out.

suspect: 1 a Do you *suspect him to have outwitted* you? (Collins, Lehrbuch der engl. Sprache 296).

c Jane Austen, Pride and Prejudice 8 (P): She *suspected them to be playing* high.

3 I begin to suspect that he is a swindler after all (Krueger § 1556).

swear: 1 c I pronounced the stones [to be] worthless, but he *swore them to be real diamonds* (Krueger, Englisches Unterrichtswerk II 269).

take: 1 a Meredith, Ord. of Rich. Fer. XX (P.): Molly *took the rebuke to refer* altogether to her bad grammar.

c Dickens, Bleak House VI (P.): I *took him to be nearer sixty than fifty.*

Hughes, Tom Brown's Schooldays 293 (S.): As good a fellow as I *take him to be*.

2 a Trollope, Framly Parsonage I 13 (M.): Ludovic is perhaps ignorant that *his attentions may be taken to mean* more than he intends.

tell: 2 a Dickens, Bleak House VI (P.): *I was told to bring* the keys as soon as you was alone, miss.

Harper's Magazine 98, 50 (S.): *She had been told to say* that his mistress was not at home.

3 Dial. of the Dead 26 (M.): I have often been told by my friends that I was rather too modest.

think: 1 a Shakespeare, Macbeth V 1, 45: Who would have *thought the old man to have had* so much blood in him?

c Cooper, Spy 14 (M.): When the surprised girl saw her *whom she had thought to be sleeping*.

d Scott, Tales of a Grandfather 75 (S.): They naturally *thought themselves discovered*.

2 a Irving (P.): *His picture was thought* by the servants *to have* something natural about it.

3 Trevelyan, Life and Letters of Macaulay 1, 124: I thought you were dark.

trust: 1 a Mrs. Alexander, For his Sake II 8 (P.): You may *trust me to look* after her.

Miss Braddon, Lady Audley's Secret II 10 (P.): You may *trust me to take* care of papa.

c Meredith, Ord. of Rich. Fev. XXIV (P.): The lady *trusted love to be eternal*.

Mrs. Corbet-Seymour (P.): You can *trust me to be careful and punctual*.

2 a L. B. Walford, Stay-at-Homes I (P.): *A friend* of mine and a connection of my family *may be trusted to use* her utmost discretion.

Punch (P.): *He may be trusted to stamp out* from the Regiment any practices of the kind which may have prevailed prior to his coming.

understand: 1 c Green, Short History X (P.): The French ambassador did not *understand Lord Palmerston to be* merely *indulging* in the irresponsible gossip of private life.

2 a Meredith, Ord. of Rich. Fer. XVI (P.): *Ripton was understood to say* he devoted that corner to old briefs on important cases.

3 We do not understand that these rules have been officially adopted (Krueger § 1564).

vouch: 1 a Scott, Ivanhoe 27: I will *vouch him to be the brother Ambrose.*

want: 1 a Marryat, Children of the N. F. 196 (S.): *I want you to come.*

Trollope, Framley Parsonage I 13 (M.): Lord Lufton *wants me to learn to ride.*

Dougl. Jerrold, Bubbles 4 (S.): *He wants me to go* home.

d I do not *want my name mentioned* (Conrad, Syntax der englischen Sprache, p. 129).

2 a Dickens: Bleak House VI: *He was wanted to bleed the prince.*

warrant: 1 a Kingsley: Westward Ho! II: I'll *warrant him* never *to forget* aught that he should recollect.

will: 1 a Shakespeare, Henry VIII., III 1, 18: They *will'd me to say* so.

Kingsley, Westward Ho! XI: Her highness *willed me to send* you word that she wished you as great good hap and safety to your ship as if she were there in person.

Tennyson, Queen May 1, 4 (S.): A great party in the state *wills me to wed* her.

wish: 1 a Shakespeare, Love's Labour's Lost V 2: I will *wish thee* never more *to dance.*

Sheridan, Rivals II 1: You would not *wish me to quit* the army.

Coleridge, Piccolomini I 9: My brother *wishes us to leave* him.

Dickens, Pickwick Papers XIX: Mr. Winkle was holding his gun as if he *wished his coat-pocket to save* him the trouble of pulling the trigger.

d Dor. Gerard, Etern. Wom. VIII (P.): He looked at her with eyes that once more made her *wish herself well out of the room.*

3 Sweet, Primer of Spoken English 43: I wish he would come. I wish that you would be here at six (Krueger § 1580).

V. Verba und verbale Ausdrücke, bei denen der Akkusativ mit präpositionalem Infinitiv von einer Präposition abhängt.

be afraid for: 1 a Dickens, Christmas Carol 91: I'm not afraid to be the first, nor *afraid for them to see* it.

be anxious for: 1 a Jane Austen, Pride and Prejudice XIV (P.): Elizabeth saw that he *was anxious for her sister and herself to get* acquainted.
W. Collins, After Dark 289: *I am anxious for this marriage to take* place.

arrange for: 1 a Mrs. Gaskell: Wives and Daughters X (S.): We can *arrange for you and Molly to meet.*

ask for: 1 a Thackeray, Henry Esmond I, VII: He only *asked for some chance to happen* by which he might show his fidelity to her.

beg for: 1 a Mrs. Gaskell, Wives and Daughters XV (P.): Your father has *begged for her to come.*

care for: 1 a Jerome (P.): I don't *care for him to see* any of my usual work.

count upon: 1 a Grant Allen: Hilda Wade VIII (P.): *I count upon you to help* me in this matter.

depend upon: 1 a Pall Mall Magazine (P.): You may *depend on me to do* my very best.

be glad for: 1 c Stretton, Alone in London 70: He *was glad for her to be very quiet and still* while he was busy with his lessons.

be in a hurry for: 1 a Edna Lyall, A Hardy Norseman XXII (P): No doubt you *are in a hurry for her to go on* with her ordinary schooling.

be impatient for: 1 a Baring-Gould (P.): We held our breath when we heard that the coat was ordered; we *were impatient for it to be fitted.*

listen for: 1 b Stevenson (P.): He stood *listening for the summons to be repeated.*

long for: 1 a Mrs. Humphry Ward, Sir George Tressady III (P.): I can't think now of those mornings on the Heath without *longing for it to come back again.*
c Thackeray, Pendennis I 17: Pen *longed for three years to be over.*

look for: 1 a Thackeray, Henry Esmond III 5: Our fathers didn't *look for a Dutchman to rule* us.
The Times (Weekly Edition), Mischiefm. 8 (P.): They are *looking for you to sing.*
I *look for you to join* us (Onions, An Advanced Engl. Synt. p. 79).

look to: 1 a Edna Lyall, A Hardy Norseman 4 (P.): I *look to you to carry out* the aims in which I myself have failed.
Times (P.): We *look to the Royal Commission to tell* us what may be done.

look upon: 1 c Boucicault, London Assurances 3 (M.): I *look upon foxes to be the most blessed dispensation* of a benign Providence.
2 a Illustrated London News (P.): The Knowledge gained thus should be invaluable to him in his new position, which *he may* safely *be looked upon to fill* with satisfaction to all concerned.

ring for: 1 b Mrs. Henry Wood, East Lynne II 80 (P.): Shall I *ring for the shutters to be closed?*
Mrs. Alexander, A Life Interest II 137 (P.): She *rang for the gas to be lit.*

send for: 1 a Mrs. Gaskell, Wives and Daughters XI (P.): She *sent for her to come and show* herself before she set out.

trust to: 1 a Scott, Waverley XXV: *Trust to me to show* you an honourable road to a speedy and glorious revenge.

wait for: 1 a Kingsley, Westward Ho! XXV: He *waited for them to begin* the conversation.
G. Eliot, Ad. Bede (P.): He stood still in the dim light, *waiting for Arthur to rise.*

be willing for: 1 a Flor. Montgomery, Misunderstood (P.): When Dyson had got accustomed to the sound, he declared himself *willing for Humphry to try* again.

wish for: 1 c Mrs. Gaskell, Wives and Daughters XIII: Papa *wished for her to be at the marriage* very much indeed.

Aus dieser Zusammenstellung lassen sich einige allgemeine Bemerkungen ableiten:

1. Folgende Verba nehmen den Infinitiv eines selbstständigen Verbs im Aktiv oder Passiv zum Akkusativ oder Nominativ; der Infinitiv drückt hier eine Fähigkeit aus:

a) Die Verba der Wahrnehmung mit Ausnahme von *to feel, to find, to perceive,* die auch einen Akkusativ mit *to be* und einem Prädikatsnomen zu sich nehmen können.

b) Die Verba der Willensäußerung, wie *to appoint, to ask, to demand, to direct, to forbid, to get, to hinder, to intend, to leave, to need, to occasion, to order, to request, to require, to suffer, to want, to will, to wish* und meist auch *to permit.*

c) Die Verba der Gefühlsäußerung *to bear, to dislike, to endure, to fear, to hate, to like, to prefer.*

d) Die Verba, die den Akkusativ mit Infinitiv an eine Präposition anschließen, mit Ausnahme von *to be glad for, to long for, to look upon, to wish for*, bei denen sich der Akkusativ mit dem Hilfsverb *to be* und einem Prädikatsnomen verbindet.

2. Folgende Verba nehmen zum Akkusativ den Infinitiv *to be* mit einem Prädikatsnomen; der Infinitiv drückt hier einen Zustand aus:

a) Die Verba des Sagens und Zeigens, wie *to acknowledge, to ascertain, to attest, to avow, to betoken, to betray, to confess, to conjecture, to declare, to disclose, to discover, to establish, to give out, to grant, to guarantee, to maintain, to make out, to profess, to pronounce, to represent, to swear, to vouch* und meist auch *to admit, to show, to state.* Ausnahmen: *to allege, to interpret, to proclaim, to warrant.*

b) Die Verba des Denkens, wie *to apprehend, to conceive, to conclude, to doubt, to esteem, to hold, to idealize, to recognize* und meist auch *to judge.* Ausnahme: *to remember.*

3. Die Verba *to entreat, to repute, to rumour, to say, to tell* verbinden sich nur im Passivum mit einem Infinitiv; es kommt also bei diesen Verben nur der Nominativ mit Infinitiv vor.

4. Nach dem Aktivum von *to say* sowie nach den Verben *to answer, to reply* kommt nie der Akkusativ mit Infinitiv vor; es kann hier nur ein Objektsatz folgen.

Wien. Dr. Joh. Ellinger.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

J. Brause, Lautlehre der kretischen Dialekte. Halle a. S., Max Niemeyer 1909. 220 SS.

Als gegen Ende der Sechzigerjahre des verflossenen Jahrhunderts das wissenschaftliche Interesse sich den griechischen Dialekten zuwandte, war die erste Arbeit dieser Art, der man wissenschaftlichen Wert beizulegen berechtigt war, die Leipziger Dissertation von G. Hey, *De dialecto Cretica* (1869), welche in ihrem Quellennachweis schon eine recht erhebliche Anzahl von inschriftlichen Belegen der Sprache dieser Insel aufwies. Durch viele glückliche Funde der folgenden Jahrzehnte wurde das sprachliche Material, das uns die Kenntnis der Sprechweise der zahlreichen Städte unserer Insel vermittelt, so bedeutend vermehrt, daß wiederholte Behandlung unseres Gegenstandes sich als notwendig herausstellte. Die verschiedenen hieher gehörigen Arbeiten findet man jetzt in bequemer Weise zusammengestellt von A. Thumb im Handbuch der griechischen Dialekte (Heidelberg 1909) S. 119 f. Das wichtigste Ergebnis aller dieser Forschungen war die Erkenntnis, daß das auf Kreta gesprochene Griechisch nicht den Charakter einer einheitlichen und geschlossenen Mundart hatte, sondern vielmehr aus einer Reihe verschiedener Lokaldialekte sich zusammensetzte, deren Vorhandensein mit den komplizierten Besiedlungsverhältnissen der Insel durch Angehörige verschiedener griechischen Stämme in Verbindung gebracht werden mußte. Daher die Beziehungen zum Altachäischen (Arkadisch-Kyprischen), welche sich am stärksten in der Mundart von Zentralkreta (Gortyn) ausprägen. Hiedurch besonders erwächst eine nicht unerhebliche mundartliche Verschiedenheit zwischen dem zentralkretischen Dialekt einerseits und denen des Ostens und Westens der Insel anderseits. Außerdem muß noch besonders hervorgehoben werden, daß sich zwischen dem zentralkretischen und ostkretischen Dialekte eine Übergangszone mit Zügen beider Gruppen einschiebt.

Während nun zunächst einige Teile der Syntax nach diesem Gesichtspunkte mundartlicher Verschiedenheit behandelt wurden, vgl. K. Meister, Der syntaktische Gebrauch des Genetivs in den kretischen Inschriften, Indog. Forsch. XVIII 233 ff.; F. Büttgers, *De accusativi genetivi dativi usu in inscriptionibus archaicis Cretensibus,* Bonnae 1905; H. Jacobsthal, Der Gebrauch der Tempora und Modi in den kretischen Dialektinschriften, Indog. Forsch. XXI Beiheft (Straßburg 1907), hat der Verf. der im Titel namhaft gemachten Schrift eine vollständige „Lautlehre der kretischen Dialekte" geliefert, die wir nach einer Bemerkung im Vorwort vielleicht nur als Prodromus „der ursprünglich geplanten Darstellung der kretischen Dialekte nach allen Seiten ihres sprachlichen Lebens hin" betrachten dürfen.

Es empfiehlt sich die Anordnung und Gruppierung des Stoffes übersichtlich vorzuführen. Die Arbeit setzt sich aus drei Abschnitten zusammen, von denen der erste „Die Laute ohne Rücksicht auf ihre Umgebung", der zweite „Lautveränderungen im Wortzusammenhange", der dritte „Lautveränderungen im Satzzusammenhange" behandelt. Der erste Abschnitt umfaßt A. Einfache Vokale und Diphthonge, B. Konsonanten. Im zweiten gelangen nacheinander zur Darstellung A. Gruppen benachbarter Laute mit den Unterabteilungen I. Veränderungen im Hiatus, II. Wirkungen benachbarter Konsonanten auf Vokale, III. Vokalveränderung im Zusammenhang mit Konsonantenveränderung, IV. Einwirkung von Konsonanten aufeinander, V. Einwirkung eines benachbarten Vokals auf Konsonanten, VI. Umstellung von Liquiden und Nasalen; B. Fernwirkung; C. Silbenschichtung. Im dritten Abschnitt kommen Elision, Krasis, Verkürzung, Assimilation von auslautenden an anlautende(n) Konsonanten an der Wortgrenze und in der Kompositionsfuge sowie noch einige satzphonetische Fragen und der Vorgang des Schwundes einer Silbe in Fällen, wie *κατὸ ἀρχαῖον,* zur Behandlung, die ich, wie dies auch in der vorliegenden Arbeit geschieht, schon Neue philol. Rundschau 1889, 93 durch Haplologie erklärt habe (vgl. Meisterhans, Grammatik der attischen Inschriften, 3. Aufl., S. 218).

Die Forderungen, welche man an eine Arbeit dieser Art stellen kann, sind zweifach: erstens Vollständigkeit des Materials und zweitens richtige Beurteilung und Einordnung der sprachlichen Tatsachen nach dem Stande der wissenschaftlichen Forschung. In ersterer Hinsicht vermag Ref. ein kompetendes Urteil nicht abzugeben, da er trotz wiederholter gelegentlicher Beschäftigung mit den kretischen Inschriften keine systematische Sammlung des Materials angelegt hat, aber soviel darf er doch behaupten, daß der Benützer des Buches den Eindruck sorgfältiger und gewissenhafter Sammlung und Sichtung des Stoffes erhält. Hinsichtlich des zweiten Gesichtspunktes ist festzustellen, daß die Anforderungen streng wissenschaftlicher Behandlung des Gegenstandes in vollem

Umfang erfüllt sind. Man gewinnt aus diesem Buche neuerdings die Überzeugung, daß in der Methode sprachwissenschaftlicher Forschung heutzutage eine wohltuende Übereinstimmung herrscht, die durch gelegentliche kleinere Differenzen und manchmal auch etwas schärfer zugespitzte Bemerkungen nicht wesentlich gestört wird. Auf das beliebte Herausgreifen von Einzelheiten, in denen man einer anderen Auffassung als der des Verf.s den Vorzug einzuräumen geneigt sein könnte, verzichte ich. Es genügt mir vollkommen, den Lesern dieser Zeitschrift die sorgfältige Arbeit als ein treffliches Hilfsmittel zum Studium der griechischen Dialektologie bestens empfehlen zu können.

Innsbruck. Fr. Stolz.

Berthold Louis Ullman, The identification of the manuscripts of Catullus cited in Statius' edition of 1566 (Dissertation). Published by the author. University of Chicago 1908. 64 SS. 8⁰.

Eine lohnende Aufgabe, die sich auch Anfänger zumuten dürfen, ist es, die Angaben alter Ausgaben über die ihnen zugrunde liegenden Handschriften zu untersuchen, um festzustellen, welche davon noch heute erhalten und zugänglich sind, welchen Wert die seither verschollenen hatten und welchen Grad von Genauigkeit und kritischem Sinn die Herausgeber bei der Verwertung der Handschriften bewährten. Aus der Fülle von Fragen dieser Art hat sich Ullman zunächst die Untersuchung der Handschriften Catulls, die in der Ausgabe des Achilles Statius vom Jahre 1566 verwertet sind, ausgewählt und behält sich die Ausdehnung seiner Arbeit auf alle älteren Ausgaben Catulls bis 1850 vor.

Er zeigt vor allem, daß in der Ausgabe des Statius sieben verschiedene Handschriften angeführt werden, und weist mit großer Sorgfalt nach, daß des Statius *Vaticanus* sich mit Vat. 1608 deckt, der *liber Marcelli pont. maximi* mit Ottob. 1550, der eine Patavinus mit der Paduaner Handschrift *C* 77 der *biblioteca capitolare*, der *liber Maffei* wahrscheinlich mit *R* (= Ottob. 1829), dessen hohen Wert Statius nicht erkannte, während der mit Harl. 4094 und Vat. 3269 nah verwandte *Meus*, der vermutlich aus Bonon. 2744 abgeschriebene *Patavinus alter* und der *liber Zanchi* zur Zeit unauffindbar sind. Eine genaue Prüfung derjenigen Angaben des Statius, in denen keine bestimmte Handschrift genannt wird, ergibt, daß der Vat. 1608 und der Ottob. 1550 nur an der einen Stelle, der *liber Zanchi* nur an den drei Stellen, wo sie genannt sind, eingesehen wurden, während die beiden Patavini, der *liber Maffei* und der *Meus* die Grundlage des kritischen Apparates bildeten. Nachdem U. noch S. 28—62 eine Liste sämtlicher Angaben

des Statius über die Lesarten seiner Handschriften abgedruckt hat, geht er auf die Frage der Genauigkeit dieser Angaben ein und gelangt zu dem Ergebnisse, daß St. außer Druckfehlern sich allerlei Versehen hat zuschulden kommen lassen.

Wenn somit auch die Arbeit keinen Gewinn für die Wiederherstellung des Catullischen Textes abwirft, zumal da sich herausstellt, daß die drei verschollenen Handschriften für uns so gut wie wertlos wären, so ist sie doch ein dankenswerter Beitrag zur Geschichte dieses Textes; und es ist zu wünschen, daß der Verf. die Untersuchung wie geplant fortführe.

Innsbruck. Ernst Kalinka.

P. Ovidii Nasonis Metamorphoses. Auswahl für Schulen mit Anmerkungen und einem mythologisch-geographischen Register. Nach Johannes Siebelis und Friedrich Polle in achtzehnter Auflage besorgt von Otto Stange. Erstes Heft, Buch I—IX enthaltend. Mit einer Karte. Leipzig und Berlin, Druck und Verlag von B. G. Teubner 1909.

Bei der Neubearbeitung dieses Heftes wurden dem Vorworte zufolge Einleitung, Text und Anmerkungen einer sorgfältigen Durchsicht unterzogen und das mythologisch-geographische Register durch mancherlei Zusätze vervollständigt. Die hinzugefügten Stammtafeln und die Karte der in den Metamorphosen erwähnten Örtlichkeiten sollen zur Erhöhung des sachlichen Verständnisses dienen. Die Gestaltung des Textes ist in der Weise gekennzeichnet, daß die Abweichungen von der Ausgabe R. Ehwalds am Schlusse in einem besonderen Verzeichnisse zusammengestellt sind. Von den (durch Kursivschrift kenntlich gemachten) Redaktionsänderungen scheinen mir einige bedenklich. So ist z. B. 11, 83 der Wortlaut des Originals IV 697 geändert und 698 gestrichen, in der Note zu 159 ist aber auf das Fehlende Bezug genommen. 15, 4 ist man geneigt, *Boreae glacialis terra nocebat* von der Schädlichkeit des kalten Klimas zu verstehen, bis man durch den Vergleich der ursprünglichen Worte *Tereus Thracesque nocebant* auf eine andere Fährte geführt wird. In den Anmerkungen wird sich noch eine größere Vereinfachung und Konzentration erzielen lassen, wenn bereits erklärte Begriffe oder sprachliche Erscheinungen nicht immer wieder von neuem übersetzt oder besprochen, sondern durch bloßen Hinweis auf Vorgekommenes abgetan werden. Zum Beweise, daß sich eine solche, auch aus anderem Grunde empfehlenswerte Zusammenfassung lohnen würde, beschränke ich mich darauf zu konstatieren, daß sie sich auf ungefähr sechzig Einzelheiten erstrecken könnte. In diesem Zusammenhange möchte ich auch empfehlen, den Punkt 12 der vorausgeschickten 'allgemeinen Bemerkungen', betreffend den so überaus häufigen Gebrauch des bloßen Ablativs auf die Fragen wo?

und woher? unter diejenigen Eigentümlichkeiten einzureihen, auf die nicht in jedem Falle besonders, sondern im voraus ein für allemal hingewiesen wird. Andererseits muß erwähnt werden, daß manches Bemerkenswerte nur beim erstmaligen Vorkommen notiert, weiterhin aber unbeachtet geblieben ist. Und doch wäre bei einem für diese Stufe berechneten Kommentar, der ja auch nicht dazu bestimmt ist, von der ersten bis zur letzten Seite durchgenommen zu werden, angezeigt, jedesmal die Stelle zu zitieren, wo gewisse termini wie Anaphora, Apostrophe, Litotes, Polysyndeton, Synekdoche erläutert sind. Außerdem kämen in dieser Hinsicht noch über zwanzig Besonderheiten in Betracht. Einige Erklärungen kommen zu spät, d. h. sie hätten schon bei früheren Gelegenheiten angebracht werden sollen. Sie betreffen *septem* triones, *exululare*, *caeruleus*, den durch einseitige Konstruktion gerechtfertigten Singular des Prädikates, *barbara* = *Medea*, *puppis* für *navis*, die Ergänzung von *scito, vota, coloni*, die Setzung des Abstraktums statt des Konkretums, die sogenannte traiectio epitheti. Eine Anzahl von Stellen gibt mir Anlaß zu besonderen Bemerkungen. 3, 12 wird *penates* von *penus* 'das tägliche Brot' abgeleitet. Diese Etymologie ist nach Walde, Etym. Wtb. 459 unannehmbar. Man nimmt als Stammwort **penus, oris* 'das Innere' an: Menge, Wtb. s. v. *penitus*. — Wenn es zu 3, 14 heißt, daß die Dichter bisweilen, 'teils um sich den Versbau zu erleichtern', den inf. perf. act. statt des inf. praes. setzen, und zu 4, 19: 'in Prosa würde der Singular stehen: die Form *bracchium* war aber im Hexameter nicht anwendbar', so wird damit weniger eine Erklärung gegeben, als die dichterische Freiheit in ein falsches Licht gerückt. — 3, 157: *oracla* ist nicht durch Synkope entstanden. Es ist umgekehrt die ältere Form gegenüber *oracula*. — 3, 191: *turla* (von zweien) kann man nicht als Witz, höchstens als eine leise Ironie bezeichnen. — 4, 396 ist bei *iunctus* nicht *fuit* zu ergänzen, sondern *quamvis* damit zu verbinden: vgl. zu 11, 202. — 6, 31 hätte von der lokalen Auffassung des Ablativs (neben der instrumentalen) in *conditus antro* abgesehen werden können. — 9, 13 ist der Konjunktiv in *ipse docet, quid agam* nicht potential, sondern dubitativ. — 9, 41: '*viscera*, eig. alle weichen Teile des Körpers zwischen Haut und Knochen' ist keine glückliche Fassung. — 9, 54 ist die Erklärung '*Quod vellet*, innerlich abhäng. Konj.' dem Schüler weniger verständlich, als die in früheren Auflagen aufgenommene Fassung. — 9, 59 *movit et obstantes reiecit ab ore colubras*. Ich glaube nicht, daß *obstantes* 'widerspenstig' bedeutet, sondern verstehe das Wort von den der Furie über das Gesicht hängenden Schlangen, die sie ähnlich zurückwarf wie z. B. Arethusa ihre Haare 12, 213 *rorantesque comas a fronte removit ad aures*. Voß übersetzt bezeichnend 'die umringelnden Schlangen'. — 9, 131: *in paelice (saevae)* 'in betreff ihrer Nebenbuhlerin', warum nicht einfach 'an'? — Nach der Note zu 11, 2 hatten die Nymphen dem Perseus die

Flügelschuhe geliehen, nach dem zu v. 52 Bemerkten und nach dem Register s. v. *Perseus* war es Merkur. — Zu 11, 190 und ähnlich zu 23, 5 wird der Indikativ nach *sunt, qui* damit begründet, daß 'etwas lediglich Tatsächliches, nicht etwas aus der Natur des Subjektes sich Ergebendes' vorliege. Als ob bei Anwendung des Konjunktivs nicht ganz ebenso etwas Tatsächliches vorläge! — 16, 57 *quo coniuge* ist nicht abl. causae, sondern absol. Haupt: 'wenn Jason mein Gemahl wird'. — 16, 275: zu *hunc se reminiscitur* ist nicht *fuisse* zu ergänzen, sondern das Verbum mit zweifachem Akkusativ verbunden: 'er erinnert sich seiner als eines solchen'. — 16, 299 ist der Ablativ *mirantibus* durch den bloßen Beisatz '*iis*, abl. abs.' etwas zu kurz abgetan. — 16, 326: Die Note zu *quod nisi:* '*Quod* dient h. nur zur Anknüpfung' gibt keine Erklärung. — 17, 114 f. ist *nullis funeribus (corpora feruntur)* nicht abl. abs., sondern instrumental oder modal zu fassen. — Daß 17, 142 unter *corpora curis exercita* 'die sorgengeplagten Leiber' des Äacus und seiner Untertanen zu verstehen sind, ist keineswegs ausgemacht. Sowohl in den unmittelbar vorhergehenden Versen 135—141, wie in v. 143 redet Äacus immer nur von sich. Der Plural *corpora* mit Singularbedeutung begegnet gerade in den Metamorphosen wiederholt, und für die ganze Situation läßt sich 23, 95 ff. zum Vergleiche heranziehen. — 20, 54 *Penelopaeque socer:* sein Name ist weder unter dem Texte, noch im Register genannt. — Zu 23, 146 wird der Gebrauch des Plqpf. nach *postquam* berührt. Es soll bezeichnen, 'daß das im Nachsatz Genannte nicht eher geschah, als bis jenes ganz vollendet war'. Das trifft aber nicht das Wesen der Sache. Die Vollendung liegt auch im Perfekt. Es war am einfachsten, den Begriff des sogenannten logischen Plusquamperfekts zu streifen und auf die Note zu 2, 25 über das Imperfekt nach *postquam* zu verweisen.

Der Druck ist sorgfältig. 11, 55 ist *populus* in *populos* zu ändern. Ein Komma fehlt 4, 100 nach *praeceps,* 118 nach *animi,* der Punkt am Versende 4, 254. Anderes ist unwesentlich.

Wien. R. Bitschofsky.

Lateinisch-deutsches Wörterbuch für den Schulgebrauch von Dr. Jos. Frey. Münster i. W., Aschendorff 1909. 654 SS. 8°. Preis 6 Mk.

Das vorliegende Buch, dessen Wortstoff sich lediglich auf die in den preußischen „Lehrplänen" von 1901 bestimmten Schriftsteller bezieht, geht im wesentlichen die von Menge gewiesenen Wege, indem es das Belegmaterial auf das allerdürftigste beschränkt, lediglich Wortbedeutungen anführt — angeblich aus dem Grunde, daß „der Schüler sich daran gewöhnen soll, auch bei vieldeutigen

Wörtern stets von der Grundbedeutung auszugehen, diese Bedeutung selbst in erster Linie zur Anwendung zu bringen und zu versuchen, mit ihr das Verständnis der ihm vorliegenden Stelle zu erschließen". Wir Altglauber haben bisher gemeint, darin den Schüler unterstützen zu sollen durch reichliche An- und Ausführungen; hier wird das Gegenteil versucht — Gott gebe, daß es gelinge; allein ich fürchte, es wird so manchen Schüler geben, dem das dürftige Skelett des von Frey Gebotenen nicht ausreichend sein wird, um sich zurecht zu finden [1]).

Denn wir stehen hier tatsächlich schon am letzten Ende der Lexikographie: Wort — und Bedeutung, das ist alles; mehr wird nicht geboten. Noch ein Schritt und wir sind dort, wo die Glossen der ausgehenden Antike stehen: das Lexikon wird zum Glossar. Zu hunderten stehen da Artikel wie

ferula, ae f. die Gerte, Rte,
hilla, ae f. das Würstchen,
lectīca, ae f. das Tragbett, die Sänfte.

Da fehlt nicht viel mehr zur Diktion der Glossen. Bei den einfachsten Begriffswörtern mag das ja vielleicht ausreichen (bei *ferula* schon nicht); aber bei weitverzweigten, bedeutungsreichen Ausdrücken wird das wohl für den Schüler zu wenig sein. Und frage ich weiter, was soll ein Artikel dem Schüler helfen, wie

Chrysogonus . . . ein Sklavenname?

Erstens war Ch. kein Sklave, als Cicero gegen ihn auftrat, dann haben doch nicht gar so viele Sklaven Ch. geheißen. Das klingt wie „Johann: Bedientenname, Jean: Kellnername" und ist ebenso unwahr wie — wertlos. Ja, Frey geht noch weiter. Die Konjunktionen z. B. behandelt er gar nicht, da dem Schüler dafür „die Grammatik Hilfsbuch bleiben muß". Wir Orthodoxen glaubten bisher, daß die Aufgabe des Lexikographen darin bestehe, für die Skelettform des grammatischen Gesetzbuches dem Schüler instruktive Beispiele zu geben. Wie wir doch geirrt haben, — wenn wir irren!

Auch für dieses Buch ist die Grundlage das kleine Wörterbuch von K. E. Georges gewesen. Zwar läßt sich dies bei dem Telegrammstil des Autors nicht so leicht nachweisen; allein wer den G. so gut kennt wie ich, fühlt in allerlei Kleinigkeiten, Ausdrücken, Wendungen — und Fehlern gar bald die benutzte Quelle. Ich schreibe z. B. ein paar Artikel aus G. aus:

Lynceus .... ein Messenier, einer der Argonauten, in der Sage berühmt durch sein luchsartig scharfes Gesicht. (Gerade das Beste fehlt also.)

Mantua: ... bekannte Stadt in Oberitalien am Flusse.

[1]) Wir vergessen nur zu leicht, wie schwer wir als Kinder mit den Worten rangen, zumal wo die Dinge uns fremd waren. Was uns eine Kleinigkeit ist — macht oft selbst begabten Schülern Schwierigkeiten.

Mincius, in deren Nähe der Flecken Andes, der Geburtsort des Dichters Vergil lag.

Die gesperrt gedruckten Worte bilden den Artikel bei Frey. Mit einer Originalarbeit haben wir es also auch hier nicht zu tun. Im Gegenteil werden Fehler von G. einfach übernommen, wie z. B. *grăculus, Biturīges* (wo das franz. *Bourges* die Quantität *Bitŭriges* verbürgt), *Trēveri,* die falschen Erklärungen von *bidens, cincinnatus* u. v. a.

Und wo Frey der sichern Führung meines alten verewigten Freundes und Gönners nicht folgt, wird ihm fast jeder Schritt zum *faux pas.* Er schiebt in dem Artikel *caulis* nur ein Wort ein: *caulis* . . . der hohle Stengel der Gewächse usw., aber dieses hohle ist vom Übel; denn die Kohlstengel sind eben gerade nicht hohl. G. schreibt *păcāta, orum, n.* Freundesland, was richtig ist. Frey schreibt kühn: *păcătum, i, n.* Freundesland, was falsch ist. Ein solches Singulare existiert nicht.

Unter *Hadria* erfahren wir die Neuigkeit, es sei der „Geburtsort des Kaisers Hadrian". G. nennt es ganz vernünftig den „Stammort der Vorfahren des K. H." Nicht alle, die Prager, Wiener, Lemberger, Frankfurter heißen, sind es auch. G. erklärt *bīgae* als *bijugae,* Frey fügt hinzu: *sc. equae.* Also hat das Altertum bloß Stuten eingespannt? Der Zusatz ist wieder vom Übel; wenn man mich aber fragte, was zu ergänzen sei, dann sagte ich *boves* oder *vaccae,* denn das Rindgespann ist älter als das Pferdegespann. Noch die Merovinger fuhren auf Ochsenwagen. Auch an der Quantität *benē* ist G. nicht schuld. Gelegentlich möchte ich darauf aufmerksam machen, daß die von Frey aus G. entlehnte Deutung von *Barcas* aus hebräisch *barak* aller Wahrscheinlichkeit nach unwahr ist. Ich wenigstens bin überzeugt, daß nicht *Βάρκας*, sondern *Βαρκᾶς* = *Βαρκαῖος* richtig ist und daß die Familie aus der Cyrenaica nach Karthago eingewandert ist. Eine besondere Neuigkeit steht unter *M.* Dort wird das Zeichen *CIƆ* so erklärt: $= 2 \times D$. Der Abcschütz wird fragen: 'Heißt *C* zweimal? Ist's also kein griechisches *Φ*? Und wenn wir *D* als halbiertes *Φ* faßten, so werden wir also von Frey besser belehrt: „$D = 500$" und $C =$ *Centum.* Fortschritt ist das nicht[1]).

Man kennt Rückerts schöne Parabel von dem König mit der großen Bücherei, dem die Weisen alle seine 101 Kameellasten bis zu einem Spruch kondensieren mußten. Wenn die Sucht, das, was sich eben nur mit vielen Worten sagen läßt, in stenographisch-

[1]) Aus Prüderie fehlen manche Wörter, wie z. B. *pēdere, exoletus, meiere* u. a. Unter *cunnus* steht nur „obszön für Frauenzimmer". Daß damit nur Neugier geweckt wird, sollte ein alter Pädagoge doch wissen. Im übrigen — Horaz liest man in Prima. Und bei *venter* wird die Metonymie *tuus venter Pactumeius* unterschlagen, obwohl die Gymnasiasten zu Münster i. W. doch gewiß Tag für Tag beten müssen: *et fructus ventris tui.*

telegraphistischer Kürze sagen zu wollen, noch weiter greift, dann gebe man den Schülern einfach ein Verzeichnis lateinischer Wörter in die Hand und schreibe voraus: Jedes Wort heißt, was es heißt.

Ich würde das prächtig ausgestattete, reizend gedruckte Buch keinem Schüler empfehlen können, ganz abgesehen davon, daß der Wortvorrat für den Gymnasiasten in Österreich nicht auslangt.

Wien. † J. M. Stowasser.

Hugo Mužik und Dr. Franz Perschinka, Kunst und Leben im Altertum. Wien, Tempsky; Leipzig, Freytag 1909.

Seitdem die alte philologische Sprachgymnastik ihre Vorherrschaft verloren hat und der Geist der lebendigen Anschauung auch beim altklassischen Unterricht zum Siege gelangt ist, wird das dankbare Feld der Anschauungsmittel sehr eifrig bearbeitet. Den Wert dieser Anschauungsbehelfe verkennt wohl heute kein Philologe mehr, nur über die zu treffende Auswahl herrscht und wird noch recht lange geteilte Meinung herrschen. In dieser Beziehung dürfte auch der archäologische Schulatlas, den Mužik und der leider so früh vom Leben abberufene Landesschulinspektor Perschinka gemeinsam herausgegeben haben, nicht auf einmütige Zustimmung der Fachgenossen rechnen können. Daß aber beide Verfasser mit Bienenfleiß und weitgehender Sachkenntnis sowie mit größter Sorgfalt ihre Arbeit durchgeführt haben, darüber wird entschieden nur eine Stimme herrschen. Übrigens konnte nach den gesunden Grundsätzen, die Mužik in seinem Aufsatz „Ein archäologischer Schulatlas“ (Wien, Programm des Elisabethgymnasiums 1904) entwickelt hatte, nur eine wohlüberlegte Zusammenstellung bildlicher Darstellungen für Unterrichtszwecke erwartet werden.

Der Inhalt des in Rede stehenden Bilderatlasses umfaßt zwei Hauptteile, deren erster, auf Kunstgeschichte, Topographie und Mythologie bezügliche Teil noch von Perschinka bearbeitet wurde, während den zweiten, Kulturgeschichte illustrierenden Abschnitt Mužik besorgte. Innerhalb der einzelnen Unterabteilungen wurde bei der Darbietung von Belegen auf den sachlichen Zusammenhang das Hauptgewicht verlegt, nach Tunlichkeit aber auch dem Momente der Kunstentwicklung Rechnung getragen. Mit Recht betonen die Verff. (Vorwort S. IV), daß ihr Bilderbuch „nur zur Veranschaulichung der Realien des Altertums dienen, nicht ein Bilderatlas zu einer Kunstgeschichte sein will“. Vielleicht wäre der Hauptzweck des Bilderatlasses unwesentlich geschmälert worden, wenn Bilder, die nachweislich in Schulausgaben und geschichtlichen Lehrbüchern vortrefflich wiedergegeben sind, unberücksichtigt geblieben wären. Das derzeitige Volumen (198 Seiten!) und das hiedurch bedingte Gewicht des Atlasses wird bei der häuslichen

Benützung gewiß nicht unangenehm empfunden werden. Wenn aber der Schüler außer der täglichen, ohnehin recht schweren Bücherlast öfters oder gar in jede philologische und historische Unterrichtsstunde auch diesen Bilderatlas mitschleppen soll, dann wäre das obligatorische Mitnehmen desselben wirklich eine gehörige Belastung. Man mißverstehe mich nicht! Ich rede nicht einer Verdünnung des Atlasses nur deshalb das Wort, um den Schülern eine körperliche Erleichterung zu gewähren. Vielmehr scheint mir eine Reduzierung der nahezu 800 Abbildungen mit Rücksicht auf die in anderen Schulbüchern gebotenen Bilder leicht durchführbar und nebenbei würde die Verminderung des Buchumfanges der körperlichen Haltung des Schülers zugute kommen.

Den Abbildungen wurden, um „vorläufig ein Textbuch zu ersparen", die nötigen Literaturangaben vorausgeschickt (S. VI bis XIV). Ob damit namentlich den Kollegen kleinerer Anstalten, deren Lehrerbücherei sich bisweilen durch Mangel an archäologischen Werken auszeichnet, ein hinreichender Ersatz geboten wird, muß man sehr bezweifeln. Sicherlich würden es alle engeren Berufsgenossen mit Freude und Dankbarkeit begrüßt haben, wenn gleichzeitig mit dem Bilderatlas ein erklärendes Beiheft erschienen wäre. Im Interesse der Schüler aber wäre es gelegen, wenn nicht nur einigen Bildern (vgl. S. 4, 7, 46, 81, 109, 114, 125), sondern nahezu allen Abbildungen ein kurzer, erläuternder Wink beigefügt worden wäre. Ohne entsprechenden erklärenden Beisatz dürften gar viele der vorgeführten Bilder einen sich bald verflüchtigenden Eindruck bei dem Schüler zurücklassen, wie es etwa dem Besucher einer Gemäldeausstellung ohne Benützung eines erklärenden Kataloges ergeht.

Die Ausführung der Bilder muß im allgemeinen als eine sehr gediegene bezeichnet werden. Nur zu einigen sei mir eine kleine Bemerkung gestattet, die bei einer Neuauflage vielleicht berücksichtigt werden könnte. Griechenlands Metropole (S. 51) hätte wohl eine ebenso große Aufnahme als die Hafenstadt Piräus verdient. Den Faustkämpfer (S. 33, 2) würde man in größerer Darstellung vorziehen, um den Schülern beweisen zu können, wie realistisch die plastische Kunst selbst das verstümmelte Pankratistenohr wiederzugeben verstand. Die Aufnahme von Girgenti (S. 62, 1) veranschaulicht fast nur die Überreste des Zeustempels, die wie die Knochen eines Riesenskelettes daliegen. Es wäre doch eher die schon im Altertum gerühmte Lage des einst mächtigen Akragas, bezw. Agrigentum zu illustrieren gewesen. Beim Forum Romanum (S. 66) würden Ziffern oder andere den Überschriften und Bauten beigefügte gleiche Zeichen zur leichteren Orientierung wesentlich beitragen; jetzt aber wird z. B. die Auffindung der *porticus* der *dii consentes* nicht leicht gelingen. Ob das Schatzhaus des Atreu sin Mykenae (S. 12, 3) dadurch wirkungsvoller aussieht, weil vor seinem Eingang eine Reisegesellschaft dargestellt

ist, kann fraglich erscheinen. Entschieden aber wird die Aufnahme auf S. 166, 4 (Friedhof vor dem Dipylon in Athen) Befremden erwecken. Sie zeigt nämlich im Vordergrunde einen über die antike Gräberstraße dahinschreitenden — Sicherheitswachmann.

Mit besonderer Befriedigung möchte ich hervorheben, daß der in Rede stehende Bilderatlas der bereits von Gutscher („Zur Behandlung der Realien beim Lateinunterricht", Leoben 1896, S. 13) aufgestellten Forderung, die auf heimatlichem Boden gemachten Funde zu berücksichtigen, wiederholt nachkommt. Außerordentliche Sorgfalt verraten die in deutscher, lateinischer und griechischer Sprache abgefaßten alphabetischen Verzeichnisse, die einen zuverlässigen Wegweiser bei der Heranziehung der Bilder abgeben werden.

Mužik-Perschinkas Bilderatlas verdient, weil er ein nach einem wohldurchdachten Plane zusammengestellter, nahezu tadellos ausgeführter und wirklich vornehm ausgestatteter Lehrbehelf ist, möglichste Verbreitung. Zur Verwirklichung dieses aufrichtigen Wunsches wird das baldige Erscheinen eines für die Lehrer bestimmten Textbuches entschieden beitragen.

Brünn. Dr. Simon.

Anastasius Grüns Werke in sechs Teilen. Herausgegeben, mit Einleitungen und Anmerkungen versehen, von Eduard Castle. Berlin, Leipzig, Wien, Stuttgart, Bong & Komp. o. J. (1909). [Goldene Klassiker-Bibliothek.] CLXI und 277, 237, 253, 253, 310, 392 SS. 3 Bde. Preis 6 Mk., 9 Mk., 12 Mk.

Die Hempelschen Ausgaben, die nun, wissenschaftlich meist überholt, in der „Goldenen Klassiker-Bibliothek" eine äußerlich glänzende Auferstehung feiern, waren zu ihrer Zeit schon durch ihr Streben nach möglichster Vollständigkeit die wichtigste Grundlage für eine wissenschaftliche Beschäftigung mit unseren bedeutenden Dichtern. Dieser Vorzug läßt sich der Neubearbeitung leider nur in wenigen Fällen nachrühmen, meist haben wir es nur mit einer mehr oder weniger dürftigen Auswahl zu tun, deren unbestimmter Titel „Werke" wohl nicht ohne Absicht irreführt. Der geringe Preis bei prächtiger Ausstattung kann für diesen Mangel nicht entschädigen, und wenn sich die Goldene Bibliothek gegen die Konkurrenz, namentlich die größtenteils auch wissenschaftlich ausgezeichneten Ausgaben des Hesseschen Verlages durchsetzen soll, wird sich der geschäftstüchtige Verleger entschließen müssen, neben seine Auswahl-Bände in größerer Zahl Gesamtausgaben zu stellen. Der Deutsche von heute liebt nun einmal an seinen Klassiker-Ausgaben besonders die Vollständigkeit; mag er auch nicht alles von einem Dichter Geschriebene lesen, besitzen will er es doch.

Im übrigen hat auch Bong einen großen Stab namhafter Mitarbeiter angeworben, so daß der Wissenschaft aus der verschärften

Konkurrenz unter den Verlegern jedenfalls kein Schaden erwachsen wird. Von den österreichischen Schriftstellern sind bisher nur Lenau und Nestroy erschienen, nun liegt auch A. Grün vor, Grillparzer, Stifter und Halm werden in Aussicht gestellt. Es wäre dringend zu wünschen, daß Bong mit Hesse auch in der stärkern Berücksichtigung der österreichischen Literatur wetteifere und seine Liste nach dieser Richtung hin einige Erweiterungen erfahre.

Die von einem der besten österreichischen Literarhistoriker besorgte Ausgabe Grüns ist in jeder Hinsicht eine gediegene, wissenschaftlich hervorragende Leistung. Sie bezeichnet nicht nur gegenüber der ersten Franklschen, sondern auch gegenüber den seit dem Ablauf der Schutzfrist bei Grote und bei Hesse erschienenen Ausgaben einen entschiedenen Fortschritt. Die Dichtungen sowie die Aufsätze und Reden zur Literatur sind vollständig gesammelt, das Politische mußte auf eine Auswahl des geschichtlich Bedeutsamen und noch gegenwärtig Interessanten beschränkt bleiben. Auch diese Auswahl ist zur Charakteristik Auerspergs als Politikers reichlich genügend, nur hätte Ref. auch die Aufnahme der glänzenden Rede über das Reichsvolksschulgesetz (am 10. Mai 1869 im Herrenhause) gewünscht, zumal da sie gerade gegenwärtig höchst zeitgemäß ist. Die 130 Seiten umfassende Einleitung kann auf besondere Würdigung Anspruch erheben. Sie ist nicht nur die beste Darstellung des Lebens und Wirkens unseres Dichters und Politikers auf Grund seiner Werke und eines umfänglichen Briefmaterials, sondern auch ein farbenreiches Kulturbild, das uns mehr als ein halbes Jahrhundert österreichischer Geschichte vorführt. Man fühlt auf jeder Seite, daß der Verf., der sich bereits um Lenau verdient gemacht hat, aus dem vollen schöpft, daß ihm namentlich eine genaue Kenntnis des Vormärzes zu lebendigstem Besitz geworden ist. Dabei liegt Castle eine Überschätzung seines Helden fern: die Mängel seiner Lyrik und seiner Prosa werden eingehend aufgezeigt und auch der Politiker Grün erscheint keineswegs in strahlender Glorie. „Auersperg ist kein großer Politiker gewesen. Es fehlte ihm an schöpferischen staatsmännischen Ideen. Sein doktrinärer Liberalismus, der im Sinne der Aufklärungszeit an den Idealen Freiheit und Bildung festhält, steht den nationalen und religiösen Problemen des XIX. Jahrhunderts ratlos gegenüber.“ Das scheint mir nun freilich etwas hart. Richtig ist aber ohne Zweifel Castles Schlußurteil: „Der Mensch war größer als der Künstler“. Sehr dankenswert sind ferner die beiden der Einleitung folgenden Verzeichnisse: ein chronologisches von Auerspergs Schriften und Reden und ein alphabetisches der veröffentlichten Briefe von und an Auersperg, beide auf Grund der von Stefan Hock für Goedeke-Munckers Grundriß vorbereiteten Materialien zu einer Grün-Bibliographie. Auch den einzelnen Werken und Gedichtsammlungen sind gründliche Einleitungen des Herausgebers vorangestellt, in denen eine Fülle von Gelehrsamkeit aufgespeichert ist. In den „Anmerkungen“ am Schlusse

der ganzen Ausgabe hat sich Castle, im wohltuenden Gegensatze zu so manchem anderen kommentierwütigen Herausgeber, große Zurückhaltung auferlegt. Von besonderem wissenschaftlichen Werte sind hier die Quellennachweise Dr. Jvan Prijateljs zu den „Volksliedern aus Krain". Auch die Einleitung zu dieser Sammlung ist eine gemeinsame Arbeit Castles und des slowenischen Gelehrten. Ein alphabetisches Verzeichnis der Gedichte nach Anfängen und Überschriften erleichtert die Benützung der Ausgabe. Daß der Plan des ganzen Unternehmens einen kritischen Apparat ausschloß, ist nicht sonderlich zu bedauern. Der Name des Herausgebers bürgt hinlänglich für die Zuverlässigkeit der Textgestaltung, und wer über Grüns Schaffensweise auf Grund einer Variantensammlung eine Dissertation schreiben will — auch darüber bietet Castle hinreichenden Aufschluß — mag sich nur an die Handschriften und Drucke wenden. Bei Dichtern zweiten und dritten Ranges bedeutet ein kritischer Apparat nur eine unnötige Belästigung des genießenden Lesers.

Wien. Dr. Johann Černy.

Dr. Wilhelm Reuter, Literaturkunde, enthaltend Abriß der Poetik und Geschichte der deutschen Poesie. 19. Aufl., bearbeitet von Lorenz Lütteken. Freiburg i. Br., Herder 1908. 302 SS. Preis geb. K 2·40.

Die 19. Auflage einer Literaturgeschichte sollte in jeder Hinsicht einwandfrei sein. Das ist hier nicht der Fall. Gewiß hat das Buch neben der höchst ansprechenden Ausstattung anerkennenswerte Vorzüge: Reichhaltigkeit, zu der ich vom Standpunkt der Schule auch die treffliche Einführung in die Form und die Gattungen der Poesie rechne, dann gute Darstellung und in manchen Kapiteln auch eine treffliche Auffassung und Behandlung. Aber vom wissenschaftlichen Standpunkt muß der spezifisch katholische des Verf.s als ein Mangel empfunden werden, da er von ihm aus allgemein anerkannten poetischen Meisterwerke die Anerkennung versagt und umgekehrt um der guten Gesinnung willen geringe Talente in den Vordergrund stellt. Außerdem sind aber auch Lücken in der Kenntnis der Tatsachen und direkte Irrtümer wieder in die 19. Auflage übernommen worden, die weniger verzeihlich sind. Für beide Mängel im folgenden Beispiele.

Die heidnische Poesie der Deutschen soll von den christlichen Glaubensboten darum unterdrückt worden sein, weil sie voll Aberglauben und Unsittlichkeit war (S. 66 und 67). S. 59 ist das Deutsche geteilt in Niederdeutsch, Mitteldeutsch, Hochdeutsch, Oberdeutsch, eine merkwürdige Auffassung. Überhaupt kann aus der ganzen Tabelle nie ein klares Bild über die Entstehung der Schriftsprache gewonnen werden. Dahin gehört auch die Ausführung S. 60, daß das Hochdeutsche seit der Reformation als allgemein giltige Schriftsprache anerkannt wurde. In der ganzen Behandlung

sind eben landschaftliche Termini mit geschichtlichen Entwicklungsstufen zusammengeworfen. Und gerade in so grundlegenden Dingen sollte ein für die Schulen bestimmtes Buch die größte Klarheit geben. „Dichten stammt entweder vom althochdeutschen *dihton* oder vom lateinischen *dictare*" (S. 2). Die auf das Volksepos gerichtete Kunstdichtung der Ritter (Nib.) als „Volkspoesie" zu bezeichnen (S. 73), sollte endlich unterbleiben. Die Kürenbergerhypothese wird für begründet gehalten (S. 79). Die Siegfriedsage soll altnordischen Ursprungs und in Deutschland umgedichtet worden sein (S. 83); Alberich soll das Oberhaupt des nordischen Totenreiches sein. Nach des Verf.s Meinung ist auch der zweite Teil der nordischen Nibelungensage mythischen Gehaltes. Nach der Fassung S. 66 kann man glauben, daß das Hildebrandslied in thüringischer Mundart geschrieben ist. Der Ausdruck: „Der Entdecker des deutschen Betonungsgesetzes ist Opitz" (S. 10) kann mißverständlich wirken; ähnlich S. 131: „Opitz führte den regelmäßigen Wechsel von Senkung und Hebung als Gesetz ein, das heute noch Geltung hat". Die Inhaltsangabe des Erek und Iwein ist mehr als dürftig (S. 93 f.). Parzival soll bei den drei Blutstropfen in einen „Zauberschlaf versunken" sein (S. 96). „Das abenteuerliche Leben Parzivals dient dem Dichter offenbar nur als Parabel, um daran die Grundwahrheiten des Christentums darzustellen" (S. 97). Der Titurel heißt ein Fragment in zwei Liedern (97). Daß der Dichter von Flore und Blanscheflur Konrad von Flecke heißt, ist ganz und gar unsicher, ebenso daß Walther wahrscheinlich den Kreuzzug von 1227 mitgemacht habe (S. 103). Die Inhaltsangaben der klassischen Schuldramen sind öfter dürftig und unzureichend; man lese z. B. die Auffassung des Faust, II. Teil: „Faust ... verlegt sich ... als guter alter Mann auf praktische Tugenden im Wirken für das Wohl anderer, um auf diese wohlfeile Weise den Teufel um seine Seele zu betrügen" (S. 200). Daß „Wallensteins Lager" im Lager zu Eger spielt (212), ist natürlich unrichtig; auch ist Regensburg nicht „hart bedrängt", sondern gefallen. Auch der Satz in der Inhaltsangabe der „Piccolomini": „Nur Oktavio hat den Betrug (mit der Verschreibung der Obersten) gemerkt", sagt zu wenig, da die Sache durch die Trunkenheit Illos zur allgemeinen Kenntnis kommt. Ebenso oberflächlich ist die Bemerkung (213) „Oktavio reizt Buttler zur Ermordung Wallensteins auf". Ebenso in „Maria Stuart": „Auf Leicesters Drängen hin unterschreibt Elisabeth, die Verantwortung stolz ablehnend, das Todesurteil und läßt die sofortige Vollstreckung desselben anordnen" (S. 215), jedes Wort ein Fehler. Es scheint, daß es immer noch Schulliterarhistoriker gibt, die die Dramen unserer Klassiker seit ihrer eigenen Schulzeit (und ob da immer?) nicht mehr gelesen noch auf der Bühne gesehen haben. Auf einer falschen Auffassung des Problems in „Jungfrau von Orleans" beruht auch folgender Satz (S. 216): „Die Schwäche dieser Tragödie liegt

darin, daß der Dichter an seine Heldin, deren wunderbare Erscheinung nur von katholisch-gläubigem Standpunkt begriffen werden kann, selbst nicht glaubt und darum auch vergebens sich bemüht, diese Lücke durch äußere Kunstmittel, durch übernatürliche Erscheinungen, Prozessionen und Glockengeläute, zu ersetzen". Unvollständig ist die Inhaltsangabe des „Prinzen von Homburg", wenn die Begnadigung bloß auf den Zustand nachtwandelnder Bewußtlosigkeit des Prinzen zurückgeführt wird (S. 233); das ist eine romantische Nebensächlichkeit in der feinen Charakterentwicklung. Rückert soll „Die frühen Gräber zu Ottensen" verfaßt haben (S. 238). — Schwach ist in dem Buche besonders das Kapitel über die moderne Dichtung; sie ist mit unzureichenden Mitteln und schwacher Kritik, auch nicht mit der nötigen Unbefangenheit behandelt. Nur ein Beispiel: Ebner-Eschenbach wird mit 4 Kleindruckzeilen abgetan, während gleich daneben für Luise Hensel 23 Großdruckzeilen übrig sind. Hie und da bietet sich nur eine Zusammenstellung von Namen und Werken. Den Schluß bilden dankenswerte Notizen über 38 ausländische Dichter. Störende Druckfehler stehen S. 126 (Matthesius); 173 (Bivar statt Vivar); 190; 193 (Einzelheiten st. Einheiten); 290 (Meerovinger); ein garstiger Ausdruck S. 121, wo ein Gleichklang „an den Haaren herbeigeschleppt" wird.

Leitmeritz. Alois Bernt.

Dr. Oskar Weise, Ästhetik der deutschen Sprache. Dritte, verbesserte Auflage. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1909. Preis geb. 3 Mk.

Daß in recht kurzer Zeit das vorliegende Werk in dritter Auflage erschien, ist ein sicheres und erfreuliches Zeichen dafür, daß es seinen Weg dahin gefunden hat, wohin es gehört: in die Hände aller Gebildeten und insbesondere der Lehrer aller Schulgattungen. Für den Unterricht bietet das in zwei Teile gegliederte Werk eine Unsumme von Belehrungen und Anregungen: der erste, allgemeine Teil („Die Schönheiten unserer Sprache") bietet dem Lehrer reichliches Material namentlich zur Belebung des grammatischen Unterrichts und der Aufsatzbesprechungen. Wird z. B. das Personalpronomen durchgenommen, so kann der Abschnitt 9 „Höflichkeitsbezeigungen" verwendet werden und das damit gelehrte Stückchen Kulturgeschichte wird jedenfalls die den Schülern nun einmal unangenehme Grammatikstunde anziehender gestalten. Beim Aufsatzunterrichte können z. B. Abschnitt 4 „Wohllautsbestrebungen", 6 „Gegensatz im sprachlichen Ausdruck", 11 „Übertragungen (Metaphern)" zweckdienlich verwendet werden. Der zweite, besondere Teil („Die Schönheiten der dichterischen Ausdrucksweise") kann eine recht wünschenswerte Er-

gänzung der Literaturgeschichten genannt werden. In fesselnder Weise spricht der Verf. darin von der Sprache Goethes und Schillers, läßt einen „Blick in die Dichterwerkstatt" tun, gedenkt der „Verdienste der Schweizer um die nhd. Schriftsprache".

Von dem ungeheuren Stoffe, den der Verf. bearbeitete, suchten die angeführten Titel einen Begriff zu geben. Daß diese Fülle des Stoffes in einem Buche ohne abschreckenden Umfang und in anziehender Form zur Darstellung kam, macht ein großes Verdienst des Verf.s aus. Wohl niemand wird von dem Buche als ganzem unbefriedigt oder unzufrieden scheiden; daß nicht jeder Leser mit allen Einzelheiten einverstanden sein wird, liegt in der Natur des Stoffes.

Einiges von dem, was dem Gefertigten beim Lesen des Buches aufgefallen ist, möge verzeichnet werden. Zunächst, daß die Wiedergabe der Dialektformen nicht immer ganz einwandfrei scheint: S. 6 pumpet, lautet, wenigstens im Österreichischen, punket; S. 7 blimiblami, dürfte besser, freilich auch nicht vollkommen zutreffend, als blim(e)lblam(e)l geschrieben werden; S. 87 ess, besser ös, tess gehört zu haben, kann sich der Gefertigte nicht erinnern; ebensowenig S. 23 ka-r-i statt ka i gleich kann ich.

Eine auf Grundlage eines phonetischen Alphabets durchgeführte Schreibweise würde freilich das Buch weniger populär erscheinen lassen, aber da es in einer „Ästhetik der Sprache" eben hauptsächlich auf den Klang des Wortes ankommt, ist dies kaum zu umgehen, wenn man mit den Beispielen soll etwas anfangen können.

Weniger von Bedeutung ist, daß Abgrenzungen des Vorkommens einzelner Redensarten nicht immer ganz stimmen: S. 76 sündenteuer heißt nicht nur in Hessen sinteuer, sondern auch ähnlich in Österreich sündteuer; ferner, daß natürlich gelegentlich Ergänzungen gemacht werden könnten — Vollständigkeit konnte der Verf. ja nicht beabsichtigen — etwa S. 14 oha kommt im Österreichischen in einer ganzen Reihe von Bedeutungen vor, nicht nur in der als Wiener Lokalausdruck bezeichneten = gib Achtung! S. 68 und 130 gemein wird von Leuten niederen Standes der Höherstehende genannt, um ihn als leutselig zu bezeichnen (österreichisch).

Diese Anmerkungen beziehen sich, das sei wiederholt, nur auf Einzelheiten und sollen keinen Tadel des Werkes als Ganzen bilden. Es ist außerordentlich empfehlenswert und verdient die weiteste Verbreitung.

Mödling. Al. Zaunbauer.

Deutsches Lesebuch für österreichische Mittelschulen. Zweiter Band. Von Dr. Friedrich Bauer, Dr. Franz Jelinek und Dr. Franz Streinz. Wien, k. k. Schulbücher-Verlag 1907. 352 SS. Preis geb. 2 K 50 h.

Der zur Beurteilung vorliegende Band des neuen Lesebuches von Bauer, Jelinek und Streinz macht einen sehr guten Eindruck. Auch in diesem Bande ist es den Herausgebern mit bestem Erfolge gelungen, passenden Lehrstoff — zum großen Teile aus der zeitgenössischen Literatur — zusammenzutragen und geschickt zu gruppieren. In dem Buche überwiegt mit Recht die erzählende Gattung; denn diese Darstellungsform ist von Haus aus die wichtigste, und zwar nicht nur für den deutschen Unterricht allein. Auch entspricht sie dem jugendlichen Geiste auf der in Betracht kommenden Altersstufe am meisten und sollte nicht nur in der ersten und zweiten Klasse, sondern auch in der dritten und vierten nahezu ausschließlich gepflegt werden. Wenn daher in dem vorliegenden Bande Lesestücke geographischen und naturgeschichtlichen Inhaltes, also Stücke vorwiegend beschreibenden und schildernden Gepräges, im Gegensatze zu manchen anderen Lesebüchern mehr zurücktreten, so betrachte ich dies nicht als einen Mangel, sondern geradezu als einen Vorzug. Man wende nicht dagegen ein, daß damit gegen die Forderung der Konzentration verstoßen werde. Es wird ja wohl, solange die Organisation unserer Mittelschulen auf dem Lehrfach- und Fachlehrersystem beruht, die Konzentration nicht energisch genug betont werden können. Aber dagegen muß Einsprache erhoben werden, daß der deutsche Unterricht seiner selbst vergesse, daß er seine mannigfachen, schwer zu erreichenden Ziele vernachlässige und, die Kosten der Konzentration allein tragend, zu sehr in die Dienstbarkeit anderer Gegenstände trete; es muß, anders gesagt, die Deutschstunde auch Deutschstunde bleiben. Sie verliert aber unversehens ihren Charakter als eine Stunde des Sprachunterrichtes sehr leicht dann, wenn in einem Lesestück — und das ist bei geographischen und naturgeschichtlichen Lesestücken meist der Fall — zu viele Erläuterungen sachlicher Natur sich als nötig erweisen.

Daß übrigens die Herausgeber des vorliegenden Buches die Bedürfnisse des lebendigen Unterrichtes vor Augen gehabt haben, geht auch aus dem Umfange der Lesestücke hervor. Wenige Nummern ausgenommen sind sie nämlich meist kurz und lassen sich also methodisch leicht bewältigen. Allzu lange Lesestücke müssen ja, soweit die untersten Klassen in Betracht kommen, ein- für allemal als unbrauchbar bezeichnet werden. Wenn aber schon das eine oder das andere Lesestück über das zulässige Maß hinausgeht (in dem für die erste Klasse bestimmten Bande ist dies leider öfter der Fall), dann muß ein solches Lesestück in Abschnitte, womöglich mit eigenen Überschriften, geteilt werden. Dieser bewährte Vorgang findet sich vielfach in reichsdeutschen Lesebüchern.

Auch die Herausgeber des vorliegenden Buches haben ihn, wo es nötig erschien, befolgt.

Auch die Beschaffenheit des Lesestoffes befriedigt. Allerdings wenn man die einzelnen Lesestücke genau unter die Sonde nehmen wollte, so würde es sich zeigen, daß die Herausgeber in dem regen Eifer, nur ja recht Gutes und Neues zu bieten, hie und da etwas zu hoch gegriffen haben. Ich will nicht von manchen Gedichten reden, da ohnedies, wie jeder erfahrene Lehrer weiß, die poetische Lektüre auf dieser Stufe von selbst etwas in den Hintergrund tritt. Aber schwer wird es halten, einige prosaische Lesestücke, die jedenfalls als Typen gedacht sind, mit ihrem tieferen Gehalt elf- oder zwölfjährigen Knaben näher zu bringen. Zu ihnen rechne ich Nr. 40 „Die Pifferari in Rom“ und Nr. 100 „Römisches Straßenleben“ von Allmers, ferner Nr. 54 „Delphi einst und jetzt“ von G. Behrmann und Nr. 103 „Ein Ausflug nach Pompeji“ von K. Kollbach.

Die über Tod und Vergänglichkeit handelnde Gruppe Nr. 27 bis 34 würde ich als Lehrer überschlagen. Man braucht ja nicht zu den falschen Freunden der Jugend zu gehören, die ihr in einem wahren Verzärtelungsfanatismus alles halbwegs nicht Zusagende ersparen wollen, aber — wozu die jugendliche Phantasie vorzeitig mit den düsteren Bildern des Sterbens und Vergehens erfüllen, vielleicht noch dazu mit streng schulmäßiger Gründlichkeit?

Von fehlerhaften Einzelheiten seien folgende angemerkt: S. 79 „Veronika Schultz“ dgg. S. 352 „Veronika Scholz“, S. 233 Ferdinand Cohn“ dgg. S. 351 „Friedrich Cohn“. Auf S. 306 wird „Stutzuhr“ als „gleichsam gestutzte Uhr“ erklärt. Besser wäre es auf dial. „Stutzen“ [mhd. *stutze swm*] = Trinkgefäß, Trinkbecher“ hinzuweisen. Auf S. 317 wäre „Radeber“ leichter durch „Schubkarren“ zu verdeutlichen, da das verwendete „Kastenkarre“ nicht allgemein gebräuchlich ist und selbst wieder der Erklärung bedürftig wäre. „Halfter“ (S. 307) wird gewöhnlich als Fem., selten als Mask. oder Neutr. gebraucht.

Eger. Adolf Hausenblas.

Lehrbuch der französischen Sprache für Realschulen und verwandte Lehranstalten. Von Eduard Sokoll, k. k. Direktor, und Ludwig Wyplel, k. k. Professor. Dritter Teil. (Viertes Schuljahr.) Wien, Franz Deuticke 1908. 169 SS.

Dieser *A travers l'histoire de France* betitelte dritte, für die vierte Klasse österreichischer Realschulen bestimmte Teil schließt an den von uns in dieser Zeitschrift (Jahrgang 1909, S. 1111 f.) besprochenen zweiten an und setzt sich also zum Ziele, die Schüler in die Kenntnis der französischen Geschichte einzuführen, welche ihnen natürlich nur bruchstückweise in einigen teils kriegs-, teils

kulturgeschichtlichen Bildern vorgeführt wird. Dieser sprachliche Anschauungsstoff wird noch ergänzt durch einige Gedichte und *Leçons de choses,* welche inhaltlich mit den größeren Stücken in einem meist losen Zusammenhange stehen. Doch sind hiebei die älteste Zeit und das Mittelalter auf Kosten der Neuzeit allzusehr bevorzugt worden. Von der letzteren werden manche, und zwar nicht unwichtige Abschnitte entweder nur mit wenigen Zeilen abgetan (so die Zeit vom Ende des hundertjährigen Krieges [1453] bis auf Ludwig XIV. und die Zeit vom Tode dieses Herrschers bis zur Revolution) oder ganz übergangen (wie die Zeit von 1815 bis 1870). Von der Neuzeit erfahren eine breitere Darstellung nur die Zeiten Ludwigs XIV. und Napoleons I.

Wenn nun in der Literaturgeschichte für unsere Schüler (die nicht zu verwechseln sind mit den französischen) nur die Partien aus der Neuzeit in Betracht kommen und das Mittelalter so gut wie unberücksichtigt bleibt, so dürfte für die politische und Kulturgeschichte derselbe Gesichtspunkt geboten sein. Wozu also die breite Vorführung von Szenen aus der Eroberung Galliens durch Cæsar, aus der Zeit Chlodwigs, Karls des Großen und anderrer aus dem Mittelalter? Was unsere Schüler brauchen, ist die Kenntnis der geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Tatsachen der letzten drei Jahrhunderte eben zum Zweck des Verständnisses der Literatur, ganz abgesehen von Gründen der Konzentration.

Was die methodische Behandlung des Sprachstoffes betrifft, so verweisen wir auf das über den zweiten Teil Gesagte; nur daß hier, entsprechend den geänderten Bedürfnissen der vierten Klasse, zu den sonstigen grammatischen Übungen auch noch die syntaktischen dieser Stufe hinzutreten und die systematische Darbietung des Wortschatzes ganz besonders im Auge behalten wird. Auffällig sind die in Bezug auf das Französische ungebräuchlichen Ausdrücke *prédicat* (S. 57, 65) und *prédicatif* (S. 27, 31, 52). Im *Vocabulaire* werden Abweichungen von der gewöhnlichen Aussprache meist berücksichtigt; doch fehlt eine Angabe S. 113, Z. 8 bei *disgracié* (Aussprache des *s*); ebenda, nächste Zeile bei *archevêché* (Lautung des *e*) und S. 115, Z. 3 bei *croûte* (Quantität des *ou*).

An Druckfehlern sind uns aufgefallen: S. 15, Z. 5: *quond* statt *quand*; S. 19, N. 7, Z. 6: *préserser* st. *préserver*; S. 20, Z. 12: *de chaises* st. *des ch.*; S. 22, Z. 2: *hymenée* st. *hyménée* (so auch im *Vocabulaire*, S. 106 unter 8); S. 59 unter *B*, Z. 13: *reciter* st. *réciter*; S. 69, Z. 1: *es* st. *est*; S. 71, Z. 5: *ou* st. *où*; S. 73, Z. 93: *rebellion* st. *rébellion* (ebenso im „Französisch-Deutschen Wörterbuch", S. 144); S. 105, Z. 4 in der Umschrift von *baptiser: s* st. *z*; ebenda, *B*, Z. 2: *divinié* st. *divinité.*

Sonst schließt sich, was Gediegenheit der methodischen Durchführung betrifft, dieser Band würdig dem vorhergehenden an.

Wr.-Neustadt. Dr. F. Wawra.

Grammatisches Wörterbuch der englischen Sprache von Prof. Dr. Fr. Meyer. Hannover-Berlin, Karl Meyer 1909. IV und 185 SS. Preis geb. 1 Mk. 50 Pf.

Das sorgsam gedruckte Büchlein umfaßt einen englisch-deutschen Teil von 123 Seiten, zu dem ein deutscher Index von 65 Seiten den Schlüssel bietet. „Das vorliegende Bändchen macht lediglich den Anspruch, in grammatischen und stilistischen Fragen in bequemer Weise Auskunft zu erteilen. Es bietet keine zusammenhängenden Ausführungen über bestimmte Kapitel der Grammatik, sondern knüpft grundsätzlich alle Anweisungen an die in alphabetischer Ordnung gegebenen Einzelworte ..... Ein nach allen Richtungen hin erschöpfendes Material zu geben, war jedoch auch hier nicht beabsichtigt", heißt es im Vorworte und innerhalb dieser subjektiven Grenzen ist das Werkchen zweckentsprechend und sorgfältig gearbeitet.

Es fragt sich nur, ob ein solches „grammatisches Wörterbuch" nicht überhaupt ein sehr überflüssiges Zwitterding darstellt. Die Formen der starken und unregelmäßigen Verba z. B. bietet doch jedes andere Wörterbuch und jede Grammatik auch, ebenso finden sich *Pluralia* und *Singularia tantum* in solchen Werken und müssen jedem, der so weit ist, das vorliegende Büchlein mit Erfolg zu benützen, doch bekannt sein. Was soll die nackte Angabe „*bathe* (sich) baden" (S. 10) oder der Artikel „*resuscitate from* auferwecken von" (S. 91)? Weicht letztere Konstruktion vom Deutschen oder von der allgemeinen englischen Rektion solcher Verba ab? Oder wem, der ein bischen Englisch kann, soll die Anführung der zwölf Monatsnamen mit der doch für jedes Abstraktum giltigen Bemerkung „(im allg. Sinn ohne Art.)" dienen? Dasselbe gilt von Artikeln wie „*mature for* reif für" (S. 67), „*renowned for* berühmt wegen" (S. 89), „*sever from* trennen von" (S. 97) u. v. a.: sie sind im Grunde genommen höchst entbehrlich. Stößt jemandem dagegen *to clear off* auf und schlägt er S. 19 nach, so muß er dann doch zu einem größeren Wörterbuche greifen, um die Bedeutung „sich trollen" zu finden, wie letzteres ihn auch vollständig und bei ein wenig Nachdenken auch ganz rasch genug über alles das unterrichten wird, was der Verf. unter *make* (S. 66) in einer Auslese bieten kann. Ref. fürchtet, daß solche Bücher Schüler und auch Erwachsene eher zur Gedankenlosigkeit verleiten können, und deshalb kann trotz der Anerkennung der aufgewandten Zeit und Mühe das Endurteil nur ein absprechendes sein.

Wien. Dr. Albert Eichler.

Der Briefwechsel des Eneas Silvius Piccolomini. I. Abteilung. Briefe aus der Laienzeit. I. Band: Privatbriefe (Fontes rer. Austr. II. Abt. Dipl. et acta XLI. Bd.), herausgegeben von Rudolf Wolkan. Wien 1909, Hölder. XXVIII und 595 SS.

Enea Silvio Piccolomini gehört zweifellos zu den interessantesten, wenn auch nicht sympathischesten Gestalten seiner Zeit. Eine echte Humanistennatur, war er von außerordentlicher Beweglichkeit des Geistes, schnell über alles orientiert, bereit sofort über alles zu schreiben und die Welt zu belehren, dabei häufig oberflächlich, unglaublich schreibselig und ein arger Besserwisser.

Zugleich aber war er ein scharfer Beobachter, ein aalglatter Diplomat von Natur aus und als Italiener von vorneherein den unbehilflichen Deutschen in allen literarischen und politischen Dingen überlegen. Die einzige Tatsache, daß der Mann, der zuerst im Streite des Baseler Konzils mit Papst Eugen IV. so ganz auf Seite des ersteren gestanden hatte, es verstand, sich später den Weg auf den päpstlichen Stuhl zu bahnen, ist für sein diplomatisches Talent genugsam bezeichnend.

Das Hauptwerk über ihn war bisher das von Voigt (E. S. de' Piccolomini usw. 3 Bde. Bei 59 ff. Vgl. Die Wiederbelebung des klass. Altertums); die Darstellung Pastors in seiner Geschichte der Päpste, Band 2, faßt ihn doch vorwiegend als Papst ins Auge. Daneben kommt noch das Werk von Weiß (Graz 1897, bei Moser) in Betracht. Nun hat R. Wolkan die Bearbeitung der Briefe des merkwürdigen Mannes in Angriff genommen, eine Aufgabe, die gewiß nicht leicht, dafür aber, wie schon der vorliegende Band zeigt, sehr lohnend ist. Es liegen uns hier die Briefe bis Ende 1445 vor. Einige achtzig davon sind bisher unbekannt gewesen und diese stammen aus dem vatikanischen Archiv, sowie den Archiven von Siena und des Klosters Capistrano, ferner aus Handschriften verschiedener Bibliotheken. Der Großteil der Briefe dagegen war schon durch die seit dem XV. Jahrhundert zahlreichen Buchausgaben bekannt oder von Voigt (Arch. f. österr. Gesch. XVI) mitgeteilt. W. steht aber in der Handschriftenfrage auf einem Standpunkt, der dem Voigts diametral entgegengesetzt ist. Während V. als maßgebend einen Codex der Bibliothek Chigi in Rom betrachtete, da dieser von Enea Silvio selbst korrigiert worden ist, stützt sich W. hauptsächlich auf den Cod. lat. 12.725 der Münchener Hof- und Staatsbibliothek, da hier die Briefe in ihrer ursprünglichen Gestalt erscheinen, während sie im Cod. Chigi eben willkürlich verändert wurden, je nachdem der Autor in späterer Zeit es für angebracht hielt, seine früheren Ansichten und Aussprüche zu korrigieren (vgl. Einleitung p. XX sq.). Da W. diese Briefe vor allem als historische Dokumente auffaßt, nicht als literarische Leistungen, so ist sein Vorgang nur selbstverständlich und, wie ich meine, auch durchaus berechtigt.

Eine ausführliche Besprechung kann hier nicht gegeben werden; es möge genügen, auf einige wenige Punkte hinzuweisen.

Zunächst sei erwähnt, daß wir hier nicht nur Briefe des E. S. vor uns haben, sondern auch eine ganze Reihe (23) von Briefen, die an ihn gerichtet sind, die also eigentlich nach dem Titel des Buches nicht hieher gehören. — Aus der großen Zahl der Stücke, im ganzen 202, möchte ich nur einige herausgreifen.

Nr. 27 (S. 80—84) bietet die bekannte Beschreibung Wiens, der etwa Nr. 6 (S. 7—11) über Genua an die Seite zu stellen ist.

Nr. 47 (S. 132—144) über die Vorherrschaft des Konzils gegenüber dem Papsttum. Wie merkwürdig nimmt sich dieses Schriftstück aus, wenn man daran denkt, daß derselbe Mann später die Bulle „*Execrabilis*“ erließ, in der er die Berufung an ein Konzil so hart verdammte.

Nr. 78 (S. 188—191) jener merkwürdige Brief E. Silvios an seinen Vater, schon von Voigt veröffentlicht und benützt, in dem er so unumwunden die Rechte des Fleisches verficht. Das Ganze würde als mutiges Bekenntnis eines freien Geistes gar nicht unsympathisch wirken, wenn nicht die unschöne Stelle: „*Scis, qualis gallus tu fueris etc*“ dem Eindruck schadete.

Als rechtes Beispiel eines literarischen Briefes sei genannt Nr. 99 (S. 222—236), an den Herzog Sigismund von Österreich über die Notwendigkeit für einen Fürsten, sich literarisch-humanistisch auszubilden; ein merkwürdiges Stück ist Nr. 175 (S. 508—522), welches in Form eines Briefes an den Kanzler der Königin Sophie von Polen (wohl Juni 1445) dessen lateinischen Stil furchtbar zerzaust und zugleich politische Polemik treibt.

Beispiele geschickter literarischer Schönrederei bieten z. B. Nr. 151 (S. 343—353) über das Glück und Nr. 166 (S. 453—487) über das Leben der Hofleute.

E. Silvios Wirksamkeit im Interesse des Hauses Habsburg betrifft eine ganze Menge von Briefen; erwähnt mögen sein Nr. 76 (S. 182—187) an den Erzbischof von Gran (Sept. 1443), in dem er, recht bezeichnend für den Humanisten, mit den fürchterlichsten rhetorischen Phrasen und antiken Erinnerungen für den kleinen Ladislaus Posthumus eintritt, ebenso Nr. 189 (S. 548—560) und Nr. 192 (S. 562—574).

Aber derselbe Mann, der in hoher Politik arbeitete, unzählige eigene Geschäfte und solche seiner Freunde besorgte und eifrig nach Büchern fahndete, derselbe schrieb auch ohneweiters eine lange Abhandlung über Pferde (Nr. 154, S. 395—424), die er sich allerdings — wieder nach echter Humanistenart — recht bequem machte: Der erste Teil ist aus Zitaten aus antiken Autoren zusammengestoppelt (die zum Teil auf seine Zeit recht wenig passen, wie die Behauptung, daß Kappadokien das 'vornehmste' Pferdeland sei usw.); der zweite ist nichts als ein fast wörtlicher Auszug aus

Albertus Magnus' *De animalibus*, wie der Vergleich mit dem vom Herausgeber in der Anmerkung beigefügten Text des Albertus zeigt.

Nr. 152 (S. 353—393) enthält die berühmte Novelle von Euryalus und Lucretia.

Endlich erwähne ich noch einige Briefe, die sich mit dem Weib beschäftigen. E. S. zeigt dabei eine merkwürdig zynische Auffassung, die eben aus seinem sehr bewegten Leben zu erklären ist. In Nr. 160 entschuldigt er sich bei seinem Freunde Johannes Gers, weil er in einem früheren Brief dessen Frau *probiorem quam sapientem* genannt hatte; er tut sehr verwundert darüber, daß jener über diese Worte beleidigt sei und ergeht sich in den drolligsten Sophistereien, um zu beweisen, daß er nichts Ungehöriges gesagt habe. Eine schwere Anklage gegen das weiblich Geschlecht ist der Brief Nr. 193, in dem es mit den schrecklichsten Beschuldigungen überschüttet wird. *Nihil incertius animo femineo. nullus amor femine diu durat. fallax est animal mulier, varium, crudele, absque fide, plenum dolis* usw.

Die angeführten Beispiele, so spärlich sie sind, können doch zeigen, wie vielseitig sich E. S. in diesen Briefen erweist; wie gesagt, nicht immer sympathisch, aber immer geistreich und gewandt. Eine Menge Notizen sind für die Zeitgeschichte von Wichtigkeit. — Daneben aber sind die Briefe, wie ja allein schon die vielen Drucke seit ihrem ersten Erscheinen (1473) beweisen, literarisch von größtem Einfluß gewesen; das Latein ist selbstverständlich nicht wirklich ciceronianisch trotz des außerordentlichen Selbstbewußtseins, mit dem er als Humanist auf alle anderen herabblickt, sondern eben Humanistenlatein.

Die Gesamtausgabe der Briefe wird zweifellos eine wichtige Quelle für die politische und literarische Geschichte des XV. Jahrhunderts erschließen. Die Arbeit des Herausgebers ist peinlich genau — soweit sich ohne Kenntnis der Handschriften urteilen läßt — und verdient die höchste Anerkennung.

Wien. M. Landwehr v. Pragenau.

Dr. Hermann Walser, Landeskunde der Schweiz. Mit 16 Abbildungen und einer Karte. (Sammlung Göschen.) Leipzig 1908.

Das Land wird in drei natürliche Einheiten zerlegt. Die erste bilden der Jura und seine Landschaften, die zweite das Mittelland, die dritte die Alpen. Überall ist das physische Bild mit den Siedlungen zu einem Ganzen verwoben. Gründliche Kenntnis des Landes paart sich mit stilistischer Gewandtheit zu einer anziehenden Darstellung, die ihren Zweck, ein verläßlicher Führer zu sein, vollauf erfüllt. Ein besonderer Abschnitt ist dem Volke,

sowie den staatlichen und wirtschaftlichen Zuständen gewidmet. Wenige, aber charakteristische Bilder tragen zur Belebung des Stoffes bei. Die Karte am Schlusse des Buches enthält einige Fehler, wie Romcnt, Wadenswyl, Küsnach, Flüeln.

Wien. J. Müllner.

Prof. Dr. Willi Ule, Lehrbuch der Erdkunde für höhere Schulen. Ausgabe *A* in zwei Teilen. II. Teil. Für die mittleren und oberen Klassen. 7. Auflage. Leipzig, G. Freytag G. m. b. H. und Wien, F. Tempsky 1808.

Die vorliegende siebente Auflage des im Deutschen Reiche weit verbreiteten Lehrbuches stellt sich als ein stattlicher Band in modernem Gewande und, was mehr besagen will, mit modernem Inhalte dar. Der reichliche Lehrstoff, der hier geboten wird, gliedert sich in zwei Hauptteile: der erste gibt eine Länderkunde sämtlicher Erdteile, der zweite „Grundzüge der allgemeinen Erdkunde". Hie und da sind mir nicht ganz zutreffende Dinge aufgefallen. So heißt es beispielsweise S. 87, anläßlich der Besprechung der Bevölkerung unserer Monarchie: „In der westlichen österreichischen Reichshälfte behaupten zur Zeit die Deutschen mühsam die Führung .... Im östlichen ungarischen Reiche gebietet der Magyar." Was den ersten Satz anbelangt, ist er leider viel zu optimistisch, der zweite stimmt heute doch nicht mehr ganz. Jedenfalls sind derartige politische Erwägungen in einem Schulbuche überflüssig. Sehr ansprechend ist der zweite, allgemeine Teil des Buches, der eine recht übersichtliche und faßliche Darstellung des Stoffes bietet. Nicht ganz im Einklange mit dem durchaus modernen Anforderungen entsprechenden Texte stehen die beigegebenen Abbildungen, die großenteils in der Wiedererweckung längst verstorbener, alter Ladenhüter von Klichés bestehen, wie z. B. die Figuren Nr. 17, 18, 19, 26, 28, 30, 32, 33 (besonders scheußlich), 36, 38 u. v. a. Dies ist um so auffälliger, als derselbe Verlag die erst kürzlich erschienenen Bücher Müllners mit durchaus neuem und einwandfreien Bilderschmucke versehen hat.

Wien. B. Imendörffer.

Elemente der Mathematik. Von Jules Tannery, Professor an der Universität Paris, Subdirektor der École Normale Supérieure. Mit einem geschichtlichen Anhange von Paul Tannery. Autorisierte deutsche Ausgabe von Dr. P. Klaess, Gymnasiallehrer in Echternach (Luxemburg). Mit einem Einführungswort von F. Klein und 148 Figuren im Text. Leipzig, B. G. Teubner 1909. Preis geb. 8 Mk.

Ref. hat vor einiger Zeit das französische Original des vorliegenden Buches in dieser Zeitschrift besprochen und dasselbe zu

den hervorragendsten Schriften gezählt, durch welche die angestrebte Umgestaltung des mathematischen Unterrichtes angebahnt wird. Wie Prof. Klein in seinem Einführungsworte zu diesem Buche hervorhebt, ist dieses geeignet, den Leser über die elementare Bedeutung der höheren Mathematik zu orientieren. Das Buch wurde in erster Linie für die Schüler der Philosophie-Klasse geschrieben, die an den mittlern Lehranstalten Frankreichs den Abschluß der humanistischen Studien bildet. Im weiteren soll aber das Buch allen jenen dienen, welche die mathematischen Begriffe, die ein wirklich gebildeter Mann kennen soll, zusammengefaßt sehen wollen, und zwar — wie der Verf. bemerkt — so zusammengefaßt, daß „derjenige, der sich diese Begriffe ganz zu eigen gemacht hat, die Unendlichkeit der Wissenschaft, bis an deren Schwelle er ihn führen wollte, wenigstens ahnt". Der Verf. hat, wie Ref. schon in seinem Gutachten des Originales betont hat, das intuitive Moment in sehr weitgehender Weise herangezogen; er hat auch durchwegs dem Grundsatze Rechnung getragen, daß der Elementarunterricht mehr mit allgemeinen Ideen durchtränkt werden sollte, und daß alles, was diesen Unterricht belasten könnte, preisgegeben werden muß. Wenn auch die speziellen Methoden scharfsinnig sind, müssen sie doch durch allgemeine ersetzt werden. Die Übersetzung des französischen Originals ist eine durchwegs gelungene. Zusätze wurden nicht gemacht.

Mit großer Genauigkeit hat der Verf. die graphische Darstellung der Funktionen vorgenommen und einige graphische Methoden zur Lösung numerischer Gleichungen angegeben. Zur Einführung in die Elemente der Differentialrechnung wird das Tangentenproblem durchgeführt. Der Erörterung der Fundamentalsätze der Integralrechnung geht ein Abschnitt über Flächenberechnung voran, der sich auf die elementaren Methoden bezieht.

Besonders anziehend und instruktiv verfaßt ist jener Abschnitt, der von den Grenzwerten, den unendlich kleinen Größen, den bestimmten Integralen und den Reihen handelt.

Wie schon bei der Besprechung des Originales hervorgehoben wurde, wird der geschichtliche Anhang des Buches, der von Paul Tannery verfaßt wurde, vielen Anklang finden; es ist in diesem vom Ursprunge der Algebra, von der geometrischen Algebra der Griechen, von der Einführung der positiven und negativen Zahlen, von jenen Kurven, die von den Alten studiert wurden, von der Einführung und Benützung des Koordinatenbegriffes, endlich von dem Ursprunge der Differential- und Integralrechnung die Rede.

Der Verf. dieser Abhandlung zeigt, daß zu der Zeit, wo Newton und Leibniz anfingen, sich mit Mathematik zu beschäftigen, schon eine Infinitesimalmethode in dem Sinne bestand, daß die hauptsächlichsten Geometer mit der Handhabung der unendlich kleinen Größen, wenigstens der ersten Ordnung, als Elemente von Summen oder als Elemente von Verhältnissen vertraut waren; daß

somit das Problem der Quadraturen einerseits, jenes der Tangenten anderseits schon früher ziemlich gründlich entwickelt worden war und daß die betreffenden Methoden für die Lösung der bis dahin gestellten Probleme genügten.

Das Studium des Buches sei namentlich den Lehrern der Mathematik wärmstens empfohlen; diese können aus demselben für ihren Unterricht sehr wertvolle Winke erhalten.

Wien. Dr. I. G. Wallentin.

Geschoßbewegung im Vakuum. Von Josef Kozak, k. u. k. Oberst im Technischen Militärkomité. Mit 101 Figuren im Text. Wien u. Leipzig 1909. XVI u. 296 SS. Preis 12 K.

So einfach die Fundamentalgleichungen für den horizontalen und schiefen Wurf im luftleeren Raume sind, so mannigfaltig sind die Fragen und Probleme, die sich in der Ballistik daran knüpfen. Und eine Reihe von sehr interessanten Sätzen, die als spezielle Anwendungen selbst in ausführlichen Lehrbüchern der Physik nicht aufgenommen werden können, werden in dem vorliegenden Werke dem Leser, der sich mit der parabolischen Wurfbewegung näher beschäftigen will, vorgeführt. So kann das Werk auch den Lehrern an Mittelschulen wärmstens empfohlen werden.

In der Ballistik allerdings darf der Luftwiderstand nicht vernachlässigt werden; doch ist die parabolische Theorie als Vorstufe für dieselbe zu betrachten, und anderseits sind manche Resultate direkt übertragbar, so daß den Ableitungen auch vom praktischen Standpunkte eine hohe Bedeutung zugeschrieben werden muß. Hier mag nur auf die Ersetzung der ballistischen Kurve im Anfangsteil der Bahn (an der Mündung des Geschützrohres) und am Ende derselben (am Ziele) durch zwei Wurfparabeln entsprechend dem Abgangs- und Einfallswinkel hingewiesen werden, wodurch es auch möglich wird, ohne die Differentialgleichung der Bewegung für den lufterfüllten Raum, durch bloße Anwendung der parabolischen Theorie die Näherungsgleichung dritten Grades von Siacci (S. 121) abzuleiten.

Das Buch ist als Lehrbuch gedacht, und zwar für Leser, die sich mit dem Stoffe sehr eingehend zu beschäftigen haben; in dieser Richtung wird es aber auch den weitgehendsten Ansprüchen gerecht. Besonders hervorzuheben ist die außerordentliche Klarheit und Präzision der Darstellung, die Aufnahme von zahlreichen sehr instruktiven Beispielen, die auch der praktischen Bedeutung nicht ermangeln, und die Einschiebung einer Reihe von Tabellen, die die Brauchbarkeit des Buches für die Praxis ganz wesentlich erhöhen.

Der Inhalt zerfällt in vier Abschnitte. Der erste „Die gleichförmige und die ungleichförmige Bewegung in gerader Bahn“ gibt eine allgemeine Einleitung; der zweite Abschnitt „Der schiefe Wurf

im Vakuum als parabolische Bewegung“ und der dritte „Parabelscharen“ enthalten die wesentlichsten theoretischen Erörterungen auch bereits mit stetem Hinweis auf die Praxis. Der vierte Abschnitt „Anwendung der parabolischen Theorie auf die Schießlehre“ gibt die Anwendungen: Wirkungsbereich, Geschützstellung, Überschießen, Neigung der Schildzapfenachse, bestrichener, gedeckter und gesicherter Raum, Sprengweite und Sprenghöhe. Endlich wird in einem Anhange „Der schiefe Wurf als Zentralbewegung aufgefaßt“ der bei den gegenwärtig großen Schußweiten der schweren Küstengeschütze nicht zu vernachlässigenden Veränderlichkeit der Schwerkraft und Krümmung der Erdoberfläche Rechnung getragen.

Während in dem Hauptteile des Werkes mit Rücksicht auf den für den Praktiker berechneten Zweck die Darstellung besonders ausführlich, mitunter vielleicht absichtlich etwas breiter geworden ist, ist der Anhang, der sich der Natur der Sache gemäß an einen bereits besser mathematisch vorgebildeten Leserkreis wendet, in der Darstellung wesentlich gedrängter, mitunter sogar etwas zu knapp gefaßt. Von diesem Gesichtspunkte aus hätte aber vielleicht die Theorie der Kegelschnitte vorausgesetzt oder doch wenigstens etwas kürzer gehalten werden können.

Die auf S. 288 und 292 angeschlossenen graphischen Lösungen bilden wertvolle Ergänzungen der analytischen Ableitungen.

Besonders klar und deutlich sind die so wichtigen Erörterungen über die Einheit von Kraft, Masse und Arbeit auf S. 76 ff., nur statt „Grammgewicht“ wäre S. 78 vielleicht besser „Grammkraft“ zu setzen, womit sich die Gleichung „Grammkraft = 981 Dyn“ ergibt; ebenso wäre für den Effekt der Ausdruck „Sekundenarbeit“ (S. 80) einzuführen, wie denn auch unmittelbar darauf das „Sekundenerg“ erwähnt wird.

Doch glaubt Ref., daß die beiden §§ 30 und 40 des zweiten Abschnittes und ebenso die §§ 14 und 15 des vierten Abschnittes, als Einleitung oder Anhang zusammengestellt, etwas übersichtlicher gewesen wären, einerseits um den Gedankengang der Ableitungen nicht zu unterbrechen und anderseits um das Nachschlagen im Bedarfsfalle zu erleichtern.

Die folgenden Bemerkungen könnten vielleicht bei einer zweiten Auflage Berücksichtigung finden: Daß die Beschleunigung durch den zweiten Differentialquotienten des Weges ausgedrückt wird, wird erst im Beispiele S. 15 ausgesprochen, hätte aber besser bereits S. 14 bei der allgemeinen Formel Aufnahme gefunden.

Wie schon aus § 25, S. 63 folgt, ist der Ausdruck „Kongruenz der Bahnen“ auf S. 64 keineswegs theoretisch richtig, sondern nur praktisch brauchbar; es wäre daher vielleicht besser, statt desselben einen anderen, etwas korrekteren, z. B. „Äquivalenz der Bahnen“ zu gebrauchen. Jedenfalls müßte der Schluß des ersten Satzes in § 26 statt „beim Aufeinanderlegen in ihrer ganzen Aus-

dehnung sich genau überdecken", besser lauten „sich sehr nahe überdecken".

In der letzten Zeile auf S. 93 wäre statt „in der Messung von V" besser „in der Bestimmung von V" gesagt.

S. 131 muß die Formel für tang φ_x selbstverständlich $\sqrt{\frac{1}{2}(5\sqrt{5}-11)}$ lauten, welche auch auf S. 137 verwendet wird.

In der Tabelle auf S. 170/1 sind einzelne Unsicherheiten in den letzten Stellen von minderem Belange; etwas bedeutender sind nur die Fehler für $n = +4$, $\varphi_x = 15^0$, für welche der Tafelwert 19′ lauten muß, und bei $n = -9^0$ und $\varphi_x = 30^0$. Endlich muß die Gleichung S. 265, Z. 18 v. u. selbstverständlich lauten $U_x - U = -U$.

Wien. N. Herz.

Dr. P. Vageler. Bodenkunde. (Sammlung Göschen, 455. Bdchen.) Leipzig, G. J. Göschen 1909. 114 SS. kl. 8⁰.

Ein schön und flott geschriebenes Büchlein, das durchaus eine klare Darstellung des Gegenstandes aufweist. Der Inhalt ist vom Anfang bis zum Ende interessant, den neuesten Ansichten Rechnung tragend, stellenweise geradezu prächtig geartet. Auf einen ausführlichen Literaturnachweis folgt eine kurze Einleitung über Boden und Bodenkunde, woran sich die Klassifikation der Böden in der landwirtschaftlichen Praxis schließt. Drei weitere Abschnitte sind gewidmet der Entstehung, Physik und Chemie des Bodens.

Ein recht kurzes, aber inhaltsreiches Kapitel ist der Biologie des Bodens gewidmet. Der Verf. beschließt seine schöne Arbeit mit folgender Ausführung: „Aus der anfänglich ihr zugedachten Stellung als bloßes Handwerkszeug der Landwirtschaftswissenschaft ... ist erfreulicherweise die Bodenkunde heute schon heraus. Ist auch der Hinblick auf landwirtschaftliche Interessen noch vielfach in erster Linie maßgebend, so tritt doch schon immer klarer ihr weit universellerer Wert hervor: daß sie berufen scheint, neue Wege zum Verständnis der Lebewelt und insbesondere ihrer Verteilung auf der Erde zu weisen, als eine Wissenschaft, nicht nur um praktischer Zwecke willen, wie anfänglich gedacht, sondern um ihrer selbst willen und damit erst eine eigentliche Wissenschaft."

Wien. Joh. A. Kail.

O. **Wünsche**, Die verbreitetsten Pflanzen Deutschlands. Ein Übungsbuch für den naturwissenschaftlichen Unterricht. 5. Auflage. Herausgegeben und bearbeitet von Dr. B. **Schorler**. Mit 459 Umrißzeichnungen im Text. Leipzig und Berlin, Verlag von B. G. Teubner 1909. Preis geb. Mk. 2·60.

Auf Wunsch des verstorbenen Verf.s und des Verlegers hat es Dr. Schorler übernommen, die neuen Auflagen des bewährten Bestimmungsbuches zu besorgen. Von der Voraussetzung ausgehend, daß selbst sehr scharf gefaßte Beschreibungen beim Bestimmen im Schüler ein Gefühl der Unsicherheit aufkommen lassen, hat es der Herausgeber des Buches für angezeigt gefunden, der Neuauflage Abbildungen von Blüten, Früchten u. a. m. zur Unterstützung der Auffassung beizugeben. Außerdem wurden zahlreiche blütenbiologische Angaben nach der angeführten Blütezeit eingeschaltet, bei denen die von H. Müller in der Blütenbiologie eingeführten Abkürzungen Anwendung finden.

Das für die Schüler vorzüglich geeignete Bestimmungsbuch enthält Bestimmungstabellen für die Gattungen und Arten der Farne, Schachtelhalme, Bärlappe, Nadelhölzer, Streifenblättler, Netzblättler, ferner Tabellen zum Bestimmen der Holzgewächse nach dem Laube und eine Übersicht einiger nach den Blüten nur schwierig zu bestimmender Pflanzen.

Wien. H. **Vieltorf**.

Die materialistische Epoche des neunzehnten Jahrhunderts und die phänomenologisch-monistische Bewegung der Gegenwart von Paul **Volkmann**. Rede am Königstag (18. Jänner 1909) zu Königsberg i. Pr. Leipzig, Verlag Teubner 1909.

P. Volkmann, Professor an der Universität Königsberg i. Pr., gehört zu jenen Gelehrten, welche durch ihre Studien auf naturwissenschaftlichem Gebiete zu erkenntnistheoretischen Untersuchungen geführt wurden. Er hat nun den Anlaß einer Festrede dazu benützt, um in klarer und anregender Weise die materialistische Bewegung, wie sie im XIX. Jahrhundert von den Naturforschern ausging, der phänomenologisch-monistischen Bewegung, welche wieder von Naturforschern, besonders von Mach, am Ausgange des vorigen Jahrhunderts inauguriert wurde, gegenüberzustellen und ihnen gegenüber seine eigene Position zu präzisieren. Der Gedankengang des Vortrages mag aus folgenden Überschriften erkannt werden:

Materialismus als Arbeitshypothese. Wissenschaftlicher Materialismus. Mißerfolge des Materialismus. Begriff des Materialismus. Satz von der Erhaltung der Masse. Begriff der Phänomenologie. Prinzip der Ökonomie. Analyse der Empfindungen. Elemente der Einbildungskraft. Existenztheorem der Phänomenologie. Ent-

stehung des Monismus. Mannigfaltigkeit des Monismus. Verworns Psychomonismus. Kritik des Psychomonismus. Materialistische und monistische Gegensätze. Intellektuelle und künstlerische Momente. Immanuel Kant. Kant und Laplace. Kant als philosophisches Vorbild.

Der Vortragende geht demnach von einer Kritik des Materialismus, die ihn zur Unterscheidung des wissenschaftlichen und philosophischen Materialismus und zu einer Definition des Materialismus führte, aus, gibt dann, zur Besprechung des gegenwärtig so beliebten Machschen Monismus übergehend, einen Begriff der Phänomenologie und kommt nach einer kritischen Betrachtung dieser neuen erkenntnistheoretischen Richtung zu dem Schlusse, daß doch wieder derjenige — also auch der Naturforscher, der „das Rüstzeug, die Grenzen und die Tragweite seiner eigenen Wissenschaft und ihre Sphäre zum Gegenstande der Untersuchung zu machen" vorhat, sich Kant wird zum Vorbilde nehmen müssen, der dies in seiner „Kritik der reinen Vernunft" zum ersten Male unternahm.

Kant sei es, welcher den Weg dazu weist, Methoden- und Erkenntnislehre zum Gegenstande philosophischer Mitarbeit von seiten der Naturforscher zu machen und so eine Verständigung anzubahnen, als deren Hindernisse der Vortragende den Materialismus und den Monismus ansieht.

Aus einem wissenschaftlich berechtigten Materialismus, wissenschaftlich berechtigt als Arbeitshypothese, habe sich eine philosophisch unberechtigte materialistische Weltanschauung entwickelt.

Abgelöst wurde nach dem Ablaufe der materialistischen Epoche der Materialismus durch die Erscheinungen der Phänomenologie und des Monismus. Auch die Phänomenologie zeige eine wissenschaftliche und eine philosophische Seite. Empfange man auf der einen Seite von der phänomenologischen Bewegung rein wissenschaftliche Anregungen, wie sie z. B. die von der Phänomenologie geforderte Richtschnur der Ökonomie bietet im Gegensatz zum Materialismus mit seinen überflüssigen Bildern und Anschauungen, von denen die Worte: ‚Stoff und Kraft' ein Beispiel bieten, so zeige die Phänomenologie ein Gemisch philosophischer und wissenschaftlicher Tendenzen, die die Bewegung als eine prinzipiell antimetaphysische kennzeichne. Frage man nach ihrer rein philosophischen Richtung, so müsse zunächst die Unbestimmtheit des durch sie vertretenen Monismus und dessen Mannigfaltigkeit, ferner gewisse Weltanschauungswandlungen hervorgehoben werden, deren Unfertigkeit eben wieder zu Kant und dessen erkenntnismäßigen Untersuchungen zurückweisen.

Wien. Gustav Spengler.

Das Turnen an der Schulbank für Schule und Haus und Spiele im Freien für die unteren Schulklassen. Herausgegeben von Gustav Ad. Brauer, städtischem Turnlehrer in Leipzig. Mit 95 Abbildungen. Leipzig, Verlag der Dürrschen Buchhandlung 1909. Preis Mk. 1·80.

Auch ich stehe auf dem Standpunkt und mit mir wohl die überwiegende Zahl der Fachgenossen, daß man die Jugend in den ersten Schuljahren, die ja der Verf. des Turnens an der Schulbank im Auge hat, mit allen förmlichen Turnübungen verschonen sollte. Für die körperliche Entwicklung der ersten Altersstufen genügen die einfachsten, in das Freie zu verlegenden Spiel- und Bewegungsformen. Entschieden aber muß man sich gegen den Betrieb solcher Übungen aussprechen, die in dem vorliegenden Buche für die ersten Schuljahre empfohlen werden. Das gilt namentlich von den Liegestützübungen; aber auch das sonstige Turnen an der Schulbank hat für diese Jahre seine argen Bedenken. Vielfach dürfte durch derartige Übungen dem jugendlichen Körper mehr Schaden als Nutzen bereitet werden.

Noch in höherem Maße gilt das ablehnende Urteil von der Form des Buches. Empfindlich störend ist schon die ganz unnütze Breite der Darstellung, die bei den selbstverständlichsten Dingen mit einer unglaublichen Genauigkeit verweilt und einer einförmigen Ausdrucksweise sich bedient, die ihresgleichen selten findet. Vielfach sind Zeichnung und Beschreibung *völlig* überflüssig, in Einzelfällen auch unrichtig. Man vergleiche nur die Figuren auf den Seiten 65 und 66.

Auch an groben formalen Verstößen fehlt es nicht. Dafür bieten schon Vorwort und Einleitung Beweise. Im Vorwort lesen wir: 'Diese Zusammenstellung von Übungen sollen nicht als ein Ganzes zu betrachten sein.' 'Turnspiele . . . zu verwenden könnte eher Schaden als Nutzen bringen.' 'Und sage ich auch diesen Herren meinen Dank.' 'Wofür ich meinen Kollegen R. Teubner Dank sage.' In der Einleitung behauptet der Verf., daß diese Übungen 'die beste Überleitung in jeder Beziehung bilden für den Übergang aus dem Elternhause in die Schule.' Eigentümlich ist die hier gebrachte Begründung, warum die untersten Klassen von den Turnschriftstellern nur wenig Berücksichtigung finden. 'Hievon sei der Grund', daß in der Schule zu Turnübungen für die untersten Klassen kein Platz in dem Turnsaale (!) und wenig Zeit dazu vorhanden sei. In der Einleitung wird auch behauptet, daß alle diese Übungen (an der Schulbank, so auch die Liegestützübungen) während des Ziehens im Schulhofe ausgeführt werden können!

Berechtigte Verwunderung erregen die Schlußworte des Verf.s, mit denen er den Herren Schulrat Prof. Dr. D. Müller und Prof. Küchenmeister, dem verdienten Inspektor des städtischen Schulturnwesens in Leipzig, Dank sagt für die vorzüglichen Anregungen, die sie ihm bei der Zusammenstellung dieser Arbeit gegeben haben.

Baden. J. Pawel.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Gedanken über die methodische Behandlung der Naturgeschichte, insbesondere der Botanik in der Mittelschule.

Auf der 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, die im vergangenen Jahre in Graz tagte, hielt ich unter dem Titel: „Die Pflanzengeographie an der Mittelschule" einen Vortrag, dessen Inhalt ich in veränderter Form einem größeren Leserkreise mitteilen möchte. Es dürfte ja immerhin von Interesse sein, zu erfahren, wie sich der Einzelne mit den Fragen des naturgeschichtlichen Unterrichts auseinander gesetzt hat, auch dann, wenn seine Anschauungen keineswegs neu sind und keinen Anspruch auf Originalität erheben.

Für die meisten Schulfächer ist der methodische Vorgang bei der Erteilung des Unterrichts durch den Inhalt der einzelnen Disziplinen klar und deutlich vorgezeichnet. Mathematik, Physik, philosophische Propädeutik befolgen den Grundsatz, den Schüler vom Einfachen zum Komplizierten zu führen. In der Geschichte ist es das Nacheinander des Geschehens, welches den Weg weist. Das Folgende ist das Ergebnis des Vorhergehenden. So reiht sich ein Baustein an den anderen, bis das Gebäude fertig vor uns steht, festgefügt durch die natürliche Verbindung der Bausteine untereinander.

Anders und viel schwieriger liegt die Sache bei den „beschreibenden" Naturwissenschaften. Hier bildet der Satz „vom Bekannten zum Unbekannten" nur einen schwachen Ersatz für den festen, geschlossenen logischen Aufbau, den die beiden vorher erwähnten Sätze den übrigen Lehrgegenständen gewähren.

Wir suchen vergebens nach einem Satze, welcher in ähnlicher Weise (wie das Nacheinander der Geschichte, das Auseinanderhervorgehen der Mathematik) dem Inhalte unseres Stoffes zugrunde liegt.

Die Natur kennt nur ein Nebeneinander. Erst der Mensch hat das Bestreben, dieses Nebeneinander in ein Unter- und Nacheinander zu verwandeln. Wir versuchen diesen Satz an der Hand der Botanik näher

zu beleuchten. Abgesehen von dem zeitlichen Nacheinander, das in dem allmählichen Verlauf des Lebenszyklus einer Art, ebenso wie der gesamten Pflanzenwelt überhaupt gegeben ist, tritt dem Beobachter nur ein gleichzeitiges und gleichwertiges Nebeneinander der einzelnen Pflanzengestalten vor das Auge.

Dieses Nebeneinander versuchen Linné und die Systematik im engeren Sinne in ein Über- und Untereinander zu verwandeln, die moderne Systematik und Phylogenie aber bemühen sich durch naturgemäße Verbindung der einzelnen Formen ein Nacheinander, ein Auseinanderhervorgehen herzustellen. Beide Denkformen aber gewinnen ihre Kraft nicht aus der inneren Beschaffenheit der Naturkörper, sondern aus der Beschaffenheit des menschlichen Geistes. Farnkraut, Zittergras, Leberblümchen und Buche stehen nebeneinander vor den Augen unserer Kinder, sie verkörpern für diese eine Einheit in Raum und Zeit und nur in der systematischen Stufenleiter stehen sie höher oder niedriger, und erst die Phylogenie läßt sie früher oder später entstanden sein, erst der Morphologie erscheinen sie einfach oder kompliziert.

Die innere Kraft und das Wesen der Biologie ruht im Nebeneinander, in der Beziehung von Boden, Pflanze und Tier zueinander. Der Unterricht erscheint uns der beste, der diesem natürlichen Nebeneinander und Zueinander möglichst Rechnung trägt. Wie der Historiker das Nacheinander, so muß der Naturhistoriker das Nebeneinander seinem Lehrverfahren zugrunde legen (Biologische Methode).

Prüfen wir darauf hin unsere Lehrbücher.

Mineralogie. In zahlreichen Lehrbüchern findet sich die Anordnung der Minerale nach dem chemischen System. Auf eine kurze Einführung in die Kristallographie folgt die Besprechung der Elemente, der Verbindungen, schließlich der Gesteine. Dieser Anordnung liegt der Gedanke zugrunde, vom Einfachen zum Zusammengesetzten fortzuschreiten. Wie unnatürlich ist es aber, z. B. das Eisen als Element zuerst, nach Wochen die Schwefeleisenverbindungen, nach einigen Stunden die Eisensauerstoffverbindungen, und später noch die Eisensalze (Eisenkarbonat) zu besprechen. Was in der Natur zusammen vorkommt, was genetisch zusammengehört, wird an ganz getrennten Stellen besprochen. „Häufige zusammenfassende Wiederholung" lautet das Rezept gegen die selbstverschuldete Zerreissung des Stoffes.

Viel richtiger ist die Reihenfolge, die Scharizer einschlägt. Er beginnt mit der Besprechung der Grundgebirge und Sedimente (Nacheinander!), führt uns vom Gestein zum Mineral (vom Bekannten zum Unbekannten, vom Alltäglichen zum Seltenen) und bespricht schließlich die Gangminerale (natürliches Nebeneinande).

Zoologie. Die meisten Lehrbücher beginnen mit der Besprechung des menschlichen Körpers. Nach einer tiefen Zäsur steigen wir von den Raubtieren zu den Infusorien herab. Wenigstens im Sinne der alten Systematik, welche mit Hartnäckigkeit an „niederen" und „höheren" Tieren festhält. Bei dieser Reihenfolge verletzen wir zunächst den Satz, die Schüler von einfach organisierten Formen zu komplizierten weiter zu

führen, ferner die Beziehungen des Nacheinanders, so weit sie durch Geologie und Entwicklungsgeschichte festgestellt sind, wir nehmen keine Rücksicht auf das natürliche Nebeneinander, sondern folgen noch immer dem System der Über- und Unterordnung. Im einzelnen freilich ist dank der Bestrebungen Schmeils und seiner Mitarbeiter ein gründlicher Umschwung eingetreten.

Botanik. Auf der Unterstufe befolgen wir bei Auswahl der zu besprechenden Arten den Grundsatz, von einfach zu kompliziert gebauten Formen aufzusteigen. Im einzelnen werden die natürlichen Beziehungen der Pflanze zu Boden, Klima und Tieren erörtert. Auf der Oberstufe folgen wir dem natürlichen System und lassen uns von den Kryptogamen zu den Phanerogamen führen. Allerdings müssen wir gerade hier nur zu häufig das Einfache auf das Komplizierte, das Bekannte auf das Unbekannte folgen lassen (Generationswechsel der Kryptogamen). Anderseits wird das phylogenetische Nacheinander auch absichtlich oft unterbrochen werden müssen. Die Blütezeit der einzelnen Arten zwingt uns dazu. Denn der oberste Grundsatz, wenn nur irgend möglich, die Erscheinungen an der Hand frischer, lebender Pflanzen zu erörtern, darf durch keine, wenn auch sonst noch so berechtigte Erwägung zurückgedrängt werden. So müssen wir fast immer mitten in die Besprechung der Kryptogamen die Besprechung der Weiden und Liliaceen einschalten. Ganz getrennt und zunächst ohne inneren Zusammenhang nehmen wir die Anatomie, Physiologie und geographische Verbreitung der Pflanzen durch. Im einzelnen freilich werden durch Wiederholung bei der systematischen Reihenfolge die einzelnen Erkenntnisse wieder auf eine Art zusammengeführt. Aber, sagen wir es ehrlich, wie viele von uns werden das Kunststück treffen, ein abgeschlossenes, einheitliches Bild der Pflanzenwelt mit seiner unendlichen Mannigfaltigkeit in unseren Schülern hervorzurufen.

In dieser schwierigen Lage leistet uns nun die Pflanzengeographie, vor allem die ökologische Richtung derselben, ganz unschätzbare Dienste. Diese bringt die Pflanze wieder in die natürliche Beziehung zum Boden (Geologie) und zur Tierwelt (Bestäubung, Verbreitung der Früchte und Samen), zu Wasser und Wind (Verbreitung der Früchte). Sie führt zur Konzentration der Gedanken auf einen Ort, die bei Aneignung jedes Wissensstoffes von größter Bedeutung ist, und leitet uns ungezwungen durch den Wechsel der Zeit (Veränderung der Pflanzenwelt im Laufe eines Jahres). Die Besprechung des Buchenwaldes führt dem Schüler einen Ausschnitt aus der Natur, nicht einzelne Naturgegenstände vor. Er wird nie mehr den Buchenwald betreten, ohne sich an den Komplex der Belehrungen zu erinnern. Die einzelnen Erkenntnisse haften, innig verkettet, aneinander. Es sind nicht mehr einzelne Kapitel nacheinander besprochen worden, sondern die verschiedenen Disziplinen sind ineinander verschmolzen.

Darf ich ein paar Worte über die Durchführung anfügen. Ein kurzer Vortrag über den Buchenwald leitet unsere Beobachtungen ein, eine Exkursion verschafft uns das Material sowohl an Beobachtung als

auch an Pflanzenarten. Die gesammelten Pflanzen ordnen sich von selbst zu einem biologischen Herbar.

Und welche der einzelnen Disziplinen, in die die Botanik zerfällt, hätte sich zu beklagen, daß sie nicht berücksichtigt wurde? Ich will der Kürze wegen in Schlagworten einen Überblick geben.

Morphologie — Etwa 15 Arten der Buchenwaldflora werden zergliedert und vom Schüler selbst bestimmt.

Anatomie — Schattenblätter.

Physiologie — Laubfall, Xerophytischer Bau der immergrünen Blätter (Epheu), Parasiten (Schuppenwurz), Lichtstellung (Sauerklee) usw.

Ökologie — Blütenbiologie, Schutzmittel (Gifte), Waldbäume, vorwiegend Windblütler, Verbreitung der Samen usw.

Ähnliche Behandlung können erfahren: der Laubwald, der Nadelwald Moorvegetation, Sumpf- und Wasserflora, Kulturland (Ackerbau, Wiesen). Vgl. Graebner, Die Pflanzenwelt Deutschlands.

Diese Zusammenfassung, diese wahre Naturbeschreibung im Gegensatz zur Einzelbeschreibung fehlt in unseren Lehrbüchern[1]) völlig. Ganz wenig Raum sollte den allgemeinen Darstellungen von Anatomie, Physiologie und System gewidmet sein; die Hauptsache bilde die Besprechung unserer wichtigtigsten Formationen nach ökologischen Gesichtspunkten. Auf diese Weise könnten wir, wie ich glaube, unseren Schülern eine fest ineinander verschlungene Masse botanischen Wissens vermitteln.

Ich mag manchem der Leser mit den Forderungen, die ich an ein modernes Lehrbuch der Botanik stellen will, sehr radikal vorgekommen sein, nun will ich um so altväterischer und reaktionär schließen mit der Ansicht, daß dem Mikroskop und anderen Instrumenten in der Schule kein allzu großer Einfluß eingeräumt werden solle. Wir haben den Mikrokosmos kennen gelernt und den Makrokosmos darüber vernachlässigt. Dieser Vorwurf gilt den Universitäten gegenüber, noch mehr aber der geistlosen Übertragung des Universitätsbetriebes auf die Mittelschule. Wie oft bin ich tagelang über Mikroskop und Mikrotom und Farbgläsern gesessen, um der Natur mit Hebeln und mit Schrauben an den Leib zu rücken und wie arg haben mich diese Methoden im Stiche gelassen, als ich von der Universitätsstadt in ein kleines Provinzstädtchen hinaus mußte. Es war, als ob mir die Natur kein Gegenstand des Studiums mehr sein könnte, denn zu jeder Untersuchung fehlten mir die Apparate und die Hilfsmittel.

Ich wende mich nicht gegen den Gebrauch des Mikroskopes und anderer Apparate im biologischen Unterricht überhaupt, sondern nur gegen deren übermäßigen Gebrauch.

Entwerfen wir unseren Schülern nicht eine Natur von mikroskopischen Präparaten, gefärbten Schnitten und physiologischen Apparaten, zaubern wir ihnen nicht eine Laboratoriumsnatur vor, sondern zeigen wir

---

[1]) Auf Grund ähnlicher Anschauungen hat Kraepelin seinen „Leitfaden für den zoologischen Unterricht" verfaßt.

ihnen die lebende Natur, die uns auf Schritt und Tritt mit ihren Wundern umgibt. Machen wir sie mit den Schönheiten der Heimat bekannt, damit sie nicht einst nach dem Verlassen der Schule achtlos an ihr vorübergehen, weil ihnen weiterhin die „Apparate" fehlen. Das letzte und höchste Ziel des naturgeschichtlichen Unterrichts zu erreichen, nämlich Liebe und Sinn für die Natur in den Schülern zu wecken, dazu scheint mir von allen botanischen Disziplinen die ökologische Pflanzengeographie die geeignetste zu sein, darum lassen wir sie einziehen in unsere Schule — und auch in unsere Lehrbücher.

Um nicht mißverstanden zu werden, möchte ich doch noch einiges beifügen. In den Fachzeitschriften wird in letzter Zeit mit Nachdruck auf die Beschäftigung mit dem Plankton (Zacharias, in Österreich besonders Brehm) hingewiesen und insbesondere auf deren Wert für Schülerübungen aufmerksam gemacht. Die große naturwissenschaftliche und pädagogische Bedeutung, die in dem Studium des Planktons als einer in sich abgeschlossenen Biozönose liegt, kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Aber sollen wir (in den Alpenländern), denen der Makrokosmos so viele andere Biozönosen bietet, gerade nach dieser greifen? Wird z. B. das Studium der alpinen Vegetation mit ihren zahlreichen Anpassungen für den Schüler nicht ungleich wertvoller sein? Eines schickt sich nicht für alle! Schulen, die sich in naturwissenschaftlich wenig abwechslungsreichen Gegenden befinden (Flachland wie z. B. Norddeutschland), werden mit Erfolg das Planktonstudium betreiben. Schulen an der Meeresküste werden die Meeresfauna in ganz anderem Grade berücksichtigen müssen, als solche, die im Binnenlande liegen.

In diesem Sinne möchte ich also wiederholen, wir sollen zum eifrigen Gebrauch des Mikroskopes erst dann übergehen, wenn es die Verhältnisse fordern; wenn es aber möglich ist, dann hinaus in Wald und Wiese, in die „große" Natur!

Villach. Dr. Rudolf Scharfetter.

E. Meumann, Intelligenz und Wille. Leipzig, Quelle & Meyer 1908. 293 SS.

Nicht gar zu oft passiert es dem philosophisch orientierten Leser, daß er, bei der Lektüre einer streng wissenschaftlichen Schrift seines Gebietes am Ende angelangt, am liebsten wieder von vorn anfangen möchte, um die Freude an einer stets ruhigen und sachlichen, systematisch gründlichen und erschöpfenden Darstellung nochmals zu genießen. Zu diesen Vorzügen gesellen sich bei Meumann eine schlichte, auf jeden abschreckenden Jargon verzichtende Sprache, sowie die konsequent durchgeführte Belebung aller Untersuchungen durch zahlreiche, hochinteressante Beispiele. Diesen letztgenannten Vorzug möchte man so manchen philosophischen Schriftstellern geradezu als Muster vorhalten und als sichere Gewähr dafür, daß ihre Werke zahlreichere Leser finden. Dort z. B. wo M. ausführt, daß Selbständigkeit der Beobachtung und Beurteilung für

die Intelligenz unter Umständen gefährlich werden kann, wird die geistige Entwicklung des englischen Kunstkritikers John Ruskin so genau geschildert, daß die diesem Zwecke gewidmeten sechs Seiten schon für sich einen wertvollen Essay bilden. Weitere Vorzüge unseres Buches sind die Beschränkung auf das Erfahrungsgebiet und die Ausschließung jeder Art von metaphysischer Spekulation. Ferner regen sowohl der Gang seiner Untersuchungen als auch deren Ergebnisse an vielen Punkten dazu an, für die pädagogische und didaktische Praxis wichtige Folgerungen zu ziehen. Fast möchte man wünschen, daß in dieser Hinsicht der Verf. die Selbsttätigkeit des Lesers etwas mehr unterstützt hätte.

Nach der theoretischen Seite will M. das Wesen beider Seelenmächte, Intelligenz und Wille, erforschen, das heißt aber ihre Grundeigenschaften mit den Mitteln der allgemeinen Psychologie zu verstehen suchen und die Verhältnisse bestimmen, in die beide zueinander beim Menschen treten können. Ferner sollen die verschiedenen Stufen, Grade und Formen, insbesondere die individuellen und die typischen Formen entwickelt werden, welche Intelligenz und Wille für sich sowohl, als in ihrem Verhältnis zueinander erlangen können. Dabei muß man aber auch auf ihre körperlichen Grundlagen zurückgehen, soweit unser sicheres Wissen von ihnen reicht. Nach der praktischen Seite soll dargelegt werden, was Intelligenz und Wille für sich allein und in ihrer Wechselbeziehung für die menschliche Persönlichkeit und das Leben der Gesamtheit bedeuten. Daran schließen sich höhere Probleme: Gibt es überhaupt eine große Intelligenz ohne großes Wollen? Ist nicht die Intelligenz als solche immer nur eine bloße Anlage oder Begabung, die stets des Willens bedarf, um zur Aktion zu gelangen? Gibt es anderseits ein zielbewußtes Wollen ohne Intelligenz, die ihm die Ziele vorschreibt, die Erfolge und Mißerfolge gegeneinander abwägt und die Beweggründe prüft? Ist es nicht die Intelligenz, die auf Grund von Erfahrungen im Handeln den Wert der einzelnen Erfolge des Wollens uns zum Bewußtsein bringt? Wird der an sich „blinde" Wille nicht erst durch die Arbeit und Leitung des Intellektes „sehend"?

Alle diese Fragen sucht der Verf. zu lösen, indem er zunächst (im I. Abschnitt) die formalen und die materialen Voraussetzungen der Intelligenz einer überaus sorgfältigen, gründlichen und lehrreichen Erörterung unterzieht. Die zwei Kapitel von S. 14 bis 175 bringen unter Verwertung der neuesten Ergebnisse der experimentellen Psychologie eine Fülle von Beobachtungen und Gesetzmäßigkeiten, die nach allen Richtungen geistiger Tätigkeit, sei sie nun wissenschaftlich, künstlerisch oder praktisch, überraschende Streiflichter wirft. So sehr mich für meine Person der Hauptabschnitt des Buches inhaltlich befriedigt, muß ich doch sagen, daß mir die Ausführungen über die Aufmerksamkeit, die Übung, Gewöhnung, Ermüdung, Erholung, ferner über die Beobachtung, das Gedächtnis und die Phantasie in ihrem Verhältnisse zur Intelligenz noch größeren Genuß bereitet haben. Überall regte sich dabei in mir der Wunsch, durch Proben den Leser dieser Zeitschrift an der Förderung und Aufklärung teilnehmen zu lassen, die ich selbst den bezeichneten Ab-

schnitten verdanke. Leider mußte ich aber mit Rücksicht auf den Raum und auf die Ansprüche des zweiten Abschnittes solche Wünsche gewaltsam unterdrücken. Überhaupt ist mir auf diesem Stoffgebiete kaum ein zweites Buch untergekommen, das mit derselben Konsequenz auf Schritt und Tritt der Theorie und der Praxis ihr Recht werden läßt. Ebenso wie der Psychologe und Pädagoge findet auch der Hygieniker, der Literarhistoriker, Musiker, der Sportsmann, Kaufmann, Techniker usw. seine Rechnung. Solcher Bücher bedarf die Philosophie der Gegenwart, um auch in den weitesten Kreisen der Gebildeten zu jenem Ansehen zu gelangen, das ihr im höchsten Maße gebührt.

Der II. Abschnitt behandelt das Hauptproblem des Buches, nämlich den Willen und sein Verhältnis zur Intelligenz. Nach allseitiger psychologischer Betrachtung des Willens und nach scharfer Abgrenzung des Wollens vom Wünschen und Handeln werden im 3. Kapitel des Abschnittes die individuellen Willens- und Charakterformen erörtert, wobei die sorgfältige Analyse des „Charakters" besonders hervorzuheben ist; im 4. Kapitel endlich zieht der Verf. aus allen seinen Betrachtungen die Summe, indem er das Verhältnis von Intelligenz und Wille darlegt. Die nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch wertvollen Ergebnisse verdienen einen etwas ausführlicheren Bericht.

Die höchsten Entwicklungsformen der Intelligenz kommen nur mit Hilfe des Willens zustande und die höchsten Willensformen entstehen nur da, wo der Wille sich über das instinktive Handeln erhebt und wo die wichtigsten Eigenschaften einer hochentwickelten Intelligenz, wie Produktivität und Selbständigkeit des Denkens, analytischer Scharfsinn und Kombinationsgabe, logische Konsequenz und Tiefsinn sich mit den wertvollsten Willenseigenschaften kombinieren. Hiebei drängt sich aber die Frage auf, ob nicht angesichts dieser Kooperation von Intelligenz und Wille einer dieser beiden geistigen Mächte der Primat über die andere zukomme. Man könnte sich nun mit der Entscheidung begnügen, daß diese beiden Mächte, von denen alle menschliche Größe und alle großen Leistungen im Erkennen und Handeln abhängen, in harmonischer Zusammenstimmung mit größter Vollkommenheit ihrer wertvollsten Eigenschaften ausgebildet sein müssen, damit bedeutende Persönlichkeiten und große menschliche Leistungen entstehen. Hiemit ist aber jene Frage nicht gelöst, sondern nur umgangen und doch hat ihre Entscheidung weitgehende Konsequenzen für unsere Ansicht vom menschlichen Seelenleben, von der Stellung des Menschen zur Welt, ja sogar für die Ausbildung unserer Lebens- und Weltanschauung.

Zunächst ist daher die Erfahrung darüber zu befragen, ob sich jede beliebige Willenseigenschaft mit jeder beliebigen Grundeigenschaft der Intelligenz in der Weise kombinieren kann, daß typische Intelligenzformen entstehen, welche durch das Eingreifen des Willens in die Arbeit der Intelligenz verständlich zu machen sind. Ist z. B. Inkonsequenz des Handelns mit Konsequenz des Denkens kombiniert, so ergibt eine solche Divergenz des Willens und der Intelligenz jene bekannten widerspruchsvollen und problematischen Naturen, die im praktischen Leben vollkommen

versagen. Wo sich hingegen parallel laufende und harmonierende Grundeigenschaften des Willens und der Intelligenz kombinieren, da entstehen die harmonischen, klaren, in sich gefestigten und mit sich selbst einigen Charaktere. Durch Kombination von Willensvorzügen und intellektuellen Eigenschaften niederer Art kommen einige der auffallendsten Äquivalente der höchsten Intelligenzformen zustande. So entsteht aus einer mittleren intellektuellen Begabung, die sich mit hervorragenden Willenseigenschaften kombiniert, das große Talent, das in Kunst und Wissenschaft Leistungen hervorbringen kann, die denen der genialen Menschen sehr nahe kommen (Joshua Reynolds, Raphael Mengs, Christian Wolff). Ist hingegen Wille und Intelligenz im entgegengesetzten Sinne kombiniert, so ergibt sich daraus das „Genie", das zu keinerlei großen Leistungen gelangt, weil seine hohe Begabung durch Mängel des Willens behindert oder geradezu gelähmt wird (Bürger, Novalis, Hölderlin). Solche Erfahrungen scheinen für die Überlegenheit des Willens gegenüber der Intelligenz zu sprechen, aber es zeigt sich auch die umgekehrte Erscheinung: was ist denn ein noch so energischer Wille ohne Intelligenz? Der unintellegente Kraftmensch kommt im Leben ebensowenig vorwärts als der intelligente Schwächling. Einen Ausweg aus dieser Verlegenheit eröffnet nur die Betrachtung des allgemeinen psychischen Wesens der Intelligenz einerseits und des Willens anderseits und es stellt sich hiebei mit zwingender Notwendigkeit der Primat der Intelligenz über den Willen heraus. Der Wille ist nämlich gar nichts anderes als ein Übergehen von Vorstellungen in Handlungen (auf der Stufe der ideomotorischen und instinktiven Handlungen) oder ein Übergehen von beurteilten Zielvorstellungen und deren Billigung in Handlungen (zielbewußte Form der Willenshandlung). Der Wille ist somit gar nicht denkbar ohne die Voraussetzung von intellektuellen Elementen, die in Handlung übergehen. Ein Wille ohne vorhergehende Intellekt-Tätigkeit in irgend einem Sinne ist eine psychologische Unmöglichkeit. Ist das innere Wollen — z. B. bei angestrengter Aufmerksamkeit oder bei zielbewußtem Sichbesinnen — nur eine höhere Entwicklungsstufe der äußeren Willenshandlung und muß das ursprüngliche Wesen des Willens in der äußeren Handlung gesucht werden, dann erscheint das intellektuelle Seelenleben erst recht als das primäre, weil der Wille dann nichts anderes ist, als ein Sichumsetzen des intellektuellen Seelenlebens in eine Wirkung nach außen, und die wahre Bedeutung des Willens ist die, daß er alle die Vorgänge in sich begreift, durch die das innere Seelenleben aus sich heraustritt und seine Innerlichkeit verläßt, wo es nur ein ruhiger Spiegel der äußeren Reize ist. — Befragen wir übrigens nochmals die Erfahrung! In dem Vergleich geistig niedrig und geistig höher stehender Menschen haben wir ein Stück der Entwicklung des menschlichen Geistes vor uns. Dieser Vergleich zeigt uns aber mit Sicherheit, daß der niedriger stehende Mensch immer auch der weit mehr von dem Willen als von der Intelligenz beherrschte ist; bei der großen Masse der wenig intelligenten, unproduktiven, geistig unselbständigen Menschen besteht der Primat des Willens über die Intelligenz. Umgekehrt bemerken wir bei den „führenden Geistern" der Menschheit,

welche einem ganzen Zeitalter den Stempel ihres Geistes aufdrücken, daß sie nicht etwa geistig blinde Kraftmenschen sind, sondern sich stets durch überlegene Intelligenz auszeichnen. Ein solcher führender Geist ist nicht denkbar ohne schöpferische Ideen, große und durchaus originale Ziele, ohne eine überragende, auch die Widerstrebenden besiegende Klugheit und Geschicklichkeit, ohne weiten Blick und vollkommene geistige Selbständigkeit.

Wenn es also überhaupt einen geistigen Fortschritt der Menschheit gibt, so kann er nur darin bestehen, daß die Herrschaft der Intelligenz über den Willen sich immer weiter ausbreitet, niemals aber darin, daß brutale Willensstärke, gepaart mit niedriger Intelligenz, an Anzahl ihrer Vertreter zunimmt. Denn alle wissenschaftlichen Erfolge und überhaupt alle Kulturgüter der Menschheit kommen nur durch einen von Intelligenz geleiteten Willen zustande, während in der Geschichte die vom Willen beherrschte Intelligenz oft genug als Kultur und Bildung zerstörende Macht auftritt. Gibt es einen Fortschritt unserer Persönlichkeit, so besteht er ohne Zweifel darin, daß die immer fortschreitende Intelligenz den Willen ihrem Einfluß unterwirft, und nicht etwa darin, daß der Wille immer mehr über die Intelligenz den Sieg davonträgt. Das Ideal unserer Persönlichkeit kann nur darin erblickt werden, daß eine hochentwickelte und weitblickende Intelligenz, eine alle Ziele und Folgen unserer Handlungen gleichzeitig überblickende Intelligenz den Willen leitet.

Zuletzt drängt sich noch die Frage auf, welche Bedeutung unsere Ansichten über das Verhältnis von Intelligenz und Wille für unsere Lebens- und Weltanschauung besitzen. Diese Frage aber spaltet sich wieder in zwei Fragen: erstens ob der Mensch zu seiner Weltanschauung mehr durch die Art seiner intellektuellen Begabung und die Prinzipien seiner intellektuellen Tätigkeit oder vielmehr durch seine elementare Willensrichtung getrieben wird; zweitens ob sich aus der fraglichen Grundanschauung auch für unsere materiale Weltanschauung, für unsere Auffassung vom menschlichen Geistesleben überhaupt, von der Stellung des Menschen zur Welt und von den letzten Gründen alles Seins und Geschehens Folgerungen ergeben. Auf diese Fragen geben Intellektualismus und Voluntarismus ganz entgegengesetzte Antworten. Der Verf. bekennt sich zu dem ersteren. Sein Nachweis, daß alle psychische Fortentwicklung von der Tierreihe aus bis zum Menschen und alle Entwicklung der menschlichen Persönlichkeit und ebenso der wahrscheinliche Fortschritt der menschlichen Gemeinschaft in der Richtung liegt, daß immer höhere Formen der Intelligenz sich immer vollständiger dem Willen unterwerfen — dieser Nachweis bringt den Verf. zur Überzeugung, daß es die höchsten Eigenschaften der Intelligenz überhaupt sind, welche die Stellung des Menschen zur Welt bestimmen. Das Ziel der menschlichen Entwicklung ist dann nicht ein Wille, der die Intelligenz unterjocht, sondern eine höchste Steigerung von Intellekteigenschaften, die sich völlig dem Willen unterjochen. Charakteristisch ist es, daß der Verf. die Frage, ob die Weltanschauung des einzelnen Menschen mehr durch

die Art seiner intellektuellen Begabung, durch logische Überlegung und wissenschaftliche Reflexion oder mehr durch seine Wünsche und Neigungen, seine angeborenen Willensdispositionen und seinen Charakter bestimmt wird, als eine geradezu ungehörige bezeichnet; denn wenn die Weltanschauung eines Menschen überhaupt ein Streben nach Wahrheit im Sinne der Widerspruchslosigkeit, der Konsequenz, der Tatsachenrichtigkeit und der Objektivität des Denkens sein soll, so sei es ja selbstverständlich, daß sie gar nicht durch den Willen bestimmt sein darf, sondern nur durch die Prinzipien unseres Erkennens.

Übrigens ist auch bei diesem Punkte ein Blick in das Getriebe unserer Umgebung belehrend. Vergleichen wir die „große Masse" mit den höher begabten, den eigentlich intellektuellen Menschen, so ist es der Standpunkt der keiner eigenen Überzeugung fähigen Masse, daß sie sich in Weltanschauungsfragen mehr von ihren Wünschen und Begehrungen leiten läßt, als von logisch und sachlich gewissen Gründen; je weniger der Intellekt des Menschen entwickelt ist, desto mehr ist seine Weltanschauung der Ausdruck seiner Wünsche, vor allem des Wunsches nach Befriedigung und Beruhigung des Gemütslebens. Solche Menschen denken voluntaristisch. Ihnen gegenüber steht die Gruppe der Menschen, welche die individuelle Fähigkeit besitzen, auch in den wichtigsten Fragen des Lebens ihre Entscheidung nur nach den Rücksichten tatsächlicher Richtigkeit, logischer Konsequenz und Widerspruchslosigkeit zu treffen. Diese individuelle Fähigkeit wird aber auf die Weltanschauung um so größeren Einfluß nehmen, je mehr solchen Menschen das Wissen ihrer Zeit zur Verfügung steht und je strengeren Charakter ihre wissenschaftliche Methode hat.

So kommt denn der Verf. zu dem Schlußergebnis, daß wir in den Fragen der psychologischen Deutung des Verhältnisses von Intelligenz und Wille, sowie in den Fragen der Lebens- und Weltanschauung der Intelligenz und dem richtig verstandenen Intellektualismus den Vorrang über den Willen und den Voluntarismus zusprechen müssen.

Ich sehe ein besonderes Verdienst Meumanns in der Ausführung, wie inkonsequent heutzutage jene Denker verfahren, welche in ihrer Psychologie überall den Willen in andere Bewußtseinsvorgänge aufzulösen suchen und dabei dennoch nach ihrer Gesamtansicht vom geistigen Leben und seiner Bedeutung Voluntaristen sind. Wenn der Wille nicht denkbar ist ohne vorhergehende intellektuelle Vorgänge, dagegen intellektuelle Elemente und Prozesse (wie die Empfindungen und Reproduktionen) sehr wohl denkbar und sogar faktisch vorhanden sind ohne Wirksamkeit des Willens, so muß auch in der allgemeinen Lebensansicht der Intellekt als das Primäre gelten, der Wille als etwas Sekundäres. Natürlich gilt dies nur dann, wenn man mit Meumann vom Gebiete des Wollens nicht nur die Reflexbewegung, sondern auch die blinden Trieb- und Instinktbewegungen ausschließt. Nur sollte M. dies mit größerer Entschiedenheit auch mit jenen Handlungen tun, die das Ergebnis der „repressiven Weiterbildung" der Willenshandlungen sind (S. 204 ff.).

In den „Anmerkungen“ (S. 293) erklärt der Verf., daß er in dieser Arbeit absichtlich die ethische Seite des Wollens außer acht gelassen habe. Es wäre aber vielleicht doch gut gewesen, etwa dort, wo vom Charakter die Rede ist, oder auch im abschließenden Kapitel den Begriff des guten und des bösen Willens schärfer zu beleuchten. Dadurch konnte im vorhinein dem möglichen Einwande begegnet werden, daß die höchste Stufe des Persönlichkeitswertes erst dann erreicht sei, wenn sich zu hoher Intelligenz ein guter Wille geselle, wobei aber nach der unbestreitbaren Auffassung aller Kulturvölker dem Willen die Herrschaft über den Intellekt zukomme. Vom Standpunkte des Verf.s, dem ich mich ohne Vorbehalt anschließe, ist ein solcher Einwand leicht zu entkräften. Nach der erschöpfenden Analyse der äußeren Willenshandlung (S. 184—187) geht der Begriff des guten Willens auf die durch den Intellekt bedingten „Zielforderungen“, die vom Subjekte des Wollens „beurteilt und gebilligt“ werden. Entsprechen nun diese Zielforderungen dem Kollektivwillen der Lebensgemeinschaft, der dieses Subjekt angehört, und werden sie von der letzteren gebilligt, dann ist der fragliche Wille ein guter Wille, im entgegengesetzten Falle aber ein böser. Jedenfalls ist daher auch auf der oben bezeichneten Entwicklungsstufe der Persönlichkeit die Intelligenz der maß- und richtunggebende Faktor, in dessen Dienst allein sich der an und für sich blinde Wille in einer Weise betätigt, welche ein ethisches Werturteil herausfordert. — —

Schließlich erfülle ich eine recht peinliche Pflicht der Berichterstattung, wenn ich auf den mangelhaften typographischen Zustand des inhaltlich so wertvollen Buches hinweise. Handelte es sich hiebei nur um die fast unvermeidlichen Tücken des bekannten Setzerteufels, so würde ich darüber kein Wort verlieren; so aber wird der Leser nahezu auf jeder Seite des Buches durch kleinere oder größere Gebrechen gestört und aufgehalten. Der Übelstand ist so groß, daß ich nur um seinetwillen fast Bedenken trage, das Buch jemandem zu empfehlen, der nicht schon ganz sattelfest und von eiserner Ausdauer ist. Es wäre zu wünschen, daß recht bald eine neue Auflage veranstaltet wird, die in dieser Hinsicht nichts zu wünschen übrig läßt. Zu hunderten zählen insbesondere die Fälle, wo das Komma in sinnstörender Weise entweder gesetzt oder nicht gesetzt ist, wobei ich ausdrücklich bemerke, daß ich selbst bezüglich der Anwendung des Komma nach der „modernen“ Rechtschreibung ein weites Gewissen habe und nur möglichste Förderung der Verständlichkeit als Richtschnur anerkenne. Am häufigsten begegnet die Inkonsequenz, daß Nebensätze innerhalb einer Periode wohl zu Beginn, aber nicht auch zu Ende durch ein Komma abgegrenzt werden. Daß das Subjekt von seinem Prädikat durch ein Komma getrennt ist, kommt häufig genug vor u. dgl. Ein paar Beispiele als Beleg: S. 144 „Es ist kein Zweifel, daß die letztere Art der Produktivität, die wissenschaftlich bei weitem wertvollere ist“; S. 258 „Die kombinatorische Intelligenz erzeugt dagegen gerade, das völlig von einem System wohl durchdachter Grundsätze beherrschte Handeln“; S. 201 „Daß der Wille nichts anderes wäre, als eine solche subjektive „Beziehung“ des Erfolges der Handlung, auf die die Handlungen einleitenden Tätigkeiten“.

Völlig ratlos bleibt der Leser auf S. 170: die 4. Zeile v. o. lautet „Der Denkfähigkeit entstehen. Der rein produktive Denker“ — Mit den ersten drei Worten läßt sich überhaupt gar nichts anfangen; die letzten vier aber müssen als Subjekt des Satzes an die Spitze der vorletzten Zeile gezogen werden!! Dazu kommt aber noch, daß es nach dem Zusammenhange heißen muß: „Der rein reproduktive Denker“! — Sehr unangenehm sind Anakoluthien wie S. 85 und 281; im zweiten Falle geht der mit dem ersten „daß“ eingeleitete Subjektsatz nach 7 Zeilen in die Form des Hauptsatzes über: „so müssen wir auch zu der Lebensanschauung kommen“. Daß solche Fälle bei Kant ab und zu vorkommen, ist wohl keine Entschuldigung. — S. 126 muß es 22 Z. v. o. statt „Phantasievorstellungen“ heißen „Erinnerungsvorstellungen“. — S. 136 lies „landschaftliche Stimmung“ statt „landwirtschaftliche Stimmung“! — S. 164, 18. Z. v. u. liest man sogar „zusprechen“ statt „absprechen“! — S. 166 l. „mit sogenannten Bonmots“ statt „zu sog. Bonmots“, überdies fehlt davor ein unentbehrliches Komma. — S. 168, 10. Z. v. u. fehlt das Verbum „hat“ mit Komma, so daß der Satz zunächst unverständlich ist. — S. 173, 16. Z. v. u. l. „Forschungsgebietes“ st. „Forschungsgliedes“. Diese Proben mögen genügen; ähnliche Fehler aber finden sich S. 2, 6, 8, 11, 15, 18, 25, 34, 38, 39 (von hier bis 41 findet sich viermal „Übungsaffekt“ st. „Übungseffekt“) S. 40, 45 usw. usw.

Für die wünschenswerte Neuauflage dieser Schrift, die sich doch sicherlich nur an gebildete Leser wendet, würde es sich auch empfehlen, Namen wie Caesar, Demosthenes, Newton, Leibniz, Kant, Schopenhauer usw. ohne die Etikette „der berühmte römische Feldherr“, „der berühmte Philosoph, Naturforscher“ usw. anzuführen. Insbesondere befremdet es in einer philosophischen Schrift, daß Kant, der häufig genannt wird, jedesmal als Philosoph bezeichnet ist.

Wien. Ant. v. Leclair.

A. Hippius, Der Kinderarzt als Erzieher. Praktisches Handbuch für Eltern, Ärzte und Lehrer. München, Beck 1909. 324 SS. 8°. Preis geb. 4 Mk.

Was dieses Handbuch auszeichnet und ihm unter den zahlreichen ähnlichen Werken einen ehrenvollen Platz sichert, ist der reiche Inhalt bei dem geringen Umfange, die übersichtliche Anordnung und klare Darstellung in gefälliger Sprache, die Vermeidung aller Einseitigkeiten und Übertreibungen, welche gerade auf diesem Gebiete häufig sind, endlich die aufmerksame, stete Beachtung der engen Beziehungen zwischen der physischen und psychischen Seite des Lebens.

Nach einer Einleitung, worin der Verf. unter andern „die erzieherisch wichtigen Altersperioden des Kindes“ in besonders gelungener Weise übersichtlich darstellt und „das Prinzip der Übung und Schonung“ erörtert, folgen die vier Hauptabschnitte: Säuglingsalter, Neutrales Kindesalter, Knaben- oder Mädchenalter, Pubertätsalter. In jedem von diesen ist der

Gegenstand wieder nach vier Gesichtspunkten gegliedert, nämlich: körperliche Entwicklung, seelische Entwicklung, körperliche Erziehung, seelische Erziehung. — Eine Inhaltsübersicht steht voran, am Schlusse findet man „Erzieherisch beachtenswerte Anzeichen“ und ein „Sachregister“, beide in alphabetischer Ordnung.

Zum Schlusse sei einiges erwähnt, worin ich mit Hippius nicht übereinstimme: die ethischen Einwände gegen das Ammenwesen scheinen mir gewichtiger als ihm; daß kleine Kinder ohne jeden Schaden mehrere Sprachen zugleich lernen, bezweifle ich; die Forderung „Examina sollten aus dem Schulbetriebe durchaus eliminiert werden“ (S. 235) widerspricht dem ganzen Geiste des Buches; auch ist es übertrieben zu verlangen (S. 282): „Schüler und Schülerinnen einer Klasse der Schule sollten stets gleich gekleidet sein“, damit sich keines ob seiner äußeren Erscheinung überhebe oder aber zurückgesetzt fühle. In der Frage der sexuellen Aufklärung endlich möchte ich weder so weit gehen wie Hippius, noch so konservativ bleiben wie F. W. Förster in seinem bekannten Buche.

An das ausgezeichnete Werk des weil. Direktors der orthopädischen Heilanstalt in Leipzig, dem „Buch der Erziehung an Leib und Seele. Für Eltern, Erzieher und Lehrer“ von Dr. Schreber und an Bertold Sigismunds liebes Büchlein „Kind und Welt“ reiht sich würdig diese Schrift des Moskauer Kinderarztes Hippius.

Wien. Jos. Perkmann.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Literarische Miszellen.

Franz Stürmer, Die Etymologie im Sprachunterricht der höheren Schulen. Halle, Waisenhaus 1906. 55 SS. 8°.

Der Verf. erörtert auf S. 3—12 die Notwendigkeit einer Reform des sprachlichen Unterrichtes der Mittelschule auf der Basis der Etymologie, u. zw. bereits von der untersten Stufe an. Nicht nur bei den Vokabeln, auch bei der Laut- und Formenlehre soll die Etymologie im weitesten Umfange verwertet werden. S. 12—55 bringen Proben etymologischer Vokabularien nach der Methode des Verf.s, die sich auch auf Französisch und Englisch erstrecken. — Im Prinzip werden gewiß alle Lehrer der Sprachfächer an der Mittelschule mit dem Verf. einverstanden sein, doch in dem von ihm gewünschten Umfange wird sich die Etymologie beim Unterricht kaum verwerten lassen. Auf der untersten Stufe mangelt, um nur ein Beispiel anzuführen, wohl die Zeit, die Zusammenstellung der Wortgruppen regelmäßig und systematisch durchzuführen; abgesehen davon, daß immer noch eine große Menge von Vokabeln übrig bleibt, die sich nirgends einreihen lassen und doch nur mechanisch memoriert werden können. Und was die Heranziehung der Lautverschiebung bei der Wort- und Formerklärung betrifft, wodurch nach der Meinung des Verf.s das schwierige, bloß mechanische Lernen durch ein leichteres, verständiges ersetzt werden soll, nun, so wird wohl vielen Schülern das Erfassen und das Behalten der schwierigen Lautverschiebungsgesetze noch viel schwerer fallen, als das angeblich so schwierige mechanische Lernen von Wörtern und Formen; ein guter Teil der Schüler wird jene Lautgesetze selbst nur mechanisch sich aneignen können. Ich habe nie bemerkt, daß es den Schülern schwer fiel, sich die Formen von *πάσχω* zu merken. Sollte es dem Schüler wirklich leichter sein, sich zu merken: Sonantisches *ν* ist im Griechischen durch *α* vertreten; *ἔπαθον* ist *ἔπενθον* mit Ausfall von *ε* (der gleiche Ausfall in *ἔλιπον*) und Vertretung des sonantischen *ν* durch *α*?

Im übrigen bringt die Schrift eine so reiche Fülle von hochinteressantem etymologischen Material, daß jeder Sprachlehrer im einzelnen für den Unterricht viel daraus gewinnen kann, wenn sich auch, wie gesagt, des Verf.s Methode kaum systematisch durchführen läßt. Und darum sei eine gründliche Durcharbeitung der auch in wissenschaftlicher Beziehung vollkommen korrekten Ausführungen des Verf.s allen Fachgenossen dringend empfohlen.

Wien. H. St. Sedlmayer.

Erläuterungen zu Wolfram von Eschenbachs Parzival. Von Prof. Dr. Ferdinand Hoffmann (Dr. Wilh. Königs Erläuterungen zu den Klassikern, 152./155. Bändchen). Verlag von Herm. Beyer in Leipzig. Preis Mk. 1·60.

Dieser Kommentar gilt nicht dem mhd. Original, sondern der Übersetzung von K. Panier in Reclams Universalbibliothek. Eine Einleitung bespricht Wolframs Leben und Werke, ein Anhang die Quelle und den Grundgedanken des Parzival. Hier wie dort ist Bartsch ausgeschrieben, und zwar Satz für Satz. Die Erläuterungen selbst folgen wieder diesem Gewährsmann, natürlich auch dort, wo er Unrecht hat (z. B. VI 312 und 441), nicht selten auch dort, wo seine Fußnoten nur den mhd. Wortlaut interpretieren: I 599 'bot er sein Mahl ihm dar' — *er ließ ihm einen Imbiß, ein Frühstück auftragen* (Bartsch erklärt *enbîzen:* 'Frühstück, Imbiß'); 630 'Das Fliehen ward ihr bester Rat' — *sie konnten nichts Besseres tun als fliehen* (Bartsch *sine hetens vliehens keinen rât* 'sie konnten nicht umhin zu fliehen'); 980 'Spielleute' — *Fiedler, die Geige war das beliebteste Instrument der Spielleute* (B. *spilman* 'Spielmann, Fiedler; die Geige etc.'); 1043 *er want sich dicke alsam ein wit* (B. 'Strick aus gedrehten Reisern; der Vergleich bezieht sich auf die Manipulation des Flechtens, Drehens'). Der Übersetzer gibt *wit* durch 'Gerte' wieder, wodurch das Bild sich ändert; Hoffmann tischt aber trotzdem Bartschens Erklärung auf. Zuweilen schreibt er allzu flüchtig ab: 1695 *Wenn der Tauber gestorben ist, setzt sich die Taube nie auf einen grünen Ast und trübt das Wasser, ehe sie stirbt* (B. 'ehe sie es trinkt'). Er hat übrigens recht, wenn er dem Wortlaut seiner Quelle folgt, denn mit eigenen Bemerkungen ist er nicht glücklich. Sigune auf der Linde (V 764) reizt ihn zu der Frage: 'War diese vielleicht umgefallen?' *In juven poys* (V 1421) soll eine sprichwörtliche Redensart sein.

Es fiele mir nicht ein, dem Verf. aus seiner — sagen wir: Abhängigkeit — von Bartsch einen Vorwurf zu machen, wenn er den Sachverhalt in der Vorrede ehrlich zugestände. Das geschieht aber nicht. Brauchbar — und hoffentlich auch selbständig — ist die ausführliche Inhaltsangabe der Dichtung (127 SS.). Ihretwegen können die Hefte dem Leserkreis, für den sie bestimmt sind, empfohlen werden.

Graz. Anton Wallner.

Leopold Lampel, Deutsches Lesebuch für die zweite Klasse österreichischer Mittelschulen. 11. Auflage. Wien, Hölder 1909.

Das viel benützte Lampelsche Lesebuch erscheint nunmehr auch den neuen Lehrplänen angepaßt. Da der vorliegende Band an neuen Stücken meist nur solche bringt, die sich bereits bei Wendt, Bauer-Jelinek-Streinz und anderen Lesebuchherausgebern bewährt haben, so kann der Ref. sich recht kurz fassen. Sehr geeignet als Muster zu Aufsatzübungen sind außer den von Lampel bezeichneten Stücken von Sommer, Linnig und Bone auch die beiden prächtigen Ausschnitte aus den „Federzeichnungen aus der Tierwelt" von Aglaja v. Enderes. Als zu hoch für den Sekundarer ist von allen Stücken des Bandes nur „Die Siegerin" von Marie v. Ebner-Eschenbach zu bezeichnen. Bürgers „Lied vom braven Mann" ist hier ebenso gekürzt wie bei Bauer-Jellinek-Streinz; ich wiederhole, daß ich das, da es nicht unbedingt notwendig ist, für respektlos halte, wenn es auch die herrschende Praxis ist. Die Dichtung der Gegenwart ist trotz der Versicherung des Begleitwortes nicht allzu reich vertreten (fünf lebende Dichter mit acht Stücken unter 128 Nummern). Trotzdem wird das Unterrichtswerk auch in seiner neuen Gestalt mit Nutzen verwendet werden können.

Triest. Alfred Nathansky.

Bericht über die Verhandlungen der XIII. Tagung des Allgemeinen Deutschen Neuphilologen-Verbandes zu Hannover vom 8. bis 12. Juni 1908. Herausgegeben vom Vorstande des A. D. N. V. 1909. Hannover-Berlin, Carl Meyer. VII und 188 SS.

Außer der Einladung zur Teilnahme an der XIV. Tagung des Allgemeinen Deutschen Neuphilologen-Verbandes im Jahre 1910 in Zürich, den geschäftlichen Berichten und Beschlüssen, wovon wir nur die Summe der Verbandsmitglieder mit etwa 2100 hervorheben, den Eröffnungsansprachen und dem Festberichte sowie einem Mitgliederverzeichnisse gibt diese Verhandlungsschrift in der Tat ein vollständiges Bild des wichtigen, von nahezu 300 Mitgliedern, vielen Gästen und Regierungsvertretern besuchten Kongresses. Die rein-wissenschaftlichen Vorträge, deren im ganzen vier gehalten wurden, sind in Auszügen mit Verweis auf den Ort ihrer seitherigen Veröffentlichung *in extenso* wiedergegeben. Der in manchen Ansprachen an die Jubiläumstagung (25jähriger Bestand des Verbandes) bereits hervorgehobene Aufschwung der Neuphilologie fand seinen nachhaltigsten Ausdruck in der Wichtigkeit der dem Hochschulstudium und der praktischen Ausbildung der Neusprachler sowie streng methodischen Fragen der Mittelschulpädagogik gewidmeten Sitzungen. Waren auch das Programm überreichlich und die Debatten nicht stets knapp und sachlich genug, so ist doch wieder manche Frage nicht bloß im Prinzipe, sondern auch im Gefühle werktätiger Übereinstimmung wesentlich weiter gebracht worden. Die „Reformmethode" ist nun allgemein anerkannt, ohne deshalb die „Übersetzungsmethode" grundsätzlich verdrängt zu haben; Universitäts- und Mittelschullehrer haben sich über notwendige Forderungen und Leistungen der nachrückenden Jungmannschaft verständigt (insbesondere Geheimrat Münchs goldene „Zehn Gebote für Studierende der neueren Sprachen" haben all die schwierigen, aber auch hohen Pflichten derselben in helles Licht gerückt und begründet, vgl. S. 37 f.) und manche Unterrichtsmittel, namentlich die Schulausgaben, sind einer klärenden Erörterung unterzogen worden. Für Einzelheiten erlaubt sich Ref. auf seinen ausführlicheren Bericht in der Zeitschr. f. d. Realschulwesen, XXXIII. Jahrg., S. 513—526 zu verweisen, den er noch unter dem lebendigen Eindrucke der Tagung erstattet hat, an der teilzunehmen ihm eine Unterstützung der hohen Unterrichtsverwaltung ermöglichte. Auch an dieser Stelle muß jedoch kurz aufgezählt werden, was auch von unseren Vertretern in Hannover unter allgemeinem Beifalle ausgesprochen worden ist (vgl. namentlich Schipper S. 30 f., Eichler-Glauser S. 102 f.), daß Österreich nicht selten auf Errungenschaften hinweisen konnte, die draußen im Reiche noch Gegenstand heißen Ringens sind. So z. B. die nach unseren Vorschriften mögliche, wenn auch aus administrativen Gründen von Landesschulinspektoren und Direktoren oft umgestoßene Beschränkung auf die Prüfung aus bloß einer Fremdsprache (die zur allseitigen Weiterbildung wahrlich Stoff und Arbeit genug für ein Lehrerleben bietet); die Gleichmäßigkeit der Anforderungen beim Haupt- und Nebenfach bezüglich der Fertigkeit in der modernen Sprache und Belesenheit in der modernen Literatur; die Verwendung von Grammophonen u. dgl. im Hoch- und Mittelschulunterrichte; die doppelten vollen Professuren für romanische und englische Philologie an einer Universität; endlich die überaus liberale Bewilligung von Auslandstipendien für Lehramtskandidaten und Lehrer der neuen Sprachen sowie die Errichtung einer fachlichen Führung dieser Stipendisten im Auslande durch nationale Vertrauensmänner.

In den gesamten Verhandlungen ist ein Vorwärtsdringen auf allen Linien zu bemerken; wenn wir Österreicher durch die Durchführung der mannigfachen Reformtypen unserer Mittelschule nun abermals einen gewaltigen Schritt nach vorne gemacht haben, der zu der nie stillestehenden

Aus- und Durchbildung des neuphilologischen Studiums in wenigen Jahren ein erkleckliches Teil beitragen wird, so dürfen wir den künftigen Neuphilologentagen, an denen wir wie bisher wacker mitarbeiten wollen, mit berechtigtem Stolze entgegensehen.

Wien. Dr. Albert Eichler.

Willy Scheel, Bilder aus Deutsch-Ostafrika. Mit 9 Abbildungen und einer Karte. 30. Band der Sammlung belehrender Unterhaltungsschriften für die deutsche Jugend, herausg. von H. Vollmer. Berlin, Verlag H. Paetel 1909.

Das Buch will eine Jubiläumsschrift sein zur Erinnerung an den 25jährigen Bestand der deutschen Kolonisationstätigkeit in Afrika. Es wendet sich in erster Linie an die deutsche Jugend und sucht ihr, gestützt auf die besten und neuesten Quellen, ein anschauliches Bild des Werdens und der wirtschaftlichen Bedeutung des deutschen Besitzes in Afrika zu vermitteln. Es ist selbstverständlich, daß hiebei Natur und Bewohner des Landes eingehend gewürdigt werden. Das mit Sachkenntnis und Begeisterung für die deutsche Kolonialpolitik geschriebene Buch wird gewiß dazu beitragen, die reichsdeutsche Jugend für den kolonialen Gedanken zu gewinnen.

Wien. J. Müllner.

Michael Faraday, Naturgeschichte einer Kerze. Sechs Vorlesungen für die Jugend mit einem Lebensabriß Faradays, herausgegeben von Dr. Richard Meyer, ord. Prof. der Chemie an der technischen Hochschule in Braunschweig. Nebst einem Bildnis Faradays und 33 Abbildungen. 5. Aufl. 172 SS. Leipzig, Quelle & Meyer 1909. Preis geh. Mk. 2·50.

Das ist eines von den Büchern, die für die Bibliotheken der Mittelschulen in vorzüglicher Weise passen. Es bietet dem Schüler sehr viel und kann auch dem Lehrer nützlich werden, denn es enthält eine Menge von Beispielen meisterhafter Didaktik. Den Schüler dürfte zunächst die kurze, aber inhaltsreiche Lebensbeschreibung fesseln, denn sie zeigt ihm einen Mann, der sich unter sehr ungünstigen Verhältnissen aus der Armut und Not emporarbeitet und seiner reichen Begabung durch Fleiß und unermüdliche Ausdauer den richtigen Nährboden verschafft. An seiner eigenen Genialität zweifelt kein erwachendes Talent, aber daran gehen viele zugrunde, daß sie sich nicht überzeugen lassen wollen, wie sehr ihre Erfolge von der Beharrlichkeit abhängen. Dieser ethische Zug gibt der sonst wissenschaftlichen Behandlung eines alltäglichen Gebrauchsgegenstandes den warmen Hintergrund: Es ist nicht der pedante Schulmeister, der zu den Schülern spricht, sondern ein hervorragender Mann, zu dem sie ehrfurchtsvoll aufblicken, ungewiß, ob sie ihn mehr wegen seines reichen Wissens oder wegen seiner Liebenswürdigkeit bewundern sollen. Das Gewicht der Persönlichkeit ist der erste Faktor im erzieherischen Unterrichte. Wenn es daran fehlt, und das merken die Schüler gegebenenfalls alsbald, dann ist alle Wissenschaft nutzlos vergeudetes Gut. Ohne sich in langatmige Theorien zu verlieren, durchstreift der Vortragende die wichtigsten Gebiete der Physik und Chemie und weiß jede Gelegenheit geschickt zu benützen, die jungen Forscher zum aufmerksamen Beobachten anzuregen. Als ein in strenger Selbstzucht geschulter Lehrer verläßt er nirgends den

konkreten Boden unmittelbarer Anschauung, um sich in abstrakte Deduktionen zu verlieren und die Hörer damit zu ermüden. In dieser Hinsicht bietet das Buch auch dem Lehrer viel Lehrreiches. Druck und Ausstattung sind vorzüglich.

Innsbruck. Dr. Al. Lanner.

Programmenschau.

31. **Hebbel im Jahre 1848.** Progr. des k. k. Erzherzog Rainer-Gymnasiums im II. Gemeindebezirk in Wien 1909. 9 SS.

32. **Ferdinand Wünsch, Hebbels „Judith".** Progr. des k. k. Staats-Oberrealgymnasiums (vereinigte Mittelschule) in Tetschen a. E. 1909. 22 SS.

Diese beiden Programmarbeiten sind vermutlich Verlegenheitsleistungen und hinterlassen nur den Eindruck des Bedauerns, daß die Druckkosten nicht für einen besseren Zweck gewidmet wurden. Der Verf. des ersten, volle neun Seiten Oktav füllenden Aufsatzes hat sich wohlweislich nicht genannt, dafür eingestanden, daß er meinen Ausführungen „zum Teil gefolgt" sei; die anderen Darstellungen des Themas, die es gibt, scheinen ihm unbekannt geblieben zu sein. Auch sonst vermißt man Vertrautheit mit dem Stoff, fragt sich z. B. S. 10 vergebens, wie Hebbel in Thibauts Kolleg sich politische Bildung angeeignet haben soll, das Kolleg betraf die Institutionen. Daß Hebbel „unter dem Donner von Windischgrätz' Kanonen" an „Maria Magdalena" die letzte Hand angelegt hat, wird wohl nur in momentaner Flüchtigkeit als Schluß der ganzen Arbeit behauptet; aber diese Flüchtigkeit, die sich auch in den groben Druckfehlern zeigt, ist charakteristisch für den Aufsatz. Ein Wiener Programm sollte Reiferes bieten.

Anspruchsvoller erscheint die zweite Programmleistung, die trotzdem nicht viel mehr Wert hat. Ja, ihr Verf. verdient um so schärferen Tadel, weil er als eigene Entdeckung vorträgt, was er doch auch nur aus der historisch-kritischen Ausgabe geschöpft haben wird. S. 12 sagt er emphatisch: „Ich vermute, daß Hebbel durch Gutzkows ‚König Saul' auf den Stoff der Judith gelenkt wurde"; mit dieser Vermutung dürfte er Recht haben, nur etwas zu spät kommen, da ich sie schon 1900 im ersten Bande S. XXIII vorgetragen und begründet habe. Auch zwischen anderen Ansichten, die Wünsch als seine eigenen vorbringt, und den meinen besteht eine so große Verwandtschaft, daß ich „vermute", dabei sei Zufall ausgeschlossen. Man pflegt in wissenschaftlichen Arbeiten seine Quellen gewissenhaft anzugeben. Neu in den Ausführungen ist der Versuch (S. 22—24), einen Einfluß von Georg Büchners Stil auf den Stil Hebbels zu erweisen; ich halte ihn nicht für gelungen, weil die Ähnlichkeit nur dann besteht, wenn man nicht Hebbels Stil in den Briefen vor seiner Lektüre Büchners kennt. Es geht nicht an, eine so schwierige Frage mit einigen wenigen, rasch herausgegriffenen Proben erledigen zu wollen; aber immerhin steckt hier wenigstens etwas Eigenes, Wünsch Zugehörendes. Es kommt mir nicht in den Sinn, die einzelnen bedenklichen Behauptungen des Verf., was die ästhetische Kritik betrifft, zu berichtigen, nur auf eine einzige sei hingewiesen, weil sie die selbstzufriedene Manier des Verf. kennzeichnet. Er schreibt S. 20: „daß uns der Dichter über das fernere Schicksal Judiths in Ungewißheit läßt, ist zu tadeln. Er muß uns Gewißheit geben und darf uns nicht auf die unsichtbare Hand über den Wolken warten lassen. Wenn ihm die seelische Vernichtung der Heldin eine genügende Sühne erschien, dann durfte er auch nicht zögern, uns dies zu sagen." Wünsch beruft sich auf „die dramatischen Gesetze", ver-

gießt aber das dramatische Grundgesetz, daß der Dramatiker im Drama überhaupt nichts zu sagen hat, sondern seine Personen. Diese aber drücken im Schluß der „Judith" mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit ihre Ansichten aus. Welche Ungeheuerlichkeit Wünsch von Hebbel verlangt, hat er sich gar nicht klar gemacht. Judith unterwirft sich, sie vollzieht die „Selbstkorrektur", um Hebbelisch zu sprechen, mehr wäre von Übel. Doch genug davon. Wichtiger ist mir etwas anderes, was mir auffällt, nämlich die vollständige Unkenntnis der Literatur in beiden Programmen; allerdings hat die Produktion eine fast unheimliche Ausdehnung angenommen, dafür sind aber auch die bibliographischen Hilfsmittel immer reicher geworden. Wer fern von einer größeren Bibliothek lebt, der soll sich eben keine Themen wählen, die er nicht zu bewältigen vermag, es gäbe genug, die fruchtbringend behandelt werden könnten auch ohne weitausgedehnte „Literatur". Wer aber heute über Hebbels „Judith" schreiben will, der muß doch wenigstens die Hauptschriften über dieses Drama kennen und darf sich nicht damit begnügen, die Tagebücher in Bambergs Ausgabe mit ihren zahllosen Fehlern zu benutzen. Es scheint eben, dies gilt nicht bloß von den beiden vorliegenden Arbeiten, eine gewisse Bequemlichkeit dabei im Spiele zu sein, die zur einst vielgerühmten „deutschen Gründlichkeit" recht wenig passen will.

Wien. R. M. Werner.

---

33. Dr. K. Mras, Reiserinnerungen aus dem Orient. Progr. des k. k. Staatsgymn. in Znaim 1906. 18 SS.

Es ist lebhaft zu begrüßen, wenn die wissenschaftlichen Unternehmungen unseres Vaterlandes zum Gegenstande der Programmabhandlungen gemacht und auf diese Weise auch die Schüler damit bekannt werden. Der Verf. beschreibt einen Besuch in Ephesos und einen Ausflug zur Cybele auf dem Sipylos. In dem größeren Teile (S. 3—14) des Aufsatzes gibt der Verf. eine kurze Geschichte von Ephesos, dann eine Darstellung der österreichischen Ausgrabungen und ihrer Ergebnisse in verständlicher Weise. Zu erwähnen wäre, daß die Bewohner von Ephesos sich nach ihrem Oikisten Androklos Ἀνδροκλεῖδαι nennen (Inschrift im Wiener Schedenapparate), ferner daß ein Monat den Namen Ἀρτεμισιών nach der Göttin führte. S. 7 ist zu berichtigen, daß Benndorf Sektionschef war. Dem Verf. scheint die große Ephesospublikation unbekannt zu sein, da sie doch Erwähnung verdient hätte. Daß man, wie S. 11 behauptet wird, in Kleinasien beim Einkauf von Altertümern nicht betrogen werden könne, falls man nur halbwegs Kenner ist, muß als Irrtum bezeichnet werden, da vor nicht gerade langer Zeit eine Fälschung gekauft wurde. Von Interesse ist die Beschreibung des Besuches bei der Cybele; besser wäre die Schreibung Kybele. Die Lektüre dieses Aufsatzes sei Lehrern und Schülern empfohlen.

Wien. Dr. Johann Oehler.

Fünfte Abteilung.

Verordnungen, Erlässe, Personalstatistik.

Verordnungen, Erlässe.

Verordnung des Ministers für Kultus und Unterricht vom 12. Dezember 1909, Z. 49.645, betreffend die Zulassung zu den theologischen Studien. Im Nachhange zur h. o. Verordnung vom 29. März 1909, R.-G.-Bl. Nr. 65, wird hinsichtlich der Zulassung zu den theologischen Studien folgendes bestimmt: Zum Studium der Theologie an den theologischen Fakultäten sowie an den katholischen Diözesan- und theologischen Hauslehranstalten und an der griechisch-orientalischen theologischen Lehranstalt in Zara werden Absolventen der Real- und Reform-Realgymnasien nur nach erfolgreicher Ablegung einer Ergänzungsprüfung aus dem Griechischen im Ausmaße der Forderungen eines humanistischen Gymnasiums zugelassen. Die Absolventen der gymnasialen Abteilung eines Oberrealgymnasiums des Tetschener Typus sind jenen eines Gymnasiums gleichzuhalten, die Absolventen der realen Abteilung eines solchen Oberrealgymnasiums sind nach einer mit Erfolg abgelegten Prüfung aus Latein im Umfange des Realgymnasiums den Absolventen eines Realgymnasiums gleichzustellen, ebenso auch Realschulabsolventen, die sich bereits der Maturitäts-Ergänzungsprüfung aus Latein und philosophischer Propädeutik nach Punkt 5 der Ministerialverordnung vom 29. März 1909, Z. 1997, mit Erfolg unterzogen haben. Eine Ergänzungsprüfung aus Griechisch in dem oben angegebenen Umfange haben auch jene Studierenden der katholischen und der griechisch-orientalischen Theologie abzulegen, denen die Aufnahme in die theologischen Studien von dem Ordinariate ausnahmsweise mit Nachsicht der Reifeprüfung auf Grundlage bloßer Jahreszeugnisse über die mit Erfolg absolvierte VIII. Klasse eines Real- oder Reform-Realgymnasiums bewilligt werden sollte. Die Prüfung aus Griechisch, bezw. aus Latein, kann entweder über Ansuchen bei der Landesschulbehörde an einem humanistischen Gymnasium, bezw. an einem Oberrealgymnasium, Realgymnasium, Reform-Realgymnasium oder vor einer der bestehenden Maturitäts-Ergänzungs-Prüfungskommissionen für Universitätsstudien der Realschulabsolventen abgelegt werden. Eventuell können solche Prüfungen auch an der Universität stattfinden, worüber nähere Bestimmungen zur Durchführung erlassen werden.

Erlaß des Ministers für Kultus und Unterricht vom 30. Jänner 1910, Z. 33.071 ex 1909, an alle Landesschulräte mit Ausnahme des Landesschulrates für Galizien, betreffend die Behandlung der mit dem Reifezeugnisse eines Mädchenlyzeums ausgestatteten Privatistinnen bei der Reifeprüfung an staatlichen Lehrerinnen-

bildungsanstalten. Da gepflogene Erhebungen ergeben haben, daß bei den Reifeprüfungen an staatlichen Lehrerinnenbildungsanstalten hinsichtlich der Behandlung der mit dem Reifezeugnisse eines Mädchenlyzeums ausgestatteten Privatistinnen kein gleichmäßiger Vorgang beobachtet wird, sehe ich mich veranlaßt, unter Bezugnahme auf die diesbezüglich in dem Ministerialerlasse vom 31. Mai 1908, Z. 15.596, M.-V.-Bl. 1908, Nr. 36, enthaltenen Bestimmungen anzuordnen, daß solche Privatistinnen bei der Reifeprüfung an einer staatlichen Lehrerinnenbildungsanstalt behufs Festsetzung der Note aus „Spezieller Methodik und praktischen Übungen" neben der praktischen Prüfung (Probelektion) und der mündlichen Prüfung aus der speziellen Methodik der Elementarklasse auch eine mündliche Prüfung aus der speziellen Methodik der Unterrichtssprache, des Rechnens und noch je eines Gegenstandes aus den Realien und aus den Fertigkeiten abzulegen haben. Die beiden zuletzt erwähnten Gegenstände hat die Prüfungskommission unter Bedachtnahme auf die im einzelnen Falle maßgebenden Verhältnisse (Noten der Zeugnisse des Mädchenlyzeums, Gegenstand und Erfolg der praktischen Prüfung u. dgl.) zu bestimmen.

Erlaß des Ministers für Kultus und Unterricht vom 22. Oktober 1909, Z. 21.986, betreffend die Einführung des schulärztlichen Dienstes an staatlichen Lehrerbildungsanstalten (von Beachtung auch für Gymnasien, Realgymnasien und Realschulen, an denen ein schulärztlicher Dienst eingeführt ist).

Erlaß des Ministers für Kultus und Unterricht vom 14. Februar 1910, Z. 6307, betreffend den Lehrplan für das Englische als zweite lebende Sprache an achtklassigen Realgymnasien. Ich finde mich bestimmt, im Nachhang zur h. o. Verordnung vom 8. August 1908, Z. 34.180, M.-V.-Bl. Nr. 47, den nachstehenden Lehrplan für das Englische als zweite lebende Sprache an achtklassigen Realgymnasien provisorisch vorzuschreiben. Lehrplan. Lehrziel: Eine der nationalen möglichst nahekommende Aussprache; Beherrschung des Wichtigsten aus der Formenlehre und Syntax; durch vollständiges oder auf Proben beschränktes Lesen erworbene Bekanntschaft mit den bedeutendsten Erscheinungen und der allgemeinen Entwicklung der englischen Literatur seit Shakespeare als Grundlage für das Verständnis englischen Kultur- und Geisteslebens; einige Geübtheit im mündlichen und schriftlichen Gebrauch der englischen Sprache im Rahmen des beim Unterrichte behandelten Stoffgebietes mit steter Berücksichtigung der Bedürfnisse des Alltags auf allen Stufen. — III. Klasse, wöchentlich 5 Stunden. Grammatik: Grundbegriffe der Lautbildung, Laut- und Leselehre (Wort- und Satzton); regelmäßige Formenlehre nebst den für den elementaren Gebrauch der Sprache unentbehrlichen syntaktischen Regeln. Lektüre: Kleine zusammenhängende Lesestücke teils beschreibenden, teils erzählenden Inhalts als Grundlage für grammatische und Gesprächsübungen. Memorieren erklärter Texte geringen Umfangs. Auf Aneignung eines die wichtigsten Begriffskreise des häuslichen und öffentlichen Lebens umfassenden Wort- und Phrasenmaterials ist in dieser wie in allen folgenden Klassen Bedacht zu nehmen. Die schriftlichen Arbeiten sind: Kurze Diktate im Anschlusse an den durchgearbeiteten Übungsstoff, Beantwortung einfacher Fragen über den Inhalt der Lesestücke, Wiedergabe memorierter Stücke, grammatische Umformung von Texten. Hiebei sind zu sondern Übungsarbeiten, die in gemeinsamer Klassenarbeit verbessert, und Prüfungsarbeiten, die vom Lehrer korrigiert und klassifiziert werden. Zahl und Umfang der Übungsarbeiten nach Ermessen des Lehrers. Prüfungsarbeiten (Kompositionen) von Weihnachten bis zum Schlusse des Schuljahres 6, davon etwa die Hälfte Diktate. — IV. Klasse, wöchentlich 4 Stunden. Grammatik: Zusammenfassende Übersicht über die englischen Laute

(Lauttabellen); Vervollständigung der Formenlehre mit Ausnahme der archaistischen Formen; Syntax des Verbums mit Ausschluß der Nominalformen; eingehendere Behandlung der Modalverba. Lektüre: Im wesentlichen wie in III, erzählende Stücke größeren Umfangs, Gespräche und leichtere poetische Stücke, Memorieren wie in III. Sprechübungen im Anschluß an den Lesestoff. Schriftliche Arbeiten: Zu den bei III erwähnten treten als Übungsarbeiten von nun an auch freie Rückübersetzungen zur Aneignung der syntaktischen Ausdrucksformen und idiomatischer Wendungen. Prüfungsarbeiten im Schuljahre 8. — V. Klasse, wöchentlich 4 Stunden. Grammatik: Elemente der Wortbildung unter Hinweis auf die im Englischen stattgefundene Sprachmischung. Grundlegende sprachgeschichtliche Beziehungen zum Deutschen (mit gelegentlicher Berücksichtigung des Mhd.) an Anstalten mit deutscher Unterrichtssprache; Lautverschiebung und Vokalentwicklung, Übersicht der starken Zeitwörter nach Ablautsreihen und der unregelmäßigen schwachen Zeitwörter. Syntax: Wesen und Verwendung von Infinitiv, Partizip und Gerundium unter Hinweis auf entsprechende Erscheinungen im Lateinischen. Syntax der übrigen Wortarten. Lektüre: Möglichst abgeschlossene Musterstücke englischer Prosa zur Einführung in die Kenntnis von Land und Volk; elementare Geographie der britischen Inseln und Kolonien, Topographie von London. Die Hauptereignisse und -gestalten der englischen Geschichte bis zur Schaffung des Vereinigten Königreichs (1603). Im Anschlusse daran Sagen, Märchen, Gedichte epischen Inhalts. Memorieren. Autorenlektüre: Ein kleineres zusammenhängendes Werk (Ascott R. Hope, Stories of English Schoolboy Life oder Adventures in England, oder Kipling, The Jungle Book). Zur Wiederholung und Erweiterung des erworbenen Wortvorrates sind in dieser wie in den folgenden Klassen Sprechübungen an der Hand eines nach Sachgruppen geordneten, den Zwecken der Schule angemessenen Hilfsbuches vorzunehmen (etwa eine halbe Stunde in jeder Woche). Schriftliche Arbeiten: Freie Wiedergabe von kleinen Erzählungen, Beantwortung von Fragen nach dem Zusammenhang und der Disposition gelesener Stücke, kürzende Zusammenfassung größerer Lesestücke, Übersetzungen wie in IV. Anzahl der Prüfungsarbeiten im Schuljahre 8. — VI. Klasse, wöchentlich 3 Stunden. Grammatik: Gelegentliche Wiederholung wichtiger Kapitel aus der Formen- und Satzlehre, Ergänzung durch archaistische Formen und seltenere syntaktische Erscheinungen anläßlich der Lektüre. Lektüre: Proben geschichtlicher und rednerischer Prosa zur Veranschaulichung des Zeitalters der Königin Elisabeth und der Verfassungskämpfe des 17. Jahrhunderts. Einzelne poetische Stücke. Autorenlektüre: *a)* zeitlich gebundener Lesestoff: Eines der früheren Stücke Shakespeares (Richard III., Merchant of Venice oder Julius Caesar) zum mindesten in abgerundeten Szenenfolgen; leichtere Proben aus Miltons Paradise Lost; *b)* zeitlich nicht gebundener Lesestoff: Eine oder mehrere Erzählungen moderner Autoren (Dickens, Irving, Trollope, Stevenson, Kipling, Jerome u. a.). Schriftliche Arbeiten: Wie in V, außerdem Wiedergabe vorgelesener oder vorerzählter Stücke. Als Übungsaufgaben stilistische Übungen an der Hand von freien Rückübersetzungen von Briefen, Auszügen aus Zeitungsberichten. Reden. Abfassung von Briefen. Anzahl der Prüfungsarbeiten im Schuljahre 8. — VII. Klasse, wöchentlich 3 Stunden. Grammatik: Wie in VI; wenn nötig, zusammenfassende Wiederholung einzelner Kapitel. Lektüre: Historische Abschnitte und Reden über die Entwicklung des Kolonialwesens, den amerikanischen Krieg, die Gründung der Vereinigten Staaten. Aus der Literatur des 18. Jahrhunderts: Klassizismus (Proben aus Dryden und Pope), Essay (Addison, Steele, Johnson). Naturbeschreibende und elegische Dichtung (Thomson, Young, Gray), Roman von Defoe bis Scott, Balladendichtung und Burns. Proben amerikanischer Literatur. Autorenlektüre: Ein oder zwei zusammenhängende Werke (eine poetische Erzählung von Scott; ein Roman von Scott, Bulwer oder Kingsley). Ein Teil des Lektürpensums wird hier und in der

VIII. Klasse der Stegreif- und der kontrollierten Privatlektüre überlassen werden können. Schriftliche Arbeiten: Wie in VI, jedoch mit gesteigerten Anforderungen, Übersetzungen schwierigerer Texte in die Unterrichtssprache. Prüfungsarbeiten im Schuljahre 8. — VIII. Klasse, wöchentlich 3 Stunden. Grammatik wie in VII. Lektüre: Kennzeichnende Proben von Dichtungen und von Werken reflektierenden und philosophischen Inhalts des 19. Jahrhunderts (Moore, Byron, Shelley, Keats, Seeschule, Tennyson, Rossetti, Browning, Swinburne, W. Morris); Sozialer Roman (Dickens, Thackeray); politische, philosophische, wissenschaftliche Essays (Macaulay, Carlyle, Ruskin, Huxley, Spencer, Smiles). Die zeitlich gebundene Lektüre begleitet seit der VI. Klasse ein skizzierender Überblick über die Entwicklung der englischen Literatur mit Hinweisen auf deren Beziehungen zur Literatur der Unterrichtssprache. Autorenlektüre: Eine der großen Tragödien Shakespeares (Macbeth, Lear oder Hamlet). Schriftliche Arbeiten: Wie in VII, Versuch im freien Aufsatz. — Bemerkungen. 1. Bei der Durchnahme der Lehre von der Aussprache ist auf eine planmäßige Ausbildung des Gehörs und der Artikulation Gewicht zu legen. Um mit den Lauten zugleich den Wort- und Satzton zu vermitteln, empfiehlt es sich, von Mustersätzen, nicht von einzelnen Wörtern auszugehen. 2. Auf den Latein- und Deutschunterricht (an Anstalten mit deutscher Unterrichtssprache) ist überall, wo dies ohne zu tiefes Eindringen in das sprachgeschichtliche Gebiet möglich ist, Bezug zu nehmen. Insbesondere wird in der V. Klasse die gleichzeitige Einführung in das Mittelhochdeutsche zur Erörterung der Beziehungen zwischen dem Deutschen und dem Englischen einladen. 3. Der Lehrvorgang soll im allgemeinen den induktiven Weg einschlagen, doch nur soweit sich dieser als zweckmäßig erweist. Wo direkte Darbietung oder Deduktion rascher und sicherer zum Ziele führt, wird diese vorzuziehen sein. Zweckmäßige Mittel zur Belebung des Sprachunterrichtes sind nach Tunlichkeit heranzuziehen (wie Bilder, Rezitationen, Schülerbriefwechsel). 4. Im Verkehre mit den Schülern und im Unterrichte soll sich der Lehrer der englischen Sprache soweit als notwendig bedienen. In jedem Falle muß er sorgfältig darauf achten, von allen Schülern verstanden zu werden. Um den auf der Unterstufe erworbenen praktischen Wortvorrat lebendig und gebrauchsbereit zu erhalten, sind auf der Oberstufe eigene Sprechübungen vorgesehen. 4. Die Schullektüre ist nach Möglichkeit durch kontrollierte Privatlektüre zu ergänzen. Stegreiflektüre ist von der V. Klasse an mit planmäßiger und vorsichtiger Steigerung der Forderungen zu pflegen.

Erlaß des Ministers für Kultus und Unterricht vom 11. März 1910, Z. 49.404 ex 1909, an alle Landesschulbehörden, betreffend die Verteilung der Taxen für Privatisten-Prüfungen und für Aufnahmsprüfungen für höhere Klassen an Mittelschulen. Die Taxen für Privatisten-Prüfungen und für Aufnahmsprüfungen für höhere Klassen an Mittelschulen sind künftighin unter die bei der Prüfung beteiligten Lehrer mit Einschluß des Direktors im Verhältnisse zur geleisteten Arbeit zu verteilen. Die näheren Bestimmungen über die Art der Verteilung trifft die Landesschulbehörde.

Erlaß des Ministers für Kultus und Unterricht vom 8. Mai 1910, Z. 19.847, betreffend die körperliche Erziehung an den Mittelschulen. Bei der im h. o. Ministerium im Jänner l. J. abgehaltenen Enquete für körperliche Erziehung konnte neuerlich festgestellt werden, daß die körperliche Erziehung der Mittelschuljugend in stetiger Entwicklung begriffen ist und daß namentlich einzelne Anstalten in dieser Hinsicht sehr ersprießliches zu leisten vermögen. Mit hoher Befriedigung wurde auch konstatiert, welches Entgegenkommen die Schule hiebei an verschiedenen Stellen durch Zuweisung von Spielplätzen, Einräumung von Begünstigungen in Schwimm- und Badeanstalten und in mancherlei

anderer Art gefunden hat. In dieser Beziehung sei nur darauf hingewiesen, daß das k. k. Ministerium für Landesverteidigung mit der Note vom 11. März 1908, Präs.-Nr. 585, neuerdings seine Bereitwilligkeit ausgesprochen hat, Exerzierplätze in der Zeit, wo sie von Truppen nicht benützt werden, für Spielzwecke zur Verfügung zu stellen, und daß in der genannten Enquete namens einer bedeutenden Sportvereinigung Plätze für den Spielbetrieb angeboten worden sind. Desgleichen haben in dankenswerter Weise Turn-, Spiel- und Sportvereine durch verschiedene Veranstaltungen die körperliche Erziehung der Mittelschüler an vielen Orten und in wirksamer Weise gefördert. Gleichwohl erscheint eine ausgiebigere und allgemeinere Pflege dieses Zweiges der Jugenderziehung notwendig und es ist diese Forderung auch in der genannten Enquete allseitig und nachdrücklichst erhoben worden. Nicht zu verkennen ist, daß vielfach die äußeren Verhältnisse, wie die Anlage der Schulgebäude und Turnsäle, der Mangel an Turnplätzen, Schwierigkeiten bei der Erlangung geeigneter Spielplätze, mangelnde Gelegenheit zur Ausübung von Sporten vorläufig ein Hindernis der reicheren Entfaltung einer derartigen Tätigkeit bilden. Es wird eine wichtige und dankenswerte Aufgabe der Direktionen und Lehrkörper sein, auf dem eingeschlagenen Wege unverdrossen fortzuschreiten, die sich bietenden Schwierigkeiten zu überwinden und der Schuljugend weitere Gelegenheiten zu ihrer körperlichen Ausbildung zu verschaffen. Zu diesem Zwecke dürfte es sich auch empfehlen, — und es wird dies bei dem allgemein zunehmenden Verständnis und Interesse für die körperliche Erziehung gewiß mit Erfolg geschehen — sich an die Angehörigen der Schüler und an Freunde der Anstalten um Förderung dieser Bestrebungen der Schule zu wenden, wobei je nach den örtlichen Verhältnissen auch die Gründung besonderer Vereinigungen, wie solche schon an manchen Orten bestehen, anzuregen wäre. Was die Mittel der körperlichen Erziehung betrifft, die neben dem Turnen in Verwendung kommen, so besteht, wie eine Zusammenstellung für die gedachte Enquete erkennen ließ, gegenwärtig schon eine große Mannigfaltigkeit und es läßt sich an vielen Anstalten das Bestreben erkennen, den Kreis der Übungen beständig zu erweitern. Nicht immer werden aber die vorhandenen Gelegenheiten genügend ausgenützt und so wurde in der Enquete unter anderem darauf hingewiesen, daß das Rudern trotz der in Österreich so vielfach sich darbietenden Möglichkeit noch sehr wenig gepflegt wird. Es ist zu erwarten, daß die bezeichnete Zusammenstellung sowie das im Druck erschienene Verhandlungsprotokoll der Enquete den Anstalten mancherlei Anregungen bieten wird, unter Bedachtnahme auf die örtlichen Verhältnisse neue Mittel der körperlichen Ausbildung zu versuchen. Auf eines dieser Mittel, das vorderhand nur in einzelnen Teilen des Reiches ausgenützt wird, das aber von unleugbarer Bedeutung für die Erziehung ist, nämlich die Schießübungen, wurde in der letzten Zeit wiederholt die Aufmerksamkeit der Schule gelenkt. Im Hinblicke auf den Nutzen solcher in richtiger Weise gepflegter Übungen und angesichts der zustimmenden Haltung der Enquete erscheint es sehr wünschenswert, derartige Übungen für freiwillig sich meldende Schüler der beiden obersten Klassen unter Beobachtung der nötigen Vorsichtsmaßregeln an den Mittelschulen für die männliche Jugend einzuführen. Ein Programm für diesen Unterricht und nähere Bestimmungen hierüber werden im Einvernehmen mit dem k. k. Ministerium für Landesverteidung demnächst herausgegeben werden. Auch die Pflege verschiedener Sporte, des Fechtens, des Skifahrens usw. in einem der Altersstufe und den allgemeinen Erziehungsgrundsätzen angepaßten Ausmaße wurde in der Enquete wärmstens empfohlen. Was aber die Wahl der Übungen betrifft, so ist darauf zu achten, daß auch die rauhe Jahreszeit für die körperliche Ausbildung der Schüler nicht verloren gehe und daß auch bei ungünstiger Witterung für die gewiß in erster Reihe anzustrebende Betätigung im Freien Ersatz gesucht werde, z. B. durch Kürturnen oder auf andere Art, wofür sich Anregungen im

Enqueteprotokoll finden. Nicht zu unterlassen ist es, die Unterrichtspausen für die körperliche Betätigung auszunützen, indem sorgfältig darauf geachtet wird, daß die Pausen nicht etwa durch den Unterricht verkürzt werden, oder daß die Schüler in dieser Zeit geistig arbeiten, daß vielmehr, wo immer es nur möglich ist, den Schülern Gelegenheit geboten wird, sich wenigstens in den längeren Pausen in frischer Luft zu bewegen und wenn möglich sich auch turnerisch (in Freiübungen) zu betätigen. Anlangend die Leitung der körperlichen Ausbildung und die Mitwirkung an derselben konnte ersehen werden, daß dieser Seite des Schullebens von den Direktoren fast durchwegs die gebührende Aufmerksamkeit zugewendet wird, während sich vom Lehrkörper bis auf verhältnismäßig wenige anerkennenswerte Ausnahmen nur die Turnlehrer daran beteiligen. Wenn auch diese Lehrer gemäß ihrer fachlichen Ausbildung hiezu besonders geeignet und in erster Reihe berufen sind, so ist doch zu wünschen, daß auch andere Lehrer von diesem vorzüglichen Mittel, auf die Gesamterziehung der Jugend Einfluß zu nehmen, mehr Gebrauch machen. Es wird erwartet, daß von nun an alle Lehrer diesem Erziehungsmittel eine größere Aufmerksamkeit zuwenden werden und daß insbesondere die für Turnen approbierten Lehrer wissenschaftlicher Fächer, die bisher nicht in wünschenswertem Maße an der körperlichen Ausbildung der Jugend teilgenommen haben, ihre Kenntnisse auf diesem Gebiete in den Dienst der Sache stellen werden. Wenn die körperliche Erziehung an den Mittelschulen sich gedeihlich weiter entwickeln soll, erscheint es dringend notwendig, die Anforderungen an die häusliche Tätigkeit der Schüler zu ermäßigen und für körperliche Übungen (außer dem Turnen) zwei Nachmittage in der Woche von Unterricht und Aufgaben frei zu halten, wobei allenfalls je nach den Verhältnissen der Anstalt auch für die einzelnen Klassen verschiedene Tage in Betracht kommen können. Selbstverständlich dürfte hiebei nicht etwa eine Verschiebung von Aufgaben auf andere Tage stattfinden, wodurch an diesen Tagen eine bedenkliche Überlastung der Schüler entstehen müßte, sondern bloß eine tatsächliche Verminderung der häuslichen Arbeit. Mittel hiezu bieten die neuen Lehrpläne und die Bemerkungen zu diesen sowie die Verordnung betreffend das Prüfen und Klassifizieren. Es sind dies das Erarbeiten in der Schule, die Einschränkung des Stoffes und die bereits durchgeführte Verminderung der schriftlichen Arbeiten. Ohne daß die wissenschaftliche Ausbildung der Schüler gefährdet oder auf die häusliche Tätigkeit, die schon für das selbständige Arbeiten der Schüler unentbehrlich ist, in zu weitgehendem Maße verzichtet würde, wird es dem über seinem Fache stehenden Lehrer zweifellos möglich sein, unter Ausnützung der Andeutungen in den oben erwähnten Verordnungen bei richtiger Beachtung der Aufgabe der Mittelschule den Arbeitsstoff derart zu sichten, daß dessen häusliche Verarbeitung keinen übermäßigen Zeitaufwand erfordert. Bei entsprechendem Zusammenwirken aller in einer Klasse beschäftigten Lehrer wird es auf diese Art auch gelingen, den Schülern die zwei freien Nachmittage in der Woche zu sichern. Nicht unbedingt nötig sind solche freie Nachmittage für Schüler in Internaten, Konvikten, falls dort in anderer Weise genügend häufig Gelegenheit zu körperlichen Übungen geboten wird, was durch Ersparnis des Weges zur Schule und aus derselben sowie durch entsprechende Ausnützung der Arbeitszeit erreichbar erscheint. Die Veranstaltungen der Schule auf dem Gebiete der körperlichen Erziehung sind auch in Hinkunft in den Schulprogrammen auszuweisen. Der besseren Übersicht wegen sind diese Nachweisungen möglichst in tabellarischer Form zu bringen und sind, soweit dies durchführbar ist, Zeitangaben hinzuzufügen. So mag bei den Ausweisen über Spiele nicht bloß mitgeteilt werden, wie oft solche überhaupt stattgefunden haben, sondern auch an wieviel Tagen und wieviel Stunden jede Klasse (Abteilung) im Jahre gespielt hat und wieviel Schüler der einzelnen Klassen (Abteilungen) an den Spielen teilgenommen haben. Die Ausgestaltung der körperlichen Erziehung an den

Mittelschulen wird unstreitig den Direktionen und Lehrkörpern mancherlei neue Aufgaben stellen. Im Hinblick auf die Nützlichkeit solcher Leistungen ist aber die Unterrichtsverwaltung bereit, dieselben anzuerkennen, nach Zulaß der Mittel Remunerationen zu gewähren und bei dauernder Betätigung in dieser Richtung allenfalls eine Ermäßigung der Lehrverpflichtung zu gestatten, wie überhaupt nach Maßgabe der vorhandenen Mittel die Entwicklung der körperlichen Ausbildung der Jugend materiell gefördert werden wird. Es kann jedoch von der Berufsfreudigkeit der Lehrer und ihrem stets bewährten Verständnis für die an die Schule herantretenden Anforderungen erwartet werden, daß sie sich gern diesen Aufgaben widmen werden, die nicht nur der Jugend, sondern mittelbar auch der Allgemeinheit von größtem Nutzen sein werden.

Gesetz vom 1. November 1909, wirksam für das Erzherzogtum Österreich ob der Enns, betreffend die Unterrichtssprache an Realschulen und an Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten. Auf Antrag des Landtages Meines Erzherzogtums Österreich ob der Enns finde Ich anzuordnen, wie folgt: § 1. Die Unterrichtssprache an den Staats- und Landes-Realschulen ist die deutsche. Privat-Realschulen können das Recht zur Ausstellung staatsgültiger Zeugnisse (§ 26 des Gesetzes vom 30. April 1869, G. u. V. Bl. Nr. 15) nur dann erhalten, wenn deren Unterrichtssprache die deutsche ist. § 2. Die Unterrichtssprache an den staatlichen und an den vom Lande erhaltenen privaten Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten ist die deutsche. Andere private Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten können das Recht zur Ausstellung staatsgültiger Zeugnisse (Öffentlichkeitsrecht) in Gemäßheit des § 69 des Reichsvolksschulgesetzes nur dann erhalten, wenn deren Unterrichtssprache die deutsche ist. § 3. Dieses Gesetz tritt mit dem Tage seiner Kundmachung in Wirksamkeit. § 4. Mit dem Vollzuge dieses Gesetzes ist Mein Minister für Kultus und Unterricht beauftragt.

Gesetz vom 1. November 1909, wirksam für das Herzogtum Salzburg, betreffend die Unterrichtssprache an den Realschulen und den Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten. Über Antrag des Landtages Meines Herzogtums Salzburg finde Ich anzuordnen, wie folgt: § 1. Die Unterrichtssprache an den Staats- und Landes-Realschulen ist die deutsche. Privat-Realschulen können das Recht zur Ausstellung staatsgültiger Zeugnisse (§ 25 des Gesetzes vom 30. April 1869, L. G. Bl. Nr. 14) nur dann erhalten, wenn deren Unterrichtssprache die deutsche ist. § 2. Die Unterrichtssprache an den staatlichen und an den vom Lande erhaltenen privaten Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten ist die deutsche. Andere private Lehrer- oder Lehrerinnenbildungsanstalten können das Recht zur Ausstellung staatsgültiger Zeugnisse (Öffentlichkeitsrecht) in Gemäßheit des § 69 des Reichsvolksschulgesetzes nur dann erhalten, wenn deren Unterrichtssprache die deutsche ist. § 3. Dieses Gesetz tritt mit dem Tage seiner Kundmachung in Wirksamkeit. § 4. Mit dem Vollzuge dieses Gesetzes ist Mein Minister für Kultus und Unterricht beauftragt.

Gesetz vom 1. November 1909, wirksam für das Land Vorarlberg, betreffend die Unterrichtssprache an Realschulen und an Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten. Auf Antrag des Landtages Meines Landes Vorarlberg finde ich anzuordnen, wie folgt: § 1. Die Unterrichtssprache an den Staats- und Landes-Realschulen ist die deutsche. Privat-Realschulen können das Recht zur Ausstellung staatsgültiger Zeugnisse (§ 25 des Gesetzes vom 18. Oktober 1902, L. G. Bl. N. 34) nur dann erhalten, wenn deren Unterrichtssprache die deutsche ist. § 2. Die Unterrichtssprache an den staatlichen und an den vom Lande erhaltenen privaten Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten ist die deutsche.

Andere private Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten können das Recht zur Ausstellung staatsgültiger Zeugnisse (Öffentlichkeitsrecht) in Gemäßheit des § 69 des Reichsvolksschulgesetzes nur dann erhalten, wenn deren Unterrichtssprache die deutsche ist. § 3. Dieses Gesetz tritt mit dem Tage seiner Kundmachung in Kraft. § 4. Mit dem Vollzuge dieses Gesetzes ist Mein Minister für Kultus und Unterricht beauftragt.

Das Öffentlichkeitsrecht wurde verliehen: Der I. bis VIII. Klasse des Privat-Mädchengymnasiums des Vereines „Towarzystwo pryw.-gymnazyum zenskiego" in Lemberg für das Schuljahr 1909/10 sowie das Recht, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgültige Reifezeugnisse auszustellen; dem Mädchenlyzeum der Ursulinen in Innsbruck für die I. bis VI. Klasse für das Schuljahr 1909/10 sowie der Anstalt für die gleiche Zeitdauer das Recht verliehen, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgültige Reifezeugnisse auszustellen; der I. bis VIII. Klasse des Privat-Mädchengymn. des Vereines für erweiterte Frauenbildung in Wien sowie das Recht, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgültige Reifezeugnisse auszustellen; der Privat-Realsch. des Marieninstitutes in Graz sowie das Recht, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgültige Reifezeugnisse auszustellen, auf die Dauer von weiteren drei Jahren, d. i. für 1909/10 bis einschließlich 1911/12; der I. und II. Klasse des städt. Privat-Gymn. mit poln.-ruthen. Unterrichtssprache in Jaworów; dem öffentl. Mädchenlyzeum in Linz für die Schuljahre 1909/10, 1910/11 und 1911/12 sowie das Recht, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgültige Reifezeugnisse auszustellen; der I. bis IV. Klasse des Privat-Mädchenlyzeums der Schulschwestern in Triest auf die Dauer des Schuljahres 1909/10; der I. und II. Klasse des Privat-Mädchenlyzeums des Ursulinerinnenkonventes in Stanislau; dem Privat-Mädchenlyzeum der Kongregation der Schwestern vom heiligen Josef in Tarnopol für das Schuljahr 1909/10 sowie das Recht, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgültige Reifezeugnisse auszustellen; dem Mädchenlyzeum der Eugenie Schwarzwald in Wien sowie das Recht, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgültige Reifezeugnisse auszustellen; dem Privat-Realgymn. des Vereines „Towarzystwo szkoły ludowej" in Biala für die I. Klasse verliehene Recht auch auf die II. Klasse für das Schuljahr 1909/10 ausgedehnt; der I. Klasse des städt. Kaiser Franz Joseph I.-Jubiläums-Reform-Realgymn. in Hohenelbe auf die Dauer des Schuljahres 1909/10; der I. bis V. Klasse des fürstbischöfl. Privat-Gymn. in St. Veit ob Laibach für das Schuljahr 1909/10; dem Mädchenlyzeum in Mödling sowie das Recht, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgültige Reifezeugnisse auszustellen, auf die Dauer des Schuljahres 1909/10; dem städt. Mädchenlyzeum in Chrudim sowie das Recht, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgültige Reifezeugnisse auszustellen, auf die Dauer des Schuljahres 1909/10; der I. bis IV. Klasse des Privat-Mädchengymn. der Kongregation der Schulschwestern vom Orden des heiligen Franziskus in den Königlichen Weinbergen für das Schuljahr 1909/10 auf die V. Klasse ausgedehnt; der I. bis VII. Klasse des Privat-Gymn. des Gymnasialdirektors i. R. Schulrat Dr. Karl Petelenz in Lemberg; der I., II. und III. Klasse des Privat-Gymn. des Vereines „Towarzystwo szkoły średniej" in Czortków für das Schuljahr 1909/10; der I. Klasse des Privat-Gymn. des Vereines „Towarzystwo szkoły ludowej" in Kuty für das Schuljahr 1909/10; dem Privat-Mädchenlyzeum der Helene Kaplińska in Krakau für die Schuljahre 1909/10, 1910/11 und 1911/12 sowie auf die gleiche Dauer das Recht, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgültige Reifezeugnisse auszustellen; dem städt. Gymn. in Wels für das Schuljahr 1908/09 unter gleichzeitiger Anerkennung des Reziprozitätsverhältnisses im Sinne des § 15 des Gesetzes vom 19. September 1898, R.-G.-Bl. Nr. 173, sowie das Recht,

Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgültige Reifezeugnisse auszustellen; dem Privat-Gymn. des Franz Scholz in Graz sowie das unter bestimmten Modalitäten erteilte Recht, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgültige Reifezeugnisse auszustellen, auf die Dauer von weiteren drei Jahren, d. i. bis zum Schlusse des Schuljahres 1911/12, ausgedehnt; dem städt. Mädchenlyzeum in Klagenfurt für die I. bis VI. Klasse sowie das Recht, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgültige Reifezeugnisse auszustellen, auf die Schuljahre 1909/10, 1910/11 und 1911/12; der I. und II. Klasse des städt. Mädchenlyzeums in Laibach unter gleichzeitiger Anerkennung des Reziprozitätsverhältnisses im Sinne des § 15 des Gesetzes vom 19. September 1898, R.-G. Bl. Nr. 173, für die mit der Lehrbefähigung für Mittelschulen ausgestatteten Lehrpersonen des genannten Mädchenlyzeums für das Schuljahr 1909/10 auf die III. Klasse; das dem städt. Mädchenlyzeum in Brünn verliehene Recht zur Abhaltung von Reifeprüfungen und zur Ausstellung staatsgültiger Reifezeugnisse auf die Dauer der Erfüllung der gesetzlichen Bedingungen ausgedehnt; der I. bis VI. Klasse des Privat-Mädchenlyzeums der Dr. Rosa Fliegelmann im IX. Wiener Gemeindebezirke für das Schuljahr 1909/10 sowie das Recht, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgültige Reifezeugnisse auszustellen; der I. bis VI. Klasse des städt. Mädchenlyzeums in Rovereto für das Schuljahr 1909/10 sowie das Recht, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgültige Reifezeugnisse auszustellen; der I., II., IV., V. und VI. Klasse des deutschen Mädchenlyzeums in Pilsen auf die Dauer des Schuljahres 1909/10 und der genannten Anstalt auf die erwähnte Zeitdauer das Recht zuerkannt, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgültige Reifezeugnisse auszustellen; dem Privat-Mädchenlyzeum mit ruthen. Unterrichtssprache des Vereines „Ruthenisches Mädchen-Institut" in Przemyśl auf die Dauer der Schuljahre 1909/10 bis 1911/12 sowie das Recht, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgültige Reifezeugnisse auszustellen; der I., III. und V. Klasse des städt. Mädchenlyzeums in Znaim auf die Dauer des Schuljahres 1909/10; der I. bis III. Klasse des Privat-Realgymn. in Łańcut für das Schuljahr 1909/10; der I. Klasse des Privat-Realgymn. der israel. Kultusgemeinde in Storozynetz für das Schuljahr 1909/10; dem Privat-Mädchenlyzeum der Salko Goldmann im XIX. Wiener Gemeindebezirke für das Schuljahr 1908/09 sowie das Recht, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgültige Reifezeugnisse auszustellen, auf das Schuljahr 1909/10 erstreckt; dem Mädchenlyzeum der Karoline Szanto in Baden sowie das Recht, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgültige Reifezeugnisse auszustellen, auf die Schuljahre 1909/10 bis 1911/12 ausgedehnt; der I. bis VI. Klasse des Privat-Mädchenlyzeums der Bertha Freyler in Wien für das Schuljahr 1909/10 sowie für die gleiche Dauer das Recht, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgültige Reifezeugnisse auszustellen; dem Privat-Mädchenlyzeum der Marie Zagórska in Lemberg auf die Dauer der Schuljahre 1909/10 bis 1911/12 sowie das Recht, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgültige Reifezeugnisse auszustellen; dem Privat-Mädchenlyzeum der Olga Filippi in Lemberg für die Schuljahre 1909/10 bis 1911/12 sowie das Recht, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgültige Reifezeugnisse auszustellen; der I. bis IV. Klasse des Privat-Mädchengymn. des Konventes der Basilianerinnen in Lemberg für das Schuljahr 1909/10; der I., II., IV. und V. Klasse des Mädchenlyzeums in den Königlichen Weinbergen auf die Dauer des Schuljahres 1909/10; der I. bis V. Klasse des Mädchenlyzeums in Iglau für das Schuljahr 1909/10.

Die Gültigkeit der Reifeprüfungszeugnisse des Gymn. in Sarajevo auf die Dauer von fünf Jahren für die im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat mit dem Erlasse vom 15. April 1910, Z. 11.407, auf Grund der Erklärung des Gemeinderates

der Stadtgemeinde Hohenelbe vom 26. Jänner 1910 den Bestand der Reziprozität in Betreff der Dienstesbehandlung der Direktoren und Lehrer zwischen dem städt. Kaiser Franz Joseph I.-Reform-Realgymn. in Hohenelbe einerseits und den Staats-Mittelschulen anderseits im Sinne des § 15 des Gesetzes vom 19. September 1898, R.-G.-Bl. Nr. 173, auf die Dauer des Schuljahres 1909/10 anerkannt.

Personal- und Schulnotizen.

Ernennungen (Verleihungen):

Zum Vizepräsidenten des Landesschulrates für Niederösterreich der Ministerialrat im Ministerium für öffentliche Arbeiten Josef Khoß von Sternegg.

Zum Landesschulinspektor der Direktor der Realsch. in Prag-Lieben Schulrat Franz Strer.

Zum Direktor des Gymn. in Krems der Prof. am Gymn. im VIII. Wiener Gemeindebezirke Dr. Rudolf Weißhäupl.

Zum Direktor des I. Gymn. in Graz der Direktor des Gymn. in Leoben Dr. Johann Gutscher.

Zum Direktor der Realschule in Bergreichenstein der Prof. an der Realsch. in Elbogen Artur Schmidt.

Zum Direktor des Gymn. in Lundenburg der gewesene Direktor des Kommunal-Gymn. daselbst Friedrich Kohn.

Zum Direktor des Gymn. in Feldkirch der Prof. am Gymn. in Klagenfurt Jodok Mätzler.

Zum Direktor des Gymn. in Leoben der Prof. am Realgymn. in Graz Matthäus Kurz.

Zum Direktor am Gymn. der Theresianischen Akademie der Prof. daselbst Dr. Vinzenz Lekusch.

Zum Direktor der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis der Prof. an der Realsch. in Prag Altstadt Dr. Franz Faktor.

Zum Direktor der Realsch. in Pardubitz der Prof. an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis Franz Bartoš.

Zum Direktor der Realsch. in Adlerkosteletz der Prof. an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite Franz Vyskočil.

Zum Direktor des Gymn. in Kotzmann der Prof. am I. Gymn. in Czernowitz Dr. Agenor Artymowycz.

Zum Direktor des Realgymn. in Klattau der Prof. am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis Rudolf Soukup.

Zum Direktor des Realgymn. in Prag-Lieben der Prof. an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt Josef Gregor.

Zum Direktor des II. Gymn. in Laibach der Prof. daselbst Schulrat Dr. Johann Bezjak.

Zum Direktor der Realsch. in Nimburg der Direktor der Kommunal-Realsch. daselbst Franz Krátký.

Zum Direktor des Gymn. in Eger der Direktor des Gymn. in Mies Adolf Hausenblas.

Zum Direktor des Gymn. in Mies der Prof. am Gymn. in Smichow Dr. Johann Endt.

Zum Direktor des Gymn. im XIX. Wiener Gemeindebezirke der Prof. am Gymn. im VIII. Wiener Gemeindebezirke Dr. Florian Weigel.

Zum Direktor des Gymn. in Wischau der Direktor des Privat-Gymn. daselbst Franz Teplý.

Zum Direktor des Gymn. in Iglau der Prof. am Sophien-Gymn. in Wien Dr. Franz Jelinek.

Zum Direktor des Gymn. in Mährisch-Trübau der Direktor des Gymn. in Mährisch-Weißkirchen Maximilian Hausmann.

Zum Direktor des Gymn. in Mährisch-Weißkirchen der Prof. am Gymn. in Linz Ernst Sewera.

Zum Direktor des Gymn. in Prachatitz der Prof. am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite Augustin Theodor Christ.

Zum Direktor des Gymn. in Saaz der Prof. am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Graben) Karl Kaplan.

Zum Direktor des Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Graben) der Direktor des Gymn. in Prachatitz Moritz Strach.

Zum Direktor des Gymn. in Grodek Jagielloński der Prof. am IV. Gymn. in Krakau Dr. Johann Kreiner.

Zum Direktor der Realsch. in Tarnobrzeg der Prof. an der II. Realschule in Krakau Stanislaus Sobiński.

Zum Direktor der Realsch. in Rawa Ruska der Prof. an der I. Realsch. in Lemberg Bronislaus Duchowicz.

Zum Direktor des Realgymn. in Königinhof der Prof. am Realgymn. in Leitomischl Johann Kohout.

Zum Direktor des I. deutschen Gymn. in Brünn der Direktor des Gymn. in Iglau Stanislaus Schüller.

Zum Direktor der Realsch. in Jägerndorf der Prof. an der Realsch. in Teschen Edmund Mader.

Zum Direktor des Gymn. in Leitomischl der Prof. am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Pilsen Franz Věcovský.

Zum Direktor der Realsch. in Idria der gewesene Direktor der Kommunal Realsch. daselbst Dr. Stanislaus Beuk.

Zum ord. Prof. der Pädagogik an der deutschen Universität in Prag der Direktor des Gymn. in Saaz Dr. Wendelin Toischer.

Zum außerord. Prof. der klass. Philologie an der Universität in Graz der Prof. am Kaiser Franz Joseph-Gymn. in Wien Dr. Josef Mesk.

Zum Privatdozenten für Kirchenrecht der Religionslehrer am Gymn. im VIII. Wiener Gemeindebezirke Dr. Franz Zehetbauer.

Als Privatdozent für Mineralogie an der philosoph. Fakultät der böhm. Universität in Prag der Gymnasialprof. Dr. Adalbert Rosický.

Zu Mitgliedern der wissenschaftlichen Prüfungskommission für das Lehramt an Gymn. und Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag auf die Dauer des Studienjahres 1909/10 die Professoren an der deutschen Universität daselbst Dr. Otto Plasberg, Dr. Anton Lampa und Dr. Friedrich Czapek, und zwar Prof. Dr. Plasberg zum Examinator für klass. Philologie, Prof. Dr. Lampa zum Examinator für Physik und Prof. Dr. Czapek zum Examinator für Botanik.

Zum Mitgliede der wissenschaftlichen Prüfungskommission für das Lehramt an Gymn. und Realsch. sowie an Mädchenlyzeen in Lemberg und zum II. Fachexaminator für Geographie der mit dem Titel eines außerord. Prof. ausgestattete Privatdozent an der Universität in Lemberg und Prof. an der Handelsakademie daselbst Dr. Eugen Romer.

Die Fachinspektoren für den Zeichenunterricht an Mittelschulen, Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten Eduard Brechler, Josef Kirschner, Josef Langl, Josef Škoda und Anton Stefanowicz in dieser Funktion für die Schuljahre 1909/10, 1910/11 und 1911/11 bestätigt, ferner mit der Funktion eines Fachinspektors den Prof. an der Landes-Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Leipnik Franz Hradilík, den Prof. am niederösterr. Landes-Lehrerseminar in Wien Karl Langer, den Prof. an der I. deutschen Realsch. in Brünn Alois Machatschek und den Prof. am Realgymn. in Graz Ladislaus Pazdirek für dieselbe Dauer betraut.

Zum Mitgliede der Prüfungskommission für das Lehramt an höheren Handelsschulen in Wien und zum Examinator für poln. Unterrichtssprache auf die Dauer des Schuljahres 1909/10 der Realschulprof. Ladislaus Gubrynowicz.

Zum Mitgliede der Prüfungskommission für das Lehramt des Freihandzeichnens an Mittelschulen in Prag und zum Fachexaminator für Kunstgeschichte, insbesondere Stillehre, auf die restliche Dauer der laufenden Funktionsperiode der tit. außerord. Universitätsprof. und Direktor des kunstgewerblichen Museums in Prag Dr. Karl Chytil.

Zum Fachexaminator der Prüfungskommission für das Lehramt der Stenographie in Wien für den Rest der laufenden Funktionsperiode der Dozent an der Wiener Exportakademie Prof. Johann Strigl.

Zu Mitgliedern des oberösterr. Landesschulrates für die nächste dreijährige Funktionsperiode: der Direktor des bischöfl. Privat-Gymn. „Kollegium Petrinum“ in Urfahr Dr. Johann Zöchbauer, der Domkapitular des Linzer Domkapitels Monsignore Dr. Johann Mayböck, der Senior und evang. Pfarrer A. B. in Linz August Georg Koch, der Rabbiner der israel. Kultusgemeinde in Linz Moritz Friedmann, der Direktor des Gymn. in Linz Regierungsrat Christoph Würfl und der Direktor der Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalt in Linz Schulrat Johann Habenicht.

Zum Mitgliede des Landesschulrates für Istrien der Direktor der Lehrerbildungsanstalt in Capodistria Anton Larcher.

Zum Mitgliede und Stellvertreter des Vorsitzenden der Prüfungskommission für das Lehramt des Turnens an Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten in Krakau sowie zum Dozenten der Hygiene und Diätetik am Turnlehrerbildungskurse daselbt der Privatdozent an der medizinischen Fakultät der Universität in Krakau Dr. Roman Nitsch.

Zu Mitgliedern des Landesschulrates für Dalmatien der röm.-kath. Ehrendomherr und Rektor der röm.-kath. theol. Zentrallehranstalt in Zara Dr. Anton Gjivoje, der griech.-orient. Protosingelos, Ehrenbeisitzer des griech.-orient. Konsistoriums in Zara, Prof. der griech.-orient. theol. Lehranstalt daselbst Seraphin Kalik und der Direktor des Gymn. mit ital. Unterrichtssprache in Zara Georg Lušić.

Zum Mitgliede der wissenschaftlichen Prüfungskommission für das Lehramt an Gymn. und Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag und zum Examinator für Philosophie auf die Dauer des Studienjahres 1909/10 der ord. Prof. an der deutschen Universität daselbst Dr. Wendelin Toischer.

Zum Mitgliede der wissenschaftlichen Prüfungskommission für das Lehramt an Gymn. und Realsch. in Czernowitz und zum Fachexaminator für Mathematik der außerord. Prof. an der Universität in Czernowitz Dr. Hans Hahn.

Zu Mitgliedern der Prüfungskommission für das Lehramt an Gymn. und Realsch. in Innsbruck die außerord. Proff. an der Universität in Innsbruck Dr. Hermann Wopfner, Dr. Ignaz Dengel und Dr. Harold Steinacker.

Zum Mitgliede des mähr. Landesschulrates der Direktor des Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Olmütz Adolf Daumann.

Zum Direktor-Stellvertreter der deutschen Prüfungskommission für das Lehramt der Stenographie in Prag der Direktor des Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Smichow Franz Ullsperger.

Zum Mitgliede der Prüfungskommission für das Lehramt an Gymn. und Realsch. sowie der Prüfungskommission für das Lehramt an Mädchenlyzeen in Graz und zum Fachexaminator für Mineralogie der ord. Prof. an der Universität in Graz Dr. Rudolf Scharizer.

Zu Mitgliedern der Prüfungskommission für das Lehramt an Mädchenlyzeen in Wien und zu Fachexaminatoren die ord. Proff. Dr. Franz Exner und Dr. Richard Wettstein Ritter v. Westersheim.

Zu Mitgliedern der wissenschaftlichen Prüfungskommission für das Lehramt an Gymn. und Realsch. in Wien und zu Fachexaminatoren die ord. Proff. an der Universität in Wien Dr. Ernst Lecher und Dr. Hans Molisch.

Zum Direktor-Stellvertreter der Prüfungskommission für das Lehramt an Gymn. und Realsch. sowie an Mädchenlyzeen in Czernowitz der ord. Prof. an der Universität daselbst Dr. Karl Zelinka.

Zum Konservator der Zentralkommission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale auf die Dauer von fünf Jahren der wirkl. Gymnasiallehrer am Gymn. in Landskron Ignaz Bergmeister.

Zum wirkl. Lehrer am Gymn. im XIII. Wiener Gemeindebezirke der prov. Lehrer an dieser Anstalt Dr. Josef Stadlmann.

Zum wirkl. Lehrer an der Realsch. in Steyr der prov. Lehrer an dieser Anstalt Dr. Martin Pawlik.

Zum wirkl. Lehrer an der Realsch. in Knittelfeld der prov. Lehrer an dieser Anstalt Dr. Moritz Mayer.

Zum wirkl. Lehrer an der Realsch. in Eger der prov. Lehrer an dieser Anstalt Dr. Rudolf Haberl.

Zum wirkl. Lehrer an der Realsch. in Elbogen der prov. Lehrer an dieser Anstalt Gustav Gareis.

Zum wirkl. Lehrer an der I. deutschen Realsch. in Brünn der prov. Lehrer an dieser Anstalt Ernst Keil.

Zum wirkl. Lehrer an der Realsch. im X. Wiener Gemeindebezirke der prov. Lehrer an dieser Anstalt Josef Zirnig.

Zum wirkl. Lehrer an der I. deutschen Realsch. in Prag der prov. Lehrer an dieser Anstalt Franz Scharff.

Zum wirkl. Lehrer an der Realsch. in Elbogen der prov. Lehrer an dieser Anstalt Josef Weißberg.

Zum wirkl. Lehrer am Gymn. in Marburg der prov. Lehrer an dieser Anstalt Dr. Johann Arneiz.

Zum wirkl. Lehrer am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Laibach der Supplent an dieser Anstalt Dr. Josef Bischof.

Zum wirkl. Lehrer am Gymn. in Ragusa der Supplent am Gymn. mit serbokroat. Unterrichtssprache in Zara Dr. Marian Stojković.

Zum wirkl. Lehrer am Gymn. in Spalato der Supplent an dieser Anstalt Pasqualis Mrduljaš.

Zum wirkl. Lehrer an der Realsch. in Zara der Supplent am Gymn. in Capodistria Ernst Anselmi.

Zum wirkl. Lehrer am Realgymn. in Gaya der Supplent an dieser Anstalt Franz Fintajsl.

Zum wirkl. Lehrer an der Realsch. in Triest der prov. Lehrer an dieser Anstalt Ferdinand Meier.

Zum wirkl. Lehrer am Gymn. in Capodistria der prov. Lehrer an dieser Anstalt Dr. Eugen Simzig.

Zum wirkl. Lehrer am Gymn. in Krumau der prov. Lehrer an dieser Anstalt Karl Urbanek.

Zum prov. Lehrer am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in den Königlichen Weinbergen der Supplent an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt Georg Horák.

Zu prov. Lehrern am Gymn. in Lundenburg die prov. Lehrer am Kaiserin Elisabeth-Kommunal-Gymn. daselbst Adolf Kukula und Franz Matjeka.

Zum prov. Lehrer am II. böhm. Gymn. in Brünn der Probekandidat an dieser Anstalt Johann Krippner.

Zum prov. Lehrer am Gymn. in Mährisch-Schönberg der Supplent an dieser Anstalt Otto Wolf.

Zum defin. Turnlehrer am Gymn. in Lundenburg der defin. Turnlehrer am Kommunal-Gymn. daselbst Josef Müller.

Zum defin. Turnlehrer an der Realsch. in Idria der defin. Turnlehrer an der Kommunal-Realsch. daselbst Johann Bajželj.

Zum wirkl. Turnlehrer am Real- und Obergymn. in Smichow der wirkl. Turnlehrer an der Realsch. in Kuttenberg Eduard Zoubek.

Zum Ehrendomherr am Laibacher Domkapitel der Prof. am I. Gymn. in Laibach Dr. Johann Svetina.

Zum wirkl. Religionslehrer an der Realsch. in Bielitz der suppl. Religionslehrer an dieser Anstalt Johann Milík.

Zum evang. Religionslehrer an der Realsch. in Bielitz der Religionslehrer an der Mädchen-Volks- und Bürgersch. daselbst Friedrich Täuber.

Zum griech.-orient. Religionslehrer am Gymn. in Kotzman der suppl. Religionslehrer an dieser Anstalt Peter Kateryniuk.

Zum Lehrer an der mit der Realsch. in Idria verbundenen Vorbereitungsklasse der Lehrer an der mit der Kommunal-Realsch. daselbst verbundenen Vorbereitungsklasse Engelbert Gangl.

Zum Hauptlehrer an der Lehrerinnenbildungsanstalt in Graz der wirkl. Lehrer am Gymn. in Bregenz Dr. Rudolf Binder.

Verliehen wurden erledigte Lehrstellen den Proff. am Kommunal-Gymn. in Kometau Dr. Franz Woldan, Eduard Herschel, Heinrich Schürer und Dr. Friedrich Köppner am Gymn. daselbst; den Proff., bezw. wirkl. Lehrern am Kaiserin Elisabeth-Kommunal-Gymn. in Lundenburg Ludwig Preuß, Otto Adamek, Karl Ritter v. Küchler, Dr. Maximilian Gans, Dr. Guido Glück, Josef Schweidler, Emil Nowak, Dr. Oskar Firbas, Engelbert Macher und Alfons Tasser am Gymn. daselbst; den Proff. an der Kommunal-Realsch. in Idria Andreas Plečnik, Matthias Pirc, Dr. Karl Lončar, Julius Nardin, Balthasar Baebler und den wirkl. Lehrern an dieser Anstalt Dr. Josef Mencej und Kajetan Stranetzky an der Realsch. daselbst; den Proff., bezw. wirkl. Lehrern an der Kommunal-Realsch. in Nimburg Franz Pluhař, Bernhard Dolák, Dr. Miroslav Jeřabek, Adolf Holk, Dr. Josef Král, Rudolf Ptáčník, Johann Picek, August Šrámek, Bořivoj Hnátek, Franz Pleskot und Wenzel Vosyka an der Realsch. daselbst; dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Pola Dr. Maximilian Lambertz am Elisabeth-Gymn. in Wien; den Proff., bezw. wirkl. Lehrern am Privat-Gymn. in Wischau Florian Horut, Franz Gajdušek, Bohuslav Baudys, Karl Kutílek, Josef Tvrdý, Josef Smahel, Josef Horák, Stanislav Icha, Josef Soušek und Karl Rieger am Gymn. daselbst.

In die VI. Rangsklasse wurden befördert die Direktoren an Staats-Mittelschulen: Dr. Josef Alton am Gymn. in Triest, Fortunat Bertolasi an der Realsch. in Rovereto, Regierungsrat Ferdinand Bostel am II. Gymn. in Lemberg, Franz Brežnik am Gymn. in Rudolfswert, Kaspar Brzostowicz an der Realsch. in Krosno, Josef Čapek am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis, Schulrat Wladimir Demel an der Realsch. in Troppau, Ignaz Fajdiga am Gymn. in Krainburg, Gottfried Flora am Realgymn. in Villach, Josef Frána am Gymn. in Časlau, Johann Gallina am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Ungarisch-Hradisch, Stanislaus Goliński am Gymn. in Przemysl-Zasanie, Franz Grund am Realgymn. in Karlsbad, Alois Hruschka an der I. Realsch. im II. Wiener Gemeindebezirke, Dr. Emil Kalitowski am I. Gymn. in Rzeszów, Josef Klvaňa am Realgymn. in Gaya, Dr. Alois Lechthaler am Reform-Realgymn. in Bozen, Josef Materna an der Realsch. in Jičin, Eugen Medritzer an der II. Realsch. in Brünn, Roman Moskwa am Gymn. in Mielec, Dr. Johann Ralski an der Realsch. in Jaroslau, Stanislaus Rzepiński am I. Gymn. in Neu-Sandez, Franz Šafránek am Realgymn. in Schlan, Karl Schwertassek am Realgymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Brünn, Dr. Franz Thalmayr am Gymn. in Ried, Alexander Tragl am Realgymn. in Kaaden, Andreas Trum am Realgymn. in Arnau und Josef Zeidler an der Realsch. in Warnsdorf.

In die VII. Rangsklasse wurden befördert die Professoren: Adolf Arendt an der Realsch. in Tarnów, Anton Beneš am Realgymn. in Chrudim, Adolf Benš an der Realsch. in Jičin, Emil Bernhardt an der I. Realsch. in Lemberg, Franz Spirago am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Neustadt, Dr. Franz Weldau am Gymn. in Komotau, Heinrich Schürer am Gymn. in Komotau, Josef Beyer am Erzherzog Rainer-Realgymn. in Wien, Moritz Bock an der Realsch. im IV. Wiener Gemeindebezirke, Ladislaus Bojarski am IV. Gymn. in Lemberg, Rudolf Brýdl am Realgymn. in Chrudim, Johann Čapek am Gymn. in Jičin, Roman Cegliński am Akad. Gymn. in Lemberg, Ignaz Charvát am Gymn. in Wittingau, Emanuel Církа am Realgymn. in Schlan, Franz Čižinský am Realgymn. in Taus, Ernst Ebenhöch an der Realsch. in Klagenfurt, Johann Gallasch an der I. deutschen Realsch. in Prag, Josef Geier am Realgymn. im XVII. Wiener Gemeindebezirke, Josef Gruenberg an der I. Realsch. in Lemberg, Thomas Halík am Realgymn. in Königinhof, August Hantschel am Gymn. in Mährisch-Weißkirchen, Adalbert Hesse am II. Gymn. in Lemberg, Josef Hirsch an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Olmütz, Vinzenz Hruby an der Realsch. in Triest, Karl Jelínek am Gymn. in Deutsch-Brod, Franz Kabeláč an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt, Johann Kašpar am Akad. Gymn. in Prag, Dr. Wenzel Klimeš am Realgymn. in Neubydžov, Franz Kopta am Realgymn. in Neubydžov, Josef Krkoška am Realgymn. in Pilgram, Josef Krůšek am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite, Wilhelm Kuczera am II. Gymn. in Rzeszów, Franz Lepš an der Realsch. in Žižkov, Stephan Lucianović am Gymn. in Ragusa, Edmund Mader an der Realsch. in Teschen, Salomon Mandel am II. Gymn. in Lemberg, Franz Marchel an der Realsch. in Innsbruck, Heinrich Marek am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Graben), Dr. Johann Meixner am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Königliche Weinberge, Wenzel Müller am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite, Michael Nowicki am I. Gymn. in Neu-Sandez, Dr. Johann Pawlikowski am III. Gymn. in Krakau, Leopold Pazdera am Gymn. in Klagenfurt, Johann Pelczar am Gymn. bei St. Hyazinth in Krakau, Dr. Josef Perkmann am Gymn. im XIII. Wiener Gemeindebezirke, Karl Pflieger an der II. Realsch. im II. Wiener Gemeindebezirke, Richard Plasche am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Königliche Weinberge, Willibald Pokorný an der I. böhm. Realsch. in Brünn, Franz Pover an der Realsch. in Königliche Weinberge, Alois Rosati an der Realsch. in Rovereto, Wenzel Rudofsky am Gymn. im XIX. Wiener Gemeindebezirke, Leopold Schauer am Maximilian-Gymn. in Wien, Emanuel Schneider an der Realsch. in Bozen, Franz Schneider am Gymn. im XVI. Wiener Gemeindebezirke, Leo Schöngut an der I. deutschen Realsch. in Prag, Leopold Schweiger am I. Gymn. in Czernowitz, Johann Šebek an der I. böhm. Realsch. in Pilsen, Johann v. Sędzimir am I. Gymn. in Rzeszów, Franz Šimáček am Gymn. in Hohenmauth, Dr. Karl Skála an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Karolinenthal, Alois Slovák an der I. böhm. Realsch. in Brünn, Josef Stárek am Realgymn. in Klattau, Alois Stefan an der Realsch. im XVI. Wiener Gemeindebezirke, Dr. Eduard Štolovský am Akad. Gymn. in Prag, Eduard Streit am Realgymn. in Kolin, Josef Thienel an der Realsch. im XIII. Wiener Gemeindebezirke, Franz Tondera an der II. Realsch. in Krakau, Augustin Trakal am Realgymn. in Kolin, Josef Tvrdý am Gymn. in Přibram, Johann Vančura an der Realsch. in Prag-Holeschowitz-Bubna, Josef Vítke am Gymn. in Jičin, Franz Vojtíšek an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite, Alexander Weinberg an der Realsch. in Leitmeritz, Gustav Werber am Kronprinz Rudolf-Gymn. in Friedek, Raimund Wolf am Gymn. im III. Wiener Gemeindebezirke, Kaspar Wunderlich am Gymn.

in Teplitz-Schönau, Karl Zahlbruckner am Gymn. in Marburg, Theodor Zelinka an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Karolinenthal, Johann Zeman am Gymn. in Prag (Křemenecgasse), Dr. Anton Zlatníček am Akad. Gymn. in Prag, Karl Zich v. Rosenfeld am Gymn. in Časlau und Eduard Herschel am Gymn. in Komotau.

In die VIII. Rangsklasse wurden befördert: Vinzenz Dittrich an der Realsch. in Görz und Dr. Friedrich Köppner am Gymn. in Komotau.

Der gegenseitige Dienstpostenaustausch des Prof. am Gymn. in Pilgram Franz Jedzinský und des Prof. am Gymn. in Leitomischl Dr. Karl Polesný wurde genehmigt.

Auszeichnungen erhielten:

Den Titel eines Hofrates: Die Landesschulinspektoren Dr. Josef Muhr in Prag, Mieziislaus Ritter v. Zaleski in Lemberg, Dr. August Scheindler in Wien, Dr. Karl Stejskal und Jaroslav Sobička in Prag.

Den Titel eines Regierungsrates: Der Direktor des Landes-Real- und Obergymn. in St. Pölten Dr. Alexander Rosoll, der Direktor des Gymn. im XIII. Wiener Gemeindebezirke Dr. Isidor Kukutsch, der Direktor des Gymn. in Ober-Hollabrunn Johann Kny, der Direktor der II. Realsch. im II. Wiener Gemeindebezirke Franz Schiffner, der Direktor der Realsch. im VIII. Wiener Gemeindebezirke Anton Rebhann, der Direktor des Gymn. in Feldkirch Schulrat Dr. Viktor Perathoner anläßlich der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand, der Direktor der Realsch. in Linz Hans Commenda, der Direktor des Gymn. in Krems Dr. Thomas Hanausek aus Anlaß der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand, der Prof. an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt Schulrat Dr. Heinrich Metelka aus Anlaß seiner Versetzung in den dauernden Ruhestand, der Direktor des VI. Gymn. in Lemberg Dr. Anton Danysz aus Anlaß der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand, der Direktor des Gymn. in Boskowitz Paul Krippner, der Direktor des Gymn. in Znaim Julius Wisnar, der Direktor des Kaiser Franz Joseph-Landes-Gymn. in Pettau Andreas Gubo anläßlich seines Übertrittes in den bleibenden Ruhestand, der Direktor der Realsch. in Jägerndorf Friedrich Barger aus Anlaß der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand, der Direktor des II. Gymn. in Lemberg Ferdinand Bostel, der Direktor des Franz Joseph-Gymn. in Sereth Anton Paul, der Direktor des II. Gymn. in Laibach Franz Wiesthaler aus Anlaß der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand, der Direktor des II. Gymn. in Graz Albin Nager und der Prof. am Gymn. der Theresianischen Akademie Schulrat Franz Prix.

Den Titel eines Schulrates: Der Prof. an der Realsch. im VII. Wiener Gemeindebezirke Eduard Scholz, der Realschulprof. und Bezirksschulinspektor in Wittingau Anton Kodet, der Prof. an der Realsch. im VII. Wiener Gemeindebezirke Wilhelm Duschinsky, der Prof. am Gymn. in Kaaden Wenzel Bauer, der Prof. an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite Wilhelm Baur, der Leiter der deutschen Abteilung des Gymn. in Trient Prof. Josef Damian, der Prof. am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Königliche Weinberge Laurenz Doušek, der Prof. an der Realsch. in Jägerndorf Gregor Flögel, der Prof. an der Realsch. im XV. Wiener Gemeindebezirke Siegmund Fuchs, der Prof. an der Realsch. in Bielitz Karl Glösel, der Prof. am I. Gymn. in Graz Johann Hammer, der Prof. am Gymn. in

Neuhaus Gustav Heš, der Prof. an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Altstadt Josef Jícha, der Prof. am Landes-Real- und Obergymn. in Baden Benedikt Just, der Prof. am Gymn. in Bielitz Josef Kanamüller, der Prof. am Real- und Obergymn. in Smichow Josef Kasparides, der Prof. am Gymn. in Znaim Franz Katholnigg, der Prof. am II. deutschen Gymn. in Brünn Albin Kocourek, der Prof. am Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Kolomea Michael Kusionowicz, der Prof. am I. Gymn. in Graz Anton Lantschner, der Leiter der selbständigen Gymnasialklassen mit deutsch-slowen. Unterrichtssprache in Cilli Johann Ließkounig, der Prof. am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis Johann Macháček, der Prof. am Gymn. in Marburg Georg Mair, der Prof. am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Preg-Kleinseite Franz Meindl, der Prof. am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis Maximilian Mencl, der Prof. am Gymn. in Villach Franz Niedermayr, der Prof. am Akad. Gymn. in Wien Johann Schmidt, der Prof. am Gymn. in Villach Franz Schwenk, der Prof. am Gymn. im XVII. Wiener Gemeindebezirke Alois Siegmund, der Prof. an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Pilsen Johann Škola, der Prof. am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Olmütz Wenzel Steffl, der Prof. an der Realsch. in Bielitz Theodor Täuber, der Prof. am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite Josef Tesař, der Prof. an der I. Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag Franz Tiesel, der Prof. am Gymn. in Žižkov Vinzenz Toberný, der Prof. am Gymn. in Trebitsch Josef Uličný, der Prof. am Gymn. in Deutsch-Brod Anton Vašák, der Prof. am Real- und Obergymn. in Smichow Dr. Jaroslav Vlach, der Prof. an der Landes-Oberrelsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Mährisch-Ostrau Adolf Waneck und der Prof. am Gymn. im XIII. Wiener Gemeindebezirke Dr. Georg Weinländer.

Den Titel eines außerord. Universitätsprofessors der Privatdozent für poln. und westeuropäische Kulturgeschichte an der Universität in Krakau, Prof. an der I. Realsch. daselbst Dr. Johann Ptaśnik.

Den Titel Professor der wirkl. Lehrer am städt. Mädchenlyzeum in Pilsen Wenzel Bozděch.

Den Orden der eisernen Krone I. Klasse: Der Minister für Kultus und Unterricht Karl Graf Stürghk.

Den Orden der eisernen Krone III. Klasse: Der Landesschulschulinspektor in Prag Dr. Franz Krsek; die Landesschulinspektoren Anton Krondl und Josef Pleyl in Brünn, Franz Slameczka in Troppau und Anton Stefanowicz in Lemberg; der Gymnasialprof. i. R. und Reichsratsabgeordneter Josef Virgil Perić; der Landesschulinspektor in Prag Franz Krünes aus Anlaß der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand und der Realschuldirektor d. R. Regierungsrat Dr. Franz Martin Mayer in Graz.

Das Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens: Der Prof. an der Realsch. im III. Wiener Gemeindebezirke Friedrich Brandstätter, der Prof. am Gymn. im VI. Wiener Gemeindebezirke Schulrat Ferdinand Dreßler aus Anlaß seiner Versetzung in den bleibenden Ruhestand, der Prof. am Gymn. in Ragusa Matthäus Zglav aus Anlaß seiner Versetzung in den dauernden Ruhestand, der Prof. am Gymn. in Feldkirch Gebhard Fischer, der Prof. am I. Gymn. in Czernowitz Dr. Hermann Rump und der Prof. am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Laibach Schulrat Alfons Paulin aus Anlaß seiner Versetzung in den bleibenden Ruhestand.

Die Allerhöchste Anerkennung der Direktor des Gymn. im XIX. Wiener Gemeindebezirke Regierungsrat Karl Woksch aus Anlaß der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand.

Nekrologie.

Gestorben sind[1]): Regierungsrat Josef M. Stowasser, Gymnasialprof. (LG) i. R. in Wien, 55 J. alt; Wenzel Frühbauer, Religionsprof. in Königgrätz, 50 J. alt; Wenzel Konhäuser, Gymnasialprof. (LG) in Prag, 54 J. alt; Blasius Matek, Gymnasialprof. (M Nl) in Marburg, 58 J. alt; Dr. Karl Tocl, Gymnasialprof. (Ngm nl) in Přibram, 40 J. alt; Julius Hebenstein, Gymnasialprof. (LG) in Linz, 49 J. alt; Dr. Johann Czerny, Gymnasialprof. (LG) in Wiener-Neustadt, 48 J. alt; Wenzel Veverka, Gymnasialprof. (LG) in Prag, 52 J. alt; Ignaz Kohout, Gymnasialprof. (H) in Hohenmauth, 53 J. alt; Richard Tölg, Gymnasialprof. (R) in Arnau, 49 J. alt; Johann Plehan, Gymnasialprof. (M Nl) in Brünn, 38 J. alt; Heinrich Schaner, Gymnasialprof. (LG) in Mährisch-Weißkirchen, 56 J. alt; Anton Derganc, Realschulprof. (Ng m nl) in Wien, 64 J. alt; Dr. Julius Keyzlar, Gymnasialprof. (LG) in Wien, 54 J. alt; Alfred Schuberth, Realschulprof. (M Ge) in Wien, 50 J. alt; Dr. Oswald Daxberger, Religionsprof. in Salzburg, 61 J. alt; Leopold Hirsch, Realschulprof. (DF) in Wien, 59 J. alt; Johann Schmidt, Realschulprof. (Ge m T) in Eger, 52 J. alt; Dr. Ignaz Konvalinka, Gymnasialprof. (Ng m nl) in Jungbunzlau, 62 J. alt; Michael Gutwagner, Gymnasialprof. i. R. in Baden, 69 J. alt; Gustav Šafarovic, Gymnasialdirektor (LG) in Klattau, 51 J. alt; Ferdinand Sodoma, Lyzealprof. (Z) in Wien, 63 J. alt; Rudolf Maletschek, Gymnasialdirektor (LG) in Nikolsburg, 53 J. alt.

---

[1]) Um in diesen Angaben Vollständigkeit zu erzielen, werden die Lehrkörper (Direktionen) ersucht, die eintretenden Todesfälle der Redaktion gefälligst bekannt zu geben.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Neue Ergebnisse der Shakspereforschung.

(Die Funde des Shakspereforschers Dr. Ch. W. Wallace.)

Bei der Dürftigkeit unseres tatsächlichen Wissens über Shaksperes Leben und die näheren Umstände seines künstlerischen Wirkens wird schon die entfernteste Beziehung zu dem großen Dramatiker, die allgemeinste Äußerung über ihn, die etwa in Urkunden aufgefunden wird, aufs freudigste begrüßt. Seit der Entdeckung von Shaksperes Testament 1747 durch den Rev. Joseph Green ist eigentlich nichts Zeitgenössisches von Bedeutung ans Licht gekommen. Die 1870 von Halliwell-Phillips entdeckten Urkunden stammen aus dem Jahre 1635, sind also fast 20 Jahre nach Shaksperes Tode abgefaßt; manches darin ist ungenau und unklar, weil aus dem Gedächtnis oder auf dem Wege des Rückschlusses dargestellt; trotzdem sind sie von unschätzbarem Werte für unsere Kenntnis der Burbage-Shakspere-Gesellschaft.

Im Herbst des Vorjahres nun erschienen in der Zeitung „The Times" zwei Artikel aus der Feder des Shakspereforschers Dr. Charles William Wallace, deren einleitende Bemerkungen nicht zum mindesten durch die tönende Art, in der sie verlautbart waren, allgemeine Aufmerksamkeit erregten.

Dr. Wallace, der in diesen beiden Artikeln vom 2. und 4. Oktober 1909 seine jüngsten Forschungsergebnisse mitteilt, arbeitet seit längerer Zeit in den öffentlichen und privaten Archiven Englands, besonders in der Public Record Office und ist schon durch frühere Veröffentlichungen bekannt, so durch einen Artikel über das Blackfriarstheater in der Times vom 12. September 1906 und durch die Wiedergabe der Urkunde, auf der diese Ausführungen beruhen (Shakspere-Jahrbuch 42).

Die im Vorjahr veröffentlichten Urkunden hat er nach eigener Mitteilung zwei Jahre früher gefunden, sie aber behufs Heranziehung weiteren Materials erst 1909 allgemein bekannt gemacht.

Sie sind durchwegs in Latein oder besser in dem latinisierten Englisch der Gerichtshöfe damaliger Zeit abgefaßt; eine Gesamtausgabe im Verlag von A. Bullen von der Shakspere Head Press zu Stratford-on-Avon ist in Vorbereitung.

Die vorliegenden Urkunden, sagt der Verfasser in seiner Einleitung, ermöglichen eine Neuabfassung von Shaksperes Lebensgeschichte über diesen Punkt, die Richtigstellung der Bühnengeschichte jener Zeit, die endgiltige Ortsbestimmung des Globetheaters, die Umdatierung einiger Dramen *(certain plays)*, die richtige und endgiltige Einschätzung anderer Beweismittel, wie der von Halliwell-Phillips vor 39 Jahren entdeckten Anteilsurkunden vom Jahre 1635 und werfen Licht auf bisher unbekannte Seiten des Theaters und Dramas.

Obwohl Dr. Wallace behauptet, daß die vorliegenden Urkunden die wertvollsten aller noch unveröffentlichten Dokumente, die noch in den öffentlichen Archiven liegen, seien — eine ungeheuerliche Aufstellung — so räumt er doch ein, daß noch lange nicht alle Einzelheiten, die wir wünschen können, erschlossen sind — *far from it.* Doch fassen wir nach ihm hier zum erstenmal festen Boden und sind dankbar für diesen Zufluchtsort aus den Sümpfen der Vermutungen und Hypothesen.

Nunmehr tritt Dr. Wallace an seine eigentliche Aufgabe heran und teilt zunächst den Anlaß mit, aus dem die Urkunden abgefaßt sind: es handelt sich um einen Familienzwist, der zu einem Rechtsstreit führt. Die Klägerin ist Thomasina Osteler, die junge, 19jährige Witwe des früh verstorbenen Schauspielers William Osteler. (Das Todesdatum dieses Mannes, der 16. Dezember 1614, ist eine der tatsächlichen Entdeckungen von Dr. Wallace). Der Beklagte ist der Vater Thomasinas John Heminge oder Hemyngs (die letztere Schreibung kommt in den neuen Urkunden ausschließlich vor). Die Vorgeschichte des Rechtsstreites nimmt ihren Ausgang von dem unfreundlichen Verhältnis zwischen Vater und Tochter. Die Tochter will sich ihrer Ungebundenheit erfreuen, der Vater verlangt sie ins Haus zurück und knüpft allerlei Versprechungen an die Erfüllung ihrer Kindespflicht. Die Tochter läßt sich schließlich zur Nachgiebigkeit bewegen, aber der Vater sucht sie, uneingedenk seines Versprechens, zu schädigen. Die beiden können nicht übereinkommen und so bringt die Tochter ihre Sache vor Gericht. Dr. Wallace führt hier außerdem eine romantische Liebesgeschichte Thomasinas mit Walter Raleigh, dem Sohn des großen Entdeckers, an, die ebenfalls auf Thomasinas Veranlassung die Gerichte beschäftigt, doch scheint er ihr keine große Bedeutung beizumessen, da er sie mit den Worten abbricht: *But this is quite another story, too long to relate here.*

Wie aus den am 4. Oktober 1909 veröffentlichten Teilen der aufgefundenen Urkunden hervorgeht, bestand der Rechtsfall zwischen Vater und Tochter darin, daß sie ihm Pachtverträge zur Aufbewahrung

übergeben hatte, die ihr als ihr Erbe von William Osteler hinterlassen worden waren und die er auf Grund einer vorgeblichen, Thomasina ganz unbekannten früheren Abmachung zu seinem eigenen Nutzen verwendete und trotz wiederholtem Drängen nicht herausgab.

Nach der Darstellung von Dr. Wallace hat sich dieser Rechtsstreit in mehreren Abschnitten abgespielt. Die erste Klage vor dem Kanzleigericht sei außergerichtlich beigelegt worden, die zweite, in lateinischer Sprache abgefaßte Klage habe mit der Verhaftung ihres Vaters wegen Verletzung des „gemeinen Rechtes“ geendigt. Um ihren Fall vor Gericht darzulegen, fand ihr Anwalt es nötig, aus zeitgenössischen Rechtsurkunden ihre Ansprüche zu erhärten, und er bringt daher die Geschichte aller Anteile am Globe- und Blackfriarstheater — denn um solche handelt es sich in der Klage offenbar — vor.

Dr. Wallace behauptet, daß die vorliegenden Urkunden, die den Zeitraum von der Erbauung des Globetheaters 1599 bis zum Todesjahre Shaksperes umfassen, den Stempel endgiltiger Unantastbarkeit an sich trügen. Hier ist aber doch zu bedenken, daß es sich um eine parteilich-einseitige Darstellung handelt und daß eine gerichtliche Entscheidung darüber nicht bekannt ist; daß ferner, wie Sidney Lee in seiner Zuschrift an die Times vom 5. Oktober 1909 richtig bemerkt, Töchter, die mit ihren Vätern in Geldstreitigkeiten geraten, ihre Sache auszuschmücken und zu verzerren pflegen.

Der fragliche Prozeß entstand zwei Jahre nach dem Bau des neuen Globetheaters, das an Stelle des am 29. Juni 1613 niedergebrannten errichtet wurde. Die Verhandlung fand zwei Monate vor Shaksperes Tode statt. Die Klage richtet sich nur gegen John Hemyngs, aber die darin dargelegten Geschäftsverhältnisse treffen auch für die anderen gleichbeteiligten Mitglieder, also auch für Shakspere, zu.

Aus anderen Funden gibt Dr. Wallace nun zunächst einen Überblick über die Geschichte des Globetheaters. Nach dem Tode des alten Burbage 1597 erbte dessen Sohn Richard, der berühmte Schauspieler, das Blackfriarstheater, dessen Bruder Cuthbert „The Theatre“. Da Gyles Allan, der Grundherr des „Theatre“, Schwierigkeiten wegen Erneuerung der Pacht machte, so entschloß man sich, das „Theatre“ niederzureißen und es anderswo neu aufzubauen. Zu diesem Zwecke vereinigten sich die Brüder Burbage mit fünf Schauspielern, Shakspere (der immer an erster Stelle der fünf genannt wird), Hemyngs, Phillips, Pope und Kemp, zu einer Genossenschaft, der ersten ihrer Art in der Theaterwelt. Sie pachteten vom 25. Dezember 1598 an von Nicholas Brend Esq., dem Vater des damals noch nicht geborenen Sir Matthew, der 1630—35 wegen der Überlassung der Gründe Klage führte, neue Gründe in Southwark auf die Dauer von 31 Jahren. Auf Grund dieses Pachtvertrages erwarben die Brüder Burbage den halben Anteil um einen Jahreszins von 7 £ 5 s, die übrigen Gesellschafter teilten sich zu

je einem Zehntel des Zinses in die andere Hälfte. Der Gesamtbetrag der Miete, 14 £ 10 s, war also um 10 s höher als der, der für den alten „Theatre"grund gezahlt worden war. Die Teilung in Zehntel dauerte bis 1600, da wurde Henry Condell in die zweite Gruppe aufgenommen und Shakspere und Genossen machten aus jedem ihrer Anteile ein Zwölftel. Dies erhellt, fügt Dr. Wallace hinzu, aus anderen neu aufgefundenen Urkunden, die gegenwärtig unter dem Titel: „*New documents on Shakespeare, the Globe and Blackfriars*" veröffentlicht werden. Am 12. Februar 1602 erfolgte die Aufnahme William Ostelers und die folgerichtige Teilung in Vierzehntel; die Burbages hielten ihren Anteil ungeteilt. Noch vor Shakesperes Tod wurde Nathaniel Field aufgenommen und die Teilung in Sechzehntel durchgeführt. Todesfälle unter den Teilhabern und Wiederverheiratung seitens der Witwen sowie Einsprüche seitens der Erben führten zahlreiche Streitfälle herbei.

Was die Anteile am Blackfriarstheater anbelangt, so ergeben die Funde folgendes: Als 1608 die *Children of the Queen's Revels* durch den Befehl König Jakobs an der Fortsetzung ihres Spiels verhindert wurden, da gab Henry Evans, der Pächter des genannten Theaters, seine Pacht an den Eigentümer Richard Burbage zurück und dieser verpachtete es vom 24. Juni 1608 an an einige Schauspielerkollegen. Er selber behielt ein Siebentel-Anteil und vergab je ein Siebentel an Shakspere, Hemyngs, Cuthbert Burbage, Condell, Slye und Thomas Evans auf einen Zeitraum von 21 Jahren, wofür jeder der Genannten einen Jahreszins von 5 £ 14 s 4 d zu zahlen hatte; den Gesamtzins von 40 £ hatte auch Henry Evans früher dafür bezahlt. An Stelle des 1608 verstorbenen Slye trat 1611 Osteler und so blieb die Verteilung bis nach Shaksperes Tod. Gegenüber der Annahme in Sidney Lees großem Werke über Shakspere, pag. 160, daß „*the shares were doubtless in the first instance freely bestowed*", bildet diese neue Feststellung, ihre objektive Richtigkeit vorausgesetzt, einen neuen Gesichtspunkt in unserer Anschauung über diese Dinge.

Daß die Anteile in der Folge rasch an Wert zunahmen und eine Art Marktware bildeten, war schon früher bekannt.

Dr. Wallace rollt nun die weitere Frage nach dem Werte der Anteile auf und bezeichnet ihn als schwankend; doch geben die Prozeßakten den Betrag für die Zeit 1615/16 mit Bestimmtheit an. Shakspere besaß damals, wie aus dem Gesagten hervorgeht, ein Siebentel des Blackfriars- und ein Vierzehntel des Globetheaters. Auch dieses Ergebnis ist neu gegenüber Sidney Lees Äußerung: „*How many shares originally fell to Shakespeare there is no means of determining*".

Thomasina Osteler erklärt, daß ein Siebentel Anteil des Blackfriarstheaters, der noch auf 15 Jahre hinaus gelte, einen gegenwärtigen Marktwert von 300 £ habe; ebenso ein Siebentel Anteil am Globetheater. Schon der Ausblick auf die 15 Jahre *yet to come*

beweist, daß es sich hier um eine starke Übertreibung handelt, und auch Dr. Wallace gibt zu, daß es nicht wahrscheinlich ist, daß das Jahreseinkommen eines Teilhabers 100% der Jahresmiete *(value of the shares)* betragen habe. Shaksperes Einkommen in den letzten Jahren hätte dann aus den Anteilen allein 600 £ (nach unseren heutigen Geldbegriffen achtfach genommen also, wenn der Vergleich gestattet ist, K 115.200) jährlich betragen, der Wert des Blackfriarstheaters hätte nach derselben Rechnung damalige 2100 £ (gleichbedeutend heutigen K 403.206), der des Globetheaters das Doppelte betragen. Dr. Wallace selbst nimmt eine Überschreitung des Betrages von seiten Thomasinas behufs vorwegnehmender Deckung der Prozeßkosten und Begegnung etwaiger Abzüge an und beklagt auch die mangelnde Kenntnis einer gerichtlichen Beurteilung ihres Anspruches. Wir stehen hierin also auf völlig unsicherem Boden.

Es folgt nun eine Entwicklung der Ausgaben und Einnahmen Shaksperes aus den Anteilen von Anfang an. An der ersten Pacht des Globetheatergrundstückes besaß Shakspere ein Zehntel Anteil des Ganzen, wofür er einen Jahreszins von nur 29 s zahlte. Beim Eintritt Henry Condells 1610 wuchsen die Anteile auf zwölf und Shaksperes jährliche Pacht verringerte sich folgerichtig auf 24 s 2 d, 1611 beim Eintritt Ostelers auf 20 s 8·5 d, eine Jahressumme, die Shakspere bis zu seinem Tode zahlte und die die anderen Mitglieder bis 1630 entrichteten. Die für das Blackfriarstheater jährlich zu zahlende Summe war 5 £ 14 s.

Diese Pachtsummen stellen natürlich nur einen Teil der Gesamtauslagen dar; der Anteil, den Shakspere zum Bau des alten Globetheaters 1599 leistete, war ein Zehntel von 400 £, also 40 £, der zum Bau des neuen Globetheaters 1615 ein Vierzehntel von 1400 £, also 100 £. Diesen letzteren in den von Halliwell-Phillips aufgefundenen Urkunden verzeichneten Betrag bezeichnet Dr. Wallace als übertrieben, und zwar mit den verheißungsvollen Worten: *I have other contemporary documents showing the cost was far less than* 1400 £. Dazu kamen die laufenden Ausgaben der Theaterverwaltung; über ihre Höhe stellt Dr. Wallace keine Berechnungen an, Anhaltspunkte finden sich auch hiefür in Sidney Lees Werk.

Was nun die Einnahmen Shaksperes betrifft, so hebt Dr. Wallace zunächst als bemerkenswert hervor, daß nach der Schätzung Thomasina Ostelers ein Vierzehntel Anteil am Globetheater ebenso viel wert gewesen sei als ein Siebentel am Blackfriarstheater. Wenn sie doch einen Schaden von je 300 £, zusammen also, wie erwähnt, von 600 £ einklagt, so zeigt dies von der erwähnten Übertreibung und so kann Dr. Wallace doch immerhin mit einiger Sicherheit sagen, daß Shaksperes Gewinn am Globetheater 300 £ niemals überschritten habe; sogar dieser Höchstbetrag ist aber ungefähr nur die Hälfte der bisher vermuteten Einnahme, während

sich der Gewinn am Blackfriarstheater, der bisher unterschätzt worden ist, nunmehr bedeutend höher stellt. Im Ganzen aber, das ist das Ergebnis dieser Untersuchung, war die Einnahme Shakesperes geringer als bisher angenommen; auch dieser Teil schließt mit einer Verheißung: *And more I shall say on the matter elsewhere.*

Die Frage nach Shakesperes anderweitigem Einkommen läßt er als in den Urkunden nicht erwähnt unbesprochen.

Im letzten Teil seiner Ausführungen bespricht Dr. Wallace die Lage des Globetheaters[1]). Er behauptet, daß man auf Grund seines Fundes zum erstenmal in der Lage sei, anzugeben, wo es gestanden habe: es liege genau zwischen The Park im Norden und Maidenlane im Süden: aber abgesehen davon, daß The Park längst verbaut ist und Maidenlane heute Parkstreet heißt — hier könnten ja ältere Pläne Auskunft geben, — mutet uns die Darstellung keineswegs sehr genau an, wenigstens nicht für unsere Zeit, da wir ja von der genauen Lage der erwähnten Gartengründe keine Vorstellung mehr haben. Die betreffende Stelle lautet in den Hauptpunkten übersetzt folgendermaßen: ...Nicholas Brend... vermietete... der genannten Gesellschaft... vier einzelne Gartengrundstücke, die kurz vorher im Besitze von *Thomas Burt* und *Isbrand Morris,* Färbern, und *Lactantius Roper,* Salzhändler... waren, zusammen von Osten nach Westen 220 Fuß maßen und im Süden an einen Weg oder ein Gäßchen, im Norden an ein Grundstück, „The Park" genannt, im Westen an den Garten eines John Cornishe und im Osten an den eines John Knowles grenzten... Ebenso [vermietete Brend] den Grund, bestehend aus drei einzelnen

---

[1]) Situationsplan der Gartengründe, auf denen das alte Globetheater 1599 errichtet wurde (nach Dr. Wallace).

The Park Norden

220 Fuß

John Cornishe	Four Besit Morri	garden zer: Thos. s und La	plots Burt, Isb ctantius	rand Roper	John Knowles

Weg oder Gäßchen

John Burgram	John Ro	berts 150 Fuß	Thos. Ditcher	William Sellers

Maidenlane [heute Park Street] Süden

Gärten, von denen früher zwei im Besitz von John Roberts, Tischler, der dritte von Thomas Ditcher, Bürger und Schneider, waren..., die von Osten nach Westen etwa 150 Fuß Länge, von Norden nach Süden etwa 100 Fuß maßen, auf der anderen Seite des Weges oder Gäßchens lagen und im Osten an den Grundbesitz von William Sellers, im Westen an den Garten von John Burgram, Sattler, im Süden an eine Gasse, Maidenlane, grenzten..." Die Lage ist also nur nach Süden genau bestimmt, da wir wissen, daß die heutige Park Street früher Maidenlane hieß. Annähernd ergibt sich auch die Grenze nach Norden, unbestimmt bleibt bis auf weiteres die Ost- und Westgrenze. Bezeichnend ist, daß auf Grund anderer Urkunden und Funde am 8. Oktober 1909 unweit dem Surreyende der Southwark Bridge in Park Street eine Gedenktafel enthüllt wurde, die eine andere Lage des Globe anzeigt, nämlich die bisher anerkannte auf den Gründen der großen Brauerei von Barclay und Perkins.

Im Schlußworte teilt Dr. Wallace den durch den Todestag des Schauspielers Osteler bestimmten *terminus ad quem* der „gewissen Stücke" mit, die sich zu großer Enttäuschung als nicht von Shakspere herrührend herausstellen; es sind: John Websters „The Duchess of Malfi" und Beaumont und Fletchers „Bonduca" und „Valentinian". Daß Osteler seinen einzigen Sohn nach dem Dramatiker Beaumont benannte, war schon früher bekannt.

Nun faßt Dr. Wallace die Ergebnisse und Verdienste seiner Entdeckung für die Shaksperebiographie und die Bühnengeschichte zusammen und bezeichnet sie als unschätzbar für unsere Kenntnis dieser beiden Gebiete; für immer sei der Wahn zerstört, daß die Burbagegesellschaft freien Nutznieß der in Frage stehenden Gründe gehabt habe, daß ein Teil der Schauspieler den Grund gepachtet,

andere wieder Anteil am Gesamtgewinn, wieder andere Anteil an den laufenden Einnahmen gehabt hätten; jetzt erst könnten wir die Urkunden von Halliwell-Phillips recht verstehen, denn diese stammten ja aus späterer Zeit und seien parteilich-einseitige Darstellungen, während es sich hier um Urkunden handle, deren Ansehen in Bezug auf strittige Punkte endgiltig feststünde.

Der Widerspruch dieser wirkungsvollen Schlußäußerung zu dem früheren Zugeständnis, daß es sich auch hier um eine einseitig parteiliche Darstellung handle, ist klar. Thomasina Osteler war offenkundig bestrebt, in einem Rechtshandel, in dem vielleicht nicht alles Recht auf ihrer Seite war, ihre Ausführungen so günstig als möglich für ihre Sache abzufassen; auch hier also ein „*ex parte statement*“, auch hier der gänzliche Mangel einer gerichtlichen Entscheidung. Die Urkunden sind zweifellos interessant, aber nicht streng beweisend. In der erwähnten Zuschrift, die Sidney Lee unter dem 5. Oktober 1909 an die Times richtete, fällt dieser Forscher ein vernichtendes, aber gerechtes Urteil über das Ausmaß der Bedeutung, das Dr. Wallace seiner Entdeckung zuerkennt. Er läßt eigentlich nur eine Entdeckung als unumstößlich gelten: die des Todestages William Ostelers und des Namens von dessen Frau. Als glaubwürdig erscheint ihm, daß Shaksperes Anteil am Blackfriarstheater größer gewesen sei als bisher angenommen; dies wurde bereits näher begründet. Der Darstellung von der Lage des Globetheaters scheinen Sidney Lee ältere Pläne von Southwark und andere Urkunden zu widersprechen.

Die wahre Bedeutung der Entdeckung von Dr. Wallace besteht für Sidney Lee nicht so sehr in den Enthüllungen als vielmehr in einem neuerlichen Beweis für die Möglichkeit, daß auf diesem Gebiete überhaupt noch Entdeckungen gemacht werden können; doch liegt nach ihm eine Gewähr für die Erfüllung dieser Aussicht nicht so sehr in den häufig nur dem Zufall überlassenen Arbeitsergebnissen einzelner als vielmehr in einer durch reichliche Mittel herzustellenden Organisation entsprechender Arbeitskräfte, die eine systematische Durchforschung des noch vorhandenen Materials ermöglichen würde.

Ich möchte mit einer psychologischen Frage schließen; wie ist es möglich, daß ein offenbar nüchterner und scharfsinniger Forscher auf einem so trockenen Arbeitsgebiete, wie es das Studium alter Gerichtsurkunden ist, seine Ergebnisse so überschätzen und sich zu solchen Superlativen hinreißen lassen kann? Ich glaube, daß die jahrelange mühselige Arbeit, die sicherlich mit zahlreichen Mißerfolgen in Bezug auf die Suche nach Dokumenten über Shakspere verbunden war, Dr. Wallace im Augenblicke seiner Entdeckung die Perspektive für deren wahre Bedeutung hat verlieren lassen. Die jahrelange Konzentration der gesamten Geistestätigkeit auf einen beschränkten Gegenstand bringt es manchmal mit sich, daß ein wenngleich bescheidenes Ergebnis dem Arbeitsaufwand angenähert und somit überschätzt wird.

Wien. Dr. Leopold Brandl.

Noch ein Wort zur Frage der formalen Bildung.

In einer sehr lesenswerten, nur leider etwas kurz ausgefallenen Abhandlung vertritt Prof. K. Ozwald[1]) die bekannte moderne Anschauung, daß eine allgemeine formal-logische Durchbildung, wie sie etwa durch den Betrieb der altklassischen Sprachen oder der Mathematik ermöglicht werden soll, nur ein Phantom sei. Der Verf. kommt zu dem Ergebnis, „es könne keines der Lehrfächer als Universalmittel angesehen werden, dessen intensiver Betrieb die formale Kraft zur Bewältigung aller übrigen Stoffreihen hervorrufen könnte"; somit müsse man auch der lateinischen und griechischen Grammatik diese allgemeine formalbildende Fähigkeit absprechen. Denn „wer nur immer Vokabeln und grammatikalische Regeln lernen würde, sähe hiedurch nicht oder nur in sehr geringem Maße seine Fähigkeit gefördert, sich treue und dauerhafte Erinnerungsbilder von einmal gesehenen physikalischen Apparaten, Sternbildern u. dgl. zu erwerben". Die mit Anführungszeichen versehenen Stellen sind Zitate aus Höflers Psychologie. Ozwald selbst hält es für eine ganz unbegründete Anmaßung, zu behaupten, daß ein grammatisch tüchtiger Gymnasiast eine größere Empfindlichkeit für die Auffassung kleinster Zeitintervalle oder eine feinere Schätzung bei Vergleichung gleicher Strecken (in einer der bekannten optischen Täuschungen) besitze als sein grammatisch untüchtiger Klassenkollege oder gar ein Realschüler. Allerdings bewirke jeder rationelle Unterricht eine formale Schulung, aber diese sei jedesmal nur wirksam gegenüber neuen Gegenständen desselben oder eines nahe verwandten Gebietes und niemals könne eine solche formale Schulung auf Gebieten nutzbar werden, die sachlich von jenem Stoffgebiete, innerhalb dessen diese Schulung erfolgt ist, weit abliegen.

Ich glaube, daß bei der Beurteilung dieser Frage, wie die soeben gebrachten Beispiele von treuen Erinnerungsbildern, von der Schätzung zeitlicher Intervalle und gleicher Raumstrecken lehren, manche Mißverständnisse obwalten und daß sich ein Standpunkt gewinnen läßt, auf welchem sich der scharfe Gegensatz der Meinungen über das Wesen und die Tragweite formaler Bildung auflöst. Wenn ich hiebei zu Prof. Ozwalds Ergebnissen in Opposition trete, möchte ich doch nicht die Verdienstlichkeit seines Schriftchens in Frage stellen, insbesondere bezüglich des zweiten Abschnittes, der mit wohltuender Wärme und Sachkenntnis die Ausnützung der altklassischen Schullektüre behandelt. Wenn ich in folgendem meine persönliche Ansicht über jene strittige Prinzipienfrage entwickle, habe ich angesichts der kaum übersehbaren Literatur über diesen Gegenstand allen Grund, um die Nachsicht und Geduld des Lesers zu bitten. Übrigens will ich dabei nicht

---

[1]) Programm des Staatsgymnasiums in Görz 1903. 20 S.

als „zünftiger“ Altphilologe, sondern eben nur als Schulmann sprechen.

Gegenstand der Erziehung ist der ganze Mensch, alle seine Funktionen und Betätigungen, mögen sie physischer oder psychischer Art sein. Wir nehmen beim Kinde Einfluß auf die Art und Weise, wie es ißt und trinkt, wie es schläft, wie es spielt; wir lehren es gehen, laufen, springen (d. h. unterstützen es bei seinen spontanen Versuchen); wir bringen ihm alle Regeln und Gewohnheiten bei, von welchen seine körperliche Wohlfahrt, sein rüstiges Wachsen und Gedeihen abhängt, insbesondere suchen wir es im Dienste dieses Zweckes gegen allerlei Einflüsse abzuhärten; im Dienste desselben Zweckes, dann aber auch im Hinblick auf die Forderungen edlerer Geselligkeit bringen wir ihm allerlei Fertigkeiten bei, die seine Beherrschung der körperlichen Organe vervollkommnen und ergänzen. Dahin gehört auch jede Art von Sport, aber auch Reiten, Tanzen u. dgl. Beim Jüngling denken wir auch an solche Fertigkeiten, die zu seiner Wehrhaftmachung gehören. So entwickeln sich neben der Gesundheit der vegetativen Funktionen Kraft, Gewandtheit, gefälliger Anstand, Ausdauer, Mut, Geistesgegenwart, die Fähigkeit zu raschem Entschlusse u. dgl. m. Hiemit ist aber doch nur ein kleiner Teil dessen gegeben, was die Jugend auf den verschiedenen Stufen ihrer Entwicklung durch planvolle Einflußnahme Berufener erlernt, und es sind fast durchaus Erziehungsstoffe, die nach der Tradition der meisten Kulturvölker der Gegenwart in den Bereich der häuslichen Erziehung fallen. Wiewohl die Mehrzahl der aufgezählten Betätigungsweisen physische Anlagen schon in inniger Verflechtung und Wechselwirkung mit psychischen zeigt, läßt sich dem oben abgesteckten Gebiete dennoch die Gesamtheit der psychischen Tatsachen und Fähigkeiten als zweites großes Hauptgebiet der Erziehung an die Seite stellen und den Hauptanteil daran übernimmt bei uns die Schule.

Wir folgen der wohlbewährten Dreiteilung der psychischen Phänomene und unterscheiden als Hauptgebiete das Erkennen, das Fühlen und das Wollen. Innerhalb des Erkennens unterscheiden wir wieder die Empfindung und Wahrnehmung, die Assoziation und Reproduktion der Vorstellungen; dem Gedächtnis stellen wir die bald ungeregelte, bald geregelte Phantasietätigkeit entgegen. Und nun das gewaltige Gebiet der Denkfunktionen, durch die erst in das verwirrende und erdrückende Vielerlei der äußeren und der inneren Erfahrung übersichtliche Ordnung und gesetzlicher Zusammenhang gebracht wird! Nur die Ergebnisse des Denkens sind es, die dem wollenden und handelnden Menschen in unausgesetztem Fortschritte die Herrschaft über die Dinge und Kräfte der Natur verschaffen. Fast alle Stadien des Erkennens aber sind durchsetzt von jenen Reaktionen unseres Ichs, die wir als Gefühle bezeichnen, und im Gefühlsleben wurzelt wieder das Willensleben,

in dessen Äußerungen sich sämtliche Anlagen und Fähigkeiten des Menschen die Hand reichen.

Hiemit ist für die möglichen Einwirkungen von Erziehung und Unterricht ein ganz ungeheures Gebiet abgesteckt. Überall gilt es, durch entsprechende Wegweisung und reichliche Übung die vorhandenen Keime großzuziehen, insbesondere aber sie vor schädlichen Wucherungen zu bewahren. Durch Unterweisung und Übung aber werden auf jedem Gebiete beharrende Dispositionen zu einem ganz bestimmten Tun geschaffen und je fester solche Dispositionen sind, desto sicherer, rascher und zweckentsprechender vollzieht sich das zugehörige Tun, das bei stets wiederkehrender Übung und hochgesteigerter Fertigkeit sozusagen automatisch wird. Der Inbegriff aller zu einem stofflich abgegrenzten Gebiete gehörenden Dispositionen ist dasjenige, was man formale Schulung oder Bildung nennt.

Selbstverständlich kann die zu diesem Ziele führende Unterweisung und Übung nur so erfolgen, daß man den jugendlichen Menschen sich von vornherein an einem bestimmten Stoffe betätigen läßt; und damit alle in ihm schlummernden Keime zur Entfaltung kommen, bedarf es einer wohlüberlegten Auslese verschiedenartiger Stoffgebiete, d. h. jeder gedeihliche Unterricht muß eine mehr oder weniger große Anzahl von verschiedenartigen Lehrfächern umfassen. Bei der Schaffung des Lehrplanes kommt es aber auf allen Stufen des Unterrichtes neben dem Zwecke formaler Schulung auch darauf an, daß der Schüler schon in der Schule selbst mit dem für sein späteres Berufsleben und für seine Orientierung in der ihn umgebenden Welt unentbehrlichen Grundstock von Kenntnissen ausgestattet werde. Anders gesagt, der Unterricht übermittelt dem Lernenden ein gewisses Quantum von Wissen, aber nicht als alleinigen Zweck, sondern durch die Übermittlung des Wissensstoffes wird in ihm die formale Schulung, ein Können begründet, vermöge dessen er sich in Zukunft an jedem beliebigen Stoffe betätigen kann, der dieselben geistigen Kräfte oder Fertigkeiten in Anspruch nimmt. Niemals aber wird sich ein Urteilsfähiger, mag er den bildenden Wert des Sprachstudiums noch so hoch einschätzen, zu der Behauptung verirren, daß, wer nur immer Vokabeln und grammatikalische Regeln lernt, hiedurch auch seine Fähigkeit fördert, sich treue und dauerhafte Erinnerungsbilder von einmal gesehenen physikalischen Apparaten, Sternbildern u. dgl. zu erwerben; oder daß ein grammatisch tüchtiger Gymnasiast eine feinere Schätzung für kleine Zeitintervalle oder gleiche Raumstrecken besitze als sein grammatisch untüchtiger Mitschüler.

Mit dieser Betrachtung sind wir schon dem von der obgenannten Abhandlung beleuchteten Problem ganz nahe gerückt. Es handelt sich da um den logisch-formalen Bildungswert des altklassischen Sprachunterrichtes. Hiebei ist die Erwerbung des Verständnisses der fremden Sprache als solcher und ihre gewandte

Beherrschung beim Her- und Hinübersetzen von der Lektüre der Literaturdenkmäler als solcher mit ihren teils historischen, teils psychologischen, teils ästhetischen oder ethischen Anregungen zu sondern. Hier haben wir es vorwiegend mit der ersten der zwei genannten Beschäftigungen zu tun. Die Erwerbung des grammatischen Verständnisses der lateinischen und griechischen Sprache ist eine in ihrer Art kaum ersetzliche S c h u l e d e s D e n k e n s. Das ist nicht etwa mit allgemeinen Redensarten, sondern durch tiefbohrende Analysen und an der Hand konkreter Beispiele schon hundertmal bewiesen worden. Trotzdem ist es gerade diese Wahrheit, gegen die in der öffentlichen Diskussion am liebsten und häufigsten Sturm gelaufen wird. Formenlehre und Syntax, Wortbildung, Semasiologie und Etymologie, Synonymik und Stilistik, endlich die Auffassung eines lebendigen Gedankens oder einer Gedankenkette in fremdsprachlicher Gewandung sowie die getreue, erschöpfende und geschmackvolle Übertragung derselben in die Muttersprache: alle diese Komponenten eines gründlichen Sprachunterrichtes setzen bald für sich allein, bald in ihrem Zusammenwirken den Denkapparat in allen seinen Teilen in Tätigkeit. Auf Schritt und Tritt gibt es da Gelegenheit zu den Operationen der Induktion oder Deduktion, der Analyse oder Synthese, der Generalisation oder Determination, der Definition oder Division der Begriffe; überaus häufig erfolgt der Schluß nach Analogie, ebenso häufig muß einer fraglichen Auffassung gegenüber die ganze Disiunktionsreihe gegebener Möglichkeiten durchlaufen werden, um die eben passende zu finden und alle übrigen auszuschließen. Der stetige Zwang, die Muttersprache mit der Fremdsprache Element für Element zusammenzuhalten und zu vergleichen, nötigt zur möglichst scharfen Auffassung des ganzen Gedankens sowohl als der einzelnen Begriffe; dadurch aber wird die Neigung zu inhaltsleeren Phrasen und die Verwendung farbloser, verschwommener Begriffe auf das wirksamste bekämpft. Bekanntlich hat einer der Größten im Reiche des Gedankens erklärt, seine eigene M u t t e r s p r a c h e könne man vollkommen doch nur durch die Versenkung in eine fremde Sprache kennen lernen.

Alle die aufgezählten Denkfunktionen und noch manche andere werden, wie gesagt, bei richtigem Betrieb des Sprachunterrichtes und besonders intensiv und vielseitig bei der Beschäftigung mit Lateinisch und Griechisch ausgelöst und so w i r d e i n e b e h a r r l i c h e D i s p o s i t i o n z u s o l c h e r T ä t i g k e i t ü b e r h a u p t g e s c h a f f e n.

Diese Schule des Denkens bedarf aber noch einer Ergänzung durch eine Wissenschaft, die durch Stoff und Methode allem Spezialwissen gegenüber einen besonderen Charakter aufweist und ein ganz unvergleichliches Mittel für die Gymnastik des Denkens abgibt: es ist dies die M a t h e m a t i k, die in der beneidenswerten Lage ist, innerhalb ihrer Grenzen keinen Streit der Meinungen

und Standpunkte, keine „Schulen" und „Systeme" zu kennen und keinerlei Hypothesen zu bedürfen[1]); sie allein geht überall von Axiomen und scharf formulierten Definitionen aus und leitet davon ausschließlich an der Hand der Beziehung von Grund und Folge, d. i. durch unwidersprechliche Beweisketten ihre mannigfaltigen Einsichten ab. In der Geometrie hat an dem schlechthin überzeugenden Ergebnis ihrer Gedankengänge auch die Evidenz der Anschauung einen wichtigen Anteil. Der genau bestimmte Ausgangspunkt also und die streng logische, daher jederlei Zweifel ausschließende Verkettung der Lehrsätze, endlich die erwähnte Mithilfe der Anschauung machen die Mathematik zu einem unentbehrlichen Bundesgenossen des altsprachlichen Unterrichtes für die Aufgabe, die Jugend im Denken zu schulen und mit dem notwendigen Respekt vor der Wahrheit und den Mitteln zu deren Gewinnung auszustatten. Den besonderen Vorzügen des mathematischen Denkens läßt sich aber auf Seite des Sprachunterrichtes eine überaus wichtige Eigentümlichkeit gegenüberstellen: bekanntlich verkörpern sich in der Sprache nicht bloß die logischen Kategorien und Operationen, vielmehr sind bei der Sprachschöpfung und Sprachverwendung allenthalben auch zahlreiche psychologische Faktoren wirksam, deren Aufdeckung auf die verschiedensten Gebiete der menschlichen Geistestätigkeit ein bedeutsames Licht fallen läßt. So ergibt sich auch das Verständnis für die Tatsache, daß sich logische und grammatische Kategorien keineswegs immer decken.

Was ergibt sich nun aus der angestellten Betrachtung für die Lösung des an die Spitze gestellten Problems? Es könnte scheinen, daß es sich hiemit doch so verhält, wie Ozwald und seine Gewährsmänner annehmen, daß nämlich durch das Sprachstudium nur das spezifisch sprachliche Denken geschult und so der Schüler für fortgesetzte Sprachstudien vorbereitet wird, daß anderseits die Mathematik das jugendliche Denken nach jener Richtung schult, um mit Erfolg Stoffe zu behandeln, für welche das spezifisch mathematische Denken sozusagen das Rückgrat bildet. Es ist aber doch nur ein Schein. Daß die durch Sprachstudien erworbene Übung in irgend einer Denkoperation, z. B. im Generalisieren oder im Induzieren, nach der von Ozwald vertretenen Anschauung eben nur wieder bei Sprachstudien sollte nutzbar werden können, ist mir vollkommen unverständlich und beruht wohl auf der Verwechslung von Logik und Grammatik, auf die ich sofort zu sprechen kommen will. Wer sich anderseits an der Schule durch den Betrieb der Mathematik gewöhnt hat, bei seinen Schlußfolgerungen stets nur von vollkommen klaren und gesicherten Voraussetzungen auszu-

[1]) Die Richtigkeit dieser Behauptung wird durch den noch keineswegs geschlichteten Streit über die Natur und Herkunft der geometrischen Axiome wohl kaum erschüttert, zumal da diese Frage über die Grenzen der Mathematik selbst hinausgreift.

gehen und in streng logischer Abfolge von Gedanken zu Gedanken fortzuschreiten, — wer nie etwas behauptet, von dessen Wahrheit er nicht vollkommen überzeugt ist oder was er nicht erweisen kann: der sollte wirklich alle diese Tugenden vermissen lassen, sobald er etwa als Richter oder Advokat tätig ist? Oder sollte er aus seinen Rechtsstudien eine besondere Art von Logik gesogen haben? Falls aber selbst dies bejaht würde, wie kann er dann hoffen, mit den Waffen dieser besonderen Logik etwa auf die Geschworenen, die meist nur auf ihren „gesunden Menschenverstand“ angewiesen sind, Eindruck zu machen?

Es gibt keine höhere Schule (wenn wir von den Fachschulen im engsten Sinne absehen), die darauf ausginge, ihren Zöglingen unmittelbar das für einen bestimmten Beruf notwendige Wissen und Können beizubringen. So will auch das Gymnasium seine Zöglinge weder zu Altphilologen noch zu Mathematikern usw. ausbilden. Es gibt weitaus mehr geistige Berufe, als es selbst in dem reichstausgestatteten Lehrplan Unterrichtsfächer gibt. Die Schule weiß, daß von ihren Absolventen früher oder später vieles rein stoffliche und nur mit dem mechanischen Gedächtnis aufzufassende Detail vergessen wird, ebenso gut aber weiß sie, daß in ihnen jede Art von formaler Schulung, die mit ihrem Unterrichte verknüpft war, als unverlierbares und gelegentlich früchtetragendes Kapital erhalten bleibt. Beides gilt ebenso sehr für die Mathematik als für den altphilologischen Unterricht und doch hört man sonderbarerweise fast nie gegen die Mathematik jene Vorwürfe und Anklagen erheben, wie sie nur allzu oft gegenüber den klassischen Sprachen laut werden, daß nämlich deren Studium wertlos sei, weil die ihm entspringenden Kenntnisse nach dem Verlassen der Schule doch meist vergessen werden. Diese schonende Haltung der öffentlichen Meinung gegenüber der Mathematik läßt sich nur dadurch erklären, daß an dieser der bleibende Nutzen der formalen Bildung deutlicher in die Augen springt.

Ozwald hat mit seiner These insofern Recht, als das Sprachstudium an der Schule durch die intensive Beschäftigung mit den grammatischen Kategorien zunächst für die Erlernung anderer Sprachen disponiert, aber er übersieht das wichtigere Resultat jenes Studiums, welches für den geistigen Haushalt des Schülers universale Bedeutung hat, nämlich die formale Schulung des Denkens überhaupt, zu deren Erlangung auch die Mathematik hilfreich die Hand bietet. Überdies aber vermittelt die Beschäftigung mit den antiken Sprachen und Literaturen historische, psychologische, endlich ästhetische und ethische Schulung und ermöglicht dadurch das Verständnis für alle Wissensgebiete und Kulturschöpfungen, die nur vermöge solcher komplexer Dispositionen begriffen und gewürdigt werden können. Wir kommen somit zu folgendem Ergebnis:

Nicht nach den Lehrfächern spezialisiert sich die formale Bildung, sondern nach den geistigen Funktionen, wechè jedes einzelne Lehrfach in Anspruch nimmt. Ein und dasselbe Lehrfach fordert meist generisch verschiedene Funktionen heraus und schafft dadurch komplexe Dispositionen; eine und dieselbe Funktionsart kommt in verschiedenen Fächern zur Betätigung. Was z. B. die klassischen Sprachen leisten, ist soeben gesagt worden, die Mathematik wieder schult in erster Linie das logische Denken und daneben die räumliche Anschauung. Umgekehrt ist logische und sprachliche Schulung die unentbehrliche Voraussetzung jür jedes menschliche Wissen, da sich ja dessen Stoff notwendig in logische Formen und sprachliches Gewand kleiden muß. Insofern schon hat diese doppelte Schulung eine universale Bedeutung und das sie vermittelnde Studium einen universalen Wert. Dazu kommt nun noch die schon erwähnte Fähigkeit zu historischem, psychologischem, ästhetischem und ethischem Urteilen, so daß das Sprachstudium den Zugang insbesondere zu sämtlichen sogenannten Geisteswissenschaften eröffnet.

Jetzt verstehen wir die auch in Ozwalds Abhandlung gestreifte Tatsache, warum an technischen Hochschulen Gymnasialabsolventen mit offenen Armen aufgenommen werden und nicht selten ihre Kollegen von der Realschule rasch überflügeln. Durch die starke Betonung der Mathematik, der Naturwissenschaften und der Zeichenfächer werden die geistigen Funktionen des Realschülers — im allgemeinen gesprochen — etwas einseitig; dazu kommt, daß das Studium der modernen Sprachen, wie gleichfalls oft genug erwiesen wurde, in ihrer formalbildenden Wirkung weit hinter den klassischen Sprachen zurückbleibt.

So erhält denn das humanistische Gymnasium seinen besonderen Charakter doch durch den Betrieb von Lateinisch und Griechisch und es entläßt seine Zöglinge mit einem geistigen Gesamthabitus, der die durch keinerlei noch so leidenschaftliche Angriffe zu erschütternde Wertschätzung des Gymnasialstudiums auf Seite einer großen Majorität der Eltern verständlich macht.

Unser Gymnasium stattet übrigens, zumal nach der jüngsten Gestaltung seines Lehrplanes, die studierende Jugend keineswegs bloß mit jener formalen Bildung aus, die der Beschäftigung mit den klassischen Sprachen und der Mathematik entspringt, sondern ist auch auf die Förderung anderer Funktionen der menschlichen Psyche bedacht. Der Unterricht in der Geographie und in den Naturwissenschaften verfolgt, abgesehen von der Vermittlung unentbehrlicher und höchst wertvoller Kenntnisse, den Zweck, die Fähigkeit scharfen Sehens und Beobachtens zu entwickeln, wozu noch die Einführung in das Verständnis des Experimentierens kommt. Ebenso wird durch die genannten Stoffe die

Phantasie mächtig angeregt und — was auch wieder eine wichtige Ergänzung des logischen Denkens bedeutet — die kausale Verkettung alles Geschehens in der räumlich-zeitlichen Welt aufgedeckt. Schon bei der Darlegung der Wirkungen der Lektüre von literarischen Meisterwerken wurde der Anregung des historischen Sinnes, des sittlichen Taktes, des ästhetischen Geschmackes und des psychologischen Verständnisses gedacht. Alle diese Funktionen werden überdies noch durch besondere Disziplinen entwickelt, durch die politische Geschichte, Literatur-, Kunst- und Kulturgeschichte und durch das Zeichnen. Es ist ein besonderer Vorzug des österreichischen Gymnasiums, daß der Schüler auf der obersten Stufe durch die philosophische Propädeutik auch theoretisch in zusammenfassender Darstellung mit den Tatsachen des Seelenlebens überhaupt und mit den Gesetzen des logischen Denkens insbesondere bekannt gemacht wird.

Vielleicht wird der Leser durch die vorstehende Betrachtung bezüglich der Richtigkeit und Möglichkeit der Anschauung, daß es ebenso viele Arten von formaler Bildung nebeneinander gibt als sich Lehrfächer unterscheiden lassen, doch etwas bedenklich gemacht. Ich glaube, daß nur bei der von mir vertretenen Auffassung des Sachverhaltes die in der Praxis der vorgeschrittensten Kulturstaaten gleichmäßig verfolgte Absicht verständlich wird, die heranreifende Jugend in den höheren Schulen durch eine verhältnismäßig geringe Auswahl von Lehrfächern für die so mannigfaltigen Berufe des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens vorzubereiten. Wenn Gymnasium und Realschule in ihrem Lehrplane den Schwerpunkt nicht nach derselben Seite verlegen, so kann dies die Giltigkeit der Grundidee doch nicht erschüttern, da der Realschulabsolvent innerhalb der technischen Sphäre einer mindestens ebenso großen Mannigfaltigkeit von Berufen gegenübersteht, als es beim Gymnasialabsolventen der Fall ist, der unter so zahlreichen „gelehrten" Berufen zu wählen hat.

Allgemeine Bildung ist keineswegs der Besitz aus allen möglichen Gebieten zusammengeraffter Erkenntnisse und Urteile, sie ist vielmehr identisch mit formaler Bildung, und versteht man die letztere in dem oben entwickelten Sinne dahin, daß entsprechend den Hauptfunktionen der menschlichen Psyche ebenso viele Komplexe von beharrenden Dispositionen geschaffen werden, dann ist allgemeine Bildung kein leerer Wahn, sondern der einzige vernünftige Zweck jeder höheren Schule, die keine Fachschule ist. Und selbst die Fachschulen sehen sich häufig veranlaßt, in ihren Lehrplan Gegenstände aufzunehmen, die mit ihrem Fachgebiet in keinem sachlichen Zusammenhange stehen und nur zur Begründung einer allgemeineren „Bildung" beitragen sollen.

Wien. Dr. Ant. v. Leclair.

Noch einmal zu Sall. B. Iug. 3 (*patriam aut parentes*).

Ich habe in dieser Zeitschrift, wie den Lesern erinnerlich sein dürfte, die Wortverbindung *patria parentes* auf ihre Bedeutung hin untersucht, und zwar allein aus dem Grunde, weil an der zitierten Sallust-Stelle hinsichtlich der Auffassung jenes '*parentes*' nicht vollständige Klarheit und Übereinstimmung herrscht, sondern vielfach immer noch — so in allen mir bekannten lateinischen Wörterbüchern von Forcellini bis Stowasser und in einer ganzen Anzahl von Sallust-Kommentaren — die Ansicht vertreten wird, *parentes* habe da die Bedeutung von 'Untertanen'. Ich habe nun den Gebrauch dieser allitterierenden Wortverbindung bei den verschiedensten Schriftstellern, von Ennius bis Tacitus und Dictys Cretensis, verfolgt und gezeigt, daß *parentes* überall den Sinn 'Eltern' habe. Zum Schluß verwies ich auf die Stelle Plato Kriton 51 c *βιάζεσθαι οὐχ ὅσιον οὔτε μητέρα οὔτε πατέρα, πολὺ δὲ τούτων ἔτι ἧττον τὴν πατρίδα*, deren Sinn sich mit dem von Sallust a. a. O. ausgesprochene Gedanken '*vi regere patriam aut parentes, quamquam et possis et delicta corrigas, tamen inportunum est*' vollständig deckt. Ich trage jedoch nunmehr eine bisher übersehene Belegstelle aus Cicero nach, der für sich allein eine solche Beweiskraft innewohnt, daß man neben ihr keiner weiteren Stütze bedarf. Cic. Ep. ad fam. I 9, 18 lesen wir folgendes: *Id enim iubet idem ille Plato, quem ego vehementer auctorem sequor, tantum contendere in republica, quantum probare tuis civibus possis; vim neque parenti neque patriae adferre oportere.* Man sieht, der Gedanke ist jenem der Sallust-Stelle völlig kongruent und der Singular *parenti* macht die Sache noch sinnfälliger. Es ist augenscheinlich das *πατέρα* der Plato-Stelle. Man darf demnach wohl die Forderung aussprechen, daß die in Wörterbüchern und Kommentaren und allerneuestens noch in der Neuauflage des Antibarbarus von Schmalz immer noch sich findende falsche Interpretation des '*parentes*' der Sallust-Stelle endlich einmal beseitigt werde. Sie widerspricht aller methodischen Interpretation.

Wien. Alois Kornitzer.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

A Grammar of the Old Testament in Greek according to the Septuagint. By Henry St. John Thackeray. Vol. I: introduction, orthography and accidence. Cambridge, at the University Press, 1909.

Essai sur le Grec de la Septante. Par Jean Psichari. Extrait de la Revue des Études juives. Paris, librairie C. Klincksieck 1908.

Helbings Grammatik der Septuaginta hat nunmehr Nachfolge gefunden durch eine englische Bearbeitung des gleichen Stoffes von dem bereits durch die Neuauflage von Swete's Introduction to the Old Testament in Greek rühmlich bekannten Septuagintaforscher H. St. J. Thackeray. Der erste Band, der bisher vorliegt, enthält nebst einigen einleitenden Abschnitten die Laut- und Formenlehre. Der größte Teil des Werkes war, wie uns der Verf. in der Vorrede wissen läßt, schon abgeschlossen, als Helbings Buch erschien, und so mochte der Verf. recht getan haben, wenn er seine Sammlung, ohne die Ergebnisse von Helbings Forschungen mit hineinzuarbeiten, unabhängig davon zu Ende geführt und veröffentlicht hat. — Die einleitenden Abschnitte (§ 1—5, S. 1—70) tragen die Überschriften: 1. Grammatik und Textkritik. 2. Gruppierung der Bücher der LXX. 3. Die κοινὴ als die Grundlage des Griechisch der LXX. 4. Die semitischen Elemente bei den LXX. 5. Die Papyri und unsere Uncialhandschriften der LXX. — Der erste Abschnitt weist auf die Schwierigkeiten hin, welche sich einer abschließenden Grammatik der LXX von Seiten der gegenwärtig noch nicht ausreichend gesicherten Textgestaltung und der eigenartigen Textgeschichte dieses Werkes entgegenstellen. Als Grundlage seiner Arbeit wählt der Verf. mit Recht den *cod. Vatic.* (B), dessen Text freilich, „obschon im ganzen höher stehend als der des *cod. Alexandrinus* (A), doch auch nicht völlig frei von hexaplarischen Zutaten ist" (S. 3). Der zweite Abschnitt behandelt die Unterschiede zwischen den einzelnen Büchern hinsichtlich der Güte der Übersetzung und hinsichtlich ihres Verhältnisses zur

Κοινή einerseits und zum literarischen Griechisch anderseits. Die auf S. 13 gegebene Gruppierung der Bücher trifft, insbesondere was die originalgriechischen Schriften anlangt, völlig mit den Ergebnissen der vom Ref. demselben Gegenstande gewidmeten Untersuchung zusammen [1]). Der dritte und vierte Abschnitt besprechen die für die Eigenart der alttestamentlichen Gräzität entscheidenden Fragen; daß die Gemeinsprache, wie sie sich in den hellenisierten Ländern, zumal im Ptolemäerreiche, entwickelt hatte, auch die Sprache der Übersetzer ist, kann heute nicht mehr bezweifelt werden. In der Frage der Hebraismen geht der Verf. mit Recht die von Deissmann und Thumb gebahnten Wege. Besonders wertvoll und in diesem Umfange neu ist seine auf S. 31 ff. gebotene vergleichende Übersicht der von den Übersetzern der einzelnen Bücher transkribierten hebräischen Ausdrücke. Der fünfte Abschnitt untersucht an einigen markanten Beispielen das Verhältnis der Orthographie unserer ältesten Handschriften zu der Schreibweise der mit den Übersetzern gleichzeitigen Papyrusurkunden.

Den Hauptteil des Buches bildet die Darstellung der Lautlehre (§ 6—9, S. 71—139) und Formenlehre (§ 10—23, S. 140—290). Das Material der Lautlehre gruppiert der Verf. nicht streng nach der inneren Zusammengehörigkeit der sprachlichen Erscheinungen, sondern durchwegs nach den einzelnen Lauten. Doch darf ihm daraus kein Vorwurf erwachsen. Wer die umfangreiche Arbeit geleistet hat, die mehr als 2500 Seiten der Cambridger Ausgabe auf ein paar hundert sprachliche Erscheinungen hin durchzusehen, hat sein Werk vollauf getan, wenn er eine sorgfältige Zusammenstellung des Materials geboten hat. Und eine sorgfältige und gewissenhafte Materialsammlung ist es in der Tat, die uns der Verf. hier vorlegt. Mit Recht hat er sich nicht auf eine Auswahl von sprachlichen Erscheinungen beschränkt, sondern ohne Rücksicht darauf, ob solche den Übersetzern oder den Schreibern zuzuweisen sein werden, eine Sammlung der sprachlich bedeutsamen Belege der Handschriften geboten. Helbings Arbeit, welche hierin zu wenig bot, hatte Ref. in einigen Punkten zu vervollständigen unternommen [2]). Thackerays Buch bringt auch gegenüber dieser vermehrten Sammlung noch manche nennenswerte Belegstelle mehr, zumal bei solchen Erscheinungen, welche durch ihr massenhaftes Vorkommen oder durch ihr regellos sporadisches Auftreten eine vollständige Aufzählung übermäßig erschweren. Hiefür seien u. a. angeführt: Fälle von Assimilation des Vokals wie *πέντες*, *τάσσαρας*, *μολλον* (st. *μᾶλλον*), *σιμίδαλις*, *πέλυκυς*, *ἐνέπνιον*, Ausfall des *υ* in U-Diphthongen wie *τραματίαι*, *πεπιστεμένα* und noch

[1]) Vgl. Wiener Studien 1907, S. 228—259, insbesondere S. 248 und 255 f.; dieses Zusammentreffen erscheint mir um so wertvoller, als der Verf. genannten Aufsatz offensichtlich nicht benützt hat.

[2]) Vgl. Tätigkeitsbericht des Vereines klass. Philologen in Wien, 1909: „Beiträge zur Lautlehre der LXX“.

manche beachtenswerte Einzelheit wie S. 79 *κολακαύει*, S. 83 *ἀνάπειρος* st. *ἀνάπηρος*, S. 92 *λουμενόμενος* st. *λυμαινόμενος*, S. 120 *νῆσσος*, *εὑρίσσκοντες*, *ἡσσθένησεν* u. a. m. Von gut belegten Schreibungen möchte ich hervorheben S. 76 *ὀσφρασία* (sonst *ὄσφρησις*), S. 81 *ἤνυστρον* (*ἔνυστρον*), S. 92 *λυτρῶνας* st. *λουτρῶνας*. Anderseits habe ich manches nicht Unwichtige vermißt, z. B.: *κυέθους* (st. *κυάθους*), *μολόχη*, *ὕποψ*, *στιππύον*, *ἐρυσίβη*, *διώρυφος* (neben *διώροφος*), *Ἑυβραῖος*, *ζύο* (st. *δύο*), ferner charakteristische Fälle von Ausfall, bezw. unrichtiger Setzung von Nasalen (vgl. Beiträge zur Lautlehre der LXX, S. 42), *ξυνωρίς* (als Variante zu *συνωρίς*). Die Abschnitte über Elision, Krasis und Hiatus geben wohl eine Charakteristik im allgemeinen, doch würde sich eine eingehende Statistik dieser Erscheinungen, nach einzelnen Büchern durchgeführt, wohl verlohnen. Daß der Verf. die Frage der Transkription beiseite gelassen hat, läßt sich im Rahmen seines Buches wohl rechtfertigen. Immerhin bleibt eine Untersuchung der LXX in dieser Richtung ein Desideratum der sprachlichen Erforschung der griechischen Bibel.

Auch in der Formenlehre sind Thackerays Materialsammlungen in der Mehrzahl der Fälle reicher als die Helbings, wenngleich nicht in allen Punkten; so hat Th. S. 150 nur *κλεῖδα* und *χάριτα*, während H. S. 40 auch *νεάνιδα* und *κόρυθα* anführt (bei beiden fehlt *μοιχαλίν* st. *-ίδα* Hos. 3, 1 A B Q), S. 145 fehlt *λαγωός* bei Th., hingegen hat es Helbing S. 38 angemerkt, auch in dem Abschnitte über die Adjektiva zweier Endungen auf *-ος* bietet Helbing mehr. Wichtiger jedoch als ein Vergleich der beiden Grammatiker erscheint es mir, mehrere nicht unwichtige Einzelheiten nachzutragen, welche beiden entgangen sind. — Zu S. 140: *πεπληγυίη* Num. 25, 15 B. Zur Verteilung von *α* und *η* nach *υ*: die LXX haben *φυή*, *ἐγγύη* aber *καρύα*, *μανδύας*; *ἰγνύα* ist nur als *ἰγνύαις* belegt (vgl. Hatzidakis Athena XII 11; Kaibel, Stil und Text der *Ἀθηναίων πολιτεία* des Aristoteles, S. 38). — S. 143 zu *τόλμην* wäre zu notieren, daß die LXX *θέρμη* (nicht *θέρμα*) schreiben (vgl. Herodien I 255 *τόλμα*, *θέρμα*, *Ἀττικῶς δὲ τόλμη*, *θέρμη*). — S. 143. Von Eigennamen auf *-ας* findet sich ein Genetiv *Βακχίδα* I Ma. 9, 49 A (*-ου* S, V). — S. 143 ist die Bemerkung „the poetical *γαῖαι*" unrichtig (vgl. Ref. Wiener Studien XXIX 237). — S. 148 fehlt *φονέας* Weish. 12, 5 (vgl. Wackernagel, Theol. Literaturzeitung XXXIII 636). — S. 150 fehlt bei den Subst. auf *-ις* die interessante Form *τρόπιος* Weish. 5, 10 (vgl. Ref. Wiener Studien XXIX 255). — S. 151 wäre nachzutragen: *στελεχέων* Ez. 19, 11 A (*-ῶν* B Q), *στεφέων* III Ma. 4, 8, *στηθέων* Hi. 39, 20 A B S; zu den Wörtern, welche stets *-ῶν* haben, gehören nicht nur *ἐτῶν* und *σκευῶν*, sondern auch die häufig belegten *ἐθνῶν*, *κτηνῶν*, *μερῶν*, *νεφῶν*, *παθῶν* und die gelegentlich vorkommenden *βελῶν*, *βρεφῶν*, *γεισῶν*, *κητῶν*, *κλιτῶν*, *ξιφῶν*, *πληθῶν*, *σκελῶν*. — S. 150 zu *γέλως*:

als τ-Stämme flektieren auch *ἔρως, ἱδρώς, χρώς.* — S. 152 ließe sich unter den „Miscellaneous peculiar forms" noch manches Beachtenswerte anführen: *γυνή* als Vokativ III. Kö. 14, 6 A, IV. Ma. 16, 14 A (*γύναι* SV) sonst *γύναι*; *παῖς* als Vokativ Is. 41, 8 *σὺ δὲ Ἰσραήλ, παῖς μου Ἰακώβ. οἶς* ist durch *πρόβατον* ersetzt, *αἰδώς* abgesehen von zwei Stellen durch *ἐντροπή.* — S. 158 neben *μανδραγόρες* und *φιάλες* wäre noch *χειροπέδες* (*-παιδες*) Sir. 21, 19 A (*-πέδαι* B C S) anzuführen. — S. 157: *Ἀρταξέρξης* hat dat. *-ει* Esth. 6, 2 S (*-η* A 2), Esth. A 13 S A (*-ῃ* B) aber *ῃ* Esth. 1, 17, I Esr. 2, 16 (freilich ist hier itazist. Verschreibung wahrscheinlich); *Ὀλοφέρνης* hat gen. *-ους* Iud. 15, 11 und 16, 19 S (*-ου* A B). — S. 172: den offenen Formen von *σῷος* stehen keine geschlossenen von *σῶς* entgegen. — S. 181 wäre ein Hinweis auf *παρὰ* und *ὑπὲρ* beim Komparativ von Interesse: *ἰσχυρότερα παρὰ πάντα* I Esr. 4, 35; *πικρότερον ὑπὲρ θάνατον* Ecc. 7, 27; *ὀξύτεροι ὑπὲρ τοὺς λύκους* Hab. 1, 8; vgl. auch Richt. 3, 9. 11, 25. 15, 2. 18, 26. — S. 189 fehlen die Multiplikationszahlen; die LXX haben neben *-πλάσιος* auch einen Stamm *-πλασιον-* (vgl. Lobeck Phryn. 411): *ἑπταπλασίονα* II. Kö. 12, 6 B (*-άσιον* A), Ps. 78, 12 S R T (*-ια* B), *ἑκατονταπλασίονα* II. Kö. 24, 3 B (*-άσιον* A), *τριπλασίων* Sir. 43, 4 B (*-ίως* BCS), *δεκαπλασίονα* Theod. Dan. 1, 20 A B Q Γ (*-ίως* LXX). — S. 192 ließe sich noch manches über den Gebrauch der Pronomina anführen: *ὅςτις* findet sich außer in der Formel *ἕως ὅτου* und dem Nom. Sing. nur noch mehrmals in *οἵτινες, αἵτινες* und II. Ma. 5, 10 *ἥςτινος*; mit *-οῦν*: Deut. 24, 10 *ὁτιοῦν*, III. Kö. 10, 21 *ὁτιοῦν* (Zusatz A), II. Ma. 14, 3 *ὅντιναοῦν*, III. Ma. 7, 7 *ὅντινοῦν.* (*ἅτινα* Hi. 23, 5 S* und *οὕτινος* Gen. 38, 25 Sixt., *τίνος* A B E haben keine Autorität). — Übersehen ist *καθεῖς* (Vorläufer des neugr. *καθένας*): III. Ma. 5, 34 *ὁ καθ' εἷς δὲ τῶν φίλων*, I. Esr. 1, 31 *τὸ καθ' ἓν πραχθέν*, IV. Ma. 15, 12 *καθ' ἕνα παῖδα*, 15, 14 *καθ' ἕνα στρεβλούμενον καὶ φλεγόμενον ὁρῶσα* und wohl auch IV. Ma. 8, 5 *ἐγὼ καθ' ἑνὸς ἑκάστου ὑμῶν θαυμάζω τὸ κάλλος.* — Dan. Sus. 54 steht *ποταπός* statt des üblichen *ποδαπός*, aber *παντοδαπός* Hi. 40, 16 (vgl. Kühner-Blass, Griech. Gramm. I[2] 617). — S. 192 bei den „words indicating duality" verdiente bemerkt zu werden, daß die Formen *ἀλλήλω, ἀλλήλοιν* durch die entsprechenden pluralischen ersetzt worden sind. — S. 211 ließe sich nachtragen: *προςέσχατε* Jer. 25, 4 S (*-ε-* A B Q Γ). — S. 224 wäre es von Interesse gewesen, auf die Form *μεμίανσαι* hinzuweisen (vgl. Ref. Wiener Studien XXVIII 161). — S. 227 ließe sich zu *λιμπάνω* ein *ὀπτάνω* stellen: III. Kö. 8, 8 *ὀπτάνοντα*, Tob. 12, 19 A B *ὠπτανόμην.* — *χάσκω* hat eine Nebenform *χαίνω*: *ἀναχαίνειν* II. Ma. 6, 18 A (V fehlt). — S. 244 wäre neben *στερέω* die Nebenform *στερίσκω* anzuführen. — S. 244 zu den Verben auf *-όω*: die Konjunktivform Ex. 1, 16 *ἐὰν μαιοῦσθε* st. *μαιῶσθε* (vgl. Blass, Gramm. d. neutest. Griech. S. 50).

In manchen Fällen, wo eine vollständige Aufzählung nicht durchführbar erschien, wäre eine Statistik von Nutzen gewesen: so z. B. bei dem Augment von *δύναμαι* und *βούλομαι*; es findet sich im Cod. B bei *δύναμαι* 79 mal *ἠ*- und 22 mal *ἐ*-, hingegen bei *βούλομαι* 29 mal *ἠ*- und 42 mal *ἐ*-. *θέλω* hat *ἐ*- nur in 2 unmaßgebenden Varianten Ps. 17, 20 U, 39, 9 R. Daß bei manchen verstreut auftretenden Erscheinungen wie beim Acc. Sing. der III. Decl. auf *-αν*, beim Fehlen des Augmentes und der Reduplikation, bei der irrigen Verschleppung des Augmentes (S. 209) Vollständigkeit nicht erzielt wurde, fällt nicht schwer ins Gewicht. Hingegen halte ich nicht für ausreichend die Darstellung der Fem. der *ο*-Deklination; auch bei den Adjektiven zweier Endungen auf *-ος* und im Gebiete des Metaplasmus werden Nachträge nötig sein. Doch hoffe ich auf diese und verwandte Erscheinungen in einem anderen Zusammenhange zurückzukommen.

Ein Verzeichnis der bemerkenswerten Verba, mit welchem die Formenlehre schließt (S. 258—290) und sorgfältige Indices (Sachindex, Index der griechischen Wörter, Index der zitierten Stellen) fördern die Übersichtlichkeit und erleichtern die Benützung des Buches in hohem Grade.

Psicharis Aufsatz behandelt in seinem ersten Teile das Verhältnis der Sprache der LXX zur *Κοινὴ* und zum Neugriechischen. „Die LXX ist das große Denkmal der *Κοινή*“ (S. 164). Wenn Ps. den Wert des Neugriechischen für das Studium der Sprache der LXX mit Recht betont, so berücksichtigt er doch anderseits, wie bereits Krumbacher (Byz. Zeitschr. XVII 582 f.) hervorgehoben hat, viel zu wenig die Überlieferungsverhältnisse des Textes und geht in der Anerkennung von Formen für die Übersetzer entschieden zu weit. Gleich sein Musterbeispiel, die Endung des Acc. Sing. der 3. Dekl. auf *-αν* (st. *-α*) ist bedenklich; die Art der Bezeugung dieser sprachlichen Eigentümlichkeit (vgl. Helbing S. 50, Thackeray S. 22 und 146 f., Ref. Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1909, S. 20) läßt die Annahme dieser Form für die Verfasser als ganz unwahrscheinlich erscheinen. Was Ps. sonst an morphologischen Erscheinungen aufzählt (S. 171), ist gegenüber den Sammlungen von Helbing und Thackeray belanglos, hingegen dürften seine Hinweise auf syntaktische und stilistische Eigentümlichkeiten (S. 171 f.) einer künftigen Bearbeitung der Syntax der LXX wohl zustatten kommen. — Der zweite Abschnitt behandelt die Hebraismenfrage; gegenüber den lexikographischen Untersuchungen, welche bei Deissmann im Vordergrunde des Interesses stehen, verweist er treffend auf die Syntax. Übrigens ist ihm hierin Thumb vorausgegangen (vgl. Die griech. Sprache im Zeitalter des Hellenismus S. 129—131). Zur Beurteilung der Frage bringt Ps. ein ziemlich umfangreiches und vielfach neues Material bei; in der Anerkennung von Semitismen, zumal in der Syntax, ist er im Gegensatz zu den beiden letztgenannten Forschern nicht

sparsam. „Und es ist nicht nur die Syntax, es ist nicht nur die Wortstellung, welche hebräisch ist, der Stil selbst ist fortwährend gemischt. Der Stil ist nicht griechisch" (S. 198). Doch neigt auch Ps. der Meinung zu, daß diese Semitismen nur der Reflex des Originals in der Übersetzung sind. Und darin liegt in der Tat der Schwerpunkt der Frage, daß die Übersetzer kein besonderes Idiom an ihre Arbeit herangebracht haben. Dies gibt auch Ps. zu: „Diese unbestreitbaren und ansehnlichen Hebraismen", schreibt er auf S. 195, „resultieren nur aus der Übersetzung; denn im übrigen kennen die Übersetzer sehr wohl die Sprache ihrer Zeit". Der Fortgang der Forschung seit Deissmanns Bibelstudien hat durchaus für seine Anschauung entschieden (vgl. auch Deissmanns Vortrag auf der 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Graz „Die Urgeschichte des Christentums im Lichte der Sprachforschung" abgedruckt in: Internationale Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik, Berlin 30. Okt. 1909). Die kulturelle Seite der Frage darf durch die Klärung, welche die Unterscheidung von okkasionellen und usuellen Semitismen gebracht hat, für entschieden gelten. Über die Anerkennung von Semitismen im einzelnen Falle und den Umfang derselben innerhalb der LXX wird natürlich erst eine erschöpfende unter steter Beobachtung der ganzen griechischen Sprachgeschichte geführte Durchforschung der Diktion der LXX, zumal nach ihrer syntaktischen und stilistischen Seite, volle Klarheit bringen können. Als eine anregende Vorarbeit in dieser Richtung darf Ps. Aufsatz immerhin betrachtet werden. — Als besonders dankenswert soll endlich noch die sorgfältige und außerordentlich reiche Zusammenstellung der einschlägigen Literatur erwähnt werden, welche Ps. seinem Aufsatze vorausgeschickt hat.

Wien. Dr. Richard Meister.

'Ὀππιανοῦ Κυνηγετικά. Oppien d'Apamée, La chasse. Édition critique par Pierre Boudreaux. Bibliothèque de l'École des Hautes-Études, fasc. 172. Paris, Champion 1908. VIII und 151 SS. 8°.

Der Herausgeber eröffnet seine Ausgabe mit einer sorgfältigen Bibliographie, in der er die früheren Ausgaben des Gedichtes, seiner Paraphrasen und Scholien, endlich die kritischen und exegetischen Arbeiten über den Text aufzählt und bespricht. Es folgt eine Beschreibung und Untersuchung der erhaltenen Handschriften. Fünf werden als Kopien ausgeschieden, die übrigen in zwei Klassen gesondert, deren erste neun, die zweite, nach Boudreaux weniger wertvolle, nur drei Codices umfaßt. Die Handschriften der ersten Klasse werden noch in drei besondere Gruppen geteilt. Eine englische Handschrift, die Schenkl erwähnt, ist von

Boudreaux nicht eingesehen worden; nach der kurzen Beschreibung Schenkls scheint sie zur zweiten Klasse zu gehören.

Die Scheidung in zwei Klassen ist zweifellos richtig; was aber die Gruppierung der Handschriften im einzelnen anbelangt, so habe ich Bedenken. Boudreaux stützt sich m. E. zu einseitig auf die Varianten, ohne zu beachten, daß Kontamination hier zu weitgehenden Übereinstimmungen führen konnte. Er hat einen anderen Gesichtspunkt völlig außer acht gelassen, der sich aus der Anordnung der Oppianüberlieferung in den Handschriften und überhaupt dem Inhalt der Sammelbände und seiner Gruppierung ergibt, und doch lassen sich auch daraus einige Schlüsse für die Geschichte der Überlieferung ziehen. Beginnen wir mit der zweiten Klasse (*z*). Vindobonensis (*L*) und Florentinus (*M*) gehören sicher zusammen; denn auf eine Vita Oppiani folgen Grammatica, dies offenbar ein freier Einschub, dann Oppian vom Fischfang mit Scholien und Oppian von der Jagd ohne Scholien. Ohne weiteres erhellt die Sonderstellung des Laurentianus (*K*) in dieser Klasse — Ludwich hat sie inzwischen mit anderen Gründen erwiesen — denn die Vita fehlt, und das Jagdgedicht mit Randscholien steht vor dem Gedicht vom Fischfang, das hier keine Glossen aufzuweisen scheint. In der ersten Klasse (*k*) stellt sich zu unserer ältesten Handschrift, dem Venetus (*A* XII. Jahrhundert) der Parisinus 2730 (*B* XV. Jahrhundert), weil beide nur das Gedicht von der Jagd ohne Scholien und Paraphrase bieten und darauf eine Vita des Constantin Manasse in politischen Versen folgen lassen. Richtig sind von Boudreaux Parisinus 2723 (*G*), Venetus 468 (*H*) und Matritensis (*J*) in einer Gruppe vereint. *J* hat noch die älteste Anordnung, eine selbständige Vita, dann die Gedichte vom Fischfang und der Jagd, *H* hat die Vita bereits verloren, *G*, ein echter Sammelkodex, hat nur mehr das Jagdgedicht. Ferner ergibt sich noch ein Indizium für die Zusammengehörigkeit von *C* (Parisinus 2860), *D* (Neapolitanus II *F* 17), *E* (Laurentianus 31. 27), *F* (Parisinus Supplément grec 109); es sind echte Sammelhandschriften, in denen vereinzelt die Cynegetica mit einer voraufgeschickten Lebensbeschreibung des Dichters stehen. Allerdings hat *D* ja auch das Gedicht vom Fischfang, aber amusanterweise dieses gleichfalls mit einer vorhergehenden Vita, so daß wir also zweimal über Oppians Leben unterrichtet werden; offenbar können die beiden Teile nicht einer einheitlichen Vorlage entnommen sein.

Es folgt aus diesen Feststellungen zum mindesten das Weitere, daß die Handschrift *B* für den kritischen Apparat nicht in Betracht kommt. Der Apparat hätte sich vereinfachen lassen, wenn Boudreaux für die einzelnen Handschriftengruppen Siglen gewählt hätte.

Oppians Gedicht hat im Mittelalter den Zwecken praktischer Belehrung dienen müssen, ist also viel abgeschrieben und gelesen und als Lehrbuch nicht respektvoll behandelt worden. Der Text ist schlecht und bedarf der Konjekturen. Wo die Handschriften aus-

einandergehen, ist ein eklektisches Verfahren unvermeidlich, bei dem manchmal objektive Hilfsmittel der Kritik fehlen. Es wird also einen kanonischen Text des Dichters nie geben. Aber Boudreaux hat die Grundlage geschaffen, die für alle Zeiten bestehen bleiben wird. Schade, daß er die inzwischen von Tüschelmann bearbeitete Paraphrase des Gedichtes nicht vollständig beifügte.

Die Ausgabe ist mit lobenswerter Sorgfalt gemacht und ein rühmliches Zeichen für den Ernst, mit dem die griechischen Studien in Frankreich betrieben werden.

Wien. L. Radermacher.

Hermann Bergfeld, De uersu Saturnio (Preisgekrönte Marburger Dissertation). Gotha, Perthes. 135 SS. 8°. Preis 3 Mk.

Ob nach all den zahlreichen Abhandlungen über diesen Gegenstand (Lachmann, K. O. Müller, Bartsch, Bährens, Müller, Korsch, O. Keller, Havet, Zander, Thurneysen, Lindsay, Leo nenne ich nur in einem Athem) eine neue Untersuchung nötig war — darüber muß die Marburger Fakultät für sich schlüssig geworden sein. Aber, daß bloße Methode da weiter kommen werde, wo das Material seit Jahren ganz stationär blieb, daß ein Anfänger die Meister bemeistern werde, das war *a priori* nicht zu erwarten. Und wenn ich auch die ehrliche und redliche Arbeit des Verf.s rückhaltslos anerkenne, so ist doch m. E. die ganze Frage nach Art und Wesen des Saturniers auch durch diese Arbeit nicht weiter gebracht. Im Gegenteil, trotz der apodiktischen Sicherheit, mit der die gewagtesten Dinge vorgebracht werden, will mir scheinen, daß der Verf. sich über gewisse metrische Grundgesetze gar nicht klar geworden ist. Was er z. B. § 51 über *tripudium* sagt, verdient doch genauer geprüft zu werden. Ich sehe von der an das Wort geknüpften etymologischen Frage ganz ab — meinetwegen mag *tripudium* von *pes* kommen und all die Dichterstellen nach Art von „*ter pede terram*“ dies beweisen [1]; aber „*sequitur, ut in unoquoque uersu* (??) *Saturnio tres pedes audiantur*“, wie B. sagt (was lateinisch bekanntlich so lauten müßte „*ut terni in quoque hemistichio Saturnio audiantur pedes*“), das ist entschieden zu leugnen. Zugegeben, daß Marius Victorinus 140, 1 sechs Arsen zählte, wir wissen, daß eine musikalische Kadenz mit unbetontem Ausgang

---

[1]) Obwohl ich es nicht glaube. Besteht das *repudium* vielleicht auch aus einem 'Fuß'stoß? Oder sollte nicht *re- pro- tripudium* mit *repulsa, res propellenda* zusammenhängen, so daß etymologischer Anklang zu suchen und zu finden wäre Ov. A. a. I 112 *ludius ... ter pede pulsat humum*, Hor. C. III 18, 16 *pepulisse ter pede terram?* Sabinische Dialekteinflüsse?? Diese Etymologie vertritt bekanntlich Verrius Flaccus *(pauire)*.

nicht zu erzielen ist, wir wissen, daß den alten Theoretikern die Katalexe ein verschlossenes Geheimnis blieb, so daß wir getrost behaupten dürfen, die saturnische Halbzeile hat wie die Otfrieds ihre vier Hebungen und die vorletzte Silbe ist jeweilig *μακρὰ τρίσημος*

⏓ | ⏑́⏓ | ⏑́⏓ | ⏗ | ⏓ ‖ ⏑́⏓ ⁞ ⏑́⏓ | ⏗ | ⏑́

Mit Bergfelds Messung ⏑ ⏑́ ⏑ ⏑́ ⏑ ⏑́ ⏑ ∧́ ist wohl das Auge, aber nicht die Metrik und vornehmlich nicht das Ohr befriedigt. Ich würde ihn bitten, das einmal zu s i n g e n — und gesungen wurde ja das Arvallied — wie ich meine. Er wird dann anders denken lernen.

Seine Ausführungen über diesen Gegenstand sind einfach unzutreffend. Im Gegenteil: Nicht bei jedem (H a l b)vers wurden d r e i T a k t e gefühlt, sondern der Sinn des Ausdrucks *tripudium* ist noch zu fühlen in dem metrischen Gegensatz des *γένος ἴσον* und *διπλάσιον*. Wir haben nur zwei Arten rhythmischer Bewegung: Den Gleichschritt, den Marschtakt, das *ἴσον* und den Ungleichschritt, Doppelschritt, Dreischritt, den Tanztakt, das *διπλάσιον*, nach unserem Gebrauch: $^3/_4$ und $^4/_4$ Takt. Das Wesen des Marschrhythmus ist Gleichheit der Schritte (Anapästen), das des Tanzrhythmus besteht darin, daß auf je zwei Schritte des einen nur ein Schritt des zweiten Fußes kommt. So wird zur Einheit der 'Dreischritt' die *tripudiatio.* Vier solche (dreischrittige) Einheiten hüben, vier drüben bilden das Wesen der (indogermanischen) Langzeile überhaupt, sohin auch ihrer italischen Form:

3/8 ♪ | ♩ ♪ | ♪ ♪ | ♩. | ♩ 𝄾 ‖ ♩ ♪ | ♩ ♪ | ♩. | ♩ 𝄾

Es entgeht B. der Widerspruch, in dem er rettungslos verloren ist, wenn er trotz seiner Erklärung von *tripudium* doch — was ja richtig ist — die Vierhebigkeit der Kurzzeile anerkennt, nicht nur durch die Beifügung der Pause, sondern ausdrücklich durch den Schluß des titulus Mummianus: *imperátor dédicát.* Und mit dieser Auffassung stimmt ja die von all dem Stellenkram allein etwas sagende Überlieferung von Caesius Bassus und Terentianus Maurus aufs Haar. Wenn jener z. B. als Muster für die erste Halbzeile das Horazische *turdis edacibus dolos* zitiert, so beweist er damit eben die (schon von Lachmann und K. O. Müller erkannte) Vierhebigkeit bei stumpfem Schluß [1]), die ja der Dreihebigkeit mit klingendem Schluß bekanntlich identisch ist.

---

[1]) Naevius frg. 2 *sacra in mensá penátiúm,* CEL 293 *honestám praebéns ornátuí,* tab. Fal. *que soueis aastútieis* und *góndecoránt saipísumé.* Vielleicht auch Naev. ap. Non. 76, 3.

Da ich somit auf einem Standpunkt stehe, der mit dem Bergfelds absolut unvereinbar ist, begnüge ich mich, den Inhalt seiner Schrift in Kürze zu skizzieren. Ausgang sind Grammatikerzeugnisse — und eine (resultatlose) Besprechung des Namens *Saturnius*[1]). Von S. 15 an wird die Frage: quantitierend? — akzentuierend? behandelt. Mit Leo spricht sich B. für das Quantitätsprinzip aus und bringt dann einige Spezialfragen der Prosodie (Schluß-S, Schluß-M, H) zur Erörterung, worin ich ihm nur in der Behauptung beistimmen kann, daß H in ältester Zeit — wie stets im Volkslatein — hiattilgend, Vollkonsonant war. Das zeigen die Denkmäler deutlich (Baehrens FPL. p. 16), sonst tappen wir, glaube ich, völlig im dunkeln und müssen uns leider mit dem Trost Vahlens begnügen *esse etiam nesciendi quandam artem*. Und darin liegt eben das Gefährliche und Verführerische derartiger Aufgaben, namentlich für den jungen Gelehrten: Wie die bunten Steinchen im Kaleidoskop sich immer zu reizenden Sternen zu fügen scheinen, so biegt jeder neue Herausgeber die paar Fragmente nach seinen Anschauungen mit mehr oder minder großer Willkür um und gewinnt — den schimmernden Schein der Selbsttäuschung.

In dem weiteren Verlauf der Arbeit stellt B. die (von niemand bezweifelte) Tatsache ausdrücklich fest, daß der Saturnier nicht dipodisch zu messen ist, und stellt dann in langatmiger Ausführung die „Cäsuren" des Verses fest. Ich dächte, es wäre wohl Unrecht, den Abschluß des Halbverses eine „Cäsur" zu nennen. Wenigstens widerspricht dies dem Allgemeinbegriff, den wir mit dem Worte 'Cäsur' verbinden. In archilochischen Asynarteten — und mit ihnen vergleicht ja doch Cäsius Bassius wie Terentianus Maurus mit Recht den Saturnier — darf man doch auch von keiner Cäsur reden. Oder ist der Einschnitt in

soluitur acris hiems grata uice || *ueris et Fauoni*

eine Cäsur? Aber selbst zugegeben, daß hier von Cäsur geredet werden dürfte — hier tritt eben jene merkwürdige Auslegung des Worts *tripudium*, die ich oben zurückwies, dem Verständnis hindernd in den Weg. Wir werden aber weiter auch über eine Neben-

[1]) Ob die Bezeichnung nämlich wirklich alt ist oder auf „reflektierender" Namengebung beruht wie Varros „Vonanfanganer" (*Aborigines*), läßt sich heute nicht mehr ausmachen. Dieses ist wahrscheinlicher als jenes. Die älteste Fundstelle ist — derselbe Varro l. L. VII 36 *hos uersus quos uocant* (nicht *uocabant*) *Saturnios*, d. h. m. E. die heutzutage ⟨von den Gelehrten⟩ so genannten *S.* Auch von diesem Ausdruck also gilt Bergfelds richtiges Urteil über *Faunius : grammaticorum redolet officinam*. Die vorgriechischen Verse bezeichnete eben der reflektierende Grammatiker mit dem Namen der vorgriechischen Gottheit: „Verse aus den Zeiten des Saturnus". Vgl. Ausdrücke wie Barocco, Zopf, Empire, Biedermayer, altfränkisch, vorsintflutlich u. dgl. m.

cäsur unterrichtet (p. 69 ff.), die Korsch zuerst aufgenommen haben will — nämlich nach der ersten Dipodie[1])

immórtalés | mortáles || Naéuiúm ¦ poétam.

„Die Botschaft hör' ich wohl — allein usw." Schließlich verfügt die lateinische Sprache nicht über lauter sechs- oder siebensilbige Wörter, so daß in jedem Halbvers ein Wortende vorkommt. Aber zur Annahme einer Cäsur berechtigt das noch immer nicht, besonders wenn man im einzelnen zusieht, wie gewaltsam die Beispiele ins gesuchte und gewollte Maß — ins Prokrustesbett — gezwängt werden. Könnten die Worte

incógitátiórùm détrectátiónès
noenúm perpétuitábùnt cógitántiórès

als Saturnier gelten? Gewiß! Vgl. z. B. CEL 356 den zweiwortigen Hexameter. Also ist es nichts mit der ganzen Nebencäsur.

Bergfeld sieht ferner S. 34 f. in CEL 44 akzentuierende Verse; auch Bücheler sagt „*u. 2 et 5 acutas syllabas pro longis habent*". Ich sage: Nein! Wie so viele der pompejanischen Graffiti ist eben auch dieses gedächtnismäßig zitiert, gewiß kein Originalgedicht. Das beweist der krasse Kontrast des Inhalts zu dem Ort, wo die Verse angeschrieben stehen — im engen Zwischengang vom Tablinum zum Peristyl eines Hauses der Venusstraße. Dazu kommt, daß 1 und 4 gute Senare sind, ja 4 sogar griechisch gebaut. Für 5 nahm B. die Szansion an:

Pompeios defer, úbi dulcis ést amor.

Ich empfehle für die Griechenstadt die griechische Aussprache *Πομπηΐους* — wie so oft in dem Namen *Iulius* (*Ἰούλιος* viersilbig). Dann ist auch dieser Vers nach griechischer Regel gebaut

Pompéïos defér, ubi dulcis ést amor.

---

[1]) Also dann doch (gegen S. 54) dipodisch, wenn auch nicht gemessen, so 'geschnitten'? Tatsächlich bricht bei Korsch und Bergfeld das Gefühl für die Vierhebigkeit des Verses in dieser verfehlten Annahme durch. Um aber doch wenigstens einigermaßen zur Klärung der Fragen beizutragen, sei darauf hingewiesen, daß es beim Saturnier ähnlich steht wie bei der indischen Çloka und dem lateinischen Hexameter. Wie dieser in den beiden letzten Füßen Berücksichtigung des Wortakzents verlangt, so ist auch im Saturnier die erste Hälfte des Hemistichiums lediglich silbenzählend, die drei (in besonderem Fall vier) letzten Silben unterliegen hüben und drüben dem Zwang regelrechter Akzentuierung. Daher z. B. *immortales mortáles si foret fas flére*
flerent diuae Caménae Naevium poétam.
Was also Korsch-Bergfeld fühlten, ist richtig: Scharf scheidet sich der lediglich silbenzählende vom akzentuierenden Teil des Verses ab; aber eine Cäsur ist trotzdem nicht vorhanden, zumal da nach aller antiken Tradition gerade an dieser Stelle — Fußschluß — eine Cäsur ebenso unmöglich wäre wie etwa im (Pseudo)senar
explicuimus | Saturniorum clausulas
oder im krassen Hexameter
quadrupedantibus | officiosis ex equitatu.

Somit bleibt nichts übrig als der Versschluß *uenerem*, der gewiß so gedächtnismäßig verderbt ist wie V. 3, zumal da es sich ja um die *Venus* gar nicht handelt, sondern ein *puer* — also höchstens ein *uenereus* — im Spiel ist. Ich halte also dafür, daß ein Original folgenden Wortlauts zugrunde lag:

Amóris ignes sí sentires, múlio,
magí properares, út uideres uénere⟨u⟩m.
puerúm uenustum díligo; rogo, púnge iam!
bibísti? iamus! prénde lora et éxcute!
Pompéios defér, ubi dulcis ést amor.

Nicht verhehlen will ich, daß auch der Schluß möglich ist

Pompeíos defer, úbi dulcist amór meus.

Auch CEL 115 glaube ich schon wegen *mémoriám* nicht an Akzentverse. Bergfeld sah richtig (gegen Bücheler), daß das Anfangswort *area* mit konsonantischem *j* zu lesen ist — bekanntlich gehen im Volkslatein die Endungen *eum-ium* u. dgl. oft durcheinander; ferner gibt Bücheler-Mommsens Ergänzung des Wortes *sato* (V. 5) zu *sa⟨lu⟩to* weder Sinn noch grammatische Konstruktion. Wer aber das *ueni, sancte spiritus, reple tuorum corda fidelium* kennt, wird mit mir lesen:

Euélpiús uos sát(i)o sáncto spíritú.

Der von fremder Hand hinzugefügte Schlußvers hat caesura media mit Hiat vor *H*, hat Reim und die Vulgärform τίτλον (Wiener Studien XXX)

eclésja frátruúm | hunc réstituít títlum.

Nebenbei bemerkt sei, daß die darauffolgenden prosaischen Worte *M A I Seueriani* wahrscheinlich nichts anderes (wie CEL 1593, 1609) bedeuten sollen als *M(emoriae) A(eternae) I(uli) Seueriani* oder konkret *m(emoria) a(eterna)* nach dem Vulgärgebrauch von *memoria* als „Denkmal", wofür reiche Beispiele im C. Eccl. Lat. XXXIX.

Ich bedaure, mich ablehnend verhalten zu müssen, ein genaueres Eingehen hindert leider der Usus dieser Zeitschrift. Doch sei die Belesenheit, die Sorgfalt und die Ameisenarbeit des Verf.s willigst anerkannt. Den Schluß bildet eine Ausgabe der in Saturniern gehenden Fragmente. Übersehen ist CEL 293.

Wien. † J. M. Stowasser.

Ciceros Reden gegen Catilina, erklärt von O. Drenckhahn. Berlin, Weidmannscher Verlag 1909.

Bei der Bearbeitung dieses Schulkommentars hat Drenckhahn im wesentlichen dieselben Grundsätze befolgt wie bei der Herausgabe mehrerer anderer Reden Ciceros, die im gleichen Ver-

lage erschienen sind. Es ist ein — nicht eben erfreuliches — Zeichen der Zeit, daß sich das Bedürfnis herausgestellt hat, neben Kommentaren von der Bedeutung und Trefflichkeit des Halm-Laubmannschen oder des von Richter-Eberhard im Teubnerschen Verlag besorgten noch besondere, oft recht tief herabsteigende Schülerkommentare zu schaffen, von denen jene allmählich nahezu verdrängt werden.

Der Herausgeber des vorliegenden Schülerkommentars nun, ein erfahrener Schulmann und gründlicher Kenner Ciceros und der lateinischen Sprache, hat viel Mühe darauf verwendet, die Ausgabe den Bedürfnissen der Schüler anzupassen und den sich ehrlich präparierenden Schüler in das volle sprachliche und sachliche Verständnis der Catilinarischen Reden einzuführen. Die Einleitung gibt zunächst einen kurzen Abriß der Biographie Ciceros bis zum Jahre 63 v. Chr. und schildert den Ursprung und Verlauf der Catilinarischen Verschwörung in ganz angemessener Weise. Doch sollte es S. 9 nicht heißen, Vargunteius und Cornelius seien im Hause des Konsuls erschienen, um ihn zu ermorden, da sie ja bekanntlich gar nicht vorgelassen wurden — *exclusi eos* (Cic. Cat. I 4), *ianua prohibiti* (Sall. Cat. 28) —. Auch daß die beiden 'mit bewaffnetem Gefolge' dahin gekommen seien, wie D. sagt, ist nicht richtig und an sich wenig wahrscheinlich. In einem weiteren Kapitel der Einleitung werden die politischen Verhältnisse in Rom zur Zeit Ciceros in zweckdienlicher Weise erörtert.

Die erklärenden Anmerkungen sind sehr reichlich bemessen. Der Herausgeber ist sichtlich bestrebt, die Wirkung der rhetorischen Sprache und der von ihr verwendeten Kunstmittel, wie Inversion, Sperrung, ἓν διὰ δυοῖν u. a., dem jugendlichen Leser zum Bewußtsein zu bringen. Auch das ist zu billigen, daß an zahlreichen Stellen des Kommentars gezeigt wird, wie wir, um der gedrungenen Kraft des lateinischen Ausdrucks gerecht zu werden, bei der Übersetzung ins Deutsche uns verschiedener phraseologischer Hilfsmittel bedienen, teils verbaler, wie 'können, müssen, wollen' u. ä., teils adverbieller, wie 'leider, wirklich'. Die gebotenen Übersetzungshilfen sind überwiegend gut deutsch. Allein oft steigt der Kommentar gar zu tief herab und es werden nicht selten recht elementare Dinge erklärt oder doch solche, die auf dieser Stufe längst bekannt sein müssen. So ist die Phrase '*post hominum memoriam*' dem Untersekundaner gewiß geläufig und brauchte ihm nicht übersetzt zu werden. Auch halte ich es für verfehlt, jedes *quodsi* in seiner jeweiligen Bedeutung dem Schüler zu erläutern und zu übersetzen. Es hätte genügt, einmal zu erklären, daß *quodsi* ein relativisch angeknüpftes *si* sei, dessen jeweiliger Sinn wie der jeder anderen relativischen Anknüpfung aus dem Zusammenhang erschlossen werden müsse. Denn es ist sehr zu fürchten, daß ein Zuviel im Darbieten solcher Erklärungen die eigene Denktätigkeit des Schülers ungünstig beeinflusse. Auch eine Wendung, wie

quos venturos praedixeram, die dem Schüler von der Unterstufe her zweifellos sehr bekannt ist, wird, so oft sie sich im Texte findet — im ganzen viele dutzendmal —, immer wieder erklärt, was man wohl als einen Mißgriff bezeichnen muß.

Eigentlich grammatische Bemerkungen werden nur sparsam gegeben. Sie fehlen manchmal dort, wo sie ganz nützlich wären, wie etwa zu *meministine me dicere* (I, § 7), wo eine Bemerkung über den Infin. praesentis am Platze gewesen wäre. Ebenso vermißte ich IV, § 19 zu dem Satze *cogitate, quantis laboribus fundatum imperium.... una nox paene delerit* gar sehr eine erläuternde Anmerkung über diesen so wichtigen Latinismus (und Gräzismus) im Gebrauch der Frage, dessen Nachbildung im Deutschen unmöglich ist.

Gerade auf solche Unterschiede der antiken und modernen Sprache mit Nachdruck hinzuweisen, ist Pflicht eines für Schüler bestimmten Kommentars. Auch wäre es sehr wünschenswert, daß der Schüler weit mehr, als dies bei D. geschieht, angeleitet würde, die verschiedenen Subordinationsverhältnisse des lateinischen Satzbaues durch die dem deutschen Sprachgeiste allein entsprechende Koordination wiederzugeben, wofür C. Bardt in seinem bekannten 'Hilfsheft' zu den 'Ausgewählten Briefen aus Ciceronischer Zeit' so treffliche Winke gibt. Hier ist der Hebel anzusetzen, wenn eine gute deutsche Übersetzung des lateinischen Textes zustande kommen soll, nicht so sehr bei der Verdeutschung einzelner Worte und Wendungen. So war, um ein Beispiel anzuführen, für die Übersetzung der schönen Periode III, § 2 *Et si non minus — servavit* dem Schüler eine leicht durchführbare zweckdienliche Zerlegung des komplizierten Gefüges für die deutsche Übersetzung zu empfehlen; sonst kommt im Deutschen ein unförmliches Satzungetüm zustande.

Im einzelnen sei noch folgendes bemerkt: I, § 3 ist die Bemerkung, daß in dem Satze *fuit ista quondam in hac republica virtus* jenes *quondam* adjektivische Geltung habe, entschieden irrig. Es gehört als Adverb zu *fuit*, von dem es nur durch rhetorische Inversion und Sperrung getrennt ist. — § 5 begegnet in der Note ein störendes Versehen, durch das sie ganz unverständlich wird. Es ist nämlich dort '*credo*' ausgefallen. — § 8 wird *socii* mit 'Genossen' übersetzt. Durch die Anführungszeichen soll auf die bekannte Verwendung des Wortes im Sinne einer modernen politischen Partei hingewiesen werden. Dies scheint mir nicht passend. — § 9 *reperti sunt duo equites Romani;* hier wäre es recht zweckmäßig, auf den Sinn und die Wirkung dieser Inversion hinzuweisen, der wir im Deutschen durch die Wiedergabe 'Wirklich fanden sich zwei von R.' gerecht werden. — Ebd. kann man *in meo lectulo* nicht übersetzen 'in meinem eigenen lieben Bett'. Es ist doch unmöglich, den Konsul so sprechen zu lassen: Das lateinische Deminutivum drückt wohl die trauliche Behaglichkeit aus; doch ist dies im Deutschen unübersetzbar. — § 11 *hanc*

pestem ist nicht 'dieses widerliche Scheusal', sondern 'diesen Unhold'. — Ebd. ist die Erklärung des Satzes '*non est saepius in uno homine summa salus periclitanda reipublicae*' verkehrt. *in uno homine* — damit soll Cicero selbst gemeint sein: 'in einem einzigen Manne, nämlich Cicero, darf das Wohl des ganzen Staates nicht gefährdet werden'. Aber der Zusammenhang fordert vielmehr den Sinn: 'Nicht darf es an einem einzigen Menschen liegen (= von seinem Belieben abhängig sein), den Staat mit dem Untergang zu bedrohen'. Und dieser Gedanke wird dann im folgenden näher ausgeführt. Mit dem Ausdruck '*in uno homine salus periclitanda est*' läßt sich passend der Gebrauch von *κινδυνεύειν ἔν τινι* vergleichen, wie z. B. Thukyd. II 48 *ἐν ἑνὶ ἀνδρὶ πολλῶν ἀρετὰς κινδυνεύεσθαι* 'daß man in einem einzigen Manne (= durch die Wahl eines einzigen Mannes) die Tugend vieler gefährdet'. — § 13 ist die Wiedergabe von *adulescentulo* durch 'Jungchen' recht sonderbar und mißfällig. Warum nicht 'Bürschchen'? — Ebd. wäre ein erklärendes Wort über den Sinn des Konjunktivs *irretisses* wohl am Platze. — § 15 sollte *lux* doch nicht ohneweiters mit 'Sonne' übersetzt werden, was es ja sicher nicht heißt, wie denn überhaupt bei den Übersetzungshilfen ein Zurückgehen auf die Grundbedeutung des Wortes sehr erwünscht wäre; sonst lockert sich leicht alles in dem Bewußtsein des Schülers. — Ebd. zu *defigere* 'gerade einem Konsul in die Brust zu bohren', wohl richtiger 'dem Konsul'. — § 24 sollte es in den Anmerkungen genauer heißen, daß der silberne Adler erst seit Marius das Legionszeichen war. — § 27 *detester ac deprecer* 'gründlich abwehren' ist eine wenig glücklich Übersetzung, vielmehr 'mit allem Nachdruck' oder 'feierlich sich verwahren gegen'. — Ebd. heißt *summo supplicio mactare* durchaus nicht 'unter den schwersten Martern töten', sondern die bloße Hinrichtung wird damit bezeichnet. — § 29 wird bemerkt: '*quodsi* aber auch wenn, wie *tamen* zeigt'. Doch ist die Erklärung an dieser Stelle nicht zutreffend. Nicht in *quodsi* selbst liegt hier die konzessive Bedeutung, sondern in *maxime (quodsi ea mihi maxime impenderet)*; denn *si maxime* hat die Bedeutung 'wenn auch noch so sehr', vgl. Verr. IV 91, V 20 und Madvig zu De fin. I 2. — § 33 ist die Note zu *Statorem:* 'Beschirmer, eigentlich nur Fluchthemmer; denn Romulus hatte gebetet '*fugam siste*' schief und unzutreffend. Die bei Livius gegebene Deutung des Namens *Stator* hat mit der von Cicero an der vorliegenden Stelle gemeinten gar nichts zu tun. Es sind zwei ganz verschiedene Auslegungen des Beinamens; vgl. Sen. De benef. 4, § 7. *qui non, ut historici tradiderunt, ex eo quod post votum susceptum acies Romanorum fugientium stetit, sed quod stant beneficio eius omnia, stator stabilitorque est.* — III § 19 ist die Note zu *simulacra deorum* 'beide *signa* § 20' völlig unverständlich. — IV, § 4 ist die Übersetzung des Satzes *in discrimen aliquod atque in vestrae severitatis iudicium adducitur* 'er wird zu irgend einer Entscheidung,

und zwar zu euerem strengen Urteil in einer gerichtlichen Verhandlung geführt' ein kaum verständliches und sicher unerträgliches Deutsch. Nur eine freie Wiedergabe kann hier dem Sinne gerecht werden, um, was Pflicht des Übersetzers ist, auf den modernen Leser (oder Hörer) annähernd gleich zu wirken wie der lateinische Text auf den antiken. Etwa: 'steht vor euch, eueren strengen Urteilsspruch erwartend'. — Ebd. § 18 zu *arcem et Capitolium* heißt es 'die *arx* liegt auf der einen Spitze des kapitolinischen Hügels dem Kapitol gegenüber'. Warum denn nicht gleich genauer 'auf dem nördlichen Gipfel'? — § 20. *plus valuerit* 'mächtiger gewesen sein sollte' ist nicht richtig, vielmehr 'mächtiger sein' oder 'sich erweisen sollte'. — § 22 *condicio externae victoriae;* hier müssen wir im Deutschen wohl sagen 'das Los des Siegers über auswärtige Feinde', nicht 'eines Sieges über a. F.', wie D. zu übersetzen empfiehlt.

Der Druck und die sonstige äußere Ausstattung des Buches sind recht gefällig.

Wien. Alois Kornitzer.

T. Livi ab urbe condita libri. W. Weissenborns erklärende Ausgabe, neubearbeitet von H. J. Müller. Neunter Band, erstes Heft. Buch 39 und 40. Dritte Auflage. Berlin 1909, Weidmann. 283 SS. 8°. Preis Mk. 3·40.

— —. Neunter Band, zweites Heft. Buch 41 und 42. Dritte Auflage. Berlin 1909, Weidmann. 220 SS. 8°. Preis Mk. 2·80.

— —. Editionem primam curavit G. Weissenborn; editio altera, quam curavit G. Heraeus. Pars V. Fasc. I. Lib. 39—40. Lipsiae 1908, Teubner. XVI und 112 SS. kl. 8°. Preis geb. 1·10.

H. J. Müller, der bekanntlich seit Jahren die neuen Auflagen der erklärenden Liviusausgabe Weissenborns in musterhafter Weise besorgt, bietet uns nun zum erstenmal auch seine Neubearbeitung der Bücher 39—42. Kommentar und kritischer Anhang sind hier ebenfalls mit Benutzung der reichen Literatur bis zu den neuesten Erscheinungen herab und durch manche Beiträge M. Nováks bereichert, vollständig überarbeitet und ganz bedeutend erweitert worden. In der Teubnerschen Textausgabe Weissenborns, deren neue Auflagen bis zum 38. Buche der seitdem verstorbene Moritz Müller herausgegeben hatte, wurde die neue Rezension des 39. und 40. Buches durch W. Heraeus gleichfalls mit großer Umsicht und mit Voranstellung einer eingehenden, dem neuesten Standpunkt der Forschung entsprechenden praefatio critica vorgenommen. Nach diesem wohlverdienten allgemeinen Urteile will Ref., der in einer Anzeige dieser Ausgaben für die Berliner philologische Wochenschrift über das 39. und 41. Buch bereits mehrere Einzelbemerkungen angefügt hat, hier noch ein paar mehr oder

weniger zweifelhafte Stellen des 40. und 42. Buches berühren, wobei für das 40. die Ausgabe von H. J. Müller der Kürze halber mit M., die von W. Heraeus mit H. bezeichnet wird.

XXXX, 2, 3 ist bei H. zwischen *a Formiis* und *aedem* im Texte das Zeichen einer Lücke gesetzt, wie schon ältere Herausgeber hier Anstoß nehmen; aber die nunmehrige Erklärung der Überlieferung im Kommentar von M. S. 124 dürfte wohl genügen. — 3, 4 vermutet H. in der praef., daß *fidiora*, welche Comparativform sich sonst bei Livius nicht findet und schon von alten Grammatikern, wie Charisius, kritisiert wurde, in *fideliora* zu ändern sei. Die ansprechende und dabei so leichte Konjektur hätte vielleicht Aufnahme in den Text verdient; vgl. zur Sache auch Georges Lexikon der lat. Wortf., S. 277, und Neue-Wagener Formenl. II 135. — 4, 12 schreiben H. und M. nach der aus dem verlorenen cod. Mogunt. erhaltenen Angabe *deos, ut ferrent opem, orabat;* Ref. hatte mit Lov. 2 *opem dii ut ferrent, orabat* in den Text gesetzt. Eine endgiltige Entscheidung wird hier mit den bisherigen Mitteln allerdings schwer sein, wie auch M. im Jahresbericht des philolog. Vereins 1895, S. 36, bemerkte: „Möglich ist beides"; da aber, wie auch M. gelegentlich betonte, in dieser Partie in der uns auch cod. Bamberg. nicht mehr zu Gebote steht, „die jüngeren Handschriften noch an vielen Stellen mehr zu befolgen sind (sie gehen doch auf Bamberg. zurück)" und da Lov. 2, wie Ref. nachgewiesen, unter den jüngeren Handschriften mehrfach eine besonders beachtenswerte Rolle spielt, wäre bei M. im krit. Anhang, S. 262, bei Nennung der zweiten Lesart doch wohl die nähere Angabe „Lov. 2" statt „eine jüng. Handschrift" empfehlenswert", weil es für den Forscher sicher nicht gleichgiltig ist, ob eine beliebige, vielleicht ganz untergeordnete, jüngere Handschrift oder ein auch sonst hervorragender Vertreter der Klasse als Zeuge auftritt. Übrigens zeigt sich Mogunt. auch in dieser Partie öfter ziemlich unzuverlässig, z. B. 8, 4 mit *expertos* gegenüber dem richtigen, auch von Lov. 2 geschützten *expertes;* ebenso 11, 6 *ut ipse me vult esse* statt *ut ipse me esse velit;* 29, 3 *cultores agri* statt *cultores,* wo das *agri* im Mogunt. aus dem voranstehenden *agro* herabdrang und sich sonst nirgends findet als in der Periocha; 15, 9 Mogunt. *inuidiam conflarem* statt des richtigen, von den jüngeren Handschriften überlieferten *inuidia conflagrem;* 15, 15, wo Gelenius als „scriptura antiqua" (wohl aus dem auch verlorenen cod. Spirens.) *caritate a fratre maiore* angibt, was mit Recht nun in allen Ausgaben steht, Lov. 2 und Mead. 1 mit Wortverstellung *a fratre caritate maiore* erhielten, hat Mogunt. nur *a fratre maiore* usw. — 6, 4, wo Ref. und H. mit Lov. 2 und allen alten Ausgaben *si mens sana fuisset* im Texte hielten, wie es schon Madvig getan, M. mit der Mehrzahl der jüngeren Handschriften *si mens sana esset* vorzog, ist im kritischen Anhang, S. 263 die Lesart *fuisset* wohl erwähnt, aber die Angabe einer

Beglaubigung derselben ist weggeblieben. Vgl. übrigens des Ref. „Beiträge zur 4. Decade III“, S. 7, worauf auch H. in der praef. p. IX hinweist. — 8, 19 hatte Mogunt. *libet comminisci,* Lov. 2 hat *comminisci libet* (dies ist die bei M. im Anhang S. 264 bezeichnete „eine jüngere Handschrift“), *eminisci libet* bieten alle anderen Codices. Wie doppelt schwer es gerade bei der Wortstellung sein dürfte, den Angaben aus dem Mogunt. ganz vorzugsweise zu folgen, hat Ref. bei Besprechung des 39. Buches an der anfangs angegebenen Stelle nochmals näher auseinandergesetzt. — 16, 8 hat M. mit jüngeren Handschriften *Uthicnam* gehalten, H. ließ mit den ältesten Ausgaben *Urbicnam* im Texte, bemerkt aber in der gut belegten praef. p. X, daß vielleicht die Form *Uticnam* (so) herzustellen sei; Ref. hatte mit Drakenborch, Hertz, Madvig aus ed. Par. 1513 *Urbicuam* aufgenommen, würde es aber jetzt auch mit H. und M. halten (Lov. 2 hat nur das Schreibversehen *Uthienam).* — 27, 3, wo M. und H., wie Ref. mit Klenze *erumpere praetoria porta* im Texte haben, vermutet H. in der praef. p. XI an sich ansprechend *erumpere ex praetoria porta;* dadurch würde die notwendige Änderung des *extraordinaria* (so Gelenius, unsere Handschriften bieten aber *extraordinarios* oder *extraordinariis)* in *praetoria* auch paläographisch etwas näher gerückt; aber wahrscheinlich ist die Handschriftenlesart nur durch den in dieser Überlieferung auch so häufigen Fehler zu erklären, daß das in der vorhergehenden Zeile stehende *extraordinariis* fälschlich wiederholt wurde und dann das richtige Wort verdrängte. — 29, 2 vermutet M. im Anhang S. 271 ansprechend ⟨*intra*⟩ *sex menses* für *sex menses;* der Ausfall des Wörtchens wäre auch nach den voranstehenden ähnlichen Wortanfängen bei den Verhältnissen dieser Überlieferung nicht schwer erklärlich. — 29, 7 schreibt H., wie Ref., mit Lov. 2 und Harl. *de iure pontificum,* M. mit anderen jüngeren Handschriften *de iure pontificio;* Ref. erlaubt sich hier kurz auf seine, auch von H. praef. p. XI zitierte Auseinandersetzung „Zur 4. Decade II, S. 5“ hinzuweisen. Der kritische Anhang bei M. S. 272 wäre jedenfalls genauer zu fassen. — An der vielbesprochenen Stelle 53, 1, wo M. Drakenborch, Ref. Gitlbauer folgte, hat H. aus der Überlieferung *invios montes vallesque saltus* sehr bestechend *invios montis Ballistae saltus* hergestellt. Daß in *valles* auch hier wie 41, 2, wo M. und H. die Herstellung des Ref. in den Text setzten (das erste Wort *Ballistam* hatte übrigens dort schon die 1. Baseler Ausgabe geheilt), ein Verderbnis von *Ballistae* stecke, hatte bereits Gitlbauer eingesehen; daß dann an *invios saltus* und an der Stellung von *montis* kein Anstoß zu nehmen ist, hat H. bei der näheren Begründung seiner Konjektur in praef. p. XV nachgewiesen.

XXXXII 2, 2 schreibt M. *nec ultra* ⟨*regem*⟩ *ad arma ire dilaturum;* Ref. hatte im kritischen Apparate die Einschiebung des *regem* nach *nec* damals unter H. J. Müllers Namen notiert,

Cobet wollte das Wort vor *dilaturum* einfügen. Sollte die Einsetzung, die v. Hartel („Zur 5. Decade", S. 16) nicht für notwendig gehalten hatte, wünschenswert sein, ist die jetzige Stellung bei M. allerdings die natürlichste. — 8, 8 stellt M. aus der Überlieferung *idem immortalium demolientem facere,* die an sich ansprechende Konjektur im Texte her: *id eum* ⟨*in templis deorum*⟩ *immortalium facere,* die Ref. auch im kritischen Apparat erwähnt hatte; nicht recht überzeugen will aber dabei die Annahme, daß das *demolientem* der Handschrift einfach aus einem Glossem entstanden sei, wofür trotz der vielen nachgewiesenen Fehler des Kodex bei genauem Studium kein ähnliches Beispiel auffiel. Daher sind doch wohl die Versuche, welche das hier in den Zusammenhang doch passende *demolientem* berücksichtigten, vorzuziehen. Ref. hatte vermutet *id eum* ⟨*aedes deum*⟩ *immortalium demolientem facere,* H. jüngst *id eum immortalium* ⟨*deorum templa*⟩ *demolientem facere.* — 5, 10 ist gegenüber neueren Heilungsversuchen des *in eodemque modo* einfach auf das *eodemque modo* des Grynaeus mit Recht zurückgegangen; das *in* des Codex kann aus dem vorhergehenden *in decem annorum pensiones* wiederholt oder aus dem folgenden *in Perrhaebia* vorgeschrieben sein. — Ebenso ist es nach den Fehlerreihen der Handschrift plausibel, wenn M. 6, 8 kurzweg *socio* statt *socio regi* in den Text stellt, da das sehr entbehrliche *regi* leicht aus dem voranstehenden *regem* entstehen konnte. — Weniger naheliegend war es vielleicht 7, 10 mit Novák *nec* ⟨*Romanis*⟩ *incruenta victoria fuit* zu schreiben, da, wie M. selbst im kritischen Anhang S. 199 bemerkt, wohl das einfache *nec* genügt. — 9, 2 bleibt Ref. bei der Tilgung des zweiten, sichtlich nur wieder von oben herabgedrungenen *extemplo.* — 11, 5 ist jetzt die Überlieferung *hereditarium a patre relictum bellum* gehalten; früher im Jahresberichte des philologischen Vereins 1883 S. 340 hatte sich M. für Nováks *hereditate* statt *hereditarium* entschieden, es wird nun aber im Kommentar auf Curtius Ruf. VI 8, 12 (so ist das richtige Zitat statt VI, 3, 2) verwiesen. — 31, 2 ist wohl mit Recht in Herstellung des J. F. Gronovius *id praecipuum* der des Lipsius *id praecipui (id praecipue* V.) mit Rücksicht auf den gewöhnlicheren Sprachgebrauch vorgezogen.

Innsbruck. Anton Zingerle.

Heinichens Lateinisch-deutsches Schulwörterbuch. 8. Auflage. Von Dr. H. Blase und Dr. W. Reeb. Mit einem Abriß der Laut-, Formen- und Wortbildungslehre von Dr. E. Hermann, der Bedeutungslehre und Stilistik von Dr. K. Reissinger. Leipzig, Teubner 1909. LXV und 921 SS. Lex. 8°. Preis 8 Mk.

Um jedem etwaigen Vorwurf des Konkurrenzneides vorneweg die Spitze abzubrechen, betone ich, daß ich zu dem von mir

seinerzeit geschriebenen Wörterbuch in gar keinem Verhältnis mehr stehe. Meine schwere Krankheit zwang mich, freiwillig zurückzutreten. Wenn ich also dem hier zu besprechenden Buche ein ungünstiges Geleitwort mitgebe, so geschieht es nicht etwa aus persönlichen Gründen. Aber es ist schwer, einem Buch gegenüber Ruhe zu behalten, das ganz mit dem Anspruch, ein Originalwerk zu sein, auftritt, das sich aber bei näherer Betrachtung zum großen — wenn nicht größten Teil — als ein bedenkenloses Plagiat aus dem allbekannten „Kleinen Handwörterbuch von K. E. Georges“ erweist. Acht Auflagen hat dies Buch schon erlebt und noch hat niemand die angesehene Firma, die das Buch verlegt, auf diese Tatsache aufmerksam gemacht. Es ist das ein beschämendes Zeichen für den Tiefstand unserer Kritik. Acht Auflagen aber haben noch nicht hingereicht, diese Tatsache zu verschleiern, obwohl — nach den Vorreden wenigstens — überall von Neubearbeitung die Rede ist. Denn alle diese „Neubearbeitungen“ haben sich an der Oberfläche gehalten, sind über ein paar hinzugefügte Zitate oder Umstellungen oder beigefügte Eigennamen, Jahreszahlen und Sacherklärungen nicht hinausgekommen. Und trotzdem kann man — wenn die älteren Auflagen dies auch noch viel deutlicher zeigen — allein noch aus der letzten Auflage die mühelose Produktion Heinichens erkennen, der in einem Exemplar von G(eorges) mit dem Rotstift alles ihm entbehrlich Scheinende wegstrich, hie und da einen Ausdruck änderte und — *horribile dictu* — statt des von G. stets gebrauchten süd- und mitteldeutschen Relativs „der“ ausnahmlos das (von Wustmann mit Recht zu den Sprachdummheiten gezählte) norddeutsche „welcher“ gesetzt hat.

Ich zweifle keinen Augenblick, daß die verehrliche Verlagsfirma von dieser Tatsache keine Ahnung hat, zweifle ebensowenig, daß die beiden Neubearbeiter diese merkwürdige Abhängigkeit des H. von G. nicht durchschaut haben; aber wenn man Artikel wie: Aius Locutius, alabaster, Alamanni, Alani, Albinovanus, Albula, Amazon, ambages, Babylo, Baccha, bacchabundus, baculum, balbutio, cingo, claua, clauis, clauus, clemens, clipeus[1]), oder die Partie von Cyane — Cyzikos, Hyacinthus, saeculum, satyrus, Sisyphus, solea, spolium, die Thetagruppe von Thamyras etwa bis thyrsus, triarii, tribunal, Tuscus, Urbigenus, Urbinum, Urbius, urbs, urna, xysticus und hunderten dieser Art vergleicht, so kann man seiner Entrüstung nur schwer Herr werden.

Leicht verschleiert sich dieses Vorgehen bei rein formalen Artikeln, wie Präpositionen, Konjunktionen u. dgl. Auch bei ge-

---

[1]) Gelegentlich die Frage: Ist *clupeus* nicht ein Lehnwort aus dem Griechischen **γλύφιος*? Ich weiß, daß diese Form griechisch nicht belegt ist, aber zu ihr stünde *clupeus* genau wie das vulgäre *lileum* zu *λείριον*. *Doleum osteum* cf. Append. Probi., Charis. I 79 K.

wöhnlichen Verben oder Appellativen kann durch Vorstellung der Artikelteile, durch ein paar leicht aus jedem Spezialwörterbuche entlehnbare Zitate dem Uneinsichtigen der Einblick verdeckt werden; am klarsten zeigen die Abhängigkeit H[1]. von G. Sachartikel wie z. B.

G(eorges):	H(einichen):
tribuni aerarii, die dem Quästor beigesetzten Zahlmeister aus dem Plebejerstande, die das von ihm aus dem Ärarium erhobene Geld nach der vorgeschriebenen Bestimmung, namentlich beim Heere den Sold unter die Soldaten austeilen. Als nach der lex Aurelia die Handhabung der Gerichte unter die drei Stände des Staates (Senatoren-, Ritter- und Plebejerstand) verteilt wurde, so wurden von seiten der Plebejer die tribuni aerarii Richter (s. Cic. Cat. 4, 15).	*tribuni aerarii* den Quästoren beigegebene Gehilfen, Zahlmeister, angesehene Leute des plebejischen Standes, welche das von dem Quästor aus dem Ärarium erhobene Geld nach der vorgeschriebenen Bestimmung namentlich beim Heere den Sold unter die Soldaten verteilten, später aber, als durch die lex Aurelia im Jahre 70 die Handhabung der Gerichte unter die drei Stände verteilt ward, von seiten der Plebejer Richter wurden und einen eigenen ordo bildeten: a tribunis aerariis absolutus.

Unter *triumphus* (das bekanntlich, wie ich aufstellte, nichts als *τρίομφος* ist) nimmt Georges die m. E. unrichtige Etymologie „*ter* und *pes*“ auf. Der Ausschreiber will klüger sein und sagt: „[wohl = *tripudium*, Marsch im Dreischritt]“. Ein Marsch im Dreischritt! — Das wäre die Springerprozession von Echternach, das ist die *contradictio in adiecto*, d. h. Nonsens. Georges schrieb vernünftiger „der dreischrittige Siegestanz“ (vgl. Heinichen unter *tripudium*).

G. erklärt also:	H.:
eig. der infolge eines wichtigen Sieges dem Feldherrn und seinen Soldaten vom Senate zugestandene feierliche Einzug in Rom, der Siegeszug, Triumph, wobei der Feldherr auf einem von weißen Pferden gezogenen Wagen in eine toga picta und tunica palmata gekleidet, einen Lorbeerkranz auf dem Haupte, einen elfenbeinernen Zepter in der Hand .... in Prozession vom Senat eingeholt und auf das Capitol ge-	*Triumph*, der infolge eines wichtigen Sieges dem Felderrn und seinen Soldaten vom Senate zugestandene Siegeseinzug in Rom, wobei der Feldherr auf einem mit weißen Pferden bespannten Wagen mit einem Lorbeerkranz auf dem Haupte und mit elfenbeinernem Zepter in der Hand auf das Kapitol geleitet ward.

leitet wurde, während die Soldaten .... *io triumphe!* .... erschallen ließen.

(Io triumphe = εὐοῖ τρίομφε: Heil Dir „Ruhmreicher"; also gerade das Wichtigste läßt der ungeschickte Streicher weg.

G.:	H.:
Triton, Sohn des Neptun und der Salacia, ein Dämon des Mittelmeeres ...., der auf Geheiß des Neptun auf einer Muschel (soll aber heißen „Schnecke") bläst, um die erregten Fluten zu besänftigen (Ov. Met. I 333) oder die ruhigen Meereswellen aufzuregen (Verg. Aen. X 209).	*Triton:* ein Meergott (sic!), Sohn Neptuns, der auf Neptuns Geheiß auf einer Muscheltrompete (sic?) bläst, um das Meer aufzuregen oder zu besänftigen.

Dabei passieren selbst solche Dinge, daß (s. v. trophaeum) aus einem „mit erbeuteten Waffen behängten Baum" „ein Baumstamm mit erbeuteten Waffen behangen" wird.

G.:	H.:
tuba ... ein gerades, in eine trichterförmige Öffnung auslaufendes Blasinstrument von tiefem, schmetterndem Tone	*tuba* ... ein gerades, in eine trichterförmige Öffnung auslaufendes Blasinstrument mit tiefem Tone .....

Difficile est saturam non scribere.

Daß es bei solcher Art von Schriftstellerei nicht an Verstößen fehlt, liegt auf der Hand. Ich kann natürlich nur ein paar Stichproben bringen:

„*Classis* ursprünglich die ‚Herbeiführung', das Aufgebot." So H. Wie das? Ein Blick in G. lehrt, daß ein Druckfehler vorliegt, denn dieser hat verständlich: „*Classis* (κλᾶσις) urspr. die Herbeirufung".

S als Abkürzung bedeutet Sextus. Davon steht nichts bei H.[1]) Warum? Weil ihm der Rotstift etwas zu weit gerutscht ist. G. hat ganz richtig: „Als Abkürzung bezeichnet *S* den Vornamen *Sextus*, ebenso *S* oder *Sp* = *Spurius*". Davon bleibt bei H. nur: „*S.* oder *Sp* = *Spurius*". Dasselbe ist unter *T* passiert, wo die Notiz von G. „*Ti* den Vornamen *Tiberius*" irrtümlich gestrichen in allen acht Auflagen fehlt. Unter *Gemoniae scalae* irrte G., wenn er schrieb: „Eine Art Treppe ... am nordwestlichen Abhange des Capitolins"; denn die sc. G. führen vom carcer Mamertinus zum Severusbogen.

[1]) Auch *S* = *semis* fehlt, fehlt es ja doch auch bei G.

Richtig ist also nordöstlich. Der Kompilator macht die Sache noch schlechter: „Eine zur Tiber führende Treppe am nordwestlichen Abhange e. q. s." Allein dort im Nordost kommt kein Mensch zum Tiber, sondern aufs Forum und an die Cloaca. S. v. *galbanum* erfahren wir, das Harz stamme „von einer doldenartigen Pflanze". G. hatte ganz richtig „doldentragenden" *(umbellifera)* geboten. Unter *Alba longa* passiert G. der Lapsus, daß er den Ort — der von Lavinium gegründet ist — die „älteste" latinische Stadt nennt, was der Ausschreiber getreu wiederholt. Unter *alabaster* sagt G. „ein birnförmiges, glattes, henkelloses Salbenfläschchen aus Ton, Alabaster oder Onyx". Der Telegrammlexikograph ahnt die Bedeutung des henkellos (*ἀ-λαβή*) nicht, sondern streicht so: „*al.* birnförmiges Salbenfläschchen aus Alabaster (Marmorart)". Das Richtige ist also gestrichen, das Falsche behalten und zu guterletzt die eigene Zutat ein Irrtum; denn Alabaster gehört nicht zu den Marmorarten. Bei G. steht unter *Endymion* richtig „in Karien auf dem Latmos", H.s Rotstift macht einen „Jüngling aus Karien" daraus.

Manche falsche Quantitäten nimmt H. — und seine Nachfolger — aus G. wie *sitīculosus, tribunīcius*, oder *Trēuiri*, obwohl CEL 1846, 13 lautet:

tu(m) Trĕuĭros pergens cursu subuecla rotarum

und *Trier* für *ĕ* spricht (*bien, brieve, relief* usw.). Andere freilich fallen H. selbst zur Last wie *cȳbiōsactes* (*κυβιοσάκτης*), das übrigens nicht auf Vespasian, sondern auf Ptolomäus XIII geht. Auch an *Bībēsia*, an *Bibērius* (cf. *Tibĕrius*) u. a. ist G. unschuldig. Er hat es auch nicht zu verantworten, daß H. den Namen *Dama* (*Δαμᾶς*, *Δάμων*, Koseform zu *Δαμο-κλῆς* u. dgl.) mit *dama* (Hirsch) identifiziert, daß aus Plautus noch immer *bdellium* zitiert wird, wo alle heutigen Texte mit Bücheler und den Handschriften *telinum* lesen, und dergleichen mehr[1]).

Es wäre aber unbillig, die heutigen Bearbeiter für das verantwortlich zu machen, was vor ihnen geschehen ist und nicht hätte geschehen sollen. Gehen wir also an die Beantwortung der Frage: Was bringt die neue Auflage Neues und was bringt sie Akzeptables?

Ich könnte nun jubelnd ins Horn stoßen; denn es liegt ja ganz offen auf der Hand, daß die dem Buche vorausgesandten Essays — wenn man so sagen darf — direkte Abkömmlinge der Vorbemerkungen in meinem Wörterbuche sind. Indirekt ergibt sich

---

[1]) Gelegentlich: Suet. Aug. 87 *posuit* (Augustus) *assidue pro stulto baceolum*. G. dachte an *baculum* und übersetzte 'stockdumm', H. schreibt richtig *βάκηλος* dazu (vgl. *φάσηλος* — *faseolus* u. a.) und übersetzt 'Faselhans'. Im Etym. magn. wird dieser Sprachgebrauch klar erwähnt: *βάκηλος ὁ μέγας μὲν ἀνόητος δὲ καὶ γυναικώδης*.

auch aus den Vorreden, daß die Neubearbeiter an solche Essays gar nicht dachten, daß sie „auf Wunsch der Verlagshandlung“ zusammen mit dem übrigen Buche gedruckt wurden.

Denn es ist ein merkwürdiges Ding damit. Die vorausgehenden Essays, die von ersten Fachmännern herrühren — darüber später — haben auf das eigentliche Wörterbuch gar keinen Einfluß ausgeübt. Dort geht eine neue Sonne auf — hier herrscht der alte Dämmerschein, ja es kann vorkommen, daß Wörterbuch und Prolegomena (z. B. unter *Pansa*) einander direkt widersprechen. Das ist der Fluch der Arbeitsteilung. Ich habe in meinen Vorbemerkungen[1]) mich viel kürzer gefaßt, dafür aber im Kontext des Buches immer wieder auf jene zurückgewiesen, so daß ein reiches Beispielmaterial allgemach sich aufhäufen ließ. Das geschieht hier nie und nirgends. Die an sich sehr lesenswerten Essays sind nicht organisch mit dem Buche verwachsen, sie sind ein Anhängsel „der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe“.

Und so gehen wir an die beiden Essays — denn die kurzen Bemerkungen über Literaturgeschichte tun nichts zur Sache — heran.

Für wen sind sie geschrieben? Für Fachleute kaum, da diesen reichere Quellen zugebote stehen, für Schüler aber sicherlich auch nicht. Wäre ich Inspektor und ein Lehrer spräche mir in der Schule von Dvandva und Samprasarana, er käme mir mit urindogermanisch, voritalisch, mit reduzierten Vokalen u. dgl. — der sollte von mir ein *quos ego* hören, daß ihm grau vor den Augen würde. Ich kannte einen solchen Unglücksmenschen, der tatsächlich an einem kleinen Provinzgymnasium (Namen beiseite!) den lateinischen Unterricht in Prima (= Sexta) mit der Sprachstammtafel nach Schleicher begann. Ein Lehrer, der für Schüler schreibt, muß sich auch klar werden, daß die Jugend am Augenfälligen, Festen hält und nur schwer abstrahieren lernt. Das haben beide Herren leider übersehen. Für Schulzwecke wird sich ihre Arbeit nicht direkt verwerten lassen. Nur wenn die Lehrer diese Skizzen studieren, wird durch Lehrermund manches verwertbar werden. — Kleinen Kindern muß man oft — vorkauen.

Ich gestehe gern zu, daß beide Essays auf der Höhe der Wissenschaft stehen, flott geschrieben und vielfach ausreichend sind, ich tadle nur das Zuviel und das Zuhoch. Ich schäme mich nicht, offen zu gestehen, daß ich, der alte Philologe, an meinem Lebensabend z. B. Reissingers Ausführungen über *ob* (sein altes Steckenpferd!) nicht begreifen kann. Es mag ja meinerseits schon seniler Marasmus sein, — aber man lese:

„Wir finden also bei der Bedeutungsentwicklung dieses Wortes alle drei Analogien vereinigt, und zwar ist in genealogischer Hin-

---

[1]) Die ich heute natürlich anders schriebe, als es vor zwei Jahrzehnten möglich war. Damals lag die historische Lexikographie in den Windeln, heute stellt sie ihren Mann.

sicht die Richtung des Bedeutungswandels sowohl konzentrisch (zwei Bedeutungen nebeneinander direkt und aus der Grundbedeutung) als sukzessiv (mit der Determination entwickelt sich eine Translation und aus dieser wieder eine Generalisierung)". Diese „konzentrische und sukzessive Richtung", die in meinen Kopf nicht hinein will — nun, wenn die Primaner in Deutschland das begreifen, so kann ich den Herren Kollegen nur gratulieren. Im stillen Herzen aber glaube ich, Prof. Dr. R. wird so zu seinen Schülern nicht sprechen, wie er hier schreibt. Es wäre doch wohl vergebene Mühe.

Und somit komme ich zu dem Schlusse: Das in seiner Anlage plump aus Georges gekürzte Buch hat auch in der Neubearbeitung keine erfolgreiche Änderung erfahren, die Umarbeitungen einzelner Artikel halten sich — wie ich nach vielen Stichproben gesehen habe — nur an der Oberfläche. Die neu hinzugekommenen Essays stehen — bei aller Anerkennung ihres rein wissenschaftlichen Wertes — in keinem tieferen organischen Zusammenhange mit dem Wörterbuch als in der Arbeit des Buchbinders. Für Schulzwecke scheinen mir die Darbietungen beider Gelehrten viel zu hoch und ich fürchte, sie werden kein volles Verständnis bei der Jugend finden. Ich habe geschrieben, wie ich denke: *sine ira et studio.* Empfehlen kann ich also das Buch nicht als Wörterbuch, nur die vorläufigen Skizzen möchte ich von vielen Lehrern gelesen wissen.

Wien. † J. M. Stowasser.

Dr. Heinrich Spiero, Geschichte der deutschen Lyrik seit Claudius. („Aus Natur und Geisteswelt", 254. Bändchen.) 158 SS. Leipzig, Teubner 1909. Preis geb. 1 Mk. 25 Pf.

Die keineswegs leichte Aufgabe, im Rahmen eines schmalen Bandes ein so wichtiges Gebiet zu behandeln, wie es die deutsche Lyrik ist, ist wohl nur dadurch halbwegs befriedigend zu lösen, daß man sich auf die führenden Geister beschränkt und diese in die allgemeine Entwicklung hineinstellt. Karl Busse hat dies 1895 in der Einleitung zu seiner Anthologie „Neuere deutsche Lyrik" mit glänzendem Erfolge versucht und sein Essai ist, wenn auch selbst er viel zu viele Namen nennt, noch heute höchst lesenswert. Auch Spiero stellt im Vorwort den Grundsatz auf, daß die großen, maßgebenden Persönlichkeiten so breit wie möglich heraustreten sollen, doch bleibt es meist bei der guten Absicht; oft genug nehmen bloße Epigonen und Mitläufer, armselige Verseschmiede mehr Raum ein als mancher wirkliche Dichter. Auch in der Kunst schlagender Charakteristik und vielsagenden Ausdrucks, in der Gabe, uns mit wenigen kennzeichnenden Worten eine Anschauung von dem spezifischen Charakter eines Lyrikers zu vermitteln,

kann sich Spiero mit Busse nicht im entferntesten messen. Wo er nicht ausführlicher werden kann, wird er allzu aphoristisch und behilft sich nur zu gern mit dem Abdruck von kleinen Gedichten und Gedichtteilen. Dieses sehr bequeme Verfahren ist aber da, wo der Verf. nicht mit einer größeren Anzahl von Beispielen aufwarten kann, bedenklich, da es leicht irreführt und einseitige Vorstellungen erzeugt. Noch schwächer sind in dem Büchlein die allgemeinen Ausführungen, von der hübschen Einleitung über das lyrische Kunstwerk abgesehen. Sehr eilfertig springt der Verf. über die schwierigsten Probleme hinweg (so S. 32 ff. über das der Romantik), nirgends geht er in die Tiefe und Neues ist aus seiner Darstellung kaum zu lernen. Sie fußt nur zum Teil auf selbständiger Forschung und der Verf. beruft sich nicht nur gern auf Autoritäten, sondern läßt sich auch in seinem Urteile immer wieder von ihnen beeinflussen. Zu seinen Gewährsmännern gehören auch Treitschke und A. Bartels mit seiner dilettantischen Literaturgeschichte. An diesen erinnert schon der an Antithesen reiche Stil, der fortwährend mit „zwar" und „aber" arbeitet; von ihm stammen die literargeschichtlichen Konstruktionen und die Gliederung des Stoffes; an den borniertesten aller Heine-Hasser gemahnt auch das feindselige Kapitel über diesen großen Künstler (S. 51 ff.), wo sich die politisch-nationale Gehässigkeit nur mühselig ästhetisch verhüllt, sowie die Überschätzung Hebbels („die größte dichterische Erscheinung des XIX. Jahrhunderts in Deutschland" (S. 76), von dessen Eigenart wir gleichwohl keine rechte Vorstellung erhalten.

Überhaupt scheinen mir Spieros Neigungen und Abneigung ungehörig stark von seinen landsmannschaftlichen Sympathien beeinflußt zu sein. So wird einmal (S. 89) der „Tunnel über der Spree" der einflußreichste Dichterkreis des ganzen Jahrhunderts genannt und S. 104 lesen wir: „Schwaben und Ostpreußen (Spiero ist Königsberger) sind die eigentlichen deutschen Genieländer". Daß S. die neuere deutsche Lyrik nicht mit Klopstock, sondern mit Claudius beginnen läßt, verdankt er wohl dem feinsten Kenner deutscher Lyrik, F. Avenarius, der sich in einem Aufsatz zur Säkularfeier Klopstocks (1903, im „Kunstwart", XVI., 13. Heft) über dieses Thema geäußert und die Bedeutung von Claudius wohl für immer festgestellt hat. Als Freund des Wandsbecker Boten wird (S. 14) Fried. H. Jacobi, der doch als Lyriker gar nicht mitzählt, behandelt, während sein von Goethe mit Recht geschätzter Bruder Johann Georg nicht einmal genannt ist. Die Bezeichnung „Hainbund" ist unrichtig. Die Interpretation von Goethes „Lied an den Mond" (S. 18 ff.) ist, da sie auf die zugrunde liegenden Verhältnisse, auf die Litzmann hingewiesen hat, zu wenig Rücksicht nimmt, ganz unzureichend. Daß die Jenenser Romantiker auch Schiller propagandistisch verkündet hätten (S. 33), ist das Gegenteil der Wahrheit, die Behauptung, daß sich der Begriff der romantischen Schule auf die Heidelberger und später auf die Berliner Gruppe

übertragen habe (S. 33), ebenso eine Halbwahrheit wie die Ableitung der romantischen Tendenzen von Schiller (S. 34) und der Satz, daß Schenkendorf von Goethe herkomme (S. 40).

Für die wissenschaftliche Unzulänglichkeit des Ganzen können einzelne gute Charakteristiken, wie die Fontanes, C. F. Meyers, Storms, Schönaich-Caroláths (dem Andenken dieses leider immer noch viel zu wenig anerkannten edlen Dichters ist das Buch gewidmet) und Liliencrons nicht entschädigen. Das „Jüngste Deutschland" hat Engel in seiner neuen Literaturgeschichte nicht nur viel eingehender, sondern auch viel anschaulicher charakterisiert. Ohne eine Umarbeitung — am besten mit Verteilung auf zwei Bändchen der Sammlung — wird die Arbeit weder den Fachmann noch den Laien befriedigen können.

Mies. Dr. Johann Černy.

Deutsche Aufsatzlehre (die Abhandlung). Für den Unterricht an höheren Schulen von Dr. Wilhelm Schnupp. B. G. Teubner, Leipzig und Berlin. VII und 296 SS. Preis Mk. 3·20.

„Schließlich bittet der Verfasser, die vorliegende Arbeit, die in der Zeit von fünf Monaten neben anstrengender Berufstätigkeit entstanden ist, nur als einen Versuch zur Lösung einer äußerst wichtigen und schwierigen Frage zu betrachten und nicht über Einzelheiten das große Ziel zu vergessen; denn er besitzt Selbstkritik genug, um zu fühlen, was noch mangelhaft ist und was über seine Kräfte geht" (S. 6). — Was in aller Welt konnte den Verf. dazu treiben, sich mit seiner Arbeit über „eine äußerst wichtige und schwierige Frage" so zu beeilen? Selbst das Vorhandensein von Vorarbeiten zugestanden, wird in der Frist von fünf Monaten „neben anstrengender Berufstätigkeit" auch ein Mann von Geist, von energischem Denken, von sicherem Urteil und von beachtenswerter Darstellungsfähigkeit — und diese Eigenschaften kann man dem Verf. nicht absprechen — nicht imstande sein, etwas Vollkommenes zu leisten. „Über seine Kräfte" ist das Unternehmen jedenfalls nicht gegangen, wohl aber fehlte die „Selbstkritik zu fühlen, was noch mangelhaft ist", denn sonst hätte er mehrfache Unklarheiten, Wiederholungen und Ungleichmäßigkeiten in der Darstellung, sowie andere Mängel sich nicht zuschulden kommen lassen. Der Verf. ist ein Mann, der die Freiheit sonder Zwang liebt, und dürfte daher diese Bemerkungen — um in seinem Stile zu sprechen — für „trockene Pedanterie" halten; doch da er Freimut des Urteils in großem Maße für sich in Anspruch nimmt, möge er ihn auch anderen gestatten.

Davon nun abgesehen, daß die Behandlung stellenweise den Eindruck des Flüchtigen und Unfertigen macht, verdient das Buch Lob und Anempfehlung. Es ist immerhin eine erquickende Oase in

der unabsehbaren Wüste der Aufsatzbücher. Jüngere Lehrer können aus ihm eine reiche Fülle kostbarer, richtunggebender Anregungen schöpfen, ältere Fachgenossen jedoch werden sich vielleicht mit dem aphoristischen Kraftstil — ein Kritiker bezeichnet ihn als „verständig, frisch, lebhaft, mitunter etwas derb und burschikos" — nicht gut befreunden können.

Aus der Bemerkung über die Schreibart des Buches dürfte der Leser erraten, daß der Verf. zu den „Modernen" — das Wort ohne tadelnden Nebensinn gebraucht — unter den Schulmännern gehört, deren allgemeiner pädagogischer Standpunkt am treffendsten durch die schönen Worte charakterisiert wird, die der Verf. auf S. 229 seines Buches aus Otto Lyons „Das Pathos der Resonanz" anführt: „Ein Mensch ohne Glauben ist genau so ein geistiger Krüppel wie ein Mensch ohne Verstand oder ohne Willen. Und ein Mensch, bei dem durch immerwährende bloße Verstandeskultur der Verstand in einseitiger Weise ausgebildet und auf Kosten der übrigen Geistesorgane vergrößert ist, ist krank, er leidet an Verstandeshypertrophie.... Verstandeshypertrophie ist aber die Krankheit unserer auf ihren einseitigen Kultus des Wissens so stolzen Zeit". Demgemäß redet Sch. an zahlreichen Stellen in energischer Weise den Forderungen des Gemütes und der Phantasie das Wort, ohne darum strenge genommen zu den in letzter Zeit etwas in Verruf gekommenen „Kunsterziehern" zu gehören. Er meint zwar (S. 69), daß die moderne Bewegung der Kunsterziehung eine notwendige Gegenströmung gegen die Überbürdung des Gedächtnisses und die einseitige Anspannung des Verstandes ist und daß sie Freude und Leben in die Schule zurückführen, den grämlichen Geist der Morosität und die dürre Trockenheit verbannen will, aber „die Kunstpfuscherei" ist ihm noch viel mehr zuwider als das Moralisieren (S. 20). Gegen die Fanatiker, welche überlaut und in unduldsamster Weise die Kunsterziehung der ganzen Welt als alleinseligmachende neue Lehre anpreisen, richtet sich auch folgende beherzigenswerte Stelle (S. 71): „Jeder Mensch sieht zunächst in der Kunstschöpfung nur das, was ihn reizt oder interessiert und wie viele bleiben auf dieser Vorstufe haften; sie können ein tieferes Verhältnis zum Kunstwerk nicht gewinnen. Daher die Unselbständigkeit und Befangenheit im Urteil. Sobald eine neue Richtung in Mode kommt, ereifert man sich mit bemerkenswerter Teilnahme und betet fremde Ansichten blind nach. Es gehört dies zu den Erfordernissen des guten Tones. Die Mehrzahl der Menschen hat ihr sogenanntes Schauen nicht an dem Kunstwerk selbst geübt, sondern aus Kunstgeschichten oder Zeitungen bezogen. Nun gar anzunehmen, als ob schon das Kind sich die Fähigkeit zu künstlerischem Schauen aneignen könne, ist eine Naivität sondergleichen. Erst mit dem Erwachen des seelischen Lebens erwacht die Möglichkeit des Erlebens, beginnen Kunst und Natur zu erklingen; erst im Reflexe des inneren Lebens werden beide lebendig. Wer

aber gar meint, daß der Schüler ohne Anleitung den Zugang zum Kunstwerk finde oder auch verlangt, daß dieser seine persönlichen Eindrücke wiedergebe, kennt die Jugend nicht oder macht die Schule zum Kasperltheater". So bewegen sich denn auch die besonderen Ausführungen des Verf. bezüglich des deutschen Aufsatzes auf einer mittleren Linie und verbannen einerseits die dürre „logistische" Schematisiersucht ebensowohl wie anderseits pseudo-kunsterzieherische Zerfahrenheit und geistige Zuchtlosigkeit.

Da das Verdienst des interessanten Buches natürlich weniger in der Neuheit des Gegenstandes als in der Art der Behandlung gelegen ist, wäre es ein ebenso überflüssiges als schwieriges Beginnen, seinen Inhalt etwa abschnittweise zu skizzieren. Das jedoch muß gesagt werden, daß die Bedeutung des Buches mehr in negativer als in positiver Richtung gelegen ist, d. h. daß der Verf. in in wirksamster und in überzeugender Weise vor Mißgriffen im Aufsatzunterricht zu warnen versteht, aber daß es auch ihm nicht recht gelingen will, neue Weisungen allgemeiner Art zur Förderung des Aufsatzunterrichtes zu entdecken. Seine „Methode" erschöpft sich genau betrachtet darin, einzelne allerdings höchst beachtenswerte Winke für Stoffauffindung und Ausgestaltung von Themen zu geben. Auch werden überaus feinsinnige Analysen bestimmter Aufsatzthemen geboten. Doch um gerecht zu sein, wird man hinzufügen müssen, daß ein Universal-Heilmittel, ein Nürnberger Trichter für Aufsatzzwecke niemals erfunden werden kann. Mit dem deutschen Aufsatz verhält es sich wie mit jeder anderen Kunstübung: für das, was einzig und allein lehrbar ist, für das rein Technische, sind die Vorschriften, „die Handwerksregeln" schon gefunden und darüber hinaus lassen sich keine aufstellen, denn da ergeben sich Forderungen aus der Eigenart eines jeden Themas und Forderungen — an die schöpferische Kraft des Schreibenden und diese kann durch keine wie immer geartete Methode, diese kann auch durch den tüchtigsten Lehrer nicht eingehaucht werden. Deshalb wird man wohl dem ersten Teile der folgenden Stelle des Buches (S. 6) ohneweiters beipflichten, den zweiten dagegen stark anzweifeln müssen: „Lehrbar ist im Schulaufsatze fast alles, sowohl die Disposition, Gedankenverbindung und die thematische Ausführung (das logische Moment) als auch teilweise die feinere Ausgestaltung (das künstlerische Moment); denn die Anlagen dazu wurzeln in jedem Menschen, nur sind sie der Stärke und Entwicklungsfähigkeit nach verschieden". Vielmehr wird für ewige Zeiten als der Weisheit letzter Schluß im Aufsatzunterricht das zu gelten haben, was der Verf. selbst in einer Anwandlung von Resignation auf S. 249 bemerkt: „Die Hauptsache bleibt immer, daß dem einzelnen Schüler etwas einfällt. Nicht alle sind dazu imstande".

Es sei nochmals betont, daß das besprochene Buch unter allen Umständen eine höchst bemerkenswerte Leistung auf dem

Gebiete des Aufsatzunterrichtes darstellt und man kann mit berechtigter Spannung dem von dem Verf. in Aussicht gestellten zweiten Bande, welcher mehr für Schüler bestimmt sein soll und zum Teil ausgeführte Aufsätze enthalten wird, noch mehr aber dem dritten Bande, der die deutsche Lektüre mit besonderer Berücksichtigung des Aufsatzes behandeln wird, entgegensehen.

Eger i. B. Adolf Hausenblas.

Friedrich Kluge, Unser Deutsch. Einführung in die Muttersprache. Vorträge und Aufsätze. 2. Aufl. 1910. Leipzig, Quelle & Meyer. Wissenschaft und Bildung. Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens. Herausgegeben von Privatdozent Dr. Paul Herre.

Der Empfehlung bedürfen diese zehn Vorträge und Aufsätze, die jüngst in 2. Auflage erschienen sind, ebensowenig wie irgend eine andere Schrift aus Kluges Feder.

In dem 1. Kapitel „Das Christentum und die deutsche Sprache" wird gezeigt, wie sich die gegenseitige Durchdringung des germanischen Geistes und des Christentums deutlich in der Geschichte der deutschen Sprache spiegelt. Das 2. Kapitel „Sprachreinheit und Sprachreinigung" bringt u. a. Kluges Standpunkt den Fremdwörtern gegenüber zum Ausdrucke. Jene, die der deutschen Sprache gemäß sind, bürgern sich ganz ein, jene dagegen, die unserer Sprache nicht entsprechen, werden bald abgestoßen. Lob und Förderung verdient aber das Fremdwort keinesfalls; denn „im günstigsten Falle" kann man es „als notwendiges Übel ansehen", wie der Verf. zu Beginn seines 3. Kapitels (Grenzen der Sprachreinheit) ausführt. Im 4. Abschnitt wird kurz die Entstehung unserer Schriftsprache behandelt. Die folgenden Kapitel (5. Standes- und Berufssprachen, 6. Geheimsprachen, 7. Studentensprache, 8. Seemannssprache, 9. Weidmannssprache) bieten nebst interessanten Ausführungen auch eine Fülle wertvollen Materials für die einzelnen Standes- und Berufssprachen. In seinem letzten Kapitel begründet Kluge die Forderung nach einem Reichsamt für deutsche Sprachwissenschaft. Wenn er bei dieser Gelegenheit darauf hinweist, „daß die Wiener Universität ein Institut für die Aufnahme der Mundarten eingerichtet" habe (S. 145), so scheint Kluge nicht ganz richtig informiert zu sein. Er meint offenbar das Phonogramm-Archiv der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien, in welchem u. a. Prof. Seemüller die deutschen Mundarten Österreichs systematisch aufnimmt. Mit einem „Archivphonographen" werden übrigens auch vom deutschen Seminar der Universität Zürich Sprachproben aller Schweizer Mundarten gesammelt. — Gegen Schluß seines letzten Kapitels sagt Kluge: „Und wenn unsere Regierungen für die Pflege von so vielen Wissenschaften unermüdlich sind zu sorgen, so bedarf es gewiß nur der Anregung, und sie werden auch der

deutschen Sprache eine Pflegestätte gründen, die den großen Aufgaben gewidmet ist, deren Lösung unsere ersten Schriftsteller und Gelehrten von der deutschen Sprachwissenschaft erhofft und gewünscht haben". Was Kluge von Deutschland sagt, gilt auch für Österreich. Mögen seine Worte nicht ungehört bleiben!

Wien. Dr. Hans W. Pollak.

La Conversation française nebst Schlüssel zum „Français pratique" von Cyprien Francillon, Lehrer des Französischen am Seminar für orientalische Sprachen und an der Handelshochschule zu Berlin. Leipzig 1906, Rengersche Buchhandlung Gebhardt & Wilisch. 352 SS.

Dem Vorwort zufolge setzt sich dieses Konversations- und Übungsbuch, wie man es nennen könnte, zum Ziele, Lehrer und Schüler, welche sich bereits eine gründliche Schulkenntnis des Französischen angeeignet haben, mit der französischen Umgangssprache vertraut zu machen. Es bietet in 38 Lektionen eine Reihe von deutschen und französischen, hauptsächlich aus Einzelsätzen bestehenden Stücken und dazu gehörigen Gesprächsübungen. Die deutschen und französischen Übersetzungsstücke scheinen nach grammatischen Gesichtspunkten angelegt zu sein und stellen offenbar den im Vorwort nambaft gemachten, sonst aber im Buche nicht näher bezeichneten „Schlüssel zum *Français pratique*" dar. Den Hauptteil des Buches bilden jedoch die 115 „*Exercices de conversation*", durchaus in dialogischer Form gehaltene Gespräche mit Fragen und Antworten. Zur Verarbeitung kommen darin vor allem konkrete Dinge, dann Verhältnisse und Vorgänge des gewöhnlichen Lebens. Den breitesten Raum nehmen Essen und Trinken ein; daneben kommen Kleidung, Körperteile und Krankheiten, Theater, Besuche, Unterhaltungen usw. zur Behandlung. Natürlich ist auch der Motorwagen nicht vergessen worden, wie denn überhaupt großstädtische Verhältnisse, vor allem Berlin, in Betracht gezogen worden sind. Man muß gestehen, daß der Verf. kein geringes Geschick bekundet, eine so bedeutende Zahl von Wörtern, Ausdrücken, Wendungen, Höflichkeitsformen und Gallizismen in diesen Gesprächen ungezwungen und in gefälliger Form unterzubringen. Einige Sätze im Anfang sind allerdings trivialen oder absonderlichen Inhalts. Sachlich falsch (S. 64) ist, daß London an der Mündung der Themse liegt. Für die Vermittlung der Bedeutung der französischen Wörter ist sonderbarerweise nicht genügend vorgesorgt worden. Es wird zwar bei nicht wenigen Wörtern die deutsche Bedeutung in Klammern hinzugefügt. Manche Bedeutung kann auch erschlossen werden, insofern zum Teil diese Gespräche zu den voraufgehenden deutschen Stücken in sachliche und sprachliche Beziehung gebracht sind. Es bleiben aber doch immer Wörter

genug übrig, bei denen keines von beiden zutrifft; und überdies wird der Lernende oft genug für einen vereinzelten deutschen oder französischen Ausdruck die entsprechende Übersetzung in die andere Sprache zu kennen wünschen. Diese hätte ihm in Worttabellen oder einem Vokabular vorgeführt werden sollen. Einen anderen Mangel sehen wir darin, daß jede Angabe über die Aussprache fehlt. Ein Buch, das so eminent praktischen Zwecken dienen will, kann wohl die Aussprache, welche in diesem Falle von der allergrößten Wichtigkeit ist, nicht vollständig umgehen. Und wieviel gibt es da noch selbst für Fortgeschrittenere zu lernen! Was aber an dem Buche am meisten auffällt, ist, daß alle Fragen ausnahmslos deutsch gegeben sind. Das ist umsoweniger zu begreifen, als ja doch der dieses Hilfsmittel Benützende in den Stand gesetzt werden soll, an ihn gestellte französische Fragen im fremden Lande zu verstehen und natürlich auch selbst in der fremden Sprache zu fragen.

Was die Richtigkeit des französischen Ausdruckes betrifft, so müssen wir die Verantwortung dafür selbstverständlich dem Verfasser, anscheinend einem Franzosen, überlassen. Immerhin müssen wir bemerken, daß uns einige Sätze aufgefallen sind. So folgt auf die Frage „Hat Ihre Schwester und Ihre Mutter schwarze Haare?" (S. 3) die Antwort: *Oui, madame, ma soeur et ma mère ont des cheveux noirs.* Auf die Frage: „Hat Ihr Vater weißes Haar?" (S. 4) wird die Antwort gegeben: *Oui, mademoiselle, mon père a des cheveux blancs;* ebenda auf die Frage: „Haben Sie lockiges Haar?" die Antwort: *Oui, madame, j'ai des cheveux bouclés* und so noch öfter. Auch sonst wird diese an das Deutsche erinnernde Konstruktion, die doch im Französischen immerhin selten ist, überraschend oft angewendet; vgl. z. B. S. 4 und 5: *Elle a des yeux jaunes.* — Zum Satze: *N'avez-vous pas d'eau* (S. 8) ist in Klammern hinzugefügt: *das Wasser.* Den Druckfehlern dürften beizuzählen sein: *jusqu'à mi septembre* (S. 148) und *le seize août mille huit cent soixante-six* (S. 186). Sonst ist der Druck sehr genau überwacht worden. An bemerkenswerten Fehlern findet sich nur S. 202 als Antwort auf die vorletzte Frage: *„Hatte die junge Frau einen seidenen Rock an?"* *Naturellement, monsieur, avait une elle belle de soie qui lui allait bien,* wo es heißen muß... *elle avait une belle robe de soie...* Auch Papier und Ausstattung verdienen alles Lob.

Wr.-Neustadt. Dr. F. Wawra.

Schulbibliothek französischer und englischer Prosaschriften. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1909. — Nr. 52. Theodore Roosevelt, The North-American Wilderness and its Game. Ausgew. von Dr. Max Kullnick. Mit einem Porträt. X und 126 SS. — Nr. 53. John Stuart Mill, On Education. Reformausgabe von Dr. A. Knobbe. Mit Bildnis. VII und 98 SS.

Das erste der beiden Bändchen enthält eine kurze, bis auf die jüngste Zeit ergänzte englisch geschriebene Biographie des amerikanischen Expräsidenten sowie sieben seinen Werken '*The Wilderness Hunter*', '*Outdoor Pasttimes of an American Hunter*' und '*Hunting Trips on the Prairie and in the Mountains*' entnommene, sehr passend gewählte, in sich abgeschlossene Abschnitte: '*Charged by a grisly*', '*Hunting in the mountains*', '*With the cougar hounds*', '*The lordly buffalo*' (wohl der Glanzpunkt der Auswahl), '*The prairie and its smaller animals*', '*Wilderness Sounds*', '*Yellowstone Park*'. Die Sprache und der Stil des Liebhabers der amerikanischen Wildnis sind einfach und edel, die jugendlichen Gemütern unentbehrliche Spannung wird ohne Anwendung der beliebten Lederstrumpfmotive erzielt, somit ist der Gedanke, solche Skizzen in einer Schulausgabe zu vereinigen, recht glücklich zu nennen. Die deutschen Anmerkungen werden den syntaktischen Schwierigkeiten des amerikanischen Englisch und der nötigen Realienkunde im wesentlichen gerecht. Das Wörterbuch, das hiezu gesondert erschienen und neben einem großen Wörterbuch wegen vieler Amerikanismen und Jagdausdrücke immerhin von nöten ist, hat Ref. nicht zur Besprechung erhalten. Die sorgfältig gedruckte Ausgabe kann unseren Schülern als nicht allzu schwere Lektüre wärmstens empfohlen werden.

Im zweiten Bändchen finden wir unter einem vom Herausgeber gegebenen Titel die Ansprache des utilitaristischen Philosophen vom 1. Februar 1867 als Rektor der Universität St. Andrews. Der überaus klare und flüssige Stil dieser akademischen Auseinandersetzung über die höchsten Fragen der englischen Universitätserziehung in einer wirklich gemeinverständlichen Form macht sie zur Lektüre in der obersten Klasse — allerdings nur in dieser — geeignet. Der Inhalt der Schrift ist trotz mancher wesentlicher Errungenschaften in einzelnen Wissenszweigen und ihrer Vertretung auf großbritannischen Hochschulen noch keineswegs veraltet. Die Anmerkungen beschränken sich, was man bei der durchsichtigen Sprache nur billigen kann, mit geringen Ausnahmen auf knappe, zutreffende Sacherklärungen (philosophische Systeme und ihre Vertreter, Begriffserörterungen u. dgl.); sie sind ebenso wie eine biographische *Introduction* in gutem Englisch abgefaßt. (Zu 36, 20, *Shelley* heißt es: '*He..... spent the most of his time in Italy* mit ungebräuchlichem Artikel.) Druck und sonstige Ausstattung sind erstklassig.

Wien. Dr. Albert Eichler.

R. v. Pöhlmann, Grundriß der griechischen Geschichte nebst Quellenkunde. 4. Aufl. München, Beck 1909. VII und 334 SS. Gr.-8⁰. Preis brosch. Mk. 5·80, geb. Mk. 7·50.

Benedictus Niese, Grundriß der römischen Geschichte nebst Quellenkunde. 4. Aufl. München, Beck 1910. VIII und 454 SS. Gr.-8⁰. Preis brosch. Mk. 8, geb. Mk. 9·80.

Diese beiden, den vierten und fünften Teil des dritten Bandes des Handbuches der klassischen Altertumswissenschaft bildenden Darstellungen haben den Rahmen des Bandes, in dem sie ursprünglich mit einer einleitenden Darstellung über altorientalische Geschichte und mit der Geographie und Topographie der beiden klassischen Länder verbunden waren, längst gesprengt und eilen als selbständig gewordene Bände in der Zahl der Auflagen den anderen Teilen rasch voraus. Die Berücksichtigung der Quellenkunde, Anlage und Umfang der Darstellung, der mäßige Preis und die mit der raschen Folge der Auflagen Schritt haltende Berücksichtigung der neuesten Literatur sowie des Zuwachses an Material bewirken, daß diese beiden Werke zu den besten, augenblicklich vorhandenen Handbüchern für Studierende der Geschichte und Philologie und für Lehrer dieser beiden Disziplinen an den Mittelschulen zu zählen sind.

Dieselben Vorzüge kommen auch den beiden neuesten Auflagen wiederum zu. Die zwei Bogen, um welche die vierte Auflage des Buches von Pöhlmann mehr zählt als die dritte, sind vorzugsweise einer noch entschiedeneren Herausarbeitung „des politischen und sozialen Geschehens“ in der griechischen Geschichte zugute gekommen. Darauf abzielende Bemerkungen kürzeren oder längeren Umfanges finden sich fast in allen Abschnitten hinzugesetzt, sie legen Zeugnis ab von der Gründlichkeit der Neubearbeitung. Oft und nachdrücklich liebt es Pöhlmann, die griechischen politischen und sozialen Verhältnisse nicht nur durch Hinweise auf moderne Analogien zu erläutern, sondern seine Darstellung direkt für eine bestimmte Stellungnahme auch in der Politik der Gegenwart nutzbar zu machen. P. wollte dadurch, wie die Vorrede besagt, den Grundriß geeignet machen, als „politisches Lesebuch“ zu dienen.

Die Darstellung Nieses weist neben vielen Verbesserungen und Zusätzen im einzelnen auch einen ganz neuen, sehr gut orientierenden Abschnitt über die Chronologie der republikanischen Zeit auf, in dem über die schwierigen Fragen, welche die verschiedenen Fastenredaktionen, Jahresrechnungen, Angleichungen der griechischen und römischen Daten, sowie die Berechnungen des Gründungsdatums Roms betreffen, sehr anschaulich und verständlich gehandelt wird.

Ich zweifle nicht, daß der verdiente Erfolg, der beiden Darstellungen der griechischen und römischen Geschichte schon bisher zuteil geworden ist, ihnen auch in diesen beiden vermehrten und verbesserten Auflagen treu bleiben wird.

Graz. Adolf Bauer.

Dějiny řecké. Napsal Dr. E. Peroutka. Díl I. Doba předhistorická. V Praze 1908. Nákl. Jednoty českých filologů. Za 7 K. (Griechische Geschichte. Von Dr. E. Peroutka. I. Teil. Die vorhistorische Periode.) Prag 1908, Verlag von Jednota českých filologů.

Das ganze Werk Prof. Peroutkas wird drei Bände umfassen. Der herausgegebene erste Teil behandelt die vorgeschichtliche Periode; der zweite Teil wird bis zu Alexander d. Gr. reichen, der dritte wird die hellenistische und römische Periode besprechen.

Der erste Teil enthält die Ergebnisse aller bisherigen Forschungen bis auf die neueste Zeit. Die Ausgrabungen auf Kreta haben unsere Anschauungen von der vorgeschichtlichen Periode der griechischen Geschichte gründlich geändert und berichtigt; sie bieten einen bestimmten und klaren Beweis, daß in den Ägäischen Küstenländern schon eine geraume Zeit, bevor die Griechen dorthin eingewandert sind, die Kultur sich auf einer hohen Stufe befand und in ihrer Entwicklung einen hohen Grad erreichte, deren sich dann die Griechen selbstverständlich angenommen haben, um sie für eigene Zwecke auszubeuten.

In der ersten Abteilung behandelt der Verf. die älteren und die neueren Anschauungen und Erklärungen über die Anfänge der griechischen Geschichte, nimmt die bisherigen Hypothesen über die griechische Prähistorie durch, weist darauf hin, was uns die Archäologie für diese vorgeschichtliche Periode bieten kann, gibt weiter eine kurzgefaßte Übersicht der Ausgrabungen und der in dieser Hinsicht geleisteten Arbeit, bestimmt die Bedeutung der ägäischen Kultur und ihre Chronologie; seine Worte unterstützt der Verf. durch zahlreiche Abbildungen verschiedener gefundener Gegenstände.

In dem zweiten Abschnitte behandelt der Verf. die Keramik der Steinperiode. Die sichersten und wertvollsten Belege über die neolithische Periode haben wir aus Kreta, hauptsächlich aus Knossos, Faistos, Magasa. Er hebt die hauptsächlichsten Entwicklungsphasen hervor und trachtet die Grenzen der einzelnen Zeiträume möglichst genau zu bestimmen. Er erklärt, was die erhaltenen Reste der Paläste in Knossos und Faistos erzählen. Auf Grund der neuesten Forschungen bespricht er die ältesten Gemeinden der Ureinwohner jener Gegenden, die Grabstätten und Bestattungsarten der vorhistorischen Periode. Auch in religiöser Hinsicht gewinnen wir aus den Ausgrabungen bedeutend. Die älteste Art der religiösen Verehrung war die Verehrung von Steinen, Säulen und Bäumen (der anikonische Götterdienst); die Notwendigkeit einer anthropomorphen Götterverehrung war damals noch zu schwach und es dauerte noch sehr lange, bevor die herrlichen Göttergestalten, die wir bei Homer finden, erschienen. Der Verf. redet nun von dem gesellschaftlichen Leben jener Zeit; am interessantesten ist wohl, was wir von der Stellung der Frauen erfahren, daß sie nämlich damals überall und unbeschränkt zum öffentlichen Leben Zugang

fanden und gleich den Männern auch an den Festen und Unterhaltungen teilnahmen. Wir werden weiter belehrt über die Männer- und Weibertrachten, über die Beschuhung, Haarpflege, verschiedenartige Schmuckstücke usw. Sehr wichtig sind die Täfelchen von Kreta, besonders von Knossos und Faistos für die Schrift.

In dem dritten Abschnitte faßt P. seine Beobachtungen zusammen; er schätzt nun die Bedeutung der Sagen von Minos, Minotaurus ab, erklärt, was wir von der Ankunft der Griechen in ihre spätere Heimat vermuten dürfen, und schließt endlich folgendermaßen: Die sogenannte Ägäische Kultur stammt ab von Leuten, deren Heimat irgendwo an der nördlichen Küste von Afrika lag; es waren dies weder Semiten noch wohl Indogermanen. Die Griechen kamen in ihre zukünftige Heimat später, man kann annehmen um die Hälfte des zweiten Jahrtausend v. Chr.; die sogenannte Mykenische Kultur ist demnach nicht ihre Arbeit.

Tabor. Dr. Josef Hrůša.

Waldthurm v. W. L., Durch die moderne Wissenschaft zu Gott. Eine Studie. Wien und Leipzig, W. Braumüller 1906. 31 SS. 8⁰.

Im Vorworte bekennt der Verf., daß ihn das Studium der Wissenschaften nicht von Gott und der katholischen Kirche entfernt habe, um sich dann die Frage zur Beantwortung vorzulegen, ob es möglich ist, auf dem Wege der modernen Naturforschung zur Erkenntnis Gottes zu gelangen. Von dem Gedanken ausgehend, daß alle Kräfte auf der Erde nur Eine Kraft in ihren verschiedenen Modifikationen sind, kommt er zur Erkenntnis, daß diese eine wirkende Kraft von der Sonne ausgehen müsse. Da das Denken „wahrscheinlich" durch chemische Vorgänge hervorgerufen wird, muß untersucht werden, wie es zur Auslösung des chemischen Prozesses kommt. Auch hier wird der Urgrund in der Sonnenkraft gefunden. Aus der mathematischen Formel: Wirkung ist gleich der Kraft, dividiert durch die Menge der Materie, folgt eine unendlich große Wirkung der Kraft bei Fehlen der Materie. Diese gewaltige Kraft, die eigentlich von der Sonne ausgeht und in den Zentralkörpern unendlich vieler Welten ihre Ergänzung findet, so daß das ganze Weltall von ihr erfüllt ist, muß allgegenwärtig, allmächtig, ewig, aber auch mit der Fähigkeit zu denken und zu fühlen ausgestattet sein. „Diese Urkraft bezeichnete die Menschheit in ihrer Sprache und in ihren Gefühlen von jeher als Gott." Auf die Frage: „Was ist das Gute und was ist das Böse?" antwortet der Verf.: „Gut ist, was das Wohlsein der Gesamtheit, die ja nur das Wohl des Einzelnen herbeiführen soll, durch ein harmonisches Zusammenwirken der Kräfte aller fördern kann. Schlecht ist alles, was diese Harmonie zerstört." Hervorgerufen wird das

Böse durch Degenerationen oder Deformationen von Gehirnteilchen, die aber einer Verbesserung fähig sind, und zwar in der Weise, daß durch den Verkehr mit „guten“ Menschen die normalen, gesunden Denkzentren im Gehirne erstarken, während jene, welche die Harmonie der Kraft zerstören, also Böses hervorrufen, schwächer werden, bis sie endlich ihre Leistungsfähigkeit fast ganz verlieren. Während der Verf. diese Fragen für völlig gelöst betrachtet, gesteht er, daß bei manchen anderen, wie beispielsweise die Bestrafung des Bösen, bis jetzt das „rohe Werkzeug der Wissenschaft“ versagt, wenn nicht die volle Erkenntnis dieser „Glaubenssätze“ wegen der hemmenden Materie des Gehirns und der wirkenden kleinen Teiles der Kraft für immer versagt ist. — Inwieweit dieses dem Pantheismus sehr nahestehende System mit den katholischen Dogmen in Übereinstimmung sich befindet, werden theologische Zeitschriften zu zeigen haben. Uns kann es nicht darauf ankommen, ob diese allmächtige Urkraft, die schließlich doch von dem vorhandenen Stoffe nicht getrennt gedacht werden kann, ein Begriff ist, der sich mit dem einer überweltlichen Gottheit deckt. Das mögen die Theologen vom Fache entscheiden. Uns erscheint vielmehr die Ansicht wichtig zu sein, daß das Denken eine Wirkung chemischer Vorgänge im Gehirn sei. Wir können ihr nicht beipflichten, weil, vorausgesetzt daß die chemische Beschaffenheit der Gehirnsubstanz bei verschiedenen Menschen beiläufig und bei einem und demselben Menschen in zwei naheliegenden Intervallen bestimmt dieselbe ist, sich die Verschiedenartigkeit der Vorstellungskomplexe nicht erklären ließe. Schon darin, daß der Verf. unendlich viele „Denkzentren“ im Gehirne anzunehmen genötigt ist, die vermöge ihrer Funktion bestimmte Vorstellungen erzeugen, liegt ein gewisser Widerspruch, da sämtliche Vorstellungen doch wieder in einem allen gemeinsamen Zentrum zusammenlaufen müßten. Wenn die chemische Tätigkeit des Gehirns durch psychische Einflußnahme von Seite anderer geändert werden könnte, wäre zwar der Tatbestand der Suggestion erklärlich: aber einfacher und schneller müßte dieselbe Wirkung durch Verabreichung chemisch wirkender Substanzen erzielt werden.

Pilsen. G. Juritsch.

Lehrbuch der Mathematik nach modernen Grundsätzen. Von O. Behrendsen und Dr. E. Götting, Professoren am kgl. Gymnasium zu Göttingen. *A.* Unterstufe. Mit 280 Figuren im Text. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1909. Preis geb. 2 Mk. 80 Pf.

Die Verfasser des vorliegenden Buches waren bestrebt, die von Geheimrat Prof. Dr. Klein in Göttingen bezüglich der Reform des mathematischen Unterrichtes an den Mittelschulen aufgestellten Grundsätze ins Praktische zu übersetzen. Der Lehrstoff soll vermindert und in hervorragender Weise veranschaulicht werden, er

soll durch Aufnahme neuer Ideen und Methoden belebt werden. Dies soll namentlich durch frühzeitige und konsequente Betonung des Funktionsbegriffes, durch graphische Darstellung einfacher und zusammengesetzter Funktionen erreicht werden.

Die Einführung der Elemente der Differential- und Integralrechnung im Mittelschulunterrichte soll stattfinden. Man erkennt, daß diese Grundsätze, die für die Modernisierung des mathematischen Unterrichtes aufgestellt wurden, im großen und ganzen dem Lehrer in seiner methodischen Tätigkeit einen großen Spielraum gewähren und jede Einengung derselben beseitigen. Sache eines Lehrbuches der Mathematik im modernen Sinne ist es, diesen Gesichtspunkten Rechnung zu tragen.

Das vorliegende Lehrbuch, von dem nur die Unterstufe einstweilen veröffentlicht wurde, entspricht den aufgestellten Forderungen vollkommen. In der Geometrie wurde besonders die Veränderlichkeit und Konstanz der Eigenschaften einer Figur ins Auge gefaßt, was namentlich bei der Lösung von Konstruktionsaufgaben von weitgehender Bedeutung ist und — wie die Verfasser sehr richtig betonen — die geometrische Entwicklung des Funktionsbegriffes in hohem Grade fördert. Daß der deduktive Lehrvorgang möglichst eingeschränkt, hingegen die Übung des Auges und der Hand, die Beobachtung und Schätzung von Größen, der Gebrauch der Zeicheninstrumente in den Vordergrund gestellt wurde, kann nur gebilligt werden. Dieser Vorgang entspricht der Forderung, die Induktion als die wesentliche Basis für den Erwerb der mathematischen Erkenntnis zu betrachten.

Dem Buche ist ein ausgiebiges, gut gewähltes Übungsmaterial beigegeben. Die allzu breite Beweisführung ist vermieden worden; besonders eingeschränkt erscheinen die indirekten Beweise oder die Umkehrungen der Beweise, die tatsächlich für den Anfangsunterricht weniger geeignet sich erweisen. In einem vorbereitenden Lehrgange werden vorwiegend an der Hand der Anschauung die Grundeigenschaften der geometrischen Gebilde erörtert. Hiebei wird dem Messen und Vergleichen ganz besonderes Augenmerk zugewendet.

Die in dem vorliegenden Buche vorgetragene Planimetrie umfaßt die Lehre von den Dreiecken, von den Vier- und Vielecken, vom Kreise, ferner vom Flächeninhalte der Figuren, die Lehre von den Proportionen und von der Ähnlichkeit, die Lehre von der Konstruktion algebraischer Ausdrücke und deren Anwendung zur Lösung geometrischer Konstruktionsaufgaben, ferner die Berechnung der Dreiecke, regelmäßigen Vielecke und des Kreises.

In einem Anhange wird das Wesentlichste über inkommensurable Strecken und irrationale Zahlen dargelegt. Besonderer Wert ist den Vorübungen zu jedem Abschnitte beizulegen; in diesen wird der Schüler dahin geleitet, die Eigenschaften der Figuren, deren Begründung im nachfolgenden Abschnitte folgt, durch Erfahrung (Induktion) kennen zu lernen. Von Wichtigkeit erscheinen dem

Ref. auch die „Übungen im Freien", die mit den einfachsten Mitteln vollzogen werden können. Die hiezu erforderlichen Instrumente werden in kurzer Weise angegeben und durch entsprechende Figuren versinnlicht. Auch Grundbegriffe der Stereometrie werden in den Rahmen des Vorgetragenen aufgenommen, wenn die Gelegenheit sich hiezu bietet, wie es z. B. in den §§ 8, 9, 10 der Fall ist.

In den zahlreichen, dem Buche beigegebenen Aufgaben ist sowohl die Rechnung als auch die Konstruktion berücksichtigt worden; immer aber lehnen sich die betreffenden Beispiele der Praxis an. Die graphische Darstellung von funktionalen Gebilden wird gelegentlich der Verwandlung von Flächen eingeführt. Belangreich erscheinen dem Ref. im Abschnitte, der von der Ähnlichkeit der Figuren handelt, die Erörterungen über den Pantographen und den Meßtisch. Sehr zutreffend sind die allgemeinen Ausführungen über Konstruktionsaufgaben in § 50.

In dem von der Arithmetik handelnden Abschnitte ist ein ebenfalls genetisch-heuristischer Weg eingeschlagen worden. Die Grundgesetze der Zahlenlehre werden auf anschaulichem Wege gewonnen. Der mehrfachen Anwendungen des Koordinatenbegriffes wird in eingehender Weise gedacht. An einige dieser Darlegungen lehnt sich dann der Begriff der Proportion, der auf diese Weise in ungezwungener Weise eingeführt werden konnte.

Geradezu meisterhaft bearbeitet erscheint dem Ref. der Abschnitt über Gleichungen, deren graphische Lösung gelehrt wird. Wichtig war es, bei dieser Gelegenheit kinematische Erörterungen einzuflechten. In dem Abschnitte, der von der Abhängigkeit des Potenzwertes von der Grundzahl handelt, haben die Verfasser in naturgemäßer Weise die Lehre von der Parabel aufgenommen, ebenso wurde gelegentlich der Besprechung der Abhängigkeit des Potenzwertes von dem veränderlichen Exponenten die Exponentialfunktion zur Anschauung gebracht. Auch das Rechnen mit Wurzeln wird durch einige graphische Betrachtungen eingeleitet. Recht klar und allgemein verständlich ist das Wurzelziehen besprochen. In der Lehre von den rein- und gemischtquadratischen Gleichungen ist mehrfach auf die graphische Darstellung derselben Bezug genommen worden. Sie ist der arithmetischen Lösung der gemischtquadratischen Gleichungen mit einer Unbekannten vorangestellt worden.

Das vorliegende Buch, in dem der Grundsatz, daß die Induktion die wesentliche Basis für den Erwerb mathematischer Erkenntnis ist, zur vollen Geltung gebracht worden ist, verdient die Berücksichtigung der Lehrer der Mathematik an unseren höheren Schulen im vollsten Maße.

Die Stereometrie und die Trigonometrie werden im zweiten Teile, der hoffentlich recht bald der Öffentlichkeit übergeben werden wird, im Zusammenhange behandelt werden.

Wien. Dr. I. G. Wallentin.

Dr. Franz Hočevar, Lehr- und Übungsbuch der Arithmetik für Mittelschulen. Unterstufe (I., II. und III. Klasse). 7., nach den neuen Lehrplänen umgearbeitete Auflage. Wien 1910, Fr. Tempsky. Preis geh. 1 K 60 h, geb. 2 K 10 h.

Die 5. Auflage des vorliegenden Lehrbuches wurde in dieser Zeitschrift im LVII. Jahrg., 1906, S. 347, besprochen; dort wurden auch die besonderen Vorzüge desselben gewürdigt. Seither ist eine 6., unveränderte Auflage erschienen. Die völlige Übereinstimmung in den neuen Lehrplänen für Arithmetik auf der Unterstufe der drei Mittelschultypen hat es nun dem Verfasser ermöglicht, sein bisheriges Lehrbuch für die unteren Klassen der Gymnasien in der gegenwärtigen, stark veränderten Form für die Unterstufe der Mittelschulen überhaupt auflegen zu lassen. Es behandelt jetzt in genauem Anschlusse an die neuen Lehrpläne (die Approbation ist bereits erfolgt) auf 131 Seiten im großen und ganzen denselben Lehrstoff, der bisher auf 152 Seiten verteilt war (trotzdem ist der Preis der gleiche geblieben!); nur einzelne, auch im Lehrplane nicht mehr vorkommende, untergeordnete Kapitel sind fortgeblieben: Verhältnisse und Proportionen, Diskontrechnung, Teilregel. Dafür wurde ein neuer Abschnitt (II) eingeschaltet: Die metrischen Maße und Gewichte (unter gleichzeitiger Beibehaltung des Anhanges I: Maße, Gewichte und Münzen); dem „Rechnen mit gemeinen Brüchen“ wurde eine Gruppe von 50, dem Abschnitt „Proportionalität der Größen“ eine solche von 25 „Wiederholungsaufgaben“ angeschlossen. Die stärkste Kürzung hat die Lehre von den Gleichungen erfahren: sie werden jetzt mit Einschränkung auf solche mit einer Unbekannten und unter Ausschaltung aller Textgleichungen nur mehr soweit behandelt, „als die planimetrischen und stereometrischen Rechnungen auf solche führen“, allerdings in drei Partien als „Anwendungen auf Gleichungen“ nach den Operationen der I., II. und III. Stufe. Die „zusammengesetzte“ Regeldetri erscheint nicht mehr am Schlusse des Lehrbuches, sondern ist an die „einfache“ angeschlossen. Das Einmaleins“ und „Eindurcheins“ der Stellenwerte ist aus dem Lehrstoffe der 1. Klasse ganz ausgeschieden worden; dafür sollen zwei kurze Zusätze beim Rechnen mit Potenzen einen „allgemeinen Einblick in die Bestimmung höherer Stellenwerte und in das Wesen des Positionssystems überhaupt“ gewähren. Die Beispiele sind fast durchwegs teils vermehrt, teils im Sinne der neuen Lehrpläne umgeändert worden. Ausgeschieden wurden dagegen die zu weit gehenden „Vorübungen für das Rechnen mit gemeinen Brüchen“ (Brüche mit den schwerfälligen Nennern 7, 11, 13; 12, 16, 18, 20, 24; 15, 25), kompliziertere Aufgaben mit algebraischen Ausdrücken (1 Multiplikation und 10 Divisionen), die Quadrat- und Kubikwurzeln aus algebraischen Ausdrücken. Wesentlich gekürzt wurde auch das „Rechnen mit allgemeinen Brüchen — ganz im Sinne der Lehrpläne, welche in der 3. Klasse nur mehr „Anfänge

der Buchstabenrechnung" verlangen. Statt der 3 einfachen Figuren der alten Auflage sind jetzt 15 solche zur Veranschaulichung und graphischen Darstellung der vier Rechnungsoperationen an Strecken und Flächen aufgenommen.

Zu diesen, durch die ausdrücklichen Forderungen der neuen Lehrpläne mehr oder weniger von selbst gegebenen, schon äußerlich bemerkbaren Änderungen der Neuauflage, die die Auswahl, das Quantum und die Anordnung des Lehrstoffes betreffen, kommt noch eine Reihe von qualitativen, die Behandlungsart des Stoffes betreffenden Neuerungen, mit denen der Verfasser den Geist der neuen Lehrpläne zu verwirklichen bestrebt ist.

Dahin gehört vor allem das Ausgehen von konkreten Beispielen mit einfachen Zahlen zur Gewinnung der Einsicht in das Wesen und die Gesetze der Operationen an Stelle der bisherigen nackten Zahlenbeispiele und der daraus abstrahierten, regelrechten Definitionen und Lehrsätze. Das Wort „Lehrsatz" ist überhaupt aus der besonderen Arithmetik ganz verschwunden. Die Multiplikation mit einer Dezimalzahl und später mit einem gemeinen Bruche hat jetzt durch ein konkretes Beispiel Fleisch und Blut bekommen. Die Division durch eine Dezimalzahl wurde durch die Transformationslizenz an Dividend und Divisor vereinfacht; beide sind vom „Einmaleins" und „Einsdurcheins" der Stellenwerte unabhängig gemacht worden („Anpassung an die jeweilige geistige Entwicklung der Schüler" !). Die überflüssigen Termini „Reduzieren" und „Resolvieren" wurden fallen gelassen (Warum nicht die ebenso leicht entbehrlichen „invers" proportioniert und „aliquoter" Teil ?).

Die Einführung relativer Zahlen geht nun erfreulicherweise von den relativen Größen mit konkreten Zahlenbeispielen aus. Damit hat sich H. nach der Ansicht des Ref. von einer pädagogischen Irrlehre losgesagt, die kein Geringerer als der Verfasser der Instruktionen vom Jahre 1884 gepredigt hat, wenn er S. 481 sagt: „Der Begriff der entgegengesetzten Zahlen ist nicht aus der Existenz entgegengesetzter Größen zu entwickeln, sondern es sind die negativen Zahlen als Differenzen zwischen den entsprechenden positiven Zahlen und dem Minuenden Null zu definieren und dann durch graphische Darstellung in der erweiterten Zahlenlinie anschaulich zu machen". Auch die Instruktionen von 1899 und 1900 huldigen noch dieser Ansicht und empfehlen übereinstimmend, wenn auch in einer weniger kategorischen Form, den bisherigen Lehrvorgang: „Nachdem man den Begriff der negativen Zahl als eine Differenz mit dem Minuenden Null, also als eine Menge von Einheiten entwickelt hat, welcher die Forderung der Subtraktion anhaftet, wird man auf den Gegensatz im Charakter der positiven und negativen Zahlen hinweisen und den Schülern geläufige Größenbeziehungen namhaft machen". Erst die neuen Lehrpläne verlangen „negative Zahlen in einfachsten und ungekünstelten Anwendungen (Thermometer- und Höhenskala,

Wasserstände, Zahlenlinie)". Das Schlagwort „Leben in die Schule!" mußte erst geprägt werden, bis man auch bei der Einführung der relativen Zahlen den *öden Formalismus der nackten abstrakten Zahlen*, für den die Schüler der 3. Klasse weder Bedürfnis noch Verständnis haben, fallen gelassen und von den lebenswahren *entgegengesetzten Größen*, denen sie schon allerwärts begegnet sind, ausgegangen ist. Das hindert nicht, nachträglich die negativen Zahlen als Differenzen aufzufassen, um daraus die Erklärung der Multiplikation mit negativem Multiplikator, den einzigen Fall, wo der Formalismus nicht zu umgehen ist, zu gewinnen. Ref. würde es tatsächlich vorziehen, diese Erklärung aus der Permanenz des Distributionsgesetzes herzuleiten, als sie auf die dem Schüler immerhin recht zufällig erscheinende Tatsache zu stützen, daß das Produkt, so lange es sich um einen Multiplikator $\geqq 0$ handelt, um den Multiplikand abnimmt, wenn der Multiplikator um die Einheit vermindert wird.

Nach dem Vorstehenden kommen in dieser neuen Auflage die Intentionen der neuen Lehrpläne mehrfach in glücklicher Weise zur Geltung. Nur *einen* Gesichtspunkt, unter den die neuen Lehrpläne den mathematischen Unterricht gestellt wissen wollen, hat der Autor auffallenderweise ganz unberücksichtigt gelassen, d. i. *das Heranziehen der Schüler zu funktionalem Denken.* Die Lehrpläne verlangen: „Erfassen funktioneller Beziehungen, *anfänglich bei allen besonderen Gelegenheiten* innerhalb des mathematischen Unterrichtes". Daß solche Gelegenheiten schon auf der Unterstufe reichlich geboten sind, steht außer Zweifel. Es sei diesbezüglich hingewiesen auf die Abhängigkeit der Resultate in den vier Operationen vor den Argumenten, insbesondere auf die Variabilität des Wertes eines Bruches, die allgemeine Proportionalität der Größen, die expliziten und impliziten Funktionen in allen Formeln (der Geometrie, der Zinsenrechnung) und den literalen Bestimmungsgleichungen überhaupt. Beispiele aus den verschiedenen Anwendungsgebieten mit daran sich schließenden naheliegenden Verstandesfragen schulen hier den Geist besser als die Lösung ganzer Paragraphe von Aufgaben.

Beistimmen muß Ref. dem Verfasser, wenn er die *bisherige Ordnung beim Rechnen mit Dezimalzahlen beibehielt,* d. h. es unmittelbar an das Rechnen mit ganzen Zahlen anschließt, im Gegensatz zu anderen Autoren, welche aus der Reihenfolge bei der Aufzählung der durchzunehmenden Materien in den neuen Lehrplänen schließen zu müssen glaubten, daß das Rechnen mit ganzen Zahlen von dem mit Dezimalzahlen zu trennen sei.

Für eine Neubearbeitung möchte Ref. dem Verfasser noch einige Bedenken zur Erwägung anheim stellen.

Er glaubt, daß in dem Lehrbuche noch immer ein gutes Stück des alten Formalismus, der seinen Grund in dem im allgemeinen berechtigten Streben nach strenger Wissenschaftlichkeit und daher

insbesondere auch nach Konsequenz und Vollständigkeit hatte, für diese Stufe entbehrlich wäre und daher ausgeschieden werden sollte. Dahin rechnet Ref. einige durch Sperrschrift hervorgehobene, formalsteife Erklärungen und Lehrsätze: „Die Differenz zweier gleicher Zahlen ist gleich Null“; „Ist in der Summe zweier Zahlen der eine Summand Null, so ist die Summe gleich dem anderen Summanden“; „Die Multiplikation mit 1 ändert den Multiplikator nicht“; „Die Multiplikation mit Null gibt Null“; „Jede Zahl gibt durch 1 dividiert sich selbst zum Quotienten“; „Null gibt durch jede von Null verschiedene Zahl dividiert Null zum Quotienten“; „Durch Null darf nicht dividiert werden“. Ferner die Lehrsätze über das Addieren und Subtrahieren gleichnamiger Ausdrücke. Selbst die Lehrsätze über das Multiplizieren und Dividieren von Potenzen mit gleicher Basis vollziehen die Schüler erfahrungsgemäß nach gründlicher Erfassung des Wesens der Potenz instinktiv sicherer als auf Grund der auswendig gelernten Regel. Jedenfalls würden sie in allen aufgezählten Fällen die Antwort auf die vom Lehrer oder dem Buche gestellten Fragen mit so großem Nutzen selbst „erarbeiten“, daß ihre Kodifizierung als Lehrsätze im Lehrbuche überflüssig sein dürfte.

Die zur Veranschaulichung von neuen Begriffen und zur Gewinnung unmittelbarer Einsicht in neue Rechnungsverfahren aufgenommenen Beispiele sind nicht alle gleich glücklich gewählt und nicht durchwegs in ausreichender Zahl vorhanden. So wären für die Beispiele über die Konstanz der Differenz (S. 15) und des Quotienten (S. 27) leicht geeignetere zu finden. (Warum wird das Erweitern der Brüche nicht auf letztere zurückgeführt?)

Die Veränderlichkeit und Abhängigkeit der Größen wird nur aus einem einzigen Beispiele abstrahiert und dann sogleich auf die direkte und verkehrte Proportionalität übergegangen. Hier hält es Ref. für unerläßlich, aus möglichst vielen Beispielen des täglichen Lebens frageweise der Reihe nach die Begriffe: Veränderlichkeit, Abhängigkeit, Sinn und Grad der Änderung der unabhängigen und abhängigen Veränderlichen zu klären, um dann beim wichtigsten Fall funktionaler Beziehung — den Größenarten mit gleichem Grad, bei demselben oder entgegengesetzten Sinn der Änderung — stehen zu bleiben. Über zusammengesetzte Regeldetri enthält das Buch nur ein einziges paradigmatisches Beispiel und eine Aufgabe (auch in den Wiederholungsaufgaben findet sich kein Beispiel!).

Bei der Einführung der unvollständigen Zahlen wird nur ein Beispiel einer Längenmessung angeführt und darauf sogleich allgemein behauptet: „Alle Maßzahlen sind ungenau“. Konkrete Beispiele von Winkel- und Temperaturablesungen, von Wägungen, Zeitbestimmungen wären sehr erwünscht. Das dem Schüler zuerst in der Arithmetik begegnende Beispiel einer unvollständigen Zahl bei der „nicht aufgehenden“ Division wird nicht erwähnt (daß

der Verfasser den in das Leben tief eindringenden und durch zahlreiche Analoga zu belebende Begriff des „Grades der Genauigkeit" in dieser Auflage fallen gelassen, muß Ref. bedauern).

Das Verfahren der abgekürzten Division wird zuerst an einem nackten Zahlenbeispiele entwickelt; die Addition und Subtraktion relativer Zahlen könnte auch zuerst an relativen (konkreten) Größen versucht werden.

Sonst kommen noch einzelne, teils rein formalistische Beispiele mit zu umständlichen numerischen Werten, teils lebensfremde Aufgaben vor, die zu eliminieren wären. Von ersterer Art sind beim Bruchrechnen S. 56, Nr. 5 (a und b) und 8 (a, b, c, d), S. 57, Nr. 3 (a und b); S. 63, Nr. 22. Nicht dem Leben entnommen sind die Aufgaben S. 31, Nr. 21; S. 36, Nr. 29; S. 57, Nr. 10; S. 58, Nr. 10, 11, 12 und 13; S. 59, Nr. 8; S. 62, Nr. 20. Überhaupt ersieht man aus der ganzen Aufgabensammlung, wie beschränkt heutzutage, nachdem überall die dezimal geteilten Maßsysteme in Anwendung gekommen sind, das Anwendungsgebiet des Rechnens mit gemeinen Brüchen ist. Will man mit dem wirklichen Leben gleichen Schritt halten, so müssen die rein formalen Beispiele des Bruchrechnens aus den Lehrbüchern verschwinden.

Für die Dreistufigkeit in der Lehre von den Gleichungen kann sich Ref. nicht aussprechen. Das Wenige, was davon nach den neuen Lehrplänen in der dritten Klasse genommen werden soll, kann doch leicht in einem Zuge gelehrt werden. Ja es wäre sogar die Frage diskutierbar, ob nicht auf dieser Stufe die systematische Behandlung der Gleichungen ganz entfallen und nach dem gelegentlichen Bedarfe in der Geometrie vom Lehrer allein durch unmittelbare Schlüsse aus dem Begriffe der Operationen ersetzt werden könnte. Moćnik-Zahradniček und Suppantschitsch haben tatsächlich die Vorschrift der Lehrpläne — „einfachste Bestimmungsgleichungen, so weit die planimetrischen und stereometrischen Rechnungen dieser Klasse auf sie führen" — so aufgefaßt und in dem Lehrstoff für die 3. Klasse von den Gleichungen nichts aufgenommen.

Der Rückblick auf das dekadische Zahlensystem gelegentlich der Multiplikation und Division von allgemeinen Potenzen mit gleicher Basis wird von den Lehrplänen an Stelle des „Einmaleins" und „Einsdurcheins" der Stellenwerte in der 1. Klasse empfohlen und dürfte allgemeine Zustimmung finden. Doch wäre ein solcher — nach dem Vorgange von Jacob und Suppantschitsch — auch schon früher, bei der Multiplikation und Division der Brüche angezeigt, weil beim abgekürzten Rechnen mit Dezimalzahlen Stellenwertsbestimmungen unerläßlich sind und die Wesensgleichheit der gemeinen und Dezimalbrüche überhaupt schärfer betont werden sollte. Auch würde es sich empfehlen, den Unterschied zwischen Rechnen mit unvollständigen Zahlen überhaupt (mit erreichbarer Genauigkeit) und dem absichtlich abgekürzten Rechnen mit voll-

ständigen und unvollständigen Zahlen (s. Močnik - Zabradniček, Jacob und Suppantschitsch) hervorzuheben.

Von sachlichen oder formalen Versehen, von sprachlichen oder Druckfehlern ist das Buch fast ganz frei. In § 71 (Anwendung von Buchstaben beim Rechnen) werden unterschieden: Buchstaben zur Bezeichnung z. B. von dekadischen Einheiten, den Unbekannten in Regeldetriaufgaben, der Ludolfschen Zahl und Buchstaben in Formeln. Nun ist aber z. B. $Z \times H = T$ auch eine Formel; anderseits sind dem Schüler schon die Formeln $f = \pi r^2$ $p = \pi d$ bekannt!

In demselben Paragraphen heißt es: „Mit Buchstaben kann man ebenso rechnen wie mit den Zahlen. Man nennt die Buchstaben ebenfalls Zahlen, und zwar allgemeine Zahlen. Im Gegensatze dazu nennt man die mit Ziffern bezeichneten Zahlen besondere Zahlen". Hierin sind die Begriffe Zahl und Zahlzeichen konfundiert. Schwerfällig wird die schriftliche Subtraktion eingeleitet (§ 16). Die Erklärungen von Teilung und Messung (§ 20) entsprechen nicht dem tatsächlichen Vorgehen beim Teilen und Messen. Welcher Knabe von 10 Jahren wird auch 12 Äpfel als ein Produkt auffassen! Eine Zahl Äpfel zu „messen" widerspricht seinem Sprachgebrauche. Die Termini „Summanden" (Addenden, Posten) und „Faktoren" sind erst nach dem Vertauschungsgesetz berechtigt. Warum bekommen denn, fragt der Schüler, dessen funktionales Gewissen sich hier schon regt, bei der Subtraktion und Division die beiden Zahlen nicht auch einen gemeinsamen Namen?

Ref. sucht vergebens nach einem Grunde, warum der Verfasser die bisherigen, so handsamen und eine Verwechslung ausschließenden Bezeichnungen *E, Z, H, T, Zt, Ht, M, Zm, Hm*... und *z, h, t, zt, ht, m, zm* durch die schwerfälligeren 𝔈, ℨ, ℌ, 𝔗, ℨ𝔗, ℌ𝔗, 𝔐, ℨ𝔐, ℌ𝔐 und 𝔷, 𝔥, 𝔱, 𝔷𝔱, 𝔥𝔱, 𝔪, 𝔷𝔪, 𝔥𝔪..., die überdies bei einigem Mangel an Sorgfalt auch zu Verwechslungen (𝔗 — 𝔱, ℨ — 𝔷) Anlaß geben, ersetzt hat.

S. 69, Z. 6 v. o. soll es statt „Größen" besser „Größenarten" heißen; S. 89, Z. 16 v. u. l. Divisor st. Dividend; S. 98, Z. 9 v. u. l. Quecksilberfadens st. Quecksilbferadens.

Ref. glaubte dem vorliegenden Buche bei seiner großen Verbreitung und der gänzlichen Umarbeitung eine eingehende Besprechung schuldig zu sein. Nach dem Gesagten wird die Neuauflage des schon lange ob seiner sachlichen und formalen Vorzüge gleich geschätzten Lehr- und Übungsbuches dem beliebten Verfasser, der sowohl die Bedürfnisse der Mittelschule aus eigener Erfahrung kennt als auch den Gegenstand von hoher Warte aus überblickt, nicht nur die alten Freunde erhalten, sondern ihm auch neue zuführen, da es den modernen Forderungen der Lehrpläne in anerkennenswerter Weise Rechnung getragen hat.

Bozen. Dr. Alois Lechthaler.

Meteorologische Optik von J. M. Pernter, weil. Professor an der k. k. Universität und Direktor der k. k. Zentralanstalt für Meteorologie und Geodynamik. 4. Abschnitt von Felix M. Exner, Privatdozent an der Wiener Universität und Sekretär der k. k. Zentralanstalt für Meteorologie und Geodynamik. Mit zahlreichen Textfiguren. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller 1910.

Der vierte und letzte Abschnitt des trefflichen Werkes über meteorologische Optik konnte nicht mehr von dem schwer leidenden Prof. Pernter bearbeitet werden, sondern es mußte diese Arbeit dessen Schüler Felix Exner überlassen werden. Der genannte Abschnitt erscheint in sich ziemlich abgeschlossen; er behandelt jene Erscheinungen, welche durch die stets in der Atmosphäre vorhandenen sehr kleinen Teilchen jeder Art bewirkt werden, also die Phänomene, in denen die Atmosphäre als trübes Medium betrachtet wird.

Zunächst wendet sich der Verf. den Erscheinungen der blauen Farbe des Himmels zu und behandelt die älteren und neuesten Theorien derselben in umsichtiger Weise. In besonders eingehender Art wird die mathematische Theorie der Lichtzerstreuung in trüben Medien, wie sie von Lord Rayleigh aufgestellt wurde, erörtert und auf die genannten Erscheinungen angewendet. Die von Rayleigh gegebene mathematische Theorie auf elektromagnetischer Grundlage liefert nicht nur die Erklärung der Farbe, sondern auch jene der Polarisation und Auslöschung oder Vernichtung des Himmelslichtes. Die Messungen stimmen im allgemeinen mit den Ergebnissen der Rechnung überein; die Ursachen der Abweichungen der Beobachtung von der Theorie werden vom Verf. eingehend erläutert.

Die Prüfung der Rayleighschen Theorie wurde in sehr ausgedehntem Maße an den Polarisationserscheinungen durchgeführt, besonders aus dem Grunde, weil diese Erscheinungen leichter zu beobachten sind als die Zusammensetzung der Farben.

Im zweiten Kapitel wird eingehend die Polarisation des Himmelslichtes besprochen, wobei in erster Linie der Entdeckungen von Arago, Babinet und Brewster gedacht wird. Seit diesen Entdeckungen sind nur jene Tatsachen hervorzuheben, die sich auf die spektrale Polarisation und auf die Drehung der Polarisationsebene durch den Erdmagnetismus beziehen. Es werden auch jene Apparate beschrieben, welche beim Studium der erwähnten Polarisationserscheinungen verwendet wurden. Die Theorie von Soret wird im folgenden besprochen; es liegt ihr die Anschauung zugrunde, daß sich die Vorgänge so abspielen, als wenn die kleinen Partikelchen des trüben Mediums unter der Einwirkung des einfallenden Lichtes Zentren einer schwingenden Bewegung würden, welche identisch ist mit den Ätherschwingungen der einfallenden Welle. Aus dieser Theorie ergibt sich auch die Erörterung der neutralen Punkte. Weitere Erörterungen beziehen sich auf die Erscheinungen der Polarisation im Schatten, auf abnormale Polari-

sationserscheinungen. Weiters wird die Theorie von Rayleigh für größere Partikel erweitert und auf die Experimente mit trüben Medien verwiesen. Schließlich wird auf Polarisationsstörungen aufmerksam gemacht.

Im dritten Kapitel behandelt der Verf. die Schwächung des Lichtes in der Atmosphäre und die allgemeine Tageshelle und befolgt auch in diesem Abschnitte den Grundsatz, die historische Aufeinanderfolge der Beobachtungen und die Entwicklung der theoretischen Forschung auf diesem Gebiete darzustellen.

Das vierte Kapitel umfaßt die Lehre von den Dämmerungserscheinungen. Es werden sehr zutreffende Beschreibungen derselben gegeben, dann aber auch auf die Dämmerungserscheinungen in der Störungsperiode 1883—1886 eingegangen; diese unterscheiden sich nur durch die Intensität ihres Auftretens von den normalen Erscheinungen der Dämmerung.

Von besonderem Interesse sind die im Buche enthaltenen Erörterungen über das Alpenglühen. Was die theoretische Behandlung der Dämmerungserscheinungen betrifft, so ist wohl anzunehmen, daß die Ursache derselben in zwei Vorgängen zu suchen ist: in der Beugung der Lichtstrahlen an den größeren in der Atmosphäre verteilten Teilchen, unter denen die Kondensationsprodukte des Wassers wahrscheinlich die Hauptrolle spielen, einerseits, in der Zerstreuung des Lichtes an den kleinsten Teilchen im Sinne der von Rayleigh aufgestellten Theorie anderseits.

Unter anderem wird auch der experimentellen Darstellung von Dämmerungsfarben gedacht, wie sie von Kiessling und Batelli durchgeführt wurde. Aus diesen Versuchen ging auch hervor, daß die außerordentlichen Dämmerungserscheinungen während der Störungsperioden der Lichtbeugung in sehr homogenen Hochnebelschichten zugeschrieben werden müssen, die sonst im allgemeinen nicht vorhanden sind.

Zum Schlusse wird noch der Erscheinung des „grünen Strahles" gedacht, dessen theoretische Erklärung noch ausständig ist.

Das nunmehr vollständige Buch über meteorologische Optik ist eine Zusammenfassung dessen, was auf dem Gebiete dieser Wissenschaft an Forschungsarbeiten, in der physikalischen Literatur der Kulturnationen zerstreut, vorliegt. Es sei auf dieses Werk, das eine oft gefühlte Lücke in der physikalischen Literatur auszufüllen berufen ist, besonders aufmerksam gemacht.

Wien. Dr. I. G. Wallentin.

Wilhelm **Ostwald**, Einführung in die Chemie. Ein Lehrbuch für höhere Lehranstalten und zum Selbstunterricht. Mit 74 Abbildungen. Stuttgart 1910, Franckhsche Verlagshandlung. 238 SS. 8°.

. Verf. hat in diesem Werke die gleichen Grundsätze, die in seiner „Schule der Chemie“ zur Geltung kommen, „auf die Abfassung eines unmittelbar den Forderungen der deutschen Schule angepaßten Lehrbuches“ angewendet. Er versichert, daß er sich „ehrlich Mühe gegeben, die Summe seiner Unterrichtserfahrungen in eine möglichst anspruchslose und gleichzeitig zweckmäßige Form zu bringen“ und versucht in dem Buche, „eine praktische Anleitung zum wissenschaftlichen Denken in elementarer Form aus dem chemischen Unterricht zu gewinnen“.

Interessant ist das Geständnis des Verf.: „Mir war es, wenn auch nicht unerwartet, doch noch überraschend, in welch weitem Maße der strenge Aufbau der chemischen Kenntnisse einerseits und mit den Forderungen einer rationellen Pädagogik anderseits übereinstimmt“.

Von Versuchen wurden nur solche angegeben, „welche unmittelbar einer wissenschaftlichen Verwertung zugänglich sind und dieses Ergebnis mit den denkbar einfachsten Mitteln zu erreichen gestatten“. Weil die Beschreibung der Versuche kurz gefaßt werden mußte, „ist der größte Wert darauf gelegt worden, daß die reichlich beigebrachten Abbildungen eine Anleitung zur wirklichen Ausführung der Experimente enthalten und über viele Einzelheiten Auskunft geben, die im Texte nicht ausdrücklich erwähnt worden sind.

Es muß erwähnt werden, daß auch etwas Mineralogie betrieben wird.

Sehr erwünscht wäre dem Ref. eine Angabe des Herrn Verf. gewesen, für welches beiläufige Alter der Schüler er sein Buch berechnet hat. Das hätte die Besprechung für ihn noch anziehender gestaltet, als dies das Buch eines berühmten Verf. an sich zu tun vermag. Der Druck ist leider sehr klein, weit unter das Maß herabgehend, das für unsere Schulbücher gefordert wird.

Es werden in 13 Kapiteln besprochen: Stoff und Gemenge, Umwandlungen der Formarten, Lösungen (diese drei Abschnitte umfassen ca. 60 Seiten!), Chemische Vorgänge, Sauerstoff und Wasserstoff, Halogene und Salze, Schwefel und Erdalkalimetalle, Stickstoff und Verwandtes, Kohlenstoff, Erdrinde, Schwermetalle, der Eisen- und jene der Kupfergruppe, Zinn, Gold und Platin.

Das Buch zeigt leider auf Schritt und Tritt die Folgen f l ü c h t i g e r Arbeit. So heißt es S. 9, 1. A.: „Das Gewicht von 1 ccm des Stoffes, in Gramm gerechnet, heißt seine D i c h t e“.

S. 13, A. 1: „Man findet immer, daß bei jedem Stück Blei d a s G e w i c h t 11·3 m a l m e h r b e t r ä g t a l s d e r R a u m“. S. 14, A. 4: „Mengt man sie (2 Stoffe) in g l e i c h e n V e r h ä l t n i s s e n, so erhält man g l e i c h a r t i g e G e m e n g e“. S. 19, A. 2: „Flüssiges Eisen (welche Sorte?) erstarrt bei etwa 1300°... flüs-

siger Weingeist erst bei den niedrigsten (positive Angabe!) Temperaturen, welche man erreichen kann". S. 20, A. 3: „...ebensowenig, wie man das Leuchtgas sehen kann, das aus einem geöffneten Gashahn ausströmt, wenn man es nicht entzündet". (Sieht man dann Leuchtgas?) S. 21, A. 3: „...nehmen fast immer mehr oder weniger regelmäßige Gestalten an, welche Kristalle heißen". NB. Soll das eine Definition eines Kristalles sein? S. 22, A. 1: „Wismut gibt rechtwinkelige Stufen". „Krumme Flächen kommen (an Kristallen) nicht vor." (NB. Hoho!!...) „Mißt man die Winkel dieser Flächen, so stellt sich heraus.. " S. 23, A. 1: „Wenn man einen Kristall zerschlägt, so bilden sich gewöhnlich wieder ebene Trennungsflächen, welche in der Richtung liegen, wie die Kristallflächen, die Spaltflächen". (NB. Das ist nicht immer zutreffend!) „Zerschlägt man aber ein Stück Glas, so entstehen rundliche (!!) Flächen und nicht Ebenen"... „Die gleiche Eigenschaft haben die meisten (welche nicht?) amorphe Körper." (NB. Das sieht aus, als ob nicht auch Kristalle „Mangel an Spaltbarkeit" haben könnten!) S. 31, A. 1: „Denn ein Gas innerhalb eines anderen ist nicht sichtbar". (NB. Wie ist es mit Chlor „innerhalb" von Wasserstoff oder Kohlendioxyd?) S. 31, A. 3: „Man kann sich überzeugen, daß der Dampf dieses Metalls (Hg) durchsichtig und farblos ist, wie andere Dämpfe auch". (NB. Ist die „Farblosigkeit" etwa eine Eigenschaft der Dämpfe?!) S. 83, A. 1: „Man nennt diese Zahlen die Verbindungsgewichte der betreffenden Elemente und diese stellen also die relativen Gewichtsmengen dar, welche sich mit 16 Gewichtsmengen Sauerstoff zu bestimmten chemischen Verbindungen vereinigen". „Die Verbindungsgewichte", heißt es S. 85, A. 2, „können daher als die relativen Gewichte der Atome aufgefaßt werden. Sie haben daher vor jeher den Namen der Atomgewichte erhalten". (NB. Das ist stark! Welche Gewichtsmenge Wasserstoff verbindet sich denn mit 16 Gewichtsteilen Sauerstoff? Und jetzt vergleiche man mit diesem Ausspruche des Verf. die auf S. 86 gegebene Tabelle der Verbindungsgewichte der wichtigsten Elemente: Da findet man für Wasserstoff 1·01, für Schwefel 31·07, für Phosphor 31, für Kiesel 28·3 Gewichtsteile verzeichnet, die sich mit 16 Gewichtsteilen Sauerstoff verbinden sollen!) So geht es durch das ganze Buch hindurch fort!

Was den kristallographischen Teil betrifft, so wäre es jedenfalls besser, von Symmetrieebenen zu sprechen; die Symmetrieachsen hervorzusuchen, ist jedenfalls nicht im Interesse der Schüler!

Auch in sprachlicher Hinsicht hätte der Herr Verf. emsig feilen sollen! Nur einige Beispiele: S. 3, A. 3: „Welche Arte Eigenschaften gibt es?" S. 22, A. 1: „Eigenschaften, welche bei jedem Stoffe besonders sind". S. 23, A. 2: „...beim Schmelzpunkt geht der feste Stoff.... in eine Flüssigkeit über

und umgekehrt". Nachdem erwähnt wurde, daß das Thermometer in einem Gemisch von Eis und Wasser unter allen Umständen 0^0 zeigt, heißt es S. 24, A. 2: „Dies beweist, daß hier wieder ein Naturgesetz in Geltung steht und Anwendung gefunden hat". S. 30, A. 2: „Das Wismut schmilzt sehr leicht, während die Fangart fest bleibt, und fließt von dieser ab, während letztere in den Röhren liegen bleibt". S. 31, l. A.: „Lange Zeit gab es einige Gase, z. B. auch die uns umgebende Luft, die man nicht flüssig machen könnte" usw. usw.

Wien. Joh. A. Kail.

Leitfaden für den biologischen Unterricht in den oberen Klassen der höheren Lehranstalten. Von Dr. W. Heering, Oberlehrer an der Oberrealschule in Altona. Mit 206 Abbildungen. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1908. XI u. 319 SS. 8°. Preis 4 Mk.

Schon die eigentümliche Anordnung des Lehrstoffes erweckt Interesse. Die Einleitung bringt eine kurze Darstellung der Entwicklung der Zellenlehre und eine Andeutung über die Aufgaben der Biologie. — Im ersten, gewissermaßen einführenden Kapitel werden die „Einzelligen und ihr Leben" behandelt. Das zweite Kapitel bringt dann erst die „Fundamentaleigenschaften der Zelle", es liegt also in dieser Scheidung eine neuartige didaktische Form. Von den Einzelligen werden die Amöben, die Foraminiferen, Radiolarien, Flagellaten und Infusorien als tierische Vertreter, die Diatomazeen, Desmidiazeen und Bakterien als Glieder des Pflanzenreiches besprochen. Der Begriff „Zelle" und „Individuum" wird an den Amöben erörtert. Wie schwierig eine schulgerechte Darlegung dieser Begriffsverhältnisse ist, zeigt der hier angeführte Satz auf S. 5, der wohl erst durch das Wort des Lehrers dem Verständnisse des Schülers nahegebracht werden kann: „Eine Zelle, die schlechthin als Zelle existiert, ist noch nicht beobachtet, sondern jede als Individuum vorkommende Zelle ist bereits mit spezifischen Eigenschaften ausgestattet". Dazu wäre zu bemerken, daß auch die Sporen und einzellige Pollenkörner mit spezifischen Eigenschaften ausgestattet sind, obwohl sie nicht als selbständige Individuen gelten. An den Amöben werden die Lebensbegriffe oder, wenn ich so sagen darf, die Lebensbestandteile in anziehender Weise klargelegt. Bewegung und Ernährung mittels der Pseudopodien, Wachstum und Vermehrung, Einrichtung von Schutzmitteln, alles das wird in ansprechender Form mitgeteilt. Im Anschlusse daran gibt ein Absatz über die Grenzen zwischen Tier- und Pflanzenreich einen guten Aufschluß. Ein praktisch wichtiger Abschnitt behandelt die Bedeutung der Einzelligen für die gesamte organische Welt und besonders für den Menschen, also insbesondere die Bedeutung der pathogenen Bakterien, der Sporozoen, Trypanosomen

und Dysenterie-Amöben. Auch das Plankton und die Aufgabe, die diese Lebensformen bei dem Aufbau der Erdrinde zu erfüllen haben (Foraminiferen, Diatomeen), finden kurze Erwähnung. Damit schließt das erste Kapitel.

Ich habe über dieses aus dem Grunde ausführlicher berichtet, um zu zeigen, in welcher eigenartigen extensiven Weise der Verf. seine Aufgabe zu lösen versuchte.

Im zweiten Kapitel, das den Fundamentaleigenschaften der Zelle gewidmet ist, werden die Bestandteile der Zelle (das Protoplasma, der Zellkern usw.) und die Lebenserscheinungen der Zelle behandelt. Auch des Ultramikroskops wird Erwähnung getan; die Konstitutionsformeln für das Chlorophyllderivat, das Phylloporphyrin und für das Hämatoporphyrin sind vielleicht für Realschüler, nicht aber für Gymnasiasten verständlich; um den Schülern davon nur eine beiläufige Vorstellung zu geben, müßte der Lehrer einen kleinen Kursus über den Benzolring, bezw. über den Chemismus der aromatischen Reihe halten. Auf S. 38 nimmt der Verf. Stellung zum Vitalismus. „Früher nahm man an, daß es eine Lebenskraft gebe“ .... „Von einer besonderen Lebenskraft kann nicht die Rede sein.“ Bekanntlich sind gegenwärtig wieder Verfechter eines Neovitalismus aufgestanden, an deren Spitze Reinke steht; das Lehrbuch verhält sich dagegen gänzlich abweisend und ein sehr hübscher Satz (auf derselben Seite) enthält auch eine Art Begründung: „Was die sinnlich wahrnehmbaren Erscheinungen des Lebens betrifft, so erfolgen sie alle zweifellos nach den für die anorganische Natur geltenden Gesetzen“.

Das dritte Kapitel, das den Aufbau der vielzelligen Pflanzen und ihre Lebenserscheinungen im allgemeinen behandelt, bringt morphologische und anatomische Verhältnisse in ihren Beziehungen zur Physiologie; die Gewebesysteme der höheren Pflanzen sind noch nach der alten Sachsschen Methode in Hautgewebe, Gefäßbündel- und Grundgewebesysteme geschieden. Ob es nicht angezeigt gewesen wäre, sich mehr an die Schwendener-Haberlandtsche Gruppierung zu halten, zumal diese viel mehr der biologischen Auffassung der Gewebefunktionen gerecht wird, als die auf Lokalisation und Entwicklungsgeschichte fußende Einteilung von Sachs, bedarf m. E. noch einer gründlichen Überlegung.

Das vierte und fünfte Kapitel sind noch den Pflanzen allein gewidmet; sie behandeln den Einfluß der physikalsch-chemischen Bedingungen des Standortes auf den Bau der Pflanzen und das Zusammenleben der Pflanzen. Im sechsten Kapitel kommen die Wechselbeziehungen zwischen Pflanzen und Tieren zur Sprache; im siebenten der Aufbau der vielzelligen Tiere und ihre Lebenserscheinungen[1]); im achten Bau und Lebensweise der Tiere in ihrer Ab-

[1]) Eine Bemerkung zum Absatz „Freie Zellen“, S. 152: „Die Hohlräume des Körpers sind mit Flüssigkeiten erfüllt, welche im Dienste der

hängigkeit von den chemisch-physikalischen Bedingungen; das neunte Kapitel bringt die „Lebensreiche der Erde" zur Anschauung; das zehnte ist dem Menschen gewidmet: das elfte enthält eine Zusammenfassung der Lebensprozesse als „Kreislauf des Stoffes und die Kontinuität der lebendigen Substanz"; das zwölfte Kap. endlich bringt die Beziehungen, die zwischen den Lebewesen und der Außenwelt obwalten, zum Ausdruck, die Fähigkeit der Perzeption äußerer Reize bei Pflanzen und Tieren und das Geistesleben des Menschen.

Besonders wertvoll erscheint mir das zehnte Kapitel. In diesem erfährt der Schüler einiges über den prähistorischen Menschen, über Steinzeit, über Pfahlbauten, Bronzezeitalter und über einige Grundsätze der Anthropologie, also über Geschehnisse, von denen unsere Schüler nach den offiziellen Lehrplänen bisher nichts erfahren haben, wenn nicht der Lehrer, z. B. im geologischen Unterricht in der Realschule darüber aus eigenem Antriebe ausführlicher gesprochen hat; den Gymnasialschülern war dies bisher ein gänzlich unbekanntes Wissensgebiet.

Der naturwissenschaftliche Unterricht kann überhaupt nur dann einen ausreichend bildenden Einfluß ausüben, wenn die Einzeldaten, die er in den Gebieten der Zoologie und Botanik gibt, in einen allgemeinen Kursus zusammengefaßt und in ihrer gegenseitigen Abhängigkeit und in ihrer Zusammengehörigkeit dargelegt werden. Leider fehlt es bei uns an Gelegenheit und wohl auch an der Zeit, in der obersten Klasse der höheren Schulen einen solchen zusammenfassenden Unterricht erteilen zu können.

Der vorliegende Leitfaden, der in diesem Sinne geschrieben ist, sei daher aufs wärmste begrüßt; er ist ein vorzüglicher Unterrichtsbehelf, eines der wenigen Schulbücher, die nicht nur inhaltsreich sind, sondern auch geistreich und interessant geschrieben; es läßt auch den Lehrer noch zu Worte kommen, dem es reichlich Andeutungen gibt, wo er, nach Neigung und Berufspflicht, sich ausführlich verbreiten kann; es ist ein wissenschaftlich und didaktisch modernes Buch, das nicht in den ausgefahrenen Geleisen sich bewegt, das die wissenschaftlichen Erkenntnisse in neuer Art und schöner Form wiedergibt, nach jeder Seite hin wohlgelungen.

Den prächtigen Bildern gebührt noch ein besonderes Lob.

Krems. Dr. T. F. Hanausek.

Ernährung stehen." Dieser Satz ist doch zu weitgehend, denn auch die Harnblase ist ein Hohlraum, der Harn steht aber nicht im Dienste der Ernährung. Auch das Folgende bedarf einer Korrektur: Der Blutkuchen entsteht dadurch, daß ein Eiweißkörper, der im Blutplasma gelöst ist, nämlich das Fibrin, gerinnt, sich zu Boden setzt und die Blutkörperchen mit sich reißt.

Georg Worgitzky, Blütengeheimnisse. Eine Blütenbiologie in Einzelbildern; mit 47 Textabbildungen und einer farbigen Tafel. Leipzig und Berlin, Teubner 1910. X und 138 SS. Preis geb. 3 Mk.

Eine populäre Schrift über die Einrichtungen der Blumen als Anpassungsformen zu deren Befruchtung, Schutz gegen Regen und Verdunstung, erläutert an der Hand von 25 Einzelbildern der heimischen Flora, welche nach folgenden Gruppen angeordnet sind: Pollen- und Nektarblumen, Immen- und Falterblumen, Insektenblütler mit besonderen Einrichtungen (Farbenwechsel in der Blüte, Pollenübertragung durch Explosion, durch Schüttelwerk, gespornte Blumen, Blütenvereine), Windblütler.

In der Einleitung werden die Verdienste von Chr. K. Sprengel gebührend hervorgehoben, die Beobachtungen Darwins und der späteren, insbesondere Herm. Müllers erwähnt. Die Sprache ist fließend, mitunter poetisch (s. Hahnenfuß, Veilchen, Roßkastanie, Heidekraut), die Schilderungen recht faßlich gegeben, ohne zu ermüden, entsprechend dem vom Verf. ins Auge gefaßten Ziele: zu versuchen, „einmal dem Fernerstehenden durch den Stachelzaun wissenschaftlicher Benennung und Anordnung hindurch den Zugang zu jener Zauberwelt der Blumen und ihrer leicht beschwingten Gäste zu eröffnen“. Am Schlusse bietet der Abschnitt „aus dem Gesamtleben der Blüten“ eine Zusammenfassung der Ergebnisse der Blütenbiologie und zugleich eine Erklärung der bei den Einzelbeschreibungen vorkommenden Fachausdrücke.

Die Textillustrationen führen schematische Entwürfe des Blütenbaues, die aber eben darum das Wort besser erklären, vor; die Chromotafel als Titelbild von P. Flanderky zeigt ein Getreidefeld vor einem Kiefernwalde, am fernen Horizonte von sanften Hügeln abgeschlossen; im Vordergrunde eine Heckenrose und einige Zweige von Karthäusernelke, vor deren Blüten ein Segelfalter schwebt.

In der Fülle von ähnlichen Werken, welche in den letzten Jahrzehnten vielfach für das Volk veröffentlicht wurden, verdient das vorliegende Buch immerhin Berücksichtigung und namentlich ist sein Preis, angesichts der hübschen Ausstattung, ein sehr geringer, allen zugänglich. — Leider sind einige Druckfehler übersehen worden; auch ist befremdend, daß der Verf. „Braunwurz“ männlichen und „Himmelschlüssel“ sächlichen Geschlechtes angibt. Auch dürfte (S. 47) „Zitronenvogel“ ein Versehen (für Zitronenfalter) sein.

Pola. R. Solla.

Karl Smalian, Leidfaden der Pflanzenkunde für höhere Lehranstalten. I.—V. Teil. Leipzig und Wien, G. Freytag und F. Tempsky 1909—1910. Mit 254 Textfiguren und 49 Farbentafeln. Preise der einzelnen Teile Mk. 1, 1·25, 1·30, 2 und 2·25.

Der vorliegende Leitfaden entspricht dem Lehrbuche des Verfassers „Die Grundzüge der Pflanzenkunde", das vor einigen Jahren in 1. Auflage erschienen ist. Der Stoff ist aber im „Leitfaden" nach Jahreskursen geordnet. Welchen Umfang haben diese? Die Lehraufgabe für die Sexta ist: Beschreibung einfach gebauter Blütenpflanzen und Besprechung der Formen und Teile der Wurzeln, Stengel, Blätter, Blüten, leicht erkennbaren Blütenstände und Früchte; für die Quinta: eingehende Durchnahme der äußeren Organe der Blütenpflanzen im Anschluß an die Beschreibung vorliegender Exemplare und an die Vergleichung verwandter Formen; für die Quarta: vergleichende Beschreibung verwandter Arten und Gattungen von Blütenpflanzen nach vorhandenen Exemplaren und Hinweis auf das Linnésche System nebst Übungen im Bestimmen; für die Untertertia: Beschreibung und Vergleichung von Pflanzen mit verwickeltem Blütenbau, Erweiterung und Vertiefung der morphologischen und biologischen Begriffe, die wichtigsten Familien der Blütenpflanzen, Übersicht über das natürliche System und ebenfalls Übungen im Bestimmen; für die Obertertia: Nadelhölzer, niedere Pflanzen, Überblick über das Pflanzenreich. Damit haben wir den kurzen Inhalt der einzelnen Teile des Leitfadens wiedergegeben.

Über die Darstellungsweise bemerken wir folgendes: Die Pflanze ist für den Verfasser ein lebendiges Ganze. Sie wächst aus ihrem Milieu heraus; Gestalt, Tracht- und Sondereinrichtungen sind als Funktionen ihrer Lebensbedingungen aufgefaßt. Die zweckmäßige Bedeutung eines Körperteiles, das teleologische Prinzip, und die Ursachen seiner Bildung, die kausalen Beziehungen der Lebensbedingungen zum Pflanzenleibe, hält Verf. auseinander. Die Ökologie kommt so recht zur Geltung. Wo es nur anging, wird die Pflanze als etwas Wandelbares, Bildsames dargestellt, die Grundgedanken der Metamorphosenlehre werden klargelegt. Musterhaft sind die Pflanzenvereine geschildert, sachgemäß, naturwahr und stilvoll. Da wurde dem coenobiotischen Unterrichtsprinzipe von Möbius-Junge vollauf Rechnung getragen. Die neuen Vegetationsbilder (Blumenleben auf dem Waldboden im Frühlinge, norddeutsches Torfmoor und norddeutsche Heidelandschaft, Verlandungsgebiet eines Binnensees, Hochalpengebiet, Blumenleben auf der Alpenmatte etc.) sind trefflich ausgeführt. Überall ist das Streben bemerkbar, die Kultur- und Forstgewächse in den Vordergrund treten zu lassen, wobei auf alle in der Praxis wichtigen Momente (Pfropfungen, Erntezeit usw.) eingegangen wird. Das vergleichende Prinzip beherrscht den ganzen Leitfaden. Die Übersichten für Bestimmungsübungen sind an geeigneten Stellen eingefügt, sie machen

keinen Anspruch auf Vollständigkeit und sollen auch eine „Flora" nicht ersetzen. Im Schlußabschnitte des Leitfadens behandelt der Verf. die Geschichte des Pflanzenreiches, die geographische Verbreitung der Pflanzen mit deutschen Floren, Europas hauptsächlichen Pflanzengebieten und den wichtigsten Pflanzenreichen der Erde, die wichtigsten ausländischen Kultur- und Charakterpflanzen. All dies bildet einen guten Abschluß des Werkes. Die vielen prächtigen Farbenbilder wurden von Prof. L. v. Stubenrauch in Mähr.-Schönberg und O. Soltau in Hannover ausgeführt. In der neuen Auflage der „Grundzüge der Pflanzenkunde" dürften sie auch erscheinen.

Ich muß gestehen, daß ich ein besseres Lehrbuch der Pflanzenkunde für höhere Lehranstalten nicht kenne.

Wien. Fr. Matouschek.

Das schwedische Schulturnen. In Form von Tagesübungen von C. H. Liedbeck. Übersetzt von J. A. Selter, unter Mitarbeit von J. H. Jarisch. Mit einer Einführung von Prof. Dr. med. F. A. Schmidt. Mit 290 Abbildungen und 3 Tafeln. Marburg, Elwertsche Verlagsbuchhandlung 1907. Preis geb. Mk. 3·6.

Von dem schwedischen Schulturnen herrschten bis nun bei dem noch immer nicht ausgetragenen Kampfe für und wider die Sache selbst in den maßgebenden Kreisen anerkannter Fachmänner die verworrensten Vorstellungen; denn es fehlte allenthalben an Mitteln und Wegen, in Wesen und Eigenart dieser Übungen einzudringen. Wenigen wie mir war es vergönnt, das schwedische Schulturnen an Ort und Stelle kennen und würdigen zu lernen, und was die meisten bloß vom Hören oder selbst aus den fachlichen Zeitschriften lesend erfuhren, trug wenig bei, sie in dieser so wichtigen Frage körperlicher Erziehung zurechtzuführen. Umso freudiger wird man das Unternehmen begrüßen, das uns die Möglichkeit bietet, in einer guten Übersetzung mit den Tagesübungen des schwedischen Turnens bekannt zu werden. Das Verdienst gebührt den beiden Marburger Turnlehrerinnen Selter und Jarisch. In der vorliegenden Übersetzung machen sie uns mit dem schwedischen Turnen bekannt, wie es in Form von Tagesübungen an der Hand eines förmlichen, von C. H. Liedbeck verfaßten Leitfadens an den Schulen Schwedens betrieben wird.

Vergleicht man nun das Original mit der gebotenen Übersetzung, so wird man bei aller Anerkennung und allem Lobe hinsichtlich der Mühe, welche die Herausgeberinnen auf die Verdeutschung des Buches verwendet haben, doch einige Anmerkungen im Interesse des Verständnisses der Sache nicht leicht vorenthalten dürfen. Daß die Übersetzerin durch keinerlei eigene Zutaten die knappe, sachliche und schmucklose Art des Originals entstellen

wollte, mag immerhin Billigung finden. Auch ich meine, daß sie im allgemeinen recht daran getan hat. In besonderen, schwierigen Fällen aber wäre eine einführende Erklärung wohl notwendig gewesen; kostet es doch nicht geringe Mühe, bei den eigenartigen Bezeichnungen selbst an der Hand der Figuren sich da und dort schnell zurecht zu finden. Auch hinsichtlich der Turnsprache wird man bei allem Streben nach wortgetreuer Wiedergabe des Ausdruckes der getroffenen Wahl des Wortes nicht überall beipflichten. Was sollen beispielsweise Übungsbezeichnungen wie: Grätschstehendes Fersenheben, zehenstehendes Kopfdrehen, gebeugt-grätschstehendes Rumpfbeugen rückwärts, einseitig-gestrecktstehendes Armwechseln, klafterstehendes 2 Armschlagen usw. usw.? Ebenso kann ich es keinesfalls als Vorzug bezeichnen, daß die Figuren, ohne die man die eigenartigen Benennungen der Übungen oft sich kaum denken könnte, nicht, wie es im Original geschah, zwischen dem Text, sondern anhangweise beigegeben wurden, wodurch Überblick und Verständns erschwert werden. Die Abbildungen selbst stehen dem Originale im allgemeinen an Deutlichkeit und Güte nicht nach, was allerdings nicht viel sagen will, da die Bilder der Originalausgabe vieles zu wünschen übrig lassen. Schließlich hätten anstatt der Fremdbezeichnungen wie Frontstellung, Kommandieren, Frontlinie u. dgl., mögen sie auch dem 'Exerzierreglement' entnommen worden sein, ganz gut deutsche Ausdrücke Verwendung finden können.

Nicht unerwähnt darf bleiben, daß dem Buche der bekannte Bonner Turnphysiologe Prof. F. A. Schmidt eine ganz vorzügliche Einführung beigegeben hat, welche der ganzen mühe- und wertvollen Arbeit die eigentliche Weihe verleiht. Auch ich spreche den Wunsch aus, daß dies Büchlein im Interesse unseres Schulturnens die weiteste Verbreitung und Verwertung finden möge, insbesondere bei allen, denen die leibliche Erziehung unserer Jugend anvertraut ist. Das Büchlein wird, wie Schmidt richtig sagt, allen nur reiche Belehrung und Anregung vermitteln.

Volles Lob verdient auch die Verlagsbuchhandlung wegen der überaus schmucken Ausstattung des Büchleins.

Baden-Wien. J. Pawel.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Der Unterricht in der zweiten Landessprache an Gymnasien.

Die Mittelschulenquete, der vor zwei Jahren alle Gebildeten, die nur halbwegs ein Interesse an der Schule hatten, mit gespannter Aufmerksamkeit folgten, hat nebst manchem Unklaren, Widersprechenden, Unmöglichen auch sehr viele, schätzenswerte Anregungen und Vorschläge gebracht, denen zum Teile durch den neuen Lehrplan unserer Mittelschulen Rechnung getragen wurde. Allerdings nur zum Teile. Denn selbst alle vernünftigen Anregungen auszuführen, alles Wünschenswerte einzuführen, war ja, da die Schüler auch nur Menschen mit beschränkten Kräften sind, unmöglich. Eines wurde jedoch vielfach ganz besonders betont und dieser Frage, die noch nicht ganz gelöst ist, muß noch näher getreten werden: Daß die Schule sich mehr den Forderungen des praktischen Lebens anbequemen solle.

Es ist dabei die Frage des Sprachunterrichtes an den Gymnasien einer der umstrittensten Punkte; da man darin nicht einig war, ist die Lösung aufgeschoben, aber gewiß nicht aufgehoben. Während die einen, auf den hohen Bildungswert der klassischen Sprachen hinweisend, diese im Lehrplane absolut nicht missen wollten, wiesen andere auf den praktischen Vorteil der lebenden Sprache vor der toten hin und führten als Argument nicht ganz mit Unrecht an, daß die lateinische Sprache, als man sie in den Lehrplan der Mittelschulen aufnahm, ja auch gewissermaßen eine lebende Sprache war, deren Erlernung praktischen Bedürfnissen entsprach. Besonders die griechische Sprache, die ja aus dem Lehrplane der Gymnasien bereits einiger Länder gestrichen ist, glaubte man bei dieser Gelegenheit eliminieren zu können mit dem Hinweise, daß eine klassische Sprache vielleicht den Anforderungen genüge und man an deren Stelle eine moderne Sprache setzen könne.

Damals griff ich diese Frage auf und versuchte, einen Vorschlag bezüglich des modern-fremdsprachlichen Unterrichtes zu machen. Während bei der Mittelschulenquete es sich hauptsächlich darum drehte, ob eine

und welche der Weltsprachen als den praktischen Bedürfnissen entsprechend in den Lehrplan der Gymnasien aufgenommen werden sollte, glaubte ich wohl nicht mit Unrecht annehmen zu dürfen, daß den praktischen Bedürfnissen bei uns in Österreich, wo so viele Nationen nebeneinander wohnen und sich täglich nicht nur Berührungspunkte, sondern scharfe Konkurrenzkämpfe und bösartige Reibungen infolge wirklicher Unkenntnis oder scheinbaren nicht Verstehenwollens der anderen Sprache ergeben, die Kenntnis einer zweiten Landessprache, wenn man praktische Zwecke vor Augen habe, wichtiger sei als die irgend einer anderen Sprache.

Auf einer Wanderversammlung des Vereines „Deutsche Mittelschule für Nordmähren“ in Neutitschein am 8. Juni 1908 habe ich unter ausführlicher Darlegung aller nationalen Gründe, welche dafür sprechen, die Notwendigkeit der Einführung der zweiten Landessprache an den Mittelschulen erörtert. Es wurde auch die Notwendigkeit allgemein anerkannt und einstimmig der Beschluß gefaßt, den Vereinsausschuß zu beauftragen, die Forderung nach Einführung der zweiten Landessprache bei den maßgebenden Stellen zu erheben. Damit war allerdings kein neuer Gedanke ausgesprochen, vielmehr war damit eine Aktion wieder aufgenommen, welche einige weiter sehende Politiker bereits früher angeregt hatten. Leider waren sie infolge Unverständnisses weiterer Kreise für die Wichtigkeit dieser Frage nicht entsprechend unterstützt worden. Nun schien aber Aussicht vorhanden, daß vielleicht im Rahmen der zu erwartenden Mittelschulreform die Sache doch durchdringen würde. Es kam die Mittelschulreform, beließ aber die beiden klassischen Sprachen am Gymnasium und brachte keine moderne Sprache. Der Stein aber war einmal ins Rollen gebracht und die Frage der zweiten Landessprache interessierte immer weitere Kreise.

So kam es, daß der schlesische Landtag auf eine diesbezügliche Eingabe des Vereines „Deutsche Mittelschule für Nordmähren“ (beschlossen auf der Neutitscheiner Versammlung) mit der Frage der Einführung der zweiten Landessprache an den schlesischen Realschulen sich im Herbste 1908 befaßte und einstimmig den Beschluß faßte, daß die zweite Landessprache in den Lehrplan der schlesischen Realschulen aufzunehmen sei und der Landesausschuß beauftragt werde, einen diesbezüglichen Gesetzentwurf auszuarbeiten und dem Landtage vorzulegen. Gleichzeitig wurde bei dieser Gelegenheit der Wunsch ausgesprochen, wenn auch ein diesbezüglicher Beschluß der Kompetenz des Landtages nicht zustehe: so erachte es der Landtag als höchst wünschenswert, daß auch an den Gymnasien die zweite Landessprache als obligater Lehrgegenstand eingeführt werde.

Nachdem von so kompetenter Stelle (der dann bald Kundgebungen von Körperschaften wie Volksräten, z. B. dem deutschen Volksrat für Mähren vom November 1909, dem deutschen Volksrat für Böhmen vom Februar 1910, Mittelschulvereinen u. a. folgten) die Notwendigkeit ausgesprochen war, sah sich der schlesische Landesschulrat veranlaßt, im Zusammenhange mit der Frage der Änderung der Realschulstudien-

ordnung, die er im Einvernehmen mit dem schlesischen Landesausschusse zu beraten hatte, auch der Einführung der zweiten Landessprache an den schlesischen Gymnasien näher zu treten. Eine Konferenz der schlesischen Mittelschuldirektoren, die zu diesem Zwecke im Juni 1909 einberufen worden war, sprach sich für die Notwendigkeit des obligaten Unterrichtes in der zweiten Landessprache an allen deutschen Gymnasien und Realgymnasien Schlesiens aus und stellte auf Grund meiner vom Vereine „Deutsche Mittelschule für Nordmähren" eingereichten Lehrplanvorschläge [1]) eine Reihe von Punkten auf, wie die Durchführung erfolgen sollte.

Dabei wichen diese Vorschläge von den Forderungen der Neutitscheiner Versammlung sowie der genannten Lehrplanvorschläge einigermaßen ab. Dort war der Grundsatz ausgesprochen worden, der Unterricht möge auf der Unterstufe obligat, auf der Oberstufe wahlfrei sein. Daß der Unterricht obligat sein müsse, und zwar unbedingt obligat, lag auf der Hand. Ein sogenannter relativ obligater Unterricht, wie er z. B. an den mährischen Gymnasien besteht, bei dem es dem Schüler frei steht, den Gegenstand zu besuchen, der in diesem Falle die Geltung eines obligaten Gegenstandes erlangt, nützt nichts; der Gegenstand wird oft nicht von einer genügenden Anzahl von Schülern besucht und vielfach setzen die Schüler bei mangelndem Erfolge den Unterricht vorzeitig aus, bevor sie die notwendige Kenntnis der Sprache sich angeeignet haben. Daher trotz des Besuches eines unobligaten oder relativ obligaten Unterrichtes ungenügende Sprachkenntnis! Wenn der Unterricht jedoch dem praktischen Zwecke, den alle Antragsteller damit verbinden, entsprechen soll, so muß eben jeder Schüler, welcher das Gymnasium verläßt, eine wenigstens elementare Kenntnis der Sprache sich angeeignet haben. Dies ist nur dann möglich, wenn man die Leute zu ihrem eigenen Vorteile durch einen obligaten Unterricht zwingt. Es wurde der Grundsatz ausgesprochen, der Unterricht möge auf der Unterstufe obligat, auf der Oberstufe wahlfrei sein. Als Grund für die Wahlfreiheit auf der Oberstufe waren verschiedenerlei Bedenken maßgebend, welche gegen die obligate Fortführung der Unterrichtes auf der Oberstufe vom schultechnischen Standpunkte aus (Überlastung der Schüler bei Beibehaltung der beiden alten Sprachen, Widerstand gegen eine eventuelle Auflassung des Griechischen an den Gymnasien usw.), als auch vom nationalen Standpunkte (da weitere Kreise der Bevölkerung wohl einem obligaten Unterrichte auf der Unterstufe, nicht aber in allen Klassen beistimmen würden u. a.) geltend gemacht werden konnten. Der wahlfreie Unterricht auf der Oberstufe ermöglicht es allen, welche die praktische Bedeutung der zweiten Landessprache einsehen, den Unterricht in der Sprache weiter

[1]) Lehrplanvorschläge zur Einführung der tschechischen Sprache als obligaten Lehrgegenstandes an den Mittelschulen der Sudetenländer. Namens des hiezu vom Vereine „Deutsche Mittelschule für Nordmähren" eingesetzten Komitees eingebracht vom Referenten Dr. A. R. Franz, k. k. Gymnasialprofessor in Troppau, angenommen in der am 8. November 1908 in Olmütz abgehaltenen Versammlung des Vereines.

zu betreiben, setzt aber jene, welche z. B. an Gymnasien das Griechische nicht lassen müssen, in die Lage, ohne Überlastung das Griechische wählen zu können.

Als Muster könnten teilweise die fremdsprachigen Anstalten dienen, welche meist die deutsche oder eine zweite Landessprache in ihren Lehrplan aufgenommen haben. Interessant ist es, daß dieselben der deutschen Sprache durchschnittlich mehr Stunden einräumen als der eigenen Muttersprache. So ist an tschechischen Gymnasien Deutsch auf der Unterstufe durchschnittlich mit 4, an slovenischen desgleichen mit 4 (im Gegensatze zu 3 und 2 für Slovenisch), an polnischen mit 6, 5 und 4 Stunden (im Gegensatze zu 3 Stunden für das Polnische) bedacht. Wenn der Unterricht in der zweiten Landessprache daher wirklich einen praktischen Nutzen haben soll, so muß er entsprechend der Wichtigkeit des Gegenstandes und der Schwierigkeit der Erlernung in ausreichendem Maße erteilt werden, wenn dieser Unterricht nicht eine überflüssige Mehrbelastung der Schüler sein soll. Mit der bloßen Vermehrung der Stundenzahl um diese Lehrstunden kann es nicht abgetan sein, man muß vielmehr für diese, wo nötig, durch teilweise Reduzierung der anderen Stunden Platz schaffen.

Meine, bezw. die Meinung des zur Ausarbeitung von Lehrplanvorschlägen eingesetzten Komitees, ging nun dahin, daß es nicht angehe, die Schüler mit zwei fremden Sprachen in der ersten Klasse zugleich beginnen zu lassen. Da der vielfach ausgesprochene Grundsatz, der fremdsprachige Unterricht möge mit einer lebenden Sprache beginnen, Anwendung finden sollte, so erschien es als die zweckmäßigste Lösung, wenn man dem Muster der mährischen Realschule folgte. Diese hat ebenfalls den Beginn der französischen Sprache, mit der allenthalben in der I. Klasse begonnen wird, auf die II. Klasse verlegt. Ebenso sollte an Gymnasien, damit man nicht mit zwei fremden Sprachen beginnen müsse, in der I. Klasse mit der tschechischen Sprache begonnen werden und erst in der II. Klasse die lateinische Sprache hinzukommen. Der betreffende Passus unserer Lehrplanvorschläge lautet: „Für das Tschechische sollten in der I. Kl. 6, in der II. und III. 4, in der IV. Kl. 3 Stunden angesetzt werden, eine Anzahl von Stunden, die genügend groß ist, um dem Schüler, auch wenn er das Gymnasium nicht weiter besucht, oder an diesem an dem tschechischen Unterrichte auf der Oberstufe nicht teilnehmen will, die notwendigste Kenntnis zum Verständnisse der Sprache beizubringen. Auf der Oberstufe würde man in der V. und VI. Klasse mit je 3, in der VII. und VIII. mit je 2 Stunden vollkommen das Auslangen finden".

Bezüglich des Verhältnisses zur griechischen Sprache wurde dort folgendes ausgeführt: „Es dürfte vielleicht genügen, mit der griechischen Sprache erst in der V. Kl. zu beginnen, allenfalls könnten auch schon in der IV. Kl. 3 Stunden Griechisch eingeschoben werden, damit der Schüler die Sprache kennen lernen kann, für oder gegen die er sich auf der Oberstufe entscheiden soll. Wohl hat dies für Schüler, welche mit der IV. Kl. das Gymnasium verlassen, keinen besonderen Wert (einen

viel größeren haben jetzt austretende Untergymnasiasten auch nicht vom Griechischen!), einen größeren Wert jedoch für diejenigen, welche auf der Oberstufe Griechisch fortsetzen sollen. Außerdem kommt diese Zurücksetzung um nur eine Klasse (von der III. auf die IV.) den Philologen doch mehr entgegen als die vielfach gewünschte Verlegung des Griechischen auf die Oberstufe. Wenn das Griechische auf der Oberstufe einen Nutzwert haben soll, so müssen in der V. und VI. Klasse mindestens 6 Stunden, in der VII. und VIII. Kl. 4 Stunden angesetzt werden. Das ist aber eine höhere Zahl als die für das Tschechische auf der Oberstufe für notwendig befundene und angesetzte Zahl. Diese Differenz könnte vielleicht ausgeglichen werden, wenn für diejenigen, welche anstatt des Griechischen die tschechische Sprache wählen, in der V. und VI. Kl. je 3, in der VII. und VIII. Kl. je 2 Stunden Englisch als lebende Sprache hinzukommen. Diese 10 Stunden würden vollkommen genügen zur Aneignung der nötigsten Kenntnisse in der englischen Sprache. Die Gesamtzahl der auf der Oberstufe für Englisch und Tschechisch angesetzten Stunden würde genau der Zahl der für Griechisch angesetzten Stunden entsprechen. Die Gesamtzahl der Stunden würde trotzdem in den einzelnen Klassen nur eine ganz geringfügige Abweichung vom Normallehrplan, somit keine Mehrbelastung der Schüler bedeuten."

Diese Vorschläge, welche mir auch heute noch als das wünschenswerteste Ideal erscheinen, sind inzwischen durch die neue Studienordnung und die durch diese den einzelnen Gegenständen zugewiesene Stundenzahl gegenstandslos geworden. Durch die neue Studienordnung war man jedoch zur Erkenntnis gelangt, daß auf die gewünschte Einschränkung des griechischen Unterrichtes zugunsten des fremdsprachigen nicht sobald zu rechnen sei, daß man also, wenn man einen Erfolg erzielen und die Sache nicht wieder verschieben will, die Frage der Einführung der zweiten Landessprache nicht mehr mit der Frage der Belassung oder Aufhebung des Griechischen verquicken dürfe. Infolgedessen fällt einer der Hauptpunkte — die Wahlfreiheit auf der Oberstufe — weg und das Bild verschiebt sich einigermaßen; an dem Grundsatze, daß in der I. Klasse nicht mit zwei fremden Sprachen angefangen werden dürfe, muß natürlich unter allen Umständen festgehalten werden. Nachdem jetzt nicht zu erreichen ist, was den Antragstellern als erwünschtes Ideal erschien, mit dem Lateinunterrichte erst in der II. Kl. zu beginnen, so muß eben mit dem Unterrichte in der zweiten Landessprache in der II. Kl. begonnen werden, welcher daher bis zur V. Kl. (an einem vierjährigen obligaten Kursus muß unter allen Umständen, wenn etwas erreicht werden soll, festgehalten werden) fortgeführt werden sollte. Für solche Schüler, die sich in der zweiten Landessprache fortbilden wollen, soll ein unobligater Fortbildungskurs von der VI. bis VIII. Kl. bestehen; daneben besteht der Normallehrplan unverändert. Wenn ich mich dieser Anschauung ebenfalls akkommodiere, so geschieht dies darum, weil ich mich der Erkenntnis nicht verschließe, daß nur auf diesem Wege, wenn sich kein Fachmann in seinem Besitzstande geschädigt fühlt, die dringend notwendige Ein-

führung hoffentlich ehebaldigst erreicht werden kann, ehe es zu spät ist, daß aber jeder Versuch einer Änderung der bestehenden neuen Lehrpläne der Sache weniger nützen als sie vielmehr auf die lange Bank schieben würde.

Natürlich muß bei diesen geänderten Verhältnissen, um eine zu große Belastung der Schüler zu vermeiden, die Forderung bezüglich der Stunden in der zweiten Landessprache leider etwas herabgeschraubt werden. Daher soll der Unterricht in der II. und V. Kl. je 3, in der III. und IV. Kl. nur je 2 Stunden betragen. Es ist dies allerdings sehr wenig, doch einstweilen immerhin besser als das, was wir jetzt haben und wird zur Not genügen, sich die notwendigsten Kenntnisse anzueignen; für diejenigen, welche den Fortbildungskurs besuchen, hoffentlich auch, eine ausreichende Kenntnis zu erwerben, vorausgesetzt, daß der Unterricht natürlich in anderer Weise als der klassische Sprachenunterricht und teilweise auch anders als bisher in manchen Schulen der unobligate Unterricht in der zweiten Landessprache betrieben wird.

Die geringe Stundenzahl, welche, falls der Unterricht in den klassischen Sprachen uneingeschränkt weiter bestehen wird, zur Verfügung steht, läßt befürchten, daß der Gegenstand nicht in erschöpfender und genügender Weise werde behandelt werden können. Dem kann man jedoch entgegenhalten, daß eine ganze Menge Zeit, die im sonstigen Sprachenunterrichte auf grammatikalische Vergleichungen, Wort- und Satzerklärungen usw. verwendet wird, hier wegfällt, da es sich ja um einen rein praktischen Zweck und hauptsächlich bloßes Sprechenlernen handelt; als Bildungsmittel, wie es teilweise die deutsche Sprache an slavischen Schulen ist, wird die zweite Landessprache den deutschen Schulen niemals zu dienen haben. Mit der Kenntnis der Literatur braucht man sich in diesem Falle nicht sehr zu beschweren. Die Lesestücke werden hauptsächlich Gegenstände des praktischen, alltäglichen Lebens zu behandeln haben und wenn der Lehrer, wie es ja bereits einige tun, welche den Gegenstand unobligat lehren, gleich vom Beginne mit den Schülern soviel wie möglich in der fremden Sprache sprechen und in weiter fortgeschrittenem Stadium überhaupt kein deutsches Wort gebrauchen wird, ist es ganz gut möglich, daß eine Sprachkenntnis trotz der Schwierigkeit der Erlernung der Sprache und der geringen Stundenanzahl wird erreicht werden können. Da schließlich an den Gymnasien verschiedener anderer österreichischer Nationen auch die deutsche Sprache teilweise als obligater Lehrgegenstand gelehrt und dies von den Schülern ertragen wird, so kann die Einführung der zweiten Landessprache an deutschen Anstalten im Vergleiche zu jenen Anstalten auch keine besondere Mehrbelastung der Schüler bedeuten, besonders wenn die Arbeit noch mehr als in anderen Gegenständen hauptsächlich in der Schule verlegt wird.

Sehr schwer ist die Frage zu beantworten, wie im Falle der Einführung dies auf die Freizügigkeit der Schüler wirken würde. Im Falle der Einführung würden ja, wie viele Gegner hervorheben, die Sudeten-

länder gegen die übrigen Kronländer Österreichs gewissermaßen mit einer chinesischen Mauer abgesperrt und für Schüler, deren Eltern aus einem anderen Kronlande nach Böhmen, Mähren oder Schlesien kommen, wäre das Studium an einem dortigen Gymnasium ganz unmöglich oder mit den größten Schwierigkeiten verbunden. Wie jedoch die an den mährischen Realschulen gemachte Erfahrung zeigt, haben die Schüler der unteren Klassen meist ohne große Schwierigkeiten es fertiggebracht, im Laufe einer reichlich bemessenen Frist, innerhalb der sie dem Unterrichte bloß hospitierend folgen, mit häuslicher Nachhilfe sich die Kenntnis des Lehrstoffes anzueignen. Für Schüler der IV. und V. Kl. müßten natürlich in einem solchen Falle weitgehende Erleichterungen, bezw. völlige Dispens eintreten, wie sie in Mähren allerdings zum Schaden von Schülern, die in obere Klassen eintreten, nicht bestehen. Übrigens sind solche Fälle viel zu vereinzelt, um ihretwillen auf die Nützlichkeit der Einführung zum Schaden der großen Allgemeinheit verzichten zu können.

Die allerwichtigste Angelegenheit, an welcher alle bisherigen, ähnlichen Versuche scheiterten, war die Tatsache, daß nicht genug geprüfte deutsche Lehrer vorhanden sind. In Mähren ist die zweite Landessprache seit mehr als anderthalb Dezennien an der Realschule eingeführt und bis vor zwei Jahren gab es nur zwei oder drei geprüfte Lehrer dieser Sprache! Das ist aber selbstverständlich bei einer Fachgruppe, die erwiesenermaßen ein sehr schwieriges und sehr zeitraubendes Studium verlangt und mit der man nicht weiter kommen kann, als bloß an den mährischen Realschulen angestellt zu werden, bei der man nie Aussicht hat, in ein anderes Kronland zu kommen. Eine solche Fachgruppe wird selbstverständlich keine sehr große Anziehungskraft ausüben; da nützen auch keine noch so ergiebigen Stipendien. Solange das Geltungsgebiet der Approbation für die tschechische Sprache nicht erweitert wird, wird es niemals Lehrer derselben in ausreichendem Maße geben. Das Wort eines führenden Politikers Mährens, welcher mir sagte: „Beschaffen Sie mir deutsche Lehrer der tschechischen Sprache, wir werden uns schon für deren Einführung an Gymnasien einsetzen", ist nicht ganz richtig. Es gilt vielmehr die Umkehrung: „Führen Sie die tschechische Sprache ein und die Lehrer werden von selbst kommen". Böhmen, Mähren und Schlesien bilden mit ihren Gymnasien und Realschulen ein Gebiet, das groß genug ist, für das Freizügigkeitsbedürfnis zahlreiche Orte hat, die als Endstation des Strebens für die Slavisten aufgefaßt werden können. Solange nicht die Sprache eingeführt sein wird, solange nicht weitgehende Erleichterungen der Prüfung und vor allem, was die Slavisten anstreben, eine Änderung der Prüfungsordnung eingeführt sein wird, dahin gehend, daß Tschechisch als Hauptfach und Deutsch als Nebenfach (oder umgekehrt), ferner — und das halte ich für besonders wichtig — Tschechisch als Nebenfach mit jeder anderen Fachgruppe verbunden werden kann, wird man keine Lehrer der Sprache erhalten; dann aber sicher! Die Prüfung für Tschechisch als Nebengegenstand würde ja vollständig genügen; ein wissenschaftlicher Betrieb der Sprache ist ja ausgeschlossen. Denn, wenn

in Mähren so viele Jahre hindurch Lehrer, die für den Gegenstand gar nicht geprüft waren, bei ganz anderen Anforderungen bis zur VII. Klasse unterrichten und Maturitätsprüfungen aus der tschechischen Sprache abhalten konnten, werden solche Lehrer, welche die Prüfung bloß als Nebenfach gemacht haben, ganz wohl imstande sein, auch im Fortbildungskurse unterrichten zu können; der Anfang wird allerdings schwierig sein; wird er jedoch nicht gemacht, dann werden selbstverständlich die Lehrer nicht kommen. Wird er aber gemacht, so muß eben eine böse Zeit des Überganges überwunden werden; man muß sich dann eben helfen, wie und wo man kann; sprachkundige Leute, welche imstande sein werden, den Unterricht wenigstens halbwegs zu versehen, werden sich, wenn auch nicht in jedem Lehrkörper, so doch in jedem Orte finden. Ein hoffnungsvoller Ansatz ist ja vorhanden, indem die Zahl der Slavisten an den deutschen Universitäten in Wien und Prag in erfreulichem Wachsen begriffen ist. Allerdings spannen die meisten aus Unlust in höheren Semestern oft wieder aus. Dies kann jedoch durch eine geänderte Prüfungsform leicht verhindert werden.

Ich habe in diesem Zusammenhange nur von Gymnasien gesprochen. Nicht so sehr, weil dieser Aufsatz in der Zeitschrift für die österr. Gymnasien erscheint. Im Gegenteil, er erscheint in dieser Zeitschrift, weil mir besonders daran liegt, gymnasiale Kreise für diese Frage zu interessieren; weil diese Forderung für die Realschule teils schon realisiert ist, z. B. in Mähren, teils diese Realisierung auf dem besten Wege ist, wie in Schlesien; und vor allem, weil ich die Erwerbung der Kenntnis der zweiten Landessprache am Gymnasium, aus dem die meisten als künftige Beamten hervorgehen — und um die Sprachkenntnis unserer deutschen Beamten handelt es sich vor allem, wenn wir Deutschen in den Ländern Böhmen, Mähren und Schlesien nicht unsere letzten Positionen verlieren wollen —, für die augenblicklich dringendere Frage halte.

Ich habe hier auch fast ausschließlich von der tschechischen Sprache gesprochen, da es mir vor allem daran liegt, daß in unseren Mittelschulen die für die Deutschen der Sudetenländer so wichtige Kenntnis dieser Sprache den Schülern unter allen Umständen als Pflichtgegenstand an der Schule gelehrt werde. Selbstverständlich kommt für gewisse Mittelschulen, wie z. B. Bielitz oder Teschen, an Stelle der tschechischen die polnische Sprache in Betracht, und es wäre wünschenswert, wenn auch im slovenischen Sprachgebiete letztere Sprache als obligater Lehrgegenstand in den Lehrplan der deutschen Mittelschule eingeführt würde, da die Notwendigkeit sich auch dort schon fühlbar zu machen beginnt. Da mir diese Verhältnisse jedoch ferner liegen, kann ich nicht näher auf dieselben eingehen und überlasse dies berufeneren Faktoren.

Troppau. Dr. A. R. Franz.

Zur Klassifikationsfrage.

In der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 18. März d. J. haben die Abgeordneten Breiter und Genossen die nachstehenden Anfragen an den Unterrichtsminister gestellt:

„Hat das Unterrichtsministerium die Mittelschulen angewiesen, diejenigen Mittelschüler, die im zweiten Semester entsprochen haben, bei der Osterkonferenz deswegen, weil sie im ersten Semester durchgefallen sind, zu tadeln? Wenn nicht, was gedenkt Eure Exzellenz vorzukehren, daß die von den einzelnen Mittelschulprofessoren angekündigten ungerechtfertigten Tadel, wodurch bei der Jugend eine Entmutigung und eine Demoralisierung hervorgerufen werden kann, hintangehalten werden, bezw. was gedenkt Eure Exzellenz vorzukehren, um das Mißtrauen der Eltern und der Kinder gegen einzelne Mittelschulprofessoren, welche in liebloser Weise ihre Schüler behandeln, und somit das Mißtrauen gegen die Unterrichtsverwaltung zu beseitigen?"

In Beantwortung dieser Anfragen erklärte der Minister, daß in der von den Herren Interpellanten berührten Fragen seitens des Ministeriums für Kultus und Unterricht keinerlei neue Weisung an die Lehrkörper der Mittelschulen erlassen wurde, daher auch an diesen Anstalten lediglich nach der Ministerial-Verordnung vom 11. Juni 1908, Z. 26.651, betreffend das Prüfen und Klassifizieren an Mittelschulen, vorzugehen ist.

In dieser Verordnung ist aber an keiner Stelle eine derartige Weisung enthalten, wie sie von den Herren Interpellanten als Grundlage der Anfrage gemacht wurde, eine Weisung nämlich, diejenigen Mittelschüler, die im zweiten Semester entsprochen haben, bei der Osterkonferenz deswegen, weil sie im ersten Semester durchgefallen sind, zu tadeln.

Unzweifelhaft muß gemäß dem Grundsatze, daß jedes Schuljahr als ein Ganzes aufzufassen ist, den Noten des Semestralausweises ein Einfluß auf die Klassifikation im zweiten Halbjahre eingeräumt werden, und es sind daher bei der Bildung der Noten für die erste Konferenz im zweiten Semester neben den Leistungen in dieser Konferenzperiode auch die Ausweisnoten zu berücksichtigen. Von den Lehrern wird aber gewiß nicht außer acht gelassen werden, daß die Leistungen in den Konferenzperioden des zweiten Halbjahres notwendigerweise ein größeres Gewicht besitzen, da sie immer mehr den Charakter von Zielleistungen annehmen, was in der bezeichneten Verordnung insofern auch zum Ausdrucke kommt, als bei der Bildung der Noten für das Jahreszeugnis ausdrücklich den Leistungen im letzten Konferenzabschnitte ein größerer Einfluß eingeräumt wird.

Sollten, wie die Herren Interpellanten bemerken, einzelne Mittelschulprofessoren nicht ganz nach den Absichten dieser Verordnung vorgehen, so müßte dies die Unterrichtsverwaltung lebhaft bedauern; sie würde aber auch ungesäumt veranlassen, daß solche Unstimmigkeiten, die sich bei einer neuen Einrichtung allenfalls einstellen können, ehestens beseitigt werden. Allerdings müßte zunächst die Existenz solcher Mängel festgestellt werden, und es müßte sich die Unterrichtsverwaltung ver-

behalten, in dieser Hinsicht Erhebungen anzustellen. Zu solchen Erhebungen bietet jedoch die vorliegende Interpellation, die auf die Anführung konkreter Fälle verzichtet, deshalb auch keine geeignete Handhabe.

Ohne daß jedoch bestimmte Fälle erwiesen werden, erscheint die Erlassung von ergänzenden allgemeinen Weisungen nicht angezeigt, da sie den Anschein erwecken könnten, daß triftige Gründe vorhanden wären, die Existenz irgend welcher bedeutenden Mängel anzunehmen, während nach den vorliegenden amtlichen Berichten die Lehrerschaft bestrebt ist, die neuen Vorschriften sinngemäß durchzuführen.

Ich bin daher nicht in der Lage, die Erlassung irgend welcher neuer Weisungen im gegenwärtigen Zeitpunkte in Aussicht zu stellen."

Das höhere Lehramt in Deutschland und Österreich. Ein Beitrag zur vergleichenden Schulgeschichte und zur Schulreform von Prof. Dr. Hans Morsch, Oberlehrer am königl. Kaiser Wilhelms-Realgymnasium zu Berlin. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit einem alphabetischen Sach- und Namensregister. Leipzig und Berlin 1910, Druck und Verlag von B. G. Teubner. VIII und 486 SS. 8°.

Den Lesern dieser Zeitschrift ist der Wert des Morschschen Werkes, das in keiner pädagogischen Bücherei fehlen sollte, gewiß von der ersten Auflage her, die an dieser Stelle eingehend gewürdigt wurde, wohl hinlänglich bekannt. Auch dürften seit jener Zeit (1905) alle, die sich des trefflichen Nachschlagewerkes bedienten, zur Überzeugung gelangt sein, daß die beteiligten Kreise gerade in Tagen der Reform eines solchen Buches bedurften. Ebenso erwies sich nicht nur zwei Jahre nach dem Erscheinen der ersten Auflage ein Supplement, sondern auch nunmehr, da nicht bloß in Deutschland, sondern namentlich in Österreich so tief einschneidende Veränderungen im höheren Schulwesen vor sich gegangen sind, eine Neuausgabe des ganzen Werkes als wünschenswert.

Wer die erste Auflage lernen und schätzen lernte, wird die vorliegende gewiß um so höher bewerten; wer das Werk überhaupt noch nicht kannte, möge einen Beweis der Vortrefflichkeit schon darin erblicken, daß es sich trotz seiner trockenen Darstellung, die den Leser wohl kaum zu längerem Verweilen einlädt, in den Schulkreisen Deutschlands und Österreichs eingebürgert hat. Es erübrigt sich daher, eigentlich nur noch weniges über das Buch zu sagen. Die Parallele zwischen den höheren Schulen Deutschlands und denen Osterreichs ist wohl die naheliegendste, sicher aber auch die berechtigste. Denn bestehen auch in der Organisation reichsdeutscher und österreichischer Mittelschulen ziemlich bedeutende Unterschiede, so hat doch die Pädagogik in diesen beiden Staaten immer durch ähnliche soziale Verhältnisse bedingte, annähernd gleiche Ziele vor Augen. Dieser Grundgedanke leitete Morsch vom Anbeginn seiner überaus verdienstvollen Arbeit. Wir Österreicher sind ihm aber um so mehr Dank schuldig, als er wiederholt auf unser Schulsystem als

ein mustergiltiges hinweist. Wer in die Fülle des in gedrängter Kürze und doch mit anerkennenswerter Genauigkeit gebotenen Materials Einsicht nimmt, wird der Überwindung der sich hiebei ergebenen Schwierigkeiten aufrichtig Anerkennung zollen müssen; denn es ist der Aufmerksamkeit des Verf.s kaum ein wertvolles Detail entgangen. In der Anlage des Werkes lag es z. B. begründet, daß alle Bestimmungen, die das Prüfen, namentlich auch die Reifeprüfung, betreffen, Aufnahme fanden, ferner in der vorliegenden Neuauflage neben den neuen „Versetzungsordnungen" der deutschen Bundesstaaten, den von dem Pommerschen Philologenverein im August 1909 angenommenen „Leitsätzen bezüglich der Rechte und Pflichten der Direktoren und Oberlehrer" und der „Vereinbarung der Bundesregierung über die gegenseitige Anerkennung der Reifezeugnisse" auch die Verordnung unserer Schulbehörden im J. 1908 betreffend „das Prüfen und Klassifizieren" (S. 463 f.) vollinhaltlich aufgenommen wurde. Zahlreiche Fehler, die sich früher namentlich in dem Kapitel „Rang und Titel" befanden, sind nunmehr behoben. Außerdem ermöglicht jetzt ein ausführliches Register die zweckmäßige Benützung des Buches in weit höherem Maße.

So wird sich Morschs Werk dem Fachmanne hüben und drüben als verläßlicher Mentor erweisen und ihm ohne Opfer an Mühe und Zeit erwünschte und meistenteils richtige Auskunft geben.

Wien. W. A. Hammer.

Die sittlichen Ideale der deutschen Jugend. Von Dr. Kamillo Huemer, k. k. Professor am Staats-Gymnasium zu Salzburg. Wien 1909, Verlag von A. Pichlers Witwe & Sohn. 112 SS.

Der Verf. behandelt in dieser Schrift der Reihe nach: I. Den sittlichen Zustand der heutigen Jugend. II. Das sittliche Ideal. III. Die Grenzen der sittlichen Erziehung. IV. Die Formen der sittlichen Erziehung: Das Haus. Die Gesellschaft. Die Schule.

Es ist unbestreitbare Tatsache, daß bei der Ausbildung unserer Jugend, besonders der akademischen, zu sehr die intellektuelle und ästhetische Seite betont wird, während die sittlich-ethische Erziehung hiemit nicht gleichen Schritt hält. Treffend erinnert Huemer an die Worte Goethes, daß die Muse wohl versteht zu begleiten (auf dem Lebenswege), aber nicht zu leiten (S. 14). — Auch gegen die Autorität eines Kant betont der Verf., daß eine Handlung bloß aus Achtung vor der Pflicht noch kein Anrecht auf Sittlichkeit hat und sucht diesen Satz aus einer Reihe trefflich gewählter konkreter Fälle auf induktivem Wege abzuleiten. Das Wesen des Sittlichen liegt darin, daß wir bei unseren Handlungen auf das Wohl des anderen, des Mitmenschen, Rücksicht nehmen, selbst dann, wenn diese Handlung unserem natürlichen Hange, ja, selbst unserem eigenen Wohle widerstrebt: Der Altruismus muß den Sieg davontragen über den Egoismus. In der Philosophie hat Schopenhauer den Altruismus zum Prinzip des Sittlichen erhoben. — Es entsteht nun

die Frage: Wie kann der Erzieher auf den Willen des Zöglings einwirken?

Der Verlauf der psychischen Vorgänge ist einerseits durch die angeborene Anlage, anderseits durch äußere Einflüsse auf unseren Willen bestimmt, die von der Umgebung ausgehen. Einfluß auf den Willen wird also der Erzieher dadurch gewinnen, daß es ihm gelingt, in dem Zöglinge Gefühle zu erwecken (vgl. Külpe, Grundriß der Erziehung, S. 233 ff.). Mitleid, Liebe und Begeisterung sind eine unversiegbare Quelle des Guten. Aber auch die Vorstellung eines erlebten Lustgefühles kann den Willen anregen. Die sittliche Überzeugung beruht ja auf der Gefühlserfahrung. — Am Schlusse seines interessanten Buches behandelt der Verf. noch den Einfluß von Haus, Gesellschaft und Schule auf die Betätigung des sittlichen Willens. Haus und Gesellschaft sollen Gelegenheit zur Betätigung des sittlichen Willens, richtige Gewöhnung durch gutes Beispiel, also eine Art Atmosphäre bieten, in der das Gute Anwert hat, das Gemeine und Schlechte aber mißachtet und bekämpft wird. Der Schule bleibt das belehrende Moment vorbehalten; sie hat durch richtige Anknüpfung an die Gefühlserfahrungen im Zöglinge Begeisterung für das Gute zu wecken und Verständnis für das Sittliche anzubahnen. Obwohl alle Schulstunden Moralstunden sein sollen, so fällt doch neben der Religionslehre, der Weltgeschichte, neben dem Unterricht in der Literatur der Unterrichtssprache besonders der philosophischen Propädeutik eine wichtige Aufgabe zu. Sie hat die moralische Bildung systematisch zu vertiefen und begrifflich zu beleuchten. Weist ja schon der Organisations-Entwurf diesem Gegenstande die Konzentration des gesamten Wissensgebietes des Obergymnasiasten zu. Der Berichterstatter kann es nur bedauern, daß die selbständige Behandlung dieses Gegenstandes noch immer vom Lehrplane der Gymnasien Deutschlands ausgeschlossen bleibt; wiederholt hat ferner der Ref. schon auf die Einführung einer Einleitung in die Philosophie und auf eine Vorschule der Ethik in der VIII. Klasse hingewiesen.

K. Huemer beherrscht mit staunenswerter Vielseitigkeit nicht nur das einschlägige Material aus den altklassischen Sprachen, sondern auch aus der deutschen Literatur bis auf Gerhard Hauptmann und Sudermann herauf. Es war für den Berichterstatter ein Genuß, den geistreichen Auseinandersetzungen des Verf.s zu folgen und er empfiehlt diese Schrift den Lehrkörpern der Mittelschulen auf das angelegentlichste.

Prag. Emil Gschwind.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Literarische Miszellen.

Scribisne litterulas Latinas? Kleine moderne Korrespondenz in lateinischer Sprache. Von Karl Thieme. Dresden und Leipzig, C. A. Koch (H. Ehlers) 1908. VIII und 122 SS. 8°. Preis 1 Mk. 60 Pf.

Ein lateinischer Briefsteller! Die gangbarsten Briefthemen finden sich behandelt, Liebesbriefe sind ausgeschlossen. Seltsam berührt es, daß das Thema der Geldverlegenheit durch neun Briefe (Nr. 10—18) vertreten ist. Da übrigens auch Schulverhältnisse und manches andere, was den Gymnasiasten und den Studenten berührt, zur Sprache kommt, so ist das Büchlein auch für Schüler empfehlenswert. Es ist auf jeden Fall ein unverächtliches Mittel, das Interesse für Lateinschreiben zu wecken und zu fördern. Freilich zu deutsch-lateinischen Übungen im Sinne unserer grammatisch-stilistischen Handbücher ist es unverwendbar. Zwar legt die Nebeneinanderstellung des deutschen und lateinischen Wortlautes den Gedanken nahe, dem Schüler zu empfehlen, nach Art des Mengeschen Repetitoriums das Deutsche als Übersetzungstext und das Lateinische zur nachträglichen Selbstkontrolle zu benützen; allein für diesen Zweck ist der gedankliche Inhalt und der sprachliche Ausdruck der Briefe von der Schullektüre zu weit entfernt und namentlich die zahlreich vertretenen modernen Begriffe (S. 105 ist von einer Automobildroschke die Rede) machen eine ernste schulmäßige Beschäftigung mit Thiemes Briefen unmöglich. Immerhin aber wird der Schüler aus der geschickten Handhabung des Lateinischen, aus der Gewandtheit, womit der Verf. bedeutende Schwierigkeiten überwindet, manchen Gewinn ziehen und sich so vielleicht veranlaßt fühlen, seine Korrespondenz wenigstens teilweise in lateinischer Sprache zu führen. — Daß der Verf. Ciceros Briefe für seine Zwecke verwertet hat, ersieht Ref. beispielsweise aus Nr. 11 und 36 verglichen mit Cic. Att. IV 1, 2 und 8. Wenn er 'die in philologischen Seminarien beliebten Wege grammatischer Mikrologie und minutiöser Satzbautechnik nicht gehen' will, so ist dies durch die Natur der wiederzugebenden Texte ohnehin ausgeschlossen. Einiges könnte immerhin besser gegeben werden. So Nr. 5 'Dir sollte ich zürnen können? *Tibi possum ego irasci?*' Besser *me tibi irasci posse* oder *Ego tibi ut irascar?* — Nr. 17 'Ich stecke so tief in Schulden *Tantum habeo aeris alieni*'. Besser *aere alieno demersus* oder *obrutus sum.* — Nr. 29 *Excepi nuntium, quod feliciter navigaveris.* Doch wohl Acc. c. i. Vgl. Cic. Fam. II 19, 1. — Nr. 31

ist *completus* mit dem Abl. der Person unzulässig; dafür entweder Genetiv oder *refertus* c. abl. — Nr. 33 *gratulor felicitati tuae*; doch wohl *felicitatem tuam*. — Nr. 70 *Video, quantis in malis iacetis*; Indikativ? — Nr. 75 *Contraxi vela politica*. Besser *civilia*; vgl. z. B. Hor. Ep. I 1, 16 *mersor civilibus undis*.

Wien. J. Golling.

Lateinisches Lesebuch für Gymnasien und andere Lehranstalten mit Lateinunterricht von Dr. Karl Prinz, Professor am Gymnasium der k. k. Theresianischen Akademie in Wien. I. Teil: Bruchstücke aus leichten Prosaikern. Mit 4 Karten und 6 Plänen. Wien, F. Tempsky; Leipzig, G. Freytag 1910. Preis 1 K 80 h.

Der Normallehrplan des Gymnasiums vom Jahre 1909 schreibt für die Lektüre in der III. Klasse ein Lesebuch vor, 'enthaltend Bruchstücke aus leichten Prosaikern', womit offenbar (durch eine Art *traiectio*) solche Stücke aus prosaischen Schriften gemeint sind, die der Schüler leicht übersetzen und verstehen kann. In der vorliegenden Chrestomathie ist neben Cicero, der fast ein Drittel des Textes lieferte, Nepos mit zehn Stücken vertreten, in sukzessive geringeren Bruchteilen Curtius, Seneca, Plinius d. J., Iustin, Sueton, Caesar und Eutrop. Bei der Zusammenstellung der Lesestücke, die in zwei Gruppen zerfallen (I. Aus dem Leben berühmter Männer des Altertums, Nr. 1—61. II. Aus dem Kulturleben des Altertums, Nr. 62—88), wurde auch berücksichtigt, daß nach der betreffenden Ministerialverordnung das Lesebuch auch im zweiten Semester der IV. Klasse die Stelle der Cäsarlektüre vertreten kann und daß dessen Benützung auch im ersten Semester der V. Klasse zum mindesten nicht ausgeschlossen ist. Dem entsprechend sind die mehr für die Quarta (oder Quinta) geeigneten Abschnitte im Inhaltsverzeichnis mit einem oder zwei Sternen bezeichnet. Dadurch erübrigen für die Tertia im ganzen nur 42 Stücke, die auch für das bereits in dieser Klasse beginnende 'Stegreifübersetzen' ausreichen müssen. Daß öfters kleine Änderungen im Originaltext vorgenommen, gestrichen, hie und da auch ergänzt und (bei einigen Schriftstellern der silbernen Latinität) auch stärkere Abweichungen vom Sprachgebrauch der besten Zeit beseitigt werden mußten, war durch den Zweck des Buches geboten. Doch ist der Verf. hierin sehr maßvoll gewesen; lesen wir doch, wie er bemerkt, die lateinischen Schriftsteller nicht mehr zu dem Zwecke, damit sich die Schüler ein ciceronianisches Latein aneignen. Das ist nun allerdings ein Punkt, der noch der Klärung bedarf. Daß der Ciceronianismus als Selbstzweck am Gymnasium zu verwerfen ist, wird unbedingt zugegeben werden müssen: daß er sich entwickeln konnte und mußte, hat tiefere Gründe. Bei einer durch den lebendigen Verkehr von Millionen geregelten modernen Sprache liegen eben die Dinge ganz anders als bei einer sogenannten toten Sprache. Die feste Norm, der Regulator, den in jenem Falle der stets verfügbare Sprachgebrauch abgibt, muß hier erst rekonstruiert werden. Fehlt er, so ist ein unstätes Schwanken die Folge und es entsteht ein buntes Wirrsal aus verschiedenen Sprachperioden, wie etwa, wenn man das Deutsche aus den verschiedenen Stilarten vom XVI. bis zum XX. Jahrhundert zusammenmengte. Übrigens ist in der jetzt empfohlenen Weise die Konstruktion durch gesperrten Druck der zusammengehörigen Worte markiert, und wo es geboten schien, die Quantität bezeichnet. 17, 9 hätte sich *quŏque* empfohlen (wie 5, 3). Textkritische Fragen drängen sich bei der Bestimmung des Buches naturgemäß weniger auf. Doch möchte ich speziell für 7, 14 (Them. 6, 5) und 17, 6 (Pel. 2, 5) mit Rücksicht auf meine Darlegungen in dieser Zeitschr. Jahrg. 1889, S. 493—495 weiterer Erwägung

anheim geben, ob nicht an beiden Stellen der überlieferte Wortlaut zu halten sei. Die 'Erklärung der Quellenangaben (für wißbegierige Schüler)' S. 8—10 wird hoffentlich bei allen Interesse erwecken. Sehr willkommen sind die beigegebenen (10) Karten und Pläne. Der Druck ist sorgfältig. 55, 1 ist *diligentur* in *diligenter* zu verbessern. Anderes fällt nicht ins Gewicht. Möge das Buch recht viel Anklang finden!

Wien. R. Bitschofsky.

Shakespeares König Lear, erläutert von Robert Prölß (Düntzer und Prölß, Erläuterungen zu den Klassikern, 97. Bändchen). Leipzig, Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe) 1909. Preis 1 Mk.

Auf dem Zenith seiner Schaffenskraft dichtete Shakespeare seinen „Lear" — wohl zwischen 1605 und 1608, wo er gedruckt erschien, vielleicht, wenn man die Anklänge an „Othello" berücksichtigt, noch etwas früher. Nimmt man jedoch an, daß des Dichters Abscheu vor der Pulververschwörung im „Lear" durchklingt (A. Brandl, Shakespeares dramatische Werke, übersetzt von Schlegel und Tieck, 1, 38), dann ist freilich an der oberen Grenze (1605) festzuhalten. Die Quellen zu dem Drama bildeten die Chroniken Holinsheds, Sidneys Arcadia, Spensers „Feenkönigin" und ein angeblich schon 1594 angemeldetes Leirdrama, das nach dem Druck von 1605 bekannt ist und auf denselben Hauptquellen beruht wie das von Shakespeare. Prölß bietet S. 17 ff. die Übersetzung der in Betracht kommenden Quellen im Auszuge und erörtert nach eigenen Untersuchungen, wie sich der Dichter dazu verhält. Im einzelnen wird dann in der Darstellung der szenischen Entwicklung das Stück selbst kritisch erläutert und mit dramaturgischen Bemerkungen versehen. Mit Erklärung des Details und Literaturnachweisen befaßt sich Prölß nicht weiter, so daß der Fluß der Darstellung nirgends stärker unterbrochen erscheint. Außer einigen Druckfehlern fielen mir nur zwei größere Verstöße auf: S. 118, Z. 5 v. u. muß es heißen Edmunds (statt Edgars) Bejahung und S. 162 Gloster (statt Lear) springt in die Tiefe.

Graz. Dr. S. M. Prem.

Dr. J. Reinke, Grundzüge der Biologie für Unterrichtsanstalten und zur Selbstbelehrung. Heilbronn, Verlag von Eugen Salzer 1909.

Die Grundzüge der Biologie von Dr. Reinke sollen Interesse für die Betrachtungsweise der Biologie unter Zusammenfassung der wichtigsten Ergebnisse biologischer Forschung erwecken. Das Buch ist in erster Linie wohl für den Lehrer geschrieben, es findet aber auch jeder Gebildete in demselben das, was er über die Zelle, den Bau und die Ernährung der höheren Pflanzen, die Erhaltung des Lebens durch Betriebsenergie, die Geschichte der Organismen, die Deszendenztheorie und die Vorgeschichte des europäischen Menschen wissen soll.

Die Lektüre des Buches, in welchem die biologischen Tatsachen zunächst durch Beispiele aus der Botanik gestützt werden, ist sehr zu empfehlen.

Wien. H. Vieltorf.

Dr. U. Gerhardt, Das Kaninchen. Leipzig, Verlag von Dr. W. Klinckhardt 1909. Preis geb. 7 Mk.

Das vorliegende Buch ist der 2. Band der Monographien einheimischer Tiere. Diese Monographien haben bekanntlich den Zweck, aus der Fülle von Einzelarbeiten systematischer, histologischer, morphologischer, physiologischer, anatomischer und embryologischer Art alles zusammenzufinden, was über ein Tier oder eine Tiergruppe an wesentlichen Daten bekannt ist. Daß in dem Gerhardtschen Buche gerade das Kaninchen zur Einführung in die Organisation der Säugetiere ausgewählt wurde, hat zunächst seinen Grund in der zahlreichen Literatur über dieses Tier. In den meisten europäischen Ländern dient ferner das Kaninchen wegen der Häufigkeit des Vorkommens und der bequemen Größe bei dem akademischen Unterrichte als Beispiel der Säugetiere. Der Verf. bespricht daher in diesem Buche, das Lehrern und Studierenden ein Wegweiser sein soll, namentlich die anatomischen Verhältnisse auf das genaueste. 60 Abbildungen im Texte und eine farbige Tafel fördern das Verständnis des lehrreichen Werkes, das den Lehrern der Zoologie ein sehr willkommenes Hilfsmittel sein wird.

Dr. K. Smalian, Leitfaden der Pflanzenkunde für höhere Lehranstalten. Leipzig und Wien, Verlag von Freytag und Tempsky 1909.

Smalians „Leitfaden der Pflanzenkunde" entspricht seinem „Leitfaden der Tierkunde" nach Jahreskursen geordnet; beide sollen einander ergänzen. Ref. liegen drei Teile vor, die der Lehraufgabe der Sexta, Quinta und Quarta entsprechen. Die Zahl der behandelten Typen ist vielfach größer als es notwendig wäre, um dem Lehrer eine passende Auswahl zu ermöglichen. Außer der Morphologie, die nach des Verf.s Ausspruch das nächstliegende Ziel des Unterrichtes sein muß, werden auch Tatsachen aus der Psychologie und Ökologie schon auf der ersten Stufe entsprechend berücksichtigt. An geeigneten Stellen sind Übersichten für Bestimmungsübungen eingeschoben, die auf Vollständigkeit keinen Anspruch haben und ein Bestimmungsbuch nicht ersetzen sollen. Neben zahlreichen Abbildungen im Texte zieren schöne Farbentafeln, die auf das biologische Moment große Rücksicht nehmen, den Leitfaden.

Dr. Thomés Flora von Deutschland, Österreich und der Schweiz. Band V und Folge: Kryptogamenflora (Moose, Algen, Pilze und Flechten), herausgegeben von Dr. W. Migula. Gera, Verlag von Friedrich von Zeschwitz. Lief. 80—90.

Ref. liegen die Lieferungen 80—90 des bekannten Werkes vor. Sie enthalten in ausführlichster Weise die Naturgeschichte der Basidienpilze, und zwar der Unterabteilungen der Hemibasidii und der Eubasidii. Wie die übrigen Hefte so schmücken auch diese künstlerisch ausgeführte Tafeln, die zum Teil prachtvoll koloriert sind. Bei dem großen Interesse, das der Pilzkunde entgegengebracht wird, kann man es gewiß nur mit Freude begrüßen, daß die Verlagsbuchhandlung sich bereit erklärt, die Abteilung „Pilze" ausnahmsweise einzeln abzugeben.

Wien. H. Vieltorf.

Darwin, seine Bedeutung im Ringen um Weltanschauung und Lebenswert. Sechs Aufsätze. Wilhelm Bölsche, Darwins Vorgänger; Bruno Wille, Wie die Natur zweckmäßig bildet; Eduard David, Darwinismus und soziale Entwicklung; Max Apel, Darwinismus und Philosophie; Rudolf Penzig, Darwinismus und Ethik; Fr. Naumann, Religion und Darwinismus. 123 SS.

Wie schon 1901 (Progr. der k. k. Staats-Oberrealschule Wien XV), muß Ref. sich auch hier wieder ganz entschieden gegen die Bezeichnung „Darwinismus“ für die Abstammungslehre erklären. Unter den von Bölsche genannten Vorläufern wird Meckel vermißt; sonst ist Verf. ziemlich vollständig, so daß er sich selbst eigentlich gegen den Namen „Darwinismus“ aussprechen müßte; aber der von ihm S. 20 gebrauchte Name „Lamarckismus“ kann ebenfalls nicht akzeptiert werden. Was jedoch die natürliche Zuchtwahl anbetrifft, so ist das von Wells und Mathew gegebene so belanglos, daß man diesen Teil der Darwinschen Ausführungen wohl kaum auf „Vorgänger“ zurückführen kann. Nicht, daß Darwin seine Vorgänger nicht kannte oder aber nicht beachtete, ist wesentlich, sondern die Summe des Neuen, das geboten wird; durch populäre Darstellung einer fertigen Theorie, selbst wenn hiedurch die Verbreitung derselben gefördert und dieselbe zum Gemeingut wird, erlangt man noch nicht das Recht, seinen Namen dieser Theorie aufzuprägen. Wenn Bölsche behauptet, Darwin wäre durch die Beweismethode Lamarcks abgeschreckt worden (S. 7), so erweist er ihm dadurch einen schlechten Dienst, denn Lamarck, wie Geoffroy St. Hilaire und Meckel haben durch ihre Beweise die Abstammungslehre wissenschaftlich begründet.

Unrichtig ist daher die Behauptung Willes, daß Haeckel die Keimesgeschichte als eine Rekapitulation der Stammesgeschichte „im Sinne Darwins“ (S. 43) ansah; ebenso unrichtig, wenn E. David die Abstammungslehre als „die Lehre Darwins und seiner Nachfolger“ (S. 45) bezeichnet, oder gar, wenn Apel von der „Begründung der Entwicklungslehre durch Ch. Darwin“ (S. 68) spricht und wenn er ihn als den „Entdecker eines unermeßlichen Neulandes der Wissenschaft“ (S. 69) bezeichnet. Aber völlig korrekt beginnt Naumann: „Darwin war ja gar nicht der Erfinder einer neuen Weltansicht, sondern nur ihr Vollender in einer bestimmten Hinsicht“ (S. 99).

Daß manche Behauptungen in den verschiedenen Aufsätzen sich widersprechen, ist nicht zu vermeiden: es sind eben mehrere Verfasser. „Alle wahre Naturwissenschaft ist Philosophie und alle wahre Philosophie ist Naturwissenschaft“, sagt Penzig (S. 83); aber „jede Vermischung von Philosophie und Naturwissenschaft trübt das Bild der Wahrheit“, behauptet der Philosoph Apel (S. 65) und über diesen Satz wird wohl der Nicht-Hegelianer und der naturwissenschaftlich gebildete Gelehrte bedenklich den Kopf schütteln.

Was Wille (S. 44) über die „Mneme“ in der Natur sagt, gehört in die alte Streitfrage über den Instinkt; durch einen neuen Namen wird der Sache nicht gedient und Reflexbewegungen in dieser Weise zu deuten, kann auch kaum als ein Fortschritt erklärt werden.

Es würde zu weit führen, alle ungerechtfertigten Behauptungen Davids in seinem Aufsatze widerlegen zu wollen. Seine Ansichten über ärztlichen Ehekonsens, antikonzeptionelle Mittel, sexuelle Belehrung der Jugend (S. 59), Nacktkultur (S. 60) sind so sezessionistisch und subjektiv gefärbt, seine Behauptung, daß die Kartelle, in denen die Unternehmer „wirtschaftliche Individualrechte aufgegeben .... zum Zwecke der Ausschaltung des Konkurrenzprinzipes ....., so daß dabei „die Tugenden der Solidarität zu Ehren kommen (S. 64) so eigenartig und antisozial, daß sie eine gründliche Abweisung herausfordern.

Was in dem Aufsatze von Penzig, der manches Gute bringt, noch fehlt, wird dem Leser in dem sehr empfehlenswerten Schlußaufsatz ge-

boten. Hier nur einige Proben der wirklich geistreichen Auffassung: „Nehmen wir an, daß wir die Geschichte der menschlichen Werkzeuge zu schreiben hätten .... von den alten Mühlsteinen an bis zu den Maschinen der neuesten Weltausstellung.... Zunächst würden alle diese Werkzeuge und Maschinen uns wie lauter vereinzelte Körper vorkommen... dann findet sich der Mann, der alle Werkzeuge in Klassen unterbringt... Hinter dem Manne der Klasseneinteilung aber kommen Kritiker, die finden merkwürdige Gebilde ausgestorbener und lebender Werkzeuge, die in keine Klasse passen wollen.... einer hat die Denkphantasie, um den Generalstammbaum aller Werkzeuge und Maschinen überhaupt als möglich zu entdecken....“ (S. 115/6). „Es ist eine Geschichte voll von dramatischer Spannung und voll von Anregung und Wahrheit. Nur ist es nicht die ganze Wahrheit, denn hinter der Geschichte des Werkzeuges steht die Geschichte des menschlichen Geistes.... Auch hinter der Gattungsgeschichte der organischen Wesen liegt eine Seelengeschichte...“ (S. 117), so daß Naumann die Beziehungen zwischen Abstammungslehre und Ethik viel richtiger und *sit venia verbo* ethischer ausspricht, als Penzig in seinem vorangehenden Aufsatz.

Wien. N. Herz.

Programmenschau.

34. Dr. Leon Hoffmann, Die Beziehungen des Königs Przemysl Ottokar II. von Böhmen zu Schlesien und Polen.
Progr. des k. k. II. Staats-Gymnasiums in Czernowitz 1909. 43 SS.

Die Arbeit bietet eine wesentliche Ergänzung zu Theodor Lösches unter demselben Titel im XX. Bande der Zeitschrift für Geschichte und Altertum Schlesiens erschienenen Abhandlung, die aber nur die letzten Jahre der Regierung Ottokars berücksichtigt hatte. Sie gibt unter sorgsamer Benützung des einschlägigen Quellenmaterials und der neueren Literatur eine zusammenfassende Darstellung der Beziehungen zwischen Böhmen und Schlesien und Polen; freilich treten diese nicht immer in der wünschenswerten Deutlichkeit hervor, wie es bei dem etwas lückenhaften Quellenmaterial auch kaum anders möglich ist.

35. Dr. Ed. Traversa, War Konrad, Herzog von Schlesien und Herr von Sagan, Patriarch von Aquileja?
Beitrag zur Geschichte des Patriarchates von Aquileja im XIII. Jahrhundert. Progr. des k. k. Staats-Gymnasiums im VIII. Bezirke Wiens 1909. 27 SS.

In der vorliegenden Abhandlung beschäftigt sich der Verf. mit der Angabe, die sich in Julians Annales Forojulienses zum Jahre 1299 über die Wahl Herzog Konrads von Schlesien zum Patriarchen von Aquileja findet, eine Angabe, die von De Rubeis als unecht oder verderbt bezeichnet wurde. Zu dem Zwecke bespricht er zuerst das Leben und das Werk Julians, geht dann auf die Motive ein, die De Rubeis zu seiner Annahme bewegen und versucht, sie zu widerlegen. Der Versuch ist als gelungen zu bezeichnen; S. 27 werden die Resultate in fünf Punkten zusammengefaßt. Unangenehm wirken starke chronologische Irrtümer S. 4 Innocenz III. statt Innocenz IV. oder S. 16, wo Bonifaz VIII. im Jahre 1315 tätig ist. Auch der Stil läßt manches zu wünschen übrig.

36. Dr. Alois Pilz, Erzherzog Maximilian der Deutschmeister und seine Betätigung an der Nachfolgefrage unter Kaiser Rudolf II. Progr. des k. k. Staats-Gymnasiums in Mährisch-Neustadt 1909. 32 SS.

Der lesenswerte, gut geschriebene und auf guter Kenntnis der einschlägigen Literatur fußende Aufsatz gibt uns ein ansprechendes Bild von der Tätigkeit, die Erzherzog Maximilian in der Frage über die Thronfolge nach Kaiser Rudolf II. gespielt hat. Die frühere Zeit Maximilians hätte, zunächst schon der Charakteristik dieses Erzherzogs wegen, etwas eingehender behandelt werden sollen. Im allgemeinen sind die trostlosen Zustände in den Ländern Rudolfs II. und die Versuche, ihnen abzuhelfen, in durchaus sachgemäßer Weise geschildert. Am besten kommt — und mit Recht — der biedere Erzherzog weg.

37. Anton Gnirs, Eine Abrechnung über Ausgaben und zugehörige Einnahmen für das Söldneraufgebot Friedrichs III. im Krainer Krieg. Progr. der k. k. Staats-Realschule in Pola 1909. 7 SS.

Bei der Neuordnung des Archivs im Landesmuseum in Görz wurde eine dem XV. Jahrhundert angehörige Papierhandschrift gefunden, die den mittleren Teil eines Rechnungsbuches aus der Zeit des Kampfes Friedrichs III. mit Albrecht VI. und Ulrich von Cilli enthält. Es findet sich darin ein Verzeichnis jener Söldner, die 1442 zur Verteidigung Laibachs und anderer fester Plätze Krains gegen Ulrich von Cilli aufgeboten wurden. Der erste Teil des Fragmentes bietet, wie der Herausgeber bemerkt, einiges Material zur Geschichte des Söldnerwesens und speziell der landesfürstlichen Heeresverwaltung in Krain. Reicher ist sein Inhalt an kleinen Beiträgen zur Topographie, zur Geschichte des Steuerwesens, des Vizedomamtes und der wirtschaftlichen Verhältnisse in Krain. Das Buch wurde von Franz v. Strassau (Strassoldo) angelegt. Die Mitteilung kommt jedesfalls erwünscht.

38. Dr. Heilsberg, Die Bedeutung des Zufallsbegriffes in der Geschichtswissenschaft. Progr. der Kaiser Franz-Josef-Staats-Realschule in Plan 1909. 26 SS.

Die vorliegende Studie behandelt mit Geschick ein Thema, das in den letzten Jahren von maßgebenden Gelehrten vorgetragen wurde und dem er, wiewohl seine Untersuchung „den Ergebnissen älterer Forschung nichts wesentlich Neues hinzuzufügen weiß", doch manche interessante Seite abgewinnt. Ref. hat in den Ferialvorträgen im Sommer 1908 den Gegenstand gleichfalls behandelt und ist im wesentlichen zu ähnlichen Resultaten gekommen.

39. Josef Jenko, Kaiser Konstantin der Große als Gesetzgeber. Progr. des k. k. Franz-Josef-Staats-Gymnasiums in Sereth 1909. 37 SS.

Die fleißige Arbeit gibt eine Übersicht über die gesetzgeberische Tätigkeit des Kaisers und seine Motive. Ganz richtig wird bemerkt, daß er seiner Gesetzgebung den Stempel des Christentums vor allem durch seine Religionsgesetze, dann aber auch durch zahlreiche Verordnungen aufdrückte, die sich auf das Straf-, Privat- und Prozeßrecht beziehen;

was dann im einzelnen ausgeführt wird. So sind wir auch mit den Schlußfolgerungen einverstanden: Die Gesetze Konstantins lassen der Wirksamkeit der rechtgläubigen Kirche freien Spielraum und schützen sie vor Heterodoxie. Sie atmen den Geist der Gerechtigkeit und Strenge, der Milde und Humanität; denn sie haben den Zweck, im Sinne des Christentums die Lage der Sklaven und der Unglücklichen zu verbessern, die Würde und das Ansehen des weiblichen Geschlechtes zu befördern, das Laster auszurotten und die Sittlichkeit zu heben.

Graz. J. Loserth.

---

40. R. Geiger, Die Ortler Alpen. Progr. der deutschen Landes-Oberrealschule in Kremsier 1908 und 1909. 28 und 39 SS.

Die beiden Programmabhandlungen sind die Fortsetzung der Arbeit, die unter dem gleichen Titel im Jahre 1907 erschien. Der Verf. beschäftigt sich zuerst mit den Diluvialgebilden, den Karen und den Seen. Hieran schließt sich eine eingehende Betrachtung der gegenwärtigen Vergletscherung und der Höhengrenzen der Pflanzendecke und der menschlichen Siedlungen. Tabellen am Schlusse vervollständigen die anregende, mitunter auf eine etwas zu breite Basis gestellte Monographie der Gebirgsgruppe.

41. A. Pfreimbtner, Der Monte Maggiore Istriens. Progr. des k. k. Staats-Gymnasiums in Salzburg 1908. 42 SS.

In blütenreicher Sprache entwirft der Verf. ein anschauliches Bild von Land und Leuten in der Umgebung des Monte Maggiore. Wir folgen dem kundigen Führer auf seinen Wanderungen, deren Verlauf eine Übersichtskarte festhält, und genießen mit ihm die mannigfachen Eindrücke, welche die an Gegensätzen so reiche Landschaft bietet. Der Verf. selbst will nicht, daß an seine Arbeit der wissenschaftliche Maßstab angelegt werde. Es sei deshalb nur das eine hervorgehoben, daß dem wackeren Valvasor nicht alle Konversationslexika ihre Spalten verschlossen haben.

42. A. Groß, Neapel, seine Umgebung und der letzte Ausbruch des Vesuv (April 1906). Progr. des I. deutschen Staats-Gymnasiums in Brünn 1908. 19 SS.

Der Verf. schildert in anschaulicher Weise die Eindrücke, die er von Neapel und dessen Umgebung empfing. Besonders lesenswert sind die Beobachtungen, die er als Augenzeuge über den Ausbruch des Vesuv machte. Zu berichtigen wäre nur, daß im J. 79 n. Chr. das Land nicht „mit glühender Asche und Lavaströmen zugedeckt“ wurde. Lava scheint damals nur in sehr geringer Menge hervorgequollen zu sein. In seinen Angaben über den jüngsten Ausbruch weicht der Verf. insoferne von anderen ab, als er die „erste starke Eruption in Begleitung von Lavaausfluß“ in die Nacht vom 5. zum 6. April verlegt. In der Tat fanden bereits am 5. heftige Lavaausbrüche statt, nachdem bereits der 4. mit solchen schwächeren Charakters eingesetzt hatte. Die Stelle von „diesen Platz scheint“ bis „vom Leben noch schwerer machen“ (S. 11) erinnert an Raumer.

43. Dr. A. Tangl, Die Verteilung der Bevölkerung auf die Höhenzonen in Kärnten. Progr. des Kaiser Franz-Josef-Gymnasiums in Pettau 1908. 25 SS.

In mühevoller Arbeit werden die Areale der Höhenstufen berechnet und der Einfluß der vertikalen Erhebung auf die Verteilung der Siedlungen dadurch zu ergründen versucht, daß auf Grundlage des Spezialortsrepertoriums berechnet wurde, wie groß die Bevölkerungsziffer der ausgeschiedenen Höhenstufen ist. Aus der Division der Einwohnerzahlen durch die Arealsgröße ergaben sich die Werte der relativen Bevölkerung. So anerkennenswert die Untersuchung und die aus ihr abgeleiteten Schlüsse sind, sie verlieren dadurch an Wert, daß sie auf den Ergebnissen der Volkszählung von 1890 aufgebaut sind. Wenn der Verf. darauf hinweist, daß sich die Volkszahl von 1890 bis 1900 nur um 1·8% vergrößert hat, so muß dem gegenüber gehalten werden, daß sie sich doch bis zum Erscheinungsjahr der Arbeit neuerdings erhöht haben dürfte.

44. H. Michler, Stundenbilder aus der mathematischen Geographie. Progr. der k. k. Staats-Realschule im VI. Bezirke in Wien 1908. 22 SS.

Der Lehrvorgang wird in all seinen Einzelheiten praktisch vorgeführt. Methodisch und didaktisch im allgemeinen einwandfrei, läßt es das Lehrgebäude durchaus begreiflich erscheinen, daß der Gegenstand bei den Schülern der zweiten Klasse nicht bloß auf Verständnis, sondern auch auf lebhaftes Interesse rechnen kann, sobald es der Lehrer versteht, ihn derart anschaulich zu gestalten, wie es in der vorliegenden Arbeit geschieht. Vielleicht trägt diese dazu bei, die Zahl derer zu verringern, die vor diesem Teile der Lehraufgabe als einer Danaidenarbeit zurückschrecken.

Wien. J. Müllner.

---

45. P. F. Schwab, Meteorologische Beobachtungen des oberstschiffämtlichen Forstmeisters Simon Witsch zu Grünau in Oberösterreich 1819—1838. Progr. des k. k. Obergymnasiums der Benediktiner zu Kremsmünster 1907. 59 SS.

Ein interessantes meteorologisches Tagebuch, das sich im Archiv von Scharnstein vorfand und das das Stift Kremsmünster durch den Direktor seiner Sternwarte der Öffentlichkeit übergibt. Simon Witsch, vom Jahre 1804 an bis zu seinem Lebensende, den 21. September 1838, als k. k. Forstbeamter und Forstingenieur in Grünau angestellt, einem Dorfe in Oberösterreich östlich vom Traunsee an der Alm, einem Abfluß des Almsees, gelegen, hatte die Wichtigkeit meteorologischer Beobachtungen für die Forstwirtschaft erkennend vom Jahre 1819 angefangen ein Tagebuch angelegt, in welchem er regelmäßig täglich, sogar von 1821 an, dreimal täglich den Stand des Thermometers, die Richtung der Winde notierte, ferner genauere Aufschreibungen über den Charakter des Wetters eines jeden Tages, über Bodenfrost, Reif, Niederschläge, Gewitter und Stürme machte.

Prof. P. Schwab unterzieht diese Aufzeichnungen einer interessanten Diskussion, welche ihm Gelegenheit gibt, das Klima des eng von Bergen eingeschlossenen Tales von Grünau mit dem von Kremsmünster, Windischgarsten, Ischl und Ebensee zu vergleichen. Im vorliegenden ersten Teile der Veröffentlichung werden die Wärmeverhältnisse und die Beobachtungen über die Niederschläge, d. h. ihre Häufigkeit, ihre Perioden und die Zahl der Nebel- und der heiteren Tage besprochen.

46. Dr. August Mader, Veränderliche Sterne. Progr. des k. k. deutschen Staatsgymnasiums in Brünn 1907. 20 SS.

Der Verf. gibt in seiner lesenswerten Abhandlung einen kurzen und doch ziemlich vollständigen Bericht über ein interessantes Kapitel der theoretischen Astronomie, nämlich die veränderlichen Sterne, beschreibt, wie diese nach der Methode der Stufenschätzung beobachtet werden, definiert den Begriff einer photometrischen Sterngröße, gibt eine Erklärung des Dopplerschen Prinzipes und, was besonders interessant ist, auch eine einfache Auseinandersetzung der Bahnbestimmung der veränderlichen Sterne vom Algoltypus, die, wie bekannt, erst in jüngster Zeit als Doppelsterne erkannt wurden.

47. Franz Bidner, Über astronomische Dämmerung. Progr. der Landes-Oberrealschule zu Römerstadt 1907. 24 SS.

Die Abhandlung des Verf.s ist eine kurze, aber doch ziemlich vollständige Monographie über die Dämmerungserscheinungen. Nach einer kurzen historischen Übersicht läßt der Verf. zunächst eine Beschreibung dieses Phänomens aus dem bekannten Werke von Bezold folgen, hierauf kommt ein Versuch ihrer Erklärung, eine Schilderung der anomalen Dämmerungserscheinungen, die mit dem Ausbruch des Vulkans Krakataua im August 1883 in Zusammenhang stehen, endlich eine Behandlung des mathematischen Problems der kürzesten und ganznächtigen Dämmerung mit den Schlußformeln von Johann Bernoulli und zum Schlusse die Beziehungen dieser Erscheinungen zur Wetterprognose nach dem bekannten Lehrbuche der Meteorologie von Kämtz.

Karolinenthal. Dr. Oppenheim.

Eingesendet.

Aufenthaltstausch.

Der als pädagogischer Fachschriftsteller bekannte Lehrer Karl Paulsen wandte sich gelegentlich eines Leitartikels, den er der kürzlich erschienenen Schrift „Der Schulstaat“ im Vereinsorgan des dänischen Lehrervereines „Folkeskolen“ widmete, an den Autor dieser Schrift mit der Anfrage, ob sich nicht Lehrer in Österreich bereit finden würden, einen Monat ihrer Ferienzeit in Dänemark bei einem Kollegen zu verbringen, um dadurch Land und Leute kennen zu lernen, und dem Gastfreunde dann Revanche zu bieten. Paulsen nennt dies einen „Aufenthaltstausch“ und denkt, daß solche weitere Ferienreisen durch derartige Verbilligung erst ermöglicht würden.

Er selbst schreibt darüber: „Wäre es nicht möglich, einen Aufenthaltstausch zu veranstalten, so daß z. B. ein Lehrer aus Wien bei einem Lehrer in Dänemark einen Ferienmonat wohnte und im nächsten Jahre der Däne Gast bei seinem österreichischen Kollegen sein könnte? Das Reisen ist heutzutage nicht teuer und der Aufenthalt wäre auf diese Weise kostenlos. Viele dänische Lehrer würden glücklich sein, einen Monat an der schönen blauen Donau oder anderswo in angenehmer Gegend verbringen zu können, und gleichzeitig die deutsche Sprache näher kennen zu lernen. Wir haben in Dänemark einen wunderschönen Sommer, Wald und Meer fast überall, und die Dänen sind ein gemütliches und harmloses Volk. Und in Schweden und Norwegen ist es noch

schöner. Ist es nicht eines Versuches wert, ob sich dieser Plan realisieren ließe?!" Jene Lehrer oder Professoren, die von dieser Anregung Gebrauch zu machen wünschen, mögen sich brieflich an Johannes G. Barolin, Wien VII/1, Apollogasse 8, wenden. Um die Beantwortung zu erleichtern, wäre es angezeigt, nachfolgende Aufklärungen zu geben: Vor- und Zuname, Alter, Tätigkeit als Volksschul-, Bürgerschul- oder Mittelschullehrer und Wohnort während der Ferien, ferner noch besondere Wünsche oder Forderungen.

I. österreichischer musikpädagogischer Kongreß, Wien 1911.

In Wien wird im Mai 1911 der I. österreichische musikpädagogische Kongreß tagen. Dem Vereine der Musiklehrer an den Lehrerbildungsanstalten Österreichs gebührt das Verdienst, die Anregung zur Abhaltung des Kongresses gegeben und die Vorarbeiten hiezu in Angriff genommen zu haben. Das für den Kongreß gebildete Exekutiv-Komitee besteht aus hervorragenden Musikpädagogen und Vertretern der musikalischen Korporationen Wiens. Das Ehrenpräsidium hat der Präsident der k. k. Akademie für Musik und darstellende Kunst Dr. Karl Ritter von Wiener übernommen. Zum Präsidenten des Komitees wurde k. k. Professor Hans Wagner, zu Vizepräsidenten die Professoren Franz Haböck (k. k. Musikakademie) und W. Chladeck (Pädagogium) gewählt. Das k. k. Unterrichtsministerium und der niederösterreichische Landtag haben den Kongreß durch namhafte Geldsubventionen und durch Entsendung eines Delegierten in das Komitee gefördert. Ein großes, aus Musikpädagogen aller österreichischen Kronländer bestehendes allgemeines Komitee hat sich zum Zwecke der Förderung der Bestrebungen des Kongresses gebildet. Die bereits vorliegende Kongreß-Einteilung gliedert sich in folgende Sektionen: 1. Pädagogik und Methodik des Musikunterrichtes. 2. Organisation des Musikunterrichtes. 3. Prüfungs- und Berechtigungswesen. 4. Soziale und Standesfragen. Hauptprogrammpunkte des Kongresses werden die Reform des Schulgesangunterrichtes und die Gründung eines österreichischen musikpädagogischen Verbandes bilden. Aus Anlaß des Kongresses werden hervorragende künstlerische Aufführungen und gesellschaftliche Veranstaltungen stattfinden. Unter anderem sind in Aussicht genommen: Ein Konzert der Wiener Philharmoniker, eine Vorstellung in der k. k. Hofoper, ein Kammermusikabend und ein Empfang im Rathause der Stadt Wien. Mit Befriedigung kann festgestellt werden, daß das Interesse für den Kongreß in den Fachkreisen Österreichs ein sehr lebhaftes ist und die Zahl der Anmeldungen von interessanten Referaten bereits eine beträchtliche Höhe erreicht hat. Nähere Auskünfte über den Kongreß erteilt der Präsident Prof. Hans Wagner, Wien III/2, Sofienbrückengasse 12.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Zu Ennius.

(Johann Vahlen, zum 80. Geburtstag gewidmet).

Die Redaktion der Zeitschrift, die Sie, hochverehrter Herr Geheimrat, vor mehr als einem Menschenalter vorbildlich und förderlich mitgeleitet haben, glaubte, Ihren heutigen, nur wenigen bevorzugten Sterblichen gegönnten Festtag nicht ohne ein Zeichen dankbaren Gedenkens vorübergehen lassen zu sollen. Sie handelt damit auch im Sinne vieler ihrer Mitarbeiter, sowohl der stattlichen Garde österreichischer Hoch- und Mittelschullehrer, die noch selbst aus dem Gehalte Ihrer Vorlesungen und der heilsamen Zucht Ihrer Seminarübungen viel Wertvolles für ihre praktische und literarische Betätigung gewonnen haben, als auch des immer größer werdenden Heeres Ihrer „Enkel- und Urenkelschüler", welche für die aus dem Munde Ihrer hervorragenden Schüler, so des schon dahingegangenen W. von Hartel, geflossenen Lehren sich Ihnen mitverpflichtet fühlen und denen der unerschöpfliche Quell Ihrer auch die entferntesten Felder der Altertumsforschung befruchtenden gelehrten Forschung außer methodischem Gewinn reiche philologische Anregung und Aufklärung spendet.

Wir alle, denen Sie direkt oder indirekt die schuldige Achtung vor der oft verkannten Überlieferung und die liebevolle Beobachtung der Schriftstellereigentümlichkeiten eingeprägt, insbesondere aber das ideale Ziel der philologischen Kleinarbeit, die alten Literaturwerke in ihrer ursprünglichen Form wiederherzustellen, nach ihrem wahren Gehalt zu erfassen, mitempfindend zu genießen und für die Gegenwart zu verwerten, vor Augen gerückt und erhellt haben, vereinen uns heute in dem Wunsche, Sie mögen bei der Rückschau auf Ihre so ergiebige Lebensernte auch des Gefildes, das Sie über drei Lustren lang aufs emsigste und umsichtigste bebaut und gepflegt haben, nicht vergessen: vielleicht finden Sie zu unserer Freude, daß Ihr Schaffen in Wort und Schrift — auch unsere Zeitschrift birgt, abgesehen von den meist nur dem Kundigen bemerkbaren Spuren Ihrer hingebungsvollen Tätigkeit als Schrift-

leiters, viele höchst wertvolle Arbeiten und Anzeigen von Ihrer Hand — nicht fruchtlos gewesen ist, sondern ersprießlich nach- und fortwirkt.

Daß ich heute aus den Reihen Ihrer „Enkelschüler" hervortrete, um Ihnen einige schlichte Blättchen zu weihen, möge dadurch gerechtfertigt sein, daß mir durch ein glückliches, aber schweres Los die Stelle zuteil wurde, die Sie einst in unvergleichlicher Weise ausgefüllt haben, und daß mich meine mehrjährige Bemühung um die Vervollkommnung der von der k. preußischen Akademie geplanten neuen Frontoausgabe auch mit jenen Teilen Ihrer über alles Lob erhabenen Enniusausgabe urkundlich in Berührung brachte, die wir jenem auch Ihrer Ansicht nach öfters unverdient geschmähten Hauptvertreter des sogenannten Rokokozeitalters der römischen Kaiserzeit allein zu verdanken haben.

Vielleicht gelingt es mir, einen und den anderen Vers des Rudiners aus den uns durch die Ungunst des Geschicks recht kümmerlich überlieferten Resten seiner Annalen auf Grund erneuter Lesung des Palimpsestes, der auch nach der vorsichtigen Glättung und Scheuerung der Blätter noch immer genug schwierig zu entziffern ist, brauchbar zu ergänzen oder zu erklären.

Der V. 67 (Buch I, Fragment XL) der Annalen des Ennius lautet in Ihrer zweiten Auflage so:

Postquam consis .... se fluvius, qui est omnibus princeps.

Dazu besagt Ihre Anmerkung: '*In* consis .... se *quid lateat nescio,* consistit *Beckerus ephem. Marb.* 1849, *p.* 331'. Ferner bietet das von Ihnen beigegebene *testimonium* folgendes: 'Fronto de orat. p. 160 Nab. '*factum est : eodem hoc v(er)bo Enni . URMIAK...CA cla(udi) ait, factum est .. et (faci)nus com(memo)rabile : Tiberis est Tusce Tiber, quem iubes cludi . Tiber amnis et dominus et fluentium circa regnator undarum* (cf. Aen. VIII 77). *Ennius* ‹POSTQUAM CONSIS | IIIISEILUUIU . QU · OMNIB | . RINCEPS›' *Sic fere haec in codice legi B. Kuebleri officiosa voluntas mecum communicavit, qui omnib agnosci affirmat non omnium, ab Ennii autem versu tredecim fere litterarum spatio secreta esse quae insequuntur: qui subcivilia ait; quae si sic recte leguntur, possunt vera esse, ab Ennii certe versu sunt aliena*'.

Sie waren danach mit Recht bestrebt, Nabers lückenhafte und zweifelhafte Angaben (S. 160) durch B. Küblers Nachprüfung der Stelle zu ergänzen und zu sichern. Ich freue mich versichern zu können, daß Kübler richtig *omnib(us)* statt *omnium* gelesen hat. Nur scheint mir die Endsilbe *bus* (im Palimpsest durch die Sigle B· ausgedrückt) schon von alter (wohl von erster) Hand aus *um* (U¯) verbessert zu sein; die zweite (m^2) hat unmittelbar anschließend auf dem Rand US ausgeschrieben und ebenso schattenhaft noch AQUIS EST hinzusetzt, ferner aus einer anderen Handschrift *(ex al.)* ein bei gutem Licht noch sichtbares *omnium*

aquarum darüber gesetzt. So erklärt sich Mais Angabe *omnium* leichter; er hatte eben diese wahrscheinlich erste Schreibung allein wahrgenommen oder für richtig gehalten. Das von Ihnen herangezogene Zitat aus Ciceros Orat. 161: *Sic enim loquebamur 'qui est omnibu' princeps', non 'omnibus princeps'* bestätigt aber die Ursprünglichkeit des Dativs.

Auch die übrigen Angaben Küblers sind zwar an und für sich zutreffend [1]) oder wenigstens erklärlich, aber natürlich ohne nähere Vertrautheit mit den Eigenheiten der Hände des Palimpsestes gemacht, der sich zumal auf dunkleren Seiten nichts mühelos abringen läßt.

Doch scheint es mir zum Verständnis des Zusammenhanges nötig, auch das unmittelbar Vorhergehende anzuführen. Fronto empfiehlt seinem kaiserlichen Schüler Mark Aurel Proprietät, Einfachheit und Natürlichkeit im Ausdruck und führt einige Beispiele für nicht nachahmenswerte Redeweise, so für mißverstandene oder übertreibende Verwendung von Lesefrüchten, an. Er zitiert u. a. folgenden Satz aus einer Deklamation, der bei Mai und Naber (S. 160, Z. 9 ff.) unverständlich so lautet: *Gallicanus quidam declamator cum Macedones deliberantis, Alexandro morbo mortuo, an Babylonem .... quid si utens, com ..... nes, inquit.* Daran schließt sich der obige Text von *Factum est* bis *ait,* nur mit dem Unterschiede, daß Naber *Ennius: P o s t q u a m c o n s i s t i t f l u v i u s q u i c m n i u m p r i n c e p s, q u i s u b c a e r u l e o, ait* liest und daß er zu *consistit* als Lesung seines Gewährsmannes Du Rieu: *'Cod. CONST..TI, sed litterae fugaces'*, ferner zu *caeruleo: 'Cod. c i v i l i a. Correxit Ilbergius'* anmerkt, endlich zu der ersten lückenhaften Stelle die Ergänzungsversuche *an Babylone m⟨anerent⟩* und *com⟨mode mo⟩nes* macht. Mai hatte im folgenden an ein Zitat aus einem Edikt Mark Aurels anläßlich seiner Eindämmung des Tiberflusses gedacht und als Vorbild auf den auch von Ihnen verwerteten Vergilvers (Aen. VIII 77) *Corniger Hesperidum fluvius regnator aquarum* verwiesen. Naber bezweifelt aber die Richtigkeit jener Ansicht Mais mit den Worten: *Non opinor Maium intellexisse quid Fronto dicat; erunt fortasse aliquando qui hanc paginam expediant: equidem operam perdidi.*

Ich will gleich meine Lesung der vielfach durchlöcherten und meist schwierig lesbaren Seite 349 des Ambrosianus von *Gallicanus* bis *ait* (Naber S. 160, Z. 9 ff.) so mitteilen, daß ich die fraglichen Zeilen aus der Unziale mit *scriptura continua* in Minuskel mit Worttrennung und Interpunktion umschreibe, die minder sicheren Buchstaben suppungiere, die ausgefallenen oder abgebröckelten Zeichen in Spitzklammern setze und nur die wich-

[1]) Ein bloßes Druckversehen ist offenbar *Tusce Tiber* für *Tusce Tiberis,* wie Mai und Naber in Übereinstimmung mit dem Palimpsest bieten.

tigsten Bemerkungen über die sonstige Erhaltung beifüge; für die übrigen Einzelheiten muß ich auf den Apparat meiner in Vorbereitung befindlichen größeren Ausgabe verweisen.

Ambros. S. 349, I. Spalte, Z. 14 ff.:

.... Gallicanus quidam
15. *declamator, cum Macedones deliberarent Alexa(n)dro morbo mortuo, an et Babylonem perverte⟨re⟩nt*[1]*: 'Quid, si operas conduc⟨iti⟩s leones?'*[2]*) inquit. Is⟨te⟩ et superbe:*
20. *'Factum est'; eod⟨e⟩m hoc ve⟨r⟩bo Enni: 'Vobis lustra⟨tis⟩'*[3]*, exclamavit*[4]*, 'factum est, fac-*[5]
24. *tum est opus*[6]*) inex(supe)-*
II. Spalte, Z. 1 *rabile*[7]*):*
Tiberis est, Tusce[8]*), Tiberis, que(m) iubes cludi*[9]*): Tiber amnis et dominus et fluentium*
5. *circa regnator undarum'; Ennius: 'Pos aquam*[10]*) consis-*[11]*) tit isti*[12]*) fluvius, qui omnib(us)*[13]*) princeps*[14]*),*
9. *Qui*[15]*) sub ovilia*[16]*),' ait.*

---

1) Durchlöchert. — 2) *cond* (wohl aus *eleg)uc ... s leo | nes* m[1] c. *hyae | nas* m[2]. — 3) über *bo Enni* schreibt m[2]: *in al. graviore sensu;* dann *lustra⟨tis⟩* m[1], *Quirit⟨es⟩* m[2], über der Zeile: *(ex al. quiri)tib.* m[2]. — 4) von m[2] oberhalb *ex al. peroravit.* — 5) *facta est, per* m[2] *(fac* von m[2] radiert und durch *per* ersetzt), darüber *ex al. per.* — 6) von alter Hand in *tum facinus* geändert; *fecta canalis* m[2]. — 7) *inex(supe)|rabile* (3. und 4. Silbe nicht sicher) m[1], m[2] dafür *tali mole prae | stabilis* (so wohl auch über der Zeile). — 8) *Tiberi est Fusce* oder *Tiberi es fauste* m[2] im Text verbessert, oberhalb eine unsichere Variante. — 9) *claudi* m[2]. — 10) *posa* (dann in *t* verändert)*quam* m[1]; *retro iam* m[2] im Text; über der Zeile *ex al. (sen)su duro pressit* und darüber: *ex al. retro ad arida.* — 11) *consis* in *consti* m[1]; *constare* anfangs m[2], dazu *ex al. constare.* — 12) *tit isti* m[1]; *it ipse* (oder *ipso*) zuerst m[2], dann tilgt sie *constare* und ändert *substat* (*tat* über der Zeile). — 13) *omnib.* aus *omniu*¯ m[1]; *omnibus aquis est* m[2]; oberhalb *ex al. omnium aquarum.* — 14) Raum von m[1] frei; m[2] schattenhaft: *i. al. fluvius princeps fere Italiae* (scheint aus *terrae* geändert). — 15) *civilia* wohl schon von m[1] in *ovilia* verbessert; über der ganzen Zeile von m[2]: *in al. urbis Romae saxis Palatini inhabitasse feruntur.*

Zunächst halte ich den Wortlaut des ersten Beispieles im wesentlichen für gesichert. Bei der wahrscheinlichen Lesung der ersten Hand *leones* möchte ich mich beruhigen; zwar ist die Korrektur *hyaenas* der zweiten, welche uns, wie ihre vielen Varianten (zumeist mit vorgesetztem *i. a.* oder *in al.*, auch *ex al.* = *in* oder *ex alio codice*) bestätigen, die Lesungen mindestens einer anderen Frontohandschrift aufbewahrt hat, noch wirkungsvoller, aber vielleicht doch nur ein alter Versuch, die erste Lesart zu überbieten. Als dazugehöriges Zeitwort ist mir jetzt *conduc⟨iti⟩s* höchst glaublich, obwohl schon die erste Hand anfangs eine Form von *eligere* hatte setzen wollen. Der Raum der Lücke und kleine noch vorhandene Reste lassen nur das lebhaftere Präsens, nicht das Futur *(conducetis)* zu.

Weiter ist durch die bisher nicht gelesenen Übergangsworte *Is⟨te⟩ et superbe* sowie durch *exclamavit* (nicht *claudi ait*) festgestellt, daß die Worte von *Vobis lustratis*[1]) bis *fluentium circa regnator undarum* nicht aus einem Edikt Mark Aurels, sondern von dem gleichen hochtrabenden und schwülstigen *Gallicanus quidam declamator* herrühren. Fronto will wohl besagen, daß dieser das bei Ennius m. E. in unmittelbarer Verbindung mit dem folgenden Annalenzitat gebrauchte *Factum est* übertrieben häufte und auch sonst die einfache Ausdrucksweise seines Vorbildes überbot. Hievor warnt gleich im Anschluß daran (S. 161, Z. 1 Naber) Fronto seinen kaiserlichen Schüler: *Peritia opus est, ut vestem interpolem a sincera discernas. Itaque tutissimum est lectionibus eiusmodi apstinere* (so statt *huiusmodi a.*). *Facilis ad lubrica lapsus est.*

Von den Varianten zu jener zweiten Äußerung des Deklamators ist bemerkenswert, daß der Korrektor (*m.*[2]) *factum est, factum est opus,* wie ich zu sehen glaube, in *facta est, perfecta canalis* geändert zu haben scheint. Dies ist aber nicht die ursprüngliche Lesart, sondern vielleicht nur eine Art Erklärung; denn die vorausgehenden Worte Frontos besagen deutlich, daß es sich um die Anwendung des Ennianischen *Factum est* handelt. Die Züge des Palimpsestes begünstigen ferner das von Naber vermutete *⟨faci⟩nus commemorabile* nur zum Teil; denn *est opus* dürfte allerdings von alter Hand, die von der ersten oft kaum zu unterscheiden ist, in *facinus* abgeändert worden sein, aber *commemorabile* kann ich nicht erspähen; es liegt danach auch kein Anklang an Terenz Haut. 314 *(Non fit sine periclo facinus magnum nec memorabile)* vor. Von dem ursprünglichen Attribut sind nur die Silben zu Anfang und am Schluß fast ganz sicher (*in......rabịle;* das Livianische *inexsuperabile* ist mir immerhin am glaublichsten); denn die zweite Hand hat dafür in den Text selbst, diesen verdunkelnd, *tali mole*

---

[1]) Die Variante *Quirites* oder *Quiritibus* wird als *lectio facilior* zu beurteilen sein; beachtenswerter ist *peroravit* für *exclamavit.*

eingesetzt und darauf vermutlich *praestabilis* ausgebessert und dies noch als Variante angemerkt.

Die weitere Lesart der ersten Hand: *Tiberis est, Tusce, Tiberis, quem iubes cludi,* scheint eine Apostrophe kaum an die *Tusci* im Gegensatz zu den *lustrati (Quirites),* sondern an einen um die Tibereindämmung und Kanalisation Roms Verdienten, einen *Tuscus* oder *Etruscus,* vielleicht einen der beiden Tarquinier (Liv. I 38, 6; 56, 2) zu enthalten [1]). Man wird daher trotz der Erinnerung an Verg. Georg. I 499 *Tuscum Tiberim* oder ähnliche Stellen (Aen. VII 242, Hor. Sat. II 2, 33) weder *Tusce Tiberis* verbinden noch *Tuscus* ändern wollen. Auch die Korrekturen der zweiten Hand: *Tiberi, est, Fusce, Tiberis* und *Tiberi es, fauste Tiberis,* dürften nur Vorschläge sein, die aus dem Zusammenhang gerissenen Worte des Deklamators verständlicher zu machen. Was diesen selbst betrifft, so meine ich, daß der rügende Ton unserer Stelle nicht gut zu den bisherigen Vermutungen stimmt, es sei damit der von Fronto in dem 25. Brief des I. Buches *Ad amicos* freundlich mit *domine frater* angeredete *Squilla Gallicanus* oder der aus Arelate stammende Freund Frontos *Favorinus (Favorini nostri* S. 215, 18 Nab.; Gell. II 22, 12) gemeint.

Mit dieser Äußerung des Rhetors vergleicht nun Fronto das Enniuszitat. Es wird m. E. durch *Ennius* und *ait* sicher umgrenzt. Bei unserem Schriftsteller ist an *ait* in dieser Verwendung (in direkter Rede und ans Satzende gerückt) kein Anstoß zu nehmen. Gleich vorher (S. 160, Z. 7 fg. Naber) heißt es ja '*Iurisque datum sceleri eo*', *M. Annaeus* [2]) *ait;* denn so lese ich anstatt des seit Mai in unseren Texten stehenden offenbar falschen '*Iusque datum sceleri*', *Q. Annaeus ait.*

Fraglich ist in Ennius' Worten gleich das einleitende *Postquam*. So hat allerdings die erste Hand verbessert; aber das etwas stärkere *t* scheint aus *a* korrigiert zu sein, so daß ursprünglich *pos aquam* dagestanden haben dürfte. Die zweite Hand hat dafür mit feinerer Schrift *retro* (dies auch oberhalb der Zeile als handschriftliche Variante mit der Glosse *ad arida* eigens wiederholt) *iam* gleich in den Text hineinverbessert. Daß für un- oder mißverstandenes *pos(t) aquam* die Änderung *postquam* nahelag, ist klar, ebenso auch, daß sie wenig glücklich ist; denn das nach der Götterberatung plötzlich eintretende, an und für sich sowie für den Fortschritt der Handlung wichtige Ereignis wird Ennius formell nicht so ausgedrückt haben, daß er es in einen temporalen Nebensatz versteckt hätte. Das volkstümliche *pos* wird man zwar dem alten Dichter nicht völlig absprechen wollen, aber

---

1) Für *canalis* in diesem Sinne ist Plaut. Curc. 476 zu vergleichen.

2) Von *m.*[1] stand C. ᴀɴ | ɴᴀᴇᴠꜱ; *m.*[2] schrieb ẹo und ᴍ· oberhalb hinzu.

auffällig ist, daß es hier vor vokalischem, nicht konsonantischem Anlaut stünde. Die sprachliche Verbindung ließe sich allerdings prägnant, wie in unserem 'nach dem (Hoch)wasser' oder in verwandten Wendungen, so bei Cic. Epist. IV 4, Mitte: *post has miserias, id est postquam armis disceptari coeptum est de iure publico* und Sall. Iug. 55, 4 *post insidias Iugurthae* fassen, aber für den Singular *aqua* in diesem Sinne gibt Enn. Ann. 379 *aquae vis (fontium)* und der *Thes. l. L.* II 350 ff. keinen passenden Beleg.

Die darauf folgende Verbalform bietet zunächst ein mir deutliches *consti|tit* dar; die Kübler nicht erkennbaren *t* (τ) sind durch die noch sichtbaren ursprünglich vorhandenen Köpfchen und die Schweifung des Unterteils der Hasta gesichert. Die Perfektform ist aber eine Verbesserung von der Hand des ersten Schreibers für wohl früheres *consis|tit.* Er oder seine Vorlage dürfte wegen des vermeintlichen *postquam* das historische Präsens in das geläufigere Perfekt geändert haben. *Consistit* hat schon Becker in dem mir hier nicht zugänglichen oben zitierten Aufsatz vermutet. Die zweite Hand hat *consis* anfangs in *constare* verwandelt. Weiter zeigt der Palimpsest (nach *tit* der *m.*[1]) scheinbar ISϵTLUUIUS, wie Kübler las, aber bei näherem Zusehen erkennt man vor L die farblos gewordenen Charakteristika für ϝ. Mit *Ise (Isa) fluvius* würde sich auch ein hiesiger Lokalpatriot nicht beruhigen (über die Ips vgl. Mommsen zu C. I. L. III, p. 687); denn schon der Vergleich mit dem Beispiel des Deklamators lehrt, daß es sich hier um den Tiberfluß handelt. Ebensowenig kann der billige Gedanke befriedigen, die unfügsamen Silben seien nur Dittographie des voraufgehenden Verbalausgangs. Wiederholte Prüfungen der Stelle ergeben, daß ϵ aus τ verbessert und in dem sonst ungewöhnlich breiten Zwischenraum zwischen τ und ϝ, der nur durch eine hineinragende breite Hasta der jüngeren Konzilhand täuschend ausgefüllt wird, ein radiertes *i* stand: es bot also die erste Hand *isti;* die zweite aber hat zuerst das frühere *tit isti* zu *it ipse* (wahrscheinlich aus *ipso*) gemacht, sodann dieses nach Tilgung von *constare* in *substat* verbessert. Die Lesart *isti* kann Dativ sein („ihm zu Gefallen, ihm zulieb"), der sich wohl auf Iuppiter bezieht (vgl. für diese Verwendung von *iste* Ennius Varia 57 *Istic est is Iuppiter, quem dico*); formell wäre auch die Annahme eines alten Lokativs (= *istic* ohne das hinweisende *-ce,* wie *illi* Ter. Phorm. 91) möglich. Die anfängliche Lesung der zweiten Hand *constare it ipse (-o)* empfängt Licht aus der Verbindung *aqua constat* bei Cato (De re rust. 155, 2: *in fossis sicubi aqua constat aut aliquid aquae obstat*) sowie aus dem persönlichen Gebrauche bei Plautus (Curc. 290 f.: *Constant, conferunt sermones . . . Obstant, obsistunt*) und bietet weiter einen Beleg für den alten, besonders dichterischen Gebrauch des nach *ire* stehenden finalen Dativs (vgl. Enn. Var. 25 *Ibant malaci viere,* Ter. Phorm. 102 *eamus visere,* Prop. I 1, 12), der aber in solchen Verbindungen bekanntlich auch

noch in den romanischen Sprachen fortlebt. Die nachträgliche Verbesserung derselben Hand *retro iam substat*, das an *refluens substitit* in den Versen Vergils über den besänftigten Tiberfluß Aen. VIII 86 ff.:

> *tacita refluens ita substitit unda,*
> *mitis ut in morem stagni placidaeque paludis*
> *sterneret aequos undis*

erinnert, werden wir noch unten besprechen müssen.

Nach *princeps* fehlt von der ersten Hand nichts; denn ihre Gewohnheit ist es, bei Zitaten, Versanfängen und Sinnesabschnitten eine neue Zeile mit vorspringendem größeren Buchstaben zu beginnen, dabei aber die vorhergehende nicht auszufüllen. Hier ist, wie Kübler richtig bemerkte, der Raum für etwa 13 Buchstaben frei geblieben, ohne daß dies aber, wie gesagt, ein Zeichen für irgend eine Lücke des Enniustextes wäre. Einen Anreiz zu einer solchen Vermutung bieten freilich hier die, wie sonst oft, von der anderen Seite durchschimmernden Schatten beider Schriften, ferner eine von der zweiten Hand in kleineren Zeichen angefügte Bemerkung, die, durch *i(n) al(io)* eingeleitet, zwar nicht durchaus sicher ist, mir aber bei günstigem Lichte *fluvius princeps fere Italiae* (dies wohl aus *terrae* verbessert) darzubieten scheint.

Die neue Zeile des Zitates beginnt also mit *Qui sub*, worauf ursprünglich *civilia* geschrieben gewesen war. Dies hat schon eine alte Hand, vielleicht *m.*[1], dadurch in *ovilia* gebessert, daß sie *c* mit der Hasta des *i* zu einem Buchstaben verband. Die von Naber in den Text gesetzte geistreiche Vermutung Ilbergs *caeruleo* entfernt sich meiner Ansicht nach von den Zügen der Überlieferung etwas zu weit; auch erscheint in Ennius' Bruchstücken zwar *ad caeli caerula templa* (Ann. 49), *in caerula caeli templa* (Ann. 65) und *cava caerula* (Scaen. 292), nicht aber *caeruleum* substantiviert vom Himmel[1]) und für *sub caeruleo* bietet der *Thes. l. L.* III 107, 9 ff. überhaupt keinen Beleg. Man könnte nun, was die Erklärung von *ovilia* anlangt, vorerst an die Weiterbildung der besonders aus Vergil Aen. I 608 *polus dum sidera pascit* bekannten Metapher, des uns so geläufigen bildlichen Ausdrucks von den „Schäflein" am Himmelszelt, denken. Aber selbst bei Vergil ist die Grundbedeutung von *pascere*, das Weiden, Ernähren und Erhalten, noch klar und das Bild aus dem Zusammenhang selbst deutlich. Für Ennius dürfte eine solche Erweiterung und Abflachung des Tropus nicht ohneweiters anzunehmen sein, zumal da sich m. W. auch sonst weder *pascua* noch *ovilia* oder *stabulum* so übertragen gebraucht findet. Überdies würde man an

---

[1]) Auch in der verderbt überlieferten Varrostelle *De ling. Lat.* VII 48 (Ann. 9) ist *caeruleum* nicht substantivisch, sondern, wohl mit *corpore* verbunden, adjektivisch allerdings in nahe verwandtem Sinne gebraucht; der *Thes. l. L.* verzeichnet dieses Beispiel III 104, 20 als sicher.

unserer Stelle für *sub ovilia* den Ablativ erwarten. Und wenn auch die Größe des Tiberflusses bei Dichtern (so Verg. Aen. VIII 65, 330) gerühmt wird, so erscheint doch der bei solcher Auffassung von *ovilia* sich ergebende Gedanke, dieser sei für alle Flüsse oder gar Menschen unter dem Himmel der *princeps*, als eine rhetorische Übertreibung, die man bei der Art der Gegenüberstellung der beiden Stellen durch Fronto bei Ennius nicht erwarten darf; denn der Deklamator rühmt mit Vergil (Aen. VIII 77) weit zutreffender den Tiber nur als *amnis et dominus et fluentium* c i r c a *regnator undarum*. Eine attributive Erklärung der *omnes* ist jedenfalls sinngemäß. Da man zu *sub ovilia* ungezwungen nur ein Zeitwort der Bewegung, des Fließens oder Gehens, ergänzt, bezeichnet Ennius hier nach der wohl einfachsten Erklärung alle Flüsse oder fließenden Gewässer (*m.*[2] glossiert direkt das synonyme *aquae*), die, im Tiberstrome vereint, unter den damaligen Ansiedlungen dort, wo Rom einst erstehen sollte, dahinflossen. *Ovilia* heißen diese gewiß passend, vgl. auch Dionys. Ant. Rom. I 79 (nach Fabius Pictor) und Liv. I 4, 7 *(pueros) ad stabula Larentiae uxori educandos datos*[1]). Weniger natürlich will es mir erscheinen, *omnes* auf die Anwohner selbst zu beziehen, denen der vergötterte Tiberinus als *flumen sanctum* (Ann. 54) galt. Diese Auffassung der Stelle teilte offenbar der alte Enniuserklärer, dessen Worte hiezu der Palimpsest aus einer anderen Frontohandschrift uns noch aufbewahrt hat: *urbis Romae saxis Palatini inhabitasse feruntur*. Eine solche Deutung scheint sich mir für die hier geschilderten Anfänge Roms mehr zu empfehlen als die eher einer späteren Zeit zuzumutende, wonach *ovilia* auf die auf dem Marsfeld befindlichen Wahlstätten bezogen und *qui sub ovilia* als Umschreibung für *Quirites* gefaßt würde[2]). Mit jener Erklärung läßt sich *isti* als Dativ oder als Lokativ immerhin vereinigen. Das Ortsadverb konnte durch das folgende, unter anderem durch den Inhalt der beiden Relativsätze dem aufmerksamen Leser klar werden. Minder glaublich scheint es mir, daß in *qui* ein ungewöhnlicher Lokativ im Sinne von *ubi* vorliege und *subovilia* als Kompositum wie *subscalaria*, *suburbium* mit vorschwebendem *est* aufzufassen sei. Jedenfalls wäre der Bezug des Adverbs *isti* auf den zweiten Relativsatz hart und der Gedanke des dann zu allgemeinen ersten Attributivsatzes, wie gesagt, bedenklich. Auch *isti consistit, qui (ubi) sub ovilia* mit zu ergänzendem *agitur* oder *(fluit)* wäre schon an und für sich auffällig.

---

[1]) Von Faustulus, der nach Dionys. a. O. I 84 von den ältesten Ansiedlern des Palatinus, den Gefolgsleuten des Arkaderkönigs Euander, sein Geschlecht ableitete und ebenda Oberhirt des Amulius war (vgl. Liv. I 4, 6). Die Bezeichnung *ovilia* mag auch in Erinnerung an die primitiven ersten Behausungen, so die von Fabius Pictor bei Dionys. I 79 geschilderte *casa Romuli*, gesetzt sein.

[2]) Ähnliches gilt von dem Gedanken, in den Worten könnte *qui suovetaurilia (faciunt = lustrantur)* stecken; dagegen spricht auch das Metrum.

Es bezeugt also, um zusammenzufassen und abzuschließen, der Palimpsest m. E. folgende Fassungen der Enniusstelle:

m[1]: *Pos aquam* (korrigiert in *postquam*) *consistit* (in *constitit*) *isti fluvius, qui omnium* (in *omnibus*) *princeps, qui sub civilia* (wohl schon in *ovilia* verbessert);

m[2] anfangs: *Retro iam constare it ipso* (so wohl, dann in *ipse*) *fluvius, qui omnibus est princeps, qui sub ovilia;*

m[3] nachträglich: *Retro iam substat fluvius* usw.

Dabei sehe ich von den offenbar nur als Erklärung anzusehenden Zusätzen ab. Lassen nun diese zum Teil so voneinander abweichenden Lesarten den Rückschluß auf die ursprüngliche Fassung zu? Wir haben schon oben versucht, für die Echtheit der einen oder der anderen Variante Gründe sprachlicher und inhaltlicher Art vorzubringen, die Rücksicht auf das uns hier zu Hilfe kommende Metrum bietet vielleicht weitere Anhaltspunkte dar.

Die Lesung der ersten Hand ergibt zunächst nach der Einfügung von *est*, das Cicero und die zweite Hand verbürgen, von selbst:

Consistit[1]) *isti fluvius, qui est omnibu' princeps,*
Qui sub ovilia.

Die nach der wahrscheinlichen Überlieferung dieser Hand voraufgehenden Worte *pos aquam* würden aber, mit dem m. E. noch vorzusetzenden *Factum est* verbunden, auch bei Annahme der für Ennius bezeugten Dreisilbigkeit von *aqua* (Ann. 168, vgl. auch *Thes. l. L.* II 346, 84 f.) nicht den vollkommenen Schluß eines Hexameters ergeben. Berücksichtigt man, daß Ennius am Versende Klangfiguren liebt[2]) und die zweite Hand *iam* bietet, so ließe sich wohl noch am ehesten diese Fassung rechtfertigen:

— — — *Factumst : pos(t) aquam* ⟨*iam*⟩ usw.

Zwar wird sich über das Verhältnis der Hände zueinander erst dann ein sicheres Urteil fällen lassen, wenn alle Lesarten des uns erhaltenen Textes genau festgestellt und gegenseitig abgeschätzt werden können, aber ich glaube schon jetzt behaupten zu dürfen, daß die zweite Hand außer Erklärungen und eigenen Vorschlägen viele treffende, aus wenigstens einem anderen Frontokodex herrührende Verbesserungen der eigentlichen Niederschrift uns überliefert hat. Auch hier wollen mir ihre Fassungen mit den inhaltsschweren alten Verbindungen *retro iam constare it* und *retro iam substat* vor allem durch den sinngemäßen Gedanken als höchst beachtenswert erscheinen: auf das *profluere* und *eluere* erfolgt zunächst ein *retro ire* oder *refluere* und dadurch kommt es zum *substare* oder *constare*. Dieses, mit *ire* verknüpft, möchte ich nun als die seltenere und dichterische Verbindung für ursprünglicher halten als *consistere*. Ebenso fasse ich *pos aquam* als einen Er-

[1]) Für die Länge der Endsilbe vgl. u. a. Ter. Phorm. 9.
[2]) Ann. 201 *magnis dis*, 242 *clamque palamque*, 334, 405, 627 u. a.

klärungsversuch zu *iam* in den minder deutlichen Anfangsworten. Vor dem metrisch nicht recht fügsamen *ipse* scheint allerdings *isti* den Vorzug zu verdienen, aber für *ipse* war wahrscheinlich *ipso* geschrieben gewesen. Da dieses kaum im Sinne von *ipse* oder *sua sponte* zu fassen ist, könnte man darin einen Rest der alten Form *ipsus* sehen, die neben *fluvios (fluvius)* zu *ipso(s)* werden konnte. Kein ernstliches Bedenken erweckt die Betonung von *ipsús fluviús;* denn gleiche oder ähnliche Fälle finden sich bei Ennius nicht selten[1]). Die Lesart selbst ergibt zwar einen m. E. annehmbaren Gedanken: Der Flußgott geht von selbst daran, seine Wasser zum Stehen zu bringen, sie in sein Bett zusammenfließen zu lassen; er wartet die Verkündigung des Götterbeschlusses gar nicht ab, sondern kommt ihm wohlwollend entgegen, aber die metrische Form:

Factumst : retro iam
Constare it ips⟨us⟩ fluvius, qui est omnibu' princeps,
Qui sub ovilia

begünstigt diese Variante nicht, sicher weit weniger als die andere, die einen tadellosen Hexameter ergibt:

Factumst:
Retro iam substat fluvius, qui est omnibu' princeps,
Qui sub ovilia.

Substare ist darin fast gleich *substitisse*. Möglich, aber nicht nötig ist die Annahme der altertümlichen Gebrauchsweise von *substare* im Sinne von *subsistere*, wie sie bei Ter. Andr. 914 *Perii, metuo, ut substet hospes* begegnet und mit der die von *restare* (bei Ennius Ann. 504 *Illyrii restant sicis sybinisque fodantes*, Ter. Haut. 1009 *In qua re nunc tam confidenter restas* und in Inschriften *Resta viator*) parallel läuft. Vor allem aber scheint mir *refluens .. substitit* in den obigen Vergilversen diese Fassung als die ursprüngliche zu empfehlen. Den gewichtigen Gedanken hatte Ennius sprachlich zusammengepresst, worauf schon ein alter Erklärer mit den Worten *(sen)su* (kaum *versu*) *duro pressit* aufmerksam machen wollte, während Vergil, auch hier sein Vorbild freier nachahmend, dasselbe kaum ausführlicher, aber klarer wiedergab.

Doch ich muß schließen. Nehmen Sie, hochverehrter Herr Jubilar, diese Bemerkungen, die mich die gerade unter meiner Hand befindliche Frontoseite rasch skizzieren ließ, als das, was sie sein sollen, als eine anspruchslose Erinnerung an den heutigen Tag. Es würde mich sehr freuen, wenn Sie, der beste Enniuskenner, einige von den obigen Ausführungen billigten. Jedenfalls mag das Gebotene zeigen, daß die von dem umsichtigen Präfekten

[1]) Vgl. Ann. 24 *Quam prisci casci populi tenuere Latini*, 33 *Albai longai*, 3 *Nam latos populos*, 63, 82 u. a.

der Ambrosiana P. Ach. Ratti durchgeführte Glättung und Scheuerung auch dieser Seite nicht nur die Lesung der ersten Hand gefördert, sondern auch die bisher fast ganz verschüttet gewesenen oder übersehenen Rasuren, Verbesserungen und Varianten der zweiten etwas gehoben und halbwegs erkennbar gemacht hat. In ihrer Gesamtheit dürften aber diese mit den sie umrankenden alten Erklärungen nicht bloß für die Gestaltung und Geschichte des Frontotextes von Interesse und Wert sein.

z. Z. Mailand. Edmund Hauler.

Cato Maior, eine politische Tendenzschrift.

Eines der schönsten Denkmäler antiker Humanität ist und bleibt Ciceros Cato Maior. In anmutiger Form wird in diesem Werke eine allgemeine Frage behandelt, die, solange Menschen leben werden, an Interesse nicht verlieren wird. Dabei hat der Verfasser aus vollem Herzen, mit vollen Händen all das gespendet, was den Reiz und sittlichen Wert jener 'einheitlichen, bewußten Grundanschauung' bildet, in welcher Max Schneidewin (Die antike Humanität, Berlin 1897) das Wesen antiker Humanität erblickt. Und doch fluten unter dieser spiegelblanken, ruhigen Oberfläche starke Strömungen, auf welche die Ausgaben und Literaturgeschichten im allgemeinen nicht Rücksicht nehmen. Fürchten sie, durch ein tieferes Eindringen den ästhetischen Genuß zu stören? Aber so wie man den Wasserspiegel, der durch das Aufwirbeln des Grundes getrübt wurde, sich später wieder glätten sieht, so kann man nach erlangtem Einblick in die Tiefe stets wieder zur naiven Betrachtung der obenauf liegenden Schicht des antiken Humanismus zurückkehren.

Was bekommt man nämlich über den Cato gewöhnlich zu lesen und zu hören? Cicero habe sich und Atticus oder nur diesen von der Last des Greisenalters befreien wollen und deshalb dessen Verteidigung oder dessen Lob zu Papier gebracht. Als ob wir hier die Behandlung einer bloß akademischen Frage hätten und Cicero alles, was sich vielleicht für oder gegen das Greisenalter anführen ließe, zusammengestellt hätte. Theodor Maurer (Fleckeisens Jahrb. f. klass. Philol. 129, S. 386—390) behauptet sogar, Cicero habe das Ideal eines Greises darstellen wollen. Ja viele beurteilen die Schrift nur vom ästhetischen Standpunkte. Ferner gilt das Buch als Trostschrift überhaupt; so liest man bei Weißenfels (Catoausgabe 1903, Teubner): „Man versteht diese Schrift am besten, wenn man sie unter dem Gesichtspunkte jener am Ausgange des Altertums weit verbreiteten Trostschriften betrachtet" und bei v. Boltenstern (Catoausgabe 1905, Velhagen & Klasing): „In heiterer Seelenstimmung sucht er sich selbst und seinen drei Jahre

älteren Freund T. Pompeius Atticus ... über die Beschwerden des Alters zu trösten" (Einl. X). Noch bei Meissner-Landgraf (Catoausgabe 1907, S. 5) heißt es: „...ihm (Atticus) die Bürde des Alters zu erleichtern". „An der ihm gewidmeten Schrift 'Vom Alter' hatte er (Atticus) ebenso wie der Verfasser seine besondere Freude" (Schiche, Catoausg. 1904, Tempsky, Einl. XII). Oder man schreibt diesem Buche denselben Zweck zu, den Cicero mit seiner ganzen philosophischen Schriftstellerei verfolgte, Trost zu finden über die Enttäuschungen des privaten und öffentlichen Lebens: „*Il avait subi de dures épreuves et cherchait dans l'étude un peu tardive de la philosophie des consolations contre la tristesse du déclin et les déceptions de la vie politique*" (E. Charles, Catoausg. 1906, Paris, Hachette et Cie., Notice 1) u. a. Endlich begnügt man sich mit knappen Urteilen, wie es der sonst gründliche Schanz (in Iwan Müllers Handbuch der klass. Altertumswissenschaft VIII 1, S. 324) tut: „Die Schrift ist anmutig zu lesen, Cato als Hauptfigur gut gewählt; Atticus hatte an dem Werkchen große Freude".

Indessen fehlt es auch nicht an solchen, die nach dem politischen Hintergrunde und nach anderen Motiven suchen, die zur Abfassung den Anlaß boten. Sie verweisen auf das nationale Gepräge und meinen (z. B. Sommerbrodt, Aly), Cicero habe in seinem Cato den Typus, das Ideal eines Römers vor Augen gestellt. Sie sprechen von den Verhältnissen, aus denen die Schrift herausgewachsen sei. Manche glauben, Cicero habe auch in der Zeit der unfreiwilligen Muße als guter Patriot dem Vaterlande nützen wollen. „Seine Absicht aber war — neben dem Wunsche selbst zu vergessen — diese, auch die Zeit unfreiwilliger Muße in den Dienst seines Volkes zu stellen, indem er ihm neue Gebiete der Erkenntnis und einen reichen Schatz edler Sittlichkeit erschlösse, auch zugleich von einer neuen Seite her in den Wettkampf mit griechischer Bildung es einführte ..... Er steht in diesem Felde im wesentlichen auf dem Boden jener Stoa, die in der Tugend das einzige Gut, daher auch die einzige Vorbedingung eines wahrhaft glücklichen Lebens erkannte und so allein imstande schien, dem Mammonismus der Zeit, wie dem maßlosen Jagen nach Genuß, Macht und Ehre einen Damm entgegenzustellen ...." (Anz, Cato Maior, Gotha 1897, Einl. S. 2, 3). Man sieht, welche Blüten falscher Idealismus hier getrieben hat. Cicero, der die Grundsätze der Stoa in seiner politischen Praxis verleugnet hat, ein Stoiker! Cicero, in dessen Briefen an Atticus finanzielle Operationen, Käufe, Verkäufe, Schuldforderungen, Darlehen, keine untergeordnete Rolle spielen, ein Bekämpfer des Mammonismus! Cicero, der eingesteht, er sei mehr als billig ruhmsüchtig (ad fam. IX 14), der sein Streben nach Staatsämtern offen bekennt (ad fam. XI 27), will dem Streben nach Macht und Ehre einen Damm entgegen stellen! Ein ganz unrichtiges Bild. Dem Boden der Wirklichkeit nähert sich Dr. A. Strelitz (Einl. zu Laelius, Gotha 1884, S. 2), welcher den Stand-

punkt des praktischen Römers, des gesinnungsvollen Optimaten, die national-römische Grundlage hervorhebt. Ziemlich realistisch aber dachte schon Teuffel in Paulys Realenzyklopädie s. v. S. 2210): „Daneben konnte er es aber nicht unterlassen, durch Lobpreisung des Cato (Uticensis) und allerlei Seufzer über die böse Zeit in seinen Schriften mit den Republikanern zu liebäugeln..."

Ganz auf reale Grundlage wollte Drumann (Geschichte Roms VI 350, Königsberg 1844) die Erklärung stellen, obwohl er hiebei, wie ich glaube, fehlgegriffen hat. „Niemand", schreibt er a. a. O., „schien mehr dazu geeignet als dieser Greis, der noch auf einer solchen Altersstufe in hohem Ansehen stand (*De amic.* 1). Aber auch anderes erinnerte an ihn. Die Jahre mäßigten seine Leidenschaften nicht, Karthago hatte ihn beleidigt, aus Rachgier trieb er noch 150 zum Kriege. So fühlte Cicero in seinem 63. Jahre ein heißes Verlangen nach einem Kampfe mit Antonius, welcher ihn hinderte, er selbst zu sein; die Verschworenen und dann Octavian sollten den Feind vernichten. In dieser Stimmung schrieb er über das Alter. Die Arbeit ließ ihn vergessen, was die Jahre Widriges bringen (*De senect.* I); aber auch als er geschrieben hatte, tobte es in seinem Innern und bemerkte er an sich keine andere Wirkung des Alters, als daß es seine Bitterkeit und Reizbarkeit vermehrte; ohne Erfolg verordnete er sich das Lesen des eigenen Werkes (ad Att. XIV 21). Atticus dagegen versicherte, obgleich er drei Jahre mehr zählte, die Schrift gewähre ihm Vergnügen und Beruhigung".

Von einer Kampflust gegen Antonius und Absicht, ihn zu vernichten, kann indessen bei Cicero zu jener Zeit, da er die Schrift abfaßte, nicht die Rede sein. Als Cicero nach den Unruhen, welche durch die Leichenfeier Caesars (Phil. II 91, ad Att. XIV 10, XV 20, XIV 11) verursacht worden waren, sich auf dem Lande aufhielt (ad Att. XIV 1 ff. besonders 5 Ende, Phil. I 2 Ende) und sich der Schriftstellerei widmete, da sah er in Antonius noch nicht das Haupthindernis seiner Pläne und ehrgeizigen Wünsche, noch nicht den Nachfolger des „Tyrannen", wie er Caesar nach seiner Ermordung fortwährend zu nennen beliebt. „Meines Erachtens machen ihm aber seine großen Diners viel zu viel Sorgen, als daß er etwas Böses im Schilde führen könnte" (ad Att. XIV 3 vom 9. April 44). Ebenda: „Dein Brief ist in ruhiger Stimmung geschrieben; möge es noch lange so lauten .... Das ist jedenfalls nur blinder Lärm, da du mir sonst davon Mitteilung gemacht hättest". Spöttisch nennt ihn Cicero den 'Würfelspieler' (ad Att. XIV 5, vom 11. April desselben Jahres). Ad. Att. XIV 8 (15. April) verspricht er, Nachricht zu geben, wie es der 'Chor' (Antonius und die Seinen) in Baiae treibt. Die Caesarianer gingen anfangs ganz klug zu Werke und täuschten Cicero und wohl manchen anderen. Sie wendeten ihre Vermächtnisse dem Atticus oder Cicero zu, um sich bei der Gegenpartei Beschützer zu erwerben oder wenigstens

den Schein „guter“ Gesinnung zu geben. „Die Leute möchten eben gerne in uns den Glauben erwecken, sie hätten ernste Absichten. Ich weiß nicht, warum sie nicht auch im Innern dasselbe denken sollten“ (ad Att. XIV 13). „Die Unterredung des Antonius mit unseren Heroen ist bei dem jetzigen Stand der Verhältnisse nicht so unrecht“ (ad Att. XIV 6 vom 12. April). Wie schlau ließ z. B. Antonius dem Marius, der sich für einen Sohn des alten Marius und Verwandten des ermordeten Caesar ausgab, und dessen Mordbrennern freie Hand, bis er mit Hilfe des Pöbels die Mörder Caesars aus der Stadt gejagt hatte, um ihn dann hinzurichten. Anderseits konnte Dolabella, der Schwiegersohn Ciceros, zur größten Freude des letzteren den zu Ehren Caesars errichteten Altar und die Säule auf dem Forum niederreißen und viele von denen, die dorthin kamen, um dem Caesar zu opfern und göttliche Ehren zu erweisen, vom tarpeischen Felsen stürzen oder kreuzigen (ad Att. XIV 15, 1; 16, 2; ad fam. IX 14; Phil. I 12, II 42). Sehr bezeichnend für das kluge Vorgehen des Antonius ist ferner sein Brief an Cicero (ad Att. XIV 13 A, Beilage zu XIV 13 vom 26. April), in welchem er diesen in den ehrenvollsten Ausdrücken ersucht, der Rückberufung des verbannten P. Clodius zuzustimmen, „damit du dich überzeugest, wie hoch ich deine Meinung schätze“. Cicero fühlte sich auch, obwohl er ad Att. XIV 14 (27. April) seiner Entrüstung über die Zurückberufung des Clodius Ausdruck gibt, von der Höflichkeit des Schreibers sehr geschmeichelt; Beweis dessen seine Antwort an den Konsul Antonius (ad Att. XIV 13 B), welche von Devotion fast überfließt. „Du hättest dann nicht bloß in meinen Worten, sondern auch in meinen Mienen, in den Augen, auf der Stirne, wie man sagt, meine Zuneigung zu dir lesen können“. „So bist du in den letzten Zeiten durch dein Verdienst um das Vaterland bei mir in einem solchen Grade empfohlen, daß mir niemand teuerer ist als du“. Freilich stellt er später (Phil. II 4), als Antonius diesen Brief öffentlich vorlas, um Cicero des Gesinnungswechsels zu zeihen, seine Rede als Scherz hin [1]). Erst später beginnt er den Antonius zu begreifen. Ad Att. XIV 10 (nach dem 17. April) teilt ihm Balbus mit, daß es mit Antonius zu einem offenen Bruche kommen werde. „Sein ganzes Dichten und Denken läuft indes, wie mir s c h e i n t, auf Krieg hinaus“ (ad Att. XV 4 vom 23. Mai). „Noch einen Schritt, so wäre er

[1]) „Sehr gut, daß auch unser Brutus (in der Beseitigung des Marius) mit Antonius so zufrieden ist“ (ad Att. XIV 8 vom 15. April). Cicero fürchtete anfangs nur eine Verjährung der bestehenden Verhältnisse (nicht einen Staatsstreich des Antonius) ad Att. XIV 9 vom 17. April. „Es scheint also möglich, daß es noch besser geht als bis jetzt“ (ad Att. XIV 15 vom 27. April). „Dennoch wünsche ich, die Freundschaft mit Antonius, welche seit Jahren ohne Anstoß besteht, mir zu erhalten“ (ad fam. XVI 23, Ende April). „Es geht allmählich besser, als ich gemeint habe“ (ad Att. XIV 15 vom 1. Mai). „Ich möchte nicht, daß du dich mit ihm (Antonius) verfeindest“ (ad Att. XIV 19 vom 7. Mai).

(Caesar) nicht (in Antonius) wieder zu neuem Leben erwacht". Ebenda: „Gefällt ist zwar der Baum, aber nicht entwurzelt; nun siehst du, wie er neue Triebe hervorbringt". Übrigens schrieb Cicero schon früher (am 11. Mai) an Atticus, daß Balbus, der sonst so reservierte, mit den Absichten des Antonius offen herausrücke, er (Cicero) sei überzeugt, daß ein Krieg unmittelbar bevorstehe (ad Att. XIV 21).

Die Deutung Drumanns scheint mir also nicht wahrscheinlich. Warum aber so beharrlich nach einer Tendenz suchen? Weil gewichtige Gründe für die Annahme einer solchen sprechen, weil sich bei einer Untersuchung, welche sich in dieser Richtung bewegt, Anhaltspunkte für die Datierung des *Cato Maior* gewinnen lassen, weil wir nicht nur verschiedene Einzelstellen, sondern auch die ganze Schrift in einem der Wirklichkeit entsprechenden Lichte sehen, in dem das, was früher bedeutungslos oder unbedeutend erschien, markant hervortritt, weil wir endlich in ihr so wie früher Beiträge zur Erkenntnis der antiken Humanität jetzt Beiträge zur Beurteilung der politischen Bestrebungen Ciceros und seines Charakters zu finden hoffen. Aus der Verbindung verschiedener Erwägungen nun darf wohl geschlossen werden, Cicero habe den Trost über das augenblickliche Mißlingen der Verschwörung in der Hoffnung gefunden, daß er der kommende Mann der Republik, insbesondere des Senates sei, und habe gleichzeitig die maßgebenden Kreise auf seine politische Bestimmung aufmerksam machen wollen, zu deren Erfüllung er sich in derselben Schrift gleichsam selbst Mut zuspricht.

Und jetzt zur Erörterung! Zunächst fassen wir die Zeit der Niederschrift ins Auge. Da ist es erfreulich zu sehen, wie viele Männer von Fach die Ansicht aussprechen und begründen, der *Cato M.* sei nach Ermordung Caesars entstanden, die unbedingte Voraussetzung für die eben angegebene Auffassung, welch letztere wieder ihrerseits den Zeitpunkt wesentlich bestimmen hilft, ohne daß wir uns in einem *circulus vitiosus* befänden. Ich nenne aus dieser Gruppe nur: Aly, Charles („Enfin on peut voir dans un passage du dialogue, I 1, une allusion au meutre de César ... et aux troubles qui le suivirent"), Drenckhahn, Drumann, Meissner, Landgraf, Pauly, Sommerbrodt, Strelitz, Tischer. Einen größeren Spielraum findet man für den Ansatz bei Boltenstern (S. IX): „In demselben Jahre (44) entstanden auch die beiden kleineren Schriften Cato M. und Laelius". Immerhin spricht sich auch darin wenigstens die Möglichkeit aus für die Annahme der Genannten. Für den Zeitansatz nun sind bekanntlich die zwei Stellen herangezogen worden, der am 11. Mai 44 an Atticus geschriebene Brief XIV 21, 3 *(legendus mihi saepius est Cato M. ad te missus)* und das Prooemium *De divinatione* II 1, 3 *(interiectus est etiam nuper liber is, quem ad nostrum Atticum de*

senectute misimus). Diese Vorrede ist, wie man aus ihr selbst ersieht, nach Caesars Ermordung geschrieben worden (De divin. II 6, 7). Der Cato M. muß mit Rücksicht auf das *nuper* ganz kurze Zeit vor dem zweiten Buche *De divin.* abgefaßt gewesen sein. Wozu hätte es sonst Cicero erwähnt? Es bedeutet: 'erst kürzlich'. Daß es hier metaphorisch in dem Sinne von 'einst, voreinst' verwendet wäre, ist ausgeschlossen. Warum die Programmänderung *(nunc, quoniam de re publica consuli coepti sumus, tribuenda est opera rei publicae, vel omnis potius in ea cogitatio et cura ponenda; tantum huic studio relinquendum, quantum a publico officio et munere; De divin.* II 6, 7) nicht in der Einleitung zu Cato M., ja warum nicht die ganze Übersicht über die philosophische Schriftstellerei Ciceros in ihr Platz gefunden, erklärt das Wort '*interiectus*'. Für ein Schriftchen, das, wie der Verfasser selbst sagt, zwischen größeren Arbeiten leicht hingeworfen wurde, eine Art Feuilletonarbeit, schickte sich ein so genauer, bedeutsamer literarischer Rechenschaftsbericht nicht, wohl aber für die wissenschaftliche Darlegung. Und ist es ferner nicht sehr natürlich, daß Cicero, als er an die notwendige[1]) Fortsetzung des ersten Buches *De divin.* ging, sich unwillkürlich erinnert fühlen mußte an die Veränderung der Verhältnisse, unter denen er jedes der beiden Bücher schrieb, an die Gunst des Schicksals, das ihn wieder ganz dem Staatsdienst zurückgegeben?

Schiche aber meint in seiner Catoausgabe S. XII, daß die Stelle des erwähnten Briefes (ad Att. XIV 21, 3), der etwa zwei Monate nach Caesars Ermordung geschrieben wurde, erkennen lasse, es sei seit Abfassung der Schrift schon eine etwas längere Zeit als diese zwei Monate vergangen. Er hat offenbar die Worte im Sinne „*amariorem enim me senectus facit: stomachor omnia; sed mihi quidem βεβίωται, viderint iuvenes*", nach welchen Cicero sich gealtert fühlt, ja mit seinem Leben abgeschlossen hat. Aber auch wenn wir mit Schiche die Entstehung der Schrift in die auf den Juli 45 (Vollendungstermin der Tusculanen) folgenden Monate oder spätestens in den Anfang des Jahres 44 verlegen, so ist der Zeitunterschied viel zu gering, um die beklagte Greisenhaftigkeit zu erklären. Sie müßte gleichsam über Nacht gekommen sein. Indessen, wie wir sehen werden, haben solche Äußerungen des Lebensüberdrusses bei Cicero mit seinen Jahren wenig zu tun. Weißenfels, nach dessen Ansicht diese Schrift kurz vor der Ermordung Caesars verfaßt sein muß, sagt in seiner Catoeinleitung: „Die Jahre lasteten zwar weniger schwer auf dem alternden Cicero als die politischen Wirren jener Zeit. War er doch körperlich gesund, und war ihm doch die ungeschwächte

[1]) De divin. I 4 *faciendum videtur, ut diligenter etiam atque etiam argumenta cum argumentis comparemus.*

Kraft, ja die Jugendlichkeit seines Geistes geblieben. Aber er fühlte doch wohl das Heranschleichen des Alters. Um sich im voraus dagegen zu wappnen, verfaßte er diese Schrift..." Sie sind vielmehr Ausflüsse seelischer Verstimmungen, deren sich Cicero nie zu erwehren vermag. Hier sind es auch tatsächlich sehr traurige Dinge politischer Natur, die ihm allen Halt rauben. '*Quis enim hoc non vidit regni heredem relictum?*' sagt er von Antonius wenige Zeilen vorher und ausdrücklich hebt er die ὑποσόλοικα (Abgeschmacktheiten) der Zeitlage hervor. Ebensowenig leuchtet der weitere Schluß Schiches ein, daß die Schrift, die doch nach seiner eigenen Übersetzung vor kurzem zwischen größeren eingeschoben ist, weil das zweite Buch De divin. nach Caesars Ermordung falle, das erste Buch De divin. noch zu Caesars Lebzeiten geschrieben sei, vor diesem ersten Buche — nach den Tusculanen — verfaßt wurde. Einerseits steht einem solchen Zurückdatieren *nuper* entgegen, anderseits könnte ja *interiectus est* auf ein Einschieben nach dem ersten Buche De divin. auch bei Lebzeiten Caesars bezogen werden, wenn nicht andere Gründe für die Zeit nach Caesars Tode sprächen. Wie sich der behagliche Ton der Schrift und das Vertrösten auf eine spätere Zeit mit der „Anerkennung von Caesars Alleinherrschaft, mit der Erkenntnis Ciceros, was ihm noch möglich und was ihm nicht mehr möglich ist" (Schiche), begründen läßt, soll im folgenden erörtert werden.

Anderseits war der Name Cato mehr, als eine chronologische Notiz es tun konnte, eine Verkündigung der Katastrophe Caesars, er war eine Siegesbotschaft, welche Cicero, für den dessen Alleinherrschaft politischen Tod bedeutet hatte, der Welt triumphierend mitteilte.

Cato war eine Devise der strammen Republikaner, ihr Feldgeschrei, ihr Banner, Cato, das war die alte Republik der Optimaten. Die Sache wird noch verständlicher, wenn wir *mutatis mutandis* an Garibaldis, an Kossuths Namen denken und den Gebrauch, den man von ihnen gemacht hat. Schon zur Zeit der gegen Caesar gerichteten Verschwörung war das Spielen mit dem starren, unbeugsamen Republikanismus, welches seither bei verschiedenen Revolutionen Mode gemacht hat, sowohl in wirklichen als in dramatisierten, aufgekommen. So wurden an Brutus' Tribunal und Haus Sprüche angeschrieben, er möge sich erinnern, daß er Brutus sei (Niebuhr, Vorträge über röm. Geschichte, 1848, III 78). Bei Cato dürfen wir aber nicht bloß an den *proavus* denken, den ja Cicero auch sonst gerne erwähnt, z. B. pro Archia 22 — auch Livius nennt ihn so XXXIX 40 — sondern wir werden, wie es das damalige Rom auch getan haben wird, mit diesem Namen auch die Vorstellung an *Cato Uticensis,* dessen Urenkel, an des letzteren Tochter *Porcia* [1]), die ihrem Vater an Heroismus eben-

[1]) Porcia legte Zeugnis für ihre Verschwiegenheit ab. Als sie sah, daß Brutus ein schweres Geheimnis trüge und ihr kein Vertrauen schenke,

bürtig war, und ihren Gemahl *Brutus*[1]), kurz an die begeistertsten und konsequentesten Republikaner verbinden. Wir müssen uns die Catoschwärmerei ins Gedächtnis rufen, die zu Caesars Lebzeiten herrschte. Cicero schrieb außer einem Panegyrikus auf *Cato Uticensis*, in welchem er die republikanische Idee verherrlichte, einen solchen auf die verstorbene Porcia (ad Att. XIII 46). Der erstere war offen gegen Caesar gerichtet. Lobschriften auf Cato den Jüngeren verfaßten Brutus (ad Att. XIII 46), *M. Fadius Gallus* (ad fam. VII 24), *Munatius* (Plut. Cato Minor 37). Caesar suchte sich bekanntlich dieser Demonstrationen zu erwehren, veranlaßte zuerst Hirtius zu einer Gegenschrift (ad Att. XII 40) und suchte, da die Verherrlichung kein Ende nehmen wollte, durch seinen Anticato die Bewegung zum Stillstand zu bringen. Nach seinem Untergang hat die Lobpreisung Catos gewissermaßen den Sinn, wie wenn Cicero ausgerufen hätte: „Cato, du hast gesiegt!"

Diesem Argumente brauchte man, wenn es für sich allein stünde, allerdings keine allzu große Beweiskraft beizumessen, aber andere Indizien und Tatsachen fügen und schließen sich mit ihm und miteinander fast zum sicheren Beweise. So ist z. B. an der Schrift Eile und Flüchtigkeit wahrzunehmen, die Sommerbrodt zur Äußerung veranlaßten, sie sei „ein schnell hingeworfenes Werk weniger Tage". Lahmeyer führt dagegen in seiner Ausgabe (S. 9) „einige wenige unbedeutende Versehen" (4, 11; 6, 19; 7, 22; 12, 41; 16, 56; 17, 60) an, über die er sich „bei einem Nichthistoriker wie Cicero, der Menge des geschichtlichen Stoffes gegenüber", nicht verwundert. Lahmeyer übersieht aber, daß Cicero ja ein sehr handliches Hilfsbuch an dem *liber annalis* des Atticus hatte, das er auch im *Brutus* benützte und höchst wahrscheinlich hier benützt hat, wobei er auch dem Adressaten ein Kompliment gemacht haben würde (Schanz a. O.). Er hätte also dieses sorgfältiger berücksichtigen können (ich habe die Verwechslung in § 11 schon erwähnt). Aber um Pelias von Aeson § 83 zu unterscheiden, benötigte er keiner geschichtlichen Studien; das waren doch landläufige Namen einer bekannten Sage. Lütjohann verweist (im Rhein. Museum f. Philol. XXXV 496) auf die ungenaue Übertragung aus Xenophons Kyrupaedie VIII 7, 17 ff. und fährt dann fort: „Viel stärker aber verrät sich die Flüchtigkeit und Eile der Arbeit an solchen Partien, welche Cicero an schon niedergeschriebene Gedanken nachträglich angeflickt hat, ohne sie mit jenen gehörig zu

---

brachte sie sich mit einem Messer eine tiefe Wunde bei. Sie bekam Wundfieber, verschwieg aber ihrem Manne die Veranlassung. Erst auf sein wiederholtes Drängen entdeckte sie ihm die Ursache (Niebuhr a. a. O. S. 79).

[1]) Ich schließe mich Vollmer an, welcher (Fleckeisens Jahrb., Supplementband 18, S. 470, 1892) der gangbaren Tradition folgt, nach welcher Porcia Catos Tochter und Gattin des Brutus war. Überdies war der letztere ein Neffe Catos des Jüngern.

verarbeiten". Diese Flickarbeit gebe sich vielleicht am deutlichsten zu erkennen in dem mit § 51 beginnenden Abschnitt [1]). Außer allem Zusammenhange mit den in §§ 57 und 59 erörterten Gedanken stehe: *Sibi habeant igitur arma* bis *beata esse senectus potest* § 58 und enthalte auch sprachliche Härten. Sommerbrodt hat diese Worte (Fleckeisens Jahrb. 123, S. 139, 1881) als unecht verworfen. Lütjohann hegt seine Zweifel bei der Partie §§ 39—44 und hält § 50 *M. vero Cethegum* bis *videbamus etiam senem* für einen nachträglichen Zusatz. „Auch § 65 und Anhang § 66 machen den Eindruck, als ob die in ihnen entwickelten Gedanken nur vorläufig hier abgelagert wären". Aus dem Zusammenhange falle am Schluß § 73 der Spruch des Solon: *quo se negat — vacare.* Dasselbe gelte von dem folgenden Distichon des Ennius, Anfang § 74. Interpolationen findet er in § 54. „Hat etwa Cicero mit dieser zusammenhanglosen, breiten, hin- und herschwankenden Ausführung der Gedanken die Sprechweise des greisen Cato nachahmen wollen? Aber warum finden wir diese Züge seniler Geschwätzigkeit in anderen Teilen unserer Schrift nicht in gleichem Maße?" Andere haben zur *ultima ratio*, der fehlerhaften Überlieferung, Zuflucht genommen; sie entdecken unter anderem gar manche Interpolationen. Doch vor solchen warnt Otto in den 'Philologischen Abhandlungen Martin Hertz zum 70. Geburtstage', S. 94—104. Er betont, daß die Schrift in kürzester Zeit niedergeschrieben und vom Autor selbst durch Zusätze vermehrt und erweitert worden ist. Warum aber eine solche Hast, deren Folge doch keine andere sein konnte, als daß sie den Schriftsteller in ein schiefes Licht stellen mußte?

Gewiß mag Cicero in seinen philosophischen Schriften ziemlich oberflächlich zu Werke gegangen sein [2]). Hier indessen sind auf kleinem Raume unverhältnismäßig viele Irrungen, allzu häufig Mangel an präzisem Gedankenausdruck und logischer Gedankenverknüpfung, Mängel, die, wie wir gesehen, zur Annahme von „Flickarbeit", schlechter Überlieferung, Interpolationen, zu Besserungsversuchen geführt haben. Diese Mängel fallen um so mehr ins Gewicht, als Cicero nach Sommerbrodt der Gegenstand nahe

---

[1]) Vgl. Opitz Emendationsversuch Fleckeisens Jahrb. 107, S. 610, 1873.

[2]) Bernhardy, Röm. Literaturgesch., 1872, S. 805: „Als ein Mann von großer Menschenkenntnis und weltmännischen Formen gewinnt er die Stimmung der Leser und sichert ihre Teilnahme durch angemessenen Wechsel, auch wenn er nicht gerade tief geht und weder präzis noch in strenger Ordnung seine Gedanken entwickelt". Teuffel, Röm. Literaturgesch., S. 292: „Aber die Leichtigkeit der Hervorbringung schloß die Gefahr in sich, rasch und viel und über alles Mögliche zu schreiben und mit der bloßen Formgewandtheit auch da durchkommen zu wollen, wo ernstliche Studien und sachliche Gediegenheit erforderlich waren".

lag und ihn oft genug beschäftigt haben mochte, ihm auch der größte Teil des aus der römischen Geschichte entlehnten Materiales aus seinen Studien zur *laus Catonis* geläufig war, er die Reize des Landlebens aus seinem häufigen und längeren Landaufenthalte kannte und endlich das aus griechischen Quellen Geschöpfte zum Teile leicht zu behaltender Anekdotenschatz war. Cicero selbst scheint später seine Übereile eingesehen und den Willen gezeigt zu haben, sie wenigstens einigermaßen wettzumachen. Denn die Stelle ad Att. XVI 3 (geschrieben Juli 44) '*Quod vero scribis te magis et magis delectari „O Tite, si quid", auges mihi scribendi alacritatem. Quod Erotem non sine munusculo exspectare dicis, gaudeo non fefellisse eam rem opinionem tuam, sed tamen idem σύνταγμα misi ad te retractatius et quidem ἀρχέτυπον ipsum crebris locis inculcatum et refectum*' ist wohl auf *Cato M.* zu beziehen, was sowohl Otto a. O. als auch andere tun. Beim unbefangenen Lesen versteht man die Stelle doch so, daß Atticus mit immer wachsendem Vergnügen den *Cato M.* lese und durch dieses Interesse seinen Freund zu neuem literarischen Schaffen ansporne. Dieser stille das von jenem geäußerte Verlangen nach einem Werke aus seiner Feder, doch schicke er ihm dasselbe, das schon einmal sein Gefallen erregt (nicht ein neues!), aber erweitert und verbessert. Welches kann nun dieses gewesen sein? Offenbar unser *Cato.* Cicero will jenem nämlich den Gefallen erweisen, aber in Ermanglung eines anderen Werkes oder, weil er die besondere Freude des Atticus an dem Buche vom Greisenalter sieht, schickt er ihm dieses in einer etwas anderen Fassung. So ist das Begehren nach einer, wenn auch kleinen Liebesgabe *(non sine munusculo)* befriedigt. Aber noch etwas anderes! Atticus hat, wie wir aus ad Att. XV 2 (18. Mai 44) und ad Att. XV 4 (23. Mai 44) erkennen, sich öfter in einer erbauungsbedürftigen Stimmung befunden und suchte und fand den Seelentrost in der Lektüre der Tusculanen. Auch in *Cato M.* wird die Todesverachtung wie dort [1]) behandelt. Nichts natürlicher, als daß sich Cicero, der jener Neigung und Stimmung Rechnung trug, von neuem sich mit ihm befaßte und diese Fassung dem Freunde zur Herzstärkung einschickte, dabei wahrscheinlich weniger auf Einzelheiten historischer Art Bedacht nehmend, die er ja richtig zu stellen Zeit gehabt hätte, als den Inhalt zu mehren und zu verbessern, ohne zu bemerken, daß er aus Liebe zu dem Plus da und dort die Gedankenfolge störte. Auf keinen Fall aber hätte der *Cato M.*, wenn er in der Periode vor Caesars Tode, in welcher Cicero über mehr Muße, als ihm lieb war, verfügte *(cum otio langueremus* De nat. deor. I 7), entstanden wäre, die Gestalt angenommen, die er jetzt hat.

---

[1]) Schiche macht in der Vorbemerkung zu seiner Catoausgabe auf die Ähnlichkeiten mancher Argumente mit denen des ersten Buches der Tusculanen aufmerksam.

Doch so wie er in manchen Einzelheiten Schwächen zeigt, welche von künstlerischem Standpunkt nicht gut zu entschuldigen sind, so ist er wieder 'wie aus einem Gusse' niedergeschrieben und atmet frische Begeisterung und Unmittelbarkeit der Empfindung, was auf einen bestimmten Anlaß und bestimmte Absicht schließen läßt. „Ohne daß der Iden des März gedacht wird, ist es doch klar zwischen den Zeilen zu lesen, in wie gehobener Stimmung sich der Verfasser befindet", sagt Friedrich Aly a. O. „Nach dem Tode des Alleinherrschers atmet er gewissermaßen auf, wie von einem schweren Alp befreit". Ähnlich Sommerbrodt: „Es ist daher auch bei ihm anzunehmen, daß er sie zu einer Zeit verfaßt hat, in welcher er sich frischer, regsamer und kräftiger als gewöhnlich fühlte. Und dies war für Cicero unstreitig die Zeit nach Caesars Ermordung". Und in der Tat, durch diese Vermutung erklären sich mit einem Schlage die beiden Tatsachen, die gewisse Lässigkeit im Detail und die gehobene Stimmung. So gewinnt die Annahme, daß *Cato M.* nach Caesars Tode abgefaßt wurde, zusehends an Wahrscheinlichkeit. Es wäre ferner höchst merkwürdig, wenn Cicero, der Mann von 'unendlicher Erregbarkeit' (Teuffel), seiner Freude, seinem Triumphe über die Beseitigung des gewaltigen Machthabers, unter dem er zu hoffnungslosem Verzicht[1]) auf seine ehrgeizigen Pläne und Ansprüche verdammt war, unmittelbar nach der Tat ihr bloß in dem kurzen Billet an den Caesarmörder *Basilus* ad fam. VI 15 (15. März 44) Ausdruck verliehen hätte.

In den Briefen ad fam. und ad Att. finden wir eine Lücke zwischen dem Datum des genannten Billetes und dem 7. April desselben Jahres. Es ist ja möglich, daß einer oder der andere aus dieser Zeit durch Schuld der Abschreiber verloren gegangen ist, auch mag solche Atticus selbst verloren oder vernichtet, vielleicht auch Tiro ausgeschieden haben, aber man muß sich nicht nur die ungeheuere Bedeutung des Ereignisses vor Augen halten, als mit Caesar die unübersteigliche Mauer fiel, welche Cicero vom politischen Leben, das sein ganzes Sein ausmachte, trennte, sondern auch den persönlichen Haß, der ihn noch gegen den Gefallenen erfüllt und sich in Worten äußert, die geradezu grausam klingen und zu der von den Literaturhistorikern Bernhardy, Teuffel u. a. an Cicero gerühmten 'zarten und menschlich fühlenden Natur', 'Feinfühligkeit' und 'Liebenswürdigkeit' im grellen Widerspruche stehen. Schon im Jahre 45 äußert er sich gegenüber Atticus am 16. Mai: *eum (Caesarem) σύνναον Quirini malo quam salutis.* Am 19. April 44 schreibt er: *sed omnia licet*

---

[1]) Ad fam. VII 30 (Anfang Januar 44): 'Wünsche ich ja sogar selbst, auf und davon zu fliegen und irgend wohin zu kommen, „wo der Pelopiden (Caesarianer) Namen nicht, noch Tun ich hören muß"'.

concurrant, Idus Martiae consolantur .... Sed tamen adhuc me nihil delectat praeter Idus Martias. Vgl. ad Att. XIV 9, ferner ebenda 12 (22. April): *O mi Attice, vereor, ne nobis Idus Martiae nihil dederint praeter laetitiam et odii poenam ac doloris.* Ὦ πράξεως καλῆς μέν, ἀτελοῦς δέ. Ad Att. XIV 13 (26. April): *Tum non minimum Idus quoque Martiae consolàntur .... Nam aperte laetati sumus.* Ad Att. XIV 4 (27. April) erinnert er sich der Augenweide, die ihm der gerechte Sturz des Tyrannen gewährt hat; woraus einige geschlossen haben, daß Cicero bei der Ermordung Caesars zugegen gewesen sei. Ad Att. XIV 22 (14. Mai): „Mein Schüler (Hirtius) hat eine gar große Neigung zu dem, welchem Brutus zur Ader gelassen hat".

Und doch gesteht derselbe Cicero, daß Caesar ihm eine ganz besondere Nachsicht zu jeder Zeit, er wisse nicht warum, bewiesen habe (ad Att. XIV 17); er sei bei ihm, dem er noch im Grabe fluche, so in Gunst gestanden, daß er in seinen Jahren, da man durch die Ermordung des Oberherrn doch nicht zur Freiheit gelangt sei, einen Gebieter wie Caesar sich hätte lassen gefallen können. Es sei ein Verdienst des *Matius*, daß Caesar dem Cicero seine Achtung schenkte, ihn auszeichnete und als Freund behandelte (ad fam. XI 27). Er sieht es schon am 26. April 44 ein, um wieviel besser die Herrschaft Caesars war als die auf ihn folgende (ad Att. XIV 13). Zu der Schadenfreude kommt noch Undank gegen denjenigen, den er bei Lebzeiten *(pro rege Deiotaro, pro Ligario* und *pro Marcello)* umschmeichelt hatte[1]). Dieselben unmenschlichen Gefühle überträgt er auf die armen Caesarianer, die der Konsul Dolabella vom tarpeischen Felsen stürzen oder kreuzigen ließ (ad Att. XIV 15). Ein Bravourstück nennt er diese Tat, die allen Respekt verdiene, und verspricht unermüdlich zu sein in Lob und Aufmunterung (ad Att. XIV 16) und umschmeichelt wieder Dolabella, der doch nur durch Caesars Gunst in jungen Jahren Konsul gewesen war (ad fam. IX 14). Bei einem solchen Hasse, der jedes bessere Gefühl in einem sonst gut gearteten, mildsinnigen[2]) Manne unterdrückte und noch in seinem Herzen nachzitterte, als das Opfer der Verschwörung schon längst ausgeblutet hatte, wird man wohl mit Recht einen schriftlichen Freudenausbruch gleich nach dem Geschehnisse erwarten. Es ist der *Cato M.*, der jetzt die Lücke in der Korrespondenz vom 15. März bis 7. April 44 gewissermaßen ausfüllt und einen brieflichen Herzenserguß vertritt.

Theodor Maurer behauptet allerdings (in Fleckeisens Jahrb. f. klass. Philol. 129, S. 386—390), Cicero habe zur Abfassung

---

[1]) O. E. Schmidt (Der Briefwechsel Ciceros von seinem Prokonsulat in Cilicien bis zur Ermordung Caesars, S. 34—68) sucht dies zu verteidigen.

[2]) Cato an Cicero ad fam. XV 5: *potius mansuetudine et innocentia imperatoris provinciam ... conservatam esse.*

keines besonderen Anlasses bedurft, um sich „frischer, regsamer und kräftiger als gewöhnlich zu fühlen“. „Mochte Freund Atticus schon bei Jahren sein, daß das Gewöhnliche für ihn, soweit eben seine 61 Jahre in Betracht kamen, vorerst noch immer ‘Frische, Regsamkeit und Kraft’ war, dürfte aus dem berichtigenden *aut certe adventantis senectutis* ziemlich deutlich hervorgehen“. Den Anstoß habe der Tod der geliebten Tochter Tullia geboten, der aufs Neue alle Lebensgeister der noch ungebrochenen Kraft geweckt habe. Nach der Niederlage bei Utica vollständig seine staatsmännischen Aspirationen aufgebend, sei er mit dem *otium cum dignitate* zufrieden gewesen und habe die *divina studia* aufgenommen. „Aber wie? Wenn ihm auch die bestehenden politischen Verhältnisse diese gesegnete Wirksamkeit nicht wehren können — steht er nicht im Stadium der *misera senectus*, wie man sie nennt, vor allem, *quod avocat a rebus gerendis?* Zu diesen rechnet Cicero doch auch *ista divina studia*, beruft er sich doch auf sie gegen jenen Satz! Muß nicht derselbe Umstand, der vorhin sein *otium* rechtfertigte, gegen seinen neuen Lebensplan sprechen? Zum Troste und zur Ermunterung steigt vor seinem Geiste ein erhebendes Vorbild aus der Geschichte des Römertums auf, das des älteren Cato, *qui litteras Graecas senex didicit* ....“

In diesen Einwänden ist zunächst die psychologische Wirkung des Todes nicht recht glaublich. Wir sehen im Gegenteil, daß Cicero immer dann schlecht auf sein Alter zu sprechen ist, wenn sich bei ihm äußere Unfälle einstellen. Seine Stimmung steigt und fällt mit Verbesserung und Verschlimmerung seiner Lage. „Ins Kriegslager des Sextus oder Brutus sich zu begeben, schickt sich nicht für einen Mann in meinen Jahren, besonders wenn der Ausgang des Krieges sehr zweifelhaft ist“ (ad Att. XIV 13 vom 26. April). „Wenn du so alt zu werden wünschest wie Servilius, so ist das deine Sache, weil du auf hohes Alter so großen Wert legst“ (— ich denke nicht so — ad fam. XVI 23, Ende April). Am 7. Mai (ad Att. XIV 19) hat er sogar Todesgedanken: „Ich denke aber an einen anderen Hafen, der mir in meinen Jahren näher liegt“ (er fürchtet einen Bürgerkrieg). Ganz anders klingt der Brief vom 11. Mai (ad Att. XIV 30), der die Freude und das Selbstbewußtsein wiedergibt, welche gewisse, ihm günstige Umstände hervorgerufen hatten. „Himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt“, Hoffnung und Furcht wechseln in zwei Briefen desselben Tages, er ist ein Fangball der Verhältnisse. Abgesehen davon ist es sehr eigentümlich, daß der Tod einer geliebten Person zur Freude am Greisenalter begeistern soll. Und *De senectute* ist keine Trostschrift über das Alter, sondern eine Lobschrift, ja ein Hymnus. Man würde es nämlich begreiflich finden, wenn sich Cicero in ähnlicher Weise tröstete, wie er es § 12 tut, wo die Ruhe gerühmt wird, mit welcher Maximus das Hinscheiden seines Sohnes ertrug. Aber das ist ein vereinzelter Fall; vielmehr wird dem Alter in sehr

vielen Dingen der Vorzug vor der Jugend gegeben. Seine öffentliche Tätigkeit ist notwendiger und ersprießlicher, es ist unbehelligt vom Dämon Sinneslust usw. Cicero findet daran sehr viel Schönes, also kann er das Buch nicht zur Zeit der Alleinherrschaft Caesars geschrieben haben. Er wäre ja sonst nur schwermütiger geworden bei der Erkenntnis, daß ihm gerade das Wichtigste, was er auch an erster Stelle anführt, die Möglichkeit, sich politisch zu betätigen, fehle, ja für immer geraubt sei. Und doch verschmachtete er fast vor Durst nach politischem Einfluß. Zur philosophischen Journalistik hatte er nur aus Verzweiflung Zuflucht genommen, weil er mit seiner Zeit nichts Besseres anzufangen wußte und die Vielgeschäftigkeit ihm zum Lebensbedürfnis geworden war. '*Hortata etiam est, ut me ad haec conferrem, animi aegritudo, fortunae magna et gravi commota iniuria, cuius si maiorem aliquam levationem reperire potuissem, non ad hanc potissimum confugissem*', De nat. deor. I 4, 9. Wie geizt er dabei nach einem Flitter Ruhm! Ad. Att. XIV 6 vom 12. April: „*Dici enim non potest, quanto opere (municipia) gaudeant, ut ad me concurrant, ut audire cupiant mea verba de re p.*". Ad Att. XIV 12, 2: „*Nobiscum hic perhonorifice et peramice Octavius*".

Sehr lehrreich ist in dieser Beziehung der Brief an Dolabella ad fam. IX 14 vom 4. Mai: „Weil die Meinung des Volkes deine löblichen Taten zum Teil mein Verdienst nennt". Cicero nennt ihn einen hochgeehrten Zögling seiner Schule. Er bittet ihn im Gewande des Scherzes um einen Anteil an seinen Ehren. Er biedert sich an Brutus, Cassius und die Caesarmörder [1]) an und nennt sie öfters Heroen [2]); läßt sie für sich arbeiten und zieht sich, wenn ihm aus der Annäherung an sie Gefahr droht, von ihnen zurück [3]). Er ist glücklich, wenn er von einem derselben einen Brief erhält, wenn er um Rat gefragt wird.

---

[1]) Ad Att. XIV 15, Kal. Mai.: „*Bruto certe meo nullo loco deero idque, etiamsi mihi cum illo nihil fuisset, facerem propter eius singularem incredibilemque virtutem*". Ad fam. IX 14, IV. Non. Mai.: „*Semper amavi, ut scis, M. Brutum propter eius summum ingenium, suavissimos mores, singularem probitatem atque constantiam: tamen Idibus Martiis tantum accessit ad amorem, ut mirarer locum fuisse augendi in eo, quod mihi iam pridem cumulatum etiam videbatur*". Ad Att. XIV 30 vom 11. Mai wünscht Cicero, daß man jungen Nachwuchs von Cassius und Brutus in Menge haben sollte.

[2]) Ad Att. XIV 11, XIV 22 u. a. St.

[3]) Beispielsweise findet ihn die Bitte des Brutus, er möge vor dem 1. Juni wegen der bevorstehenden Senatssitzung nach Rom kommen, ohne Mut (ad Att. XV 1 A vom 17. Mai). Bevor er nach Rom kommt, will er noch genauer auswittern, was die Zukunft heraufbeschwört (ad Att. XIV 22 vom 14. Mai). „Was kann ich Brutus raten, da ich selbst ratlos bin und da er für seine Unsterblichkeit besser Sorge getragen hat als für unsere Ruhe?", ad Att. XV 1 A vom 17. Mai. Vgl. ad Att. XV 3 vom 22. Mai.

Wohl mag auch ein Kranker die Früchte der Gesundheit preisen, er kann aber nicht behaupten, daß ihm dadurch die Sorgen für seinen Zustand geschwunden seien. Cicero aber erklärt ausdrücklich, durch die Niederschrift jenes Lobes aller das Alter betreffenden Sorgen ledig geworden zu sein. § 2: *Mihi quidem ita iucunda huius libri confectio fuit, ut non modo omnes absterserit senectutis molestias, sed effecerit mollem etiam et iucundam senectutem.* Er muß sich also im Besitze jener zum Glücke des Greises notwendigen Qualitäten gefühlt haben. Ausdrücklich hebt er ja hervor: *eam me senectutem laudare, quae fundamentis adulescentiae constituta sit* § 62 und *non cani nec rugae repente auctoritatem arripere possunt, sed honeste acta superior aetas fructus capit auctoritatis extremos* § 62. Warum hat ferner Cicero den Einwurf '*A rebus gerendis senectus abstrahit*' an die Spitze gestellt und so ausführlich behandelt und die Taten bejahrter Kriegs- und Staatsmänner in das hellste Licht gesetzt? *Quorsus igitur haec tam multa de Maximo? Quia profecto videtis nefas esse dictu miseram fuisse talem senectutem.* Mußte ihm nicht, wenn er diese Worte unter Caesars Regime schrieb, der ganze Jammer seiner politischen Nichtigkeit wieder klar werden? Mußte ihn diese Erkenntnis nicht elegisch statt hoffnungsfreudig stimmen? Woher, wenn er sich so frisch fühlte, die plötzliche Angst, die Jahre könnten ihn an seinen *divina studia* hindern, zumal diese gerade seinem Alter zukommen, das ja für sie Neigung, Muße und Vorstudien besitzt, das durch Übung, Selbstdisziplin, durch seine von keinen sinnlichen Lockungen bedrohte Seelenruhe für sie den geeigneten Nährboden bildet? Und dann machte er sich durch diese Angst einfach lächerlich, wenn man seine Jahre — er stand am Anfange der Sechziger — mit dem von ihm gerühmten Alter der neunzig- und hundertjährigen 'Jubelgreise' verglich. Endlich enthält die Schrift, was Inhalt und Darstellung betrifft, alle Merkmale des politischen Strebens und nicht des politischen Verzichtens oder der Resignation. (Schluß folgt.)

Bielitz. Eduard Stettner.

Berechnung der Gravitationskonstante und der mittleren Erddichte für Mittelschulen.

In der Physik von Dr. Alois Höfler wird S. 86 erzählt, wie Cavendish im Jahre 1798 vermittelst einer Drehwage die Anziehungen von Kugelkörpern nachwies. Nach der Gleichung $f = k \frac{m \mu}{r^2}$ konnte k, da die anderen Größen durch den Versuch bekannt waren, bestimmt werden. Bei neueren Versuchen von Richarz und Krigar-

Menzel ergab sich für die Gravitationskonstante k der Wert $6 \cdot 685 . 10^{-8}$ cm^3 sec^{-2} g^{-1}, von einem wahrscheinlichen Fehler abgesehen, und für die mittlere Dichte der Erde $5 \cdot 505 \pm 0 \cdot 009$ cm^{-3} g. Mit dem Buchstaben g bezeichnet Höfler die Grammasse [1]).

Wüllner, der den Versuch von Cavendish samt Überlegung in seiner Experimentalphysik I, § 39 und § 41 wiederzugeben sucht, zeigt rechnerisch, wie man zur Bestimmung des Gewichtes der Erde und deren mittleren Dichte (5·48) gelangt. Für den Radius der Erde wurde für München die Größe 6365722 m angenommen.

Da die Berechnung von k in den üblichen Lehrbüchern der Physik nicht durchgeführt wird, wollen wir Methoden ersichtlich machen, zunächst wie man unter Voraussetzung der Kenntnis der mittleren Erddichte die Gravitationskonstante k in einfacher Art ermittelt. Dabei soll über alle vorkommenden physikalischen Größen genaue Auskunft gegeben werden.

1. Bezeichnet M die Erdmasse, R deren Radius und stellen wir die Wirkung der Anziehung zweier Massen m_1 und m_2 im Abstande r durch ein negatives Produkt dar, gleich $-k . \frac{m_1 m_2}{r^2}$, so ist das Gravitationspotential für Punkte auf der Erdoberfläche gegeben durch $-k . \frac{M}{R}$ und die Arbeit, welche durch freies Fallen von einer Grammasse aus der Höhe von s cm geleistet wird, hat den Wert $-\frac{k M}{R+s} + \frac{k M}{R} = \frac{k M s}{R(R+s)} = \frac{k M s}{R^2}$; wegen der Kleinheit von s im Vergleich zu R kann $R + s$ durch R ersetzt werden. Fallen m Grammassen um s cm, so wird eine Arbeit von $\frac{k M s m}{R^2}$ Erg $= s$ cm $\times$ m Gramm $= s . m . 981$ Erg geleistet. Daraus folgt $k = \frac{981 R^2}{M}$. Ersetzt man R durch $6370 . 10^5$ cm und M durch $\frac{4}{3} R^3 \pi$ (cm^3).5·5, so erhält k, mit vierstelligen Tafeln berechnet, den Zahlenwert $6 \cdot 684 . 10^{-8}$, d. i. bezüglich der ersten drei geltenden Ziffern genau der eingangs erwähnte Wert.

Nach Höfler erhält man den Wert von k auch dadurch, daß man das absolute Gewicht eines Körpers (mg) gleichsetzt der Anziehung der Erdmasse und des Körpers von der Masse m. Es ist dann $mg = k \frac{M m}{R^2}$ und $k = \frac{g R^2}{M}$, was mit dem früheren übereinstimmt.

Mitunter liest man, daß k Dyn bedeuten soll. Die Bezeichnung Dyn ist nicht richtig. Denn im Sinne der Dimension beurteilt bezeichnet k eine Arbeit mal einer Länge dividiert durch das Quadrat einer Masse oder kurz eine Beschleunigung mal dem

---

[1]) Außer den erwähnten Personen wurden direkte Beobachtungen betreffs k angestellt von Reich, Baily, Cornu und Baille, Ph. v. Jolly, J. Wilsing, J. H. Poynting, C. V. Boys.

Quadrat einer Länge dividiert durch eine Masse und das gibt im absoluten System $cm^3\ sec^{-2}\ g^{-1}$, im praktischen dagegen $m^3\ sec^{-2}$ G^{-1}, wobei G eine Masse von 9·81 kg bezeichnet.

Wenn wir k im praktischen System bestimmen (wir wollen die Größe k' nennen), so ist $k' = \frac{g R^2}{M}$. Hiebei ist g durch Meter, R^2 durch Quadratmeter darzustellen; M erhält man, wenn man das absolute Gewicht, in Kilogramm ausgedrückt, durch 9·81 m dividiert. Folglich ist

$$k' = \frac{9\cdot81.(6370.10^3)^2.9\cdot81}{\frac{4}{3}(6370.10^4)^3\,\pi.5\cdot5} = 656.10^{-12}\ m^3.sec^{-2}\ G^{-1}.$$

Vergleichen wir zur Kontrolle k' mit k, so muß k' mit Rücksicht auf das Verhältnis von $n.cm^3 : n.m^3$ millionenmal kleiner sein als k, und weil 9·81 kg = 9·81.1000 Gramm, aber der Exponent der Masse (— 1) ist, so muß k' 9·81.1000 mal größer sein als k. Es ist also $k' = k.\frac{9\cdot81.1000}{10^6} = 656.10^{-12}$.

2. Will man unabhängig von der mittleren Erddichte k bestimmen, so kann man Jollys Versuch ausnützen (Wüllner I, § 39 und § 41). Eine Bleikugel vom Radius 0·4975 m und dem spezifischen Gewicht von 11·186 wirkt auf eine Quecksilberkugel von 5·000031686 kg Gewicht anziehend mit der Stärke von 0·589 mg; der Abstand der Mittelpunkte beider Kugeln beträgt $r = 0\cdot5686$ m. Darnach ist

$$0\cdot589\ mg = k.\frac{\text{Bleimasse . Quecksilberkugelmasse}}{r^2}$$

oder (0·589.0·981) Dyn = k .

$$\frac{\frac{4}{3}\cdot0\cdot4975^3.\pi.10^6.11\cdot186\ \text{Grammassen} .\ 5000\cdot031686\ \text{Grammassen}}{(0\cdot5686.100)^2\ cm^2};$$

es folgt wieder mit Benützung vierstelliger Logarithmentafeln $k = (65.10^{-9} =)\ 6\cdot475.10^{-8}\ cm^3\ sec^{-2}\ g^{-1}$, ein Wert, der sich von der Zahl $6\cdot685\ .\ 10^{-8}$ um $0\cdot21\ .\ 10^{-8}$ unterscheidet. Die Hauptsache bei all diesen Rechnungen ist ihre Einfachheit.

Im Anschlusse an Jollys Versuch kann man die mittlere Erddichte in folgender Weise kurz bestimmen.

Die Wirkung der Erde auf die Quecksilberkugel muß im Verhältnisse des Gewichtes der Erde *(P)* zum Gewichte der Bleikugel *(p)* größer sein; dagegen muß wegen der Entfernung der Mittelpunkte, die $\frac{R}{r}$ mal größer ist, die Anziehung $\frac{R^2}{r^2}$ mal kleiner sein, so daß die Anziehung der Erde auf die Quecksilberkugel gleich ist $5\cdot000031686\ kg = \frac{0\cdot589\ mg\ .\ P\cdot r^2}{p\ .\ R^2}$. Ersetzt man P durch $\frac{4}{3} R^3 \pi\ (dm^3).d$, so ist d die mittlere Erddichte oder besser wegen der vorliegenden Verbindung das mittlere spezifische Gewicht der Erde. Führen wir die Rechnung im praktischen

System durch, so haben wir mg durch kg zu ersetzen, während für r^2 und R^2 als Verhältniszahlen beliebige Einheiten z. B. dm^2 gewählt werden können. Weil wir P in kg ausdrücken, so haben wir das Volumen der Bleikugel durch dm^3 darzustellen. Es ist also

$$5 \cdot 0000.. = \frac{0 \cdot 000000589\,(kg) . \frac{4}{3} R^3 \pi\,(dm^3) . d . 5 \cdot 686^2\,(dm^2)}{\frac{4}{3} \pi . 4 \cdot 975^3\,(dm^3) . 11 \cdot 186 . R^2\,(dm^2)}.$$

Ersetzt man R durch den Erdradius in der Breite von München nach Wüllner gleich 63,657.000 dm (bezw. 63,700.000 dm), so erhält d den Wert 5·68.

Richarz und Krigar-Menzel erhielten dafür, wie eingangs erwähnt wurde, 5·505. Es wurde von ihnen nach Ermittlung der Gravitationskonstante ein theoretisch berechneter Wert für die Schwerebeschleunigung im Niveau des Meeres einem empirischen Werte gleichgesetzt. Der theoretische Wert berücksichtigte die Abplattung der Erde, das Verhältnis der Zentrifugalkraft zur Schwerkraft am Äquator und die geographische Breite. Die Bestimmung der Gravitationskonstante wurde in Spandau im Jahre 1884 begonnen und war im Jahre 1896 zu Ende geführt (Wied. Ann. 66, p. 177, 1898).

Prag-Smichow. Joh. Arbes.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Homer, bearbeitet von Georg Finsler (Aus deutschen Lesebüchern, VI. Band, 2. Abteilung). Leipzig und Berlin 1908, B. G. Teubner. XVIII und 618 SS. Preis 6 Mk.

Homer und kein Ende! so möchte man ausrufen angesichts der Druckschriften, die sich auch in der Zeit des Ansturmes gegen das Griechische mit den homerischen Gedichten als Lesestoff der Schüler und Schülerinnen an Mittelschulen befassen. Vor nicht ganz sechs Jahren ist Chr. Harders 'Homer' erschienen und in dieser Zeitschr. 1905, S. 504 von mir angezeigt worden. Darauf folgte 1907 das Hilfsbuch zu Homer von Muchau und nun liegt uns das umfangreichste Buch gleicher Richtung vor, das nähere Verwandtschaft mit dem Werke Harders als mit dem Muchaus hat. Alle drei Arbeiten haben sich als Zweck gesetzt, den Lehrern an Mittelschulen, die das Griechische als Sprachfach nicht kennen, die Möglichkeit zu bieten, die homerischen Gedichte ihren Schülern nach allen Seiten, mit Ausnahme der sprachlichen, zu erklären und ihnen den Bildungswert dieser so gepriesenen Dichtungen zu vermitteln. Denn dies pflegte ich den Gymnasialschülern gelegentlich vorzuhalten, daß die Beschäftigung mit den homerischen Gedichten vielseitiges Interesse in Anspruch nehme und vorschulend sei für kritische, ästhetische, kulturhistorische Forschung und bei Jünglingen, die das Glück haben, die ungemein reiche und künstlerisch durchgebildete Sprache der Griechen kennen zu lernen, auch grundlegend sei für sprachgeschichtliche Studien, wobei ich mein Bedauern nicht unterdrücken kann, daß von der großen Errungenschaft des XIX. Jahrhunderts, an der vor allem Deutsche beteiligt sind, nämlich von der vergleichenden Sprachwissenschaft, zu wenig unseren Gymnasialschülern bekannt wird, — warum? gehört nicht hieher. Auffallend ist nun, zumal bei dem zu besprechenden Werke Finslers, die Masse des Gebotenen. Bekanntlich sind die Erläuterungen, die unter dem Titel „Aus deutschen Lesebüchern“ zu epischen, lyrischen und dramatischen Dich-

tungen der Deutschen und einigen Dramen Shakespeares (das Bändchen zum griechischen Drama: VI 1 v. Geffcken, hat nur 113 SS.) gegeben werden, reichlich, ja nach der Meinung vieler überreichlich, aber da handelt es sich um Dichtungen der eigenen Nation, um Dichtungen, deren Kultur- und Lehrwert für Schüler sehr hoch eingeschätzt wird. Daß 'Homer' in ähnlicher Weise mit sachlichen, ästhetischen und kritischen Erläuterungen bedacht wird, das kann nur aus dem gelehrten Streben der Deutschen, die ja auch die Hauptkämpfer in dem langwierigen und heißen Streite um 'Homer' gestellt haben, erklärt werden: man gibt viel, weil man viel hat; es nehme sich dann jeder davon, was er braucht. Daß der Lehrer, selbst am Gymnasium, für den Schulbedarf nur einen sehr kleinen Teil des Gebotenen wird brauchen können, ist mir ausgemacht; denn mag auch der griechische Unterricht an unseren Gymnasien nicht beschränkt worden sein — und er verträgt keine Einschränkung mehr — ja, mag der Lektüre in der VII. und VIII. Klasse durch Zurückdrängen des grammatischen Unterrichtes einige Zeit zugewachsen sein, so ist doch die Gegenwart einer gelehrten Behandlung der altklassischen Schriftsteller im Gymnasium nicht günstig und der Lehrer muß sich zufrieden geben, wenn er ein leidliches Verständnis des Gelesenen erzielt — wird doch bei der Reifeprüfung schon lange nichts mehr von „Realien“ gefordert (die „Kollektaneen“ sind auch nur kurzlebig gewesen). Das vorliegende Werk ist demnach als fleißige und urteilsreiche Zusammenfassung alles dessen zu betrachten, was man die homerische Frage nennt, die ja ein ganzes Bündel von Fragen darstellt. Außerdem kommen ästhetische und reale Erklärung zu voller Geltung, wie solche jedem Dichtwerke gewidmet werden kann und soll.

Da vielfach in den Büchereien unserer Mittelschulen das ganze Werk „Aus deutschen Lehrbüchern“ zu finden ist, so wird die Anschaffung dieses Teiles als Fortsetzung selbstverständlich sein und den meisten Kollegen Einrichtung und Inhalt zur Kenntnis bringen. Nichtsdestoweniger sei hier eine Inhaltsübersicht mitgeteilt, da sich daran einige Bemerkungen in möglichster Kürze schließen sollen.

Der erste Teil wird durch den Inhalt der Gedichte gebildet (S. 1—31), woran sich eine Skizze des Aufbaues schließt (S. 31—32). Für die Zwecke des Gymnasialunterrichtes ließe sich eine andere Skizze denken, die dem Behalten günstiger wäre; doch sei dies der Freiheit des Lehrers anheimgestellt. An zweiter Stelle wird eine Erklärung ausgewählter Stücke gegeben (S. 33—175). Die „Erklärung“ besteht in einer Zergliederung des Inhaltes und im Aufzeigen der Komposition, ähnlich dem, was Hentze in den Erläuterungsheften seiner Ilias-Ausgabe geboten hat. Die ausgewählten Stücke sind die nämlichen, die in die deutsche Schulausgabe der Ilias und Odyssee desselben

Verfassers (Leipzig, Teubner 1906) aufgenommen sind (Il. 1., 3., 4., 6., 9., 16., 18., 22., 23., 24.; Od. 6., 7., 8.. 13., 14., 19., 21. Ges.). Die Grundsätze, die Finsler in den einleitenden Worten zu diesem Teile ausgesprochen hat, sind zu billigen und die Darlegungen zu den einzelnen Gesängen können als lehrreich bezeichnet werden. Freilich kann man über die Ergebnisse der Betrachtung ein abschließendes Urteil nicht fällen, da sich hier, wie dann noch im Abschnitt VI (Homerkritik), das persönliche Dafürhalten stark bemerkbar machen muß. Hier liegt aber eine Hauptfrage zur Beantwortung vor, was der „Dichter der Ilias“, wie ihn Finsler nennt, geleistet hat. In welche Zeit man diesen Dichter versetzen soll, darüber kann nichts ausgesagt werden. Er ist offenbar jünger als die Dichter der vorauszusetzenden Epen oder ist der jüngste „Diaskeuast“, worüber noch weiter unten zu reden sein wird. Der dritte Abschnitt ist „Vorfragen“ betitelt (S. 176—247). Er enthält das, was man die äußere Geschichte der homerischen Gesänge nennen könnte (den Schauplatz der Handlung, die geschichtlichen Voraussetzungen, die Sagenstoffe, die Zeugnisse über „Homer“, die Frage nach dem Alter und der Verwendung der Schrift). Es folgt der IV. Abschnitt: Die homerische Welt (S. 248—475). Das ist ein 'Realienbuch' zu den Gedichten, betrachtend Natur und Leben, den Menschen in seinen Beziehungen zu seinem Nächsten und zu den Göttern. Ein fünfter Abschnitt würdigt die homerische Poesie (S. 476—510). Die Homerkritik wird unter VI. ziemlich eingehend dargestellt (S. 511—603). Das wäre für den angehenden Philologen eine wertvolle Zusammenstellung; für die Zwecke, die diesem Buche gesteckt sind, ist dieser Abschnitt ein Überfluß. Da er hauptsächlich berichtend gehalten ist, so wird hier unsere Aufgabe mit der Erwähnung dieses Teiles erledigt sein dürfen. Das Register umfaßt die Seiten 604—618 und verleiht der Arbeit Wert als Nachschlagebuch.

Bei der ganz ansehnlichen Masse des hier Gebotenen wäre es nicht verwunderlich und entschuldbar, wenn über eine oder die andere Aporie nicht volle Aufklärung geboten würde oder wenn der Berichterstatter fehlende Einzelheiten nicht bemerkte. So seien denn die folgenden Bemerkungen ein Zeugnis der Beschäftigung mit dem Buche, das mir Anlaß war zu wiederholten Überlegungen. Da möchte ich denn bei der Vielfältigkeit des auf „Homer“ bezüglichen Wissens zwei Arten dieses Wissens nach dessen Gewinnung unterscheiden. Eine Gruppe von Erkenntnissen wird gewonnen aus der Betrachtung der vorliegenden Gedichte nach Inhalt und Form (das im engeren Sinne Sprachliche kommt in diesem Buche nicht zur Erörterung) und aus dem Vergleiche mit anderen epischen Dichtungen, endlich aus der Prüfung der literarischen Überlieferung. Hier ist vielfach subjektives Urteil sowohl desjenigen, dem man folgt, so des letzten Darstellers

maßgebend und es kommen schon bekannte Urteile immer wieder zum Vorschein (Abschnitte II und VI). Wertvoller sind die Erkenntnisse, die aus dem Zuwachs an äußeren Zeugnissen gewonnen werden. Hiezu gehören die Denkmäler und die Vermehrung der geschichtlichen Zeugnisse. Was seit Schliemanns Auftreten da gefördert wurde, ist ja wohl jetzt verwertet und aus der Fortsetzung der Ausgrabungen (Kreta) ist noch mehr Aufklärung zu erwarten. Geschichtliche Zeugnisse wären wohl nur noch aus den Papyri zu erwarten. Zu bemerken ist aber, daß die Erklärung homerischer Stellen noch immer gefördert werden kann aus der Betrachtung der Gedichte allein, besonders wo es sich darum handelt, die Überlieferung zu halten durch Erklärung.

In den Abschnitten II und VI ist Finsler in der Hauptsache Berichterstatter, während er in den Abschnitten IV und V auf Grund der besten und jüngsten Vorarbeiten mit eigenem Urteile hervortritt. Am meisten hat er im Abschnitt VI der Unterstützung durch v. Wilamowitz-Möllendorff sich bedienen können (in Bezug auf die Odyssee S. 577—586, dann in Erörterung des Achillesschildes S. 94). Auch sonst ist überall die Literatur bis auf die jüngsten Erscheinungen berücksichtigt, z. B. in der Ithaka-Leukas-Frage, die mit Wilamowitz-Möllendorff gegen Dörpfeld beantwortet wird[1]).

Was ist nun nach dieser neuerlichen Bearbeitung des Stoffes und Prüfung der geäußerten Ansichten über den Komplex der homerischen Fragen an Aufklärung erreicht? Das fragen wir mit Recht und ich will darauf nach meinem Ermessen Antwort geben in möglichster Übereinstimmung mit dem Verf. des vorliegenden Buches. Mit Genugtuung kann ich feststellen, daß ich von den in zwei Aufsätzen der Zeitschrift „Gymnasium": „Beweisbare Behauptungen über Homerische Textkritik" (XIV 18, 1896) und „Die homerische Frage in der Schule" (XIX 3, 1901) ausgesprochenen Ansichten nichts zu verleugnen brauche. Ferner kommen Ansichten wieder zu Ehren, die in unscheinbaren, verschwiegenen, ja verlästerten Schriften schon geäußert worden sind, ich meine: Em. Hoffmanns Homeros und die Homeridensage von Chios, Wien 1856, und die Broschüren Paleys, London 1879, 1887 (worüber auch Oberdicks Kritische Studien I, 1884). Jener hat den Gehalt der Pseudo-herodotischen Vita ausgenützt, womit vgl. Finsler S. 237 f., auch 510; dieser hat die verhältnismäßige Jugend des vorliegenden Textes behauptet, besonders der Odyssee[2]) und das Verhältnis der beiden Gedichte zu den kyklischen, anders als sonst üblich dargelegt (vgl. Finsler S. 234—235). Der vorliegende Text ist schichtweise entstanden,

[1]) s. Jos. Gröschl, Programmaufsatz des Gymn. in Friedek 1907.
[2]) Beachte besonders η 80.

alter Stoff ist umgearbeitet worden bis auf den letzten Ordner, von dem Finsler S. 43 als einem „ordnenden Genius" spricht. S. 151 wird bezüglich der Odyssee Ähnliches geäußert. Wir sind trotz aller zergliedernder und prüfender Schriften über G. Hermann nicht hinausgekommen (S. 532 f.). Jener Heros der Philologie hat auch richtig die Ursache des Gefallens an den homerischen Gedichten hervorgehoben: Die Trefflichkeit der Ausführung im einzelnen, während die mangelhafte Motivierung unerträglich sei. Und wenn Finsler sehr ansprechend über die Kunstmittel des Dichters (von 476 an bis zusammenfassend 506) sich verbreitet, so hat er eben dasjenige aufgezeigt, was als schön gefallen muß, soll überhaupt eine Lehre vom Schönen möglich sein (S. 487)[1]).

Auch über Naturalistisch und Realistisch hat sich F. trefflich geäußert (490). Die Kunst Homers ist realistisch, aber nicht naturalistisch und dann möchte ich sofort das Urteil knüpfen über das Verhältnis der Gedichte zur Wirklichkeit. Die bildende Kunst ist erläuternd und veranschaulichend, auch die Natur der Gegenden, wo die Handlung zumal der Odyssee spielt, hat für den heutigen Menschen, der Homer liest, die Bedeutung, die ihr Goethe beigelegt; aber in den Dichtungen ein getreues Abbild der Örtlichkeit und der Kunstobjekte (Panzer des Agamemnon, Schild des Achill, Palast des Alkinoos) suchen zu wollen, ist verkehrt und ergebnislos[2]). Sehr anziehend, aber auch sehr schwierig ist die Forschung nach dem Verhältnis der Dichtung zur Göttersage. Finsler ist der Aufgabe nicht ausgewichen und tut sich darauf etwas zugute. Die Ergebnisse seiner Einzelschrift „Die olympischen Szenen der Ilias" 1906 werden hier besonders S. 447—463 wiedergegeben und bilden einen wertvollen Bestandteil des Buches. Selbstverständlich kennt und billigt er die Ansicht Useners in dem Buche „Götternamen" und in der Sonderschrift „Stoff des Epos". Damit stimmt es, daß er die Ansicht Ed. Meyers und Gerckes erwähnt (S. 590): Odysseus sei eine dem Poseidon wesensgleiche Gottheit, was ich hervorhebe, da ich selbst schon auf diesen Einfall geraten war. Der Rückfall in die alte Auffassung des Heros (Sonnengott) ebendort ist nicht sachdienlich.

Trotz der oben gerühmten Reichhaltigkeit des Buches bleiben doch Fragen, auf die man eine befriedigende Antwort suchen möchte, ohne solche. Nach meinem Ermessen wäre eine solche Antwort wertvoller als die ausführliche Wiedergabe der Meinungen in der sogenannten homerischen Frage im engeren Sinne. Nur einiges sei herausgehoben. Wie ist es mit den Tempeln und Götterbildern bestellt? Wir finden ein Wort für Tempel νᾱός, eigentlich „Wohnung", haben aber nirgends eine Beschreibung eines solchen, während wir eine berühmte Beschreibung des Alkinoospalastes

[1]) Vgl. auch Th. Lipps, Kultur der Gegenwart I 6, S. 349.
[2]) Ein Bilderatlas zu Homer ist ein noch zu erfüllender Wunsch.

haben (vgl. damit Vergils Beschreibung des Tempels in Karthago). Die in Betracht kommenden Stellen sind: *A* 39, *E* 446 mit Erwähnung des *ἄδυτον*, *Z* 88 mit Erwähnung eines Sitzbildes der Athene; *ζ* 10, *μ* 346 mit dem Beiworte *πίονα*; *η* 80 ist eine besonders wichtige Stelle, obwohl das Wort *νηός* darin nicht erscheint. Auffallend ist nun, daß weder in Scheria noch in Ithaka ein Tempel besonders hervorgehoben ist, obwohl Athene die Schutzgöttin des Odysseus ist. Ich vermute nun auf Grund der Stellen *η* 80 und der deutlichen Beschreibung bei Vergils Aen. VII 171, daß die Gottheit beim Herrscher gewohnt hat, wodurch die besondere Schilderung eines Tempels entbehrlich wurde. In *A* 39 kann *ἔρεψα* nicht „ich habe erbaut", auch nicht wie Finsler 427 übersetzt „ich habe gedeckt" heißen, sondern ist zu verstehen vom Schmücken mit Kränzen und *βουκράνια*. Was die Bilder betrifft, so sind außer jener Stelle in *Z*, wo von dem Niederlegen eines Peplos auf den Knien der Göttin die Rede ist, die Beiwörter *εὔθρονος* und *χρυσόθρονος* beachtenswert. Wenn *ἠώς* dieses Beiwort führt, so ist dies nicht auf einen Natureindruck zurückzuführen, sondern auf eine Beeinflussung durch die Fälle, wo Here oder Aphrodite das Beiwort führt (vgl. das *ἐπεκλώσαντο θεοί*, während doch dies nur von den *Κλῶθες* *η* 197 gesagt werden kann). Für die Sitzbilder haben wir jetzt durch die Ausgrabungen in Delphi hinlänglich Beispiele (s. Perdrizet in den Neuen Jahrb. XI, 1908, 1. Heft: Vortrag auf der Baseler Philologen-Versammlung von 1907). Ich schließe daran die Frage nach dem Gottesgnadentum des homerischen Königs. F. sagt S. 376: „Daß die Königswürde von Zeus stamme, ist nirgends auch nur angedeutet". Aber deutliche Beweise für ein Fetischkönigtum sind *B* 100 ff. und *τ* 109—114. Das Zepter ist hier und bei Vergils Aen. VII 172 Zeichen der Würde, die deshalb aber noch nicht an die physischen Nachkommen übergeht, sondern frei verliehen werden kann (auch die Aegis wird der Athene und dem Apollo zeitweise geliehen). Die Einheit wird durch das Land, worüber geherrscht wird, gebildet, nicht durch die Leibeserben. Ganz fremde, einander folgende Herrscher werden später genealogisch verknüpft und darin wird ihnen eine Legitimität geschaffen, die sie von Haus aus nicht haben. Der 'gerechte' Herrscher wird *τ* 109 ff. gekennzeichnet (ähnlich David, der Mann nach dem Herzen Gottes). Der König ist Gefäß der Gottheit und wie lange er es ist, wird nach dem Wohlstand bemessen (*ἀρετῶσι δὲ λαοί ὑπ' αὐτῷ*). Auch die Steigerung des Wortes *βασιλεύς* z. B. I 69 hätte bei der Erörterung der Königswürde erwähnt werden sollen.

Finsler bespricht den Durst des homerischen Menschen nach Ruhm und Auszeichnung (S. 331) und das ungeheure Selbstgefühl des Dichters (S. 507). Diese beiden Beobachtungen sind an die Formen des Stammes *κλυ-*, *κλεϝ-* geknüpft. Der Dichter verleiht *κλέος* und die *κλέα ἀνδρῶν* sind der Inhalt des Epos.

Daraus ist die häufige Verwendung des Adj. κλυ-τός begreiflich, das übrigens vielfach formelhaft geworden ist, worüber Finsler gute Beobachtungen mitteilt. — S. 488. Hier möchte ich auf die Stelle ζ 185 zu sprechen kommen. Finsler erklärt nach Jordan „das beste Glück aber erlosten sie sich selbst“ (s. Hentzes Antr. z. d. St.). Damit kann ich mich nicht befreunden. Das Buch ζ enthält manches Eigenartige in grammatischen Dingen; darum ist es mir nicht zweifelhaft, daß ἔκλυον intransitiv zu nehmen sei (vgl. Z 149 φύει intransitiv; das transitive dazu ist κλείω; van Leeuwens Enchiridion hat nichts darüber). Der Sinn ist demnach: „am meisten haben aber sie selbst, die (musterhaften) Eheleute, den Vorteil des guten Rufes“. Die Sache ist ja gar nicht unmodern. Das Buch ζ zeigt übrigens recht deutlich, wie dem Dichter das Menschliche, das Innenleben von Wert war; denn mit dem V. 261, wo die Beschreibung der Stadt beginnt, ist Klarheit und Anschaulichkeit dahin. Das gäbe mir Anlaß zu bemerken, daß ein klares Bild einer Stadt, einer Burg, eines Hauses nicht aus den Gedichten zu gewinnen sei. Was ist πύργος ζ 261? Vgl. ζ 9 und η 45; an dieser Stelle werden τείχεα μακρά genannt. Glaubt man nicht, der Dichter habe den Hafen von Athen im V. Jahrhundert vor Augen gehabt, wie in Z 88 f. die Akropolis? Weder die Hauptstadt der Phäaken noch die der Ithakesier hat eine Akropolis, das ἐπιβήομεν ζ 262 deutet nur auf ein Ansteigen des Geländes. Hier muß ich auf die Ansicht Bezug nehmen, die Finsler mit mehreren Gelehrten gegen Cauer, angeregt von Harder, teilt, daß sich in unseren Gedichten vielfach bewußtes Archaisieren zeige (S. 476, 567, 508). Nach sonstigen Beobachtungen sind naive Anachronismen eher zu erwarten als bewußtes Sichversetzen in ältere Zustände. Da möchte ich nun aussprechen, daß die homerische Frage eigentlich die Frage nach der älteren Gestalt des epischen Sanges ist, wie sie auf sprachlichem Gebiete A. Fick gründlich lösen wollte und viele Kritiker (Nauck und die Holländer, von minderen Nachtretern zu schweigen) auf halbe Weise erledigen wollen. Es stellt sich dann als Seitenstück dazu die Forschung nach Vergils Altertumsstudien und besondere Umarbeitung der ihm vorliegenden Kunstepen (Ennius, Naevius). Ich möchte eher Cauer beitreten und die Spuren alter Bräuche auf die Quellen unserer Gedichte zurückführen. Daß Menelaos ξανθός ist und außerdem noch Achill (die Sache in der Odyssee liegt anders, wie Kritiker schon erkannt haben: ν 399, 431, π 176), muß seine bestimmten Gründe haben, wenn es auch alle Schattierungen von Rot bis Goldbraun umfassen kann (vgl. Πυρρός, den Sohn Achills). Das Beiwort εὐρυάγυια für Troia, dann je einmal für Mykene Δ 52 und Athen η 80 ist für eine alte Burg auffallend genug, selbst wenn man den Raumbegriff als sehr dehnbar erklärt (eher geht noch εὐρύχορος). Schließlich möchte ich noch die Beiwörter ἑλικῶπις und καλλιπάρῃος der erneuten

Aufmerksamkeit der Erklärer empfehlen. Das „schönwangig" hat für mich nur einen Sinn, wenn dabei die von der Mode gebotene Verschönerung durch die Schminke verstanden wird; diese war bei den Ioniern Brauch, und zwar sowohl für Frauen wie für Männer (s. σ 172, wo Penelope sich schminkt). Zum Schminken gehört das Herausheben des Auges durch Unterschminken mit einer mineralischen Salbe, daher *ἑλικῶπες* und *ἑλικῶπις* (daneben *ἑλικοβλέφαρε* von der Aphrodite Hymn. VI 19). Jenes Epitheton wird nur von den Achäern gebraucht! Nun bitte ich noch *Κύκλωπες* zu vergleichen[1]). Wie die Kyklopen als Volk zu ihrem bösen Leumund kamen (man vgl. ζ 5, η 56 ff., 206, wo die Sache nicht so schlimm aussieht, wie in ι), läßt sich schwer sagen[2]); den Namen haben sie von dem eigenartigen Anblick ihrer Augen, der kann nur durch eine künstliche Nachhilfe geschaffen worden sein; *Κύκλωπες* war ursprünglich Beiwort; eine große Anzahl Beiwörter stammt aus epischen Gedichten, die unseren beiden Epen vorauf liegen. Man weiß aus der Kulturgeschichte, daß der Schmuck auch furchterregend wirken soll (Haartracht, Helmbusch, die *θύσανοι* an der Aegis *B* 448; die Medusa *Γοργώ* heißt *βλοσυρῶπις* *Λ* 36). Wenn ich zu den vielen Deutungen, die der Name schon erfahren, noch eine andere hinzufüge, so folge ich dem menschlichen Triebe, der den geistig Regsamen dazu drängt, den Ursachen nachzugehen und Widersprüche aufzulösen. — Indem ich zum Schlusse noch hinweise auf die Kennzeichnung des ionischen Epos durch Eduard Schwartz in seinen Charakterköpfen aus der antiken Literatur S. 8 und es auffällig finde, daß Finsler so wenig auf Überreste der bildenden Kunst, soweit sie homerische Stellen zu erläutern geeignet gewesen wären, zu sprechen kommt (da Abbildungen ausgeschlossen waren)[3]), danke ich für die reiche Belehrung, die ich von Finsler Buch erhalten und meine, daß es auf lange Zeit hinaus eine Fundgrube des Wissens über Homer für die Lehrer sein wird.

Nachtrag. Die Kyklopie bietet mehrfache Widersprüche; man vergleiche, von geringfügigeren wie ι 107 und 274, ι 112 und gleich darauf 114 abgesehen; besonders ι 115 und 401; auch 411, 520. Dann die Erwähnung Telemos als ungefährdeten Gastfreundes, der bei den Kyklopen alt wurde! Da die Insel sich ihrer Natur nach nicht von dem Wohnorte der Kyklopen unterschieden haben dürfte, so ist der Widerspruch zwischen ι 131—135 und 109—111 sowie 357 und 358 klar. Die Einäugig-

---

[1]) Über die Kyklopen in der Mythologie äußert sich die Schrift Em. Hoffmanns „Kronos und Zeus". L. 1876. S. 132 ff.

[2]) Vgl. das Schicksal der Vandalen.

[3]) Er kennt und nennt die einschlägige Literatur z. B. Helbigs und Reichels Arbeiten.

keit setzt unser Gedicht voraus. Da in der Beschreibung des Polyphem die Beobachtung zu machen ist, der Finsler nach Vessing S. 482 Ausdruck gibt, so werden wir uns mit den Lv. 190—192 zufrieden geben; auch die Berührungen mit den Lästrygonen feststellen, aber doch die vorherige Andeutung des einen Auges vermissen dürfen, die bei Hesiod das Kennzeichen der Kyklopen bildet. Der Dichter der Kyklopie kann mit Hesiod nur aus einer gemeinsamen Quelle geschöpft haben. Mich bedünkt, der Kyklop muß, wenn die Blendung so vor sich gehen soll, wie es geschieht und Odysseus sich und seine Gefährten retten will, ein Auge haben. Die Einäugigkeit ist in dem Gefüge des Märchens eine zweckmäßige Erfindung; weitere Folgerungen sind daraus nicht entstanden und nicht zu ziehen.

Graz. G. Vogrinz.

Sammlung griechischer und lateinischer Schriftsteller mit deutschen Anmerkungen begründet von M. Haupt und H. Sauppe. Herodotos erklärt von Heinrich Stein. Vierter Band: Buch VII mit drei Kärtchen von H. Kiepert. Sechste Auflage. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1908. 232 SS. 8°. Preis 3 Mk.

Jeder Philolog weiß, welche Verdienste um Herodot sich H. Stein durch seine kritischen und erklärenden Ausgaben erworben hat; und nichts veranschaulicht die allgemeine Anerkennung dieser Verdienste besser als die hohen Zahlen der Auflagen seines Kommentars: das siebente Buch schon in sechster Auflage! Aber der unermüdliche Forscher, der gleichzeitig sein achtzigstes Lebensjahr vollendet hat, läßt es sich auch nicht verdrießen, die Ausgaben immer wieder durchzuarbeiten. Die Seitenzahl dieses Buches allerdings ist seit 1889 nur um 8 gestiegen und die schlichten Kärtchen H. Kieperts sind ebenso unverändert geblieben wie die nicht ganz einwandfreie Zeichnung des *τόξον παλίντονον* zu Kap. 69; aber der Kommentar weist auf Schritt und Tritt wenigstens stilistische Besserungen auf (vgl. Kallenberg, Zeitschr. f. d. Gymnasialwesen 1908, Jahresberichte 336) und der Text ist, abgesehen von orthographischen Berichtigungen, an nicht weniger als dreißig Stellen wieder umgestaltet worden: so Kap. 13 *συνέλεξε* vor *ἔλεξε* eingeklammert, ohne triftigen Grund; 34 *τὴν δ' ἑτέρην τὴν βυβλίνην* wiederhergestellt; 37 *ψάμμου* nach *ἵνα μὴ πιμπλῆται* ergänzt, schon im Kommentar der fünften Auflage vorgeschlagen; 40 *καὶ οὗτοι ἐκ πάντων ⟨Περσέων⟩ ἀπολελεγμένοι*, der Zusatz ebenso entbehrlich wie der Ersatz von *πάντων* durch *Περσέων* in der fünften Auflage; *ὄπισθε δὲ αὐτῶν [ἵππων]*, warum? (Sitzler, Jahresbericht über die Fortschritte der Altertumswissenschaft 1910, CXLVII 7 zieht die Lesart der anderen Handschriftenklasse *ὄπισθε δὲ τῶν ἵππων* vor); 41 *διελείπετο*; 50

ἐπεσφερομένῳ wiederhergestellt; 96 ὡς nach τούτοισι πᾶσι ohne zureichenden Grund eingeschaltet; αὐτῶν und 104 ὑποδειμαίνουσι wiederhergestellt; 111 γυνὴ χρέωσα statt ἡ χρέωσα, wodurch der wirksame Parallelismus der Stelle zerstört wird; 115 τὸν ἐπὶ Ποσιδηίου ⟨φέροντα⟩ entbehrlich; 142 das handschriftliche σφι nach δοκέειν statt der bisherigen Vulgata σφίσι aufgenommen, aber 148 Schluß durch das reflexive σφίσι der Vulgata ersetzt; 142 τὰ δύο wiederhergestellt; 145 τὠυτὸ φρονήσειαν einigen Parallelstellen zuliebe, die nichts beweisen (vgl. Sitzler 7); 149 μὴ τὸν λοιπὸν ⟨χρόνον⟩ ἔωσι, bisher μὴ τὸ λοιπὸν ἔωσι; 150 λέγεται vor εἰπεῖν wiederhergestellt; 169 Μενέλεῳ wohl richtig; 176 [τὸ Ἀρτεμίσιον] δέκεται αἰγιαλός, ἔνι (statt ἐν) δὲ Ἀρτέμιδος ἱρόν mit der Begründung: „τὸ Ἀρτεμίσιον war eine Randnote zu Ἀρτ. ἱρόν .... die überlieferte Lesung ἐν δέ bed. 'unter andern'“; 186 τοὺς ἐν τοῖσι σιταγωγοῖσι [ἀκάτοισι] ἐόντας; 196 ἀπίκετο mit R; τῆς Θεσσαλικῆς ἵππου; 214 φεύγοντα Ἐπιάλτην ταύτην τὴν αἰτίην wiederhergestellt; 215 ὁρμῶντο δὲ sicher richtig; 216 τῷ ὄρει τούτῳ wiederhergestellt; 217 ὑπὸ τῶν εἴρηται wiederhergestellt; 223 ἐμάχοντο, τότε; 224 ὀνομαστοὶ Σπαρτιητέων, πολλοὶ δὲ καὶ οὐκ ὀνομαστοί, aber diese letzten Worte sind nicht bloß dort unhaltbar, wo A B d sie einschieben, sondern auch hier, weil der folgende Relativsatz τῶν ἐγὼ ὡς ἀνδρῶν ἀξίων γενομένων ἐπυθόμην τὰ οὐνόματα sich unmöglich auf die πολλοὶ οὐκ ὀνομαστοὶ beziehen kann, zumal da ihm die Worte ἐπυθόμην δὲ καὶ ἁπάντων τῶν τριηκοσίων folgen; 225 ⟨τοξεύμασι⟩ nach βάλλοντες ein entbehrlicher Zusatz.

Viel größer ist die Zahl der Stellen, an denen die fünfte und sechste Auflage in bedenklichen, angezweifelten oder bestrittenen Lesungen übereinstimmen. Ich wiederhole hier einige der beachtenswerteren Bemerkungen Sitzlers (Jahresbericht über die Fortschritte der Altertumswissenschaft 1892, LXXI 136 f.), die Stein in der neuen Auflage nicht berücksichtigt hat: 6 Stein: „vor ἔλασιν fehlt wohl ἄλλην“, kaum nötig; 8 β Annahme einer Lücke nach παύσομαι unnötig; 9 β ⟨καί⟩ unwahrscheinlich wegen περὶ δὲ τῶν ἑσσουμένων; 24 Stein: „bei δύναμιν fehlt wohl τὴν ἑωυτοῦ“, aber vgl. das folgende μνημόσυνα; 39 [ἐλάσσω δὲ τῆς ἀξίης], doch wohl zur Vervollständigung des Vorhergehenden unentbehrlich; 52 ἐνέδεξαν statt ἐνέδωκαν, müßte wenigstens ἐνεδέξαντο heißen, wie van Herwerden schreibt; 134 μετὰ δὴ ταῦτα statt δὲ, warum? 139 ⟨γε⟩ ohne Grund; 145 φροντίσαντες statt φρονήσαντες unnötig; 153 ⟨αὐτός τε καὶ⟩ unnötig; 191 ἐπῳδῇσι, für das überlieferte γόησι vermutet, unwahrscheinlich; 196 ἵππων τῆς ⟨τε⟩ ἑωυτοῦ statt ἵππων τῶν ἑωυτοῦ unnötig; desgleichen 203 αὐτόθεν statt αὐτοί und 212 Lücke nach ἐόντων unwahrscheinlich; 220 καὶ αὐτὸς statt καὶ μᾶλλον gewaltsam und unpassend; 231 ⟨ὤν⟩ unnötig.

Einige wohlbegründete Verbesserungen steuerte mein Schüler A. Pfeifauf in seiner Abhandlung 'Der Artikel vor Personen- und Götter-Namen bei Thukydides und Herodot' bei, die als drittes Heft der *Commentationes Aenipontanae* soeben erschienen ist: Kap. 160 *τοὺς λόγους τοὺς Συάγρου* statt *τοῦ Συάγρου* (Pfeifauf 49), Kap. 200 Schluß *αὐτοῦ 'Αμφικτύονος ἱρόν* mit Streichung des nach *αὐτοῦ* überlieferten *τοῦ* (Pfeifauf 64), Kap. 154 denkt Stein an die Ergänzung *Αἰνησιδήμου τοῦ Παταίκου ⟨υἱέ⟩ος*, was Pfeifauf 39 widerlegt, Kap. 98 ist zu schreiben *Κυβέρνις Κοσσίκα*, s. Pfeifauf 37[2].

Schade ist es, daß eine so stark benutzte Ausgabe in Textfragen völlig im Stiche läßt; nur die Abweichungen von der zweiten Textausgabe Steins (1884) sind auf den zwei letzten Seiten aufgezählt. Wenigstens die wichtigsten Abweichungen von der handschriftlichen Überlieferung würden sich leicht auf ein paar Seiten hinzufügen lassen. Die verdiente Verlagsbuchhandlung wird hiegegen ebensowenig etwas einwenden wie gegen Abschaffung der irreführenden und zwecklosen Doppelzählung 'Vierter Band: Buch VII'; vor mir liegt die fünfte Auflage des IV. Bandes (= Buch VII) und des V. Bandes (= Buch VIII—IX) zusammengebunden als e i n nicht einmal dicker B a n d. Verschwinden sollten auch die abscheulichen Mischformen wie Kelaenae, Änos, Aeschylos, Krösos, Alkaeos. Druckfehler stießen mir nicht wenige auf: S. 37 *ἐκέλευε*, (sic), 45 *ἐξεύγνυσαν*, 185 *⟨ἐν⟩*, 191 die Erörterung über *γόησι*, zu Z. 7 gehörig, ist unter Z. 6 geraten, 210 II statt 11, 217 *ἐμάχοντο. τότε* statt *ἐμάχοντο, τότε*, eigens wegen dieser Interpunktion im kritischen Anhang aufgeführt, 230 42_{14} statt 41_{14}, ebenda *προσφερομένῳ* statt *ἐπεσφερομένῳ*, ebenda *φέρων* statt *φέροντα*, ebenda 149_8 *τὸν* ohne nähere Angabe, ob das erste oder zweite *τὸν* dieser Zeile, ebenda [*χρόνον*] statt ⟨*χρόνον*⟩, S. 231 223_{10} statt 223_{12}, *πολλῶν δὲ καὶ οὐκ ὀνομαστῶν* statt *πολλοὶ δὲ καὶ οὐκ ὀνομαστοί*.

I n n s b r u c k. Ernst K a l i n k a.

Platons ausgewählte Schriften. Für den Schulgebrauch erklärt von Christian C r o n und Julius D e u s c h l e. Fünfter Teil: Symposion. Erklärt von Arnold H u g. Dritte Auflage besorgt von Hermann S c h ö n e. Leipzig, Teubner 1909.

Die trefflich kommentierte Ausgabe von Platons Symposion, welche A. Hug in zweiter Auflage im Jahre 1884 hatte erscheinen lassen, ist nach einem Vierteljahrhundert in dritter Auflage von Hermann Schöne besorgt worden. Aus Pietät für den verewigten Verfasser, sagt Schöne selbst in der Vorrede, habe er das Buch im großen Ganzen in der Hugschen Fassung belassen, in der Einleitung sogar auch dort, wo er selbst Hug nicht mehr zu folgen

vermocht habe. Ref. ist allerdings der Ansicht, daß bei dem gewaltigen Literaturzuwachs während der letzten 25 Jahre auch der verewigte Verfasser den Besorger der 3. Auflage der Pietätlosigkeit nicht geziehen, sondern gewiß selbst notwendige Korrekturen aufs lebhafteste gewünscht hätte. Außerdem hätte Schöne noch den Ausweg gehabt, durch Fußnoten oder eingeklammerte Sätze oder Abschnitte seine eigene Ansicht, bezw. den jetzigen Stand der Frage wenigstens anzudeuten. Sonderbarerweise hat Schöne das letztere gelegentlich bei unbedeutenden Zusätzen in den Anmerkungen getan, dagegen hat er, während er sonst Hug ungekürzt das Wort läßt, einigen Abschnitten der Einleitung eine neue Gestalt gegeben, ohne auch nur mit einem Worte anzudeuten, daß hier nicht mehr Hug spricht. So heißt der frühere § 8 „Eigentümlichkeit und Bedeutung der Einkleidung" in der neuen Auflage: „Die diegematische Kunstform des Symposions"; Schöne entfernt hier die Hugschen Ausführungen und schließt sich bezüglich der Einteilung der Dialoge nach der äußeren Form der Darstellung eng an Raeder an. Auch § 9 ist verkürzt wiedergegeben. Im § 10, in welchem über die Abfassungszeit der Schrift gesprochen wird, hat Schöne, abermals ohne auch nur ein Wort darüber zu verlieren, Hugs Ansatz des Symposions zwischen 384 und 372 — die obere Grenze ist erschlossen aus dem διοικισμός der Arkader p. 193 *A* — einfach getilgt und durch die Hypothese von Wilamowitz ersetzt, welcher jene Stelle auf die Auflösung des arkadischen Bundes durch die Lakedaimonier bald nach dem archidamischen Krieg bezieht und dadurch allerdings den Anachronismus beseitigt. Schöne meint nur sagen zu können, daß dieses sowohl in Hinsicht auf den Inhalt als auch die Form einzige Kunstwerk eine lange Übung in der literarischen Form des Dialogs voraussetze, und er möchte es jedenfalls erst nach dem Tode des Gorgias (ca. 380) geschrieben sein lassen, da die Rücksicht, mit der ihn Platon in dem gleichnamigen Dialog behandelt, im Symposion p. 198 *C* (siehe Kommentar dazu) nicht mehr spürbar sei. Doch diese Stelle braucht gar nicht so ernst gefaßt zu werden; es ist vielmehr ein völlig harmloser Scherz, den sich Gorgias, dessen Name mit dem versteinernden Gorgonenhaupte in Verbindung gebracht wird, ruhig gefallen lassen darf. Aber auch die Ansicht von Wilamowitz hat, soweit ich sehe, keine Anhänger gefunden; jedenfalls halten Th. Gomperz und besonders Raeder und neuestens Ritter (Platon, I. p. 201, vgl. auch Christ-Schmid, Griech. Literaturgesch. 5. Aufl. I. p. 639 f.), an dem von Platon absichtlich gesetzten Anachronismus fest und datieren danach das Werk bald nach 385.

In der Einleitung fiel mir noch auf, daß die ziemlich umfangreiche Anmerkung auf S. XXV ff., in welcher Hug die Geschichte der Frage betreffend die Priorität der beiden Sympesien ausführlich behandelt und dabei die ganze diesbezügliche Literatur anführt, in der neuen Auflage fehlt.

Am meisten zu loben scheint mir die umsichtige Verwertung des handschriftlichen Materials, welches nun als durchlaufende *adnotatio critica* von rückwärts zwischen Text und Kommentar versetzt erscheint. Der Text, dem die Codices Clarkianus 39, Venetus app. 4, 1, Vindobonensis 54 und Oxyrhynchus Papyrus 843 zugrunde liegen, bietet gegen hundert andere Lesungen [1]) als Hug in der 2. Auflage, welcher nur die zwei erstgenannten Handschriften benützt hat. Drei der auffallendsten Abänderungen, die zugleich den Sinn beeinflussen, will ich herausheben: p. 173 *D* ist die handschriftliche Lesung *μαλακός*, für die sich Immisch eingesetzt hatte, als Attribut des Apollodor statt *μανικός* aufgenommen und begründet. P. 175 *D* lesen wir jetzt: *ἵνα καὶ τοῦ σοφοῦ ἁπτόμενός σου ἀπολαύσω,* während *ἁπτόμενός σου* Hug mit dem Clark. ausgelassen hatte. Aus dieser Stelle erklärt sich dann auch, nebenher gesagt, die Bemerkung eines Sokratesschülers im pseudoplatonischen Theages p. 130 *D*, daß er von Sokrates nichts gelernt habe, daß vielmehr eine gewisse von ihm ausstrahlende Kraft wie ein Fluidum, je näher, umso wirksamer, sich ihm mitgeteilt habe. P. 176 *B* schreibt Schöne nach der Konjektur Vahlens: *καὶ ἔτι ἑνὸς δέομαι ὑμῶν ἀκοῦσαι, πῶς ἔχει πρὸς τὸ ἐρρῶσθαι πίνειν, Ἀγάθων⟨ος⟩,* während bei Hug *Ἀγάθων* Subjekt zu *ἔχει* war. Als besonders störend und zeitraubend muß es aber bezeichnet werden, daß in mehr denn zwanzig Fällen die den einzelnen Lesarten beigefügten Ziffern, die auf eine darüberstehende Textzeile verweisen sollen, wo die *varia lectio* zu denken ist, unrichtig angegeben sind. Ja bisweilen kann überhaupt nicht mit Gewißheit konstatiert werden, wo die betreffende Lesart zu denken ist.

Auch der Kommentar ist gleich wie die Einleitung im ganzen Hugs Eigentum. Schöne hat allerdings einige Striche angebracht und statt dessen anderes Brauchbare nach seiner eigenen Angabe englischen Kommentatoren entlehnt, was mit Geschick dem Rahmen des Ganzen eingefügt ist. Neu ist noch ein am Schlusse des Buches angehängtes Register, welches in dankenswerter Weise das Nachschlagen erklärter Wörter und ganzer Stellen erleichtert.

Die Neuauflage des Symposions bedeutet in manchen Punkten einen gewissen nicht unbedeutenden Fortschritt gegenüber der trefflichen von Hug besorgten zweiten Auflage. Das Buch bedarf jedoch noch einer sorgfältigeren Durchsicht, um es auch zu wissenschaftlichen Zwecken brauchbar zu erhalten.

Wien. Dr. Jos. Pavlu.

[1]) Das p. 178 *D* im Text stehende *ὅστις ἐρῷ* ist wohl nur Druckfehler für *ἐρᾷ*, das sonst in unseren Ausgaben zu lesen ist.

Griechisches Schulwörterbuch. II. Teil: Deutsch-griechisches Schulwörterbuch von Karl Schenkl. 6. Auflage, besorgt von Heinrich Schenkl. Leipzig und Berlin, Druck und Verlag von B. G. Teubner 1909. V und 941 SS.

Da mir von den früheren Auflagen dieses zuerst im Jahre 1866 erschienenen deutsch-griechischen Wörterbuches nur die zweite zur Verfügung ist, so soll zunächst hinsichtlich des äußeren Umfanges der beiden Auflagen festgestellt werden, daß die sechste „trotz besserer und mehr Raum erfordernder Druckausstattung“ und ohne wesentliche Kürzung in inhaltlicher Beziehung nur 941 Seiten zu 63 Zeilen gegen 1068 zu 69 Zeilen der zweiten Auflage umfaßt. Dieses Ergebnis ist wesentlich dadurch erreicht worden, daß Zusammensetzungen und Ableitungen, so weit dies tunlich war, nicht mehr als selbständige Artikel, sondern in zusammenhängender Darstellung aufgeführt worden sind, wodurch eine wesentliche Raumeinschränkung erzielt werden konnte. Aus den zahlreichen Proben, die ich nach dieser Richtung vorgenommen habe, seien folgende hervorgehoben, wobei die erste Ziffer die Zeilenzahl der betreffenden Artikel in der zweiten Auflage, die eingeschlossene die der sechsten bezeichnet: erziehen — Erziehungswesen 46 (38); Fabel — fabeln 27 (21); Feld — Feldzug 112 (90); Gold — Goldwage 158 (109); Haus — Hauszucht 182 (154); Holz — Holzwurm 91 (61); Krieg — Kriegszustand 259 (209); Land — Landzunge 286 (239); Meer — Meerzwiebel 142 (108); Mensch — Menschwerdung 248 (188); Opfer — Opferzeit 130 (107); privat (Privat-) — Privatwohnung 127 (102); Recht — rechtzeitig 274 (226); Schiff — Schiffszoll 192 (149); Seite — Seitenwand 223 (190); Staat — Staatszweck 263 (220); viel — vielzüngig 218 (170); Volk — Volkszählung 150 (132); Wasser — Wasserwoge 243 (204); Wein — Weinzoll 234 (182).

Durch solche Ersparnis wurde es ermöglicht, daß eine sehr beträchtliche Anzahl neuer Artikel aufgenommen werden konnte, deren griechische Originale dem Sprachschatze der Inschriften und Papyri entstammen.

Einige Einschränkung des lexikalischen Materials wurde auch durch die gänzliche Weglassung aller Eigennamen erzielt. Jedoch darf hier wohl die Frage aufgeworfen werden, ob es zweckentsprechend war, auch die dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde angehörigen Orts-, Städte-, Länder- und Völkernamen in Wegfall kommen zu lassen. Es hätte sich vielleicht empfohlen, diese Namen in einem Anhange zu vereinigen, in den selbstverständlich nur die wichtigsten hätten aufgenommen werden dürfen.

Die Vergleichung der oben angeführten Artikel und andere Stichproben haben gezeigt, daß der Bearbeiter der neuen Auflage unseres Deutsch-griechischen Lexikons, dessen hervorragende Brauchbarkeit und Verwendbarkeit sich auch bei den Übungen des Pro-

seminars erwiesen hat, nach allen Richtungen bemüht war, das Buch vollkommener zu gestalten und die Fortschritte der wissenschaftlichen Forschung allgemein nutzbringend zu machen.

Innsbruck. Fr. Stolz.

Études sur le style des discours de Cicéron avec une esquisse de l'histoire du 'cursus'. Par L. Laurand, Docteur ès lettres. Paris, Hachette et Cie. 1907. XXXIX und 388 SS. 8°.

Bisher besitzen wir keine Gesamtdarstellung der Sprache Ciceros nach ihrer stilistischen Seite. Schon aus diesem Grunde muß man vorliegende Arbeit willkommen heißen, zumal der Verf. leistet, was man hier in erster Linie von ihm verlangen kann, daß er zusammenfassend verfährt, d. i. daß er kritisch sichtend die bisherigen Untersuchungen über Ciceros Sprache für seine Zwecke verarbeitet. Wenn L. in wichtigen Fragen mit eigenen Untersuchungen einsetzt, so ist dies eine unverächtliche Mehrleistung, für die ihm besonderer Dank gebührt.

Nach einer Einleitung über das Verhältnis der von Cicero wirklich gehaltenen zu den nachträglich ausgearbeiteten und veröffentlichten Reden bringt L. den zu bearbeitenden Stoff in drei Büchern unter. Diese handeln über die Reinheit der Sprache Ciceros (S. 24—106), über Ciceros oratorischen Numerus (S. 107—218) und über Stilvariationen in Ciceros Reden (S. 219—340). Das 1. Buch wird durch ein umfangreiches Kapitel über die Wortwahl eingeleitet. Neu sind hier die Sammlungen, die L. behufs Vergleichung der in Ciceros Zitaten und der in seinen eigenen poetischen Versuchen sich findenden Wörter mit dem Wortschatz der Reden anlegt. Zahlreiche Nachprüfungen haben den Ref. überzeugt, daß L. hier unbedingt verläßlich ist, so daß kaum ein Wort nachgewiesen werden kann, das in der Liste der den Zitaten oder dem poetischen Sprachgebrauche Ciceros ausschließlich eigentümlichen Wörter fehlte oder in dieselbe fälschlich aufgenommen wäre. Zum Teil kurz erledigt werden die Abschnitte über das Verhältnis des Wortschatzes der Reden zu dem der Briefe, über seltene und der Umgangssprache angehörige Wörter, über Neologismen, griechische Wörter und griechische Lehnwörter und endlich über den Wortschatz der Reden verglichen mit dem der philosophischen und rhetorischen Schriften. Im Schlußabschnitt 'Über einige von Cicero als selten oder poetisch bezeichnete Wörter' erfährt man u. a., daß *proles* im Antibarbarus mit Unrecht als der ciceronischen Prosa angehörig bezeichnet wird. Das 2. Kapitel beschäftigt sich unter der Rubrik 'Grammatik' mit allgemeinen Fragen der Orthographie und Formenlehre wie auch mit der Frage nach den syntaktischen Gräzismen, welch letztere Cicero mit Recht aberkannt werden.

Wie im 1. Buch hält sich L. auch im 2 ('Über den oratorischen Numerus' S. 107—218) zunächst an Ciceros eigene Vorschriften. Nur scheinbar besteht, wie L. zeigt, zwischen Ciceros Theorie und Praxis bezüglich des Hiatus ein Widerspruch. In welchem Umfange Cicero von Symmetrie und Antithese, gleichzeitig aber auch von der Assonanz (Homoioteleuton) Gebrauch macht, wird an Belegen nachgewiesen, in gleicher Weise der Unterschied zwischen *incisa* und *membra* (Or. 211) aufgezeigt. Kurze Betrachtungen über den Rhythmus der Rede, über Unzulässigkeit von Versen und über die sogenannte Responsio (von der noch weiter unten die Rede sein wird) leiten zur eingehenden Untersuchung über die Klausel über. Dieser Abschnitt (S. 143—218) ist die wichtigste Partie des ganzen Werkes. L. sammelt zunächst empirisches Material, indem er die Klauseln der 6. philippischen Rede im Wortlaut vorführt. In dieser Liste ist der Dichoreus am meisten vertreten, alsdann folgt die Verbindung Creticus + Trochäus, an letzter Stelle stehen Formen, in denen der Creticus, einer der Päane oder der Spondeus mitvorkommt. Daß mit dieser Praxis Ciceros Theorie zusammentrifft, ersehen wir aus L.s weiterer Darstellung, nur daß wir über Ciceros Ansicht bezüglich der Clausula heroica (– ⏑ ⏑ – ⏓), die sich in den Reden in sehr beschränktem Maße findet, in unklarem sind. Bestätigt aber wird Ciceros Theorie ganz besonders durch die von ihm am Schlusse der Reden verwendeten Klauseln, die L. vollständig verzeichnet. Die Vorführung der Klauseln, die das 1. Kapitel von Sallusts Catilina bietet, die von denen Ciceros grundverschieden sind, und die Sammlung gewisser am Satzschluß häufig wiederkehrender Wörter und Wortformen, welche die Bildung von beliebten Klauselformen erleichtern, vollenden u. a. den Beweis, daß hier Cicero mit bewußter Absicht verfahren sei. — Unter den modernen Klauseltheorien behandelt L. zunächst die von W. Meyer angeregte, wonach alle Klauseln auf den Dichoreus und den Creticus zurückzuführen wären, indem angeblich eine Länge in zwei Kürzen aufgelöst oder durch eine Kürze vertreten werden kann; alsdann Zielinskis Theorie der kretischen Basis und trochäischen Kadenz; und endlich Havets Teilung der Klausel nach Worten (nicht nach Füßen), wonach beispielsweise bei Cicero ein Schlußwort von der prosodischen Geltung – – ⏑ ein Wort auf – ⏑ oder ⏑ ⏑ ⏑ vor sich fordert. Eine ausführliche Widerlegung erfährt die schon S. 139—142 behandelte *responsio*, deren Wesen darin besteht, daß dieselbe metrische Kombination, bezw. Klausel, wenn sie wirksam sein soll, sich innerhalb eines Gedankens wiederholen muß. Was die Textkritik aus der Klauseltheorie gewinnt und in welche Zeit das erste Studium der Klauselgesetze zurückreicht, erfährt man aus den beiden Schlußabschnitten des 2. Buches. Schon aus vorstehender dürftiger Skizze mag sich ergeben, daß man über Geschichte und Theorie des oratorischen Numerus kaum irgendwo so allseitige Belehrung finden wird wie bei L. Verfügt doch L. auch

über eine klare Darstellung, wie sie die Entwicklung der mannigfachen Streitfragen des oratorischen Numerus nur allzu sehr bedarf, insbesondere aber über eine umfassende Kenntnis aller irgendwie einschlägigen literarischen Erscheinungen, die sich selbst auf Referate erstreckt. Freilich sind dies Vorzüge, durch die sein ganzes Werk ausgezeichnet ist.

Das 3. Buch 'Über Stilvariationen in Ciceros Reden' S. 219—340 ist in erster Linie gegen die Anschauung gerichtet, als seien Ciceros Reden in einem durchgängig feierlichen Tone gehalten. Wie Cicero durch Witz, Humor und Ironie zu wirken weiß, wird von L. unter Anführung zahlreicher Belege nachgewiesen. Auch 'Die Spuren der Umgangssprache in Ciceros Reden' verfolgt L., was ihn veranlaßt, u. a. Sammlungen der vom Redner gebrauchten Deminutiva sowie der Komposita mit *per* und *sub* vorzulegen. Es folgen weiterhin stilistische Betrachtungen über die Reden *pro Caecina, de imp. Cn. Pompei* und *pro Rab. perd.* im Anschluß an Or. 101—102, Bemerkungen über Stilvariationen innerhalb ein und derselben Rede, insbesondere aber in den verschiedenen Dispositionsgliedern *(Exordium, narratio, argumentatio, peroratio),* eine Widerlegung der Ansicht, daß die Philippicae von den übrigen Reden stilistisch verschieden sind, und die Beantwortung der Frage, was Cicero dem Asianismus, was dem Attizismus verdankt. Ref. konnte nur flüchtig skizzieren; einen Begriff von dem reichen Inhalt auch des 3. Buches glaubt er auch so gegeben zu haben. — So schließt also das Werk im wesentlichen ab. Jedoch als könnte sich L. niemals genug tun, bringt er noch drei Anhänge, von denen jeder einzelne ein beträchtliches Stück Arbeit bedeutet: 1. ein Verzeichnis der Wörter, welche in den Reden, jedoch nicht in den philosophischen Schriften vorkommen; 2. ein Verzeichnis der Wörter, welche in den philosophischen Schriften, jedoch nicht in den Reden vorkommen, und 3. den Entwurf einer Geschichte des '*cursus*', d. i. eines eigenartigen Tonfalles, der in mittellateinischen Prosaschriften zur Anwendung kommt und als eine Art Stellvertretung der antiken Klausel gelten kann. — Ein alphabetischer Index erleichtert die Benützung des Buches.

Bei der ungewöhnlichen Umsicht L.s auf literarischem Gebiete (man sehe nur den bibliographischen Index p. XI—XXVIII) und bei seiner durchwegs exakten Arbeitsweise Nachträge und Verbesserungen von Bedeutung beizubringen, mag nicht eben leicht sein. Ref. bietet denn auch nur einige vielleicht nicht ganz belanglose Bemerkungen, die nicht mehr sein wollen als ein Beweis, daß er seiner Referentenpflicht nachgekommen ist. In dem Abschnitte über die Periode S. 125—127 wäre im Anschluß an die von L. angezogene Stelle Or. 208 die Bemerkung am Platze, daß die dort gebrauchten Bezeichnungen für Periode nur vorläufige Übersetzungsversuche sind, da *periodus* als grammatischer Terminus erst seit Quintilian in Aufnahme gekommen ist. Alsdann wären als Muster-

perioden vor allem solche aufzuführen, wo die Kola von Vorder- und Nachsatz möglichst gleichartig eingekleidet sind und sich förmlich das Gleichgewicht halten. Ein gutes Schulbeispiel ist Pomp. 2. Die graphische Darstellung, wie sie sich hin und wieder in stilistischen Lehrbüchern findet, würde den kunstvollen Bau entsprechend veranschaulichen. Andere Beispiele, auf die L. S. 315 zum Teil selbst hinweist, sind: Arch. 1, Div. in Caec. 1, Mur. 1. Vgl. auch Off. I 1. Lael. 4. Tusc. II 67. Brut. 4. Auch der Unterschied zwischen oratorischer und historischer Periode wäre zu erwähnen. — Zu den S. 242 ff. zusammengestellten Dialogen in Ciceros Reden gehört auch Verr. V 69—70. — S. 246 wird Landgraf, Histor. Grammatik zitiert, während die von L. angezogene Partie Eigentum des Ref. ist. — S. 314 ist zu den Monographien, welche Dispositionen Ciceronischer Reden enthalten, folgendes nachzutragen: O. Haccius, Gliederung der 1. katilinarischen Reden, Progr. Weißenburg i. E. 1897 und dazu die Gegenschrift K. Füsslein, Über Ciceros 1. Rede gegen Cat., Progr. Merseburg 1899; weiterhin A. Grumme, *Ciceronis p. Mur. orationis dispositio,* Gera (1887) 1898. Ders., *Ciceronis orationis Milonianae dispositio,* Gera 1900. Auch die in der bibliographischen Übersicht p. XVII angeführte Schrift von A. Haacke, *De dispositione orationum Ciceronis,* Burg 1873, gehört hieher. — S. 321 wäre als Stelle, wo Cicero die *peroratio* behandelt, auch Invent. I 98 ff. anzuführen. — S. 365 ist in die Literatur über die Klauseltheorie auch aufzunehmen H. Hoppe, Syntax und Stil des Tertullian, Leipzig 1903, S. 154—158.

Wien. J. Golling.

Nathaniel Edward Griffin, Dares and Dictys. An introduction to the study of medieval versions of the story of Troy (Dissertation submitted to the board of university studies of the John Hopkins university in conformity with the requirements for the degree of docter of philosophy). Baltimore, J. H. Furst Company 1907. 2 und 120 SS. 8⁰.

Im Jahre 1907, da Grenfell, Hunt und Goodspeed in ihrer Veröffentlichung der Tebtunis-Papyri II 9 der Gelehrtenwelt ein Fragment eines griechischen Diktys bescherten (= Septim. IV 9—15, ed. Meister p. 75, 27—80, 4), das nun in mustergiltiger Ausgabe von Max Ihm (Hermes XLIV 1—22) vorliegt[1]), war der neuerliche Nachweis eines griechischen Diktysoriginales, den Griffin p. 17 seiner Abhandlung zum Ziele setzt, wahrlich unnötig. Aber auch des griechischen Diktysfragmentes hätte es zur urkund-

[1]) Vgl. Patzig, Byz. Zs. XVII 382—388 und das Ref. momentan unzugängliche, ergebnisarme Aufsätzchen von N. E. Griffin in *The American journal of philology* XXIX 329—335.

lichen Bestätigung des durch Noack (Philologus Suppl. VI 403 ff.) und auf besserem Wege durch Patzig (Byz. Zs. I 131—152) evident nachgewiesenen griechischen Originales der uns in des Septimius Übersetzung erhaltenen *Ephemeris belli Troiani* des Diktys von Kreta nicht mehr bedurft. Denn schon 1901 konnte Fürst (Philologus LX 236) die Berechtigung einer Untersuchung, die zu den Arbeiten Noacks und Patzigs den bloßen Nachweis der Existenz eines griechischen Diktys fügte, bestreiten und sich die Nachprüfung und Vertiefung der von den beiden genannten Gelehrten angeschnittenen quellenkritischen Fragen — die übrigens niemand mehr als Patzig in der Byz. Zs. X—XIII gefördert hat — zum Ziele setzen. Ähnlich hat dann 1903 Patzig (Byz. Zs. XII 231) der künftigen Diktysforschung ihr Programm abgesteckt: „Die Diktysforschung kann in Zukunft ihre Aufgabe nur noch in der Behandlung der Fragen sehen, wie Septimius sich seiner griechischen Diktysvorlage gegenüber verhalten hat, und welches Abhängigkeitsverhältnis zwischen dem griechischen Diktysbuche und dem griechischen Sisyphosbuche besteht". Daß nun die neueren Arbeiten Patzigs, die immer wieder das richtige Verhältnis der einzelnen byzantinischen Diktysquellen zueinander, speziell das des Joannes von Antiochia zu Malalas, feststellen, von Griffin unberücksichtigt blieben, ist um so bedauerlicher, als der Verf. bei seiner wenig selbständigen Arbeitsweise von der Argumentation und dem Beweismateriale seiner Vorgänger durchaus abhängt. Er operiert demnach mit alten, von ihrem Urheber bereits außer Kurs gesetzten, Patzigschen und insbesondere mit von Fürst schwer erschütterten Noackschen Gründen, die ihn p. 104 zu einem unmöglichen Stammbaume der byzantinischen Diktysversionen gelangen lassen. Geführt wird der Nachweis des griechischen Diktysoriginales auf Grund 1. einer Kritik der byzantinischen Diktyszitate und ihres Verhältnisses zur Übersetzung des Septimius (p. 23—33), 2. der byzantinischen Diktysversionen und ihres Verhältnisses zu Septimius (p. 34—108), 3. der inneren Beschaffenheit und des Aufbaues der lateinischen Ephemeris (p. 108—120).

1. Nach einer Athetese des angeblichen Syrianos-, des Eudokia- und Allatiuszitates und der Ableitung dreier weiterer Zeugnisse aus Malalas (p. 25[1]) reproduziert Griffin die wichtigsten Diktyszitate des Malalas, Joannes Antiochenus, Kedrenos, Arethas, die er alle mit dem Prologe und der Epistel des Septimius oder seinen Angaben I 13 und 17 in Einklang bringen, nicht aber auf sie zurückführen kann. Für eine gemeinsame Quelle der Byzantiner und der lateinischen Ephemeris spricht Griffin zunächst das Fehlen der Malalanischen Troicaporträts im Septimius. Seine Vermutung begründet er (p. 29[2]) durch das undeutliche Diktyszitat Malalas ed. Dindorf p. 107, 1 und dessen (falsche) Interpretation durch Isaak ed. Hinck p. 88, 2 und Tzetzes in Iliadem ed. Hermann p. 20, 23, über die Ref. in seinen 'Dares-Studien' (Halle a. S.

1908) p. 32[2] gehandelt hat. Griffin hätte dies Argument nicht ins Feld führen können, wenn er Patzigs Ausführungen (Byz. Zs. XIII 178—180) gegen die Zugehörigkeit der Porträts zu dem Trojabuche des Diktys in Betracht gezogen hätte, denen sich Ref. auf Grund genauer Nachprüfung in den Dares-Studien p. 19—34 anschließen konnte. Auch W. Schmid möchte (Philologus LXV 562—566) die Porträts dem griechischen Diktys absprechen und dem ihm älter erscheinenden griechischen Dares zuweisen, demzufolge das Zitat des Synesios (Encom. calv. 19, p. 1197 D Migne[1]) auf diesen beziehen. Die Voraussetzungen für eine derartige Identifikation treffen allerdings nicht zu. Dares erwähnt das Heroon in Ilion, auf das der merkwürdigerweise ungenannte Gewährsmann des Synesios verweist, nirgends und auch die vom Synesiosgewährsmanne geforderte Schlichtheit der Haare Hektors widerspricht dem durch Malalas für die Vorlage des Dares bezeugten Charakteristikon *crispus* (*οὖλος*) desselben durchaus (vgl. Philologus LXV 561). Schmids Ansicht über die Lückenhaftigkeit unseres lateinischen Dares hofft Ref. durch die Ausführungen der Dares-Studien S. 134—169 erschüttert zu haben. Unbedingt hätte jedoch Schmid, Philologus LXV 561, das Argument zurückhalten sollen, daß bei Dares der *Γλαῦκος* des Malalas ed. Dindorf p. 106, 5 fehle, da schon F. Meister in seiner Ed. des Dares p. 14** darauf aufmerksam machte, daß *γλαυκός* zu lesen und die durch dies Adjektiv eingeleitete Reihe von Merkmalen unter das Aeneasporträt einzustellen ist. Auch in Aufstellungen über das Verhältnis des Alters des Dares und Diktys ist seit dem griechischen Diktysfragment, das die Angaben des *prologus* nur bestätigt (vgl. Byz. Zs. XVII 382), Vorsicht geboten, wenngleich man dem Ansatze des griechischen Dares in das 1. nachchr. Jahrhundert (Philologus LXV 565; vgl. Dares-Studien p. 132) nur beipflichten kann. Daß ferner die Philologus LXV 565 richtig erkannte Bedeutung Athens bei Dares, für dessen Lokalisierung belangreicher ist, als Schmid meint, lehrt die von Fürst (Philologus LX 231[5]) aus A. Wirth, Chronographische Späne p. 72 emendiert abgedruckte Nachricht, die den verstümmelten Prolog der *acta diurna* des Dares vortrefflich ergänzt: *φασὶ δέ τινες τῶν κατὰ Χριστὸν συγγραψάντων ὡς μετὰ παρέλευσιν ἐτῶν ϛθ ἀπὸ τῆς ἁλώσεως τῆς Τροίας ἔγραψε τὴν Ἰλιάδα ὁ Ὅμηρος· οὐ τυφλὸς ἦν τότε, ἀλλ' ὕστερον ἀπὸ νόσου πηρωθείς· τὰς δὲ ἀφορμὰς ἔλαβεν ἀπὸ τῶν εὑρεθέντων συγγραμμάτων τοῦ Ἰδο⟨μενέως καὶ τοῦ⟩ Μενελάου καὶ ἀπὸ τῶν κειμένων ἐν Ἀθήνησι τοῦ Μενεσθέως καὶ ῥημοθν .. τοῦ Φιλοκτήτου.* So wird die bei Dares (p. 1, 15) in Athen konstatierte Raserei Homers, *qui post multos annos natus est, quam bellum hoc gestum est* (Meister p. 1, 13 f.), mit der Krankheit des griechischen Be-

[1]) Vgl. zu ihm noch Rohde, Kleine Schriften I 349[2], der es auf Diktys deuten will.

richtes zusammenhängen, die seine Erblindung verursachte, und das von seinem Herausgeber angeblich in Athen gefundene Daresmanuskript (p. 1, 1) durch den nach O. Roßbachs Beobachtung (Pauly-Wissowa IV 2214) im ganzen Daresromane auffällig bevorzugten Menestheus dorthin gekommen sein. Dort wird es Homer, über dessen späte Geburt nach dem Troiakriege und dessen geringe Glaubwürdigkeit im Vergleiche zu Dares Phrygius *Athenis iudicium fuit* (p. 1, 15), kennen gelernt haben. Gegenüber dieser Charakteristik der mit Dares mindestens nahe verwandten athenischen Troiamemoiren in Wirths Chronik ist die der Quelle des Synesios l. c.: *ὁ τἀληθέστατα περὶ τῶν ἡρώων συγγεγραφὼς ἅτε οἶμαι τῶν μὲν συστρατιώτης γενόμενος ἐπὶ δὲ τοὺς στρατευσάμενος* von solcher Allgemeinheit, daß die Annahme naheliegt, Synesios habe sich nach der landläufigen Manier der romanhaften Troiageschichten einen fiktiven Gewährsmann vom Schlage eines Antipater Akanthios (vgl. Philologus LIV 738 ff.) konstruiert[1]), eine Vermutung, die durch die Zugehörigkeit des synesischen Traktates zur *παίγνια*-Literatur Nahrung erhält. Für sie spricht ferner, daß der kyrenaiische Bischof den Nachweis anstrebt, Dio Chrysostomos habe die Homerstelle, die durch das Zeugnis jenes ungenannten Troiahistorikers sachlich entkräftet werden soll, erflunkert. Die scherzhafte Widerlegung gewinnt nun dadurch an Komik, daß das hauptsächlichste Gegenargument, das Zitat der vorhomerischen Troiamemoiren, ebenfalls erfunden ist. Es empfiehlt sich also, die Synesiosstelle nur als Beleg für die Häufigkeit jener Schwindelliteratur um die Wende des IV. und V. nachchr. Jahrhunderts und ihre für gebildete Vertreter dieser Zeit offenkundige Unwahrhaftigkeit (Philologus LXV 564) anzusehen, eine Auffassung, die den von Synesios geführten Seitenhieb auf derartige Troialiteratur erst in seiner ganzen Launigkeit verstehen lehrt.

Griffin stützt p. 30—32 seine These ferner durch die Beobachtung, daß die Byzantiner Diktys wiederholt mit anderen griechischen Quellen (Homer, Sisyphos von Kos, Pheidalios von Korinth) und an einer bestimmten Stelle ihrer Troica (zwischen Porträt- und Schiffskatalog) nennen, an die das originale Diktyszitat anzusetzen sei. Dagegen ist einzuwenden, daß die genannten Unterschiede zwischen Septimius und den Byzantinern aus dem verschiedenen Charakter ihrer Werke resultieren, also zu keinen Schlüssen berechtigen. Denn gegenüber der uns durch Septimius gelieferten Bearbeitung des Tagesbuches eines Mannes über seine Erlebnisse im troianischen Kriege präsentieren sich die rhomäischen Chroniken als kompendiöse Kompilationen aus verschiedenen Quellen,

---

[1]) Über die Technik dieser Schwindelhistorien orientiert N. E. Griffin in *The journal of English and Germanic philology* VII 32—52 (vgl. hier p. 38—41) in einem aus den Anmerkungen des vorliegenden Buches p. 1—17 zusammengestellten Aufsatze.

die sich über die ganze damals bekannte Weltgeschichte erstrecken. Auch ist selbstverständlich, daß Diktys sich selbst nicht etwa als *ὁ σοφώτατος Δίκτυς* zitiert oder daß er, für dessen Werk vorhomerische Entstehung beansprucht wird, sich auf Homer beruft, wie die Byzantiner. Überhaupt sind bei einem Autor, der die Ereignisse, über die er schreibt, nur aus eigenem Erlebnisse oder dem Berichte Nächstbeteiligter kennen will, Nachweise seiner literarischen Quellen durch ihn selbst ausgeschlossen. Daß aber Diktys Sisyphos von Kos gar nicht zitieren konnte, ergibt sich aus Patzigs Ausführungen (Byz. Zs. XII 233—239), nach denen in Diktys die Hauptquelle für Sisyphos zu erblicken ist. Ähnlich wird Pheidalios von Korinth (Mal. 120, 6 ff.) eher in die Zeit eines Proklos, als ins I. nachchr. Jahrhundert, die wahrscheinliche Entstehungszeit des griechischen Diktysbuches, gehören. Daß endlich die drei für Griffin allein in Betracht kommenden Byzantiner Joannes Malalas, Joannes von Antiochia und Georgios Kedrenos das Hauptzitat des Diktys stets an der gleichen Stelle bringen, erklärt sich aus der Abhängigkeit der beiden letztgenannten Chronisten von Malalas. Daß die Zitate nicht wie bei Septimius in einer Vorrede stehen, wie Griffin p. 31 völlig gedankenlos erwartet, folgt daraus, daß die Troica in den genannten Weltchroniken nur kleine Episoden sind, zu denen eine eigene Vorrede technisch ebenso unmöglich, wie albern wäre. Nicht weniger schwächlich sind die letzten beiden Gründe Griffins in diesem ersten Teile seines Beweisverfahrens (p. 32 f.) dafür, daß die Mittelgriechen nirgends Kenntnis der lateinischen Ephemeriden verraten und nach Arethas und Isaak Porphyrogennetos die Diktysmemoiren *χαλκοῖς πίναξιν* aufgezeichnet gewesen seien. Dazu muß bemerkt werden, daß in der Zitationsweise *ὁ σοφώτατος Δίκτυς*, als einer formelhaften (cf. Dares-Studien p. 24), keinerlei Bestätigung für die griechische Diktysvorlage der Byzantiner zu suchen und zu finden ist und daß unter Isaaks *τῷ πίνακι τοῦ παλαιοῦ* (Hinck p. 85, 1) nicht beliebige Erztafeln, als Schreibmaterial des fiktiven Diktysoriginales, sondern d i e Quelle Isaaks, Joannes Malalas, zu verstehen ist, wie schon des öfteren dargelegt wurde (Philologus XL 113, LX 240 f.). Über das somit isolierte Arethaszeugnis hat Ref. im Hermes XLV 27—36 eingehender gehandelt und hofft damit die Beweiskraft der Gründe für Griffins erste These auf Null reduziert zu haben.

2. In gleich trostlosem Zustande befindet sich der umfänglichste (p. 34—108) Teil der vorliegenden Abhandlung. Nach einer einleitenden Aufzählung der Quellen zur Rekonstruktion der drei schon genannten, von Griffin zum Vergleiche mit Septimius herangezogenen, rhomäischen Chronisten (p. 34—37) werden zunächst auf p. 38/39 die Berichte der vier Diktysversionen in ihre Sachelemente aufgelöst und diese tabellarisch nebeneinandergestellt. Diese Tafel enthält das Material, nach dessen Anordnung und Vorhandensein Griffin in ermüdendster Wiederholung, fast nach den

Regeln mathematischer Permutation, die Byzantiner als Gruppe mit Septimius (p. 34—45), jeden einzelnen Byzantiner mit Septimius (Malalas p. 45—81, Joannes von Antiochia p. 81—90, Kedren p. 90—98), Septimius mit den Byzantinern (p. 98—104) und diese untereinander vergleicht. Mit dem elementaren kritischen Mittel der Gleichheit oder Verschiedenheit der miteinander konfrontierten Diktysversionen operiert dann Griffin allein. So ergibt sich ihm z. B. aus den Übereinstimmungen und Verschiedenheiten der Byzantiner als Gruppe mit, bezw. von Septimius das Vorhandensein einer gemeinsamen Quelle beider Redaktionen, d. i. des griechischen Diktys. Die Unterschiede der einzelnen Byzantiner voneinander und von Septimius verführen — wie das bei solch einseitiger, schablonenhafter Methode vorauszusehen war — zum Ansatze von verlorenen Zwischenstufen in unserer Diktystradition; die Mittelgriechen rekurrieren so alle auf eine byzantinische Diktysbearbeitung als Archetypus (vgl. p. 80), die wieder von einem vormalalanischen Bearbeiter kürzend redigiert wurde. Dessen Bestreben nach gedrängter Wiedergabe des Inhaltes der Vorlage verdankten die beiden deutlichsten Partien des Sisyphosgewebes im Malalastexte (vgl. Byz. Zs. XII 231 f.), der Odysseus-Aias- und Teukros-Pyrrhos-Dialog, ihre Entstehung (p. 79). Durch den praemalalanischen Redaktor wurden sie Malalas übermittelt, der durchaus keine zweite Quelle für seine Troica benützt haben soll und sich daher durch einen hypothetischen Redaktor die Epitome einer kompilierten mittelgriechischen Chronik vorsetzen lassen mußte, um sie gedankenlos auszuschreiben. Ähnlich stammen nach Griffin (p. 89) die Troica des Joannes von Antiochia aus einem Diktysexemplar, das im Malalas wiederkehrende Stileigentümlichkeiten mit der einfacheren historischen Darstellungsweise des Septimius vereinte und zwischen die stilistisch von der byzantinischen Weltchronik noch unbeeinflußte Septimiusvorlage und die spätere vormalalanische, dialogische Diktysbearbeitung anzusetzen wäre. Darin stimme die Joannes Antiochenus- mit der Kedrenquelle überein, unterscheide sich jedoch von ihr durch das Sisyphoszitat, gehöre somit einer späteren Zeit an, in der Sisyphos in die byzantinische Diktysüberlieferung schon einzudringen begonnen habe. Die Troica des Joannes von Antiochia und Kedrens sind nach der Ansicht des Verf. (S. 98) somit demselben Zweige einer byzantinischen Diktysversion entsprossen, die vor die von Malalas benützte, mit Sisyphosgut bereits infizierte, Redaktion anzusetzen ist. Nur zeigt die Kedrenvorlage reiner und treuer, als die des Joannes von Antiochia, die den Troica aller Rhomäer gemeinsamen stilistischen und kompositionellen Eigenheiten. Mit diesen Kombinationen, die Griffin bezeichnenderweise ob der Fülle der hypothetischen Zwischenstufen zwischen den erhaltenen Diktysversionen in seinem Schema p. 104 graphisch nicht richtig darzustellen vermag, ist das wirkliche Verhältnis unserer Quellen für den originalen Diktys zueinander auf den Kopf gestellt. Kedren,

der Ausschreiber des Malalas, wurde zum Hüter der reinsten mittelgriechischen Diktystradition! Auch Joannes von Antiochia, dessen Verfahren bei der Quellenbenützung Patzig (Byz. Zs. XIII 42 f.) so glücklich charakterisiert hat, wurde von Griffin gänzlich falsch beurteilt. Wie Joannes für die römische Kaisergeschichte (Petrus Patricius), folgte er auch für seine Troica einer Hauptquelle, dem Malalas. Wie er dort die Berichte der Hauptquelle durch römische Quellen erweiterte, so hier den des Malalas durch Diktys und Homer. Und wie er sich im Zeitraume von Carus—Julian seinen sekundären Quellen (Eutrop, Ammian) enger anschloß, als an die griechische Hauptquelle, so in den Wiener Troica (ed. Heinrich p. 9/10) enger an Diktys als an Malalas. Und wie wohl über die Herkunft Diocletians, vereinigte er auch im Berichte über das Palladion die Aussagen zweier Quellen. Methodisch krankt die Beweisführung des Verf.s in diesem zweiten Teile seiner Arbeit an dem von Patzig oft gerügten Fehler der absoluten Beschränkung der Untersuchung auf die Troica der in Frage kommenden Chronisten. Höhere Gesichtspunkte für eine fruchtbare Kombination der schon nach allen Seiten gewendeten Details und mit ihnen eine originellere Methode konnten sich so zum Schaden der fleißigen Arbeit Griffins begreiflicherweise nicht ergeben. Auf eine Kritik des Einzelnen, zu der die vorliegende Abhandlung häufig herausforderte, ist nicht nötig einzugehen, teils weil von ihr ausgehend Patzig (Byz. Zs. XVII 490 ff.) in mustergiltiger Weise die Haltlosigkeit der Griffinschen Konstruktionen erwies, teils weil Ref. trotz eingehender Beschäftigung mit dem Buche kaum eine Anregung fand, um die sein Verf. aus eigenem die Diktysforschung bereichert hätte, deren Diskussion also positiven Gewinn brächte.

3. Im wesentlichen Kompilation ist auch der Schlußteil (p. 108—120) der Untersuchung, der aus der inneren Beschaffenheit der lateinischen Ephemeriden ihre griechische Vorlage erweisen will. Im allgemeinen kann man hier der Argumentation des Verf.s beistimmen, so wenn er p. 108 die Technik des Diktysbuches für spezifisch griechisch hält. Ihren Ursprung hat er allerdings so wenig, wie einer seiner Vorgänger, ergründet. Unten wird sie Ref. auf die *ὑπομνήματα*-Literatur zurückzuführen versuchen. Über die griechischen Quellen der Ephemeriden, die dem Verf. ebenfalls ihre griechische Herkunft bezeugen, urteilt er p. 110 vielfach falsch (cf. Hermes XLIV 5), ohne daß ihn jedoch ein Verschulden trifft. Mit Recht verweist Griffin ferner für die griechische Abkunft des lateinischen Diktys auf seinen Umfang; wie die Byzantiner (Antehomer., Homer., Posthomer.) vereinigt auch er alle Teile der kyklischen Epen in sich. Ein Hauptbeweisgrund für die Inoriginalität der lateinischen Bearbeitung liegt endlich in der (zufolge einem Vergleiche mit den Byzantinern und der Angabe des Übersetzers ed. Meister p. 1, 20 f.) verkürzten Form ihres Schlusses (Buch VI), der *νόστοι*. — Für ihre Abhängigkeit von lateinischen

Auctoren wird, wie stets (vgl. R. Lackner in *Commentat. Aenipont.* II 3), mit Recht der Übersetzer verantwortlich gemacht und dazu auf das Fehlen jedes stilistischen Einflusses von Seiten des Septimius auf die Byzantiner, sowie auf die griechischen Namen in der lateinischen Ephemeris verwiesen. Ersprießlicher als die (unvollständige[1]) Zusammenstellung der bisher beobachteten stilistischen Anklänge des Septimius an andere lateinische Auctoren wäre freilich eine systematische Untersuchung seines Stiles gewesen. Doch hätte sie sich vor dem Bekanntwerden des griechischen Originales, das ja Griffin nicht ahnen konnte, kaum befriedigend durchführen lassen. Das zeigen R. Lackners oben erwähnte Sammlungen *De casuum temporum modorum usu in ephemeride Dictyis-Septimii.* Nach p. 3 sind sie u. a. in der Absicht unternommen, durch den Nachweis von Gräzismen in der Ausdrucksweise des Septimius zum Nachweise seiner griechischen Vorlage beizutragen. Ein Blick in dieselbe lehrt, daß die in Lackners Beobachtungskreis fallenden gräzisierenden Wendungen nicht auf das Original, wohl aber auf die griechisch-lateinischen (Sallust z. B.), eventuell griechischen Muster zurückleiten, nach welchen sich Septimius seinen rhetorischen Stil bildete, in den er den trockenen Tagebuchbericht des angeblichen Sekretärs des Idomeneus, also des Diktys, umgoß.

Man wird sich daran gewöhnen müssen, den griechischen Diktys zu der in ihrer unliterarischen Form durch die *ὑπομνηματισμοί* des Aurelius Leontas, in ihrer literarischen durch die *acta diurna* des Dares Phrygius und die von Damis geführten Ephemeriden des Apollonios von Tyana vertretenen Tagebuchliteratur zu zählen. Die Übersetzung des Septimius verhält sich dann zu ihrer Vorlage, wie die Bearbeitung der *vita* des Apollonios durch Philostrat zu seinem hauptsächlichsten literarischen Substrate, den Damispapieren, oder die *ἱεροὶ λόγοι* des Aristides von Smyrna zu seinem religiös-diätetischen Tagebuch (vgl. Georg Misch, Geschichte d. Autobiographie I 303 ff.). Der lateinische Diktys ist somit nicht mit Schubart (Götting. gel. Anz. CLXX [1908] 189) infolge seiner rhetorischen Glätte als „Vertreter eines anderen Originals, als eine andere und vielleicht bessere Überlieferung", d. i. als eine andere, ältere Redaktion des Originales zu bewerten; denn gerade die für manche überraschende (vgl. Byz. Zs. XVII 387, Hermes XLIV 2) chronologische Disposition der Erzählung, die einförmige Anreihung der Aussagesätze durch *δέ* und der direkten Reden durch *εἶπε* ist ein gewolltes Stilcharakteristikon der ursprünglich unliterarischen Gattung der *ὑπομνήματα* (vgl. Pauly-Wissowa, RE V 2750, 20; Misch a. a. O. I 106 f., 136). Sie konnte sich

[1]) So fehlt ein Hinweis auf Carl Weyman, Studien zu Apuleius und seinen Nachahmern (Münchener SB philos.-philol. Cl. 1893, II 369 ff.), wo alle die sechzehn direkten stilistischen Anleihen des Septimius an Apuleius sorgsam verzeichnet sind.

die Literatur erst erobern, seitdem durch die teilweise Veröffentlichung oder Benützung der Alexanderephemeriden in literarischen Werken ein Präzedenzfall geschaffen und seitdem durch Alexanders Auftreten die Bedeutung der einzelnen Persönlichkeit für die Weltgeschichte klar und damit das Verständnis und Interesse für sie wach geworden war (vgl. Misch I 121—124). Dem Bedürfnis nach künstlerischer Gestaltung und Auslese des Stoffes in der historischen Monographie (vgl. R. Reitzenstein, Hellenistische Wundererzählungen [Leipzig 1906], p. 85 ff.) muß unter dem Eindruck jener überragenden Persönlichkeit und ihrer Tagebücher dasjenige nach größter Authentizität und Detailliertheit seines Inhaltes gegenüber getreten sein; aus der *ἀληθὴς ἱστορία περὶ πρόσωπον* (vgl. Reitzenstein, p. 91) wurde eine *ἀληθὴς ἱστορία περὶ πράξεις*. — Die ersten zuverlässigen Nachrichten über Memoirenliteratur fallen denn auch in die Zeit der Diadochen (vgl. Christ, Griech. Literaturgeschichte[4], p. 573). Die *ὑπομνήματα* dieser Periode werden sich vom Stile eines Dares oder griechischen Diktys kaum entfernt haben, wenn man den Titel *Ἄτακτα* des Memoirenwerkes eines Marsyas dahin erklären darf, daß es sich um eine ohne künstlerisches Prinzip angelegte Sammlung einzelner Fakten und Anekdoten handelte, die wohl in chronologischer Folge kurz und trocken berichtet wurden. Neuerdings mußte sich das Interesse des Publikums dieser Gattung zuwenden, als seit dem ersten nachchr. Jahrhundert die Herrschaft über das nunmehr römische Weltreich wiederum in den Händen eines Mannes, des römischen Kaisers, lag. Mittlerweile waren die *ὑπομνηματισμοί* durch ihre Verwendung als Amtsjournal hinlänglich populär geworden, daß in den weitesten Leserkreisen der abrupte Ephemeridenstil nicht nur nicht befremdete, sondern sogar als Merkmal einer literarischen Gattung zu deren Agnoszierung diente. Ihre Erzeugnisse signalisierten sich durch ihn als Originaldokumente von amtlicher Authentizität. Die vornehmere[1]) Aretalogie jener Zeit vom Typ der Damisephemeriden bediente sich nun dieser Form (vgl. Reitzenstein p. 98), um ihr *ψεῦδος* als *ἀληθὴς ἱστορία* hinzustellen. Daraus begreift sich, daß Damis, der den Apollonios von Tyana ja nicht so sehr als Wundertäter und Seher, denn als philosophisches Ideal auffaßte (vgl. Reitzenstein p. 41), die (nach Reitzenstein a. a. O. p. 51 bei dem feingebildeten Damis auffällige) *ὑπομνήματα*-Form wählte[2]). Aber auch die Schwindelhistoriker vom Schlage des Ptolemaios Chennos, deren Produktion das lebhafte antiquarische Interesse jener Zeit begünstigte, haben, wie das Beispiel des Urdiktys und Dares lehrt,

[1]) Vgl. Reitzenstein a. a. O. p. 97.

[2]) Die Disposition der *πράξεις* bei Damis war demnach eine chronologische. Im Verhältnisse ihres Umfanges zur Länge des von ihnen ausgefüllten Zeitabschnittes könnte auch hier, wie bei Dares (vgl. meine Dares-Studien p. 168), die Möglichkeit einer künstlerischen Verwendung des chronologischen Anordnungsprinzipes gelegen sein.

ihre schon von vorneherein unter den Begriff der (gefälschten) ἀληθὴς ἱστορία fallenden Schwindelgeschichten, um so über ihre Fälschung hinwegzutäuschen, in die Aktenform der ὑπομνήματα gepreßt. So wurde die Gattung der ὑπομνήματα thematisch von Aretalogie und Schwindelhistorie und technisch von dieser um die antiquarische Manuskriptfiktion bereichert. Mehrmals beobachtete man ferner (vgl. Philologus LX 348 f., meine Dares-Studien p. 162 ff.), daß die Dares- und Diktysephemeriden, also der durch sie vertretene ὑπομνήματα-Typus, sich technisch mit dem Liebesromane berührten. Dieser oder die auf ihn einwirkende, ihrerseits vom Drama beeinflußte historische Monographie (vgl. Reitzenstein p. 96), wahrscheinlich aber das Zwischenglied zwischen beiden, der historische Roman (z. B. Ninosroman)[1]), haben ihre Spuren in der ὑπομνήματα-Literatur der bezeichneten Abart hinterlassen. Ein Einfluß war um so leichter möglich, als der wechselreiche Stoff einen Teil der theoretischen Forderungen für den Roman und die historische Monographie (vgl. Reitzenstein p. 93 f.) ohne Schwierigkeit erfüllen ließ. Die durch Dares und Diktys gekennzeichnete ὑπομνήματα-Literatur hat dann wieder einen, vielleicht jüngeren, Zweig der griechischen Liebesromanliteratur technisch befruchtet. Man denke an die Manuskriptfiktion im Romane des Antonius Diogenes überhaupt (vgl. K. Bürger a. a. O. p. 11) und speziell an den bei ihm (ed. Hirschig p. 510, 37) und in der Redaktion β der *historia Apollonii regis Tyri* (ed. Riese [2]116, 3 ff.) beobachteten Zug[2]), daß zwei Exemplare der Memoirenromane hergestellt wurden: *unum Dianae in templo Ephesiorum, aliud in bibliotheca sua exponit* (hist. Apollon.), oder: καὶ θατέραν μὲν τῶν δέλτων αὐτὸν ἔχειν, τὴν ἑτέραν δὲ, καθ' ὃν ἀποβιώῃ καιρὸν, τὴν Δερκυλλίδα πλησίον τοῦ τάφου κιβωτίῳ ἐμβαλοῦσαν καταθεῖναι (Ant. Diog.). Ebenso waren nach U. Wilcken (Philologus LIII 101) die ὑπομνηματισμοί des Strategen Aurelius Leontas in zwei Exemplaren ausgefertigt, von denen das eine dem Privatgebrauche des Strategen dienen sollte, das andere für das öffentliche Archiv bestimmt war.

Es wäre somit durch parallele Betrachtung des griechischen Diktys und des Dares[3]) nicht nur die gähnende Kluft zwischen

---

[1]) Vgl. Karl Bürger, Studien zur Geschichte des griech. Romans II 11/12 (Blankenburger Progr. 1903).

[2]) Von U. Wilcken im Archiv für Papyrusforschung I 259, Anm.

[3]) Vielleicht überzeugen die oben gemachten Ansätze zu einer solchen sogar Ferdinand Meister von der Richtigkeit der Rekonstruktion der daretischen *acta diurna* in meinen Dares-Studien, die er teilweise bezweifelte (Berliner philolog. Wochenschr. 1909, p. 1402), ohne seine Bedenken klarer auszusprechen oder gar zu begründen. Sie wird ferner durch die Analogie der Umbildung des griechischen zum lateinischen Dares und dieses zur nordischen Trojumannasaga des XIII. Jahrhunderts gestützt. Denn wie der lateinische Daresredactor in Rücksicht auf seinen mythologisch schon mangelhaft gebildeten Leserkreis aus mehreren Quellen

diesem und der Diktysübersetzung des Septimius auszufüllen, die die rationelle Untersuchung der beiden *ὑπομνήματα* bisher stets beeinträchtigte, sondern auch eine neue Komponente zu den vielen zu gewinnen, aus denen der griechische Roman, dieser literarische Zwitter, besteht. Aber auch auf eine Stiluntersuchung des Septimius würde das skizzierte historische Verhältnis der Gattungen von Einfluß sein. Die satzweise Konfrontierung von Original und Bearbeitung müßte zu einem Schlüssel für die Übersetzungstechnik des Septimius führen, mit dessen Hilfe sich die größere oder geringere Treue der Version ohne Kenntnis der Vorlage für das ganze lateinische Werk ermitteln ließe. Die Bedeutung derartiger Stilanalysen für die Quellenkritik des Diktys ist ohne weiteres klar.

Den Schluß des Griffinschen Buches bilden Rekapitulationen der bekannten Ausführungen über die Beziehungen zwischen Prolog und Epistel im lateinischen Diktys. Die p. 117 versprochenen Bemerkungen über die Abfassungszeit des lateinischen und griechischen Diktys blieb der Verf. schuldig, wohl weniger deshalb, weil er schon in der Einleitung p. 3[2] der vorliegenden Arbeit darüber gehandelt hat, da er auch sonst vor Wiederholungen nicht zurückschreckt (vgl. z. B. p. 3[1] ∾ 109 f.; p. 8 ∾ 117 f. u. s. f.), als aus einem in der Vorrede angeführten Grunde; Griffin erklärt daselbst, daß die letzten Seiten dieser Untersuchung und ihre Fortsetzung über *The origin of Dares* noch ausstünden und daß nach deren Vollendung mit ihr die gegenwärtige Publikation neu aufgelegt werden solle. Von einer unveränderten Neuauflage des vorliegenden, seit dem Funde des griechischen Diktysfragmentes fast wertlosen, Buches möchte Ref. dem Verf. dringend abraten.

Innsbruck. Otmar Schissel von Fleschenberg.

Eduard Engel, Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis in die Gegenwart. Zwei Bände. Wien und Leipzig 1907, F. Tempsky und G. Freytag. 3. Aufl. 1908. XV, 601 und 528 SS. Preis geb. 18 K.

Wohl kein Volk der Erde bringt der Geschichte seiner Literatur so viel Interesse entgegen wie das deutsche. Es ist nicht nur ein Volk der Dichter, sondern auch ein Volk der Literarhistoriker,

---

die 11 einleitenden Kapitel kompilierte und sich auch sonst gelegentliche Zusätze erlaubte (Dares-Studien p. 147, 157 ff.), so mußte der Bearbeiter der Saga ebendeshalb in 7 neuen Einleitungskapiteln Jupitermythen (nach Ovid) voranstellen (vgl. *The American journal of philology* XXX 147) und die weitere Darstellung durch Einschübe in die Argonautengeschichte aus der Ilias latina, Vergil, der Ecloge (ebd. p. 148) dem Verständnisse seines Publikums annähern.

ja sein literargeschichtlicher Hunger scheint seinen Literaturhunger noch zu übertreffen. Von der Stärke dieses Bedürfnisses legen die 30 Auflagen von Königs seichtem Buch und der nicht viel geringere Erfolg von Vilmars gediegenerer, aber heute denn doch schon stark veralteter Literaturgeschichte beredte Zeugnisse ab. Aber selbst eine so ernste Arbeit wie die von Scherer, die sich eigentlich nur an den Kenner wendet, brachte es zu mehr als einem Dutzend von Auflagen und neuerdings begannen auch Vogt und Koch ihre älteren Konkurrenten vom Schlage Königs und Leixners aus der Beliebtheit beim großen Publikum zu verdrängen. Jedes der schwererwiegenden Werke zieht einen langen Kometenschwanz geschäftlicher Unternehmen hinter sich und noch immer fördert jedes Jahr einige Literaturgeschichten zutage, die alle laut Vorwort einem fühlbaren Mangel abhelfen sollen. Man kann da geradezu von einer Großindustrie sprechen, da die deutsche Literaturgeschichte ein Tummelplatz des Dilettantismus geworden ist und ein Verzeichnis aller Darstellungen dieses Gegenstandes einschließlich der kleineren Kompendien und „Hilfsbücher" für Schulen und Selbstunterricht viele Hunderte von Nummern umfassen müßte. Nun ist diese literarhistorische Hochflut vom Standpunkte der lebendigem Literatur nicht unbedenklich; denn gar vielen bietet tatsächlich die Literaturgeschichte, deren Kenntnis doch heute zur Bildung gehört, einen Ersatz für die eingehendere Beschäftigung mit der Literatur selbst, und daß die zahllosen Bücher über die Literatur zur ästhetischen Erziehung des Volkes erheblich beigetragen hätten, kann leider auch nicht behauptet werden. Man kann gegen die meisten von ihnen den Einwand erheben, durch den man die Literaturgeschichte, soweit sie nicht aus eigener Kenntnis der Literaturwerke hervorgeht, aus unseren Mittelschulen zu vertreiben sucht, daß sie nämlich nur zum Nachsprechen unselbständiger und unreifer Urteile verleiten und falschen Dünkel vermeintlicher Erkenntnisse erzeugen. Dazu kommt noch, daß in der Mehrzahl solcher Bücher über die erhabensten und feinsten Geister poesieverlassene Pedanten zu Gerichte sitzen, Leute, die vom wahren Wesen der Kunst keine Ahnung haben, sich aber gleichwohl als unfehlbare Geschmacksrichter gebärden. Man kann über diese literarhistorische Seuche nicht scharf genug urteilen; denn es ist schier unglaublich, mit welcher Leichtfertigkeit heutzutage dickleibige Bücher über die deutsche Literatur auf den Markt geworfen werden, deren Verfasser kaum über einen bescheidenen Bruchteil des dazu gehörigen Wissens — von Kunstverständnis gar nicht zu reden — verfügen, ja sich meist der Schwierigkeit ihrer Aufgabe gar nicht bewußt sind. In der Tat gibt es seit Scherers Tode niemand, der das ganze Gebiet wissenschaftlich beherrscht, und so dürften wir von einer klassischen Bearbeitung dieses Gegenstandes in streng wissenschaftlicher Form noch sehr weit entfernt sein, zumal da es neuerdings üblich geworden ist, die Geschichte der deutschen Literatur bis auf den

denkwürdigen Tag heraufzuführen, an dem der Herr Verf. sein Manuskript abliefert. Doch auch der Popularisator, der allen toten Ballast entschlossen über Bord werfen kann, hat keinen leichten Stand; denn die Meinungen darüber, was zum toten Ballast gehört, gehen eben immer noch vielfach auseinander und kein gewissenhafter Forscher kann sich der Aufgabe selbständigen Nachprüfens entziehen.

Wer sich dieser Sachlage bewußt ist, wird eine neue Literaturgeschichte mit sehr skeptischen Gefühlen in die Hand nehmen. So ging ich auch trotz der vielen lobenden Besprechungen, die ich gelesen, keineswegs wohlwollend voreingenommen an die Lektüre des zweibändigen großen Werkes von Engel, das nach nicht ganz einem Jahre bereits die dritte Auflage erlebt hat — ein selbst in unserer Zeit angesichts der großen Masse von Konkurrenzwerken ganz ungewöhnlicher Erfolg [1]). Der Verf. rechtfertigt das Erscheinen seiner Arbeit damit, daß sich die meisten früheren Werke an die Wissenden gewendet und die Kenntnis der deutschen Literatur beim Leser vorausgesetzt hätten; er setze weniger voraus und wolle eine Literaturgeschichte für Nichtwissende schreiben. Sein oberster Zweck sei Anregung und Wegweisung für den Leser zum eigenen Genuß der Literaturwerke; er wolle kein Vormund des Geschmackes sein, sondern womöglich nur Tatsachen mitteilen und an die Stelle ästhetischen Geschwätzes kurze Proben aus den Literaturwerken setzen. Engel will also alle die Fehler vermeiden, die der oben charakterisierten Gattung von populären Literaturgeschichten anhaften. Es sei zum voraus gesagt, daß der große Erfolg, den er errungen, nicht unberechtigt ist: Engels Literaturgeschichte gehört trotz vielfacher Unzulänglichkeiten zu den besten ihrer Art und wird sich auch neben Vogt und Koch behaupten können. Denn wenn sie hinter dem Anteil Vogts und auch in der Darstellung der klassischen Periode zurücksteht, so bietet sie dafür ein viel farbenreicheres und interessanteres Bild der modernen Produktion, auf deren endlosem Strudel sich Engel, der selbst mehrere Dezennien deutscher Literatur als einflußreicher Kritiker miterlebt hat, als ein ungemein rüstiger Schwimmer erweist. Doch ist auch der erste Band nicht ohne Verdienste: über das XVI. und XVII. Jahrhundert im allgemeinen und über die literarischen Verhältnisse vor Klopstock fallen zahlreiche neue und zutreffende Bemerkungen und auch die allgemeinen und ergänzenden Ausführungen, mit denen Engel seine Besprechung Lessings, Goethes und Schillers schließt, kann selbst der Fachmann mit Interesse lesen, da sie in knappem Rahmen ein recht anschauliches Bild des menschlichen Charakters, der historischen Bedeutung, der allgemeinen Geistes-

---

[1]) Diese Anzeige ist vor mehr als zwei Jahren niedergeschrieben worden. Seither ist zu einer 4. Auflage ein Auszug als Volksausgabe gekommen; der II. Bd. des Hauptwerkes ist auch separat erschienen.

richtung, der Sprache und des Stils dieser Dichter geben. Auch die umfassende Belesenheit des Verf.s in den ausländischen Literaturen — wir haben von ihm bereits je einen Band über die englische und die französische Literatur — verdient als Vorzug seiner Leistung genannt zu werden; ihr verdankt sie einen bemerkenswerten Reichtum an interessanten Vergleichen zwischen der deutschen und den fremden Literaturen, besonders der äußeren Bedingungen, die ihre Entwicklung gefördert oder gehemmt haben. Sehr dankenswert sind ferner die reichlichen Angaben über den Erfolg deutscher Schriftsteller im Auslande und den Einfluß der deutschen auf die fremden Literaturen, noch mehr aber die zahlreichen, zum Teil mühsam beschafften statistischen Mitteilungen über das Verhältnis der Schriftsteller zum Publikum und die äußeren Wirkungen ihrer Werke — ein bisher mit Unrecht allzu sehr vernachlässigtes Gebiet. Ferner muß Engels Bemühen, einzelne ungerecht übersehene oder vergessene Schriftsteller nach Verdienst hervorzuheben, anerkannt werden; eine ganze Reihe literarischer Persönlichkeiten stellt er in ein ganz neues Licht. Auch durch die eingehendere Behandlung des Volks- und Studentenliedes, dem gegenüber das volkstümliche Drama zu kurz gekommen ist, sowie der Geschichte unseres Zeitungs- und Zeitschriftenwesens zeichnet sich Engel vor seinen Vorgängern aus. Überall merkt man, daß es ein Werk der Begeisterung und Liebe ist; auch hören wir eine ganz ausgesprochene Persönlichkeit, die zu dem Gegenstande selbständig Stellung nimmt und da, wo ihr die Vorgänger nicht genügen, ihre eigenen Wege geht. Diesen beiden Umständen, besonders aber dem glänzenden stilistischen Talent des Verf.s, das selbst die trockensten Kapitel interessant macht und in die unübersehbare Masse von Erscheinungen, anscheinend ohne Gewalt und Zwang, Ordnung und Übersicht bringt, verdankt das Werk wohl auch seine warme Aufnahme bei Publikum und Kritik. Über der fesselnden Darstellungsweise vergaß man nur allzu sehr, daß sich die geschickte Anordnung des Stoffes hinterher doch nur als bloßer Schein erweist, da gerade dem Laien, der nicht anderswoher ein instruktiveres, wenn auch vielleicht gewaltsameres Bild der Entwicklung der deutschen Literatur gewonnen hat, schließlich doch die Übersicht über die zahlreichen in einer verwirrenden Masse von Kapiteln mit starker Vernachlässigung der Chronologie untergebrachten Schriftsteller verloren gehen muß. Auch wird man sich nicht verhehlen können, daß sich Engel durch seine nationale Tendenz nicht selten zu weit führen läßt, so wenn er auf Perioden literarischen Niedergangs durch allgemeine Betrachtungen und starke Hervorhebung der Glanzpunkte mehr Licht wirft, als die historische Wahrheit verträgt, oder wenn er in seiner Bewunderung für Friedrich II. dessen törichten Schrift über die deutsche Literatur einen größeren Raum gewährt als dem gesamten Schaffen Wielands,

ja selbst Herders, obwohl die Schrift auf die deutsche Literatur glücklicherweise nicht den geringsten Einfluß geübt hat.

Der Hauptmangel des Werkes liegt aber in der ganzen Methode des Verf.s, vor allem in der Vernachlässigung des kulturgeschichtlichen Hintergrundes, der allein eine wirklich lebendige Darstellung der älteren Literatur ermöglicht und für den alles schriftstellerische Talent und aller Geist keinen genügenden Ersatz schaffen kann. Engel hätte sich durch den angeblich schlechten Stil von Lamprechts „Deutscher Geschichte" nicht abhalten lassen sollen, dieses grundlegende Werk auf seinen methodischen Wert hin zu studieren. Statt dessen ergebt er sich in der Vorrede, der Einleitung, einem eigenen Kapitel des II. Bandes und auch an vielen anderen Stellen in heftiger Befehdung der modernen Geschichtsauffassung, die die Einzelerscheinung im Lichte der Gesamtkultur betrachtet, zieht besonders gegen Schlagwörter wie „Milieu" und „Strömung" zu Felde und die Philologen, namentlich die Scherer-Schule, kommen dabei schlecht weg. Eine Einseitigkeit soll durch die andere korrigiert werden, und weil uns die Gelehrsamkeit durch literarische Parallelen und „nachschaffende Interpretation" dem eigentlichen Geheimnis des dichterischen Schaffens nicht näher bringt, tut er so, als wolle er auf die Ergebnisse der philologischen Kritik überhaupt verzichten. Selbstverständlich macht aber auch er von den Resultaten der verlästerten Philologie ausgiebigen Gebrauch und hilft auf diese einfache Weise — in dieser Beziehung ein Gesinnungsgenosse des von ihm so unsanft behandelten Bartels — die Scherer-Schule überwinden. In seinem blinden Eifer fühlt er sich gar nicht durch die Frage beunruhigt, wer denn eigentlich die vielen literarischen Tatsachen, deren Geschichte er schreiben will, festgestellt hat und ob denn ohne Scherer und seine Schüler ein Werk wie das seinige überhaupt möglich wäre. Etwas komisch berührt dabei die häufig wiederholte Behauptung, daß Dichter nur durch Dichter verstanden und richtig eingeschätzt werden können; bei der großen Bescheidenheit seiner eigenen literarischen Versuche untergräbt sich damit Engel selbst den Boden unter den Füßen. Man kann ihm ja zugeben, daß in einem Literarhistoriker ein Stück Poet stecken sollte und daß da die bloße Gelehrsamkeit nicht ausreicht, doch der bloße Geschmack und gesunde Menschenverstand tun's auch nicht und selbst der feinsinnigste Ästhetiker tappt ohne die Vorarbeit des Philologen historischen Problemen gegenüber im Dunklen. Der Mangel an historischem Sinn rächt sich denn auch an Engel selbst, schädigt die Proportion seines Werkes und erzeugt häufig genug ein chronologisches Wirrwarr. Was im besonderen seine Einwände gegen die Konstruktion von „Schulen" und „Strömungen" betrifft, können sie nur denjenigen treffen, der in solchen Abstraktionen mehr sieht als, um mit Mach zu reden, bloße Hilfsbegriffe zu einer ökonomischen Ordnung der Erfahrung, und wenn Engel der Scherer-Schule die Sucht nach

willkürlicher Einschachtelung und Gruppenbildung vorwirft, so läßt sich dagegen sagen, daß für einzelne Übertreibungen der Schüler nicht der Meister selbst und auch nicht seine Methode verantwortlich gemacht werden können; die Scherersche Methode hat vielmehr zur Vertiefung unserer Einsicht in den Geist und den Entwicklungsprozeß unserer Literatur unendlich mehr beigetragen als die Individualitäts-Schwärmer vom Schlage Engels, die am liebsten die ganze Literaturgeschichte in eine Unzahl persönlicher Charakteristiken auflösen möchten.

Was bei solcher Auffassung herauskommt, zeigen am deutlichsten die ersten 150 Seiten bei Engel, die der altdeutschen Literatur eingeräumt sind. Da stehen, um nur einige Beispiele herauszuheben, Heinrich von Melk und der Priester Wernher, der Verfasser der drei Marienlieder, erst hinter den lehrhaften Dichtern des XIII. Jahrhunderts und die Meister des höfischen Epos sind hinter den Stricker und Konrad von Würzburg gestellt, weil der Verf. diese zur volkstümlichen Literatur rechnet, die er im Anschluß an das Volksepos bespricht. So erfahren wir auch von Strickers „Karl“ früher als von dem des Pfaffen Konrad, von Heinrich von Oberge ist erst im Zusammenhang mit Gottfried von Straßburg die Rede, Ulrich von Zazikhoven wird unter die Epigonen des höfischen Epos gesteckt und auf das Tierepos, dessen Anfänge tief in die ahd. Zeit zurückreichen, kommt der Verf. erst gelegentlich der „Reinke Vos“ zu sprechen. So redet er auch häufig genug von dem höfischen Leben und dem Ritterroman und setzt bei dem Leser einen Begriff dieser Gattung voraus, lange bevor er sie selbst ausführlich charakterisiert. Da wäre eine wissenschaftliche Einteilung des Stoffes wohl auch für den populären Zweck, den Engel verfolgt, vorzuziehen gewesen. Auch sonst ist dieser ganze Teil unselbständig, oberflächlich und nicht arm an Versehen und Irrtümern. Nur einige gelungene Charakteristiken der allerwichtigsten Werke und Persönlichkeiten der mhd. Zeit lassen erkennen, daß der Verf. hier aus eigener Beschäftigung mit den Quellen schöpft. Recht schwach sind auch die Kapitel über unsere großen Dichter und Schriftsteller des XVIII. Jahrhunderts und die Abschnitte über die Romantik geraten. Die Ausflucht, daß Goethe und Schiller im Rahmen einer Literaturgeschichte keine würdige Darstellung finden können, und der Hinweis auf die besten Monographien über die beiden entlastet den Verf. nicht; denn einmal steht der diesen beiden und den anderen sogenannten Klassikern zugewiesene Raum auch relativ in keinem Verhältnis zu ihrer Bedeutung und dann ließe sich wohl auch auf diesem Raume Gründlicheres über sie sagen. Manches äußerliche Detail konnte zugunsten einer eingehenderen Besprechung der Hauptwerke gestrichen werden; denn mit den dürftigen Bemerkungen, mit denen Engel z. B. Goethes „Tasso“ und „Wilhelm Meister“ oder Schillers philosophische Schriften und Gedankenlyrik sowie dessen Meisterdramen abtut — besonders arm-

selig sind die paar Zeilen über Maria Stuart —, wird wohl kaum einem Leser gedient sein.

Diese Urteile, die vor allem den I. Band treffen, machen einen starken Abstrich von dem Gesamtlob, das ich der Engelschen Literaturgeschichte gespendet habe. Der Verf. wird es sich noch viele Mühe kosten lassen müssen, will er diesen Teil seiner Arbeit auf ein achtbares Niveau bringen; vorderhand müssen uns einzelne Kapitel und eine (allerdings nicht geringe) Anzahl von feinen und geistvollen Beobachtungen für die ungenügende wissenschaftliche Grundlage des Ganzen entschädigen. In der Tat liegt der Hauptwert von Engels Leistung im II. Bande. Er beginnt mit Jean Paul und der Romantik und führt die Geschichte unserer Literatur, soweit man da noch von Geschichte sprechen kann, bis ins Jahr 1907; so umfaßt er bereits auch die aufsehenerregenden Romane der Österreicherin v. Handel-Mazzetti, die mehr als zwei von den mächtigen Seiten des Buches zugewiesen erhält. Auch da wandelt der Verf. auf um so sichereren Pfaden, je mehr er sich der Gegenwart nähert. Freilich liegt es da wieder in der Natur des Stoffes, daß der kundige Leser immer häufiger anderer Ansicht sein wird als der Verf.; denn es ist ein durch und durch subjektives Buch, dessen Autor alle Kompromisse zwischen seinen Ansichten und denen anderer entschlossen ablehnt. Das ist auch sein gutes Recht und ich meinerseits bin weit entfernt, ihm da Subjektivität vorzuwerfen, wo ich seiner Ansicht nicht offenkundige Tatsachen, sondern nur meine Meinung oder die landläufigen Anschauungen und Wertungen entgegenhalten kann, da ich nicht den Eindruck habe, daß seine „subjektiven“, d. h. von der geläufigen Wertung abweichenden Urteile aus bloßer Originalitätshascherei oder noch schlimmeren Motiven entspringen. Auch ist mir sein Standpunkt gegenüber der neueren Literatur durchaus sympathisch, da er m. E. nur heilsam wirken kann. Mit Geist und Schärfe, nicht selten mit witzigem Spott bekämpft Engel die Anmaßung aller Dilettanten, die mit großen Worten und prophetischer Miene über den Mangel ihres Könnens hinwegzutäuschen suchen, alles bloße Kunstgeschwätz ohne produktive Kraft, alle bloßen Phantasieergüsse, die jeder Kunstform spotten, alle poesiewidrige Problemlöserei in Lyrik, Roman und Drama, alles bloße Getue eitler Schwätzer. „Bilde, Künstler, rede nicht!“ gilt zwar als Binsenwahrheit, doch noch niemals ist meines Wissens dieser Grundsatz in so konsequenter Weise auf die Gesamtentwicklung unserer neueren Literatur angewendet worden und heute tut es mehr denn je not, daß dieser Ruf mit allem Nachdruck erhoben wird. So begrüße ich Engels subjektives Werk eben deshalb, weil es trotz aller Weitherzigkeit und liebevoller Anerkennung ernsten Bemühens gegenüber den wechselnden Moden der Zeiten einen festen Standpunkt einnimmt, nicht, wie etwa R. M. Meyer, von den gegensätzlichsten Tendenzen mit gleicher Begeisterung spricht. So wird der Leser, auch wo er

dem Verf. nicht folgen kann — und das wird häufig genug der Fall sein —, seine Ausführungen mit Interesse und Gewinn lesen und an ihnen seine Ansichten überprüfen können. Ein Eingehen auf Einzelheiten ist natürlich in diesem Rahmen unmöglich und ein willkürliches Herausgreifen von Beispielen könnte leicht von dem Geiste des Werkes falsche Vorstellungen erwecken. Allenfalls kann man im allgemeinen sagen, daß sich die politischen Ansichten des Verf.s auch im II. Bande allzu sehr vordrängen und sein Urteil beeinflussen. In einer Darstellung deutscher Literatur wird sich niemand über die preußischen Kriegshelden orientieren wollen und der Grad der Begeisterung für die Ereignisse von 1866 und 1870/1 sollte doch wohl nicht als entscheidend für die Bedeutung eines Dichters angesehen werden. Daß sich Engel in einigen Fällen, so Heine gegenüber, von nationalistischer Voreingenommenheit in bemerkenswerter Weise freihält, soll jedoch der Gerechtigkeit halber nicht verschwiegen werden. Geradezu kleinlich wirkt aber die aufdringliche Art, in der der Verf. für die gewiß löblichen Bestrebungen des Deutschen Sprachvereines Stimmung macht; merkerhaft werden schon bei unseren Klassikern die Fremdwörter gezählt, mancher Schriftsteller verfällt als Fremdwörtler dem Bannfluche des strengen Puristen, und wenn einer in späteren Auflagen Fremdwörter ausmerzt, wird ihm dies gewissenhaft zu seinem Vorteile gebucht. Namentlich der Wert der wissenschaftlichen Prosa wird von diesem einseitigen Standpunkte betrachtet und es ist erstaunlich, daß dabei Schopenhauer und Nietzsche so gut bestehen konnten.

Die oben hervorgehobenen methodischen Mängel machen sich im II. Bande weit weniger fühlbar; der kulturgeschichtliche Hintergrund erfährt notgedrungen eine stärkere Berücksichtigung und die einleitenden Kapitel zur jüngstdeutschen Literatur enthalten sehr wertvolles urkundengeschichtliches Material. Bequeme Übersichtlichkeit ist freilich auch da nicht die starke Seite des Werkes. Zwar wehrt sich Engel in der Vorrede gegen das Verlangen nach möglichster Vollständigkeit, da eine Literaturgeschichte kein Literaturkalender sei; doch hätte er in der Durchführung dieses Grundsatzes zum Vorteil für sein Buch noch weiter gehen können. Schon im I. Bande begegnen uns manche tote Namen, die kaum dem Fachmann bekannt sind; noch größer ist im II. Bande die Zahl der Schriftsteller, die schon ihren Zeitgenossen wenig bekannt waren und heute gänzlich vergessen sind. Was sind uns Kletke, Stöber, Boddien, Veltheim, Smidt, Koch, Löher, Silberstein, Reichenau u. v. a.? Namentlich in der Aufnahme von Dialekt- und Provinzialdichtern sollte sich ein Historiker der deutschen Literatur möglichste Beschränkung auferlegen. Nur was über das enge Gebiet der Provinz hinaus Bedeutung hat, gehört in eine deutsche Literaturgeschichte. Wir Österreicher wissen Engel allerdings aufrichtigen Dank dafür, daß er in höherem Maße als seine Vorgänger die österreichische Literatur berücksichtigt und nicht nur ihre Hauptvertreter,

wie Grillparzer, Lenau, Rosegger und Anzengruber, unsere geliebte Ebner-Eschenbach, ausführlich charakterisiert, sondern auch die Größen zweiten und dritten Ranges und sogar die jüngsten und in weiten Kreisen auch bei uns unbekannten Schriftsteller Österreichs heranzieht. Auch da sind aber der überflüssigen Namen nicht wenige. Sie nehmen den bedeutenden Schriftstellern nur Platz weg oder schwellen unnützerweise den Umfang des Buches an; jedenfalls erschweren sie die Übersicht. Nur in der Darstellung der Gegenwart darf mit Recht kein aus irgend welchen Gründen bekannter Name fehlen; denn die Sichtung unter ihnen kommt erst späteren Dezennien, nicht dem Literarhistoriker zu.

Diese Schilderung der jüngsten Literaturentwicklung ist nun ohne Zweifel der glänzendste Teil des Engelschen Werkes, nicht nur sehr lehrreich und lichtvoll orientierend, sondern auch ein Meisterstück lebendiger und fesselnder Darstellung. Hier muß man den individualistischen Standpunkt des Verf.s vollkommen am Platze finden; denn diese Literatur ist selbstverständlich zu wissenschaftlicher Behandlung noch lange nicht reif, es herrscht ein ganzes Chaos von „Strömungen" und „Richtungen" und manche der beliebten Modewörter, wie „Dekadenz", erweisen sich bei näherer Prüfung als leere Schlagwörter. Ich stehe nicht an, diese Partien für das Beste zu erklären, was über die deutsche Literatur unserer Zeit in zusammenhängender Form geschrieben worden ist. Besonders anziehend sind die Abschnitte über die moderne Lyrik, die auch für den allgemeinen Standpunkt des Verf.s am meisten charakteristisch sind. Die Kapitel: „Das lyrische Dämmerreich" und „Offenbarungslyrik" (S. 349 ff.) sollte jeder lesen, der dazu neigt, sich durch erhabene Posen und große Worte imponieren zu lassen und in allem ihm Unverständlichen verborgenen Tiefsinn zu suchen.

Alles in allem ist Engels Literaturgeschichte keine restlos befriedigende Leistung, aber doch trotz aller Vorbehalte ein bedeutendes Werk, das nicht nur der gebildete Laie, sondern auch der Fachmann mit reichem Nutzen und mit Interesse lesen wird, ungeeignet zur ersten Einführung, doch in hohem Grade anregend für den, der es mit Kritik liest. Eben weil ich Engel viel Belehrung und Genuß verdanke, habe ich die Mühe nicht gescheut, Einzelheiten, die mir unrichtig oder schief dargestellt erschienen, zu überprüfen, um so zur größeren Zuverlässigkeit des Werkes beizutragen.

S. 9. „Diutisc" ist der Gegensatz zum Lateinischen als der Sprache der Gebildeten, hat also mit „heidnisch" nichts zu tun. Auch wird hier und in den folgenden Abschnitten „deutsch" ganz ungehörig als gleichbedeutend mit „germanisch" gebraucht und die Goten ein deutscher Stamm genannt. Streng genommen, gehören die gotischen Denkmale noch weniger in eine deutsche Literaturgeschichte als die angelsächsischen und manche Literarhistoriker, wie Golther, haben sie mit Recht daraus verwiesen. Auch ist es nur ein alter

Schlendrian, wenn man die Nonne Hrotswith (S. 42/3) allein von den zahlreichen lateinischen Dichtern ihrer Zeit zur deutschen Literatur rechnet. — S. 10. *p, k, t* wurden im Inlaut nur zwischen Vokalen zu *f, ch, ss.* — S. 12 wird unklar von dem „schwebenden Halbton“ der Nebensilben im Deutschen gesprochen; ich verweise den Verf. auf Minors Metrik, wo er sich auch genauer über die metrische Reform von Opitz, die er S. 216 ganz undeutlich darstellt, orientieren mag. — Sämund Sigfusson war nicht der Sammler der Edda-Lieder und mit Erstaunen lese ich, daß er die Võluspa gedichtet habe. — Die Nachricht Thegans (S. 28) von der Abneigung Ludwigs des Frommen gegen die Lieder, die er in seiner Jugend gelernt, bezieht man nicht mehr auf die deutschen Heldenlieder (nec *docere!*) und natürlich auch nicht auf die Sammlung Karls des Großen. Der Niedergang der Heldensage erklärt sich vielmehr ähnlich wie zur Zeit des Humanismus die Abwendung der meisten Gebildeten von der deutschen Dichtung. — „Wilkinasaga“ (S. 31) ist keine von der Thidreksaga verschiedene Quelle, sondern nur die heute ungebräuchliche ältere Bezeichnung für die Thidreksaga. — Das Buch, in dem sich das „Muspilli“ erhalten hat (S. 33), gehörte nicht Kaiser Ludwig dem Frommen, sondern König Ludwig dem Deutschen; dieselbe Verwechslung liegt vor, wenn Engel (S. 35) — auch S. 37 ist von Kaiser Ludwig die Rede — die Entstehung von Otfrids Evangelienbuch in die Zeit Ludwigs des Frommen versetzt. — Über das Verhältnis des von Engel stark überschätzten „Heliand“ zur sogen. as. „Genesis“ hätte das Wichtigste (S. 35) gesagt werden können. — Die Sage von Hugdietrich und Wolfdietrich (S. 47) ist nicht ostfränkischen, sondern westfränkischen Ursprungs und von der Sage von Theoderich (S. 54) unabhängig. — Der Verf. des „Herzog Ernst“ (S. 53) hat seine phantastischen Märchen kaum selbst ersonnen, sondern wahrscheinlich in einer lateinischen Quelle vereinigt gefunden. — Daß die deutsche „Gudrun“ die Quelle für die isländische Spielmannsdichtung in der Edda ist (S. 56), ist durchaus nicht „zweifellos“. — Ebensowenig gilt die Hs. *B* des Nibelungenliedes „ziemlich allgemein als die echteste“ (S. 60). Erst ganz neuerdings hat W. Braune für diese Ansicht haltbare Gründe beigebracht. — Heinrich von Ofterdingens Name (S. 62, 109) ist neuerdings in Urkunden gefunden worden. — Daß die Geschichte Chrodhilds, der Gattin des Burgunderkönigs Chilperich, auf die Nibelungensage eingewirkt habe (S. 63), ist eine heute aufgegebene Annahme[1]). — Dagegen ist mir nicht bekannt, daß die stark gestützte Hypothese, der Autor der „Kaiserchronik“ sei der Pfaffe Konrad (S. 69), erschüttert worden wäre. — Bürgers Gedicht, das den Stoff des „Herzmäre“ (S. 71; es heißt

[1]) Vor kurzem hat allerdings Voretzsch diese alten Kombinationen wieder aufgegriffen und gegen die beliebte Hildico-Hypothese — mit Glück, wie mir scheint — polemisiert.

daz maere) behandelt, ist „Lenardo und Blandine" betitelt. — Als Reihenfolge der vier Erzählungen Hartmanns von Aue gilt nicht „ziemlich allgemein" (S. 96): Erec, Greg., Heinr., Iwein; vielmehr findet H. Pauls Ansicht, daß der Iwein zwischen dem Erec und dem Gregorius stehe, immer mehr Anhänger. — Der „Gregorius" (S. 97) hat 4006 Verse, der „Arme Heinrich" 1530. — Tristan erschlägt nicht einen Verwandten Isoldens (S. 99), sondern ihren Bräutigam. — Seinem Zweifel an Wolframs Versicherung, daß er nicht lesen und schreiben könne, konnte der Verf. (S. 102) auf Grund der neuesten Forschungen viel stärkern Ausdruck geben. — Daß die Vermählung Parzivals und die seinem Weibe gehaltene Treue Wolframs Eigentum sei, ist eine haltlose Behauptung. Nicht durch mütterliche Lehren gewarnt, unterläßt Parzival die Mitleidsfrage und der Eingang des „Parzival" spricht wohl nicht den Grundgedanken des Werkes aus, sondern steht, wie bei so vielen andern mhd. Epen, mit den erzählten Begebenheiten in sehr loser Beziehung. Auch die oft gehörte und von Engel wiederholte Behauptung, Wolfram habe den Stoff des „Parzival" vertieft, kann mit Rücksicht auf die neueren Untersuchungen über die Quellen des Dichters (Heinzel) nicht aufrecht gehalten werden. — Den Spruch als „ein Gedicht von einer, höchstens zwei Strophen mit gedanklichem, nicht minniglichem Inhalt" (S. 112) zu bezeichnen, geht wohl nicht an. — Die Vermutung, daß Walther von der Vogelweide aus der Gegend von Dux stamme (S. 119), ist nicht nur nicht wahrscheinlicher geworden, sondern wohl nie von den Fachleuten ernst genommen worden. Der Lebensgang Walthers ist an derselben Stelle sehr verworren und unrichtig dargestellt. — „Reginhart" (S. 138) bedeutet nicht „ratskundig", sondern „sehr hart". — Die Übersetzung „Dunkelmänner" für viri obscuri (S. 158) ist nicht sinngemäß. — Arge Entgleisungen enthalten die Ausführungen über die wichtige Frage nach der Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache (S. 169); die von Luther gewählte Mundart soll die mitteldeutsche (!), genauer: die meißenische sein! — Fischarts „Bienenkorb" (S. 192) beruht nicht auf einer französischen, sondern auf einer niederländischen Vorlage. — „Lalenbuch" ist der ursprüngliche, nicht der geänderte Titel des Volksbuches von den Schildbürgern (S. 198). Der Begriff des „Volksbuches" hätte zur Vermeidung von Mißverständnissen schärfer herausgearbeitet werden sollen; als „Volksbücher" wurden diese Erzählungen bekanntlich, mit einigen Ausnahmen, nicht von vornherein gedichtet, sondern meist sogar für ein adeliges Publikum, zum Teil von adeligen Damen und Herren, geschrieben. — Longus (S. 221, 396) kann nicht als byzantinischer Dichter bezeichnet werden und Montemayor war kein Spanier von Geburt, sondern in Portugal geboren. — Comenius (S. 253) ist kein „Deutschmährer", sondern gehört als Dichter und Prosaiker zur čechischen Literatur. — Vom „Robinson" (S. 267) erschienen 1720 drei Übersetzungen, nicht nur eine. —

Götzens „Mädcheninsel“ (S. 288) ist nicht in Hexametern, sondern, wie S. 363 richtig steht, in Distichen abgefaßt. — Die glaublich klingende Bemerkung (S. 307), mit dem „alten Schuhu“ in Goethes „Vögeln“ sei der alte Bodmer gemeint, nicht, wie man gewöhnlich glaubt, Klopstock, verdient hervorgehoben zu werden. — Die Schreibung Vergil (S. 350) ist vorzuziehen. — Das Uzsche Versmaß (S. 364) war nicht als Hexameter mit Auftakt gemeint, sondern als Alexandriner mit Anapäst an dritter und sechster Stelle; praktisch war der Erfolg freilich derselbe. — Den Titel „Kritische Wälder“ (S. 422) verdankt Herder nicht Quintilian, sondern dem Statius, der ihn wieder von Lukan entlehnt hat. — In Goethes „Jahrmarktfest zu Plundersweilen“ soll Klopstock den Mittelpunkt bilden (S. 459) und die „Vögel“ sollen gegen Klopstocks Sittenrichterei gemünzt sein (S. 459, 460); das ist auf keinen Fall das Hauptthema. — Goethes Liebesgram, dem der „Werther“ entsprang (S. 461), war keineswegs so heftig und von einem gewaltsamen Losreißen nach schweren Kämpfen kann nicht die Rede sein. — Bielschowskys Behauptung, daß Lili Schönemann auch als Modell der Heldin in „Hermann und Dorothea“ gedient habe (S. 464, 549), ist auf fast allgemeine Ablehnung gestoßen. — Shakespeare ist nicht das einzige Vorbild der Dramatiker des Sturms und Drangs (S. 468), vielmehr kamen auch Diderot und Mercier neben ihm in Betracht. — Unter Bodes Übersetzungen (S. 584) war die von Engel wohl S. 15, nicht aber an dieser Stelle erwähnte der Hauptwerke Sternes die berühmteste. — Die Entsühnung des Orest in Goethes „Iphigenie“ (S. 492) wird heute anders erklärt. — Daß die Beschwerde der Graubündner Regierung gegen Schiller (S. 504) der letzte Tropfen gewesen sei, der das Gefäß herzoglichen Zornes überlaufen ließ, ist durch eine sorgfältige Untersuchung (in einem der Schiller-Hefte des „Euphorion“) als unrichtig erkannt worden. — Das erste soziale Drama der gesamten europäischen Dichtung (S. 506) war Schillers „Kabale und Liebe“ wohl nicht und in Minors Biographie möge der Verf. nachlesen, daß auf dieses Drama viel mehr Dichtungen eingewirkt haben, als er zugeben will. — Jean Pauls „Titan“ ist nicht in der Nachfolge des „Wilhelm Meister“ entstanden (S. 548), sondern nur eine neue Bearbeitung des in der „Unsichtbaren Loge“ und im „Hesperus“ schon vor Goethes Roman angeschlagenen Themas. — Der „deutschbürtige Lump“ Kotzebue hat nicht gar so Arges verbrochen, daß er den patriotischen Fluch Engels (S. 533) verdienen würde. — Was die vielfach irrigen Angaben über die Entstehung von Goethes „Faust“ (S. 564 ff.) betrifft, muß ich mich mit einem Hinweis auf Minors Kommentar begnügen. — Da ich mich prinzipiell jeder Polemik gegen die ästhetischen Urteile des Verf.s enthalte, mag ich auch gegen die meines Erachtens allzu harte Behandlung Jean Pauls (II. Band, S. 18 ff.) nichts einwenden. Doch wird wohl niemand, der Jean Paul kennt, der Behauptung beistimmen, der abgeschmackte

„Rektor Fälbel" und der sentimentale „Wuz" seien von den erzählenden Dichtungen die einzigen, die man mit Vergnügen lesen wird. S. 21, Z. 10 v. u. sind irrtümlich die „Grönländischen Prozesse" statt der „Unsichtbaren Loge" angeführt. — Daß die Romantik ein Berliner Gewächs sei und Jena darin nach Berlin komme (S. 24), steht mit den Tatsachen nicht im Einklang. — Die von A. W. Schlegel in Berlin 1803/4 gehaltenen Vorlesungen (S. 34) beschränkten sich nicht auf das Drama, sondern hatten ein viel weiteres Programm. — Die Charakteristik E. T. A. Hoffmanns (S. 56 ff.) ist zum mindesten einseitig; man hat es sich nämlich in den letzten Jahren abgewöhnt, in ihm nur den Spukgeschichtenschreiber zu sehen. Die „Nachtstücke" tragen nicht den Zusatz „in Callots Manier" und der „Goldene Topf" steht nicht in den „Serapionsbrüdern", sondern in den „Phantasiestücken". An „Meister Martin" hätte hervorgehoben werden sollen, daß er R. Wagner den Anstoß zu dem größten deutschen Lustspiel gegeben und die „Meistersinger von Nürnberg" auch sonst nicht unerheblich beeinflußt hat. Der Behauptung, daß Hoffmann gebildete Leser außerhalb des Kreises der Fachleute niemals dauernd gefesselt habe, stehen die zahlreichen Ausgaben seiner Werke, die sich gerade in den letzten Jahren häufen, entgegen und über die großen literarischen Wirkungen Hoffmanns orientiert das Schlußkapitel in Ellingers Biographie sehr unvollständig [1]). — Mörikes Ballade (S. 86) ist „Schön Rohtraut" (nicht Rothraut) überschrieben.

In den weiteren Abschnitten des II. Bandes hätte ich nur eine größere Zahl von Zeitangaben richtig zu stellen und diese sind leider auch schon im I. Bande nicht zuverlässig genug. Folgerichtig wäre überall die Jahreszahl des Erscheinens eines Werkes einzusetzen, und zwar ohne Rücksicht darauf, daß es tatsächlich vielleicht schon im Herbste des vorhergehenden Jahres gedruckt wurde; doch bei Engel schwanken die Angaben vielfach zwischen der Entstehungszeit, dem wirklichen Jahr des Druckes und dem Buchhändlerjahr, bei Dramen auch noch zwischen diesen Zeitbestimmungen und dem Jahr der Erstaufführung. Wo die Chronologie ganz unsicher ist, wie bei den meisten altdeutschen Dichtungen, will ich jede Auseinandersetzung unterlassen und beschränke mich im folgenden darauf, zu den falsch datierten Schriftwerken die richtige Jahreszahl zu setzen.

822 als *terminus a quo* für die Abfassung des „Heliand" ist nach den Quellenforschungen M. H. Jellineks fallen zu lassen. — Die Vernichtung des ersten Burgunderreiches (S. 46 und 47) fällt, wie übrigens S. 63 richtig zu lesen ist, ins Jahr 437. — Eilharts

---

[1]) Vgl. auch A. Sakheim, E. T. A. Hoffmann (Leipzig 1908), S. 1—87; G. Thurau, E. T. A. Hoffmanns Erzählungen in Frankreich (Königsberg 1896); K. Wittmann im Progr. des Staats-Gymn. in Arnau 1908 (Einfluß auf Hebbel) und R. M. Werner im Progr. der Staats-Realsch. in Teplitz-Schönau 1907 (Einfluß auf Thackeray).

„Tristrant“ ist ohne Zweifel zu spät (um 1190) angesetzt. — Joh. Paulis „Schimpf und Ernst“ ist 1519 wohl geschrieben, aber erst 1522 gedruckt worden, Kirchhoffs „Wend-Unmut“ erschien 1563 — die Schwanksammlungen dieser Zeit sind zeitlich merkwürdig durcheinander geworfen —, der „Amadis“ 1569—1594, Tassos „Aminta“ 1573, „Lazarillo de Tormes“ 1554, der deutsche „Guzman de Alfarache“ 1615, Grimmelshausens „Simplizissimus“ 1668, Schefflers „Cherubinischer Wandersmann“ in 1. Ausgabe 1657, Gellerts „Schwedische Gräfin“ 1746, Bodmers Milton-Übersetzung 1732, Klopstocks Bardiette von der Hermannsschlacht 1769, 1784 und 1787, Lessings „Nathan“ 1779 (S. 383 steht 1778), Göckings „Lieder zweier Liebenden“ 1777, Wielands „Cyrus“ 1759, sein „Don Sylvio“ 1764, der „Agathon“ 1766/7, Hermes' „Sophiens Reise“ 1769—73, Herders „Fragmente“ 1766/7, die „Kritischen Wälder“ 1769, die „Abhandlung über den Ursprung der Sprache“ (nicht Sprachen) 1772, die „Humanitätsbriefe“ bis 1797. Goethes „Stella“ ist zu Beginn 1775 gedichtet, rührt also nicht bereits aus der Weimarer Zeit her, der Aufsatz über den literarischen Sansculotismus (S. 562) ist nicht für die „Frankfurter Anzeigen“ geschrieben worden, sondern stammt aus dem Jahre 1795. Klingers „Otto“ kam 1775 heraus, Jean Pauls „Wuz“ entstand 1791 und erschien als Anhang der „Unsichtbaren Loge“ 1793 (nicht 1792), der „Hesperus“ 1795, der „Siebenkäs“ 1796, die „Flegeljahre“ 1804/5, die „Levana“ 1807, Arnims „Gräfin Dolores“ 1810, Hoffmanns „Phantasiestücke“ 1814/5, Jahns „Deutsches Volkstum“ 1810, Mörikes „Mozart auf der Reise nach Prag“ 1856 (in Cottas „Morgenblatt“ schon 1855), Platens „Abbassiden“ 1834, Sallets „Laienevangelium“ 1840, Lenaus „Albingenser“ 1842, Stifters „Witiko“ 1865—67, Hagens „Norika“ 1827, Will. Alexis' „Cabanis“ 1832, „Die Hosen des Herrn von Bredow“ 1846—48, Immermanns „Cardenio und Cellinde“ 1826, Laubes „Deutscher Krieg“ 1863 bis 1866, sein „Prinz Friedrich“ 1854, Kühnes „Klosternovellen“ 1838, Dingelstedts „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters“ 1840, Heyses „L'Arrabbiata“ 1855, „Im Paradiese“ 1875, Bodenstedts „Mirza Schaffy“ 1851, Hamerlings „Danton und Robespierre“ 1871, das „Liederbuch dreier Freunde“ 1843, Kellers „Sinngedicht“ 1881, Freytags „Journalisten“ 1854 (im Druck), der letzte Band der „Ahnen“ 1880, Scheffels „Trompeter“ 1854, „Gaudeamus“ 1868, „Frau Aventiure“ 1863, „Bergpsalmen“ 1870, Reuters „Kein Hüsung“ 1858, „Hanne Nüte“ 1859, Riehls „Naturgeschichte des deutschen Volkes“ 1853—69, Spielhagens „Sturmflut“ 1876, Hebbels „Maria Magdalena“ ist 1844 veröffentlicht worden, „Genoveva“, „Herodes und Mariamne“, „Agnes Bernauer“, „Gyges“, „Der Rubin“ und „Michelangelo“ sind 1841, 1848, 1851, 1854, 1849, 1850 gedichtet und 1843, 1850, 1855, 1856, 1857, 1855 herausgegeben worden. O. Ludwigs „Heiteretei“ erschien samt dem „Widerspiel“ 1857, „Zwischen Himmel und Erde“

1856, C. F. Meyers „Jürg Jenatsch“ 1876, die „Božena“ der Ebner-Eschenbach 1876.

Joh. Elias Schlegel ist 1718 geboren, Spindler 1796, Alexis 1798, Wienbarg 1802, Temme 1798, Meta Klopstock starb 1758, die Gräfin Hahn lebte von 1805—1880. Lessings zehnmonatlicher Aufenthalt in Wittenberg fällt ins Jahr 1752 und erst im November dieses Jahres reiste er nach Berlin zurück. Herder kam bereits im September 1770 nach Straßburg.

Die massenhaften Angaben über die Schriftsteller der Gegenwart nachzuprüfen, mußte ich nicht nur aus Mangel an der dazu erforderlichen Zeit, sondern auch wegen der Unzuverlässigkeit der mir zur Verfügung stehenden Hilfsmittel aufgeben. Doch scheint es, daß Engel auch in den Detailangaben um so zuverlässiger wird, je näher er der Gegenwart kommt.

Aufgefallen sind mir ferner am Stil des Werkes einige nicht einwandfreie (norddeutsche?) Redewendungen und puristische Neubildungen (Geschichtedrama, Deutschkunde u. a.) sowie eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Druckfehlern.

Der Belebung des Stoffes dienen außer zahlreichen Gedichtproben sehr wirksam die beigegebenen 101 Bildnisse und 31 Handschriften; unter den Bildern sind einige bisher wenig bekannte, so ein schönes Jugendbildnis Schillers.

Ein Wort noch über die jedem Bande angehängte „Auswahl der lesenswertesten Bücher“ und „Bücherkunde“! Bei denjenigen Büchern, namentlich älteren, die nicht in einer der allgemein bekannten Sammlungen (Reclam, Meyer u. s. f.) erschieneu sind, würden dem Leser genauere Angaben erwünscht sein. Besonders in der „Bücherkunde“ wird er die bloße Nennung des Verfassernamens in vielen Fällen ungenügend finden. Die wenigen Seiten, um die die Bände durch eine ausführlichere Angabe der Titel und Verleger anschwellen würden, kämen wohl nicht in Betracht.

Mies i. B. Dr. Johann Černy.

Christus und die Minnende Seele. Untersuchungen und Texte, herausgegeben von Dr. P. Romuald Banz, O. S. B. Breslau, Verlag Marcus 1908. 388 SS. Preis 15 Mk. (Germanistische Abhandlungen von Friedr. Vogt, 29. Heft).

Hier werden von einem Schüler Zwierzinas weitausgreifende Studien einem Denkmal gewidmet, das weder durch seine poetische Form noch durch seine Gedankentiefe hervorragt; auch die stoffliche Idee, das Eheverhältnis einer gottergebenen Seele mit Christus, verdankt es älteren mystischen Vorstellungen. Möchte man also wünschen, daß die ausgezeichnete Arbeitskraft des Verfassers und sein großes Wissen einem mehr bedeutenden Werke unserer altdeutschen Literatur zugewendet worden wäre, so kann man doch

Freude haben, daß hier diese das ganze mystische Leben begründende Idee des in Gott Versenktseins und in Gott Aufgehens an einem kleinen holperigen Werklein einer Nonne des XV. Jahrh. verfolgt und gemessen wird.

Drei Sachen erscheinen vereinigt, die nicht ursprünglich zusammengehörten, sondern aus derselben stofflichen Idee herausgewachsen sind: ein Gedicht von 18 Vierzeilern („Kreuztragende Minne") in Dialogform, zweitens das 2112 Verse zählende dialogisierte Gedicht von der „Minnenden Seele" und ein kleiner gelehrter Prosatraktat als Anhang hinzu. Die Überlieferung wird (S. 3—32) aus den vorwiegend alemannischen Handschriften genau beschrieben, dann Verfasserschaft, Form und Inhalt des Hauptgedichts sowie seine literarische Stellung. Es ist zwischen 1400—1450 von einer alemannischen Nonne gedichtet und hat einen Vorläufer in einem Gedichte des XIV. Jahrh. (bei Bartsch, Erlösung, S. 216 ff.) und späte Ausläufer in einem Münchener Einblattdruck mit Holzschnitten (um 1500) und einem gleichaltrigen Erfurter Druck *„Von der ynnigen selen"*. Die einzelnen Vertreter gehen aber nicht geradenwegs auseinander hervor, sondern weisen in Gedanke und Aufbau auf einen gemeinsamen Grundstock. Gedanklich verwandt sind eine Reihe anderer Gedichte, deren Stellung der Herausgeber genau kennzeichnet. Im weiteren hat das Gedicht seinen Nährboden in der mystischen Prosa, deren Kenntnis bei der dichtenden Nonne vorauszusetzen ist. Allerdings sind die von Banz S. 55—109 gesammelten gedanklichen und wörtlichen Anklänge und Entlehnungen nur zum geringsten Teile beweiskräftig, aber immerhin werden diese Früchte seines Lese- und Sammeleifers manchem Benutzer von Wert sein; auch der Exkurs über eine Reihe echt mystischer Ausdrücke und ihre Belege in dieser Literatur kann nur willkommen sein.

Von größerem wissenschaftlichen Interesse ist der m. E. vollauf gelungene Nachweis, daß „des Teufels Netz" in der Fassung *C,* die Banz gegen Barack als die ursprüngliche erweist, in allen inneren und äußeren Einzelheiten so mit der „Minnenden Seele" übereinstimmt, daß gleiche Verfasserschaft anzunehmen ist, und zwar ist *MS* später entstanden. Eine weitere Stütze für diesen Nachweis ist der Umstand, daß für beide Dichtungen die starke Benützung des aus dem XIV. Jahrh. stammenden Gedichts „Der geistliche Streit" zu erweisen ist. Benützt ist auch eine Fassung der Alexiuslegende. Der Nachweis der Bekanntschaft mit der Kaiserchronik und Gotfrieds „Tristan" scheint mir nicht gelungen, auch für Meister Altswert ist sie mir sehr zweifelhaft; einleuchtend der Zusammenhang mit dem Totentanz. Anderseits hat Wittenweiler im „Ring" die „Minnende Seele" an zwei Stellen parodiert, was die Entstehungszeit beleuchtet. — S. 154 ff. wird die Reimsprache der zwei abgedruckten Dichtungen behandelt, sie sind von verschiedenen Verfassern; die der *MS* weist auf Niederalemannien, bezw. Südschwaben. Dann folgt die Untersuchung der Reimtechnik und

Metrik, die eine völlig ungeübte Verfasserin erweist. Es ist mehr eine Reimerei mit obendrein schlechten Reimen, allerdings nicht Reimprosa. Das Gedicht steht ganz auf kirchlichem Boden; eine tiefreligiöse Seele hat ihr inniges Verhältnis zu Gott mit gutem Willen, aber schlechter Kunst nach dem Muster älterer Vorlagen in einer Art Dialog zum Ausdruck gebracht, wohl mit lehrhaftem Nebenzweck. Komposition und Stil lassen die künstlerische Gestaltung vermissen, es fehlt Klarheit und Konsequenz. Die ersten von den 21 Abschnitten sind lebhafter und besser aufgebaut als die späteren, wo der Monolog überhandnimmt. Weder Darstellung von einem Erleben noch gedankliche Tiefe, noch Kraft des Ausdrucks lassen sich feststellen. Es ist alles recht hausbacken. „Hier eine Nonne von ungewöhnlicher Belesenheit, aber ohne Tiefe, ohne kontemplatives Talent, die die Früchte ihres Sammelfleißes in Reime setzt" (S. 180). Und da bezweifle ich noch die ungewöhnliche Belesenheit. Die auf das mystische Erleben abgestimmte Klostersphäre und der Umgang mit einem belesenen „Lesemeister" haben wohl mehr eingebracht als der Sammelfleiß der Klosterfrau. Dafür sprechen auch die fortwährenden Wiederholungen und das sich Ausschreiben bei der Benützung ihrer Dichtung vom „Teufels Netz". Und ihre Sprache findet keine wahrhaft poetische, nur mehrmals merkwürdig realistische Züge, besonders in der Schilderung der Behandlung der Frau in der Ehe. — S. 184—222 stellen in bewundernswerter Kleinarbeit die Orthographie und Sprache der Schreiber der Handschriften dar, sie sind rechtsrheinisch-alemannisch. In der Sprache des kleinen Gedichtes von der „Kreuztragenden Minne" ist vor allem das von Banz in der Anmerkung (S. 154) kurz notierte erste Reimpaar des Gedichtes stärker zu beachten: *kommen* (Inf.) : *nemmen* (= *quemen : nemen*), das auf ein md. ndd. Original hinweist, das wohl von einem Bayern überarbeitet ist. Jüngerer Zusatz ist die Einleitung nicht. Die Bindung *ô : uo*, die der Reim 1462 in *MS* (*kron : getun*) erweist, ist mir aus südschwäbischen Handschriften bekannt und wohl kaum auffällig (S. 160). — Dem Textabdruck der Gedichte geht eine genaue Beschreibung der Bilder der Handschriften und Drucke voran, die in gleicher Weise wie alles andere den unermüdlichen Fleiß des Verfassers bezeugt. Dem Buche sind ein kurzes Glossar und 9 Faksimiletafeln beigegeben, auch hier ebenso wie die Druckeinrichtung die Opulenz des Bandes erweisend.

Es ist kein Zweifel, daß sich viele Kapitel des Werkes ohne Nachteil für den Inhalt hätten viel kürzer fassen lassen, einzelne hätte man vielleicht sogar im Interesse der leichteren Erreichung der Ergebnisse gerne vermißt, aber die tüchtige Arbeit macht auch in diesen Teilen Freude. Zu begrüßen ist auch die Wahl des genauen Abdrucks der Handschrift, da wir es mit einem persönlichen Werke zu tun haben, wie es mehr oder minder auch die anderen Werke der Frauen des mystischen Kreises sind. Ja es

scheint sogar die Vorstellung der minnenden Seele hie und da auf das Leben der Nonne abgestimmt; ihre Sorgen und Beschwerden, ihr gelegentliches Blinzeln nach dem weltlichen Leben werden durch die Vorstellung von einer beglückenden Ehe mit Christus beschwichtigt. Wir können hoffen, daß wir Banz bald wieder auf dem von ihm so wirksam begangenen Raine zwischen Literatur und Theologie begegnen; das weite und wenig erhellte Gebiet der deutschen geistlichen Prosaliteratur des XV. Jahrh. wäre für seine tüchtige Hand ein dankbares Feld.

Leitmeritz. Alois Bernt.

Dr. Georg Karl Wolf, Ein Semester in Frankreich. Fingerzeige für angehende Neuphilologen und Neuphilologinnen. Mit einem Geleitwort von Prof. Dr. K. A. Martin Hartmann. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1909. XII und 177 SS.

Das vorliegende Buch, für welches M. Hartmann in Leipzig ein empfehlendes Geleitwort geschrieben, gibt die Eindrücke wieder, die ein sächsischer Neuphilologe bei einem viermonatigen Studienaufenthalte in Nancy gewonnen hat.

Der Verf., der sich unter dem Pseudonym Dr. G. K. Wolf verbirgt, will, wie er in der Vorrede sagt, in unterhaltender und zugleich belehrender Form seine während dieses Aufenthaltes gemachten Beobachtungen und Erfahrungen mitteilen, um jüngeren Fachkollegen Fingerzeige für die praktische Ausnützung eines Auslandsaufenthaltes zu geben. Ähnliche Berichte begegnen wir oft in den verschiedenen Fachzeitschriften, doch selten sind sie zu ganzen Büchern angewachsen, wie es hier der Fall ist. Dafür müssen wir denn auch manche recht uninteressante und nebensächliche Dinge mit in Kauf nehmen. Der Verf. hat seine Beobachtungen und Erlebnisse chronologisch geordnet und in der Art, wenn auch nicht in der Form, eines Tagebuches niedergeschrieben, wodurch die Darstellung an Unmittelbarkeit und Lebendigkeit gewinnt. Dem Leser bleibt es vorbehalten, das Zusammengehörige zu verbinden, denn die vierzig Kapitel, in welche das Buch zerfällt, sind unter sich in keinem oder nur in losem Zusammenhange, ja die in den einzelnen Kapiteln vereinigten Beobachtungen haben oft nichts anderes gemeinsam als die Zeit ihrer Wahrnehmung oder ihrer Niederschrift.

Der Inhalt des Buches entbehrt im ganzen nicht des Interesses für den Neuphilologen. Wir hören, wie die Kurse für die Ausländer an der Universität in Nancy eingerichtet sind, wie die Inskription vorgenommen wird, welcher Art die Übungen und Themen in den Seminarien sind. Der Verf. charakterisiert die Einwohner der Stadt, macht Bemerkungen über das Theater, das Militär, die Politik, die Schulen, die Prüfungen usw., er plaudert über seine Pensionsgefährten, über französisches Studentenleben,

über Ausflüge, kurz über alles, was ihm auffällt und was sein Interesse, leider nicht immer auch das unsrige, erregt. Doch nimmt er sich löblicherweise in acht, aus seinen zufälligen Erlebnissen allgemeine Schlüsse abzuleiten. Der Leser wird viele seiner Bemerkungen innerlich weiter verarbeiten und sich zunutze machen können; von besonderem Werte sind sie aber für denjenigen, der die Absicht hat, speziell Nancy für einen längeren Studienaufenthalt zu wählen. Aber auch Erfahrungen von allgemeiner Art und Bedeutung können wir aus der Lektüre des Buches gewinnen: Jeder Neuphilologe wird auf die Schwierigkeiten aufmerksam gemacht, die ihm bei einem Aufenthalte auf französischem Boden, selbst unter verhältnismäßig günstigen Verhältnissen, begegnen. Wie schon von vielen anderen bestätigt wurde und wie es der Verf. neuerdings betont, bedarf es großer Ausdauer, großer Selbstbeherrschung, verständiger Wahl und taktvollen Benehmens, um sich die Vorteile zu sichern, die ein solcher Aufenthalt bietet. Beherzigenswert ist der Rat des Verf., sich beim Auslandsaufenthalt nicht zuviel den rein wissenschaftlichen Studien zu widmen, weil sie sehr zeitraubend sind, sondern das eigentliche Ziel, die lebende Sprache und das lebende Volk kennen zu lernen, immer fest im Auge zu behalten.

Sehr viele Beobachtungen und Bemerkungen des Verf. sind auch auf andere Städte des französischen Sprachgebietes, wo Kurse für Ausländer abgehalten werden, wenn auch nur mit einigem Vorbehalt, anwendbar. Der Enderfolg eines jeden derartigen Aufenthaltes wird aber naturgemäß stets von der Individualität der Kursleiter und jener der Kursbesucher sowie von dem Milieu, in dem letztere sich bewegen, abhängig sein. Eine Garantie des Erfolges kann keinesfalls im voraus gegeben werden; auch darf man von einem drei- bis viermonatigen Aufenthalte auf französischem Boden, selbst unter den günstigsten Bedingungen, keine übermäßigen Erfolge erwarten. Der Verf. selbst äußert sich hierüber im XXX. Kapitel S. 132 folgendermaßen: „Die sprachlichen Fortschritte waren nach drei, vier Monaten gerade soweit gefördert, daß man die Empfindung hatte: Wenn man jetzt noch bleiben könnte, würde man erst recht fruchtbar arbeiten können und es vielleicht zu einer gewissen Meisterschaft bringen". Ein bescheidenes Resultat, wenn man bedenkt, daß es den Schlußerfolg eines fleißigen, tüchtigen, für sein Fach begeisterten und schon mehr als ein Dezennium im Schuldienste stehenden Neuphilologen darstellt. Seien wir ihm für seine Offenheit und Ehrlichkeit dankbar, denn sie lehren uns zum so und sovielten Male, daß das Studium und die Arbeit des Neuphilologen hinsichtlich seiner eigenen Ausbildung und seiner Tätigkeit in der Schule zu den schwierigsten im Lehramte zählen. Dieses mit so viel Mühe und Arbeit errungene und scheinbar doch geringe Resultat bildet aber zugleich auch eine Mahnung an die Schulbehörden, der praktischen Ausbildung der neusprachlichen Lehrer noch größere

Fürsorge zu schenken als bisher und die Mittel zu diesem Zwecke in noch reicherem Maße zur Verfügung zu stellen.

Das Buch ist allen Neuphilologen zu empfehlen, die Studien halber die Universitätsstadt Nancy aufsuchen; für diejenigen, welche in andere Provinzstädte Frankreichs oder nach Paris gehen, reicht es absolut nicht aus und kann neben Roßmanns „Handbuch für einen Studienaufenthalt im französischen Sprachgebiet“ nicht bestehen.

Wien. Alois Seeger.

Der französische Aufsatz im deutschen Schulunterricht. Eine Anleitung zur Gestaltung der freien schriftlichen Arbeiten im französischen Sprach- und Literaturunterricht von Anna Curtius, Oberlehrerin an der Städtischen Höheren Schule für Mädchen und dem Lehrerinnenseminar zu Leipzig, Officier d'Académie. Leipzig 1907, Verlag der Dürrschen Buchhandlung. VIII und 296 SS.

Zu den schwersten Aufgaben des neusprachlichen Unterrichtes gehört ohne Zweifel die Behandlung der freien schriftlichen Arbeiten. Wenn es nun auch nicht an methodischen Schriften für den fremdsprachlichen Aufsatz, speziell den französischen, mangelt, so ist uns doch kein Buch bekannt, welches demselben ein so eingehendes Studium, ja eine so liebevolle Pflege zuteil werden ließe wie das vorliegende. Was ihm einen besonderen Wert verleiht, ist, daß es gleichsam ein Niederschlag tatsächlich gemachter Lehrversuche und Erfahrungen auf dem Gebiete des französischen Aufsatzes ist. Äußerlich gliedert es sich in einen „Höhere Mädchenschule“ und in einen „Lehrerinnenseminar“ betitelten Teil. Die Gesichtspunkte für die Behandlung sind in beiden Teilen dieselben, nur daß auf die verschiedenen Altersstufen Rücksicht genommen wird. Bemerken möchten wir gleich, daß, wenn das Buch aus dem Unterricht an Mädchenschulen herausgewachsen ist, dies höchstens bis zu einem gewissen Grade auf die Stoffwahl der Unterstufe eingewirkt hat; sonst ist ein solcher Einfluß kaum wahrzunehmen, weswegen die in dem Buche angewandte Methode für die Behandlung des Aufsatzes samt Stoffauswahl ohneweiters auch auf Knabenschulen Anwendung finden kann.

Im einzelnen sind als Vorzüge dieses Buches gegenüber anderen mit ähnlichen Zielen folgende hervorzuheben:

Vor allem begleitet das Buch den französischen Unterricht während seiner ganzen Dauer, von den ersten Anfängen bis zum Abschluß desselben. Wichtig ist ferner, daß nicht die fertige Ausarbeitung allein gegeben wird, sondern daß wir, wenigstens in vielen Fällen, ganz oder bis zu einem gewissen Grade, das Entstehen des Aufsatzes verfolgen können, indem die einzelnen Bausteine zu demselben zusammengetragen werden. Namentlich durch Fragen weiß die Verfasserin die einzelnen Teile desselben aus den

jungen Intelligenzen herauszulocken. Durch diese Art der Vorbereitung wird auch verhütet, daß deutsche Aufsätze in französischer Übersetzung geschrieben werden. Ein weiterer Vorzug ist, daß auch das Material, aus dem sich die freien Arbeiten aufbauen sollen, gegeben wird. Auf den unteren Stufen, wo das Lesebuch die Stoffe bietet, bevorzugt die Verfasserin die Fabeln Lafontaines, auf den höheren erweist sich Molière als ergiebige Fundgrube für Aufsätze literarischen Inhalts. Daneben werden aber auch zum Vorwurf genommen Schilderungen einfacher Vorgänge aus Natur und Menschenleben, Skizzen von französischem Land und Volk, Erzählungen aus der französischen Sage und Geschichte u. a. Schließlich wird auch die didaktische Literatur gegeben, unter welcher ganz besonders hervorzuheben sind die „Benützten französischen Werke", für deren Namhaftmachung die deutschen Fachleute der Verfasserin zu besonderem Danke verpflichtet sind. Den Anhang bilden die mit Erlaubnis des französischen Unterrichtsministeriums veröffentlichten Originalaufsätze französischer Schüler.

Mit dieser Methodik für den französischen Aufsatz hat sich die Verfasserin ein bedeutendes Verdienst um die Lehrer und Lehrerinnen des Französischen an unseren Mittelschulen erworben. Das Buch wird ohne Zweifel ein mächtiger Förderer werden nach der Seite der Ausbildung und Vervollkommnung des französischen Aufsatzes an den genannten Anstalten. Es ist ein Leitfaden, mit welchem sich bekannt zu machen im Interesse aller Fachleute liegt.

Wr.-Neustadt. Dr. F. Wawra.

Charles Churchill, sein Leben und seine Werke, von Ferd. Putschi (Wien). Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller 1909 (Wiener Beiträge zur englischen Philologie, herausgegeben von J. Schipper usw. Bd. XXXI).

Vorliegende Arbeit gibt eine lebendige Vorstellung von der Gestalt des englischen Satirikers Charles Churchill (1731—1764), seinen Werken und deren literarischen Zusammenhängen. Tüchtige Vorarbeiten, so vor allem W. Tooke's reich kommentierte Ausgabe in der Aldine Edition, London 1844 (Revised Edition, mit einem Memoir von James Hannay, London 1892) haben den Verf. im großen und ganzen der schwierigen Aufgabe überhoben, das Verständnis für den naturgemäß in Zeitverhältnissen wurzelnden Satiriker zu erschließen und so besteht denn wohl das Hauptverdienst der vorliegenden Arbeit in einer übersichtlichen Zusammenfassung des in größeren und kleineren Einzelarbeiten, in biographischen Werken und Zeitschriften verstreuten Materials, in einer durchaus vollständigen Darstellung alles dessen, was der Philologie über Churchill zu wissen nottut. Es kann im vorhinein festgestellt werden, daß die flüssig und lebendig geschriebene Untersuchung

dadurch, daß sie den Wust des Schwerverständlichen und Nebensächlichen beiseite läßt und das Bezeichnende der Persönlichkeit Churchills hervorhebt, in knappem Rahmen dem Leser ein Ergebnis vermittelt, wie es bei aller Kenntnis der Literatur doch nur durch eingehendes Studium und gründliches Erfassen der entlegenen Stoffe entstehen konnte.

Der Verf. beginnt mit der Biographie des unglücklichen, früh verstorbenen Dichters und zeigt ihn uns trotz aller Ausschreitungen eines leidenschaftlichen Temperaments doch in manchen Zügen als einen warmfühlenden Menschen, einen treuen Freund und charakterfesten Politiker. Die Anordnung, derzufolge der Verf. die Lebensbeschreibung von der Analyse der Werte trennt, hat es mit sich gebracht, daß er in diesem letzteren Teile manche biographische Einzelheit nachträgt. Ein wichtiger Umstand ist indessen im ersten Teile gar nicht, später (S. 65) nur unvollkommen erwähnt: das tiefe Reuegefühl, das der Dichter über seine Torheiten, die sein Leben und seine Kunst verkürzten, empfunden und dem er in dem 1763 erschienenen Gedicht „*The Conference*" ergreifenden Ausdruck verliehen hat. Putschi zitiert wohl einige Verse (ebenda), unterdrückt aber die sich anschließende Steigerung, die in den Worten gipfelt:

..... *Conscience* .....

— — — — — — — — — — — — — —

... *to the mind holds up reflection's glass —*
the mind which starting heaves the heart-felt gran,
And hates that form she knows to be her own (227—236).

Solche poetische Bekenntnisse, die uns einen tiefen Blick in das Seelenleben des Dichters tun lassen, bedürfen nicht nur der Hervorhebung überhaupt, sondern besonderer Würdigung in der Biographie.

Der zweite Teil der Arbeit enthält die klar und lichtvoll ausgeführten Analysen der dichterischen Werke Churchills; jeder folgt eine Besprechung, die die persönlichen, literarischen und politischen Verhältnisse zum Gegenstande hat und die ästhetische Einschätzung des Gedichtes enthält. Auch hier mutet uns nebst der entsprechenden Würdigung kritischer Urteile der Zeitgenossen wie der Nachwelt vor allem das selbständige, scharfe Urteil des Verf.s über alle einschlägigen Vorstellungen an (vgl. S. 46 ff. über Hogarth); ebenso die Darlegung der dichterischen Mittel, deren sich Churchill zu seiner Satire bedient, so vor allem der Verwendung der Allegorie (z. B. in der Analyse des *Ghost*, S. 52 ff.). Die Lektüre des zweiten Teiles führt rasch und übersichtlich in die Vorstellungswelt Churchills ein und erschließt das Verständnis für seine Dichtungen auf Grund ihrer charakteristischen Merkmale. Die Werke des Dichters, darunter als hervorragendste *The Rosciad*, eine Satire auf die Schauspieler seiner Zeit, *The Conference*, eine

ergreifende Selbstanklage, *The Author,* ein Ausfall auf den Gelehrtendünkel, sind in ihren Hauptzügen trefflich dargestellt und durch Anführung bezeichnender Stellen dem Leser nahegebracht.

Im dritten Abschnitt (Charakteristik Churchills als Dichter und seine Bedeutung für die englische Literatur) sammelt der Verf. die Ergebnisse seiner Untersuchung: der künstlerische Werdegang des Dichters von der kunstkritischen über die literarische, politische und persönliche Satire zur Mischung aller Gattungen wird rückblickend dargelegt, die literarhistorische Stellung Churchills durch zahlreiche Belege fixiert; hervorgehoben seien die hübschen Parallelen in Bezug auf Leben und Werke mit Skelton (S. 91) und Lord Byron (S. 97 f.). Die Bedeutung Churchills für die englische Literatur faßt der Verf. als hauptsächlich darauf beruhend zusammen, „daß er der erste Dichter Englands gewesen sei, der den Mut gehabt habe, durch Wort und Beispiel gegen die Nachahmung der Alten zu wirken und die Natur als einzige Richtschnur für den Dichter aufzustellen" (S. 94 f.).

Trotzdem die Arbeit eine sehr sorgfältige genannt werden muß, finden sich kleine Mängel, so im Ausdruck: zurückstatten (S. 16); in der Behandlung der indirekten Rede (S. 20). In der Charakteristik: „*The Times*" z. B. scheint Ref. nicht so sehr eine Satire auf das Laster der Homosexualität zu sein, als vielmehr eine Geißelung der verkommenen Sitten jener Zeit, denen gegenüber die Gesetze sich als machtlos erwiesen. Wie oft ist da die Dichtung mit Erfolg als „oberstes Supplement der Gesetze" aufgetreten! Damit entfiele der Vorwurf gegen Churchill, er habe Laster satirisiert (S. 84). Die Metrik Churchills ist nur gelegentlich gestreift, doch hätte eine eingehende Untersuchung über den Reim eine weitere Parallele zu Byron ergeben. Die Zitate sind nicht mit Verszeilen belegt. Bei der großen Anzahl von Namen wäre ein Index wünschenswert gewesen.

Die „Wiener Beiträge" haben durch Putschis Buch eine wertvolle Bereicherung erfahren. Der Literarhistoriker, der einmal Einzelerscheinungen zu höheren Gesichtspunkten zusammenfassen sollte, wird hier wie in vielen früheren Fällen bedeutende Vorarbeit geleistet finden.

Wien. Dr. Leopold Brandl.

Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller.

William M. Thackeray, *Selections.* Für den Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Richard Ackermann, Konrektor des kgl. Realgymnasiums in Nürnberg. Mit 1 Titelbilde, 3 Abbildungen im Texte und einer Karte von Irland. 157 SS. Leipzig, G. Freytag; Wien, F. Tempsky 1910. Preis: geb. 1 Mk. 60 Pf. = 2 K.

Eliza F. Pollard, *For the Red Rose*. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Prof. Dr. K. Münster. 125 SS. Leipzig, G. Freytag; Wien, F. Tempsky 1910. Preis: 1 Mk. 20 Pf. = 1 K 50 h. Hiezu ein Wörterbuch (42 SS.). Preis: 50 Pf. = 60 h.

Aus sechs Werken Thackerays, des besten modernen Erzählers nach Dickens, wurden einige Proben ausgewählt, die wohl geeignet sind, den Schülern einen Begriff von dem großen Talent des Verf.s zu geben. 1. Aus dem „Irischen Skizzenbuch" liegen zwei Proben vor: *a) A Country-House in Kildare. — Sketches of an Irish Family and Farm; b) The Giant's Causeway* (der „Riesendamm"). — 2. Aus den „Englischen Humoristen" folgt eine gemütvolle Darstellung des Lebens und Charakters von Oliver Goldsmith im Rahmen seiner Zeit. — 3. Aus den „Vier Georgen": der Schluß des Kapitels über Georg IV. gibt im Gegensatz zu dieser eitlen und hohlen Persönlichkeit die Bilder einiger echten *gentlemen*, des Dichters Southey, des Admirals Collingwood, des Bischofs Heber und des selbstlosen Patrioten George Washington. — 4. Aus den „Skizzen und Streifzügen in London" werden vier Proben geboten. I. und II. *On Friendship:* die erste Skizze zeigt in humoristischer Weise, wie ein junger Mann durch Überlassung seines Zimmers an einen unwürdigen Freund sich den Haß seiner reichen Tante zuzieht, die ihn enterbt; die zweite warnt die mittleren Kreise vor dem Schmarotzertum bei den fashionablen Weltmännern der Aristokratie. — III. „*The Curate's Walk*" gibt ein Bild Londoner Elends, aber auch kindlicher Pflichttreue. — IV. „*Waiting at the Station*": ergreifende Betrachtung über eine aus 80 Frauen bestehende Gesellschaft, die nach Australien auswandert. — 5. Aus den „Berichten von Ringsum". I. *On a Lazy Idle Boy:* eine hübsche Reiseskizze aus der Schweiz nebst einer Betrachtung über den Wert der Lektüre bei jung und alt. II. „*Roundabout the Christmas Tree*": Schilderung des Lebens in England während der Christwoche mit den Freuden eines Ausfluges nach dem Kristallpalast und in den zoologischen Garten. III. „*Nil nisi bonum*": tiefgefühlte Nekrologe über Washington Irving und Thomas B. Macaulay. — 6. Aus den „Balladen". „*The King of Brentford's Testament*": Der König von Brentford hat zwei Söhne, Thomas, der verständig, sparsam, aber egoistisch, und Edward, der zwar besser begabt und gutherzig, aber unbesonnen und verschwenderisch ist. Der König vermacht vor seinem Tode das Reich dem jüngeren Sohne Edward, während er Thomas nur zu dessen Verwalter macht.

Der Herausgeber hat außer einer biographischen Einleitung zahlreiche gediegene Anmerkungen (S. 121—152) und ein dankenswertes Verzeichnis der Eigennamen mit phonetischer Umschrift (S. 153—157) ausgearbeitet.

Das Büchlein, dessen Druck und Ausstattung nichts zu wünschen übrig lassen, ist zur Lektüre in den obersten Klassen unserer höheren Lehranstalten bestens geeignet.

Die Erzählung „*For the Red Rose*" schildert in anschaulicher und fesselnder Weise die Schicksale eines Mädchens aus adeligem Geschlechte während des Rosenkrieges. Als dreijähriges Kind verliert es seine Eltern und gerät in die Hände einer Zigeunerbande, welche es zu einer der Ihrigen machen. Diese Zigeuner finden Gelegenheit, in jener unruhigen Zeit der Königin Margarete einen Dienst zu erweisen, und so kommt das junge Mädchen in die Umgebung der Königin. Wir begleiten es nach Hexham, Barnet und Tewkesbury, den Orten, bei denen für die Lancasterdynastie unglückliche Schlachten geliefert wurden, und an den Hof Ludwigs XI. von Frankreich, wo die unglückliche Königin einen Zufluchtsort findet. Unter den geschichtlichen Persönlichkeiten ragt neben dem schwachsinnigen König Heinrich VI., seiner willensstarken Gemahlin, ihrem jungen Sohne, dem tapferen Prinzen Eduard, und dem tatkräftigen König Eduard IV. der mächtige Graf von Warwick, der „Königmacher", hervor, der, nachdem er Heinrich VI. durch Eduard von York verdrängt hat, sich wieder von diesem ab- und dem Hause Lancaster zuwendet und für dieses tapfer kämpfend fällt. Die fesselnde, leicht geschriebene Erzählung bildet eine treffliche Einführung in die Zeit des 30jährigen Ringens der roten und weißen Rose um die Herrschaft, einen Stoff, den auch Shakespeare in seinem „Heinrich VI." und Bulwer in dem Roman „The Last of the Barons" behandeln.

Die meist sachlichen „Anmerkungen" (S. 109—122) helfen dem Schüler über alle etwaigen Schwierigkeiten des Textes hinweg. Zu der Anmerkung auf S. 116 „*Sirs* als Anrede jetzt veraltet" ist hinzuzufügen, daß *Dear Sirs* in Geschäftsbriefen gang und gäbe ist. — Eine nützliche Zugabe ist das „Verzeichnis der Eigennamen und Anmerkungen zu denselben" (S. 124—125).

Das dazu gehörige „Wörterverzeichnis" ist, nach den Stichproben des Ref. zu urteilen, ziemlich verläßlich. Es fehlen einige Konjunktionen, wie *as to* (S. 104, Z. 14 she was utterly indifferent *as to* where she went) oder *now that* (S. 83, Z. 7) *Now that* Edward of York has done what I always foresaw he would do), sowie einzelne wichtige Redensarten, wie *to pay homage* (S. 61, Z. 25 thay *paid homage* to her at Westminster), *to make prisoner* (S. 104, Z. 8 making her prisoner) *to shake oneself loose of* (S. 83, Z. 10 ... shaken himself loose of Warwick's influence). Hie und da reicht die angegebene Bedeutung eines Wortes oder einer Phrase nicht aus, um die betreffende Stelle zu übersetzen; so heißt *to be of age* nicht nur „mündig sein", sondern auch „alt genug sein" (S. 59, Z. 33/34 until she *is of age* to judge for herself); *to rejoice* heißt nicht nur „sich freuen", sondern auch „erfreuen" (S. 80, Z. 26 this is something which will *rejoice* your heart).

Das Bändchen, das in Bezug auf Druck und Ausstattung dasselbe Lob verdient wie das zuerst besprochene, kann als Schullektüre schon im zweiten Jahre des englischen Unterrichtes aufs wärmste empfohlen werden.

Wien. Dr. Joh. Ellinger.

Ferdinand **Noack**, Ovalhaus und Palast in Kreta. Ein Beitrag zur Frühgeschichte des Hauses. 70 SS. mit 1 Tafel und 7 Abbildungen im Text. Leipzig-Berlin. 1908. Preis geb. Mk. 3·20, geh. Mk. 2·40.

Die vorliegende Schrift knüpft an die im Jahre 1903 erschienenen „Homerischen Paläste" desselben Verf.s an (vgl. Zts. f. d. öst. Gymn. 1904, S. 581—584).

Durch die seitherigen Grabungen ist die Beurteilung der Palastanlagen von Phaistos auf eine wesentlich neue Grundlage gestellt worden. Zunächst hat sich ergeben, daß hier — ähnlich übrigens auch in Knossos und Hagia Triada — über einem mit Schutt und Mörtel überdeckten Palast von einheimischen Architekten ein neuer Bau aufgeführt war, der sich aber von dem älteren anscheinend nur wenig unterschied. Das dieser jüngeren Schicht angehörige „Megaron", zu dem eine breite Freitreppe hinaufführt, hat sich als ein propyläenartiger Torbau mit rückwärts anstoßendem Lichthof herausgestellt, der (nach rechts in den großen Zentralhof hinunter,) nach links zunächst in ein Peristyl und durch dieses in einen der für die kretischen Paläste so bezeichnenden Pfeilersäle führt. Das ist anscheinend dieselbe Anordnung, die die Herrensitze von Tiryns und Mykenae aufweisen; dies gilt zunächst und insbesondere für die Toranlage, die in Phaestos aus einer von zwei Türen durchbrochenen Wand gebildet wird und im Westen mit einer einsäuligen Vorhalle, im Osten mit einer dreisäuligen Hinterhalle ausgestattet ist.

Noack unternimmt es nun in tief eindringender Untersuchung nachzuweisen, daß alle diese Übereinstimmungen nur zufällige Ähnlichkeiten sind. Der wesentlichste Unterschied besteht darin, daß die kretischen Tore nicht die selbständige Geltung der griechischen Propyläen haben, sondern einfache Durchbruchstellen in den Außenwänden anderer Räumlichkeiten sind. Die große Toranlage von Phaestos ist freilich mehr als ein dürftig verkleideter Mauerdurchbruch, und so vermutet Noack wohl mit Recht, daß sie als Schauplatz irgend welcher Aufzüge oder Aufführungen diente. Eine innere Beziehung zu den ähnlichen festländischen Bauten besteht nach Noack nur darin, daß die nach unten verjüngte Säule mit Kapitell aus Kreta nach Griechenland verpflanzt wurde; aber selbst in dieser Einzelheit ist ein einschneidender Unterschied zu erkennen:

das kretische Portal hat eine ein- oder dreisäulige Front, während Troia, Tiryns und Mykenae zwei Säulen aufweisen.

Aus den Propyläen gelangt man in Tiryns unmittelbar in den peristylen Binnenhof; in Phaistos[1]) tritt ein Lichthof dazwischen, aus dem man auf einer schmalen Treppe zunächst in einen breiteren Gang und erst aus diesem in den Binnenhof kommt, der sich aber von dem festländischen wesentlich unterscheidet. Das kretische Peristyl ist durch vier gleichartige Säulenhallen gebildet, die ein in gleicher Höhe durchgehendes Gebälk zu einer Einheit zusammenschließt. In Tiryns dagegen sehen wir eigentlich nur zu beiden Seiten eine schmale Halle; auf der Eingangseite ist eine solche in den Propyläenbau hineingeschoben, und auch die Halle des Hintergrundes gehört nicht zur Hofanlage, sondern als wesentlicher Bestandteil zum Megaron. Wenn dann Noack vermutet, daß die im Megaron der festländischen Burgen zwischen den Eingangssäulen und der eigentlichen Türwand eingeschobene Pfeilerwand der kretischen Baukunst entlehnt sei, so muß er in einem doch diesen Versuch, ein Stückchen Pfeilersaal zu bekommen, als einen recht bescheidenen und geradezu mißlungenen bezeichnen, da der eigentliche Zweck des Pfeilersaales, die Möglichkeit einer luftig weiten Öffnung des Saales, in sein Gegenteil verkehrt wird. Daß der kretische Pfeilersaal übrigens nichts mit dem griechischen Peristyl (Atrium) gemein hat, sondern als bedecktes und von Hallen umgebenes Einzelhaus zu denken ist, hat schon Dörpfeld nachgewiesen.

Mit Recht bekämpft Noack weiterhin die Meinung, daß das griechische Megaron aus dem kretischen Pfeilersaal durch Isolierung des Hauptraumes und die im nördlicheren Klima erforderliche Herdsetzung entstanden sei: das Megaron „ist in seinem ganzen Wesen fremd nicht nur dem kretischen System, es ist der Feind jeder vielzelligen Anlage überhaupt“.

Im kretischen Palast bildet ein großer, rechteckiger Hof, der rings von zahlreichen Zimmern, Gängen und Treppen umgeben ist, den Mittelpunkt. Das Prototyp dieses Bausystems erkennt Noack in dem Ovalhaus von Chamaizi-Siteia, das älter ist als die älteren Paläste. Auch hier bildet den Mittelpunkt ein rechteckiger Hof, um den die übrigen Räume angelegt sind und in den ein trichterförmig sich verengender Gang eingebaut ist. Es brauchte nur einmal das Oval, dessen Umfang mit Rücksicht auf die Spannweite des Gebälkes ein beschränkter war, gesprengt zu werden, und es ergab sich die Weiterbildung zu den großen Gebäudekomplexen Kretas von selbst. Durch den Stockwerkbau wurden dann — als verkleinerte Wiederholungen des Zentralhofes — auch die Lichthöfe notwendig.

---

[1]) Auf dem Plane Dörpfelds (Ath. Mitt. 1905, Taf. X) sind nur die damals als sicher jünger erkannten Fundamente, und zwar nur im westlichen Teil, rot angelegt.

Das Hauptergebnis der weit ausgreifenden Untersuchungen des Verf.s, auf die im einzelnen hier nicht eingegangen werden kann, liegt in der Erkenntnis, daß die kretische Architektur von der des Festlandes völlig unabhängig ist; aber auch der von Noack vermutete Einfluß Kretas auf Griechenland scheint vorläufig durchaus noch nicht unzweifelhaft gesichert zu sein.

Wien. R. Münsterberg.

Oskar Jäger, Deutsche Geschichte. Vom westfälischen Frieden bis zur Gegenwart. Mit 108 Abbildungen und 8 Karten. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung 1910.

Der vorliegende Band schildert in fünf Büchern 1. die Zeit vom westfälischen Frieden bis zum Tode Friedrichs des Großen, 2. das Zeitalter der Revolution, 3. die Zeiten des Deutschen Bundes bis zum Ausgang der Krisis von 1848, 4. die Aufrichtung des neuen Reiches und 5. das Zeitalter Kaiser Wilhelms I. und die letzten Zeiten des Deutschen Reiches. Man kennt die Gediegenheit, die alle Bücher des (mittlerweile verstorbenen) Verf.s auszeichnet. Mit dem vorliegenden gedachte er seine schriftstellerische Tätigkeit abzuschließen. Das Buch weist trotz des hohen Alters, in dem sich sein Verf. befand, all die Vorzüge der älteren historischen Tätigkeit Jägers auf: Solide Forschung und eindringliche, sachgemäße Darstellung. Dabei ist die Tendenz, von der das Buch getragen ist, überall eine rein wissenschaftliche und wird die Politik ebensowenig als der Krieg in einseitiger Weise bevorzugt, vielmehr erhalten auch die wirtschaftlichen und literarischen Zustände im Reiche eine entsprechende Würdigung. Als besonders gelungen müssen die Ausführungen über die Friedenstätigkeit Friedrichs II. hervorgehoben werden. Auch die österreichische Geschichte kommt nicht zu kurz. Die Politik Josefs II. wird (S. 173) zwar sehr knapp, im ganzen aber richtig dargestellt. Aus den späteren Partien darf man das Kapitel über die Zertrümmerung Preußens und seine Wiederaufrichtung hervorheben. Napoleon erfährt eine völlig sachgemäße Würdigung. Im Befreiungskampf scheint uns Österreichs Anteil etwas zu ungleich bemessen: es ist ja begreiflich, daß der Einsatz Preußens, das um seine Existenz kämpfte, ein größerer war. Auch die folgenden Jahrzehnte finden eine sorgsame Darstellung, die im Zeitalter Kaiser Wilhelms gipfelt. Nichts von Wichtigkeit ist da übersehen: es ist die Periode, die der Autor selbst erlebt, es sind die Hoffnungen und Befürchtungen, die er mit den deutschen Patrioten geteilt hat, denen hier ein trefflicher Ausdruck verliehen wird. Daß der Deutsch-Österreicher mit gemischten Gefühlen auf diese Entwicklung der Dinge sieht, wer wollte ihm das verargen? Doch ist anzuerkennen, daß das Buch auch dem österreichischen

Standpunkte gerecht wird. Die Politik Bismarcks wird richtig gezeichnet, wenn es S. 523 heißt: Es kam darauf an, Österreich jede Demütigung zu ersparen, wenn nur das Hauptziel erreicht würde: Die Neugestaltung Deutschlands mit der preußischen Spitze, wobei dem weitschauenden Geiste des preußischen Staatsmannes schon jetzt der Gedanke eines weiteren Bündnisses mit Österreich vorschwebte. Ebenso sachgemäß und ruhig wird auch die folgende Entwicklung des „neuen Reiches" gezeichnet und bis auf die jüngsten Zeiten herabgeführt. In trefflicher Weise wird das Werk Bismarcks und dessen Persönlichkeit gezeichnet. Daß der Verf. nicht blind ist gegenüber manchen Auswüchsen unserer Tage, davon zeugt der hübsche „Ausblick", mit dem er das Buch abschließt.

Daß es bei einer so knappen Schilderung der geschichtlichen Entwicklung eines großen Staates durch mehrere Jahrhunderte hindurch nicht an Verstößen fehlt, braucht kaum betont zu werden: sie treten aber neben den großen Vorzügen des Buches stark in den Hintergrund. Die Ausstattung des Buches ist eine treffliche und der bildliche Schmuck, der ihm mitgegeben ist, ein völlig sachgemäßer.

Graz. J. Loserth.

M. Mertens, Hilfsbuch für den Unterricht in der deutschen Geschichte. In drei Teilen. 1. Teil (bis 1517) 13. und 14. Auflage; 2. Teil (bis 1740) 11. und 12. Auflage; 3. Teil (bis zur Gegenwart) 9. und 10. Auflage. 140, 100, 146 SS. Freiburg i. B., Herder 1909. Preis geb. K 2·40, K 2·04 und K 2·64.

Beck-Viereck, Lehrbuch der allgemeinen Geschichte für höhere Unterrichtsanstalten. 15. Auflage mit einem Anhange: Bürgerkunde. 424 SS. Hannover und Leipzig, Hahn 1909.

Schenk-Koch, Lehrbuch der Geschichte. IX. Teil: Oberprima (1648 bis zur Gegenwart). 334 SS. Berlin und Leipzig, Teubner 1909.

Die drei vorliegenden Bücher mögen hier im Zusammenhange miteinander besprochen werden, da sie, für reichsdeutsche Verhältnisse berechnet und daher für uns praktisch belanglos, nur kurz behandelt werden können.

Das erste ist für die Mittelstufe der neunklassigen Anstalten bestimmt und offenbar — was die Zahl der Auflagen beweist, in Deutschland viel gebraucht; es ist auch durchwegs gut und verläßlich gearbeitet, im allgemeinen — auch kirchlich-religiös — von maßvollem ruhigen Urteil. Die älteren Partien der Geschichte, etwa der I. Band, weichen von unseren österreichischen Büchern nicht wesentlich ab und auch die Zeit von der Reformation bis 1648 zeigt noch ähnliche Behandlung, von da an dagegen wird fast ausschließlich preußische Geschichte geboten. Wie ich über diese Tatsache, die freilich in den Lehrplänen begründet ist, denke,

habe ich in dieser Zeitschrift schon einmal ausgesprochen; wie schwer das Prinzip festzuhalten ist, zeigt die Tatsache, daß der Verf. doch nicht umhin konnte, recht lange Abschnitte z. B. über die Kreuzzüge (S. 102—108) und über die französische Revolution (S. 264—272) einzuschieben, weil eben sonst ein Verständnis der deutschen Geschichte nicht möglich wäre.

An Einzelheiten sind mir folgende aufgefallen: S. 8 dürfte es nicht angezeigt sein, für die „civitas“ der Germanen eine spezielle Zahl (25 000) anzugeben. Ob 12 000 die richtige Zahl für das Varusheer ist, ist auch zweifelhaft. S. 207 f. Es ist unrichtig, daß sich nur der Große Kurfürst 1672 der Holländer annahm. Ohne die Mitwirkung Österreichs hätte er gar nichts unternehmen können. S. 245 wird die Rettung Maria Theresias durch die Ungarn in der krassesten Form behauptet. S. 291 ist die Chronologie des Tiroler Aufstandes von 1809 unrichtig. S. 294. Armeen von der Stärke der Napoleonischen, die nach Rußland zog, sind nach Attilas Zeit auch in den Kreuzzügen und wohl auch bei den Eroberungszügen der mongolischen Chane aufgetreten. S. 295. Alexander I. hielt Napoleon nicht absichtlich mit Friedensverhandlungen hin, sondern war eine Zeitlang selbst sehr ernstlich zum Frieden bereit. — Die Beschreibung des deutsch-französischen Krieges auf 20 Seiten (S. 339—360) ist etwas sehr reichlich und dürfte des Guten zuviel tun. — Sehr ausführlich und gelungen sind die kulturhistorischen Partien der neuesten Zeit, so S. 307—319 und 360—368.

Das zweite Buch (von Beck-Viereck) faßt auf 369 Seiten die gesamte Weltgeschichte zusammen und ist ebenfalls offenbar sehr beliebt, da es schon die 15. Auflage erlebt. Ich muß gestehen, daß mir dieser große Erfolg nicht ganz gerechtfertigt erscheint. Die orientalische Geschichte ist ganz unglücklich dargestellt. An der Spitze steht nach einem sonst längst aufgegebenen Brauch ein kurzer Abschnitt über China, der diesem Staat und Volk, das für die eine Hälfte der Menschheit — die Ostasiaten — dieselbe Bedeutung hat wie für uns Hellas und Rom, absolut nicht gerecht wird. Lieber gar nichts als eine so unzureichende Darstellung. Noch unbegreiflicher ist, daß die Meder und Perser vor den Babyloniern abgehandelt werden, was doch alle kulturellen und chronologischen Zusammenhänge zerreißt. Die babylonisch-assyrische Geschichte ist überaus ärmlich behandelt. Die Kürze bei der griechischen und römische Geschichte (28 bezw. 43 Seiten) ist ebenfalls beengend. Der einzige Trost ist hier, daß der Schüler in anderen Gegenständen durch Lektüre usw. so viel über das klassische Altertum hört, daß der Geschichtsunterricht gewissermaßen nur die Anordnung und Ergänzung des so angesammelten Materials als seine Aufgabe zu betrachten hat. Ist es anders, dann ist das, was der Schüler durch diesen Abriß erhält, viel zu wenig.

Das Mittelalter (476—1517) wird auf 100 Seiten abgemacht, der Neuzeit verbleiben etwa 180 Seiten, wovon etwa 90 auf das

XIX. Jahrhundert entfallen. Hier, wo der Darstellung breiterer Spielraum gegönnt ist, ist sie auch besser, leider stellen die Abschnitte über die Kulturzustände, die auch hier abgesondert behandelt werden, wie meistens, eine unendliche Aneinanderreihung von Namen, Titeln und Zahlen dar, so daß es Lehrern und Schülern nicht zu verargen ist, wenn sie solche Partien gerne beiseite lassen.

Ein Anhang „Bürgerkunde" bietet auf zirka 43 Seiten eine Einführung in die Verfassung und Verwaltung des Deutschen Reiches und der wichtigsten Bundesstaaten, etwa das, was bei uns nach den neuesten Reformen eben erst Aufnahme in die Lehrbücher findet.

Eine Freude ist es mir, das dritte Buch (von Schenk-Koch) anzuzeigen. Es ist ein vorzüglich angelegtes und trefflich durchgearbeitetes Werk, das sich unseren besten österreichischen Lehrbüchern würdig zur Seite stellt. Große Ruhe und Objektivität, Freiheit von übertriebenem Loyalitätsgefühl, Exaktheit der Angaben zeichnen es in vorteilhaftester Weise aus, dabei auch weise Beschränkung in Einzelheiten, die besonders in den kulturgeschichtlichen Partien der neuen und neuesten Zeit hervortritt und manchmal vielleicht zu weit geht, jedenfalls aber angenehm von den ungeheuerlichen Namen- und Zahlenkolonnen anderer Bücher absticht.

Einzelheiten: Für das österreichische Gefühl ist der Ausdruck „scheußliche Mittel" für das Vorgehen Leopolds I. in Ungarn zu stark (S. 60); er ist aber auch ungerecht, denn sie waren nicht schlimmer, als man sie sonst damals auch anwendete; ebenso das Urteil über Karls VI. Politik gegenüber Preußen (S. 90). — Daß der Abschnitt über die inneren Verhältnisse Frankreichs unter Ludwig XVI. (S. 75 ff.) erst nach seinen Kriegen (S. 51 ff.) kommt, halte ich für verfehlt, ebenso die Voranstellung der politischen Aufklärung (S. 138 ff.) vor der Behandlung der Aufklärungsliteratur (S. 146 ff.). In beiden Fällen ist Zeehe konsequenter vorgegangen, auch darin, daß er die westeuropäische Bewegung vor der deutschen behandelt. — S. 103 sollte unter den großen deutschen Architekten des XVIII. Jahrhunderts auch Fischer v. Erlach genannt werden. S. 141 ist die Zahl der in Österreich aufgehobenen Klöster unrichtig.

Aber im ganzen können diese und andere Einzelheiten, die etwa noch beizubringen wären, dem Werte des Ganzen keinen Abbruch tun.

Wien. M. Landwehr v. Pragenau.

Friedrich Ratzel, Anthropogeographie. I. Teil: Grundzüge der Anwendung der Erdkunde auf die Geschichte. Dritte, unveränderte Auflage. Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn 1909. Preis 15 Mk.

Die neue Folge der von Friedr. Ratzel begründeten Bibliothek geographischer Handbücher wird billigerweise mit der großen An-

thropogeographie des verewigten Meisters eröffnet. Geheimrat Penck, der nunmehr die Fortführung des Unternehmens in die Hand genommen hat, erfüllt damit, daß er Ratzel selbst an die Spitze stellt, einen schönen Akt der Pietät. Aber zugleich ist der gesamten Welt der Geographen mit dieser Neuauflage ein hochwillkommenes Geschenk zuteil geworden. In der Tat, was der viel zu früh geschiedene Meister der Anthropogeographie im Untertitel diesem Werke voransetzte, daß es Grundzüge der Anwendung der Geographie auf die Geschichte geben wolle, wird im Inhalte des Buches voll und ganz erfüllt. Aber auch nur ein Mann, der, wie Ratzel, in so meisterhafter Weise beide Wissenschaften: die Geschichte und die Erdkunde beherrschte, konnte es unternehmen, die Brücke von einer zur anderen zu schlagen. Gerade darin aber liegt auch der hohe Wert dieser Ausführungen, daß die beiden scheinbar so weit auseinanderliegenden Disziplinen in innige und doch nirgends erkünstelte Beziehung zu einander gesetzt werden. Und nun zum einzelnen: Da ist gleich die prächtige Einleitung, die ein überzeugendes Bild der Einheit alles Lebens auf der Erde in wenigen meisterhaften Strichen entwirft. Dann die Fülle der Anregungen, die jede kommende Seite bietet. Die glückliche Verwertung der einschlägigen Literatur, die eingestreuten feinen Bemerkungen, so z. B. S. 26 f. über gewisse so häufig in wissenschaftlichen Werken vorkommende stilistische Unklarheiten, die sachliche Unklarheiten verhüllen sollen; oder S. 48 über Eroberungszüge, die hier im Gegensatze zu aller nebelhaften Friedensschwärmerei als Notwendigkeiten erkannt werden. Wie deutlich wird uns die schwierige Frage nach den Ursitzen der Menschheit durch die Ausführungen auf S. 111 ff.! Dann eines, was so überraschend wirkt in einer sonst streng wissenschaftlichen Darstellung, was aber nicht genug mit Dank begrüßt werden kann, die ungemein kräftige Verwendung von Dichterworten, wie etwa des Zitates aus Goethes „Mahommets Gesang“, das mehr sagt als breitspurige, trockene Erörterung. Dabei die einfache, große Disposition, die das Studium so sehr erleichtert. Nicht ganz unterdrücken kann ich freilich die Bemerkung, daß das auf S. 141 gebrachte magyarische Zitat: „Tengerre Magyar!“ dem Sinne nach nicht ganz richtig gedeutet ist, woraus sich auch ein Mißverständnis seiner geschichtlichen Bedeutung ergibt. Nicht um einen Jahrhunderte lang erklingenden Ruf oder Drang des magyarischen Volkes handelt es sich hier, sondern um den Gedanken eines einzelnen, wenn ich nicht irre, war es Graf Stefan Széchény. Der Sinn ist auch nicht, wie Ratzel will: „breiten wir unser Reich aus bis zum Meere“, denn das war längst der Fall, sondern: „gehen wir auf das Meer“, nämlich „bauen wir Schiffe“ oder: „werden wir ein seefahrendes Volk“.

Wien. B. Imendörffer.

Deutsche Zeitschrift für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Friedrich Umlauft. Wien, XXXI. Jahrgang. 5. und 6. Heft. Februar und März 1909.

Die vorliegenden beiden Hefte der beliebten Zeitschrift geben einen neuen Beweis für das rühmliche Bestreben des Herausgebers und des Verlages, wirklich Gediegenes zu bieten und dabei der für eine Zeitschrift so unentbehrlichen Abwechslung ausreichend Rechnung zu tragen. Von den vielen schönen Aufsätzen größeren Umfanges sei besonders auf nachstehende aufmerksam gemacht: In Heft 5 lesen wir interessante Mitteilungen von Otto Crolla in Los Angeles über den Salton-See und das Mündungsgebiet des Coloradostromes; dann folgen „Erinnerungen aus der Bretagne" von Dr. R. Trebitsch in Wien, die im sechsten Hefte fortgesetzt werden. Besonderes Interesse dürfen die Ausführungen Dr. A. Serbins in Friedenau über die höchst verwickelten „Geld- und Währungsverhältnisse" in China beanspruchen. Das 6. Heft bringt einen höchst merkwürdigen Aufsatz: „Hatten die Alten Kunde von Amerika?" Der Verf., Prof. Schindele in Freiburg i. B., beantwortet die im Titel gestellte Frage mit einem vernehmlichen „Ja", was vielleicht nicht ganz unwidersprochen bleiben wird; jedenfalls ist die Sache anregend. Erfreulich ist in demselben Hefte die durch ihren frischen Ton fesselnde Darstellung eines Rittes durch das großenteils noch wenig erforschte Land der Drusen von Dr. Wilh. Endriss in Konstantinopel. Das außer diesen auf gut Glück herausgegriffenen Aufsätzen noch manches andere Wertvolle bietet, braucht wohl nicht erst hervorgehoben werden. Beide Hefte bringen auch wieder eine Fülle kleinerer Notizen und Angaben zu allen möglichen Zweigen der Geographie und Statistik, so daß sie als eine sehr willkommene Ergänzung zu den nur in großen Zeiträumen erscheinenden ausführlicheren statistischen Publikationen bezeichnet werden dürfen.

Wien. B. Imendörffer.

Dr. F. M. Mayer und Dr. K. Berger, Geographie der Österreichisch-ungarischen Monarchie für die IV. Klasse der Mittelschulen. Neunte, von Dr. R. Marek durchgesehene Auflage. Wien, F. Tempsky 1910. Preis 2 K 40 h.

Dieses Lehrbuch wurde in dieser Zeitschrift schon öfters besprochen (zuletzt im Jahrg. 1906, S. 44, und Jahrg. 1908, S. 190). Umfang, Ausstattung und Anlage sind auch in der neuesten Auflage so geblieben wie bisher; doch zeigen zahlreiche Änderungen im einzelnen, wie sehr den Verff. daran liegt, ihr Werk auf der Höhe der Zeit zu erhalten. Dies gilt schon von den an und für sich geringfügigen Änderungen in dem Bilderschatze, der im Ver-

gleich zum verhältnismäßig niedrigen Preise als sehr reich bezeichnet werden muß. Neu sind z. B. die Abbildungen 38 und 78; andere wurden durch anschaulichere ersetzt, wie z. B. Abb. 30 und 58. Von den übrigen Verbesserungen fallen besonders die geänderte Einteilung der Alpen und die etwas von der bisherigen abweichende Anordnung der östlichen Zentralalpen auf. Nur wurde auf S. 30 die Umgrenzung der Etschtaler Alpen etwas unklar gegeben; es sollte nämlich heißen „zwischen der Judikarienlinie der Etsch von Meran bis Trient, und dem Val Sugana“. Dieser Name wird von den Italienern (z. B. von F. Ambrosi, O. Brentari u. a.) als ein einziges Wort „Valsugana“ geschrieben. „Sill-“ und „Wipptal“ (S. 13) ist nicht dasselbe; denn das Silltal trägt auch die Bezeichnung „Unterwipptal“, wogegen die Furche südlich vom Brenner bis Brixen „Oberwipptal“ genannt wird. (Vgl. Chr. Schneller, Landeskunde von Tirol, S. 10, Nr. 11). Ob ferner die Bezeichnung „Dinarisches Gebirgsland“ für „Karst“ (S. 34), wie sie jetzt aus einem nicht sehr zwingenden Grunde in Mode zu kommen scheint, zu loben ist, dürfte sehr fraglich sein. Denn erstens ist der Monte Dinara nicht einmal der bedeutendste Gipfel des ganzen Systems, zweitens erstrecken sich die dinarischen Alpen überhaupt über ein verhältnismäßig beschränktes Gebiet und drittens kann man die Bezeichnung „Karst“ ohnedies nicht entbehren, wenn man von den einzelnen Teilen (z. B. „Krainischer Karst“) spricht. Daher dürfte es sich empfehlen, daß man bei der bisherigen Benennung bleibe. Die im Buche (S. 38, 39) gewählte Einteilung in krainisch-küstenländischen, in illyrischen Karst und in bosnisches Berg- und Hügelland wäre berechtigt, wenn es sich um eine eingehende Behandlung dieser Gebiete handeln würde; bei einer sehr allgemein gehaltenen Darstellung jedoch mag man füglich bei einer Zweiteilung beiben (1. u. 2 + 3).

Die statistischen Angaben wurden auch in dieser Auflage nach Möglichkeit berichtigt, was wohl nicht geringe Mühe verursachte; auch wurden sie, den neuesten ministeriellen Verordnungen gemäß, möglichst abgerundet. Doch sei zu S. 65—69 bemerkt, daß hier — wie übrigens auch in vielen anderen geographischen Lehrbüchern — ein augenfälliger Unterschied sich ergibt, wenn man die Gesamtsummen der Zahlen für absolute Bevölkerung mit jenen für Bevölkerung nach Nationalitäten und Religionen vergleicht. Mehr Übereinstimmung war in der 8. Auflage zu finden (47, 47, 46·9).

In der vorliegenden Ausgabe ist der Unterschied doch zu groß (50, 46·65, 46·9). Derselbe ist dadurch entstanden, daß nur bei den Angaben für absolute Bevölkerung die mutmaßliche Zunahme seit der letzten Volkszählung in Anschlag gebracht wurde. Wäre es vielleicht nicht ratsam gewesen, bei der Bevölkerung nach Nationalität und Religion statt der ewig wechselnden absoluten Zahlen die viel beständigeren Angaben nach Prozenten ein-

zufügen, wie es ja auch in den graphischen Darstellungen auf S. 129 geschehen ist? Dadurch würde ja auch sicher nicht die Übersichtlichkeit geschädigt werden. Zu Tafel *B* auf S. 129 ist zu bemerken, daß als Gesamtsumme 95·7% sich ergeben. Würde man hier, wo es sich ja nicht um besondere Genauigkeit handelt, die einzelnen Angaben auf ganze und halbe Prozente abrunden, so würde freilich die Endsumme noch immer nicht = 100, sondern = 96·5% sein, aber — und das ist doch die Hauptsache — die Tabelle würde wenigstens an Übersichtlichkeit gewinnen.

Die Verff. haben den im Jahrg. 1906 dieser Zeitschrift S. 44 erhobenen Einwurf wegen der vollständigen Trennung des Topo- und oro-hydrographischen Teiles nicht beachtet und wohl nicht mit Unrecht; denn die dort geforderte Anordnung hat doch auch Schattenseiten. Man denke nur an jene Kronländer, in welchen verschiedene Gebirgs- und Flußsysteme zusammenstoßen. Ebenso wird man schwerlich der Bemerkung allgemein beistimmen, welche a. O. sich auf die Wirtschafts- und Kultusgeographie bezieht. Die Anlage des Buches ist übrigens so glücklich getroffen, daß sie in beiden Fällen dem Lehrer eine ihm gut scheinende Änderung der Anordnung ganz leicht gestattet, ohne daß er dabei befürchten müßte, den Lernenden in Verwirrung zu setzen. Daß auch die jüngst erfolgten Ereignisse, wie die Eröffnung der Tauernbahn, Verfassungsänderungen (Bosnien) usw. gebührend berücksichtigt wurden, erscheint bei einem solchen Werke wie das vorliegende nur selbstverständlich; besonders aber muß man anerkennen, daß durch Kürzung, durch Änderungen in der Anwendung des gesperrten Druckes, durch Verbesserung einzelner Angaben usw. (fast auf jeder Seite!) der ohnehin schon so hübsch angeordnete und so sorgsam verarbeitete Stoff an Klarheit und Übersichtlichkeit noch gewonnen hat, so daß man mit gutem Gewissen dem Werke eine weite Verbreitung wünschen darf.

Rovereto. F. Schneller.

Stoff und Methode im mathematischen Unterrichte der norddeutschen höheren Schulen auf Grund der vorhandenen Lehrbücher. Von Dr. Walther Lietzmann, Oberlehrer an der Realschule in Barmen. Mit einem Einführungsworte von F. Klein. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1909.

Die vorliegende Abhandlung ist die erste veröffentlichte von jenen, die über den mathematischen Untrricht in Deutschland handeln und durch die internationale mathematische Unterrichtskommission veranlaßt sind. Diese hat auf dem IV. internationalen Mathematiker-Kongreß in Rom (Ostern 1908) den Auftrag erhalten, einen vergleichenden Bericht über den Stand des mathematischen Unterrichtes in allen Kulturländern auszuarbeiten. Der

Vorsitzende dieser Kommission ist der geheime Regierungsrat F. Klein, Professor an der Universität Göttingen.

In der vorliegenden Abhandlung wird der Lehrstoff und die Lehrmethode des mathematischen Unterrichtes an den höheren Knabenschulen Deutschlands, soweit die Lehrbücher davon ein Bild geben, betrachtet. Es werden hiebei vorzugsweise die norddeutschen Schulverhältnisse ins Auge gefaßt. Die Arbeit ist eine große gewesen und es mußte der Verf. bei der Fülle des zu behandelnden Stoffes sich „auf eine Herausarbeitung der allgemeinsten Fragen und auf deren Belebung durch eine Anzahl von Einzelzügen“ beschränken.

Der erste Teil handelt von den verschiedenen Arten der mathematischen Schulbücher, gibt eine interessante Lehrbuchstatistik und einige allgemeine Bemerkungen über die Lehrbücher (Verfasser, Sprache, Geschichte der Mathematik).

Im zweiten Teile wird nach einer sehr lesenswerten Einleitung über die Propädeutik des geometrischen Unterrichtes und über die Grundlagen der Geometrie im Unterrichte das System der Geometrie besprochen, ferner der Anwendung der deduktiven und induktiven Methode im geometrischen Unterrichte gedacht, die geometrische Aufgabe und die konstruktive Geometrie im geometrischen Unterrichte in Erwägung gezogen und den Versuchen, die Geometrie der Lage im Mittelschulunterrichte zu behandeln, besondere Aufmerksamkeit zugewendet.

Weitere Abschnitte handeln vom Lehrstoffe und der Lehrmethode in der Trigonometrie der Ebene und des Raumes, von der Behandlung der trigonometrischen Aufgabe im allgemeinen, der Probleme der praktischen Geometrie im besonderen. Den Lehrstoff der Stereometrie gliedert der Verf. in zwei Gebiete, von denen das eine von den ungeschlossenen, das andere von den geschlossenen stereometrischen Gebilden handelt.

Im folgenden finden wir didaktisch belangreiche Erörterungen über die darstellende Geometrie und deren Methodik an den Mittelschulen. Von Interesse ist die Bemerkung des Verf.s, daß die Frage des Linearzeichnens, wenigstens in Preußen, noch so sehr im Fluß ist, daß von einer Klärung der Ansichten noch keine Rede sein kann, daß ferner in neuerer Zeit dem mathematischen Linearzeichnen ein künstlerisches zur Seite gestellt wurde, in dem unter Verzicht auf die mathematische Entwicklung Architekturzeichnen, Maschinenzeichnen, Terrainaufnahmen, Konstruktionen aus der graphischen Statik Lehrgegenstand sind.

Im dritten Teile wird dann Arithmetik, Algebra, Analysis in den Rahmen der Betrachtungen gezogen. Es wird auf die Methodik des arithmetischen Unterrichtes, auf das numerische Rechnen eingegangen, der algebraischen Aufgabe unter Berücksichtigung älterer und moderner Aufgabensammlungen aus der Algebra gedacht, dann

in sehr ansprechender Weise die Bedeutung des Funktionsbegriffes und der graphischen Darstellung im Unterrichte erläutert.

Als jene Lehrbücher, nach denen man sich bisher am besten über den bei der Darstellung des Funktionsbegriffes im Sinne der Reformbewegung eingeschlagenen Weg orientieren kann, werden die von Schwab-Lesser und Behrendsen-Götting genannt.

Kurz verbreitet sich der Verf. über die Methodik des Unterrichtes in der analytischen Geometrie. Aktuellen Wert haben die folgenden Erörterungen über Infinitesimalrechnung im allgemeinen, Differentialrechnung, Anwendung derselben, Integralrechnung im besonderen. Die Bewegung für die Infinitesimalrechnung begann im Jahre 1902 mit zwei Aufsätzen von Klein und Götting einzusetzen und auf Grund der Meraner Vorschläge erschien eine relativ große Zahl von Lehrbüchern über diesen Gegenstand. Unter den Anwendungsgebieten der Differentialrechnung, die an den Schulen gepflegt werden und in den Lehrbüchern vertreten sind, findet man die Kurvendiskussionen, die Lehre von den Maxima und Minima, die Behandlung der Newtonschen Methode zur angenäherten numerischen Betrachtung von Wurzeln, weiters Reihenentwicklungen. Bezüglich der Integralrechnung konstatiert der Verf., daß die Zahl der Stimmen, die diese Rechnung einzuführen wünschen, geringer als bei der Differentialrechnung ist.

Im Schlußabschnitte (Mathematik in der Reifeprüfung) zeigt der Verf., daß man aus jenen Büchern, in denen Maturitätsaufgaben gesammelt sind, keine Auskunft über neuere Bestrebungen im mathematischen Unterrichte erhalten kann.

Zum Schlusse des sehr lesenswerten Buches finden wir ein Literaturverzeichnis, das allerdings keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt, sondern fast nur jene Bücher enthält, die in dem Buche erwähnt wurden. Es ist zu wünschen, daß das Thema, das der Verf. in seinem Buche in sehr geschickter und anregender Weise vorzugsweise für die höheren Mittelschulen Norddeutschlands behandelt hat, auch in den anderen Staaten in ebenso nachdrücklicher Weise erörtert werde.

Die Elemente der Mathematik. Von Émile Borel, Professor an der Sorbonne zu Paris. Vom Verfasser genehmigte deutsche Ausgabe besorgt von Paul Stäckel, Professor zu Karlsruhe i. B. — 2. Band: Geometrie. Mit 403 Textfiguren. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1909. Preis geb. Mk. 6·40.

Ausgehend von der Einsicht, daß Geometrie gleichbedeutend ist mit Gruppe der Bewegungen, welche Anschauung mit dem Streben der heutigen Naturwissenschaft, an die Stelle statischer Untersuchungen der Erscheinungen dynamische zu setzen, in Übereinstimmung sich befindet, hat der Verf. das vorliegende Buch bearbeitet. Der Verf. wollte in demselben kein vollständiges Gebäude der Geometrie aufstellen, sondern nur einen Versuch zeigen und

eine Anregung geben, wie der neue Gedanke statt des Euklidischen fruchtbringend verwertet werden kann. Wohl gemerkt, es lag nicht in der Absicht des Verf.s, mit der Euklidischen Geometrie vollends zu brechen; nach seiner Ansicht soll der Student erst dann, wenn er reifer geworden ist, das Euklidische System der Geometrie kennen lernen. In dem vorliegenden Lehrbuche der Geometrie sind Überlegungen bevorzugt worden, bei denen Bewegungen und Spiegelungen (Symmetrie) verwendet werden. Der Verf. bezeichnet als reine Geometrie jene, in der der Begriff der Zahl in den Hintergrund tritt. Die beiden ersten Teile des Buches gehören der reinen Geometrie an, während dem dritten Teile die algebraische Geometrie einverleibt ist. Es entspricht dieser Vorgang des Verf.s dem Grundsatze, einer quantitativen Untersuchung die qualitative vorangehen zu lassen. Gegner dieser Anschauung können immerhin auch das vorliegende Buch gebrauchen, wenn sie nach dem ersten Teile des Buches sofort zum dritten übergehen, soweit dieser die ebene Geometrie betrifft. Die in dem Buche zur Durchführung gelangte Methode stimmt im allgemeinen mit den Vorschlägen überein, die von der Unterrichtskommission der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte aufgestellt worden sind.

In der Einleitung lehrt der Verf. den Gebrauch des Lineals und des Winkelmaßes, jenen des Zirkels, gibt die Grundeigenschaften der einfachen Vielecke, ferner die allgemeinen Grundsätze der Flächen- und Volumsberechnung und stellt den Begriff der Ähnlichkeit auf. — Der erste Teil des Buches handelt vom Kreise und der Geraden; es werden ungefähr jene Theoreme entwickelt, die sich in den beiden ersten Büchern Euklids befinden. Die induktive Behandlung der Geometrie tritt hier in den Vordergrund; die Grundbegriffe der Kongruenz und der Symmetrie werden rasch aufgestellt und finden ihre weitgehendste Anwendung. Erst später werden die Dreiecks-Kongruenzsätze auf Grund der betreffenden Konstruktionsprobleme der Dreiecke aufgestellt. Neu für ein Lehrbuch der Geometrie ist der Abschnitt, in dem die Netze von regelmäßigen Vielecken behandelt werden. Die grundlegenden Eigenschaften der Dreiecke werden in sehr eleganter Weise erörtert; dies gilt besonders von dem Mittelliniensatze beim Dreiecke, von den Beziehungen zwischen den Höhen, den Winkelhalbierenden und dem Umkreise eines Dreieckes, ferner von den Beziehungen zwischen einem beliebigen Vierecke und dem Parallelogramme, durch die es ermöglicht wird, Aufgaben, die sich auf das Viereck beziehen, in Aufgaben umzuwandeln, bei denen ein Parallelogramm vorkommt, wodurch sie im allgemeinen leichter werden.

Der zweite Teil des Buches handelt von der Ebene und den runden Körpern. Auch hier ist der induktive Vorgang in den Vordergrund getreten. Wichtig erscheint es dem Ref., daß in diesen Erörterungen auch des Begriffes der Hemiedrie in sehr klarer Weise gedacht wurde.

Im dritten Teile finden wir die rechnende Geometrie berücksichtigt. Die Lehre von der Proportionalität der Strecken führt den Verf. zur Aufstellung der goniometrischen Funktionen spitzer Winkel, welche Sätze dann auf beliebig große Winkel erweitert werden. Sehr instruktiv wird die Lehre von der Perspektive in der Ebene und im Raume behandelt. Den subtilen, oft zu gekünstelten Untersuchungen über inkommensurable Größen geht der Verf. durch geschickte und natürliche Erörterungen aus dem Wege. Sehr elegant sind die Beziehungen zwischen dem einbeschriebenen regelmäßigen Zehnecke und dem überschlagenen regelmäßigen Zehnecke abgeleitet worden. Die Ableitung der Formel für die Mantelfläche eines Kegelstumpfes erscheint zu umständlich und hätte durch eine einfachere ersetzt werden sollen.

Die Aufgaben, die jedem der einzelnen Teile des Buches beigegeben sind, können als sehr lehrreich bezeichnet werden.

In den Anhängen findet man in synthetischer Behandlung die wesentlichsten Sätze aus der Lehre von der Ellipse, der Parabel. Ferner wird in kurzer Weise der Grundeigenschaften der Zisseide und der Koncboide des Nikomeders gedacht. Im weiteren ist die Beziehung zwischen dem Zylinder und dem Schatten eines Körpers erörtert worden. Von der Feldmessung sind nur die Grundsätze angegeben worden. Kurz wurde auch die angenäherte Berechnung ebener Flächen angegeben.

Das Buch sei Lehrern der Mathematik aufs angelegentlichste empfohlen.

Einführung in die Hauptgesetze der zeichnerischen Darstellungsmethoden. Von Arthur Schönflies, o. ö. Professor der Mathematik an der Universität Königsberg i. Pr. Mit 98 Textfiguren. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1908. Preis geb. Mk. 2·80.

Der Verf. hat aus dem Gebiete der wissenschaftlichen darstellenden Geometrie eine knappe Auswahl getroffen, um dem Studierenden des Buches die Kunst guter zeichnerischer Darstellung zu vermitteln. Es wurden ganz elementare Methoden zur Anwendung gebracht. Mit vollem Rechte behauptet der Verf., daß es im Interesse der Ökonomie des Denkens liegt, kompliziertere räumliche Gebilde durch richtig konstruierte und wirksam gezeichnete Figuren zu unterstützen; nur dann wird eine tiefgreifende Wirkung auf die räumliche Gestaltungskraft erzielt werden. Die dem Buche beigegebenen Figuren sollen durch ihre Anlage und Ausführung dem Leser dartun, wie er mit wenigen geeigneten und geeignet ausgeführten Strichen freihändig ein gutes Bild eines räumlichen Gebildes entwerfen kann. Dadurch wird die sichere Beherrschung der zeichnerischen Gesetze erreicht.

Nachdem der Verf. die Grundgesetze, und zwar das physiologische und das geometrische, sowie das zeichnerische in ein-

gehender Weise besprochen hatte, wendet er sich zur Erörterung der allgemeinen Gesetze für die zeichnerische Darstellung ebener Gebilde, gibt die praktischen Regeln der zeichnerischen Darstellung an, erläutert die Grundgesetze der perspektivischen Beziehung, die parallelperspektive Lage und entwickelt im Anschlusse an die Lehre von der perspektiven Beziehung die Theorie der unendlich fernen Elemente. Es werden im folgenden die vorgetragenen Lehren auf einige zeichnerische Aufgaben angewendet. Nun geht der Verf. zur Darstellung der allgemeinen Gesetze über, denen die ebene Darstellung räumlicher Figuren unterliegt. In sehr präziser Weise wird die zeichnerische Darstellung der räumlichen Figuren, die Herstellung der Bilder aus Grundriß und Aufriß besprochen. Im speziellen wird auf Punkt, Gerade und Ebene im Grundriß und Aufriß eingegangen und auf die metrischen Verhältnisse im Grundriß und Aufriß aufmerksam gemacht. Entsprechend der Einführung neuer Koordinatenebenen in der analytischen Geometrie werden im folgenden neue Projektionsebenen eingeführt. Ausführlich wird das Grundprinzip der Axonometrie besprochen, von dem der Verf. sagt, daß es im Mittelpunkte aller zeichnerischen Methoden steht. Der Verf. zeigt auch, wie die axonometrischen Bilder aus den Koordinatenwerten oder aus Grundriß und Aufriß hergestellt werden können. Weiters bespricht der Verf. den „scheinbaren Umriß".

Als wichtige Abbildungsmethoden, die vielfach im Gebrauche stehen, wird die stereographische Projektion, dann die Relief- und Theaterperspektive erläutert.

Der Verf. hat durch seine „Einführung in die Hauptgesetze der zeichnerischen Darstellungsmethoden" diese dem Studierenden des Buches in einer sehr klaren und anschaulichen Weise nahegerückt.

Wien. Dr. I. G. Wallentin.

Dr. Franz Hočevar, Lehr- und Übungsbuch der Geometrie für Gymnasien, Realgymnasien und Realschulen. Unterstufe (I., II. und III. Klasse). 9., umgearbeitete Auflage. Wien 1910, Fr. Tempsky. Preis geb. 1 K 80 h.

Die neue Auflage des verbreiteten Geometriebuches für Untergymnasien von H. ist nun für die Unterstufe (I.—III. Klasse) aller Mittelschulen bestimmt. Die wesentlichste Änderung besteht darin, daß jetzt nach den gemeinsamen Forderungen aller neuen Lehrpläne („Vorübungen im Anschauen einfacher Körperformen") von der Betrachtung der Körper — den konkreten — ausgegangen wird, während bisher am Gymnasium, nach einer allgemeinen Einteilung, mit der Geraden — dem Abstrakten — begonnen wurde. In den drei ersten Klassen des Gymnasiums war bisher von Körpern überhaupt nicht die Rede; erst die 4. Klasse behandelte die Stereo-

metrie als ganz abgesonderten Abschnitt der Raumlehre. Nach den neuen Lehrplänen hat die Unterstufe eine „Vorschule der Raumlehre in durchgängiger Verbindung planimetrischer und stereometrischer Vorstellungen und Betätigungen zu bilden“. Der Verfasser hat diese Umarbeitung im engen Anschlusse an die Lehrpläne mit der ihm eigenen Sachkenntnis und seinem längst erprobten didaktischen Geschick vollzogen und dem Lehrbuche eine ganz neue Physiognomie gegeben. An Stelle des bisherigen, streng systematischen Aufbaues mußte eine gewisse „geniale Unordnung“ treten, die nur dem didaktisch geschulten Fachmann den roten Faden erkennen läßt, der das ganze Gewebe durchzieht. Der Lehrer der Naturgeschichte hat schon lange leichten Herzens den systematischen Gang im Unterricht auf der Unterstufe aufgegeben; in der Mathematik, dem „vollkommensten Muster der deduktiven Methode“, fällt dies viel schwerer. Es zeigen daher auch die bisher erschienenen Lehrbücher für die Geometrie der Unterstufe nicht unbedeutende Abweichungen voneinander, nach Inhalt, Form und Anordnung, und es wird längere Zeit vergehen, bis sich ein allgemein befriedigender Lehrgang abgeklärt haben wird, der „Anpassung an die geistige Entwicklung der Schüler“, „durchgängige Verbindung innerlich zusammengehöriger Lehren der Arithmetik und Geometrie“ und „Anpassung an die einschlägigen Unterrichtsfächer und an die Anwendungsgebiete des wirklichen Lebens“ mit Vollständigkeit und Übersichtlichkeit vereint. H. hat diesen Forderungen in mehrfacher Weise Rechnung getragen. Daß auch in seinem Buche jeder Leser noch einige Wünsche unerfüllt finden würde, war, abgesehen von der Verschiedenheit der Lehrerindividualitäten überhaupt, bei der gänzlichen Umgestaltung des Buches in verhältnismäßig kurzer Zeit wohl vorauszusehen. Vielleicht sind ein paar solcher, die sich dem Ref. bei der Prüfung des ihm sehr sympathischen Buches aufdrängten, von der Art, daß auch der Verf. in ihrer gelegentlichen Berücksichtigung eine Verbesserung seines Buches erblickt.

Ref. glaubt vor allem, daß noch einige Spuren des alten systematischen Lehrganges zu verwischen wären, die weder mit den Forderungen der Lehrpläne vereinbar sind, noch didaktisch dürften gerechtfertigt werden können.

So hält er z. B. die allgemeine Betrachtung über die geometrischen Gebilde in § 7 für verfrüht und die Erzeugung derselben durch „Bewegung“ der geistigen Entwicklung der Schüler der ersten Klasse nicht angepaßt. Ebenso wäre es zu vermeiden, schon auf der ersten Seite von „Modellen“ und „Figuren“ zu sprechen; dagegen wäre die kleine Inkonsequenz zu ertragen, wenn schon in § 1 und 2, noch bevor von den Geraden überhaupt und der Vergleichung der Strecken die Rede ist, der Schüler auf die Gleichheit der Flächen und Kanten des Würfels und der Seiten des Quadrates aufmerksam gemacht würde. Der „Winkel“ sollte

am Quadrate zuerst angeschaut werden; ebenso wären die Begriffe von „parallelen" Geraden und Ebenen und ihrer „Abstände" am Würfel zu gewinnen. Die speziellen Dreiecke (rechtwinkelig, rechtwinkeliggleichschenkelig, gleichschenkelig) könnten durch Zerlegen des Quadrates und Rechteckes erhalten werden, während das gleichseitige Dreieck zuerst im Kreise entgegentritt. Die Behandlung des allgemeinen Dreieckes dürfte überhaupt nicht im Rahmen des Lehrstoffes der 1. Klasse liegen.

Der Begriff der Symmetrie setzt den der Deckung voraus; daher wäre es zweckmäßig, den § 39 vor § 34 einzuschalten. Die ebene Symmetrie liegt dem Schüler näher als die körperliche. Er kennt schon symmetrische und asymmetrische Blätter aus der Naturgeschichte und dem Zeichenunterrichte und erblickt an der Wand symmetrische und asymmetrische Anordnungen von Bildern. Die ihm nächstliegende und einfachste symmetrische Figur ist wohl das gleichschenkelige Dreieck. Für die körperliche Symmetrie lasse man ihn die Hände falten und weise auf den Körper der Wirbeltiere hin; hiefür das Spiegelungsgesetz heranzuziehen ist doch verfrüht.

Der Lehrplan verlangt auf der Unterstufe ausdrücklich nur die Behandlung der geraden Säulen, Zylinder, Pyramiden und Kegel.

Die Ähnlichkeit ebener Figuren nach der Flächen-Vergleichung und Messung zu nehmen, dürfte etwas verspätet sein; sie sollte vielmehr bei letzteren Aufgaben schon zur Verfügung stehen und speziell bei der Berechnung der Kreisperipherie voraussehen lassen, daß diese mit dem Halbmesser im gleichen Grade wächst. Die nachträgliche Ableitung von Lehrsätzen über Änderung der Umfänge und Inhalte ähnlicher Gebilde mit den Dimensionen aus den Formeln liegt kaum im Sinne der Weisung der Lehrpläne: „Weitere Anregungen zu funktionalem Denken: Wachsen der Längen-, Flächen- und Raumausdehnungen der (in unmittelbarer Anschauung und beim Zeichnen in verjüngtem Maßstab) als ähnlich erkannten Figuren und Körper.....".

In Abschnitt XIV wird zuerst das Volumen des Prismas und Zylinders (auch des schiefen!) berechnet und dann erst die Oberfläche des geraden Zylinders; warum nicht umgekehrt und nicht auch die Oberfläche des geraden Prismas, von der überhaupt nirgends die Rede ist und kein einziges Beispiel vorkommt? Die Namen „Oberfläche" und „Umfang" werden schon auf den allerersten Seiten angeführt, ohne daß der Schüler etwas anderes erfährt als die Namen. An die Zeichnung der Netze könnten nach Maßgabe der bereits bekannten Flächenrechnung Rechenaufgaben angeschlossen werden, um das einförmige Namenaufzählen etwas zu beleben. So ist auch der Beschreibung von Zylinder, Kegel und Kugel kein einziges Beispiel aus dem wirklichen Leben beigefügt.

Die Begründung der Behauptung, daß der Mantel des geraden Zylinders (Kegels) sich in die Ebene ausbreiten läßt, durch den

Hinweis auf das Netz des regelmäßigen Prismas entspricht kaum einem geistigen Bedürfnis des Sekundaners. Ohne Schaden wegbleiben könnten die nichtssagenden Bezeichnungen „Gegen- und Wechselwinkel", welche die Schüler erfahrungsgemäß immer wieder durcheinander bringen. Entbehrlich ist ferner der § 47 über die Änderung der Gegenstücke eines Dreieckes. Auch die zentrische Symmetrie, von der bei H. nur die Erklärung und später ein einziges Beispiel vorkommen, hat kaum eine Daseinsberechtigung, wenn sie nicht zu Deckungsbeweisen verwendet wird.

Ob es regelmäßige Vielecke jeder Seitenzahl gibt, wäre zuerst zu erörtern (§ 61).

Die Definition der regelmäßigen Pyramide befriedigt nicht ganz.

„Wenn zwei Figuren gleiche Form haben, so heißen sie ähnlich" ist die alte, jedoch zu weite Definition; die Lehrpläne empfehlen hier auszugehen von der „unmittelbaren Anschauung und dem Zeichnen in verjüngtem Maßstab".

Die Behauptung, daß man die Länge der Kreislinie nicht durch direkte Messung bestimmen kann (§ 80), klingt dem Schüler paradox, der an die Messung des Umfanges eines Baumstammes oder an seinen Gürtel denkt.

Gewiß als eine Verbesserung des Lehrvorganges würde es anerkannt werden, wenn der Verfasser sich entschließen könnte, nach Art von anderen Lehrbüchern dieser Art und insbesondere von solchen der Physik, durch Einschaltung von gelegentlichen kurzen Fragen das von den Lehrplänen mit Nachdruck geforderte „Selbsterarbeiten" durch die Schüler zu fördern. Manche Aussagesätze ließen sich zu diesem Zwecke unmittelbar in Fragesätze umgestalten. Dem etwaigen Einwande, daß dies Sache des unterrichtenden Lehrers sei, ist von vornherein zu begegnen mit der teilweise zustimmenden Bemerkung, daß für den guten, erfahrenen, jedesmal wohl vorbereiteten Lehrer die angeregte Unterstützung durch das Lehrbuch tatsächlich entbehrlich ist.

Neu und recht einfach werden nun der Lehrsatz über die gegenseitige Größenbeziehung zwischen Seiten und Winkel im Dreiecke und zwischen Peripherie- und Zentriwinkeln bewiesen. Statt der bisherigen 6 Dreieckskonstruktionen werden entsprechend den 4 sogenannten Kongruenzsätzen nur mehr 4 aufgezählt.

Seine alten Vorzüge hat das Büchlein alle bewahrt: durchwegs sachliche Richtigkeit, wohltuende Konsequenz, einfache, klare Darstellung in vollkommen einwandfreier Sprache; auch ist es von Druckfehlern ganz frei, sehr gefällig in der Ausstattung und gehört trotz der unserer allgemeinen Geldentwertung entsprechenden Preiserhöhung von 1 K 70 h auf 1 K 80 h bei einer Abnahme der Seitenzahl von 122 auf 104 und Verminderung der Figurenzahl von 184 auf 177 zu den billigsten seiner Art. Da es auch den modernen Forderungen der neuen Lehrpläne in allen wesentlichen Punkten in

glücklicher Weise gerecht wird, wird es den Fachkollegen, in erster Linien an Gymnasien und Realgymnasien, auch weiterhin ein sehr brauchbarer Lehrbehelf sein.

Bozen. Dr. A. Lechthaler.

Lehrbuch der Physik. Zum Gebrauche beim Unterrichte, bei akademischen Vorlesungen und zum Selbststudium. Von E. Grimsehl, Direktor der Oberrealschule auf der Uhlenhorst in Hamburg. Mit 1091 Figuren im Text, zwei farbigen Tafeln und einem Anhange, enthaltend: Tabellen physikalischer Konstanten und Zahlentabellen. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1909. Preis geb. 16 Mk.

Das vorliegende Buch ist aus dem Unterrichte hervorgegangen und es war dem in der didaktischen Literatur rühmlichst bekannten Verfasser in vorzüglicher Weise daran gelegen, dem Schüler durch den in seinem Buche vorgezeichneten Lehrgang einen Einblick in die wissenschaftlichen Forschungsmethoden zu eröffnen. Dem entsprechend sind die einzelnen Abschnitte der Physik in dem vorliegenden Buche sehr ausführlich und gründlich behandelt, freilich in einem Umfange, in dem die Physik in der Mittelschule niemals wird behandelt werden können. Das Buch soll ja besonders jenen sich nützlich erweisen, die auf Grund einer tüchtigen physikalischen Vorbildung eine reichliche Ergänzung ihres Wissens anstreben.

In dem Buche ist neben dem an manchen Stellen sehr eingehend behandelten Experimente auch die Theorie zu ihrem Rechte gekommen. In der mathematischen Ableitung bedient sich der Verf. des elementaren Kalküls, ab und zu auch der Infinitesimalrechnung. Nach der Anschauung des Ref. hätte von der letzteren ausgiebigerer und ausschließlicher Gebrauch gemacht werden sollen.

Daß in dem Buche der Unterschied zwischen Erfahrungstatsachen und Hypothesen in scharfer Weise hervorgehoben wurde, kann nur gebilligt werden.

Im ersten Abschnitte wird die physikalische Meßkunde behandelt. Hierbei mußten selbstverständlich einige später ausführlicher vorzutragende Lehren in ihren Ergebnissen schon an dieser Stelle benutzt werden.

Im zweiten Abschnitte führt der Verf. dem Studierenden die Elemente der Phoronomie vor. Die Ableitung der Formel für den Fallraum aus der beobachteten Tatsache, daß der Fall eine gleichmäßig beschleunigte Bewegung ist, hätte unter Anwendung der Integralrechnung kürzer ausfallen können. Vortrefflich ist die Wurfbewegung erörtert. Dasselbe gilt auch von jenem Abschnitte, der von der harmonischen Bewegung handelt. Aus dem ersten Keplerschen Gesetze wird abgeleitet, daß die Zentralbeschleunigung dem Quadrate der Entfernung eines Planeten von der Sonne umgekehrt proportional ist.

Der dritte Abschnitt ist der Lehre von den Kräften, welche Verfasser als Dynamik, ob mit Recht möchte Ref. bezweifeln, bezeichnet.

Die Masse wird als die Größe des Bewegungswiderstandes definiert.

In sehr klarer Weise werden die Bewegungsgesetze von Newton besprochen und durch Tatsachen und Versuche in ansprechender Weise erörtert. Recht instruktiv ist auch der Begriff der Arbeit und Energie behandelt. Daß der Verf. die Bewegung auf gezwungener Bahn sehr scharf von der Bewegung eines freibeweglichen Körpers trennt, kann nur gebilligt werden. Die Äquivalenz der Massen bei der translatorischen und rotatorischen Bewegung ist recht ansprechend behandelt worden. Die elementaren Ableitungen der Ausdrücke für einige Trägheitsmomente hätten entfallen können. — Daß auf den Begriff der Zentrifugalkraft in sehr klarer Weise eingegangen wurde, kann nur gebilligt werden. — Die Theorie der freien Achsen und der Kreiselbewegung wird in der üblichen Weise dargestellt. — Eingehender als es sonst in Lehrbüchern der Physik zu geschehen pflegt, ist die Lehre von der Elastizität und Festigkeit behandelt worden. — Daß der Satz von der Erhaltung der Bewegungsgröße (in der Lehre vom Stoße) identisch mit dem Theoreme der Gleichheit von Aktion und Reaktion ist, hätte schärfer betont werden sollen. — In recht anschaulicher und eleganter Weise ist die Formel für die Fortpflanzungsgeschwindigkeit eines Impulses in einem elastischen Stabe abgeleitet worden.

Der Lehre von der Gravitation und der Potentialtheorie ist der fünfte Abschnitt des Buches gewidmet worden. Auch in diesem hätten manche Betrachtungen, die elementar, mathematisch gehalten sind, zweckentsprechender durch die Mittel des höheren Kalküls zugänglich gemacht werden sollen.

Der sechste Abschnitt des Buches handelt von den Flüssigkeiten. Recht sinnreich und einfach ist der im Buche angegebene Apparat, durch den der experimentelle Nachweis der Kompression der Flüssigkeiten erfolgt. Für den theoretischen Nachweis des archimedischen Prinzipes hätte der geniale Beweis von Stevin gegeben werden sollen. — Die Dichte und das spezifische Gewicht eines Körpers, das in der Einleitung richtig definiert worden war, sind auf S. 214 und 215 verwechselt, und die daselbst gegebenen Formeln sind unmöglich, da das spezifische Gewicht eine benannte und keine Verhältniszahl ist. — Allzu kurz ist die Lehre von den Aräometern erörtert, hingegen in erwünschter Weise jene Abschnitte, die vom Ausflusse der Flüssigkeiten, im besonderen vom Ausflusse aus langen zylindrischen Röhren und von der Energie der Flüssigkeitsströme handeln.

Im siebenten Abschnitte, in dem die Lehre von den Gasen besprochen wird, sind besonders hervorzuheben: Die Berücksichtigung und gelungene Beschreibung der recht brauchbaren Luft-

pumpe von Gaede, ferner die im Buche eingehend beschriebene Quecksilberpumpe.

In dem achten Abschnitte (Molekularphysik) sind die Erscheinungen der Kapillarität, der Mischungen und Lösungen, der Diffusion beschrieben und in hinreichender Weise erklärt worden.

In ganz moderner Weise hat der Verf. die Wärmelehre behandelt. Er hat sich vielfach in diesem Abschnitte mit Vorteil graphischer Methoden bedient, ferner Versuchsanordnungen und Apparate angegeben, die für den Unterricht als sehr instruktiv zu bezeichnen sind. Die Raoultschen Gesetze von der Gefrierpunktserniedrigung von Salzlösungen und der Siedepunktserhöhung von solchen werden besprochen und es wird die Eignung dieser Gesetze zur Bestimmung der Molekulargewichte dargetan.

Sehr instruktiv sind jene Abschnitte bearbeitet, in denen die Thermodynamik behandelt wird; es wird eingehend die isothermische und die adiatische Zustandsänderung eines Gases erörtert und die wichtige Gleichung von Poisson deduziert und auf einige Beispiele angewendet, so unter anderem auf die Berechnung der Erniedrigung der Lufttemperatur bei vertikaler Erhebung. Weitere Abschnitte beziehen sich auf die Bestimmung des Verhältnisses der spezifischen Wärme eines Gases und dessen experimentelle Bestimmung, auf die Arbeit bei Änderung des Volumens einer Gasmenge, auf die isothermischen und adiabatischen Kurven, auf den Kreisprozeß von Carnot. Weiters wird in sehr lichtvoller Weise der Begriff eines umkehrbaren und eines nicht umkehrbaren Prozesses klargelegt, der Satz von Clausius, daß Wärme niemals von selbst von einer tieferen Temperatur zu einer höheren Temperatur übergeht, theoretisch erläutert, der Begriff der Entropie eingeführt und der zweite Hauptsatz der mechanischen Wärmetheorie in der Weise ausgesprochen, daß die Entropie des Weltalls einem Maximum zustrebt. Nachdem der Verf. noch der Ausdehnung eines Gases, das komprimiert wurde, ohne äußere Arbeitsleistung sein Augenmerk zugewendet hat, werden die Wärmekraftmaschinen einer an manchen Stellen vielleicht zu detaillierten Beschreibung unterzogen. Auch die Dampfturbinen und die Kältemaschinen, letztere mit eingehender Berücksichtigung des Prinzipes der Lindeschen Kältemaschinen finden Aufnahme.

Die Grundzüge der Theorie der Wärmeleitung werden in dem Buche ungern vermißt.

Sehr beachtenswert sind die vorzüglich verfaßten Abschnitte über das Wesen der Wärme, die kinetische Gastheorie, die Molekularbewegung bei den flüssigen und festen Körpern. Die von van der Waals aufgestellte Zustandsgleichung der Gase wird durch gelungene Überlegungen dem Verständnisse des Studierenden nahegelegt.

In richtiger Weise wird im zehnten Abschnitte das Wesentlichste aus der Wetterkunde im Anschlusse an die Wärmelehre zur

Sprache gebracht. Ohne auf die Einzelnheiten desselben eingehen zu können, sei nur bemerkt, daß er mit trefflicher Sicherheit und großem didaktischen Geschicke ausgearbeitet ist.

In der Wellenlehre (11. Abschnitt) hat der Verf. auf Grund von photographischen Aufnahmen Einzelwellen, Superposition der Wellen, Wellensysteme, das Huyghensche Prinzip, die Reflexion der Wellen in sehr anziehender und überzeugender Weise besprochen. Die mathematische Behandlung der betreffenden Erscheinungen wird abgesondert vorgenommen. Von großem Interesse ist auch die Versuchsanordnung, durch die es ermöglicht wird, das photographische Bild einer Saite zu entwerfen.

In der Akustik vermißten wir eine kurze Beschreibung des Grammophons. Die Anzahl der Schwebungen wird durch graphische Darstellung abgeleitet. Eingehend betrachtet der Verf. das Prinzip von Doppler; daß dieser eminente Forscher als Professor an der Wiener Universität wirkte, hätte doch erwähnt werden sollen! Die auf das menschliche Stimm- und Gehörorgan bezugnehmenden Abbildungen sind sehr gelungen.

Der 12. Abschnitt umfaßt die geometrische Optik, die nicht nur in eingehenderer, sondern auch methodisch korrekterer Weise als in den meisten Lehrbüchern verfaßt ist. Auch die Linsen mit endlicher Dicke werden berücksichtigt und bei diesem Anlasse auf den Begriff der Hauptebenen und Knotenpunkte aufmerksam gemacht. In der Behandlung der Vergrößerung (Lateral-Tiefen-Angularvergrößerung) ist der Verf. ganz im Sinne der neueren Arbeiten über diesen Gegenstand vorgegangen. Die physiologische Optik ist ausführlich erörtert. — Daß der Verf. ein spezielles Kapitel auch dem Prismenfernrohr gewidmet hat, ist nur zu billigen, denn dieses spielt ja heutigentages in der Praxis eine große Rolle.

Die Dispersion des Lichtes und die damit im Zusammenhange stehende Gruppe von Erscheinungen wurde eingehend betrachtet. Recht geeignet ist der in Fig. 586 angegebene Apparat, mittelst dessen der Kirchhoffsche Satz, daß ein glühendes Gas von den Strahlen einer heißen Lichtquelle einen Teil derjenigen Strahlen absorbiert, die es selbst aussendet, demonstriert wird.

Den Abschnitt über die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Lichtes hätte nach der Ansicht des Ref. der Verf. an einer früheren Stelle, nicht erst am Schlusse der geometrischen Optik geben sollen.

Meisterhaft ist die physikalische Optik dargestellt. Von Interferenzversuchen wird nur jener von Fresnel gegeben. Die Beugungserscheinungen, die Farbenerscheinungen an dünnen und dicken Blättchen sind in elementarer Form und doch mit erschöpfender Klarheit behandelt worden.

Bemerkenswert ist der einfache Versuch, durch den gezeigt werden kann, daß die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Lichtes dem Brechungsexponenten umgekehrt proportional ist.

Die Ableitung der Gesetze der Reflexion des Lichtes an Hohlspiegeln, ferner der Brechung der Lichtwellen im Prisma mittelst der Wellentheorie des Lichtes, ebenso jene der Lichtwellenbrechung in Linsen nach der genannten Theorie ist eine sehr gelungene und sollte — wenn und wo es die Unterrichtszeit erlaubt — beachtet werden. Zum Schlusse der physikalischen Optik wird das Prinzip von Fermat in seiner Anwendung auf das Reflexions- und Brechungsgesetz vorgeführt.

Der folgende Abschnitt handelt von den Erscheinungen der Polarisation durch Reflexion, Brechung, durch die Turmalinplatte und durch Doppelbrechung. In sehr anziehender und elementarer Weise sind die Interferenzerscheinungen des polarisierten Lichtes dargestellt worden. — Im Anschlusse an die Erörterung über die Entstehung von elliptisch- und zirkularpolarisiertem Licht und über die Zusammensetzung zweier zirkularer Schwingungen wird in sachgemäßer Weise die Drehung der Polarisationsebene erklärt.

Von den im folgenden Abschnitte behandelten optischen Erscheinungen in der Atmosphäre ist zu bemerken, daß deren in dem Buche gegebene Behandlung den Unterrichtszwecken entspricht. Ganz vorzüglich ist die Lehre vom Regenbogen behandelt worden; es wird derselbe in richtiger Weise als Brechungserscheinung betrachtet.

Im 17. Abschnitte wird die Lichtenergie und deren Umwandlung, namentlich die Photographie, die aber etwas eingehender hätte betrachtet werden sollen, zur Sprache gebracht. Den Schluß der Lehre vom Lichte bildet die physiologische Physik.

Den weitaus umfangreichsten Teil des Buches bildet die Lehre von den magnetischen und elektrischen Erscheinungen. Es sind in den auf diese bezugnehmenden Abschnitten die modernen Theorien aufgenommen und nutzbringend verwendet worden. Auch, was die Versuche betrifft, ist auf Neueres besondere Rücksicht genommen worden und die Leser der Poskeschen Zeitschrift werden in dem vorliegenden Buche manche bewährte Versuchsanordnung wiederfinden. In naturgemäßer Weise ist die Lehre von den Kraftlinien besonders berücksichtigt worden; gelungene Abbildungen über diesen Gegenstand erleichtern das Verständnis dieser Lehre. Sehr bemerkenswert sind die theoretischen und experimentellen Erörterungen über das elektrostatische Potential. Die Versuche, welche auf das Dielektrikum bezugnehmen, verdienen Nachahmung. Die Theorie der Induktionslinien leitet in naturgemäßer Weise zum Verhalten von dielektrischen Medien zu anderen, sie umgebenden.

Recht lesenswert ist jener Abschnitt, der von den elektrostatischen Messungen handelt.

In der Lehre von der atmosphärischen Elektrizität hat der Verf. recht eingehend die Ursachen der Luftelektrizität in Erwägung gezogen; er ist hiebei den Ausführungen der Forscher

Elster und Geitel auf diesem Gebiete gefolgt und hat der Jonentheorie den Vorzug gegeben.

Im 20. Abschnitte wird die strömende Elektrizität zum Gegenstand eingehender Betrachtungen gemacht. Auch die hier angegebenen Versuchsanordnungen sind sehr beachtenswert und werden in der Schule vorteilhaft verwendet werden. Das Gesetz von Ohm, sowie die Widerstandsgesetze werden durch Experimente gewonnen.

In ausführlicher Weise wird die Umwandlung elektrischer Stromenergie in Wärmeenergie betrachtet und auf die technischen Anwendungen in den elektrischen Öfen, den Glühlampen und Schmelzsicherungen eingegangen.

In der Elektrolyse wird die Theorie von Arrhenius herangezogen; es werden auch die Konzentrationselemente betrachtet und die osmotische Theorie der Elemente in ihren Grundzügen dargestellt.

Unter anderen hat der Verf. auch die Methode der Bestimmung des Widerstandes eines Elektrolyten angegeben.

Ganz vortrefflich und unter steter Berücksichtigung der neuesten Arbeiten auf dem Gebiete der experimentellen Schulphysik hat der Verf. die Lehre vom Elektromagnetimus behandelt. — Im Abschnitte über die mechanischen Wirkungen des elektrischen Stromes wurde dem Drehspulengalvanometer besonderes Augenmerk zugewendet. — Der Übergang zu den Dynamomaschinen wird in sehr sachgemäßer Weise vorgenommen. Die Transformatoren werden erklärt; die Entstehung und die Eigenschaften des Drehfeldes wurden in sehr genauer Weise erläutert.

Die letzten Abschnitte handeln von den elektrischen Entladungen unter besonderer Hervorhebung der verschiedenen Strahlungen, ferner von den elektrischen Schwingungen. — In recht klarer Weise hat auch der Verf. die Betrachtungen über die Geschwindigkeit der Kathodenstrahlen und die Ladung der Elektronen durchgeführt. — Die Funkentelegraphie und die abgestimmte Funkentelegraphie sind in ihren Grundzügen den Lesern des Buches vorgeführt worden.

Besonders lehrreich ist der Abschnitt, der von den Anschauungen und Hilfsvorstellungen über das Wesen der Elektrizität handelt. Derselbe ist historisch gehalten und nimmt besonders auf die Faraday-Maxwellsche Theorie der Elektrizität und auf die Elektronentheorie Bezug.

Sehr nützlich sind die im Anhange enthaltenen Tabellen über wichtige physikalische Konstanten und die anderen Zahlentabellen.

Zusammenfassend kann Ref. das vorliegende Buch als ein solches bezeichnen, durch welches dem Unterrichte in der Physik mächtig Vorschub geleistet wird; es ist auf den Grundlagen der modernen physikalischen Didaktik aufgebaut.

Wien. Dr. I. G. Wallentin.

K. Roesen, Grundzüge der Physik. Mit einem Anhange: „Chemie und Mineralogie". Zum Gebrauche für die mittleren Klassen höherer Lehranstalten. Leipzig, Verlag von Oskar Leiner 1906. 160 SS. 8°.

Das Büchlein ist ganz nett ausgestattet. Es enthält 195 Abbildungen; der Druck — dreierlei Art — ist recht deutlich. Auf das Vorwort folgt ein „Inhaltsverzeichnis" und ein fast gleichlautender „Inhalt", hingegen fehlt ein alphabetisches Register, was bei der Fülle des Stoffes sehr zu bedauern ist.

Der physikalische, also der Hauptteil, ist ganz passabel. Überschriften, Haupterscheinungen und Lehrsätze wurden im Großdruck, die wesentlichen Ausführungen in einer mittleren Druckart; Versuche und nebensächliche Dinge im Kleindruck gebracht. Wo es angeht, wird den technischen Anwendungen soweit Rechnung getragen, als es für mittlere Klassen höherer Lehranstalten überhaupt erlaubt ist. Die Abbildungen finden sich fast immer beim zugehörigen Texte, so daß ein spezieller Verweis auf die Figuren meist nicht nötig ist; ab und zu aber vermißt man Hinweise auf einzelne Teile einer Figur, einige Male sogar solche auf die ganze Abbildung gar sehr! An vielen Stellen findet sich die Bemerkung („s. Teil II"), ohne daß irgendwo ein solcher „Teil II" in Aussicht gestellt worden wäre. „Die Darstellung geht vom Versuche aus und legt den Schwerpunkt auf die Beobachtung der Naturerscheinungen und die Zusammenfassung der Vorgänge zu Gesetzen." „Auf Grund langjähriger Erfahrung" (Vorwort III, A. 4) konnte der Verf. den Stoff wohl nicht anders behandeln.

Verhältnismäßig schwach ist „Chemie und Mineralogie" ausgefallen. Abgesehen davon, daß bisweilen von kompliziert zusammengesetzten Stoffen gesprochen wird, ohne deren Zusammensetzung selbst zu erwähnen, z. B. S. 145, 146 usw.; daß oft recht wichtige Verbindungen, wie z. B. S. 165 der Äthylalkohol, eine gar zu dürftige Behandlung erfahren; daß ab und zu Ausdrücke gebraucht werden, ohne sie irgendwie zu erklären — Kombination, Spaltbarkeit, Metalle der alkalischen Erden usw.; daß endlich manchenorts wieder zu weit gegangen wird (Angabe der Jahresproduktion der Metalle, oft sogar der auf einzelne Länder entfallende Perzentanteil derselben) ist auch im besonderen gar manches verunglückt und bedarf gründlicher Reparatur, bevor das Büchlein mit gutem Gewissen als Schulbuch verwendet werden kann.

Diesbezüglich wäre in sachlicher Hinsicht hervorzuheben: S. 146, A. 4 und 5: „Die Verbindungen des Sauerstoffes mit Metallen nennt man Oxyde. Mit anderen Stoffen, z. B. Schwefel, Phosphor, bildet der Sauerstoff bei ihrer Verbrennung unlösliche Verbindungen, welche blaues Lackmuspapier rot färben...". NB.: daß diese Verbindungen auch Oxyde sind, wird nirgends gesagt! S. 146, A. 8: „Das Leuchten der Flamme wird durch feste, in ihr glühende Teilchen hervorgerufen. Beim Leuchtgas sind es Kohlenteilchen, die sich als Ruß abscheiden". NB. Unter

welchen Umständen dies geschieht, wurde verschwiegen! S. 147, A. 7: N ... „seine Gegenwart mäßigt den in der Lunge (!) vor sich gehenden Verbrennungsprozeß", und: „N ... Gas, welches nur unter besonderen Umständen, meist auf Kosten anderer zerfallender Verbindungen chemische Verbindungen eingeht". NB.: in dieser Form für den Anfänger unklar! S. 150, A. 6: „Es steigt empor und entreißt dem Wasser den Sauerstoff, mit dem es Ätznatron bildet, während Wasserstoff entweicht", und S. 151, A. 2: Natrium oxydiert sich „mit Sauerstoff zu Ätznatron", während S. 155, A. 5 ganz richtig „Ätznatron eine Verbindung von Natrium, Sauerstoff und Wasserstoff" genannt wird. „Fein verteiltes Platin und dünne Platindrähte verdichten an der Oberfläche bis 250 Volumen Sauerstoff". S. 151, l. A.: „Kochsalz findet sich überall im Urgebirge der Erdkruste". S. 151, A. 5: „Auf jeden Einwohner eines Landes kommen durchschnittlich 6 *Kg* Kochsalz zur Nahrung und zur Erhaltung des Viehbestandes". NB. Zeitangabe? S. 152, A. 6: „Kochsalz ist sehr hygroskopisch". NB. kommt an einigen Stellen vor, auch im physikalischen Teile! S. 153, vl. A.: Anläßlich der Darstellung von Chlor aus *HCl* mittelst $Alu\ O_2$ (NB. keine Gleichung gegeben!): „Wasserstoff.... verläßt daher das Chlor und entreißt dem Braunstein einen Teil (!) des Sauerstoffes". S. 154, l. A.: „Wir stellen eine kleine Wasserstoffflamme mit Hilfe eines feinen Glasrohres her". S. 155, A. 6: „Basen oder Hydroxyde nennt man Verbindungen des Wasserstoffes, Sauerstoffes und eines Metalles". S. 156, A. 8: „Die bekannteste Verbindung des Ammoniums ist das Ammoniakgas...". S. 156, A. 3 v. u.: „Die Salze des Chlors heißen Chloride, solche mit geringerer Menge Chlor Chlorüre". S. 157, A. 10: „Die Verbindungen der Halogerne mit Sauerstoff sind von geringer Beständigkeit..... Das bekannteste Salz ist das Chlorsäure-Kalium". NB. sprunghafte Darstellung! S. 157, A. 11: „Bei jeder chemischen Umwandlung ist die Summe der Gewichte der entstehenden gleich der Summe der angewandten Körper". S. 159, A. 5: Avogadro: „Die Volumina aller (!) Molekeln sind gleich groß (!), woraus folgt, daß bei derselben Temperatur und demselben Drucke im gleichen Volumen der Gase gleichviel Molekeln enthalten sind". S. 60, A. 1: „Dividiert man das Gewicht (?) durch die Wertigkeit eines Atoms, so erhält man seine Äquivalentzahl oder die Valenz des Elementes..". S. 60, A. 2: „Bei einwertigen Atomen ist Valenz gleich dem Atomgewicht", hingegen S. 100, A. 3: „Die Valenz ist bei einzelnen Elementen in einzelnen Verbindungen veränderlich. NB. In diesem richtigen Sinne ist der Valenzbegriff auch in der S. 160 befindlichen Tabelle gebraucht! S. 161, A. 2: „Die Elemente, welche wir bisher kennen gelernt haben, waren entweder Metalle, die durch ihren Metallglanz und

durch die Fähigkeit, Basen und Salze zu bilden, ausgezeichnet sind, oder Nichtmetalle, die zum Teil mit Wasserstoff Säuren bilden". NB. Das ist eine flüchtige Arbeit! S. 161, vl. A.: „Die Sulfide mit geringem Glanze heißen Blenden .... Die Sulfide kristallisieren vielfach in Würfeln und Oktaedern". S. 161, l. A.: „Bei 114° schmilzt der Schwefel zu einer leicht beweglichen gelben Flüssigkeit..... Erhitzt man ihn über 114°, so wird er braun und immer zähflüssiger; bei 300° verflüssigt er sich wieder (!) und siedet bei 440° (!) unter Bildung von dunkelbraunen Dämpfen". S. 161, A. 4: Schwefel in Form von „ausgebildeten Doppelpyramiden" und S. 161, l. A.: „beim Erstarren ... spitze (!) braune Kristalle .." „Der Schwefel hat also zwei Kristallformen". NB. das hier Gesagte ist viel zu unklar, um das „also" zu rechtfertigen. Der Verf. möchte übrigens ganz anders sagen als Kristallformen! S. 162, A. 5: „Phospor „oxydiert an der Luft unter Entwicklung von weißen Dämpfen". S. 163, A. 3: „Der Kohlenstoff findet sich ferner . . . im sog. Graphit". S. 163, A. 5: „Der amorphe Kohlenstoff kommt in der Natur in großer Menge in allen Pflanzen,... und in den Torflagern vor". S. 164, vl. A.: „wieder andere fast, wie Wachs, Stearin, Paraffin, Talg, Asphalt, Holz, Steinkohlen". S. 165, A. 6: Erdöl. . . „es ist ein Gemenge verschiedener flüssiger Kohlenwasserstoffe". S. 166, A. 3: „Die Braunkohlen .... sind älter als Torf und wahrscheinlich daraus entstanden". S. 168, vl. A.: ... „Salpeterplantagen ..., welche aus aufgeschichteten Dunghaufen bestehen". S. 169, A. 5: Die Nitrate und Nitroverbindungen (NB. auf dieser Stufe!) sind alle sehr unbeständig, indem sie sich leicht unter Explosionserscheinungen zersetzen". S. 169, l. A.: „In den Mittelpunkt dieser Kristalle kann man drei aufeinander senkrechte, gleich große (!) Achsen so hineinlegen (!), daß jede Fläche des Kristalles die drei Achsen in gleicher Weise schneidet. Zu diesem System gehört der Würfel". NB. Schneidet denn die Würfelfläche alle drei Achsen in gleicher Weise? S. 170, A. 10: Rhomboëde ... „Die Hauptachse geht durch diejenigen beiden Ecken, in denen nur stumpfe (!) Winkel zusammenstoßen". S. 171, A. 5: „Der Bergkristall (überhaupt die Kieselsäure) hat die Stärke 7". S. 171, A. 8: „Amorphe Quarze.... Eine Abart ist der ... Opal"! S. 171, A. 5: „Klare Amethyste von reiner Färbung werden als Edelsteine geschätzt". NB. Da sollte es wie A. 9 „Schmuckstein" heißen! S. 171, A. 8: „Die Hauptmasse des Sandes besteht aus feinen Quarzkörnern, welche von ausgewaschenen (!) Gebirgsarten stammen". S. 172, A. 3: „Die Metalle der alkalischen Erden .... Ihre Sauerstoffverbindungen sind starke Basen, aber in Wasser nur schwerlöslich; dasselbe gilt von ihren Salzen (NB. man denke an die Chloride oder Nitrate!), namentlich den kohlensauern. Die wichtigsten dieser Metalle sind Mag-

nesium ...“. S. 172, A. 4: „Die Metalle der Erden .... in Wasser unlösliche Basen; dasselbe gilt von den Salzen. (NB. man denke an Aluminiumchlorid und -sulfat!) S. 173 wird von Serpentin, Talk und Meerschaum gar keine Farbe angegeben und wird der Aragonit zwischen „Doppelspat“ und „Kalkstein“ erwähnt! S. 173, A. 8 wird, nachdem $Ca(OH)_2$ schon genannt worden, gesagt: „Kalkwasser, in welchem etwas CaO gelöst ist“. S. 174, A. 2 wird Dolomit nach der Anführung der Barium- und Strontiumverbindungen genannt. S. 174, A. 6: „Kristallisiert kommt die Tonerde als Korund in verschiedenen Varietäten vor; ... Der Saphir ist blau, der Rubin rot, der Smaragd(!!) grün, der ... Topas gelb ...“. NB. S. 175, A. 3 wird der Topas richtig als eigene Mineralart aufgefaßt! S. 175, A. 2: „Die Kalifeldspate sind Verbindungen von meist röt(!)licher Farbe“. S. 176, vl. A.: Platin .. „von Säuren wird es nicht (!) angegriffen“. S. 177, A. 2: „Gediegen findet man es zuweilen in den Meteorsteinen, welche als Sternschnuppen zur Erde gelangen“. S. 177, A. 3: Magneteisenstein ... „Kommt ... in körnigen, dicken Stücken vor“. S. 177, A. 6: „Das Raseneisenerz ist ... durch Zersetzung von Brauneisenstein entstanden“. S. 177, A. 7: „Der Eisenspat ... kommt ... als kupferförmige (?) Masse vor. Man findet ihn in Deutschland, in den Ostalpen, England und anderen Ländern“. S. 177, A. 8: Schwefelkies ... „Er wird zur Eisengewinnung weniger, mehr zum Rösten bei der Herstellung von Schwefelsäure benützt“. NB. Auch stilistisch fehlerhaft. S. 179, A. 4 wird vom Malachit gesprochen; darauf heißt es: „Kupferlasur von derselben Zusammensetzung in blauer Farbe“. S. 179, A. 9: Zink „brennt mit helleuchtender blauer (!) Flamme unter Bildung von weißen Dämpfen“. S. 179, A. 12 wird vom Kiesel ..., Zinkerz und vom Zinkspat ausgesagt „farblos oder hell“. S. 180, A. 2: Arsen ... „es hat ähnliche Eigenschaften wie der Phosphor. Die arsenige Säure oder der weiße Arsenik ... ist ein weißes Pulver“ (immer?).

Die Versuche betreffend kann gesagt werden, daß sie in ausreichender Zahl und meist auch genügend klar skizziert sind; im besondern wäre zu erwähnen, daß der in Fig. 183 illustrierte Versuch als zu kompliziert ganz unnötig ist, weil der 1. Versuch dasselbe Resultat in viel einfacherer Weise liefert. Zu Fig. 185 wäre zu bemerken, daß am linken Gasometer angebrachte Trichter als ganz überflüssig weggelassen werden sollten. S. 146 ist beim Versuch 4 nicht angegeben, daß das Natriumstückchen zuerst an der Luft entzündet werden muß, wenn es in Sauerstoff eingesenkt verbrennen soll. Zu S. 151, vl. A. möchte Ref. bemerken, daß es sich nicht empfiehlt, den Pepyschen Gasbehälter bei Versuchen mit Wasserstoff im Unterrichtslokale zu verwenden; das kann leicht gefährlich werden. S. 163, A. 9 ist der Versuch, der die Zer-

setzung von CO_2 unter dem Einflusse des Lichtes demonstrieren soll, nicht gut beschrieben werden, ferner läßt der im letzten Absatze derselben Seite skizzierte Versuch über das Auslöschen von stufenweise angeordneten Lichtern durch einströmendes CO_2 nicht klar genug angegeben, speziell was die Ausströmungsstelle des Gases betrifft.

Auch gegen die Namengebung kommen ab und zu Verstöße vor, so wird z. B. S. 169, A. 1 von „Untersalpetersauern NO_2" gesprochen und wird S. 171, A. 5 die Quarzsubstanz „Kieselsäure" genannt.

Es ist schon gesagt worden, daß der Anhang auch stilistische Mängel aufweist. Im folgenden einige Beispiele: S. 145, A. 3: „so schließt man alle Hähne *ABC* und schraubt den Verschluß *D* ab; in diesen (!) leitet man das Gaszuführungsrohr". S. 150, A. 3 v. u.: „größer wie" und S. 153, vl. A.: „Der Wasserstoff hat eine größere Verwandtschaft zum Sauerstoff wie zum Chlor". S. 154, A. 2: „Bringt man das Gas in einen verschlossenen (!) Gasballon". S. 156, A. 1: „Durch Zusammentreten einer Basis und einer Säure bildet sich ein Salz, welches in der Regel keine Wirkung auf Lackmuspapier ausübt, unter Abscheidung von Wasser". S. 162, A. 2: SO_2 „das sich in Wasser stark auflöst". S. 162, A. 4: „es entsteht durch Übergießen von H_2SO_4 oder HCl über Schwefeleisen". S. 163, A. 1: „Der Diamant ... kann ... nur in seinem Pulver geschliffen werden". S. 164, A. 5 wird von „Kohlenvergiftungsunfällen" gesprochen. S. 165, A. 7 wird eine „Flüssigkeit von dickbrauner Farbe" erwähnt. S. 171, l. A.: „Die niedern Glassorten, z. B. das Flaschenglas ...". S. 170, A. 1: „jede Fläche (des Würfels) schneidet die eine Achse in derselben Entfernung und ist den beiden anderen parallel ..., „jede Fläche (des Oktaëders) schneidet alle drei Achsen in gleichen und unter sich gleichen Abständen". S. 172, A. 7: „Im folgenden sollen nun die wichtigsten Metalle nebst ihren Verbindungen und die bekanntesten durch sie gebildeten Mineralien kurz besprochen werden". S. 173, vl. A.: „eine flüssige, breiige Masse". S. 178, A. 3: „Durch gleichzeitige Anwendung einer großen Zahl von Öfen und Tiegeln werden selbst sehr große Gegenstände, z. B. Geschütze, aus Stahl gegossen". S. 2, A. 7: „Die Härte 7 gibt bereits Funken am Stahl (Feuerstein)".

Wien. Joh. A. Kail.

Dr. Rudolf Böhm, Lehrbuch der Chemie und Mineralogie für die IV. Klasse der Realschulen. Methodisch bearbeitet entsprechend dem heutigen Stande der chemischen Wissenschaft. Mit 83 Abbildungen und einer Aufgabensammlung. Wien, Verlag von F. Tempsky 1910. 126 SS. Preis geb. 2 K.

Der Verf. hat im vorliegenden Lehrbuche den Versuch gemacht, für den chemischen Elementarunterricht der IV. Realschulklasse eine auf ganz moderner Grundlage fußende, methodisch gehaltene Einführung in die chemische Wissenschaft zu geben. Man kann sich mit den Motiven, welche hiebei den Verf. geleitet haben und die er in einem Vorworte (das aber vielleicht besser als ein dem Schulbuch separat beizulegendes, weil für den Lehrer bestimmtes Begleitwort hätte erscheinen sollen) niedergelegt hat, im allgemeinen gerne einverstanden erklären und es muß zugegeben werden, daß sich der Verf. redlich und mit Erfolg bemüht hat, diesen Leitmotiven in seinem Unterrichtsgange Geltung zu verschaffen. Da dieser Unterrichtsgang in rein methodischer Entwicklung des Stoffes von der einfachsten Tatsache und Voraussetzung, vom leichtesten Begriff allmählich zu komplizierteren Erscheinungen und schwierigeren Begriffen vorschreitet und so jede Systematik nach Elementen vermeidet, befindet er sich im vollen Einklang mit der ersten Hauptforderung des neuen Lehrplanes für den chemischen Elementarunterricht. Auch der zweiten Forderung desselben wird das Buch insoferne gerecht, daß es häufig, wenn auch nicht immer dort, wo dies möglich gewesen wäre, die Mineralien, das von der Natur zur Verfügung gestellte Material, zum Ausgangspunkt der chemischen Erörterungen und Forschungen gemacht hat. Der Verf. hat auch die Entwicklung des Verbindungsgewichts-, bezw. des Atom- und Molekulargewichtsbegriffes in ganz moderner Art, im Sinne W. Ostwalds durchgeführt und demgemäß die bisher übliche Bezugnahme dieser Gewichtszahlen auf die Einheit des Wasserstoffes nicht mehr aufrecht erhalten. Obwohl Ref. das bisherige Festhalten an der ursprünglichen Bedeutung dieser Begriffe für das leichtere Erfassen derselben von Seite des Schülers, zumal im Elementarunterrichte der IV. Klasse für ersprießlicher hält und keine Schwierigkeit darin findet, die weitere Ausgestaltung dieser Begriffe im modernen Sinne dem vertieften Studium der Oberklassen vorzubehalten, so ist immerhin der vorliegende Versuch des Verf.s, den schwierigeren Begriff schon im Elementarunterrichte einzuführen, des Interesses und der praktischen Erprobung wert.

Stoffauswahl und Umfang sind ganz zweckmäßig und entsprechen den Forderungen des neuen Lehrplanes. Auch die organische Chemie ist auf das wünschenswerte Mindestmaß beschränkt worden. Die erste methodische Einführung des Energiebegriffes, sowie desjenigen vom chemischen Gleichgewicht und die gelegentlichen, die Entwicklung des Jonenbegriffes in der Oberstufe vorbereitenden Hinweise können nur gebilligt werden. Zu den un-

bestrittenen Vorzügen des Lehrbuches gehören weiters die recht zweckmäßig ausgewählten einfachen Schulversuche, welche zum Teil auch durch bildliche Darstellung versinnlicht erscheinen, die schönen, nach Naturaufnahmen aus dem k. k. naturhistorischen Hofmuseum hergestellten Abbildungen von Mineralien, die zahlreichen, gerade für den Realschüler wertvollen etymologischen Erklärungen, die den Unterricht belebenden historischen Notizen und schließlich die vielen Übungsfragen und Aufgaben, welche nicht bloß schon im Unterrichte mit Vorteil Verwendung finden können, da sie das selbständige Denken der Schüler in hohem Grade anregen, sondern auch nach des Verf.s im Vorwort niedergelegten Absicht den Zweck verfolgen sollen, den Schülern auch außerhalb der Unterrichtszeit Gelegenheit zu bieten, sich mit chemischen Problemen zu beschäftigen.

Im folgenden sei noch auf einige sachliche Berichtigungen hingewiesen, die dem Ref. bei der Durchsicht des Buchinhaltes als wünschenswert erschienen sind.

S. 19 vermißt Ref. die alte, aber noch immer zutreffende Definition des Elementbegriffes. Die hier gegebene ist ja sehr interessant, steht aber in dieser Fassung mit der Tatsache im Widerspruch, daß die allotropen Modifikationen der Elemente als deren Umwandlungsprodukte nicht mehr wiegen als sie selbst. Man müßte also hier eigentlich sagen: Elemente sind Stoffe, deren sämtliche Umwandlungsprodukte nicht weniger wiegen als sie selbst.

S. 51, im § 40 ist in der 6. Zeile zwischen „mehrerer" und „Kristalle" das Wort „gleicher" einzuschalten und in der Zeile 15 desselben § 40 ist die Härte des Gipses mit 1·5—2 statt mit 1 zu bezeichnen.

S. 55, Z. 15 v. o. Es heißt hier „schwaches Erwärmen"; es muß aber Kupfer mit konzentrierter Schwefelsäure ziemlich stark erhitzt werden, bis sich die Entwicklung von Schwefeldioxyd bemerkbar macht.

S. 57, Z. 22 v. o. soll es statt „das Gas" genauer heißen „das verflüssigte Gas".

S. 68, Z. 22 v. o. soll es statt „Radikale" genauer „zusammengesetzte Radikale" heißen, da die Elemente selbst als einfache Radikale bezeichnet werden.

S. 78, Z. 4 v. o. statt „weißen" richtiger „gelblichweißen".

S. 78, Z. 6 v. u. der Satz: „Die äußeren Eigenschaften der Knochenasche berechtigen uns zum Schlusse, daß sie ein Salz ist" erscheint wohl etwas gewagt. Der Schüler wird vielmehr nach dem Aussehen der Knochenasche und aus der Art ihrer Bildung durch Verbrennen von Knochen, bezw. von Knochenkohle auf ein Oxyd schließen. Auch an mehreren anderen Stellen hat der Verf. aus dem äußeren Ansehen auf die Salznatur des vorliegenden Stoffes schließen lassen. Wenn dies auch bei einigen, z. B. beim Salpeter vollauf, d. h. auch nach seinen äußeren Eigenschaften berechtigt erscheint, wird dies bei anderen, z. B. bei der Zinkblende, weniger angebracht

sein, da ja sonst auch der Schüler bei dem der Zinkblende äußerlich oft ähnlichen Zinnstein, der aber ein Oxyd ist, auf eine Salznatur schließen müßte.

S. 79, Z. 17 v. u. könnte ergänzend bemerkt werden, daß Arsen nur an der Oberfläche infolge einer Oxydschichte „grauschwarz und wenig glänzend", auf frischer Bruchfläche aber stahlgrau und lebhaft metallisch glänzend erscheint.

S. 83, Z. 2 v. u. nach dem Worte „Talkschiefer" wäre ergänzend „im Gemenge mit Quarz" einzuschalten, ebenso wie auf S. 87, Z. 19 v. o. nach dem Worte „Chloritschiefer".

S. 86, Z. 21 v. o. Mit dem Namen Mondstein werden wohl farblose bis weiße, aber mit bläulichem Lichtschimmer versehene Feldspate bezeichnet.

S. 94, Z. 8 v. u. Statt „roten Niederschlag" richtiger „braunen Niederschlag".

S. 96, Z. 12 v. o. wäre die Farbe des Pyrolusites genauer mit stahlgrau bis eisenschwarz zu bezeichnen.

S. 114, Z. 11 v. u. Druckfehler: „Natrium" st. „Natriums".

Wien. Friedrich Brandstätter.

Dr. Friedrich Dannemann, Naturlehre für höhere Lehranstalten, auf Schülerübungen gegründet. I. Teil: „Chemie und Mineralogie", insbesondere für Realschulen, Gymnasien und den ersten Kursus der Oberrealschulen und Realgymnasien. Hannover und Leipzig, Hahnsche Buchhandlung 1908. 225 SS. 8°.

Das in jeder Beziehung sympathisch ausgestattete Buch enthält 99 Abbildungen, von denen die meisten nett ausgeführt sind und durchaus zweckentsprechende Dinge zur Darstellung bringen. Was den Inhalt betrifft, so umfaßt er die Chemie, Mineralogie und Geologie.

Der auf 17 Übungen aufgebaute chemische Lehrstoff behandelt: die Verbrennung; Reduktion, Analyse und Synthese; das Lösungsvermögen des Wassers; Schwefel, Metallsulfide, Schwefelwasserstoff; Oxyde und Säuren des Schwefels; Kohlenstoff und seine Verbindungen; das Chlor und seine Verbindungen; Salpetersäure und salpetersaure Salze; Basen, Säuren und Salze; die Arten der Salzbildung; die Ammoniumverbindung; Kalium- und Natriumverbindungen; weitere Leichtmetalle und ihre Verbindungen; das Eisen; weitere Schwermetalle. Daran schließen sich „einige Abschnitte aus der technischen Chemie an, welche die Gewinnung von Roheisen, Schmiedeeisen und Stahl, die Verarbeitung von Ton und Tonwaren, die Herstellung und Verarbeitung des Glases, endlich die Leuchtgasgewinnung zum Gegenstande haben".

Durch Übungen am Steinsalz, Kalkspat, Schwefelkies, Braunstein, Gips und Feldspat wird eine Einführung in die Mineralogie vermittelt; der mineralogische Teil des Buches beschäftigt sich mit den Kristallsystemen, mit den physikalischen Eigenschaften der Mineralien und gibt eine Übersicht über die wichtigsten Mineralien, die in Elemente, fossile Brennstoffe, Oxyde und Hydrooxyde, Sulfide, Chloride, Karbonate, Nitrate, Phosphate, Sulfate und Silikate eingeteilt werden.

Ein kurzer Abriß über die Gesteine leitet von der Mineralogie zur Geologie; dieser Disziplin sind gewidmet: Einige zur Erläuterung geologischer Vorgänge dienende Versuche, ein Überblick über die wichtigsten geologischen Erscheinungen und endlich ein „Die Geschichte der Erde" betitelter, 7 Seiten umfassender Abschnitt.

Daran schließen sich „Physiologische Versuche" (4 Seiten) und „Einiges aus der Chemie der Kohlenstoffverbindungen" ($6^1/_2$ Seiten). Auf weiteren 36 Seiten werden geboten: „Abschnitte aus den Schriften von Forschern, welche der Chemie und der Biologie neue Bahnen gewiesen haben". Sie tragen folgende Überschriften: *a*) „Scheele entdeckt den Sauerstoff und stellt die Zusammensetzung der Luft aus Sauerstoff und Stickstoff fest (um 1770)", *b*) „Lavoisier erklärt die Verbrennung (um 1775)", *c*) „Davy entdeckt die Metalle Kalium und Natrium", *d*) „Über ein Verfahren, mit Hilfe des Lichtes zu zeichnen", *e*) „Sprengel erforscht die Bestäubung der Polomen durch Insekten", *f*) „Die Zellen werden als die Grundbestandteile aller Lebewesen erkannt", *g*) „Die Pflanze im Momente der Tierwerdung", *h*) Der Bau und die Entstehung der Koralleninseln", *i*) „Die Bakterien".

Der Verf. ist endlich bestrebt, den umfangreichen Unterrichtsstoff „mit grundlegenden Schülerübungen in engste Verbindung zu setzen". Ref. wünscht dem Buche den Erfolg, den es nach Anlage und Durchführung zu verdienen scheint.

Wien. Joh. A. Kail.

Karl Kraepelin, Einführung in die Biologie. **Zum Gebrauche an höheren Schulen und zum Selbstunterrichte. 2., verbesserte Auflage. Mit 311 Abbildungen im Texte und auf 1 Tafel, sowie 4 Tafeln und 2 Karten im Buntdruck. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1909, VIII und 322 SS. Preis geb. 4 Mk.**

Das Buch ist 1907 unter dem Titel „Leitfaden für den biologischen Unterricht in den oberen Klassen der höheren Schulen" erschienen. Kraepelin ist Mitglied der von der Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte eingesetzten Unterrichtskommission, die sich auch mit der Ausarbeitung eines Lehrplanes für den biologischen Unterricht an Mittelschulen beschäftigt. Um nun den maßgebenden

Faktoren zu zeigen, wie der eine Teil der „Meraner Lehrpläne" zu realisieren wäre, entwirft uns der Verf., der bekanntlich biologische Seiten mit ausgesuchtem Geschicke behandelt, in seinem Werke ein anschauliches Bild über Umfang und Inhalt der erstrebten Reformen. Der Versuch ist wohlgelungen! Von einer hohen Warte aus hat er den weitschichtigen Stoff in klarer, geistvoller Weise behandelt. Den drei obersten Klassen (der deutschen Mittelschulen) sollte der Lehrstoff zugewiesen werden — deshalb auch die Dreiteilung: Die Abhängigkeit der Lebewesen von den Einwirkungen der Umwelt, Bau und Lebenstätigkeit der organischen Wesen und der Mensch als Objekt der Naturbetrachtung. Was den Umfang des Stoffes betrifft, so schwebt dem Verf. vor, er könne in fünf Semestern mit je zwei Wochenstunden erledigt werden. Dadurch, daß weniger Wesentliches durch kleineren Druck in den Hintergrund gedrängt ist und daß der Stoff vom Lehrer beliebig gekürzt werden kann, kann das Lehrbuch auch dort verwendet werden, wo weniger als fünf Semester zur Verfügung stehen. Erfreulicherweise ist der biologische Unterricht in Deutschland schon vielfach (z. B. an bayerischen Oberrealschulen) in den Lehrplan aufgenommen worden.

Da für uns österreichische Schulmänner die Einführung des biologischen Unterrichtes in die oberen Klassen der Mittelschulen eine sehr aktuelle Frage war und noch ist, so dürfte es am Platze sein, zu sagen, was Kraepelin in seine drei Abschnitte aufgenommen hat. Der erste Abschnitt behandelt die binomischen Wechselbeziehungen: Die Abhängigkeit der Pflanzen und der Tiere von physikalisch-chemischen Bedingungen, also von Wärme, Licht und von den umgebenden Medien, wie Boden, Luft, Wasser. Daran anschließend die geographische Verbreitung der Organismen. Ferner die Wechselbeziehungen zwischen Pflanzen und Tieren, doch auch die Beziehungen der Pflanzen und anderseits der Tiere zueinander (Fürsorge für Nachkommen, Konkurrenz, Lebensgemeinschaften, Synökie, Kommensalismus, Parasitismus, Symbiose, Mutalismus).

Der zweite Abschnitt befaßt sich mit anatomischen und physiologischen Erörterungen. Wir werden mit den Fundamentaleigenschaften der Zelle bekannt, indem von den niedrigsten Wesen ausgegangen wird. Gegenseitige Bedingtheit von Form und Funktion, höhere Leistungsfähigkeit infolge weitergehender Differenzierung. Organe der Nahrungsaufnahme, des Stoffwechsels, der Fortpflanzung und der Empfindung, stets gesondert erläutert bei Pflanze und Tier. Im Gegensatze zur 1. Auflage wird hier die Deszendenztheorie klar besprochen.

Der dritte Abschnitt behandelt nur den Menschen: Die Sinnesorgane und Empfindungen, die Leistungen der ersteren, die Rassenmerkmale, die prähistorische Menschheit. Schätzenswert wäre hier wohl ein Überblick des Einflusses, den der Mensch auf die Verbreitung der übrigen Lebewesen der Erde ausgeübt hat. Hieher

würden wohl auch die Anatomie und Physiologie des Menschen gehören, doch wird (an deutschen Anstalten) in den mittleren Klassen diesen Fächern genug Aufmerksamkeit gewidmet.

Das Urteil über das Werk selbst muß sehr gut ausfallen. Es ist ein sehr reichhaltiger, anregend verfaßter Auszug aus dem schier unerschöpflichen Gebiete der allgemeinen Biologie, der Biologie der Tiere und Pflanzen. Die Auswahl ist richtig getroffen, denn es wird ein Gesamtbild des organischen Lebens entworfen, ohne daß es durch Einzelheiten gestört oder verwischt wird. Für den Naturfreund ist es ein kundiger Führer, ein Handbuch, wie er kein besseres findet.

Wien. Fr. Matouschek.

Lehrbuch der Zoologie. Begründet von C. Claus. Neubearbeitet von Dr. Karl Grobben, o. ö. Professor der Zoologie an der Universität Wien. 2., umgearb. Auflage (8., neubearb. Auflage des Lehrbuches von C. Claus). Mit 993 Figuren. Marburg in Hessen, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung 1910.

Das nunmehr vollständige Werk, dessen 1. Teil wir bereits nach seinem Erscheinen besprochen haben (diese Zeitschrift 60. Jahrgang 1909, S. 809) umfaßt 1001 Seiten, um 46 mehr, als die letzte Auflage, und 993 Figuren, um 27 mehr.

Geht man zunächst die auffälligeren Veränderungen des 2. Teils im besonderen durch, so stößt man auf solche gleich zu Beginn, in der Systematik der Spinnen: hier sind die Araneiden neu gruppiert (neu Fig. 530), dann gleich darauf die ganze Ordnung der *Ricinulei* mit Fig. 537 neu gebildet. Bei den *Myriapoden* sind die *Chilopoden* als besondere Unterklasse allen übrigen gegenübergestellt. Unter den *Insekten* finden wir neu Fig. 609, den Vorderkörper einer Pilzfliegenlarve vorstellend, um die Imaginalscheiben zu zeigen, im Text den Zeugungskreis der „migrierenden" Blattläuse modern umgestaltet. Bei den *Mollusken* fallen uns Fig. 669, dann die beiden schönen Abbildungen von *Abraliopsis* mit den Leuchtorganen Fig. 732 und von *Spirula* Fig. 733 nach Originalzeichnungen von Chun auf. Von den *Bryozoen* sind, wie wir schon aus dem 1. Teile wissen, jetzt nur die *Endoprocta* übrig geblieben. Ebenso sind wir schon in Kenntnis von dem auf entwicklungsgeschichtlicher Grundlage neu gebildeten V. Tierkreise der *Deuterostomia*, in dem *Echinodermen, Enteropneusten, Chaetognathen* und *Chordonier* vereinigt erscheinen. Eine Umarbeitung mit Zugabe von zwei neuen, klaren Abbildungen nach Lovén (Fig. 754 und 755) hat das Skelett des Echinodermen erfahren, was noch bei den *Ophiuriden* mit der neuen Original-Abbildung Fig. 780 eine Vervollständigung findet. Es folgen die Ergebnisse neuerer Forschung bei den *Pterobranchiern,* weiters die

völlige Umgestaltung der Systematik der *sedentären Ascidien* im Sinne Seeligers und Hartmeyers.

Unter den *Wirbeltieren* hat die Schwimmblase eine Neubearbeitung in Wort und Bild (Fig. 847) erfahren, ebenso die accessorischen Atmungsorgane von Fischen. Fig. 858 bringt eine neue Abbildung der Larve von *Lepidosiren*, Fig. 866 ein Bild von *Anableps tetrophthalmus*, 882 unter den Amphibien die Larve von *Xenopus laevis*, 893 bei den Reptilien den Giftapparat von *Crotalus*, 923 den feineren Aufbau der Vogellunge, 941 die Zunge von *Didelpuys* mit den verschiedenen Papillenarten; endlich 944 *c* den Querschliff durch den Backenzahn des Pferdes, 978 den Schädel von *Elephas* im Längenschnitt, 979 eine neue Abbildung vom *Tapir* und 984 Fruchtblase und Fötus des Schafes.

Das sind auffälligere Veränderungen. Aber man erkennt die ganze Sorgfalt der Umarbeitung erst, wenn man zugleich die vom Verf. selbst korrigierten Bogen der älteren Auflage in der Hand gehabt hat, von denen keine Seite, meist aber, besonders im systematischen Teile, fast keine Zeile ohne Änderung geblieben ist. Diese Sorgfalt wendet sich besonders der neuen Literatur zu, deren Anführung dem Lehrbuche ja vor anderen den Wert eines wichtigen Hand- und Nachschlagebuches verleiht, der Nomenklatur, die noch immer in Fluß begriffen ist, und der Aufzählung der Arten, unter denen wir vielfach weit verbreitete oder sich sonst irgendwie aufdrängende, in größerer Zahl als vorher, berücksichtigt finden. Wie also der allgemeine Teil Ansprüchen neuer oder neubelebter Forschungsrichtungen — wir erinnern beispielsweise nur an die Aufnahme der Mendelschen Gesetze S. 189 mit Fig. 179 — Rechnung trägt, so bis in die kleinsten, selbst geübtem Auge nicht ohneweiters erkennbaren Kleinigkeiten der spezielle. Und wenn ein Berliner Kritiker die 1. Auflage „das beste der vorhandenen Lehrbücher" genannt hat, so kann um so weniger in Bezug auf die Neuauflage ein Zweifel über die bevorstehende allgemeine Zustimmung aufkommen. Insbesondere der Lehrer wird nach diesem Buche sein Wissen richtig stellen und auf die Höhe moderner Erkenntnis bringen wollen.

Wien. Dr. Theodor Pintner.

K. Linsbauer, L. Linsbauer, L. v. Portheim, Wiesner und seine Schule. (Supplement.) Mit einem Vorworte von A. Burgerstein. Wien, Hölder 1910. 72 SS.

Im Jahre 1903, als Hofrat J. v. Wiesner eine dreißigjährige Tätigkeit als Professor der Anatomie und Physiologie vollendete, haben seine dankbaren Schüler die schöne Idee gefaßt, die Zeit seiner Wirksamkeit als Lehrer und Forscher in einem Bande zu illustrieren, welcher sowohl die von ihm publizierten Arbeiten

als auch jene, welche unter seiner bewährten Leitung im pflanzenphysiologischen Institute der Wiener Universität von seinen Schülern ausgeführt wurden, vereinigen sollte. Die Fülle von erfolgreicher Arbeit, welche hier zusammengetragen erscheint, ist geradezu imponierend! Dabei handelt es sich nicht um ein trockenes Verzeichnis der 212 Abhandlungen und umfangreicheren Schriften des großen Physiologen und der 157 Arbeiten seiner Schüler, sondern das Buch bringt eine kritische Durchleuchtung jenes ausgedehnten Forschungsgebietes, das im Laufe der 30 Jahre zu einer so wesentlichen Erweiterung der wissenschaftlichen Botanik beigetragen und diese durch neue Errungenschaften bereichert hat. Es ist die Wiesnersche Schule nach mancher Richtung geradezu bahnbrechend gewesen; ganz interessante Kapitel aus der Anatomie und Physiologie sind neu eröffnet, andere gründlicher ausgearbeitet worden: wie beispielsweise die Elementarstruktur der Zellenwand, die Induktionserscheinungen bei den Lebensvorgängen der Gewächse, die anatomische Prüfung der Rohstoffe, ganz besonders der alten Papiere, die Transpiration, die Anpassung der Pflanze an den Regen, die Darwinsche Krümmung, die heliotropischen Erscheinungen und das Verhalten der Pflanze zum Lichte überhaupt usw., wodurch Wiesners Ruf als scharfsinniger Forscher, nicht weniger aber auch als hochzuschätzender Lehrer gefestigt wurde, worauf die Universität Wien mit verbürgtem Rechte stolz sein darf.

Seit dem Erscheinen jenes inhaltsvollen Buches, welches einen ganz hervorragenden Abriß der Geschichte der Botanik vorführt, sind sechs Jahre verflossen, Jahre, welche nicht untätig verliefen, sondern die betretenen Bahnen noch weiter ausgestalteten, zu den früheren neue Errungenschaften hinzufügten. Während dieser Jahre hat Prof. Wiesner nicht weniger als 44 weitere Schriften veröffentlicht, und von den durch ihn in die Wissenschaft eingeführten Forschern wurden Untersuchungen aus verschiedenen Kapiteln der Botanik gepflegt, deren Ergebnisse in der nicht geringen Zahl von weiteren 67 Abhandlungen vor uns liegen. Die Gesamtheit dieser Arbeit wird, in dem soeben erschienenen Supplemente vereinigt, in ähnlicher Weise kritisch zusammengetragen und nach den gleichen Gesichtspunkten geordnet, als dankbare Erinnerung und treue Anhänglichkeit an den vielverdienten Meister, gelegentlich seines Rücktrittes von der akademischen Tätigkeit, herausgegeben.

Die große Menge der gewonnenen Tatsachen läßt sich bei der knappen Darstellung des an positiven Errungenschaften so reichen Textes nicht wiedergeben; darum seien auch nur die wichtigsten unter den erreichten wissenschaftlichen Gesetzen im nachfolgenden berührt.

Die Haupttätigkeit Wiesners während der letzten sechs Jahre bezog sich auf die Fortsetzung seiner Studien über die Beziehungen der Pflanze zum Lichte, welchen er seit einem Dezennium oblag. Die Fülle von neuen Erfahrungen auf diesem Gebiete

gab er in einem eigenen Werke „Der Lichtgenuß der Pflanzen“, 1907 heraus. Darin sind die während des Aufenthaltes in Buitenzorg begonnenen, in Kairo, Norwegen und Spitzbergen fortgesetzten photometrischen Studien noch ergänzt durch das Studium des Einflusses, welchen die Erhebung über den Meeresspiegel dabei ausübt. Zu diesem Zwecke war der unermüdliche Forscher vom Missouritale zum Oberlaufe des Yellowstoneriver gereist; die wichtigsten Ergebnisse seiner Lichtmessungen hat er in folgende Sätze gekleidet: Mit zunehmender Seehöhe steigt sowohl der relative als auch der absolute Lichtgenuß, aber nur bis zu einer gewissen Höhengrenze (wie beim Vordringen einer Pflanze aus mittleren in höhere geographische Breiten). Über jene Grenze hinaus verwendet die Pflanze einen konstant bleibenden Anteil des gesamten Tageslichtes: der relative Lichtgenuß wird konstant; aber auch der absolute strebt einem konstanten Grenzwerte zu, den er unter Umständen auch erreicht. Diese interessanten Tatsachen führen zur Erklärung der Zypressenform, welche die Krone von *Pinus Murrayana* mit dem Aufsteigen in große Höhen annimmt, und der Erscheinung, daß in jenen Höhen dieselben Bäume das Auftreten eines Hitzelaubfalles zeigten, welche in tieferen Lagen davon nicht betroffen wurden.

Eine weitere Errungenschaft der Lichtstudien ist das Wesen der Chlorophyllbildung, d. i. die Laubfarbe, und im Zusammenhange damit auch die normale Gestaltbildung der Blätter in Abhängigkeit von den Lichtverhältnissen. Innerhalb der Lichtgenußgrenzen erreichen die Blätter ein stationäres Grün und ihre typische Gestalt; unterhalb eines Minimums erleidet die Chlorophyllbildung eine starke Verzögerung und treten Abweichungen in der Gestalt und im anatomischen Baue ein, welche Wiesner als Etiolementerscheinungen definiert. Die Pflanze ist nicht an ein bestimmtes Optimum der Lichtstärke, sondern an einen bestimmten Bruchteil des allgemeinen Tageslichtes angepaßt, der von Klima und Standortsverhältnissen abhängt. In der Natur bilden sich nur die relativ am besten beleuchteten Laubsprosse aus, welche dabei die minder gut beleuchteten mehr oder weniger unterdrücken. Das direkte Sonnenlicht wirkt manchmal (so bei der Blütenbildung vieler Pflanzen, bei der Entwicklung einer alpinen und arktischen Vegetation usw.) fördernd; es ist aber auch dann von Bedeutung, wenn es beim Eindringen in eine Baumkrone eine doppelte, für die Pflanze günstige Veränderung erfährt.

Das direkte Licht wird beim Eindringen in die Baumkronen geschwächt und innerhalb der Laubmasse durch zahlreiche Reflexionen in diffuses Licht umgewandelt. Gerade zur Zeit der stärksten Laubentwicklung unserer sommergrünen Gewächse wird das auffallende diffuse Tageslicht am stärksten geschwächt, gleichzeitig wird aber durch die Umwandlung von direktem in diffuses Tageslicht der Lichtgenuß der Pflanzen von selbst geregelt. Bei arm-

blätterigen Pflanzen wird der Lichtgenuß von den sie beschattenden Gewächsen geregelt. Weitgehende Laubzerteilung beeinflußt, wie die Ausbildung kleiner Blätter, den Lichtgenuß und die Wärmeverhältnisse des Laubes insofern, als durch die relativ vergrößerte Oberfläche der assimilierenden Organe die Ableitung der zugestrahlten Wärme gefördert wird, woraus sich ein Schutz für die Laubblätter gegen zu starke Erwärmung ergibt.

In inniger Wechselbeziehung mit den Lichtstudien stehen die Verhältnisse des Laubfalles. Dieser bisher wenig beachteten Erscheinung widmete Wiesner eine eingehendere Aufmerksamkeit zu, und er unterscheidet einen Sommerlaubfall, einen Hitze- und einen Frostlaubfall. Bei Immergrünen kommt ein Treiblaubfall vor, der sich darin äußert, daß zur Zeit des Knospentreibens ein großer Teil des alten Laubes abgestoßen wird.

In hohem Maße wird auch die Transpiration der Pflanzen vom Lichte beeinflußt. Wenn ein Schattenblatt stark zu welken beginnt, dann stellt auch das bis dahin geförderte Sonnenblatt die weitere Entwicklung ein, da es in seiner Entwicklung bezüglich des Wasserbedarfes an dieses angewiesen ist, dem, da es selbst nur schwach transpiriert, das Wasser entrissen wird. Diese Wasserverschiebung infolge ungleicher Verdunstung bezeichnet Wiesner als korrelative Transpiration. Dieselbe hat auch formative Effekte im Gefolge: durch sie wird die Erscheinung der Phototrophie beeinflußt; sie ruft auch, infolge des Zurückbleibens einzelner Blätter in ihrer Entwicklung, die Anisophyllie (deren Ursachen übrigens noch anderweitig zu suchen sind) hervor, besonders zur Herbstzeit. Unter dem Einflusse der direkten Beleuchtung entwickeln sich die äußeren, in der Knospe noch befindlichen Blätter stärker, die Knospe krümmt sich anscheinend vom Lichte weg (phototrophe Nutation); dadurch wird die Anisophyllie gefördert, welche ihrerseits wieder eine gesteigerte Ausnützung des Lichtes der Pflanze gewährleistet.

Da die Wissenschaft stets auch dem praktischen Leben zu dienen hat, so richtete Wiesner die Resultate seiner Untersuchungen und Beobachtungen auch auf das Gebiet der Gärtnerei und wies die Wichtigkeit der Lichtmessungen nach, auch für die Gewächse, welche in Zimmern, an Fenstern usw. als Zierpflanzen gehalten oder gezogen werden.

In seinem mehr als dreißigjährigen wissenschaftlichen Wirken hat Wiesner die verschiedensten Probleme mit großer geistiger Schärfe einer Forschung unterzogen und die erhaltenen Resultate der Beobachtung und des Experimentes logisch zu einem harmonischen Zusammenhange geordnet. In diesem Sinne sind seine Werke über die Elementarstruktur der Organismen, Lichtgenuß der Pflanzen usw. aus der Beleuchtung und Ergründung einzelner Phänomene hervorgegangen, die anfangs für sich ausgewählt und weiter verfolgt, zuletzt zu einem abgerundeten Ganzen vereinigt vorlagen;

Werke, welche als eminent philosophisch, auf streng wissenschaftlicher Untersuchung aufgebaut, gelten dürfen. Als Philosoph ist Wiesner auch auf dem internationalen Kongresse in St. Louis (1905) mit seinem inhaltsvollen Vortrage: „Die Entwicklung der Pflanzenphysiologie" aufgetreten, worin er in knappen Zügen ein umfassendes Bild der Entwicklung dieser botanischen Wissenschaft entwirft. Nicht minder beruht sein biograpisches Werk „Jan Jngen-Housz" (1905) auf philosophischer Grundlage.

Die Schule Wiesners hat in den letzten Jahren die Anatomie der Pflanzenzelle besonders entwickelt und das Studium verschiedener Wachstums- und damit verbundenen Erscheinungen auf physiologischer Grundlage gepflegt. Darunter sind wohl mehrere Beiträge zu den Untersuchungen Wiesners (Transpiration, Lichtmessungen, Laubfall).

Der Wassergehalt in den Wänden der pflanzlichen Zelle bedingt, durch Verringerung der optischen Dichte, ein Herabdrücken des Lichtbrechungsvermögens (Schiller 1906), anderseits beeinflußt er auch das magnetische Verhalten der Zellenmembran (Pauksch 1906), welche letztere außerdem noch vom Eisengehalte (Wiesner) und von der Struktur der Zelle abhängig sein kann. — Scholl stellte (1908) aus den Hyphenmembranen von *Boletus edulis* einen Stoff dar, welcher sich chemisch genau so wie tierisches Chitin verhält, während Tomann (1906) im Schleime der Mistelfrucht zwei verschiedene Verbindungen, einen Zellulose- und einen Pektoseschleim, nachweisen konnte. Diffusionsversuche zeigten, daß Schleim gar nicht oder nur äußerst wenig für Luft durchgängig ist.

Das Tiefgrünwerden der Blätter kommt durch Chloroplastenvermehrung (Vouk 1908) oder durch regelmäßig fortschreitende Wasserabnahme (Stein 1909) zustande. Linsbauer (1909) analysierte den Kautschuk von *Lactuca viminea*; Senft, Grafe und Strakosch beschäftigten sich eingehender mit dem Nachweise des Zuckers in den pflanzlichen Geweben. Strakosch ist der Ansicht, daß bei der Zuckerrübe der Rohrzucker als fertiger Reservestoff bereits aus dem Blatte in die Wurzel wandert, und daß seine Entstehung, bezw. Umwandlung aus Monosacchariden, in Abhängigkeit vom Lichte vor sich gehe. — Untersuchungen an Anthokyan-Farbstoffen wurden von Grafe, Portheim und Scholl (1908) vorgenommen.

An Wurzeln von Lindenbäumen hat Vouk (1909) große Lentizellen, in Quer- und Längsreihen angeordnet, beobachtet, während Karzel (1909) an den Spaltöffnungszellen einiger *Cycadeen*, wohl als xerophytische Anpassungserscheinung, in verschiedener Ausdehnung verholzte Schichten der Außen- und Innenwand wahrnahm. — Nach den Untersuchungen von Jenčič (1908) stammen ägyptische, mit hieratischen Schriftzeichen besetzte Holzstücke (Wiener k. k. Hofbibliothek) von *Cedrus Libani*, andere Mumientäfelchen (Papyrussammlung Erzh. Rainer) von Tannen-, Fichten- und Kiefern-

holz. Da in Ägypten keine Nadelhölzer vorkommen, so muß das Holz aus anderen Ländern importiert worden sein.

Das Nicken der Blüten wird bei Maiglöckchen durch die Blütenlast, bei der weißen Lilie durch Epinastie, negativen Geotropismus und vitale Lastkrümmung bedingt; bei *Erica* hat dagegen die Blütenlast nur geringen oder gar keinen Einfluß auf deren Richtung (Portheim 1904). Nähr- und Haftwurzeln verschiedener Aroideen sind entweder stets oder doch wenigstens zeitweilig ageotropisch; ganz unabhängig davon führen sie Statolithenstärke in der Columella der Wurzelhaube. Linsbauer, der dies beobachtet hat (1907—1808), meint, man könne sich zur Erklärung des Zustandekommens der geotropischen Reaktion ohne Statolithen vorstellen, daß das Plasma den Schwerkraftreiz durch eine Strukturänderung infolge einer orientierten Deformation perzipiert.

Die Lichtmenge, welche erforderlich ist, um einem Pflanzenorgane Heliotropismus zu induzieren, hat einen ganz bestimmten Wert. Da jene das Produkt aus Intensität und Präsentationszeit darstellt, so muß, wenn die Intensität sinkt, die Präsentationszeit dementsprechend länger dauern. Fröschel (1908—1909) kam, durch seine Vergleiche, auf dieses Gesetz, das er als Hyperbelgesetz bezeichnet, welches auch für geotropische Reizvorgänge und für die Hervorrufung der Gesichtsempfindung beim Menschen giltig ist und im Talbotschen Gesetz ein Analogon hat.

Linsbauer befaßte sich mit Beobachtungen über das Zustandekommen der Lichtlage von Laubblättern (1904), besonders von *Liliaceen* und *Amaryllideen:* wo, bei demselben, eine heliotropische Krümmung nachweisbar war, wurde sie stets durch positiven Heliotropismus hervorgerufen; negativer Heliotropismus ließ sich experimentell nicht feststellen, alle untersuchten Blätter erwiesen sich, im Dunkeln und im Lichte, negativ geotropisch; bei den bandförmigen Blättern ist stets Flächen- und Kantengeotropismus nachweisbar; scheidenartige Blätter hemmen immer mehr oder weniger die geo-, bezw. heliotropischen Erscheinungen. Flächenförmige Blätter werden im Dunkeln häufig hyponastisch, mitunter so stark, daß deren Unterseite nach oben gekehrt wird. Auch die Photoepinastie ist ein wichtiger Faktor für das Zustandekommen der Lichtlage bandförmiger Monokotylenblätter. — Die Versuche Kölbls (1909) über den Heliotropismus von Holzgewächsen ergaben, daß im Keimlingsstadium alle (Untersuchungsobjekte), wie krautartige Pflanzen, deutlich heliotropisch sind, die Reaktionszeit ist aber eine relativ lange. Etiolierte Keimlinge sind heliotropisch empfindlicher als die im Lichte kultivierten. Strauchige Holzgewächse, die als Unterholz geringe Lichtintensitäten ertragen, sind relativ hochgradig heliotropisch, jene, die Baumform besitzen sind es nur in geringem Maße. In Strauch- und Baumform auftretende Holzgewächse verhalten sich intermediär.

Greilachs spektralanalytische Untersuchungen wiesen die Gegenwart von Chlorophyll auch bei angiospermen, im Dunkeln gezogenen Keimlingen nach. Im Zusammenhange damit mag die Beobachtung erwähnt werden, daß genügend stark diffuses Licht die Entwicklung bei den Zuckerrüben fördert (Strakosch 1906), infolge einer Substanzvermehrung, die sich bei den Wurzeln stärker als bei den Blättern äußert. Die von Strakosch (1908) in Afrika vorgenommenen Lichtmessungen lassen die Vermutung aufkommen, daß die atmosphärische Hülle, welche entsprechend den Zentrifugalverhältnissen in der Nähe des Äquators höher ist als gegen die Pole zu, in der Nähe des Äquators die Intensität der Sonnenstrahlen in einem relativen Maße herabsetze.

Grafe fand (1906) in einer 1%igen Diphenylaminlösung in Schwefelsäure ein geeignetes Reagens für Formaldehyd, und untersuchte, mit Portheim (1909), welchen Einfluß Formaldehyd auf Pflanzen ausübt, wenn es ihnen im Luftvolumen geboten wird. Es wurde nachgewiesen, daß Bohnenkeimlinge beträchtliche Mengen von dem Gase aufnehmen und auch vertragen können; die Schädigungsgrenze ist individuell verschieden, aber von der Jahreszeit abhängig.

Der absteigende Wasserstrom in den Pflanzen wurde (1909) von zwei Forschern untersucht: Löwi erläutert dieses Vorkommen auf theoretischem Gebiete und stellt Vergleiche mit analogen Vorgängen im Tierreiche an, während Schechner das Auftreten jenes Stromes in zwei Fällen spektroskopisch (mit Lithiumsalpeter) nachweisen konnte: 1. wenn die Verdunstung der am stärksten transpirierenden jüngsten Blätter künstlich ausgeschlossen war, und 2. wenn die jüngsten Blätter in das Stadium der schwächer transpirierenden traten.

Mit der Erscheinung des Laubfalles beschäftigte sich auch Löwi (1906—1907), der eine neue Form des Trennungsgewebes beobachtete, die durch Verdünnung der Dauergewebszellmembranen und gleichzeitiges Auftreten neuer Scheidewände entsteht, und bei der die durch Ablösung des Blattes freigelegten Zellen zu umfangreichen Schläuchen auswachsen. Schlauchzellen bilden sich bei ombrophilen Laubhölzern. Bei dieser Blattablösung äußert sich die Polarität der Gewebe in der stets nur an der Sproßseite auftretenden Zellenhypertrophie.

Diese kurze Auslese vermag nur ein schwaches Bild der Errungenschaften zu bieten, welche die Wissenschaft als wichtige Fortschritte verzeichnen wird.

Pola. R. Solla.

Aus Abhandlungen zur Philosophie und ihrer Geschichte. Herausgegeben von Falckenberg. Heft 5: „Spinoza"; acht Vorlesungen, gehalten an der Universität Bern, von Prof. Dr. Anna Turmarkin. 89 SS. Leipzig, Quelle & Meyer 1908. Preis geb. Mk. 2·40.

Durch ein zufälliges, unschuldiges Verschulden des Referenten blieb dieses Büchlein allzulange hier unbesprochen und ich bedauere es, einen Hinweis auf diese schöne, lesenswerte Arbeit bis jetzt vorenthalten zu haben. Sie kann eine klare, wohl orientierende Einführung in das schwierige Studium Spinozas bilden und bietet einen interessanten Versuch seiner Auslegung. Die bisherigen Interpretationen der „Ethik" sind mannigfach und die meisten von ihnen sind falsch. Die Verfasserin erweist mir die Ehre, auf Grund meiner Akademieschriften über Spinoza (1889 ff.), die sie erst nach Abhaltung ihrer Vorlesungen kennen gelernt hat, zu erklären, daß ich . . . zu einer Auffassung Spinozas gelangt war, die der ihrigen . . . am nächsten kommt. Es ist mir nun recht leid, daß die Verfasserin nicht meine kurze Erklärung der Ethik Spinozas Wien, Braumüller 1894, kennen gelernt hat; die Bekanntschaft wäre vielleicht von allgemeinem Nutzen gewesen. Die Differenzen zwischen uns, auf einem Punkte zunächst gering, erweitern sich bezüglich der Fundamentalanschauung. Wie ich, sieht die Verf.n die große Bedeutung des Satzes von Spinoza: „ein in der Natur existierender Kreis und die Idee eines existierenden Kreises sind ein und dasselbe Ding ...". Ich nun glaube, daß Spinoza diese Erkenntnis nicht metaphysisch, erkenntnistheoretisch grundlegend verwertet hat; sonst hätte er nicht von einer Substanz mit ihren wesentlichen, an sich realen Attributen der Ausdehnung und des Denkens gesprochen, sondern hätte sagen müssen, es gebe nur eine Art der Existenz und bloß in der zufälligen, menschlichen Konstellation fänden sich zwei Modi (!) von Auffassungen. (Von meiner Interpretation Spinozas will ich hier weiter nicht reden.)

Die Verf.n hingegen wird verleitet, in jenem Satze — fälschlich — das Musterbild von Spinozas Lehre zu erblicken und imputiert ihm nun die Auffassungen: die Substanz sei die Identität von Erkenntnis und Wirklichkeit, die Identität von Bewußtsein und Realität, die Einheit zwischen Sein und Gedachtwerden — oder gar die Substanz sei die Objektivation des Bewußtseins. Das scheint aber nicht die Lehre Spinozas zu bilden; denn in diesem Falle hätte er die Substanz nur auf zwei Attribute, Ausdehnung und Denken, beschränken müssen, während er tatsächlich eine viel reichere Ausstattung der Substanz mit Attributen für möglich hält; und es wäre ihm ferner durch die angeführte Auslegung zugemutet worden, von Relativitäten und Subjektivitäten auszugehen, anstatt vom Absoluten. Ebenso unhaltbar scheint es, wenn man glaubt, Spinoza übertrug auf die Substanz die Einheitlichkeit des Bewußtseins.

Hiermit sollen nicht förmliche Widerlegungen der Ansichten der Verf.n geboten sein, sondern nur Erinnerungen, daß jede Spinoza-Auslegung problematisch bleibt — was nicht hindert, manche für ganz verfehlt zu halten.

Die Abweisungen unbegründeter Theorien seitens der Verf.n sind völlig zutreffend. Vortrefflich ist ihre Gleichsetzung von Substanz und Gott; höchst anerkennenswert ist, daß sie in der sogenannten „Liebe Gottes" nichts eigentlich Mystisches erblickt. Manche Vergleichung Spinozas mit Kant scheint verunglückt.

Das Büchlein ist so sympathisch, weil es keine langatmige Schönrednerei enthält, sondern eine Schlichtheit zeigt, deren Wärme besonders in der Darstellung der Affektenlehre und der Ethik im engeren Sinne zu wirksamen Ausdruck kommt. Die Verfasserin hat wacker mit den Problemen gerungen und wird deshalb ausgiebige Hilfe für die Erkenntnis Spinozas leisten.

Wien. Dr. Richard Wahle.

Moderne Philosophie. Herausgegeben von Dr. Max Apel. Berlin, Verlag der „Hilfe" 1808: Band 2. „Kleines philosophisches Wörterbuch", Erklärung der Grundbegriffe der Philosophie von Dr. Rud. Odebrecht. — Band 3. „Der Wert des Lebens". Optimismus und Pessimismus in der modernen Philosophie von Kurt Walter Goldschmidt.

Dem Zuge der Zeit, die Wissenschaft zu popularisieren, die Einführung in sie auch dem zu erleichtern, in dem das Suchen und Streben erwacht, wenn er auch außerhalb der unmittelbaren Beschäftigung mit der wissenschaftlichen Forschung steht, will die von Dr. Max Apel in Berlin erscheinende Sammlung „Moderne Philosophie" in der Weise dienen, daß sie die Errungenschaften philosophischen Denkens gemeinverständlich zur Darstellung bringt.

Diese Zwecke fördert ganz besonders das „Kleine philosophische Wörterbuch" von Rud. Odebrecht, Bd. 2 der Sammlung. Selbstverständlich sind die Intentionen des 83 Seiten umfassenden Büchleins ganz andere als die des großen „Wörterbuches der philosophischen Begriffe" von Dr. Rud. Eisler. Während letzteres mit seinen meist erschöpfenden historischen Überblicken über die Entwicklung der einzelnen philosophischen Begriffe dem wissenschaftlichen Forscher als willkommene Hilfe dient, wenn er bei der Bearbeitung eines bestimmten philosophischen Problems dessen Geschichte sich vor Augen halten muß, so soll das „Kleine philosophische Wörterbuch" von Odebrecht sogar dem Leser philosophischer Werke, der in Unkenntnis der griechischen und lateinischen Sprache durch die vielen aus ihnen entnommenen Termini der Philosophie sich im Verstehen der philosophischen Darlegungen gehemmt sieht, diese Hindernisse aus dem Wege räumen. Deshalb

sind es hauptsächlich philosophische Fremdwörter, deren kurze Erklärung obige Zwecke fördern. Der Verf. hat aber auch, allerdings nur in knapper Form, es bei wichtigen Begriffen, wie Bewußtsein, Begriff, Substanz, Materie u. a. es nicht an historischen Hinweisen auf die verschiedenen Formen fehlen lassen, in welchen diese Begriffe im Laufe der Geschichte der Philosophie erscheinen.

Wenn auch vielleicht die praktische Verwendung des Büchleins den Wunsch nach Aufnahme neuer Wörter, bezw. ihrer Erklärung zeitigen dürften, auf den übrigens jederzeit einzugehen der Verf. in dem Vorworte verspricht, so kann Ref. versichern, daß das Werkchen als Nachschlagebuch für den Laien und den Anfänger in philosophischen Studien gewiß Anklang finden und in weiteren Kreisen gute Aufnahme finden wird. Aufmerksam sei der Verf. darauf gemacht, daß unter dem Titel „Antinomie" (S. 13, Z. 14, 15, 16) eine störende Zeilenvertauschung dem Setzer entgangen ist.

Das zweite Werkchen „Der Wert des Lebens" von Kurt Walter Goldschmidt verlangt wohl in seiner ganzen Anlage, wie auch durch die Form der Darstellung und die Inhaltsfülle schon außer dem Laienkreise stehende philosophierende Leser. Es ist das Problem der optimistischen und pessimistischen Lebenswertung, das von dem Verf. eine ebenso anregende wie geistreiche Behandlung erfährt. Er verfolgt die Entwicklung und Gestaltung des Problems von den Zeiten an, wo der Volksmythos von der Sphinx und dem Medusenhaupte den tiefsinnigsten Ausdruck für das Rätsel der Lebenstatsache findet, bis in unsere moderne Zeit, indem er im letzten Kapitel „ein Bild des letzten praktischen Standes unseres Problems und damit der gegenwärtig herrschenden Kultursituation" entwirft. Innerhalb dieses Rahmens kann der Leser in dem vom Verf. gegebenen klaren, eine Fülle von Anregungen darbietenden Bilde von den mannigfachen Spielarten des Optimismus und Pessimismus zunächst das Problem in seinen theoretischen Verzweigungen verfolgen, kann aber auch in den „Spiegelungen" der Dichter- und Philosophenworte verschiedener Zeiten den Faden erkennen, der durch den bunten Wechsel der Gestaltungen des Lebenswertgefühles aller Zeiten den Weg weist. Kurz es ist kein Zweifel, daß der Leser des Buches zum Mit- und Weiterdenken viel Anregung in dem Werkchen finden wird.

Wien. Gustav Spengler.

Methodologisches und Philosophisches zur Elementarmathematik von G. Mannoury, Privatdozent für die logischen Grundlagen der Mathematik an der Universität zu Amsterdam. Haarlem, P. Visser Azn. 1909. 278 SS. 25 Figuren.

Im Vorwort teilt uns der Verf. mit, daß dieses Buch seine Entstehung einer Anregung seiner Zuhörer verdanke, vor welchen

er im Sommer 1906 einen Ferienkurs für Mathematiklehrer über den in seinen Vorlesungen behandelten Stoff gehalten habe. Diese beschäftigen sich mit den Grundbegriffen: Zahl, Raum, Zeit und mit der mathematischen Methode ihrer Darstellung. Der Verf. verweist ferner darauf, daß er in dieser gedruckten Ausgabe mehr als bei den mündlichen Vorträgen die Literatur berücksichtigt habe, die in den Anmerkungen tatsächlich stark vertreten ist und nicht nur die betreffenden Stellen, sondern auch den Wortlaut so weit als möglich angibt und diskutiert. Das Werk gliedert sich in zwei Hauptteile, die sich der Hauptsache nach einerseits auf Arithmetik, anderseits auf Geometrie beziehen.

In der Einleitung zum ersten Teil wird zunächst der Begriff der mathematischen Wahrheit als solcher erörtert und die Unbestimmtheit und Relativität der mathematischen Grundbegriffe: Einheit, Raum, Zeit und Kausalität, Schein und Wesen kritisch untersucht. Das I. Kapitel befaßt sich mit der Einheit und Vielheit. Das Studium des Einheit-Vielheitsbegriffes ist die wesentliche Aufgabe der mathematischen Philosophie. Die Wirklichkeit ist keine Vielheit; Lust und Unlust sind die Bezeichnungen der primären Empfindungsbeziehungen. Analysis und Synthesis des Willensaktes, aktive, passive und reaktive Reihen von psychischen Elementen. Ähnlichkeit und Gegensätzlichkeit von Empfindungen. Ableitung des subjektiven Zeitbegriffes. Die subjektive Auffassung des Einheits-Vielheitsbegriffes als Grundlage der monistischen Philosophie im Gegensatz zum dualistischen Prinzip. Freiheit und Notwendigkeit. Unterscheidung zwischen wirklich ausgeführten und bloß gewünschten oder vorgestellten Handlungen. Im II. Kapitel wird die Zahl als solche, ihre Endlichkeit und Unendlichkeit diskutiert. Der Verf. geht von der Gleichmächtigkeit aus, gelangt dann zum Identitätssatz und hierauf zum kommutativen und transitiven Gesetz. Beziehung der Über- und Unterordnung. Definition endlicher Vielheiten als spezielle Klasse der Vielheiten im allgemeinen. Die Grundeigenschaften der Arithmetik sind Gegenstand des III. Kapitels. Es umfaßt die genetische Definition der endlichen Zahl, den Begriff der Anordnung, die Beziehung der Ordinal- und Kardinalzahlen und eine geschichtliche Übersicht über die analytische Grundlegung der Zahlenlehre, über die Arbeiten von Peirce und Dedekind und eine Diskusion über den Kantianismus. Im IV. Kapitel dieses Abschnittes wird die Erweiterung des Zahlbegriffes und das Prinzip der Permanenz besprochen, dann die Grundoperationen und ihre Gesetze, zuerst hinsichtlich der ganzen Zahlen und hierauf ihre Anwendung auf die transfiniten Kardinalzahlen. Erweiterung des Ordinalzahlbegriffes. Das letzte Kapitel befaßt sich mit irrationalen Größen und Zahlen. Hier sind speziell der „Schnitt" nach Dirichlet und das „Messen" Gegenstand der Untersuchung.

Im zweiten geometrischen Teil des Werkes beschäftigt sich die Einleitung mit der analytischen und erfahrungsmäßigen Geo-

metrie. Dann verbreitet sich die Diskusion über die unmittelbare und vermittelte Gewißheit und über die Relativität der Wahrheit. Endlich wird hier noch die Frage aufgeworfen: Ist die Geometrie eine Erfahrungswissenschaft? Von besonderem Interesse ist dann das Kapitel, das sich mit der mathematischen Logik, freilich nur in ihren Anfängen, beschäftigt. Es wird der Reihe nach erörtert der Grundgedanke der mathematischen Logik, die Gesetzmäßigkeit der Wortverbindungen, die Begriffsschrift Peanos und sein „*Formulaire des mathematiques*", die Hauptzüge des logischen Kalküls, die Bedeutung des Syllogismus, eine Kritik der symbolischen Logik, die Beurteilung der Widerspruchslosigkeit der logischen Formeln, Kantianismus und Symbolismus, Widerspruch und mathematische Gewißheit als Gegensätze, Wahrheit und Zweckmäßigkeit und endlich die Aufgabe, welche die Logik und die Philosophie der Mathematik noch zu lösen haben. Bezüglich der Begriffsschrift Peanos und ihrer Verwendung zur Herausgabe einer damit durchgeführten Zusammenstellung aller wichtigen mathematischen Formeln und Lehrsätze sei hier noch hinzugefügt, daß Peano selbst eifrigst bestrebt war, eine deutsche Ausgabe zu veranstalten, und daß dieselbe, wie wir aus unmittelbarster Quelle wissen, lediglich am Widerstande der hervorragendsten deutschen Verlagshandlungen gescheitert ist, welche die Ablehnung damit motivierten, daß in deutschen Fachkreisen dafür zu wenig Stimmung sei. Ein ähnlicher Widerstand machte sich auch lange Zeit hindurch gegen die Verbreitung des Vektorkalküls geltend, was zur Folge hatte, daß diese wesentlich vereinfachte Darstellungsform sich in der deutschen Fachliteratur nur langsam ausbreitet. Auch der Versuch Peanos, den internationalen Verkehr auf diesem Gebiete durch eine wesentliche Vereinfachung der lateinischen Sprache zu fördern, ist lediglich daran gescheitert, daß die Wichtigkeit einer Konzentration der literarischen Hilfsmittel zu wenig Verständnis findet, obwohl das Bedürfnis nach einer solchen, wie der IV. internationale Mathematikerkongreß in Rom im Jahre 1908 gelehrt hat, immer dringender wird.

Das II. Kapitel dieses Abschnittes ist der Geometrographie und dem Begriffe der geraden Linie gewidmet. Es befaßt sich zunächst mit der Anwendung der symbolischen Methode auf das geometrische Konstruktionsverfahren und behandelt dann die Geometrographie Lemoines. Hierauf werden erörtert verschiedene Gesichtspunkte für die Bestimmung der geraden Linie und ihre duale Definition, die fünf Grundformeln der projektiven Geometrie, Desargues' Postulat, die Grundlagen der metrischen Geometrie, Relativität des Abstandbegriffes, Ableitung eines metrischen Systems aus der Äquidistanzrelation. Den Inhalt des III. Kapitels bilden die nicht-Euklidischen Geometrien. Es kommen hier der Reihe nach zur Sprache die Frage des Parallelismus und ihre Lösung, die logische Berechtigung der zweidimensionalen Riemannschen und Lobatschefskyschen Geometrie und ihre Erweiterung auf drei Dimen-

sionen. Die verschiedenen Bewegungstypen in der Euklidischen, Riemannschen und Lobatschefskyschen Geometrie und die Beziehung dieser Systeme zur Erfahrung. Geschichtlicher Überblick über ihre Entwicklung. Im Schlußkapitel werden allgemeine Betrachtungen über den Raumbegriff angestellt; es ist dies der Inbedriff unserer Kenntnis vom starren Körper. Stufenweise Einteilung derselben in psychische Elemente beschränkteren Gebietes. Die Invarianz der Körperlage des Beobachters. Untersuchungen von Cyons betreffs des Ohrlabyrinthes. Der Raum-, Zeit- oder Bewegungsbegriff umfaßt nur einen Teil des Vorstellungsbestandes der Ichheit. Das Buch schließt mit den Worten: „Können wir auch, ohne eine selbstberechtigte ‚Weltgeometrie' vorauszusetzen, anerkennen, daß unser Gesichtssinn uns hauptsächlich zwei, unser Tastsinn drei, unsere Bewegungen vier Dimensionen zu erkennen befähigen, das Leben selbst erfordert mehr als Formeln und Dimensionen, es braucht zu seinem Kampfe den ungemessenen und unermeßlichen Geistesraum".

Werden vielleicht auch alle diese Gegenstände nicht bis zu jenem Grade von Klarheit erschöpft, welchen der Leser nach der Inhaltsangabe erwartet — mehrfach gesteht dies der Autor selbst zu und da und dort kann man wohl auch anderer Meinung sein — so ist doch die Anregung zur Erörterung einer langen Reihe wichtiger Fragen eine so mächtige, daß man nur wünschen könnte, der Autor hätte sich bei mancher Frage länger aufgehalten. Der Umstand, daß er die deutsche Sprache nicht vollständig beherrscht, kommt in sachlicher Hinsicht weniger in Betracht, sein Werk verdient aber umsomehr Beachtung, als sich der Verf. hoffentlich in der nicht ganz irrtümlichen Überzeugung, gerade in deutschen Fachkreisen lebhaftem Interesse zu begegnen, der großen Mühe unterzogen hat, die Ergebnisse seiner Forschungen selbst in deutscher Sprache herauszugeben.

Innsbruck. Dr. Al. Lanner.

Jahrbuch für Volks- und Jugendspiele. In Gemeinschaft mit den Vorsitzenden des Zentralausschusses zur Förderung der Volks- und Jugendspiele in Deutschland, E. von Schenckendorff und Prof. Dr. F. A. Schmidt, herausgegeben von Hofrat Prof. H. Raydt, Studiendirektor der Handelshochschule in Leipzig. 17. Jahrgang: 1908. Mit Buchschmuck von Alois Kolb. 32 Abbildungen im Text und 2 Tafeln. Leipzig, B. G. Teubner 1908. Preis kart. 3 Mk.

Der hier vorliegende 17. Jahrgang des Jahrbuches für Volks- und Jugendspiele bietet auch diesmal einen reichhaltigen und sehr beachtenswerten Inhalt. Von den Abhandlungen verdienen besonders erwähnt zu werden: Fichtes Reden an die deutsche Nation und der Wert der Leibesübungen von Prof. Dr. Konrad Koch in

Braunschweig. Die an sich gründliche Arbeit bildet einen wesentlichen Beitrag zur Geschichte unserer Volkserziehung, wird aber auch von allen Vertretern unseres schönwissenschaftlichen Schrifttums nur auf das lebhafteste willkommen geheißen, da sie einen klaren Blick in die so bewegte Zeit der Befreiungskriege Deutschlands gewährt. Neu und lehrreich ist die Abhandlung des Leutenants d. R. Dr. Kuhr in Leipzig über die Turnspiele bei der Armee, welch letztere Hahnke mit Recht eine lebendige Verkörperung der Endziele des Turnens nennt. Zeitgemäß sind die Aufsätze, welche sich mit den Spielen der Arbeiterschaft und mit der regelmäßigen körperlichen Betätigung der schulentlassenen Jugend beschäftigen. Die Verff. sind der um die Erziehung unseres Volkes so verdiente Vorsitzende des Zentralausschusses Abgeordneter von Schenckendorff in Görlitz und der Regierungsrat Dominicus in Straßburg. Die hier geäußerten Winke und Pläne haben auch für unsere Verhältnisse, wo für die Arbeiterschaft und die schulentlassene Jugend bisher nichts geschehen ist, ihre Bedeutung. Der bekannte Bonner Physiologe, Sanitätsrat Prof. Dr. F. A. Schmidt liefert auch diesmal eine sehr wertvolle literarische Gabe mit der Betrachtung, wie notwendig für eine Hilfsschul-Erziehung eine richtige und regelmäßige Pflege der Jugendspiele sei. Die aus langjähriger Erfahrung gebrachten Vorschläge gelten in allen Punkten ihrer Ausführungen auch für unsere Anstalten und werden deren Leitern wärmstens empfohlen. Noch sei auf den vom Herausgeber des Jahrbuches, Hofrat Raydt, mitgeteilten „Ratgeber zur Pflege der körperlichen Spiele an den deutschen Hochschulen“ aufmerksam gemacht. Unter dem Abschnitt: „Aus dem Geistesleben“ nennen wir die von Prof. Dr. Burgaß in Elberfeld besorgte treffliche „Übersicht über die Literatur der Spiele und verwandter Leibesübungen im Jahre 1907“. Der III. Abschnitt bespricht die Spielnachmittage und redet insbesondere der verbindlichen Einführung der Jugendspiele das Wort. Verfasser sind: Prof. Schmidt, Stadtschulrat W. Sickinger in Mannheim, Prof. Keßler in Stuttgart, Hofrat Raydt in Leipzig und Oberlehrer Hahne in Braunschweig. Der IV. Abschnitt ist den dem Spiele verwandten Leibesübungen in freier Luft gewidmet, so den Ruderübungen (Prof. Dr. Biese in Neuwied) und den Ferienwanderungen (Direktor Dr. Neuendorff in Haspe). Hierauf folgen noch Berichte aus einzelnen Gauen und Orten und Mitteilungen über die Abhaltung der Spielkurse der Jahre 1907 und 1908.

Aus alldem geht hervor, daß auch das vorliegende Jahrbuch seinen Vorgängern an Reichhaltigkeit des Stoffes und an Trefflichkeit des Inhaltes in keiner Weise nachsteht. Die Jahrbücher sollten Eigentum der Büchereien aller Schulen und Erziehungstalten sein.

Baden-Wien. J. Pawel.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Bericht über den X. deutsch-österreichischen Mittelschultag.

(21., 22. und 23. März 1910.)

Wir feiern mit dem zehnten Mittelschultag ein kleines Jubiläum, sagte der Geschäftsführer in der Erstattung des Rechenschaftsberichtes. Allerdings versammeln wir uns zum zehnten Male zu gemeinsamer Arbeit. Aber die Tätigkeit der Mittelschultage umfaßt einen Zeitraum von mehr als zwanzig Jahren. Und innerhalb dieser Zeit hat sich vieles geändert im Schulleben sowohl als auch in der Stellung des Mittelschullehrstandes. Die Leitung unserer Verhandlungen hat unverrückt die beiden Ziele im Auge behalten, daß die Mittelschultage der Schule zu dienen haben, d. i. der fortschreitenden Entwicklung der Erziehung und Bildung der Jugend, und daß sie berufen sind, unseren Stand materiell und sozial zu heben. Ich glaube, wir können mit einiger Befriedigung auf die nach beiden Richtungen geleistete Arbeit zurückblicken. Noch bleibt den künftigen Mittelschultagen auf beiden Gebieten vieles nachzuholen übrig. Die Organisation fast des gesamten Unterrichts ist auf neue Grundlagen gestellt und erfordert eine neue, den Verhältnissen angepaßte Unterrichtstechnik. Und die Förderung der noch nicht befriedigten Wünsche in Standesfragen wird, wie der Rückblick auf die verflossene Zeit lehrt, noch harte Arbeit kosten. Letzterer Forderung steht der Mittelschullehrstand wohl innerlich und äußerlich erstarkt gegenüber. Die große Zahl der Teilnehmer — 778 — liefert den erfreulichen Beweis, daß viele Kollegen, die sich bisher von den Organisationen des Mittelschullehrstandes, unter denen die Mittelschultage eine hervorragende Stelle einnehmen, aus welchen Gründen immer fernhielten, nunmehr zur Überzeugung gelangt sind, daß diese Einrichtungen für unseren Stand eine Notwendigkeit sind. Diese allgemeine Überzeugung sowie die bisher errungenen großen Erfolge lassen uns zuversichtlich hoffen, daß wir mit Geduld und Ausdauer die Hindernisse überwinden und die Erfüllung unserer Desiderien erreichen.

Am Vorabend des Mittelschultages, Palmsonntag den 20. März, fand im Kursalon ein Begrüßungsabend statt, der gegen 300 Teilnehmer vereinigte, obwohl von auswärts erst wenige Gäste erschienen waren.

Dir. Anton Rebhann begrüßte namens des vorbereitenden Ausschusses Herrn Hofrat Dr. Johann Huemer, die Herren Landesschulinspektoren Dr. August Scheindler, Dr. Ignaz Wallentin, Hans Januschke, Dr. Karl Tumlirz, Dr. Alfred Pawlitschek, Dr. Robert Kauer und alle von fern herbeigeeilten Kollegen sowie die Gäste nichtdeutscher Zunge. In dem vollen Saale bildeten sich bald Gruppen, in denen Kollegen der verschiedenen Länder und Anstalten einander begrüßten.

Erster Verhandlungstag.

(Montag, 21. März 1910.)

Um 8 Uhr 30 Minuten eröffnete Schulrat Eduard Scholz die Versammlung mit einer kurzen Ansprache und einem herzlichen Willkommgruß aller Teilnehmer. Insbesondere begrüßte er den Vertreter Sr. Exzellenz des Herrn Ministers für Kultus und Unterricht Herrn Hofrat Dr. Johann Huemer (lebhafter Beifall), Herrn Ministerialrat Dr. Franz Krappel, die Herren Regierungsräte Dr. A. Primožić und Dr. Gustav Schilling aus dem Unterrichtsministerium, den Herrn Vizepräsidenten des niederösterreichischen Landesschulrates Khoß v. Sternegg als Vertreter des Herrn Statthalters, die Herren Statthaltereiräte Baron Winkler und Schlager, die Herren Landesschulinspektoren Dr. Scheindler, Dr. Wallentin, Januschke, Dr. Tumlirz, Dr. Pawlitschek und Dr. Kauer, endlich den I. Vizebürgermeister der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien Dr. Josef Neumayer, den Herrn Magistratsrat Dr. Bibl und die Herren Universitäts-Professoren Hofrat Dr. Schipper, Dr. Edm. Hauler und Dr. Ernst Lecher.

Abermals hat uns eine größere Anzahl von Kollegen nichtdeutscher Anstalten mit ihrem Besuche beehrt. Auch einige ungarische Kollegen haben sich eingefunden und mehrere Herren Offiziere, die dem militärischen Erziehungs- und Bildungswesen nahe stehen, waren erschienen. Alle diese Gäste wurden mit Freuden herzlichst begrüßt.

Bevor in die Erledigung der Tagesordnung eingegangen wurde, brachte die Versammlung ein dreimaliges begeistertes Hoch auf Seine Majestät den Kaiser aus.

Zum Vorsitzenden wurde auf Vorschlag des vorbereitenden Ausschusses Abgeordneter Prof. Eduard Reichelt, Obmann des Vereins deutscher Mittelschullehrer, unter lebhaftem Beifall der Versammlung gewählt. Zum ersten Vizepräsidenten wurde Dir. Anton Rebhann, zum zweiten Vizepräsidenten Prof. Josef Hickl vorgeschlagen und gewählt. Die Vorstände nehmen dankend die Wahl an.

Präsident Reichelt deutet, ohne eine Programmrede halten zu wollen, in kurzen Worten an, was wir wollen. Wir wollen, sagte er, eine Schule, die nicht weltfremd ist, die zwar an dem Alterprobten festhält, aber auch immer die Tür für neue Ideen und die Forderungen der modernen Zeit offen hält. Wir wollen auch eine neue Lehrergeneration,

ein Lehrergeschlecht, das stolz darauf ist, Kulturträger zu sein, das seine Verantwortung fühlt und von der menschlichen Gesellschaft den Platz an der Sonne verlangt, der ihm gebührt. (Beifall.)

Zu Schriftführern wurden gewählt die Professoren Bittner, Mauler, Dr. Rob. Mayer, Franz Niesner, Schiech, Dr. G. Stadler und Romuald Wurzer.

Hierauf erstattet Geschäftsführer Schulrat Scholz den Rechenschaftsbericht. Er gedenkt zunächst gebührend der großen Verdienste dreier Kollegen um die Mittelschultage, die seit dem letzten Mittelschultage mit Tod abgegangen sind, der Professoren Feodor Hoppe, Georg Schlegl und des Hofrates Karl Ziwsa, ferner des Hofrates Dr. Huemer, der alle Mittelschultage mit regem Interesse fördernd mitmache, gibt dann die Gründe der Verschiebung des Mittelschultags auf 1910 an und bietet einen Überblick über die Verhandlungen in den vorausgegangenen Mittelschultagen und die Vorarbeiten zum letzten Mittelschultag. Dieser Rechenschaftsbericht wird von der Versammlung zur Kenntnis genommen und dem Geschäftsführer sowie dem Ausschuß für die Mühewaltung der Dank ausgesprochen.

Hierauf erteilt der Vorsitzende Herrn Hofrat Dr. Johann Huemer das Wort.

Hofrat Dr. Huemer: Hochansehnliche Versammlung! Mir ist der ehrenvolle Auftrag zuteil geworden, namens der Unterrichtsverwaltung den X. deutsch-österreichischen Mittelschultag zu begrüßen. Es läge nahe, daß heute zu Beginn der zehnten Tagung auch ich, der ich an der Wiege dieser Tage gestanden bin und, wie zu meinem Lob gesagt wurde, alle mitgemacht habe, vielleicht von einem anderen Standpunkte die wichtigsten Ereignisse in einem Rückblick zusammenfasse und insbesondere der Männer gedenke, die selbstlos an der Durchführung der Mittelschultage mitgewirkt haben. Die Geschichte der Mittelschultage wurde bereits von berufener Seite vorgetragen. Gedenken muß aber auch ich unseres vortrefflichen Kollegen Hoppe, der noch vor vier Jahren mit dem größten Eifer seines Amtes als I. Geschäftsführer waltete und heute, mit Wehmut sei es gesagt, nicht mehr unter uns weilt.

Mancherlei hat sich seit der letzten Tagung zugetragen, das Sie zu neuer, vom früheren Usus vielfach abweichender Betätigung im Lehramt ruft. Moderne Verhältnisse, die Vorgänge in den Nachbarstaaten und nicht zum geringsten die Erfahrungen im Lande haben zu einem Umbau und teilweise zu einem Zubau zur Mittelschule in Form neuer Mittelschultypen geführt. Die Unterrichtsverwaltung hat neue, den modernen Forderungen angepaßte Lehrpläne hinausgegeben, das Prüfungs- und Klassifikationswesen auf eine neue Basis gestellt, die Maturitätsprüfungsordnung gründlich geändert und das Berechtigungswesen neu geregelt. Noch liegen nicht genügende Erfahrungen vor, um über diese Neuerungen jetzt schon ein sicheres Urteil abzugeben. Aber eines muß uns mit Freude erfüllen, daß die Vorgänge an unseren Mittelschulen die größte Aufmerksamkeit auch im Auslande erwecken, was sich nicht bloß durch die Referate in den verschiedenen Zeitschriften, sondern auch durch

die Entsendung von Delegierten zeigt, die aus eigener Wahrnehmung sich über die Neuregelung informieren sollen. Wir selbst sind von dem oft wiederholten Vorwurf frei geworden, daß unser Mittelschulwesen gegenüber dem Ausland im Rückstand sei. Soll aber die Reform den Zweck, der ihr gestellt ist, erreichen, so kann dies nur geschehen, wenn die Lehrerschaft mit freudiger Überzeugung an ihrer Durchführung arbeitet, unbekümmert um die Nörgeleien der Gegner. (Beifall.) Dem Leitstern, der uns bisher geführt hat, dem hohen Ideal einer vervollkommneten Jugenderziehung und Jugendbildung wollen wir auch weiter folgen. Bleiben wir Idealisten, wenn auch diese Gattung Menschen, wie wir in unserer Umgebung häufig sehen, im Schwinden begriffen ist. Die bildungsuchende, begeisterungsfähige Jugend, nicht zum geringsten Teil das den Lehrerstand hochschätzende Vaterland wird uns, wird Ihnen Dank wissen.

Und noch eines! Glauben Sie einem in Schule und Amt viel Erfahrenen: Das Alpha und Omega aller Pädagogik ist und bleibt, wie es kurz Meister Friedrich Ritschl in einen Satz zusammengefaßt hat: ein Herz für die Sache, die zu lehren ist, und ein Herz für die Jugend, der sie gelehrt werden soll. (Beifall.) In diesem Sinne begrüße ich den heutigen Mittelschultag, der auch von der Unterrichtsverwaltung mit dem regsten Interesse begleitet wird, und wünsche demselben besten Erfolg. (Lebhafter Beifall und Händeklatschen.)

Vorsitzender: Ich spreche gewiß im Sinne der ganzen Versammlung, wenn ich dem hochverehrten Herrn Hofrat den besten Dank für seine freundlichen Worte ausspreche. (Erneuter Beifall.)

Statthaltereirat Khoß v. Sternegg: Ich habe den ehrenvollen Auftrag, den X. deutsch-österreichischen Mittelschultag namens Sr. Exzellenz des Herrn Statthalters von Niederösterreich als Vorsitzenden des Landesschulrates herzlichst zu begrüßen. Se. Exzellenz ist durch anderweitige unaufschiebbare Amtsgeschäfte zu seinem größten Bedauern verhindert, heute persönlich zu erscheinen, behält sich jedoch vor, einer oder der anderen späteren Veranstaltung des Tages persönlich beizuwohnen, um sein reges Interesse für Ihre Verhandlungen zu dokumentieren. Das hochentwickelte Mittelschulwesen Niederösterreichs, insbesondere der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien, macht es selbstverständlich, daß die niederösterreichische Landesschulbehörde Ihren Beratungen und allen Bestrebungen der Mittelschullehrerschaft das regste Interesse entgegenbringt. Sind doch die Mittelschullehrer in erster Linie berufen, an dem Ausbau der Mittelschule mitzuwirken. Der Umstand allein, daß der deutsch-österreichische Mittelschultag heute zum zehntenmal einberufen wird, zeugt für die Bedeutung der Institution und für den Erfolg ihrer bisherigen Beratungen. Ich wünsche daher in meinem Namen und bin auch von Sr. Exzellenz dem Herrn Statthalter beauftragt, dies zu tun, Ihren Beratungen befriedigenden Fortgang und besten Erfolg für die Allgemeinheit und ihren Stand insbesondere. (Lebhafter Beifall.)

Vorsitzender: Ich bitte den Herrn Statthaltereirat ebenfalls den besten Dank entgegenzunehmen, und ersuche ihn, auch Überbringer des Dankes an Se. Exzellenz den Herrn Statthalter zu sein.

Da niemand mehr das Wort wünscht, gehen wir zur Tagesordnung über. Ich ersuche den Herrn Landesschulinspektor Dr. Pawlitschek, sein Referat zu erstatten.

Berichterstatter Landesschulinspektor Dr. Pawlitschek:

„Ungesundes an unseren Schulverhältnissen".

Hochansehnliche Versammlung! Die Kürze der mir zur Verfügung stehenden Zeit erlaubt mir nicht, über alles zu sprechen, was sich unter den Titel meines Vortrages einbeziehen ließe. Ich muß mich darauf beschränken, nur wenige Angelegenheiten zu besprechen, die wegen ihrer Wichtigkeit zu brennenden Fragen geworden sind.

Eine Angelegenheit solcher Art ist zunächst die Überfüllung unserer Mittelschulen. Der kürzlich verstorbene Sektionschef Dr. v. Juraschek hat in der Mittelschulenquete vor zwei Jahren nachgewiesen, daß an den österreichischen Mittelschulen vom Schuljahre 1851/52 bis zum Schuljahre 1907/08, also in einem Zeitraume von 56 Jahren, die Schülerzahl auf mehr als das Fünffache gestiegen und daß dieses Wachstum im letzten Jahrzehnt besonders stark gewesen ist, und zwar am stärksten in den östlichen Kronländern, dann in Böhmen und Mähren. Damit die geehrten Herren sich eine Vorstellung von dem Anwachsen des Mittelschulwesens im äußersten Osten der Monarchie machen, will ich Ihnen hierüber Daten liefern, welche nur die letzten zwanzig Jahre betreffen. Zu Beginn des Schuljahres 1889/90 hatte die Bukowina drei Gymnasien mit 1333 öffentlichen Schülern; jetzt, nach zwanzig Jahren, hat sie zehn Gymnasien mit 5118 öffentlichen Schülern und außerdem noch ungefähr 300 Privatisten, die hauptsächlich wegen Raummangels nicht mehr als öffentliche Schüler aufgenommen werden konnten. Es hat sich also in diesen letzten zwanzig Jahren die Zahl der Gymnasien mehr als verdreifacht und die Zahl der Schüler sogar vervierfacht. Die erste Klasse allein hat an den drei Staatsgymnasien in Czernowitz nicht weniger als elf Abteilungen und am Gymnasium in Suczawa hat dieselbe Klasse fünf Abteilungen. So kommt es, daß die Bukowina in ihren sechs vollständigen und vier unvollständigen Gymnasien mehr Schüler hat als Steiermark und Schlesien zusammen in siebzehn Gymnasien, von denen nur eines unvollständig ist.

Was für Monstra von Gymnasien dadurch entstehen, kann man daraus ersehen, daß an einzelnen Gymnasien in der Bukowina 11, 13, ja sogar 15 Parallelklassen bestehen und daß im Sommertermine 1909 die Zahl der Maturanten am I. Staatsgymnasium in Czernowitz 126 betrug. (Hört! Hört!) Mit dieser Überfüllung der Gymnasien läuft auch bereits eine zunehmende Überfüllung der Hochschulen parallel, wie z. B. auch der jungen Universität in Czernowitz, welche vor nicht langer Zeit kaum 200 Hörer zählte, im laufenden Studienjahre aber schon von mehr als 1000 Hörern besucht wird.

Daß diese ungeheure Überflutung der Mittelschulen, vornehmlich der Gymnasien, sich bereits zu einer sehr bedenklichen Kalamität für

Schule, Staat und Gesellschaft herauswächst, darüber scheint man sich heute in den maßgebenden Kreisen schon vollkommen im klaren zu sein.

Es scheint, daß bei Einberufung der Mittelschulenquete das größte Gewicht darauf gelegt wurde, vor allem das humanistische Gymnasium, also das Gymnasium mit Latein und Griechisch, von untauglichem Schülermaterial zu entlasten. Daß durch die Errichtung der Mittelschulen neuer Typen die reinen Gymnasien erheblich entlastet würden, kann heute mindestens noch nicht als sicher angenommen werden; daß aber dem Zudrange zu den Mittelschulen im allgemeinen durch diese neuen Mittelschulen gesteuert werden könnte, kann wohl mit Bestimmtheit verneint werden.

Worin sind nun die Hauptursachen dieses enormen und immer noch steigenden Zudranges zu den gymnasialen Mittelschulen zu suchen? Als solche Ursachen wurden angegeben: 1. das wachsende Bildungsbedürfnis weiterer Volkskreise, die dieser Sache früher mehr gleichgültig gegenüberstanden, und 2. volkswirtschaftliche und gesellschaftliche Gründe, indem heute eine ungeheure Zahl von Kindern ohne Rücksicht darauf, ob diese dazu taugen oder nicht, von ihren Eltern in die Mittelschulen, und zwar in diejenigen Schulen geschickt werden, von denen sich für die Kinder die besten Aussichten für die Erlangung einer wenn auch nicht sehr einträglichen, so doch ziemlich gesicherten und angesehenen Lebensstellung erhoffen lassen. So werden die gymnasialen Mittelschulen mit einem riesigen Prozentsatze von Schülerelementen gefüllt, welche weder die entsprechende Vorbildung und häusliche Erziehung noch auch den inneren Drang zu solchen Studien besitzen.

Auf eine tieferliegende, aber gerade in der jetzigen Zeit höchst bedeutsame Ursache der vielen Neuerrichtungen von Mittelschulen hat Graf Stürgkh hingedeutet, indem er von der Initiative verschiedener öffentlicher Faktoren und von mannigfachen Rücksichten sprach, denen man seitens der staatlichen Unterrichtsverwaltung folgen mußte und denen es zuzuschreiben sei, daß die Zahl der Lehranstalten in den letzten fünfzig Jahren eine viel größere geworden ist, als es eigentlich eine vollkommen richtige Ausgestaltung eines intensiven Unterrichtsbetriebes rechtfertigt. Was hier nur leise angedeutet wurde, darüber hat sich neulich der Abgeordnete Dr. Geßmann in einem Aufsatze in der „Reichspost“ des näheren ausgesprochen. Dieser findet als die wichtigsten Ursachen der Übervölkerung unserer Mittelschulen die unverhältnismäßig gesteigerten Studiengelegenheiten und den nationalen Wettbewerb, der vielfach in der Erwirkung von Unterrichtsanstalten den Beweis für die Tüchtigkeit einer politischen Partei erblicke, ohne sich darüber Rechenschaft zu geben, ob mit der errungenen Lehr- und Lerngelegenheit auch eine ebenmäßige Versorgungsmöglichkeit verbunden sei.

Sehen wir uns, meine Herren, den Werdegang mancher neuen Mittelschule ein wenig näher an. Unsere politischen Parteien sind fast ausnahmslos nationale Parteien und bei diesen ist es zum politischen Dogma geworden, daß man trachten muß, die Schulen in die Hand zu bekommen. Aus diesen soll ja der Nachwuchs hervorgehen, der dann

die besseren, die leitenden Stellen im Volke und in der Gesellschaft innehaben wird. So werden heute nicht nur die Volksschulen, sondern auch die Mittelschulen als wichtige strategische Positionen, als nationale Festungen angesehen, die man an den am wichtigsten erscheinenden Punkten anlegen müsse. Unter den Parteiführern ist daher ein förmliches Wettrennen nach Erlangung von Mittelschulen eingerissen.

Die Durchsetzung einer neuen Mittelschule ist aber nur der erste Schritt, den der Politiker zu machen hat; der zweite ist dann die Füllung der Anstalt, um vor der Welt den Beweis zu erbringen, daß diese Schule für jene Gegend tatsächlich ein dringendes Bedürfnis gewesen sei. Nun wird weit und breit Propaganda für die neue Anstalt gemacht. Da wird nicht nach dem Bildungsbedürfnis der einzelnen Knaben gefragt. Versprechungen aller Art an die Eltern der Anzuwerbenden müssen da mithelfen; man verspricht ihnen leichte Aufnahme und leichtes Aufsteigen, ferner Unterbringung der Knaben in Schülerheimen, Schulgeldbefreiung, Verleihung von Stipendien und Geldunterstützungen, vor allem aber eine glänzende Zukunft der Knaben, die dann leicht in der Lage sein würden, auch ihre Eltern und Geschwister zu unterstützen. Wenn sich aber bald nach Eröffnung der I. Klasse zeigt, daß mit dem gewonnenen Schülermaterial verzweifelt wenig anzufangen ist, werden sofort Vorbereitungsklassen verlangt, die somit gewöhnlich ein deutliches Symptom für die Untauglichkeit des zum Mittelschulstudium herangezogenen Schülermaterials abgeben. (Sehr richtig!) Bei Schulen, die auf solche Art zustande gekommen sind, erwartet man also von den Lehrern nicht nur einen sehr milden Maßstab bei der Aufnahmsprüfung für die I. Klasse, sondern auch große Nachsicht bei der Entscheidung über das Aufsteigen in die höheren Klassen. Geschieht dies aber nicht und geht man bei der Beurteilung der Schülerleistungen etwas strenger vor, dann erheben sich sofort Klagen über unrichtiges, unpädagogisches Vorgehen der betreffenden Lehrer (lebhafter Beifall und Händeklatschen) und über gehässige Verfolgungen, denen die armen Schüler ausgesetzt seien.

Den vorhandenen Anzeichen nach zu schließen, scheint dieser Zudrang zu den Mittelschulen leider noch nicht so bald zum Stillstand kommen zu wollen, obwohl sich doch die Überzeugung immer mehr Bahn brechen sollte, daß diese Verhältnisse zu einer traurigen Katastrophe führen müssen. Ein sehr großer Teil der Schüler wird das glänzende Ziel, das man ihnen und ihren Eltern gezeigt hat, nicht erreichen. Früher oder später müssen sie scheitern; denn der Staat, der immer von neuem hunderttausende Kronen für diese Schulen opfern muß, wird nicht imstande sein, allen und zwar auch solchen, die als unfertige Menschen bis zur Hochschule hinaufgepreßt worden sind, die erhoffte Versorgung zu bieten. Wir haben gelesen, daß bei uns demnächst eine Verwaltungsreform durchgeführt werden soll, durch die man den Geschäftsgang in den Staatsämtern so vereinfachen will, daß das enorme Heer von Staatsbeamten vermindert werden kann. Wie soll dann erst die ungeheure Masse von Mittelschulabsolventen ein entsprechendes Unterkommen finden?

Und wie soll in den Mittelschulen ein gedeihlicher Unterricht und eine individuelle Behandlung der Schüler möglich sein, wenn Klassen mit 60 bis 70 Schülern gefüllt sind, von denen der Lehrer nur einzelne näher kennen lernen kann?

Zur Beseitigung dieser Übelstände wurden bei der Mittelschulenquete verschiedene Mittel vorgeschlagen, und zwar: Ausgestaltung und Förderung der Bürgerschulen, Errichtung weiterer Fachschulen verschiedener Richtung, Ablenkung der Schüler von den Gymnasien in die Realschulen, strengere Aufnahmsprüfung für die unterste Klasse, Einführung einer Reifeprüfung für die obere Stufe der Mittelschulen, Änderung des Berechtigungswesens usw. Andere wieder meinten, daß es überhaupt nicht möglich sei, die jetzigen Zustände zu beseitigen.

Daß man dem Übel durch Verwaltungsmaßregeln nur mit wenig Erfolg beikommen kann und daß die Überfüllung der Mittelschulen, solange die erwähnten Verhältnisse fortbestehen, die schon in eine Art von Mittelschulwahnsinn auszuarten drohen, nicht aufhören kann, das muß, glaube ich, ohne weiteres zugegeben werden. Meiner Überzeugung nach kann die wirksamste Abhilfe nur von derselben Seite kommen, von wo das Übel entstanden ist, nämlich aus dem Volke selbst. Die Führer und Berater des Volkes werden in sich Einkehr halten und es von nun an als ihre Pflicht betrachten müssen, in Wort und Schrift belehrend und warnend auf das Volk einzuwirken. Sie müssen es über sich bringen, überall zu verkünden, daß man auf dem eingeschlagenen Wege nicht weiter fortgehen kann, wenn man nicht Tausende und Abertausende unglücklicher und für die Gesellschaft gefährlicher Individuen schaffen soll. Sie müssen namentlich die breiteren Volksschichten darüber aufklären, daß die Mittelschulen nicht allen Knaben und Jünglingen die erhofften Früchte bringen können und daß es nicht nur keine Schande ist, sich der Landwirtschaft oder dem Gartenbau zu widmen, irgend ein Handwerk oder sonst eine technische Geschicklichkeit zu erlernen, sondern daß auf diesem Wege sehr viele es auch zu einer einträglichen und, was besonders viel wert ist, zu einer vollkommen unabhängigen Stellung bringen können. Wenn diese Überzeugung im Volke breiteren Raum gewinnen wird und wenn der Staat durch Förderung von Ackerbau, Gewerbe und industriellen Unternehmungen helfend mitwirkt, dann wird wohl der übermäßige Andrang zu den Mittelschulen und insbesondere zu den gymnasialen Lehranstalten wieder auf das natürliche Maß zurücksinken.

Mit dem Massenandrange zu den Mittelschulen steht eine andere Tatsache in Zusammenhang, die immer mehr überhandnehmende Überbürdung der Landesschulinspektoren mit Bureaugeschäften.

Sollen die Landesschulinspektoren ihrer eigentlichen Aufgabe nicht gänzlich entzogen werden, so wäre es nötig, daß in demselben Verhältnisse, wie in einzelnen Ländern die Schulagenden wachsen, auch die Zahl der Landesschulinspektoren vermehrt und daß ihnen überall zur Unterstützung in der Ausarbeitung der Geschäftsstücke Schulmänner, d. h. Professoren, zur Seite gegeben werden, welche auf Grund ihrer fachlichen

Erfahrung und ihrer Intelligenz imstande sind, die Landesschulinspektoren bezüglich der Aktenerledigung in ausgiebigem Maße zu entlasten und sie im Abwesenheitsfalle auch gehörig zu vertreten.

Der dritte Punkt meines Vortrages betrifft das körperliche Gedeihen unserer Mittelschuljugend. Diese Frage ist bei der Mittelschulenquete vom Univ.-Prof. Dr. Hueppe und vom Regierungsrat Dr. Thumser in vorzüglicher und lichtvoller Weise behandelt worden und mehrere Mitglieder dieser Enquete, darunter auch eine Dame, haben diese Referate in sehr anregender Weise ergänzt. Auch sonst ist in den letzten Jahren ziemlich viel über diese Frage gesprochen und geschrieben worden; insbesondere wurde sie im Juli 1908 beim I. österreichischen Schulreformtag und im Januar l. J. bei der Enquete betreffend die körperliche Erziehung der Schuljugend eingehend erörtert. Wir müssen der Unterrichtsverwaltung sehr dankbar dafür sein, daß sie dieser Frage unausgesetzt die größte Aufmerksamkeit schenkt und schon manche Verfügungen getroffen hat, um Besserungen herbeizuführen. Aber es ist in dieser Beziehung noch immer viel zu tun übrig geblieben, wie ja Se. Exzellenz der Herr Unterrichtsminister selbst bei der letzten Enquete bemerkt hat. Denn wenn man Einrichtungen schaffen will, wie Landerziehungsheime, Waldschulen, Knabenhorte, Jugendwehren, Schulwerkstätten usw., so läßt sich dies nicht übers Knie brechen und vor allem ist sehr viel Geld dazu nötig. Es könnte aber vielleicht doch manches schon jetzt geschehen, um in dieser brennenden Frage einen tüchtigen Schritt vorwärts zu kommen.

Zwei Ursachen sind es hauptsächlich, denen die Verkümmerung und die Nervosität unserer Schuljugend zugeschrieben werden muß: 1. die Überlastung unserer Schüler mit Sitzunterricht in den geschlossenen Schulstuben und mit häuslichen Arbeiten für die Schule; 2. das Prüfen und Klassifizieren während des Schuljahres. Was den ersten Punkt betrifft, so erscheint es fast unverantwortlich, was für Zumutungen wir an die Schüler im Alter von 10 bis 14 Jahren stellen, also in einem Alter, wo der in raschester Entwicklung begriffene Organismus des Knaben viel, sehr viel kräftige Bewegung in frischer, freier Luft verlangt. Daß auch der Turnunterricht, wie er bei uns eingeführt ist, den Knaben nicht die nötige Erholung bietet, ist schon von vielen Seiten nachdrücklich hervorgehoben worden, und ich möchte auch entschieden davor warnen, daß der obligate Turnunterricht von zwei auf drei Stunden wöchentlich vermehrt werde. Denn es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß unser Turnen den Altersverhältnissen unserer Mittelschuljugend zu wenig angepaßt ist. Auf der Unterstufe sollte das Turnen mehr den Charakter eines heiteren Spieles haben, auf der Oberstufe mehr den Charakter des Sportes und militärischer Übungen, die selbstverständlich zu jeder Jahreszeit, wenn es die Witterung nur halbwegs erlaubt, im Freien abzuhalten sind. Die Turnhallen sollten sozusagen nur ein Notbehelf sein, wenn schlechte Witterung den Aufenthalt im Freien nicht gestattet.

Meine Herren! Sie dürften wohl auch schon die Beobachtung gemacht haben, daß sehr viele Turnhallen kein verlockender Aufenthaltsort

sind. (Sehr richtig!) Infolge unzureichender Belichtung machen sie oft schon beim Eintritt einen düsteren Eindruck, und wenn sie, wie es hie und da vorkommt, mit Ausnahme einer kurzen Mittagspause Stunde für Stunde von früh bis spät abends in Benutzung stehen, was für Luft atmen da die erhitzten Lungen der Knaben ein, wenn alles von Lohestaub und Schweißgeruch erfüllt ist? Wenn ein Knabe sich mit anderen im Freien zwanglos herumtummelt wie ein munteres Füllen, im Winter sich mit anderen Knaben eine Schneeballschlacht liefert, oder wenn er auch nur mit seinem Vater einen längeren Spaziergang ins Freie unternimmt, so hat er in dieser Stunde für seine Gesundheit mehr gewonnen, als wenn er die gleiche Zeit in einer solchen Turnhalle mit dem vorgeschriebenen Turnen zubringt. (Beifall.) Ich kann mich aber auch für die obligatorische Einführung der Jugendspiele nicht mehr begeistern, weil der Zwang, unter dem die Knaben stehen, wenn sie unter steter Schulaufsicht zu bestimmten Stunden und an bestimmten Orten spielen müssen, von ihnen so unangenehm empfunden wird, daß sie eines solchen Spieles gar nicht recht froh werden können und daß sie auch keine richtige Erholung darin finden.

Wollen wir also unserer Mittelschuljugend das bieten, was sie zur gesunden Entwicklung ihres Körpers und zur Erfrischung ihres Geistes braucht, so müssen wir ihr eine tatsächliche Erleichterung bieten, damit die Schüler mehr Ruhe und mehr freie Zeit zur zwanglosen Betätigung finden, wie diese den einzelnen Knaben je nach ihrer Eigenart am meisten zusagt. Zu diesem Zwecke wird es unerläßlich sein, den Lehrstoff auf allen Stufen der Mittelschulen, insbesondere aber auf der Unterstufe, einer umfassenden Revision zu unterziehen und dabei alles weniger Wichtige auszuscheiden, damit hiedurch eine Einschränkung des schädlichen Sitzunterrichtes ermöglicht werde. Der Mittelschulunterricht soll derart eingerichtet sein, daß in dem Geiste der Schüler Sinn und Verständnis für höhere wissenschaftliche Studien geweckt, daß sie dazu angeregt und daß in ihnen die Fähigkeit hiezu entwickelt wird. Von diesem Standpunkte aus wird sich, ohne deshalb das Gesamtlehrziel der Mittelschulen herabzusetzen, ziemlich vieles vereinfachen und kürzen lassen.

Was die von mir erwähnte zweite Ursache der Verkümmerung und zunehmenden Nervosität unserer Schuljugend betrifft, das Prüfen und Klassifizieren während des Schuljahres, so wissen wir, daß in dieser Hinsicht durch die bekannte Ministerialverordnung vom 31. Mai 1908 bereits ein großer und sehr dankenswerter Schritt nach vorwärts gemacht worden ist. Will man aber das vorhandene Übel gründlich beseitigen, so wird man früher oder später wohl den Versuch machen müssen, auf dem bereits betretenen Pfade noch einen herzhaften Schritt weiter zu gehen. Sobald einmal durch ein Gymnasialgesetz bestimmt sein wird, daß an Gymnasien und Realgymnasien keine Klasse mehr als 30 (lebhafter Beifall und Händeklatschen), äußerstenfalls bis 40 Schüler zählen darf (für Realschulen haben wir schon solche gesetzliche Bestimmungen), so dürfte dadurch für die Lehrer die Möglichkeit geschaffen werden, durch bloße Orientierungsprüfungen, die ja in der Form eines Kolloquiums in jeder

Unterrichtsstunde stattfinden können, im Laufe eines ganzen Schuljahres jeden einzelnen Schüler so genau kennen zu lernen, daß die sogenannten Klassifikationsprüfungen nicht nur bei einzelnen, verläßlichen Schülern, wie dies ja schon jetzt gestattet ist, sondern bei allen Schülern gänzlich entfallen könnten. Durch die vielen Orientierungsprüfungen kann sich der Lehrer erfahrungsgemäß ein viel richtigeres Urteil über die Fähigkeiten und geistigen Fortschritte eines Schülers bilden als durch die vereinzelten Klassifikationsprüfungen.

Eine Erleichterung für das Aufsteigen soll durch dieses Verfahren durchaus nicht geboten werden. Ich bin vielmehr ganz entschieden dafür, daß nicht nur bei den Aufnahmsprüfungen, sondern auch bei der Entscheidung über das Aufsteigen der Schüler streng vorgegangen werde, damit alles untaugliche Schülermaterial von den Mittelschulen fern gehalten werde. (Sehr richtig!) Für die in den Mittelschulen weiter aufsteigenden Schüler aber müssen Einrichtungen geschaffen werden, daß die Schule die Knaben nicht für den ganzen Tag in Anspruch nehme, sondern ihnen so viel freie Zeit lasse, daß neben dem Geist der Körper nicht verkümmern muß. Das Ziel der gesamten Erziehung muß eben in der harmonischen Entwicklung von Verstand, Charakter und Körper erblickt werden.

Vom englischen Unterrichtsministerium ist soeben ein neuer Lehrplan für die dortigen Volksschulen ausgearbeitet worden, in dem ein fortwährendes Zusammengehen von körperlicher und geistiger Erziehung zum System erhoben wird. Ich glaube bestimmt hoffen zu können, daß die österreichische Unterrichtsverwaltung in naher Zeit unser Schulwesen in eine gleiche Bahn lenken wird. Nur ein gesunder Körper kann ja das feste, verläßliche Gebäude sein für einen gesunden, frischen Geist. Man wird daher Sorge dafür tragen müssen, daß unser Nachwuchs nicht nur geistig, sondern auch körperlich so beschaffen sei, daß man von ihm auch echte Mannhaftigkeit erwarten und hoffen kann, daß er für Volk und Vaterland eine kräftige Stütze zu bilden imstande sein wird. (Lebhafter Beifall und Händeklatschen.)

Vorsitzender: Wünscht jemand das Wort!

Regierungsrat Heller: Ich kann mich kurz fassen; denn die trefflichen Ausführungen des Herrn Vorredners über die Überfüllung der Mittelschule sprechen für sich selbst. Ich erlaube mir nur darauf hinzuweisen, daß diese Angelegenheit nicht nur in der Enquete der Mittelschulen behandelt wurde, sondern auch in der letzten niederösterreichischen Direktorenkonferenz. Die Ausführungen, die dort gemacht wurden, werden demnächst im Druck erscheinen und allen Herren zugänglich sein. Ich will nur die bezüglichen Thesen resumieren, die sich vielfach mit den Wünschen des Herrn Vorredners decken. Sie lauten:

1. Die Maximalzahl der Schüler an den Mittelschulen wäre für die unteren Klassen mit 50, für die mittleren Klassen mit 40, für die oberen mit 30 festzustellen.

2. Aus der oberen Mittelschule, die als Vorbereitungsschule für die Hochschule nur ausgewähltes Schülermaterial erhalten soll, sind die

unfähigen Elemente zu entfernen, und zwar schon in den ersten Klassen, damit jene Schüler, die sich für höhere Studien nicht eignen, anderen Berufszweigen zugeführt werden können.

3. Die Entlastung der Mittelschule wäre durch Überleitung der Schüler in Fachschulen und durch Ausgestaltung dieser Schulen anzustreben, wobei insbesondere die Errichtung von Schulen zur Schaffung eines geeigneten Beamtennachwuchses ins Auge zu fassen wäre. Es sollen auch die Eltern über die Bedeutung der Fachschulen und darüber aufgeklärt werden, daß ein junger Mann nach Absolvierung einer solchen Schule in verhältnismäßig kurzer Zeit leicht eine Stellung finde.

Ich hoffe, daß diese Thesen die Genehmigung der Regierung finden. Es würde dann viel zur Entlastung der Mittelschule geschehen sein. (Beifall.)

Prof. Dr. Singer: Auch ich werde Ihre Geduld nicht lange in Anspruch nehmen. Mir kommt vor, als ob ein Widerspruch vorliegen würde. Einerseits spricht man von ungeheurer Überfüllung und sagt anderseits, daß zuviel Mittelschulen errichtet werden. Der Widerspruch rührt daher, daß unser Staat nicht bloß an dem Überwuchern der nationalen Streitigkeiten krankt, sondern auch an der Unsicherheit unserer ganzen Verhältnisse. Unseren jungen Leuten ist es unmöglich, im Handel im Ausland genügend Fuß zu fassen. Unser Mittelschulelend kann in gewissem Sinne nur durch eine großzügige auswärtige Politik beseitigt werden. Es muß unseren jungen Leuten ermöglicht werden, im Ausland eine Tätigkeit zu entfalten und im Inland für diese auswärtige Tätigkeit zu lernen. Dazu brauchen wir natürlich eine Reihe von Handelsfachschulen. Heute haben wir sehr wenige staatliche Handelsschulen, fast alle sind privat und kosten ungeheures Geld.

Was die körperliche Erziehung der Jugend betrifft, so kostet sie auch viel Geld. Vom Staat ist nichts zu erhalten, sondern nur seitens Privater, die sich dafür interessieren. Wir sollen uns bestreben, als Lehrer unter das Volk zu gehen, d. h. mit Kindern und Eltern in innige Berührung zu treten, und uns bestreben, die ungeregelten, scheinbar widersprechenden Schulberichte selbst zu regeln und sachkundig darzustellen. (Schluß-Rufe.) Ich mache aufmerksam, daß das Programm des Vereines für Schulreform aufliegt. Sie werden darin fast alles finden, was Sie soeben unter großem Beifall aus dem Munde des Herrn Vortragenden vernommen haben. Es ist notwendig, daß die Lehrerschaft in inniger Berührung mit der Elternschaft sich organisiert und sie zu materiellen Leistungen heranzieht und in dem Sinne beeinflußt, wie ich es gesagt habe. (Erneute Schluß-Rufe.)

Regierungsrat Dr. Wilhelm Jerusalem: Ich habe mich besonders gefreut, in den Ausführungen des Herrn Landesschulinspektors zwei Momente zu finden, die mir sehr am Herzen liegen. Der Herr Vortragende hat richtig betont, daß beim Turnunterricht das Moment der Willensbildung sehr stark hervortritt. Das scheint mir bei der gegenwärtigen Art des Unterrichtes nicht immer zu geschehen und ich freue mich also sehr, daß das hier betont wird. Man spricht jetzt in der pädagogischen

Literatur sehr viel von der Willensbildung. Man meint aber damit eine noch stärkere Einführung von Hemmungsapparaten. Es soll die Zurückhaltung, die Selbstbeherrschung geübt werden. Der Turnunterricht aber ist bestimmt, die Willensbildung in positiver Hinsicht zu fördern, die Herrschaft über den Körper zu geben, und diese positive Wertung scheint mir für den Turnunterricht wesentlich.

Ein weiteres Mittel, das auch schon des öfteren erwähnt wurde und auf das ich hier nur mit ein paar Worten eingehen will, scheint mir in der Einführung des Handfertigkeitsunterrichtes zu liegen. Es hat mich sehr gefreut zu hören, daß der Herr Berichterstatter der Meinung war, daß der Prüfungserlaß des Ministers Dr. Marchet ein Schritt gewesen sei, dem man herzhaft folgen müsse.

Ich habe auch wiederholt betont: wenn die Schülerzahl reduziert wird, brauchen auch die Lehrer, die weniger Stunden haben, keine Klassifikationsprüfungen abzuhalten, denn sie lernen die Schüler so auch kennen. Jetzt ist es für einen Lehrer, der etwa nur zwei Stunden philosophische Propädeutik oder Geschichte hat, nicht so leicht, sich durch einfache Fragen über jeden Schüler ein Bild zu entwerfen. Wenn aber weniger Schüler da sind, wird das leicht möglich sein und ich halte es für außerordentlich wichtig als Bedingung des Gedeihens, daß die Furcht der Schüler vor der Prüfung verschwindet.

Dann möchte ich noch eine Anregung geben. Es ist ganz richtig, daß die allgemeine Bildung, die im Organisationsentwurf als Lehrziel der Mittelschule hingestellt wird, keine andere ist als die enzyklopädische Bildung, keineswegs aber die, wie sie anfangs des XIX. Jahrhunderts von Humboldt verlangt wurde. Damals verstand man unter allgemeiner Bildung die Bildung von innen heraus. Jetzt ist es anders geworden. Es ist aber richtig, daß es so nicht weitergeht. Mit einer allgemeinen Bildung, bei der es heißt: von allem etwas, können wir nicht fortfahren. Die expansive Tendenz in jedem Fach muß aufhören, denn die Folge ist Überbürdung und Oberflächlichkeit. (Beifall.) Ich möchte also für einen der nächsten Mittelschultage die Anregung geben, eine Unterscheidung vorzunehmen zwischen schulenden und anregenden Fächern. Die schulenden Fächer sollen das geben, was ich als Ziel der Mittelschule bezeichne: 'das Verständnis für wissenschaftliche Arbeiten hervorrufen', während die anregenden Fächer einen anderen Zweck haben sollen. Ich will das nicht weiter verfolgen und gebe nochmals meiner Freude Ausdruck, daß so wichtige Gedanken vorgebracht wurden. (Beifall.)

Prof. Löffler: Der Herr Referent hat eine Abhilfe gegen die Überfüllung der Mittelschulen in der Bevölkerung selbst gesucht. Das Wort „Bevölkerung" ist aber ein vieldeutiges Wort. Der Herr Referent hat wahrscheinlich die Volksvertretung gemeint. Von der darf man aber keine Abhilfe erwarten. Die Selbsthilfe gilt auch für uns. Nur durch strenge, gerechte und gleichmäßige Zensur am Schluß des Schuljahres können wir Abhilfe schaffen. Daher sollen unsere Direktoren trachten, daß nicht bei den sogenannten Monatskonferenzen eine Menge Tadel ausgesprochen wird, dem dann das Schlußresultat nicht entspricht. Wenn

wir gleichmäßig vorgehen, werden wir der Überfüllung steuern können, und das ist für uns vor allem wichtig. (Beifall.)

Prof. Dr. Stanzl: Es wurde bereits hervorgehoben, daß durch den neuen Erlaß der Unterrichtsverwaltung das Klassifizieren erleichtert wurde und daß in dieser Hinsicht noch weiter gegangen werden soll, indem die Klassifizierungsprüfungen ganz aufhören. Dafür soll am Schluß des Jahres geprüft werden. Wenn die Zahl der Schüler genügend vermindert wird, kann sich der Lehrer stets ein deutliches Bild von ihrem Wissensstand machen. Es ist gewiß richtig: um das Wissen der Schüler zu kennen, braucht man die Prüfung wirklich nicht. Aber man darf folgendes nicht übersehen. Die Prüfung allein hat nicht nur die Wirkung, das Wissen der Schüler zu erproben, sondern sie hat für den Schüler selbst noch eine andere Wirkung: seinen Lehrgang zu regeln. Man stelle sich vor, wie ein Unterrichtsbetrieb aussehen würde, wenn gar keine Prüfungen stattfänden, wenn der Schüler sicher wäre, daß er nicht geprüft wird. Insbesondere in gewissen Gegenständen muß der Schüler einen gewissen Fleiß anwenden, um zu lernen, was er für das Folgende wissen muß. Wenn nun nicht geprüft wird, wird eine gewisse Laxheit einreißen. Ja das ist bereits ein wenig geschehen. (Sehr richtig!) Ein Junge von zehn Jahren, der selbst noch kein Urteil hat, muß sofort fühlen, ob er etwas geleistet hat oder nicht, nicht erst nach langer Zeit, am Ende des Jahres. Das kann durch Orientierungsprüfungen ganz gut erreicht werden; dadurch wird auch schon dem Schüler angedeutet, ob der Lehrer zufrieden ist. Auch die Klassifikationsprüfungen sind, wenn der Lehrstoff herabgedrückt wird, kein Schrecken für die Schüler. Ich selbst habe sie oft erprobt, in einigen Gegenständen waren sie sehr gut. Die Schüler waren damit viel zufriedener als mit der früheren Methode. Es ist nur notwendig, daß man die verschiedenen Gegenstände unterscheidet. Meine Gegenstände sind Physik und Mathematik. In Physik waren die Klassifikationsübungen sehr gut, in Mathematik nicht. Denn wenn der Schüler nicht weiß, was in der letzten Stunde gelehrt wurde, kann er das Folgende nicht auffassen. Hier muß der Lehrer auf Schritt und Tritt kontrollieren, sonst kann er den Unterricht nicht weiter führen und das Ergebnis wäre noch schlechter als früher. (Beifall.)

Landesschulinspektor Dr. Kauer: Obwohl bei den Ausführungen des Herrn Prof. Dr. Singer Schluß gerufen wurde, bin ich doch der ketzerischen Ansicht, daß seine Äußerungen richtig waren. Es scheint mir, daß Prof. Dr. Singer tatsächlich einen wichtigen Punkt berührt hat. Wenn ich die Ausführungen des Vortragenden richtig verstanden habe, hat es sich, wenn auch noch einiges andere dazu gekommen ist, eigentlich um die Überfüllung der Mittelschulen gehandelt. Durch Lehrplanänderungen und Klassifikationsänderungen erreicht man gegen die Überfüllung der Mittelschulen nichts. Da kommt, wie Prof. Dr. Singer richtig bemerkt hat, etwas anderes in Betracht. Bei uns besteht ein viel zu geringer Sinn für wirtschaftliche Betätigung. (Sehr richtig!) Die Eltern schicken die Kinder in die Mittelschule zum Teil aus Bequemlichkeit, zum Teil aus Gründen, welche noch schlechter sind als Bequemlichkeit.

Die Kinder, die die Mittelschule absolvieren, werden in der Regel Juristen, weil sie da die meiste Aussicht haben, einer besseren Zukunft entgegenzugehen. Was geschieht aber sonst? In unseren großen Betrieben, in der Industrie und manchen anderen Geschäftszweigen sitzen überall Ausländer. (Sehr richtig!) Schauen Sie das Mürztal an! Die großen Betriebe, die Millionen tragen, sind in den Händen von Ausländern. In Triest sind die großen Geschäfte ebenfalls in ausländischen Händen. Warum sind wir nicht imstande, diese Stellen einzunehmen? Weil leider unsere Bevölkerung einen gewissen Mangel an Energie hat. Wir müssen also dahin arbeiten und auch die Volksvertretung muß dahin streben, daß unsere Bevölkerung sich mehr wirtschaftlich expansiv betätigt. Dann wird auch die Überfüllung der Mittelschulen zurückgehen. (Lebhafter Beifall.)

Dir. Dr. Schlosser: Daß die Eindämmung des Zudranges zu den Mittelschulen von der Volksvertretung und der Bevölkerung selbst ausgehen wird, glaube ich auch nicht. Sie würde nur gelingen, wenn die Errichtung von Mittelschulen selbst eingeschränkt würde. Aber in einem anderen Punkt könnte etwas erreicht werden, wenn auch nicht alles. Was soll ein elfjähriger Bub anfangen? Er kann in die Bürgerschule oder in eine Mittelschule gehen. Wenn am Ort oder in der Nähe desselben keine Mittelschule ist, dann überlegen es sich die Leute, ihren Buben auswärts in eine Mittelschule zu geben, weil das Geld kostet; und wenn auch der Geldsäckel seine Zustimmung gibt, so wird auch auf die Eignung des Buben gesehen, ob sie auch für die Zukunft anhält. Aus Orten also, wo keine Mittelschulen sind, bekommen wir verhältnismäßig wenig Mittelschüler und nur solche, die älter und besser vorgebildet sind. Wo aber eine Mittelschule ist, dort fällt die Rücksicht auf den Geldsäckel weg, aber auch die Rücksicht auf die Eignung. Die Eltern denken, der Bub muß bis zu seinem 14. Jahr in die Schule gehen; wenn er also auch nicht weiterkommt, so ist nichts versäumt. Es wird also mit einer gewissen Leichtfertigkeit vorgegangen. Gefördert wird das noch durch die zu weitgehenden Schulgeldbefreiungen. Ich bin nicht dafür, daß das Schulgeld erhöht wird, obwohl es in Deutschland viermal so hoch ist. Ich bin auch nicht der Meinung, daß die Bedingungen für ein Mittellosigkeitszeugnis soweit in die Höhe geschraubt werden, daß es einem Armutszeugnis gleichkommt. Eine Schulgeldstundung sollte aber nicht stattfinden. Die Schüler sollten zu Beginn des ersten Semesters einreichen, sie müßten aber im Zeugnis in allen Gegenständen mit Ausnahme vielleicht von Zeichnen, Turnen und Schönschreiben mindestens „gut“ haben. Dadurch würden wir manche abhalten und hätten in den unteren Klassen Gelegenheit, viele Schüler in andere Bahnen hinüberzuleiten. In erster Linie kämen da die Fachschulen in Betracht. Denn ein Kind wieder in die Bürgerschule zu bringen, ist schwer; und warum? In der Mittelschule kommt es mit besserem Material zusammen als in der Bürgerschule, die ja eine Zwangsschule ist, und das schmeichelt den Eltern. Zweitens verliert der Schüler, der aus der Mittelschule in die Bürgerschule kommt, ein Jahr. Drittens ist die Bürgerschule überhaupt weniger gut angeschrieben. Es kämen also zunächst die Handels-, Gewerbe- und Kadetten-

schulen in Betracht. Sie sollten so eingerichtet sein, daß der Mittelschüler ohne Zeitverlust übertreten kann, und wenn er dann später Hochschulstudien zu machen wünscht, sollte er etwa auf Grund einer Aufnahmsprüfung in die Oberrealschule oder in das Obergymnasium eintreten können. Für einen tüchtigen Mittelschüler wäre das nicht schwer.

Prof. Sobotka: Der Herr Referent hat ein kräftiges neues Wort geprägt, als er vom Mittelschulwahnsinn gesprochen hat. Mehrere Vorredner haben darauf hingewiesen, daß in erster Linie die Überweisung der Schüler an Fachschulen in Betracht käme. Ganz richtig hat auch Landesschulinspektor Dr. Kauer gesagt, daß in vielen unserer großen Betriebe fast ausschließlich Ausländer zu treffen sind. Ich habe persönlich eine oder die andere Fachschule besucht und sie vortrefflich eingerichtet und geleitet gefunden. Aber manchmal waren nur drei bis vier ordentliche Schüler und doppelt soviel Lehrer dort, weil in den breiten Schichten der Bevölkerung nicht einmal die Existenz dieser Schule bekannt war. Ich glaube also, es wäre in erster Linie Sache der Unterrichtsverwaltung, die Bevölkerung von der Existenz und ausgezeichneten Einrichtung dieser Schulen zu unterrichten. Auch die Leitungen der Schulen, von denen ein Übertritt in die Mittelschule zu gewärtigen ist, sollten durch Plakate und sonstige Mitteilungen die Schüler darüber aufklären. (Beifall.)

Vorsitzender: Die Debatte ist geschlossen. Der Herr Berichterstatter hat das Schlußwort.

Berichterstatter Landesschulinspektor Dr. Pawlitschek: Es scheint, daß ich von einer Seite mißverstanden wurde. Es wurde gesagt, ich hätte über Dinge gesprochen, die mit der Überfüllung nichts zu tun haben. Ich kläre dies dahin auf, daß die beiden anderen Punkte meines Vortrages mit der Überfüllung der Mittelschulen gar nicht zusammenhängen. Die Klassifizierung und Änderung der Lehrpläne habe ich durchaus nicht in der Tendenz besprochen, um dadurch der Überfüllung der Mittelschulen zu steuern.

Ferner hat Prof. Stanzl gesagt, daß ich die Prüfungen überhaupt abschaffen und nur am Schlusse des Schuljahres zulassen will. Wie sich die Herren aus dem Text meines Vortrages überzeugen können, habe ich von Prüfungen am Schluß des Schuljahres überhaupt nicht gesprochen, sondern gesagt, daß die Orientierungsprüfungen dem Lehrer ein besseres Bild von der Leistungsfähigkeit der Schüler bieten als die auf etwas schwankender Grundlage beruhenden und dem Zufall preisgegebenen Klassifizierungsprüfungen.

Vorsitzender: Es erübrigt mir, dem Herrn Landesschulinspektor namens des Präsidiums den herzlichsten Dank für seinen Vortrag auszusprechen. (Lebhafter Beifall.)

Schulrat Prof. Scholz: Ich habe einige dringende Mitteilungen zu machen. Die Anmeldung zum Besuch der städtischen Gas- un Elektrizitätswerke, der heute stattfindet, muß bis 11 Uhr abgeschlossen sein. Der Sonderwagen fährt um 4 Uhr ab. Der Preis beträgt für die Person 1 K und ist im voraus zu bezahlen. Ich habe mir erlaubt, den

Anmeldungsbogen in der Garderobe aufzulegen, und bitte die Herren, sich einzuzeichnen.

Die Firma Zeiß, IX. Ferstlgasse 1, stellt ihre Sammlungen, insbesondere ihre optischen Apparate für Schulzwecke, aus und bittet alle Teilnehmer des Tages, die sich dafür interessieren, sie zu besichtigen.

Bevor der nächste Punkt der Tagesordnung: „Standes- und Schulfragen" zur Beratung kommt, hat der Obmann des Vereines „Mittelschule" Herr Prof. Hickl eine Resolution vorzubringen und zu begründen.

Prof. Hickl hebt in der Begründung der von den Vereinen „Realschule" und „Mittelschule" vorgebrachten Entschließung hervor, daß der Stand der Mittelschullehrer seit längerer Zeit in der Presse für die gehässigsten und herabwürdigsten Angriffe die Zielscheibe biete und daß in den letzten Jahren selbst maßgebende Persönlichkeiten wiederholt in der Öffentlichkeit Mängel der Lehrerschaft, nicht aber auch deren pflichttreues Wirken betont hätten. Mit um so größerer Freude werde es begrüßt, daß in der Beantwortung der Interpellation des Abgeordneten Iro Se. Exzellenz der Herr Minister für Kultus und Unternicht offen und rückhaltlos der Überzeugung Ausdruck gegeben habe, daß sich die Lehrerschaft in ihrer großen Gesamtheit bei der Ausübung ihres schwierigen Berufes ihrer Pflichten als Lehrer und Erzieher voll und ganz bewußt sei und diesen mit Hingebung und allem Eifer nachkomme. Er bittet um die einstimmige Annahme der folgenden Resolution:

„Die auf dem X. deutsch-österreichischen Mittelschultag versammelte Lehrerschaft verurteilt es auf das schärfste, daß aus Anlaß der beklagenswerten Schülerselbstmorde gegen die Schule und ihre Lehrer seitens eines großen Teiles der Presse die maßlosesten Anschuldigungen erhoben wurden; Anschuldigungen, die für den unbefangenen Beurteiler allerdings den Stempel niedriger Gehässigkeit an sich tragen, nichtsdestoweniger aber danach angetan sind, das Ansehen des *ganzen Standes* auf das schwerste zu schädigen. Die Mittelschullehrer Österreichs verwahren sich entschieden dagegen, daß diese Selbstmorde und andere bedauerliche Vorkommnisse, die *erwiesenermaßen weit mehr in abnormalen privaten Verhältnissen der Schüler ihren Grund haben als in ungünstigen Studienerfolgen, immer wieder dem Stande als solchem zur Last gelegt werden.* Die Mittelschullehrer haben wie alle Stände mit öffentlicher Wirksamkeit nichts gegen eine der Form nach achtungsvolle, die Grenzen gebildeter Sprache nicht überschreitende Kritik ihres Wirkens; sie müssen aber entschieden dagegen Stellung nehmen, daß man in *mißverstandener Auffassung vom Wesen und den Aufgaben der Mittelschule ihnen aus der Erfüllung ihrer beschworenen Pflichten ein Unrecht ableite.* Indem sie für ihren Stand genau dieselbe Achtung fordern, die sonst Ständen mit akademischer Bildung *ohneweiters* gezollt wird, beanspruchen sie für die Zukunft von der Presse, die doch im Interesse der Gesamtheit tätig sein will, eine *gerechte, unparteiische* Würdigung, somit die Zurückweisung aller *allgemein* gehaltenen Anschuldigungen und Verdächtigungen.

Die Mittelschullehrer Österreichs sind eins in der Überzeugung, daß durch die systematische Herabwürdigung des Ansehens ihres Standes der erziehliche Einfluß in der Schule vollständig in Frage gestellt wird und daß die immer wiederkehrenden maßlosen Angriffe, falls sie nicht von hiezu berufener Stelle mit allem Nachdruck zurückgewiesen werden, ein Gefühl der Unsicherheit in der Handhabung der gesetzlichen Vorschriften hervorrufen und die Lehrfreudigkeit vollständig vernichten müssen. Infolgedessen geben die auf dem X. deutsch-österreichischen Mittelschultag versammelten Mittelschullehrer der zuversichtlichen Erwartung Ausdruck, daß die hohe k. k. Unterrichtsverwaltung auf dem eben eingeschlagenen Wege, den Lehrerstand gegen die verhetzenden und herabwürdigenden Angriffe tatkräftig zu schützen, fürderhin beharren wird."

(Lebhafter anhaltender Beifall und Händeklatschen.)

Vorsitzender: Die Herren haben die Resolution gehört. Ich schlage vor, sie ohne Debatte anzunehmen. (Zustimmung.) Ich bitte also die Herren, die damit einverstanden sind, die Hand zu erheben. (Geschieht.) Ich bitte um die Gegenprobe. (Geschieht.) Die Resolution ist mit allen gegen eine Stimme angenommen. Ich möchte doch konstatieren, wer dagegen gestimmt hat. (Rufe: Dr. Kleinpeter! — Pfui-Rufe.)

Wir kommen nun zum nächsten Referat: Standes- und Schulfragen. Ich ersuche Herrn Prof. Mendl, seinen Vortrag zu halten.

Prof. Mendl (mit lebhaftem Beifall begrüßt) bespricht in sachkundiger Weise Standesfragen des Mittelschullehrstandes und allgemeinere Schulfragen und faßt das Ergebnis in folgende Forderungen zusammen:

A. Probekandidaten: 1. Vollständige Trennung des Probejahres von der Prüfung. 2. Einrechnung des Probejahres in die Dienstzeit. 2. Unbedingte Verwendung nach dem Probejahre mit Einrechnung dieser Dienstzeit.

B. Supplenten: 1. Volle Anrechnung aller Dienstjahre, auch der mit unvollständiger Lehrverpflichtung. 2. Gleichstellung der Assistenten mit den Supplenten.

C. Professoren: 1. Der Titel Professor ist gesetzlich zu schützen und in der Regel nur an akademisch Gebildete zu verleihen. Die Verleihung desselben geschieht ausschließlich nur durch den Staat; andere Erhalter von Mittelschulen haben für ihre Lehrer um Verleihung dieses Titels beim Staate einzukommen. 2. Die Ordinariate und Verwaltungen von Kabinetten und Bibliotheken sind angemessen zu honorieren oder auf Wunsch des betreffenden Lehrers in entsprechender Weise in die Lehrverpflichtung einzurechnen. 3. Die Überstunden und die vorübergehenden, zehn Stunden übersteigenden Supplierungen sind so zu honorieren, wie es dem Durchschnitte der obligaten Lehrstunden mit Rücksicht auf den Gesamtgehalt entspricht.

D. Direktoren: 1. Die Landesschulräte sind zu beauftragen, sich bei Vorschlägen für Professoren- und Direktorenstellen an Mittelschulen ausschließlich nur durch die Befähigung der Bewerber bestimmen zu lassen und dem Ministerium tatsächlich einen Ternavorschlag zur

Auswahl vorzulegen. 2. Es ist an jeder vollständigen Mittelschule ein Direktorstellvertreter mit entsprechender Funktionslage und ermäßigter Lehrverpflichtung zu bestellen. 3. Der Abzug für die Amtswohnung wird bei der Beförderung des Direktors von der VII. in die VI. Rangklasse nicht erhöht, dagegen ist das Quartiergeld in einer den tatsächlichen lokalen Verhältnissen und der gesellschaftlichen und dienstlichen Stellung eines Mittelschuldirektors entsprechenden Weise festzusetzen.

E. Landesschulinspektoren und Organisation der Schulbehörden: 1. Die Ernennung der Landesschulinspektoren soll vollkommen unabhängig von finanziellen und politischen Rücksichten ausschließlich nur nach dem Gesichtspunkte der Befähigung und nach dem Bedürfnisse der Schule erfolgen. 2. Die Landesschulinspektoren als Referenten für die pädagogisch-didaktischen Angelegenheiten haben dieselbe Stellung wie die Referenten für die administrativ-ökonomischen Angelegenheiten. 3. Einreihung des ersten Drittels der Landesschulinspektoren nach der Reihenfolge des Konkretalstatus in die V. Rangklasse unter Gewährung des Titels und Charakters eines Hofrates. 4. Anrechnung der Dienstzeit der zu Landesschulinspektoren ernannten Direktoren von der Erlangung der der untersten Gehaltsstufe (6400 K) der VI. Rangklasse entsprechenden Bezüge für den Anfall der 2. (bezw. 3. und 4.) Gehaltsstufe. 5. Gewährung einer in die Witwenpension einrechenbaren Funktionszulage in der Höhe von 1500 K, die mit der Einreihung in die V. Rangklasse entfällt. 6. An der Spitze des Landesschulrates hat ein Schulmann zu stehen. 7. Die Vizepräsidenten des Landesschulrates müssen akademisch gebildete Schulmänner sein. 8. Im Ministerium ist eine eigene Schulsektion zu errichten, an deren Spitze ein akademisch gebildeter Schulmann steht; dieser Schulsektion sind alle Schulangelegenheiten zur endgültigen Entscheidung zu übertragen.

F. Allgemeine Angelegenheiten: *a)* Schul- und Schülerangelegenheiten: 1. Die Schulgeldbefreiung ist entsprechend der Einrichtung, daß einem Semestralausweise nicht die Bedeutung eines Semestralzeugnisses zukommt und mit Rücksicht darauf, daß einem Schüler, der als „im allgemeinen" geeignet zum Aufsteigen bezeichnet wird, die Befreiung weiter belassen wird, zu regeln. 2. Die Gemeinden, Bezirkshauptmannschaften, Bezirksgerichte und Grundbuchsämter sind nachdrücklich anzuweisen, sich über die Richtigkeit der Angaben in den behufs Schulgeldbefreiung auszustellenden Mittellosigkeits- (Armuts-) Zeugnissen genau zu informieren und ungenau oder geradezu unrichtig ausgestellte Zeugnisse zurückzuweisen und die Bestätigung zu verweigern. 3. Die Aufnahmsprüfung in die I. Klasse der Mittelschule ist ausnahmslos nur am Ende und am Beginne des Schuljahres vorzunehmen. 4. Die Forderung, daß zur Aufnahme für eine Beamtenstelle bei den Rechnungsdepartements, Eisenbahnen, Post- und Zollamt die Maturitätsprüfung notwendig ist, ist für diese Ämter ausnahmslos durchzuführen und auf die Steuerämter auszudehnen, wofür sich die Unterrichtsverwaltung im Interesse der absolvierten Mittelschüler einsetzen möge. — *b)* Pensionsangelegenheiten: 1. Die Bezüge der

Pensionisten (und Witwen) alten Stiles sind den gegenwärtigen Bezügen der Mittelschulprofessoren entsprechend zu erhöhen. 2. Die Witwenpension nach einem Professor oder Direktor hat nicht nur mit Einrechnung der allfälligen Funktionszulage, sondern aller in die Pension des Betreffenden einrechenbaren Personalzulagen bemessen zu werden. — c) Auszeichnungen: Den Professoren der VIII. Rangklasse ist als Auszeichnung der Titel Schulrat, den Professoren und Direktoren der VII. Rangklasse der Titel Regierungsrat, denen der VI. Rangklasse der Titel Hofrat zu verleihen.

Vorsitzender: Es entspricht gewiß den Intentionen des Herrn Vortragenden und auch der Geschäftsordnung, daß an diesen Vortrag keine Debatte angeschlossen wird. (Zustimmung.) Ich sage also dem Herrn Vortragenden den wärmsten Dank für seinen ausführlichen, sachlichen und trotzdem in der Form maßvollen Bericht. (Lebhafter Beifall.)

Begrüßungsschreiben liegen vor vom Präsidenten des Abgeordnetenhauses Dr. Robert Pattai, Univ.-Prof. Dr. Martinak (Graz), Univ.-Prof. Dr. Höfler und dem Verein tschechischer Professoren in Prag.

Ich mache aufmerksam, daß nachmittags 3 Uhr die Sektionsberatungen beginnen. Die nächste Vollversammlung ist morgen 9¼ Uhr vormittags. Hiemit schließe ich die Versammlung. (Schluß der Sitzung 12 Uhr 25 Minuten.)

Nachmittags von 3 Uhr ab wurden Sektionssitzungen abgehalten.

Pädagogische Sektion.

Die pädagogische Sektion zählte 63 Teilnehmer. Zum Vorsitzenden wurde Prof. Karl Mendl (Brünn), zum Schriftführer Prof. Dr. O. von Gratzy und E. v. Wardenegg (Wien) gewählt.

Der Vorsitzende begrüßt die Versammlung, die auch viele Offiziere zählte, insbesondere die Vertreter des k. und k. Reichskriegsministers Oberst Erwin Jellenchich (Vorstand der 6. Abteilung — Militärschulwesen) und Major des Generalstabes Hermann Seidl, ferner vom kgl. ungarischen Honvedministerium den Oberst des Generalstabes Lehel Fesztl und den Oberstleutnant des Generalstabes Franz Schnetzer sowie den Oberstleutnant Joachim Steiner von der Wiener-Neustädter Akademie.

Prof. Mendl erteilt dem Realschuldirektor Franz Kemény aus Budapest (als Gast) das Wort zum Vortrage:

„Die Militär-Mittelschulen".

Die zweiseitige Natur unseres Gegenstandes bedingt, daß für die sachliche Behandlung desselben von Rechts wegen nur jene berufen sein können, die mit beiden Gebieten vertraut sind. Ich selbst habe vor 23 Jahren an einer Militärrealschule zwei Jahre hindurch gewirkt und nach dem Abschied meine einschlägigen Erfahrungen in einer Schrift niedergelegt, worin es u. a. heißt: Nichts ist schädlicher als die feindliche Gegenüberstellung dieser beiden Schularten, da die so ersehnte Erziehung der Zukunft nur durch die harmonische Vereinigung beider

Richtungen möglich ist. Je mehr Elemente aus der einen in die andere e hen, um so besser für beide Teile".

Wer die Entwicklung des militärischen Erziehungs- und Bildungswesens mit Aufmerksamkeit verfolgt, wird unschwer erkennen, daß hier — wohl zum Heile beider Teile — langsam aber stetig eine Annäherung Platz greift und der Heranbildung der Lehrkräfte für allgemein bildende Fächer erhöhte Sorgfalt zugewendet wird.

Blicken wir um uns, so sind wir Zeugen eines eigentümlichen Vorganges, der besonders plastisch gelegentlich der jüngsten Enquete für körperliche Erziehung in Erscheinung getreten ist. Das Wort vom „militärischen Einschlag" ist dort auf Schritt und Tritt aufgetaucht und förmlich zum geflügelten Wort geworden. Mir will scheinen, daß der Kurs der anhebenden Gegenwart und Zukunft in einem ausgleichenden reziproken Prozeß von „zivilem" und „militärischem Einschlag" besteht. Es bedarf keines besonderen Nachweises, daß der Parallelismus und gegenseitige Anschluß der bürgerlichen und militärischen Schulbewegung nicht bloß die Interessen des einen (militärischen) Teiles fördert, sondern auch auf das andere (bürgerliche) Gebiet belebend und befruchtend wirkt. Dies gilt insbesondere für gewisse, heute mehr denn je notwendigen Tugenden und seelische Kräfte, die abhanden gekommen sind und deren Mangel der Allgemeinheit zu großem Schaden gereicht.

Gleichwie für die Zivilberufsarten ist auch für die militärischen die Mittelschule von grundlegender Bedeutung[1]). Neben der allgemein bildenden und beruflichen Vorbereitung haben Zivil- und Militär-Mittelschulen eine gemeinsame große Aufgabe: dem Vaterlande tüchtige Männer heranzubilden. Die große Herrscherin Maria Theresia sagte bei der Gründung der Neustädter Militärakademie dem ersten Direktor: „Rechtschaffene Männer und tüchtige Offiziere heranbilden", und im Jahre 1882 sprach General Chanzy zu den französischen Turnern die Worte: *„Faites nous des hommes, nous en ferons des soldats"*, was wir ernstlich jenen entgegenhalten möchten, die sich mit voller Begeisterung und Wucht auf die übertriebene militärische Erziehung der Ziviljugend werfen. Der Mensch als solcher ist also das wichtigste und natürlichste Bindeglied beider Typen.

Als Ausgangspunkt unserer Erörterungen wollen wir die natürliche Gliederung des gesamten Schulwesens nach den folgenden grundlegenden Elementen wählen: Schule, Schüler, Lehrer — und zunächst einen parallelen Überblick über diese drei Elemente in beiden Gebieten werfen.

Was die Anstalten betrifft, bedarf es keines Beweises, daß die militärischen Internate musterhaft eingerichtet sind.

Bezüglich des Schülermaterials ist so ziemlich die Ansicht verbreitet, als ob das Militär mit einem geistig minderen vorlieb nehmen müßte, was ich nicht für ganz ausgemacht halte.

---

[1]) Wie bereits der Titel besagt, beschränken wir uns auch militärischerseits auf diese Stufe, der die Realschulen und Kadettenschulen entsprechen. Die höheren Kurse und Militärakademien liegen außerhalb unserer Betrachtung.

Erübrigt das dritte Element, das wichtigste: die Lehrkräfte. Hier sind wir Zeugen eines lehrreichen Entwicklungsprozesses, denn während für Zivilschulen seit lange her bloß sachlich vorgebildete und geprüfte Kräfte in Verwendung stehen können, mußte man sich beim Militär vorzüglich für die humanistischen Fächer[1]) sozusagen aus dem primitiven Urzustande herausarbeiten.

Hier die nach Hauptetappen gegliederte Evolution der Lehroffiziere. 1. Zuerst nahm man mit Offizieren vorlieb, die sich freiwillig meldeten und sich bloß auf ihre „Lust und Liebe" zum Lehrhandwerk berufen konnten. 2. Eine kurze Weile bloß dauerte der Versuch mit geprüften Zivillehrkräften, die ihrer Wissenschaft zu Trotz in autoritativer und disziplinarer Hinsicht ihrer Aufgabe nicht gewachsen waren. 3. Bereits vor drei Jahrzehnten nahm man zu solchen Reserveoffizieren Zuflucht, die im Besitz einer Lehrbefähigung für Mittelschulen waren. Diese Kategorie hat im allgemeinen entsprochen, die meisten militarisierten sich und stehen noch heute in Verwendung. Zeitweilig schickte man Berufsoffiziere zu Zivilprofessoren in die Schule, wo sie im Wege des Hospitierens ihr Wissen erweitern und ergänzen, desgleichen die Unterrichtspraxis sich aneignen sollten. Vereinzelt kamen auch Fälle vor, wo Offiziere die Universität besuchten. Nun sind wir bei der vierten und letzten Etappe angelangt: die form- und regelrechte fachlich-pädagogische Ausbildung der Offiziere und die Schaffung eines den modernen wissenschaftlichen Anforderungen gewachsenen ständigen Lehroffizierskorps.

Die seitens der kgl. ungarischen Landwehr noch im Jahre 1908 in Angriff genommenen Reformen sind nichts weniger als planlose und gelegentlich erlassene Verfügungen, sondern zeigen nunmehr die bestimmten Umrisse einer einheitlichen, wohldurchdachten und zweckbewußten Reformaktion, die sich stufenweise die Neugestaltung und Verbesserung der folgenden Gebiete vorgesetzt hat: 1. Lehrkräfte und Studienleiter, 2. Lehrpläne, 3. Lehrbücher, 4. Erziehung.

Von all diesen zum größten Teil bereits in Angriff genommenen Reformen, auf die wir einzeln wegen Zeit- und Raummangels hier nicht eingehen können, steht die Heranbildung, Ergänzung und Fortbildung des Lehrkörpers für allgemein bildende Fächer an erster Stelle. Als allgemeine Anforderungen gelten hiebei: 1. Individuelle Eignung, die auf Grund der Qualifikation bei der Truppe erfolgt. Die Auswahl geschieht aus den besten der sich freiwillig meldenden und älteren (sieben- bis achtjährigen) Offiziere, die nachzuweisen haben, daß sie den für Mittelschulen vorgeschriebenen Stoff ihrer Fächer beherrschen. Gleichwie im Zivil bilden je zwei Fächer eine Gruppe. 2. Gründliches Fachwissen. 3. Entsprechende pädagogische Kenntnisse. 4. Erfahrung im praktischen Unterrichtsbetrieb.

[1]) Bei der Honved ist die humanistische und militärische Ausbildung lehrplanmäßig getrennt; dasselbe gilt von der Heranbildung der betreffenden Lehrkräfte.

Bezüglich des zweiten Punktes wäre die Ausbildung an der Universität am geeignetsten; da sich diesem jedoch militärdienstliche und materielle Schwierigkeiten gegenüberstellen, wurde im Einvernehmen mit dem Unterrichtsministerium die Zuteilung für ein bis zwei Jahre[1]) an eine Zivilmittelschule beschlossen, wo die Bewerber im ersten Semester hospitieren, im zweiten mit Genehmigung der Unterrichtsbehörde und unter Aufsicht der leitenden Professoren, für die eine besondere Instruktion ausgearbeitet wird, zum praktischen Unterricht herangezogen werden. Im laufenden Schuljahr sind den staatlichen Oberrealschulen in Budapest neun Offiziere zugeteilt, die außerdem auch einschlägige Vorlesungen an der Universität besuchen.

Die pädagogische Ausbildung erfolgt in zwei voneinander zeitlich getrennten je einmonatlichen Kursen, die unter der Leitung des Universitätsprofessors der Pädagogik stehen; auch die Vortragenden gehören zumeist der Universität an. Der vorbereitende Kurs, in den die Lehroffiziere und Aspiranten noch vor ihrer Zuteilung an eine Zivilmittelschule kommandiert werden, umfaßt Einleitung in die Philosophie; Grundzüge der Psychologie, Logik und Ethik (48 Stunden); Einleitung in die Pädagogik (12); Grundzüge der Schulhygiene (12); Soziologie (6); Entwicklung der ungarischen Gesellschaft auf geschichtlicher Grundlage. Dieser zum ersten Male im Vorjahr (Sommer 1909) abgehaltene Kurs hat treffliche Resultate gereift und auch den persönlichen Verkehr sämtlicher Militärlehrkräfte gefördert. — Nach Ablauf des an einer Zivilmittelschule zugebrachten Jahres wird der abschließende pädagogische Kurs abgehalten, der folgende Gebiete begreift: Geschichte der Philosophie (12); Geschichte der Pädagogik (12); theoretische und praktische Pädagogik mit Rücksicht auf die Didaktik der einzelnen Unterrichtsfächer (48); die pädagogischen Institutionen mit besonderer Rücksicht auf die Internate (12).

Nach dem Übungs- und Lehrjahr an einer Zivilmittelschule und nach Absolvierung des zweiten pädagogischen Kurses werden die betreffenden Offiziere in der Eigenschaft als Lehroffiziere einer Honvedanstalt zugeteilt. Nach Ablauf des dritten kann und vor Ablauf des fünften Jahres dieser Zuteilung muß der Lehroffizier vor einer gemischt militär-zivilen Kommission eine mündliche und schriftliche theoretische und praktische Prüfung ablegen. Examinatoren sind auf Vorschlag des Unterrichtsministers vom Honvedminister ernannte Zivilprofessoren der betreffenden Fächer. Jene, welche diese Prüfung mit Erfolg bestehen, werden dauernd in den Stand des Lehroffizierskorps eingereiht, die übrigen nach einer höchstens achtjährigen Lehrtätigkeit zur Truppe zurückversetzt.

Um ein solches Lehroffizierskorps von gehörigem Niveau zu erhalten und zu sichern, ist es unerläßlich, den in diesen Status dauernd Übernommenen bezüglich ihres weiteren Fortkommens, d. h. in Gehalt und

[1]) Für experimentelle Fächer (Physik, Chemie, Naturgeschichte) und Mathematik sind zwei Jahre bestimmt.

Rang die entsprechenden materiellen und militärischen Vorteile im vorhinein zuzusichern, ansonsten dieser schöne und erstrebenswerte Beruf zu einer Neben- und Sackgasse gestempelt wird, von der sich die wirklich Besten und Berufenen fernhalten werden. Wie sehr dieser Gesichtspunkt an maßgebender Stelle gewürdigt wurde, beweist die Verfügung, wonach die Lehroffiziere der Honved fortan bis in die Oberstencharge (VI. Rangklasse) vorrücken können.

Ein wichtiges Mitglied des reformierten Lehroffizierskorps sind die neu ins Leben gerufenen sogenannten Studienleiter, die gleichsam als pädagogische Beiräte des Kommandanten gelten und denen die Aufgabe obliegt, auf Grund der Lehrpläne und Weisungen des Kommandanten in pädagogisch-didaktischer Hinsicht die notwendige Einheit in den ihrem Gruppenbereiche zugehörigen Fächern herzustellen — eine Aufgabe, für die dem ansonsten so vielfach in Anspruch genommenen Kommandanten keine Zeit erübrigt.

Von den Studienleitern führt ein natürlicher Weg zur Klärung jener prinzipiellen Frage, wie sich das Verhältnis der Zivilsachverständigen im allgemeinen und einzelnen zum militärischen Erziehungs- und Bildungswesen stellt, was diesbezüglich wünschenswert, notwendig und auch möglich ist. Selbst das glänzendste militärische Wissen reicht nicht aus, sobald man das pädagogische Gebiet betritt, und in allem, was zum praktischen Unterrichts- und Erziehungsbetrieb (Pädagogik, Didaktik, Methodik, Lehrpläne, Lehrbücher usw.) gehört, ist man wenigstens vorläufig noch auf die Fachkenntnisse und Mitarbeit der Zivilkräfte angewiesen. All dies ließe sich aber, wenn auch nicht gleich durch eine organische Verknüpfung, so doch zumindest durch einen regeren Verkehr der Vertreter und Behörden beider Gebiete: Professoren—Offiziere, Unterrichts- und Kriegs- (Honved-) Ministerium zustande bringen. Gelegentlich würde sich hieraus die Delegierung von gemischten *ad hoc*-Kommissionen ergeben, ein vielversprechendes Mittel, dessen Anläufen wir, gleichwie dem angeregten zivil-militärischen Zusammenwirken, bei der Honved neuestens stets häufiger begegnen.

Auf halbem Wege darf man hier jedoch nicht innehalten. Wenn die Offiziere zu uns in die Schule kommen und gehen und vor einer Kommission bürgerlicher Sachverständiger Zeugnis von ihrem Wissen ablegen; wenn die Kommandanten der Honvedanstalten behufs Sammlung von Erfahrungen an Zivilmittelschulen und ihre Reifeprüfungen delegiert werden und der Vorstand der betreffenden honvedministeriellen Abteilung zu demselben Zwecke die hauptstädtischen Mittelschulen der Reihe nach besucht: durchwegs treffliche und löbliche Maßnahmen — dann, glauben wir, dürften die Militär-Mittelschulen in selbsteigenem Interesse auch nicht mit einer Mauer umgeben und vor jedem zivilistischen Lufthauch sorgsam bewahrt werden, sondern man müßte auch den Zivilfachmännern Gelegenheit bieten, sei es durch Anwohnen des Unterrichtes oder gelegentlich der regelmäßigen Inspizierungen, als „Zugeteilte" ihrerseits einen Einblick in das Getriebe der Militär-Mittelschulen zu tun, um derart beurteilen zu können, inwieweit die eingeführten Reformen

sich bewährt haben und welche Mängel allenfalls noch behoben werden müßten.

Die Notwendigkeit einer ähnlichen Reform kann auch aus einem anderen Gesichtswinkel dargetan werden. Für die höhere und höchste Leitung des militärischen Erziehungs- und Bildungswesens sind, nach Analogie des bürgerlichen Unterrichtswesens, die Hauptforderungen: 1. Möglichste Stabilität in der Versehung dieser Posten. 2. Notwendigkeit des allgemein pädagogischen Wissens neben dem militärischen. Es gibt keine zweite menschliche Tätigkeit, die mehr der Stabilität, der Ruhe und des Ausreifens bedürfte als das Erziehungswesen, da mit dem Personenwechsel in der Regel auch ein Systemwechsel Platz greift. Dieses Gebiet erforderte eine einheitliche Leitung seitens eines bewährten Fachmannes, der Soldat und Pädagog zugleich ist. Da dieser ideale Fall jedoch außerhalb des Bereiches der Möglichkeit oder zumindest der Wahrscheinlichkeit liegt, muß in der von uns bezeichneten Weise für ein Surrogat vorgesorgt werden.

Ehe ich schließe, möchte ich mir etwas vom Herzen wegsprechen. Ich darf mich leider nicht der Hoffnung hingeben, daß die Herren Offiziere nun in eine Debatte eingreifen werden, die berufen wäre, viel Licht in meine Ausführungen zu bringen, da ich ahne, daß ihnen passive Teilnahme auferlegt ist. Wer soll also das Wort ergreifen und wie soll das Problem ohne den in erster Reihe interessierten Faktor gereift werden? Unstreitig liegt hier ein überwundener Standpunkt, dessen Beseitigung wir der Militärbehörde aufs angelegentlichste zu empfehlen uns gestatten. Zum vollen Verständnis gehört der volle freie Verkehr, darum muß der Lehroffizier vom Gelübde des Schweigens befreit werden.

Um der Militärpädagogik auch in Hinkunft die Möglichkeit einer freien und fachlichen Entwicklung zu sichern, möchte ich mir die folgenden Anregungen erlauben: 1. Im Rahmen der militär-wissenschaftlichen Vereine sind eigene Sektionen für das militärische Erziehungs- und Bildungswesen ins Leben zu rufen, die auch für Zivillehrkräfte offen stehen. 2. Die Vereine der Zivil-Mittelschulprofessoren sollen in irgend einer Form den Lehroffizieren zugänglich gemacht werden.

Insolange nicht die soeben skizzierten Wünsche zur Tat werden — und hiemit schließe ich — wollen wir beide Teile jeweilig das Unsere tun, um derart das große Werk der Erziehung und des Unterrichtes komplementär zu ergänzen und hiemit ein echt vaterländisches Beginnen zu fördern.

Zum Schlusse des mit lebhaftestem Beifalle aufgenommenen Vortrages stellt der Redner die Thesen auf:

1. Die Heranbildung eines den modernen wissenschaftlichen Anforderungen gewachsenen ständigen Lehroffizierskorps ist wünschenswert.

2. Die Lehroffiziere für humanistische und mathematisch-naturwissenschaftliche Fächer können am besten und praktischesten durch zeitweilige Zuteilung an zivile Mittelschulen vorgebildet werden.

Dadurch hofft Dir. Kemény die gegenseitige Ergänzung der zwei Pädagogikarten und die Wechseleinwirkung des Zivil- und Militärstandpunktes im Unterrichte der Jugend zu erreichen.

An der Debatte über den Vortrag beteiligten sich Prof. Dr. Karl Wotke (Wien), der seine Beobachtungen über das Schulwesen in Fischau (Militärunterrealschule) in einem vollen Lobe zusammenfaßte und den Wert der Wechselbeziehung zwischen Militär- und Zivilschulen anerkennt.

Prof. Dr. O. v. Gratzy weist auf den Schöpfer der Reformen für die Militäranstalten Herrn Obersten Erwin Jellenchich hin, der in kurzer Zeit das Ansehen der Kadettenschulen in der Auffassung der Bevölkerung dadurch hochgehoben hat, daß er den neuen Grundsatz aufstellte und zielbewußt durchführte, „es dürfe kein Zivilmittelschüler mit einem schlechten Zeugnisse oder einer nicht genügenden Sittennote zur Aufnahmsprüfung zugelassen werden". Weiter weist er darauf hin, daß Herr Oberstleutnant Joachim Steiner und auch andere Offiziere schon am Mittelschultage und an Vereinsabenden der „Realschule" Vorträge gehalten haben, also der Anfang zur gewünschten Wechselbeziehung bereits gemacht ist.

Herr Regierungsrat Moritz Glöser ergänzt die Vorredner, indem er auf die militärischen Besucher der Vorträge des „Vereines zur Förderung chemischer und naturwissenschaftlicher Kenntnisse" hinweist, auf die rege Teilnahme vom Zivil bei Versuchen auf dem Steinfelde, was besonders Exzellenz Feldzeugmeister Kropatschek patronisierte. An der Realschule des Redners seien auch mehrere Offiziere zugeteilt gewesen und hätten sich in denkbar günstigster Art in den Schulbetrieb eingelebt.

Prof. Dr. Franz Sobalik (Wien) betonte, daß auch in Österreich zahlreiche Offiziere sich an der Universität inskribieren, eifrig an allen Vorträgen und Übungen teilnehmen, sogar kolloquieren, so daß man hinsichtlich dieser Neuerung gegenüber Ungarn nicht nachstehe.

Prof. Ernst Keil (Brünn) gedenkt seiner Schulzeit als Kadettenschüler in freundlicher Erinnerung und wünscht, daß zu Lehroffizieren nur jene Herren, welche akademische Bildung in vollstem Ausmaße — nämlich mit Lehramtsprüfung — genossen hätten, ausgewählt werden, wodurch beim Zivil das letzte Bedenken betreffs des Wertes des Unterrichtes von zivilen Fächern durch Offiziere behoben würde; denn die alte Methode des Kommandiertwerdens für ein unbekanntes Fach habe den davon betroffenen Offizieren nicht für ihren edlen, aber schweren Schuldienst die dazu nötige Begeisterung verleihen können.

Herr Dir. Kemény dankt allen jenen Offizieren und Kollegen, die seinen Vortrag durch ihre Gegenwart beehrt oder an der Debatte teilgenommen haben, für ihr dadurch bekundetes Interesse. Für die Worte der Anerkennung der Herren Oberstleutnant Joachim Steiner und Prof. Dr. Karl Wotke sei er besonders dankbar, desgleichen für die sehr wertvolle Anregung des Herrn Regierungsrates M. Glöser, für den Lehroffiziersnachwuchs in erster Reihe die aus Militärakademien hervorgegangenen Offiziere heranzuziehen.

Nachdem noch Herr Oberstleutnant J. Steiner gedankt und einige Ergänzungsbemerkungen vorgebracht hatte, schließt der Vorsitzende mit bestem Danke an die Redner und Hörer die Sektionssitzung.

Philologische Sektion.

Dir. Anton Polaschek eröffnet im Namen des geschäftsführenden Ausschusses die Versammlung und schlägt Prof. Romuald Wurzer (Czernowitz) zum Vorsitzenden und zu Schriftführern die Proff. Dr. Artur Petak (Iglau) und Dr. Gustav Wilhelm (Wien) vor.

Prof. Romuald Wurzer übernimmt den Vorsitz und erteilt dem Prof. Dr. Karl Kreisler (Brünn) das Wort zu dem angekündigten Vortrage:

„Die modernen Literaturen im Rahmen des Mittelschulunterrichtes“.

(Mit besonderer Berücksichtigung der modernen deutschen Literatur.)

Der Vortragende geht aus von der Tatsache der individuellen Veranlagung der Schüler und der Notwendigkeit, in ihnen eine ethisch-ästhetische Weltanschauung zur Reife zu bringen. Speziell dem Unterricht aus der deutschen Literatur falle die Pflicht zu, „den ganzen Geist des Schülers zu durchleuchten, alle Neigung und Anlage in ihm zu berühren und auszubilden“. Er müsse den Weg „zum Wesenskern des Schülers bahnen, alle Schönheitskraft in ihm hervorheben an das freudige Licht“. Dies müsse die Schule können, wenn sie darauf Anspruch erhebe, eine Erziehungs- und Bildungsstätte zu sein.

Unsere Zeit spiegle sich in der modernen Literatur. Die deutsche Jugend sei wie diese ein Kind der Zeit „und Kinder derselben Mutter sollten sich doch kennen und vertraut und innig beieinander weilen“. Deshalb sei es notwendig, überall dort, wo die ältere Literatur keine Berührungspunkte mit dem jungen, werdenden Geist aufweise, Brücken zur Gegenwart zu schlagen. Diese Notwendigkeit ergebe sich bereits für die Poetik. So sei die Geschichte der Ballade bis in die neueste Zeit, bis auf Liliencron und Münchhausen zu verfolgen, die Märe als Mittelgattung seit Uhland. Für den Roman werde die Wirkung von außen höchst wichtig, namentlich der Einfluß des englischen und französischen Romans. Der Bildungsroman, der gerade in der neueren Literatur von hoher Bedeutung sei, müsse besonders betont werden. Ebenso müsse beim Lied der Weg zur modernen Lyrik gefunden werden. „Überall Brücken zur Gegenwart, wo es angeht. Etwa vom Nibelungenlied über Hebbel, Geibel, Wagner bis auf Lublinsky. Vom ‚Armen Heinrich‘ Hartmanns bis auf Ricarda Huch und Gerhart Hauptmann. Von ‚Tristan‘ Gottfrieds von Straßburg über Immermann, Hertz, Wagner bis zu ‚Tantris der Narr‘ von Ernst Hardt und ‚Isolde Weißhand‘ von Emil Lucka“. Auf diese Weise sei es möglich, daß die alten Stoffe auch Gegenwartsinteresse gewännen. Wenn es schwer sei, eine solche Verbindung mit der Gegenwart herzustellen, möge man parallel mit dem historisch fortlaufenden

Unterricht moderne Bücher aus der Bibliothek besprechen und zur Lektüre empfeklen.

Daran reiht der Vortragende eine kurze Besprechung des Geltungsbereiches Klopstocks, Wielands, Lessings, Herders, Goethes und Schillers. Die Romantik erlange in der Neuromantik Gegenwartsbedeutung. Hier habe die Betrachtung der fremden Literaturen einzusetzen, soweit sie auf die deutsche wirkten: „Die Romantik in Frankreich, Viktor Hugo, Lamartine, Chateaubriand, Dumas père, Dickens in seinem Einfluß auf Hackländer, Reuter, Rauba, Jensen; Alexander Dumas und das französisierende Sittenstück in Deutschland usw.“ Auch die romantischen Realisten in Rußland, wie Puschkin, seien wichtig. Für die Zeit des Realismus gewännen die Namen Oct. Feuillet, Sardou, Daudet und Turgenjeff Bedeutung. Wenn der Naturalismus und seine Werte klar werden sollen, sei es notwendig, Namen wie Balzac und Flaubert, Zola und Ibsen in ihrer Bedeutung erkennen zu lassen. Nicht minder wichtig seien Dostojewski, Tolstoi und Jacobsen, die französische Lyrik, Maeterlink und Oskar Wilde. Aus allen diesen Dichtern klinge die Gegenwart, das Wirklichkeitstreiben. Der moderne junge Mensch sei doch ein Kind seiner Zeit; demnach müßten auch Foulaire, Liliencron, Gerhart Hauptmann, Nietzsche, Dehmel, Schnitzler, Rilke und Hofmannsthal dem Schüler der obersten Stufe geläufig sein. „Alle zersprengten, zerstreuten Wissensstücke in ihm, welche Lektüre, Hörensagen, Gesellschaft ihm geben, seien zu einem starken, umfassenden Wissenskomplex zu einen, damit der volle Gehalt des Lebens, in das er hinaustrete, ihn nicht unvorbereitet umfange“. Ein wichtiges Mittel, dieses Ziel zu erreichen, sieht der Vortragende in den Redeübungen. Eine über praktische Lebensphilosophie sei vorzuschreiben, im übrigen solle dem Schüler vollständige Bewegungsfreiheit gewahrt bleiben. Geschichte, Technik, Kunst, besonders Musik, Weltanschauung und Philosophie seien die Gebiete, immer aber müsse der Zusammenhang mit dem Leben, mit der modernen Literatur gewahrt werden. Reiche die dem Deutschunterricht zur Verfügung gestellte Zeit nicht aus, dann müsse eine vierte Wochenstunde gewonnen werden.

Nach Beendigung des mit Beifall aufgenommenen Vortrages hä Prof. Dr. Richard Findeis (Wien) seinen Vortrag über:

„Die Schranken des deutschen Unterrichtes“.

Die von dem Vortragenden eingesandten Leitsätze lauten:

1. Der deutsche Unterricht soll drei sehr ungleichartige Ziele verfolgen: er übt und vervollkommnet den mündlichen und schriftlichen Ausdruck, er vermittelt literarhistorische Kenntnisse und er erzieht zum künstlerischen Genuß. Zur Erfüllung der ersten Aufgabe haben die Lehrer sämtlicher Fächer mitzuwirken.

2. Der Lehrstoff der V. Klasse bedarf einer organischen Vorbereitung; darum soll tunlichst jener Lehrer in der IV. Klasse unterrichten, der die Schüler später durch das Obergymnasium führt.

Zusatz: Die Mehrleistungen der Deutschlehrer beim Korrigieren sind nach einem gerechten Schlüssel in die Lehrverpflichtung einzurechnen.

3. Die chronologische Reihenfolge der Lektüre stellt an die Auffassungsgabe der Schüler vielfach verfrühte Anforderungen und wird häufig durchbrochen werden müssen.

4. Der Unterricht muß bis zur höchsten Stufe den Charakter einer Einführung und Vorbereitung wahren und den Schein extensiver Vollständigkeit meiden.

Die folgenden Betrachtungen dürften sich mit Fug und Grund unzeitgemäße Betrachtungen nennen. Die pädagogischen Erörterungen, die in Deutschland und Österreich gegenwärtig gepflogen werden, stehen im Zeichen der Forderungen einerseits, der Versprechungen und Verheißungen anderseits. Immer neue Ziele erstehen dem Unterrichte, immer neue Methoden werden ersonnen und geschildert, die uns diesen Zielen zuführen und dem Schüler gleichwohl ersparen sollen, die vorgesetzten Stellen und die einzelnen Lehrer, Theorie und Praxis bemühen sich wetteifernd um die Weiterentwicklung unserer Schulen, zugleich von der Hoffnung erfüllt, es werde so ehrlichem und heißem Streben endlich möglich sein, auch jene ungeduldigen und lauten Dränger einmal zum Schweigen zu bringen, die fern von jedem Ernst und jeder Sachkenntnis in der Öffentlichkeit das große Wort führen und uns siebenmal in der Woche kreuzigen. Mag dieser Lärm auch sonst unsere Überlegung stören und unsere innere Stimme übertäuben, so sollen wir doch, glaube ich, die Stille unserer heutigen Zusammenkunft ausnutzen und einmal unbeirrt von jenem Stoßen und Schieben unser Gewissen erforschen, uns Rechenschaft geben von dem, was wir erreicht haben, was wir erreichen können, und schließlich auch von dem, was wir, weil es für uns unerreichbar ist, ehrlicherweise auch nicht versprechen dürfen.

Keinem Gegenstand wird vom Lehrplan ein so hohes und umfassendes Ziel vorgezeichnet wie dem Unterricht in der deutschen Sprache. Es kommt dies schon darin zum Ausdruck, daß unser Gegenstand unter den weltlichen Disziplinen nunmehr der Reihenfolge nach die erste Stelle einnimmt. Im Stundenausmaß freilich kommt das Deutsche an Gymnasien erst hinter den beiden klassischen Sprachen und hinter Geographie und Geschichte. Ich habe da allerdings Geographie und Geschichte zusammengezählt, wie das für die Zwecke unserer Vergleichung durchaus notwendig ist, da unser deutscher Unterricht genau ebenso heterogene Elemente vereinigt. Daß die Erziehung zum Sprechen und Schreiben und anderseits die Literaturgeschichte in einem einzigen Gegenstand zusammengeworfen werden, ist heute nur mehr historisch verständlich aus der bekannten Tatsache, daß der deutsche Unterricht im Schatten des lateinischen langsam emporgeblüht ist. Dort war es nicht anders möglich, als daß sprachliche Gewandtheit zugleich mit literarischen Kenntnissen erworben wurde, aber in unseren lebenden Sprachen kann offenbar ein Chemiker oder Flugtechniker glänzende Vorträge halten und ausgezeichnete Aufsätze veröffentlichen, ohne von Goethe oder Wilhelm Scherer je eine Zeile gelesen zu haben. Jeder Gegenstand bietet Gelegenheit genug, die

sprachliche Fertigkeit zu üben und zu steigern — bessere Gelegenheit sogar als die Literaturgeschichte. Wird aber so die sprachliche Schulung mit einem Gegenstand verquickt, der ihr im Grund fremd ist, so bringt anderseits die Lostrennung vom Sachunterricht die schwersten Nachteile.

Die Schüler haben in der Naturgeschichte das Pferd beschrieben; nehmen wir noch an, es sei dabei der Einübung ungewöhnlicher Ausdrücke, der Verbesserung gelegentlich verfehlter Satzformen die gebührende Aufmerksamkeit zugewendet worden! Nun kommt der Lehrer des Deutschen, ein anderer Lehrer also, in die Klasse und sagt: „In unserem Aufsatze werden wir ein Pferd beschreiben. Ich weiß zwar, ihr habt das vor kurzem in der Naturgeschichte gelernt: das geht mich gar nichts an. Dort war es genug, wenn das, was ihr sagtet, richtig war und wenn man es verstehen konnte. Für mich ist das alles Nebensache, jetzt müßt ihr lernen, euch schön und gewählt auszudrücken, interessant und gefühlvoll zu schreiben". Die Schüler schauen äußerst verwundert drein ob dieser Zumutung, aber sie hören es dann Jahr für Jahr immer wieder und müssen dann endlich doch glauben, daß es wirklich zweierlei Deutsch gebe: eines für den Hausbedarf, das bloß richtig und verständlich zu sein braucht, und außerdem ein schönes, schwungvolles, poetisches. Am schwersten büßt diese Irrlehre von zweierlei Arten Deutsch natürlich der deutsche Unterricht des Obergymnasiums: da ist es dann einfach nicht möglich, dem Schüler klarzumachen, daß die Dichter die sogenannten Tropen und Figuren ihrer Rede keineswegs als beabsichtigten Schmuck aufsetzen, wie man Goldflitter und Spitzen aufnäht, um aus geborgten alten Fetzen ein neues Prachtkleid zu schneidern. Wenn ich in der Siebenten frage: „Warum heißt es ‚die Winde schwangen leise Flügel'?", bekomme ich gewiß nicht die Antwort: „Weil der Dichter auf seinem nächtlichen Ritt zwischen den Schatten der Bäume gespenstige Riesenvögel hin und her huschen sieht, mit seiner erregten Phantasie wirklich sieht", sondern man sagt: „Eigentlich müßte es heißen: ‚Der Wind weht', aber der Dichter drückt sich lebhafter aus" u. s. f. Wir haben kein Recht, über solche Antworten zu spotten, da wir nur ernten, was wir gesät haben.

Auch die Literaturgeschichte leidet unter dieser Vermengung. Schüler, die im sprachlichen Ausdrucke gewandt, sonst aber etwas bequemer Natur sind und lieber die neuen Prüfungsvorschriften studieren als ihre Lektionen, verlassen sich darauf, daß die schlechten Noten aus der Literaturgeschichte durch gute Aufsätze kompensiert werden müssen und können nur durch ganz besonders listige und nur durch ihre Notwendigkeit entschuldbare Vorsichtsmaßregeln des Lehrers dazu gebracht werden, dem Vortrag der Literaturgeschichte mit gleichmäßiger Aufmerksamkeit zu folgen und sich den Gedächtnisstoff zu Hause anzueignen. Das einzige offizielle Mittel ist, daß wir recht viel literarhistorische Themen geben. Ich muß hier gestehen, daß ich eigentlich jedes Schuljahr noch in einem Zustand abgesagter Feindschaft gegen literarische Aufsatzstoffe begonnen habe und im Laufe jedes Schuljahres immer tiefer in dieses Gebiet hineingedrängt werde.

An sich huldige ich der Ansicht, daß die sprachliche Form nur da wirklich geübt werden kann, wo ausreichende Sachkenntnis zugrunde liegt. Gerade bei literarischen Themen aber muten wir dem Schüler in besonders hohem Grade zu, Imponderabilien in Worte zu fassen oder verleiten ihn dort zu dreistem Schwätzen, wo ehrerbietiges Schweigen und Lauschen am Platze wäre. Im Sprechunterrichte sind wir ja endlich die Unsitte losgeworden, lyrische Gedichte zu Übungszwecken auszunutzen; hat dieses Verfahren beim Schreiben etwa größere Berechtigung?

Aber woher immer die sachlichen Themen nehmen? Bei der Vorbereitung darf man nicht mit der Zeit sparen wollen. So habe ich z. B. in Triest, meinem früheren Dienstort, einmal ein Torpedoboot besichtigt und seinen Bau in den Deutschstunden durchgesprochen, einmal im Anschluß an einen Spaziergang über die Karstaufforstungen arbeiten lassen und so in meinen Stunden Geographie und Botanik getrieben, einmal in einer Physikstunde hospitiert, um für die Entstehung der Luftströmungen den Anschluß zu gewinnen. Weil so die Aufsätze immer etwas sachlich Neues boten, war auch die Form ungezwungen und gefällig, die Schüler schrieben die Aufsätze gern und mir selbst war die Verbesserung nicht so ermüdend. Aber das gelang mir nur im Untergymnasium bei einer Klasse, die ich als deren Ordinarius seit der ersten sehr gut kannte, in der ich außerdem auch Latein unterrichtete, so daß ich mit der Zeit nicht ins Gedränge kam. Deshalb ist mir aber auch auf der Oberstufe ein derartiger, gewiß wünschenswerter Betrieb bisher völlig unerreichbar geblieben. Zu ausreichender Vorbereitung der Themen fehlt es durchaus an Zeit.

Wenn ich in der V. Klasse anfange, Mittelhochdeutsch zu lesen, trachte ich, möglichst im Zuge zu bleiben, damit induktiv ein gewisser Formenschatz erworben werde, ohne das Gedächtnis merkbar zu belasten; da ist schon eine gewöhnliche Schularbeit — eine Stunde Schreiben, eine Stunde Rückgabe ist bei einer starken, neu übernommenen Klasse fast zu wenig — ein sehr lästiges Hindernis; fällt da noch ein Feiertag hinein, so liegen zehn Tage zwischen einer mittelhochdeutschen Stunde und der nächsten und die Schüler haben so gut wie alles vergessen. Nun sollen wir unsere Zeit noch drittens mit Sprechübungen verzetteln. Kurze Berichte über Gelesenes sind ja nichts Neues, dagegen mit den Berichten über Erlebtes habe ich es noch gar nicht gewagt, anzufangen. Wie soll denn von allen Lehrern unserer fünften just ich, der die Klasse am wenigsten kennt, das Kunststück zusammenbringen, einem, der es wirklich nötig hat, zu einer Übung zu verhelfen und die übrigen fünfzig zu interessieren? Der deutsche Unterricht besitzt keinerlei besondere Methoden, um gerade das zu betreiben, und Gelegenheit bietet jeder andere Gegenstand ebenso gut, und zwar ein Gegenstand mit doppelt soviel Wochenstunden eben doppelt soviel als der deutsche Unterricht. Solange man nicht die Schüler, deren mündlicher Ausdruck gebessert werden soll, in kleineren Konversationskursen zusammenfaßt, ist es vollkommen absurd, gerade dem Lehrer der deutschen Sprachlehre und Literaturgeschichte die Verantwortung für die sprachliche Gewandtheit

der Klasse zuzuschieben. Auf der Unterstufe kann man außerdem diesem Ziel größere Beachtung als bisher sichern, wenn möglichst viele Gegenstände in einer Hand vereinigt werden; ein Klassenlehrer hat ausreichend Zeit, Wahrnehmungen zu machen, für die eine Klassenkonferenz immer ein viel zu schwerfälliger Apparat bleibt, er kann die Fragen, die er an die einzelnen Schüler in verschiedenen Gegenständen stellt, genau ihrer erlangten sprachlichen Fertigkeit anpassen und hat Gelegenheit genug zu jener zwischen den Sachunterricht verteilten theoretisch-grammatischen Unterweisung, die nur so, niemals aber im systematischen Zusammenhang, das jugendliche Interesse fesseln kann. Jetzt werden oft und oft Fragen des deutschen Ausdrucks und der Satzbildung durch das Übersetzen aus dem Lateinischen in den Vordergrund der Aufmerksamkeit gerückt und in dieser Stunde in aller Eile, je kürzer, desto besser, abgetan; der Lehrer des Deutschen hingegen sucht bei seiner didaktischen Vorbereitung mühsam nach Beispielen, von denen sich vermuten läßt, daß sie dem Schüler begegnen und auffallen. Unser Fachlehrersystem reißt viele Fäden, die sich in den jugendlichen Köpfen bereits anspinnen, schonungslos auseinander, um sie in der nächsten Stunde kunstvoll wieder anzuknüpfen.

Solange dem nicht abgeholfen wird, solange nicht auf der Unterstufe möglichst viele Fächer einer Klasse in der Hand des deutschen Sprachlehrers, der dabei durchaus kein geschulter Literarhistoriker zu sein brauchte[1]), vereinigt sind, müssen wir vom philologischen Unterricht theoretische Belehrung auch über Fragen der deutschen Grammatik, von ihm und allen anderen Fächern mündliche und schriftliche Sprachübungen als Unterstützung unseres Wirkens verlangen, wie das auch von der vorletzten niederösterreichischen Direktorenkonferenz geraten wurde, wie es die preußischen Lehrpläne vorschreiben. Die Forderung ist also gar nicht neu, zu ihrer Erfüllung aber fehlt noch das allermeiste. Sobald ich Gelegenheit dazu finde, gedenke ich der klassischen Philologie einen sehr langen Wunschzettel aufzurollen. Ich möchte dann auf den Unterschied aufmerksam machen zwischen der Behandlung der deutschen Grammatik im Anschluß an den fremdsprachlichen Unterricht und der deutschen Grammatik in unselbständiger Knechtschaft, einer bloß mechanischen Anleitung zum Übersetzen. Ich möchte da einige der landläufigen „Erklärungen" prüfen, die immer in den Refrain ausklingen: „Ja, der Deutsche drückt sich eben nicht so genau aus"; die aus der Gegenüberstellung von „*iubeo pontem fieri*" und „ich lasse eine Brücke schlagen" beweisen, daß der Deutsche den aktiven und passiven Infinitiv verwechsle u. dgl. Wenn nicht schon unter den Philologen selbst jene Stimmen die Mehrheit gewännen, die die Grammatik um ihrer selbst betrieben wissen wollen, so müßten wir uns mit ihnen für eine sprachwissenschaftliche

[1]) Die Lehrbefähigung für das Nebenfach abzuschaffen, liegt keine dringende Notwendigkeit vor. Die Universität möge den Hörern aller philosophischen Disziplinen Gelegenheit bieten, richtige Anschauungen über das Leben der Sprache zu erwerben; von der literarhistorischen Nebenprüfung könnte ganz abgesehen werden.

Unterweisung ohne jeden oberflächlichen Nützlichkeitsgrund einsetzen, wie sie Paul Cauer verlangt, wie sie Karl Brugmann, der Verfasser der klassischen griechischen Grammatik, in einer jüngst ausgegangenen Streitschrift fordert, die uns Gymnasiallehrern kein sehr erfreuliches Spiegelbild zeigt.

Für heute nur noch ein Beispiel. Als ich heuer im Beginn der mittelhochdeutschen Lektüre nach der Flexion des deutschen Adjektivs fragte, wurden „stark“ und „schwach“ richtig geschieden. Die Benennungen „pronominal“ und „substantivisch“ konnten schon nicht mehr so leicht herausgeholt werden; als ich aber nach der Berechtigung dieser Namen fragte, herrschte großenteils völlige Ratlosigkeit. Ich ließ die Endungen des „starken“ Nominativs feststellen: (e)r (der, großer), (e)s (das, dies, es) und als ich fragte, ob diese Endungen auch bei Substantiven vorkommen, erhielt ich die prompte Antwort: „O ja, massenhaft: der Wanderer, der Jäger, das Haus u. s. f.“ Ich fragte nun, ob λόγος und γένος nach derselben Deklination gehen und bekam in diesem viel schwereren Fall sofort völlig ausreichende Antwort: „Einmal ist -ος Endung, das andere Mal gehört es zum Stamm“. Als ich nun wieder zum Deutschen zurückkam, waren es nicht mehr als etwa ein Dutzend Schüler, denen nun ein Licht aufdämmerte, daß diese Endungen wirklich nur beim Pronomen vorkommen, und ich habe vorgestern festgestellt, daß jetzt noch einige in der Klasse sitzen, die das nicht begreifen. Ich frage mich wirklich: Kann man den Schülern, die eine so einfache Anwendung längst erlernter Begriffe an dem bekannten Material ihrer Muttersprache nicht vollziehen können, einen historischen Einblick in das Wesen unserer Sprache vermitteln? Man kann sie ja abrichten und ich habe es getan, so gut es ging, daß sie von der Lautverschiebung und der oberdeutschen Diphthongierung etwas daherreden, aber es hängt dieser ganze Unterricht in der Luft. Die Struktur einer Sprache betrachten, sie geschichtlich erklären, das sind keineswegs Dinge, die man heute vortragen und für morgen lernen lassen kann, das sind vor allem Gewöhnungen, die anerzogen werden müssen, und auch hier, glaube ich, wird das Zusammenarbeiten keineswegs durch Vorschriften oder persönliche Besprechungen gewährleistet werden können, das Sicherste wird immer die Personalunion sein, daß nämlich jener Deutschlehrer, der die Klasse durch das Obergymnasium führt, schon früher möglichst viel in der Klasse beschäftigt sei, zu allermindest, daß er in der IV. schon den Deutschunterricht bekomme. Darauf weisen ja Lehrpläne und Lehrbücher gleichmäßig hin, die einen großen Teil des Stoffes der früheren V. der IV. zuwälzen: wenn nun früher der Germanist von der V. an mit der Klasse aufstieg, so muß er jetzt eben in der IV. den zusammenhängenden Kursus beginnen.

Wenn ein Unbefangener einen Blick in die Lehrfächerverteilung unserer Gymnasien wirft, wird er sich wahrscheinlich wundern, daß dies nicht schon längst geschehen sei. Warum erteilen immer noch, obwohl jedes Gymnasium endlich seine zwei Germanisten hat, immer noch Historiker, sogar ohne Nebenprüfung, in III und IV Deutschunterricht? Der Grund ist ja kein Geheimnis, wenngleich man öffentlich noch nicht

viel davon geredet hat. Jeder Germanist hat nämlich bald eingesehen, daß die Last der deutschen Korrekturen in der Berechnung der Lehrverpflichtung nach ganz falschem Maß eingestellt wird; aber statt eine offene Aussprache herbeizuführen, haben sich die meisten still beiseite gedrückt und der ebenso wichtige als schwere Unterricht in der III. und IV. Klasse blieb den jüngsten Supplenten oder den Vertretern fremder Fächer ausgeliefert. Ich habe über diese Frage vor einem Jahre in der küstenländischen Mittelschule berichtet und auch einen bestimmten Schlüssel[1]) berechnet; jedenfalls ist der jetzige Zustand, wo sich die Germanisten fürchten, vorwiegend in ihrem Hauptfach beschäftigt zu werden, schädlich und unwürdig.

So zeigt es sich, daß in der Stellung des Deutschen innerhalb des ganzen Unterrichtsplanes noch viel gebessert werden kann, wenn wir wirkliche Erfolge erzielen und nicht bloße Scheinarbeit leisten sollen. Aber noch viel mehr bleibt innerhalb des Faches selbst zu tun.

Es gilt den Historikern keineswegs als ausgemacht, daß jeder Quintaner zur Auffassung pragmatischer Geschichtsdarstellung schon reif sei. Unsere Literaturgeschichte in der V. aber strebt geradewegs darauf los, obendrein beim Mittelalter, einer Zeit, deren überaus komplizierte Tendenzen selbst von Erwachsenen schwerer noch erkannt und begriffen werden als selbst das XVIII. und XIX. Jahrhundert. Wenn wir unseren Quintanern Walthers politische Lyrik bieten, so bauen wir auf den nebelhaften historischen Erinnerungen des Untergymnasiums weiter! Was soll unsere ungebärdige und, wie man zu sagen pflegt, noch nicht recht ausgeflegelte Jugend mit den Minneliedern? Erfaßt ein Fünfzehnjähriger Hartmann von Aues vergeistigte, beschauliche Klarheit aus den mittelhochdeutschen Proben oder kann er den Dichter aus skelettisierten Inhaltsangaben[2]) liebgewinnen? Darf man von einem Quintaner verlangen, daß er die Tragik des Hildebrandsliedes in einem Aufsatz darstelle? Der Stürmer und Dränger Herder war in VII zu schwer, Goethes „Egmont“ machte viel zu schaffen: wird man künftig in der VI. mit ihnen besser zurecht kommen? Und wozu eigentlich die ganze Eile? Man erwartet sich offenbar davon das Aufhören jener längst widerlichen Angriffe gegen das Gymnasium, die mit einer langen Aufzählung von Größen unserer Literatur kommen, von denen in der Schule bisher nicht die Rede gewesen sei. „Warum haben wir den ‚Faust‘ nicht gelesen, vom ‚Grünen Heinrich‘ so wenig gehört?“ Man wird solchen Leuten künftig in aller Gemütsruhe erwidern müssen: „Weil ihr als Achtzehnjährige in der Schule ward

[1]) Vgl. Mitteilung des Deutschen Mittelschulvereines von Teplitz-Schönau u. s. f. VIII 178: „Für die Korrektur von je 30 Aufsatzheften der Oberstufe ist dem Lehrer der Unterrichtssprache die Lehrverpflichtung um eine Stunde herabzusetzen“.

[2]) Nacherzählungen dürfen nur dann als Lesestoff geboten werden, wenn sie, bei entsprechender Ausführlichkeit, selbständigen künstlerischen Wert haben. Die Beschränkung, die sich Vogt in den Inhaltsangaben seiner Literaturgeschichte auferlegen mußte, darf für ein Lesebuch nicht gelten; findet der Iwein nicht in einer ausführlicheren Wiedergabe Platz, so muß er eben ganz wegbleiben.

und Goethe wie Keller ihre herrlichsten Werke nicht für die Achtzehnjährigen geschrieben haben". Auch Gottfried von Straßburg und Immanuel Kant werden durch die Tatsache, daß man ihre Hauptwerke am Gymnasium nicht liest, ebensowenig zu Geistern zweiten Ranges gestempelt wie Äschylus und Aristoteles.

Ich möchte mich gegen eine Mißdeutung meiner Thesen verwahren, als ob ich in dem alten Streit: „Klassisch oder Modern?" eine Lanze für das Jahr 1832 als Grenze brechen wollte. Was zuviel ist, muß nicht just alles vom rückwärtigen Ende abgeschnitten werden; zuerst kommen das XV. und XVII. Jahrhundert daran, die es dem Gegenwartswert ihrer Erzeugnisse nach am ehesten vertragen. Meine Schüler werden den berühmten Gegensatz zwischen Gottsched und den Schweizern weder in fünf noch in zwölf Punkte gegliedert aufzusagen wissen. Aber ich verlange auch bei den Dichtungen des XIX. Jahrhunderts, daß neben ihrem absoluten und geschichtlichen Wert auch ihre Eignung für jugendliche Leser entscheidend sei bei der Aufnahme in unsere Lektüre. Ferner brauchen wir uns nicht chronologisch zu binden; Scheffel und Dahn, die Größeren Freytag und Storm können gar wohl mit ihren Hauptwerken in der V. und VI. vorgeführt werden und brauchen nicht in der VIII. der Lessingschen „Emilia" oder dem „Nathan" den Platz streitig zu machen. Ich kann nicht genug warnen vor dem Irrtum, die Lektüre unserer Klassiker durch ständige Verfrühung zu schädigen. Die Logen des Burgtheaters sind bei einer Klassikervorstellung zur Hälfte von Kindern besetzt, denen Kunst und Theater sehr bald zu gleichgültigen Alltäglichkeiten werden, die die Klassiker zu „überwinden" glauben, wenn sie sie noch gar nicht verstehen. Mir aber scheint die Fähigkeit, sich über echte Kunst zu freuen, wichtiger als die Kenntnis von Namen und Äußerlichkeiten, erworben zu dem Zwecke, in gebildeter Gesellschaft mitreden zu können. Deshalb müssen wir das Lesen und Erfassen lehren und üben. Wer das gelernt hat, der betätige späterhin seine Fähigkeit. Wer aber von dem Tag an, wo er die Schule verlassen hat, nur mehr Zeitungen und Sensationsromane liest, der bleibt ein kläglicher Banause, völlig einerlei, ob ihm sein Deutschprofessor einmal etwas vom „Grünen Heinrich" vorerzählt hat oder nicht. Solange wir selbst den Anspruch machen, als ob unsere Auswahl ein Kanon des Besten und Trefflichsten wäre, wird unsere Auswahl ewig kritisiert werden; wir müssen einmal erklären und bei den verschiedensten Anlässen unseres Unterrichtes die Überzeugung durchschimmern lassen: Unsere deutsche Literatur ist groß und reich und vielgestaltig; sie kennen zu lernen, wirklich kennen zu lernen, ist die Aufgabe eines ganzen Lebens. Was ein Schüler zwischen 15 und 18 Jahren, vielfältig geteilt und zerstreut in seinen Interessen und Aufgaben, sich davon aneignet, ist immer nur ein schwacher Schimmer des Ganzen. So aufrichtig diese Erklärung ist, so wird sie doch dem einzelnen Lehrer — aus einem ganz eigentümlichen Grunde — schwer fallen.

Ich muß hier an Dinge erinnern, die ein gehaltvoller Vortrag des heutigen Vormittags schon trefflich beleuchtet hat. Unsere Gymnasiasten werden schon früh von dem krankhaften Streben beherrscht, sich mög-

lichst bald den Erwachsenen gleichzustellen. Ich habe, vor längerer Zeit schon, als Jugendspielleiter erfahren, wie schwer es ist, die ehedem wirklich volkstümlichen Knabenspiele, den deutschen Schlagball z. B., auch nur in den untersten Klassen einzuführen. Schon diese Klassen wollen, namentlich in den Großstädten, durchaus mit denselben Geräten und nach denselben Regeln spielen, nach denen die großen internationalen Wettkämpfe ausgetragen werden. Diese Sucht, für reif und vollwertig zu gelten, nimmt im Obergymnasium jäh zu. Die Schüler lesen Tageszeitungen, sind bei Leihbibliotheken abonniert, im Besuch von Theatern und Konzerten, seien sie an sich einwandfrei oder nicht, wird ihnen selten ein Wunsch versagt und in den Tanzstunden, wer weiß, wird schon der eine oder der andere von den Ballmüttern als hoffnungsvoller Bräutigam umschmeichelt. Die Septimaner wollen nur mehr junge Herren heißen und die Quintaner mindestens Adoleszenten, das Wort Schüler klingt wie eine Herabsetzung. Trotz so vielfacher Hindernisse, unsere Jugend vor der Gefahr blasierter Frühreife zu warnen und zu behüten, ist überaus schwer; mit hastigem und unfreundlichem Zugreifen kann leicht alles verdorben werden. Da gilt es nun, die richtige Mitte zu finden zwischen jenem durchaus verwerflichen Lehrerhochmut, der die Schüler wegen ihrer geistigen Inferiorität jede Stunde vor den Kopf stößt, und jener schmeichlerischen Ergebenheit, die die Schüler in der Einbildung bestärkt, sie verstünden schon alles aufs vortrefflichste. Diese Überhebung der Schüler wird gleichsam bestätigt, wenn durch den Lehrplan kein Werk unserer Literatur als zu schwierig bezeichnet wird, wenn der Vortrag des Lehrers alle Schranken überfliegt, das Examen freilich sich in um so bescheideneren Grenzen hält. Die ganze Verkehrtheit dieses Unterrichtsverfahrens zeigt sich in den viel zu hoch gegriffenen Themen der Redeübungen. Ein Schüler spricht „über das Auftreten von Schillers schwarzem Ritter vom Standpunkt kritisch-ästhetischer Dramaturgie", einer „über die programmatische Tonsymbolik in Straußens Zarathustra", einer „über Dantes Weltanschauung und das Kulturideal des Trecento", „über die treibenden Ideen in der Entwicklung der englischen Nationalökonomie des XVII. Jahrhunderts", „über die Unzulänglichkeiten und Widersprüche der Kantischen Philosophie", über die modernsten Probleme der Aviatik und Radiotherapie. Die ganze Klasse ist stolz darauf, wenn diese Themen, im Programm gedruckt, in die Unsterblichkeit eingehen und der Lehrer kann von Seite seiner jugendlichen Genies, denen er die überaus angenehme Illusion eines so staunenswerten Geistesfluges verschafft hat, der feurigsten Verehrung gewiß sein. Es ist — ich gestehe das offen — heute zumal ein schweres, vielleicht sogar unbilliges Verlangen, daß ein Mittelschullehrer auf solche blendende Popularität verzichten solle. Wir werden gegen den Strom nicht aufkommen, aber wir wollen doch unser Schifflein selber steuern.

Den Schein, der die weiten Massen blendet, werden wir nicht gering schätzen und nicht ganz abwerfen, dazu zwingt uns unsere öffentliche Stellung. Aber für uns selbst wenigstens müssen wir doch ein Höheres festhalten, wenn es uns auch niemand dankt: jene sachliche Ehrlichkeit,

die äußere Vollständigkeit niemals um den Preis der Gründlichkeit erkauft und die Mahnung heute mehr denn je in Sachen der Erziehung als berechtigt erkennt: *non multa, sed multum*.

Wer heute eine Didaktik schriebe, der müßte über dem Eingang seines Werkes eine Tafel mit denselben, unveralteten Worten aufrichten, mit denen einst Comenius seine Unterrichtslehre eröffnete: „Es gilt, eine Regel zu finden, bei der die Lehrenden weniger lehren, die Lernenden aber mehr lernen".

Nur die Erfüllung der intensiven Forderung, nur die Gründlichkeit im einzelnen schützt uns davor, daß der Unterricht in überstürzter Hast von einem Gegenstand zum anderen eilt und leere Worte gibt statt der Sache.

Lebhafter Beifall folgte diesen Ausführungen.

Der Vorsitzende dankt den Vortragenden und eröffnet die Debatte zu den beiden Vorträgen.

Prof. Dr. Ludwig Singer (Wien) erklärt, an der Realschule müsse der Lehrer des Deutschen darauf achten, daß die Schüler auch die anderen Gegenständen entnommenen Themen in guter und schöner Form darstellen; anderseits müsse man sich vor Augen halten, daß allzu häufiges Korrigieren in formeller Hinsicht leicht eine Verwirrung hervorrufe und den Schüler von dem eigentlichen Ziele dessen, was er lernt, sehr weit abbringen könne. Der Deutschunterricht, namentlich der an der Realschule, müsse eine gewisse Zusammenfassung bieten, die dadurch bewirkt werde, daß verschiedene Gegenstände herangezogen werden. Dies könne am besten in den Redeübungen geschehen. Eine Hauptbedingung für einen Erfolg sei die enge Beziehung der Lehrer untereinander.

Prof. Dr. Perkmann (Wien) fordert dazu auf, die ausgesprochenen Grundsätze auch in Tat umzusetzen und beantragt die Einsetzung einer Kommission, die konkrete Probleme aufstellen soll.

Prof. Dr. Valentin Pollak (Wien) tritt für die Thesen 1 und 2 des Prof. Findeis ein, hält aber die Thesen 3 und 4 für gefährlich. „Es ist richtig, daß die chronologische Reihenfolge der Lektüre verfrühte Anforderungen stellt; aber das ist kein Unglück, wenn der Schüler ein Kunstwerk nicht bis in seine letzten Tiefen versteht, er kann doch Eindrücke erhalten, die für sein ganzes Leben haften". Zur vierten These bemerkt der Redner: „Unser modernes Leben ermöglicht es nur wenigen Menschen, sich intensiv mit Literatur zu beschäftigen. Das, was an den Gymnasien in allgemeinen Umrissen gelernt wird, bleibt. Gehen wir aber allzu ängstlich vor und begnügt man sich wieder mit einer stückweisen Kenntnis der Literatur, wie sie früher von der Schule vermittelt wurde, so liegt die Gefahr einer anderen Art von Oberflächlichkeit nahe: die Schüler glauben, weil sie einige Werke mit peinlichster Genauigkeit durchgekeilt haben, eine wirkliche Kenntnis zu besitzen".

Prof. Dr. Alfred Nathansky (Triest) weist auf den prinzipiellen Gegensatz des Standpunktes beider Redner hin: hier eine Flut von Forderungen, dort die Warnung vor dem Übermaß, die Empfehlung einer

Einschränkung; er hält den Mittelweg für das richtige und schließt sich dem Antrage des Prof. Perkmann an.

Prof. Dr. Ludwig Singer erklärt, eine Kommission könne nur im allgemeinen den Weg verzeichnen; jeder einzelne müsse sich selbst auf ihm zurechtfinden.

Lyzeal-Dir. Dr. Ortmann (Wien) knüpft an die den grammatischen Unterricht betreffenden Ausführungen des Prof. Findeis an und erklärt: „Die deutsche Grammatik steht zu sehr im Dienste des lateinischen Unterrichtes, auch nach ihrem Inhalte. Die Schulgrammatik ist uns durch den Betrieb des Latein aufgezwungen worden". Er verlangt eine Grammatik, die aus dem Wesen der deutschen Sprache heraus geschaffen wird. Den Abscheu vor literarischen Themen teilt er mit Prof. Findeis und empfiehlt, ohne die damit verbundenen Schwierigkeiten leugnen zu wollen, auf Grund eigener Erfahrungen die Behandlung technischer Themen. Auch er empfiehlt einen Kompromißweg und warnt davor, die Jugend mit Klassischem zu überfüttern.

Die Vortragenden erhalten das Schlußwort. Zunächst konstatiert Prof. Findeis, daß sowohl Prof. Pollak als auch Prof. Nathansky zugegeben haben, daß ein volles Verständnis der Lektüre nicht immer erreicht werden könne, und vertritt die Ansicht, daß der Appetit durch vollständige Entziehung mehr gereizt werde als durch teilweise Befriedigung.

Prof. Dr. Pollak ergreift das Wort, um in Ergänzung seiner Ausführungen darauf hinzuweisen, daß die Schüler, wenn sie nicht in der Schule mit den Erscheinungen der modernen Literatur vertraut gemacht werden, diese Kenntnis aus der Lektüre der Tagesblätter anstückeln.

Prof. Dr. Kreisler erklärt, er habe mit seinen Ausführungen nur dafür eintreten wollen, daß der deutsche Unterricht nicht bei Goethe und Schiller stehen bleibe, sondern eine Fühlung mit dem Leben der Gegenwart erhalte. Dies werde ermöglicht durch die Aufdeckung der Fäden, welche von unseren Klassikern oder den Werken fremder Literaturen zur deutschen Literatur der Gegenwart herüberführen. Durch die Nennung der vielen Autoren und Werke habe er zeigen wollen, wie dies geschehen könne.

Dir. Dr. Anton Polaschek wendet sich gegen die beantragte Einsetzung einer Kommission durch den Hinweis auf das gewöhnliche Schicksal solcher Anträge, das er aus wiederholten Erfahrungen kenne.

Hierauf schließt der Vorsitzende die Versammlung und fordert die Anwesenden auf, der Einladung des Prof. W. A. Hammer Folge zu leisten.

Prof. Hammer führt der Versammlung zwei Sprechmaschinen vor und fügt einige erläuternde Worte über die

„Verwendung der Sprechmaschinen im neusprachlichen Unterricht"

bei. Unter Hinweis auf die bedeutende Vervollkommnung, welche in der letzten Zeit sowohl die Sprechmaschinen (Grammophone, Euphone, Par-

lonnette usw.) als auch die geeigneten Schallplatten erfahren haben, erläuterte der Vortragende zunächst die großen Vorteile, welche die Verwendung dieser Hilfsmittel im Sprachunterricht mit sich brächte. Vor allem wäre den Schülern Gelegenheit geboten, einen Nationalen — von einem solchen sind die Platten besprochen — zu hören und auf diesem Wege das Gehör zu schulen. Ganz besonders würde aber aus einem methodischen Gebrauch des Grammophons eine nicht unbedeutende Entlastung des Lehrers erwachsen, indem das ermüdende oftmalige Vorsprechen von Lauten, Wörtern und Wortgruppen sowie die bei der Vorpräparation übliche Behandlung der Lesestücke durch Vorlesen bei geschlossenen Büchern dann zum größeren Teil von der Sprechmaschine besorgt werden könnte.

Der Vortragende erläuterte noch, wie man mit Zuhilfenahme der Hölzelschen Wandbilder, welche die vier Jahreszeiten darstellen, die hiezu hergestellten Schallplatten („Favorite Record") mit dem zugehörigen Text (Verlag W. Violet in Stuttgart) im französischen und im englischen Unterricht verwenden könne. Nach diesem einleitenden Vortrag erfolgte die Vorführung einer Reihe von Proben mittels der Sprechmaschinen „Parlonnette" und „Euphon", so: „*Les quatre saisons*" und „*The four seasons*", tägliche Gespräche wie „*A la Visite, en wagon, au déjeuner*" und „*à l'hôtel*", ferner Uhlands „Schwäbische Kunde" gesprochen von Hofschauspieler Hugo Thimig, schließlich Musikstücke wie aus Gounods „Faust" (Walpurgisnacht), Lieder wie „Stille Nacht, heilige Nacht", „O Tannenbaum" u. a., die insgesamt den Beifall der Zuhörer fanden. Namentlich erregte die Wiedergabe der englischen Texte „*The four seasons*", was ihre Reinheit und Deutlichkeit anbelangte, allseitige Bewunderung.

Der Vortragende schloß seine Demonstrationen mit einem Appell an die Lehrerschaft, sich der Sprechmaschine zu bedienen und machte darauf aufmerksam, daß sich dies nicht bloß im fremdsprachlichen (französischen und englischen) Unterricht, sondern auch im deutschen Unterricht beim Vortrage von Gedichten, Szenen aus Dramen und rednerischer Prosa bewährt habe. Schließlich würde die Wiedergabe von Liedern auch im Gesangunterrichte von großem Werte sein. Bei dem verhältnismäßig niedrigen Preise einer solchen Sprechmaschine wäre es jeder Anstalt möglich, sich in den Besitz einer solchen zu setzen.

Naturwissenschaftlich-chemische Sektion.

Schulrat Prof. Heinrich Vieltorf eröffnet die Sitzung der naturwissenschaftlich-chemischen Sektion, begrüßt die Erschienenen, insbesondere die Herren Landesschulinspektoren Regierungsräte Dr. Ignaz Wallentin und Hans Januschke, und drückt seine Freude über den zahlreichen Besuch aus, der den besten Beweis für die Anteilnahme an den Bestrebungen zur Hebung und Belebung des Unterrichtes liefere. Im Namen des vorbereitenden Ausschusses schlägt Schulrat Vieltorf Herrn Dir. Theodor Pulitzer (Neutitschein) zum Vorsitzenden und die

Herren Proff. Josef Bednar (Krems) und Dr. Gustav Stadler (Wien) zu Schriftführern vor, deren Wahl unter Zuruf angenommen wird.

Der Vorsitzende Dir. Theodor Pulitzer dankt für die Wahl und ersucht hierauf Herrn Prof. Dr. Rudolf Böhm (Wien) seinen angekündigten Vortrag

„Einige neue chemische Schulversuche"

zu halten.

Die Versuche zerfallen in zwei Gruppen. Die erste hat zum Gegenstande die Darstellung des Kalziumnitrids durch Verbrennen des Kalziums an der Luft, die des Kalziumkarbids durch Entzünden des im Verhältnisse der Verbindungsgewichte bereiteten Gemenges von Kalzium und Holzkohle und die Darstellung des Thénards Blau durch Entzünden des Gemenges von Kobaltoxyd und Aluminium mit Hilfe des elektrischen Lichtbogens. Die zweite Gruppe dient lediglich dem Zwecke, an meist mineralischen Stoffe derartige Umwandlungen durchzuführen, daß durch diese die Schüler unter Führung des Lehrers die Zusammensetzung dieser Stoffe selbst suchen und finden können.

Dadurch gewinnt der chemische Unterricht ein Übungs- und Arbeitsmaterial, an dem die Schüler ihr bereits erworbenes Wissen anwenden und vertiefen können. Gips wird durch Kalzium zu Kalziumsulfid reduziert. Durch Reduktion der mineralischen Karbonate, auch Soda und Pottasche, mit Magnesium entsteht Kohlenstoff. Die Reduktion wurde am Kalzit durchgeführt. Die Reduktion des Apatits mit Magnesium führt zu rotem Phosphor und Kalziumphosphid. Es ist dies die allereinfachste Darstellung des Kalziumphosphids, bezw. des Phosphorwasserstoffs.

Bei der Reduktion des Natriumarsenits mit Magnesium entsteht Arsen und seine dunkelbraune und gelbe Modifikation. Wird die Reduktion des Natriumarsenits aber mit Kalzium durchgeführt, so bildet sich Natriumarsenid, das mit Salzsäure in Arsenwasserstoff leicht umgewandelt werden kann.

Die Zusammensetzung des Glases als Silikat kann leicht erkannt werden, wenn man in einem Proberöhrchen aus leicht schmelzbarem Glase eine dünne Schichte Magnesiumstaub erhitzt und, nachdem das Magnesiumoxyd entfernt wurde, in das Röhrchen einige Tropfen Salzsäure gießt. Es bildet sich selbstentzündlicher Siliziumwasserstoff. Zur Ausführung dieser Versuche, die, soweit sie Reduktionen sind, explosionsartig und unter Auslösung prachtvollster Lichteffekte verlaufen, benötigt man nur eine unglasierte Tonplatte und einen Bunsenbrenner als technische Hilfsmittel.

Reicher Beifall lohnte die hier skizzierten, trefflich gelungenen Vorführungen.

In der darauffolgenden Debatte spricht Herr Kamillo Brückner (Neue Wiener Handelsakademie) sich anerkennend über die vorgeführten für die Schule neuen pyrochemischen Reaktionen aus, die im Gebiete der anorganischen Chemie sehr geeignet erscheinen, die Schüler zu selbständigem Denken über die Vorgänge und Umwandlungen anzuregen. Zur

Darstellung explosiver Reaktionen eignen sich auch Salze von Schwermetallen, z. B. wasserfreies $CuSO_4$, $FeSO_4$ mit Magnesium in geschlossenen Eprouvetten erhitzt. Diese Versuche verlaufen unter ungemein starker Reaktion, der Schüler fragt sich, wie eine solche Reaktion zustande komme, und kann unschwer die sich entwickelnden Gase als Schwefeldioxyd erkennen. Diese Versuche könnten eine Wiederholung finden durch Gemenge von Vitriolen mit Aluminium. Ebenso eignen sich hiezu z. B. Alaune mit Aluminium oder Magnesium, wobei man spektralanalytisch die Art der Alaune festsetzen kann. Nitratgemenge, die, in geschlossenen Gefäßen erhitzt, sich als sehr explosibel erweisen, zeigen, offen entzündet, Reaktionen in der Art, wie sie Dr. Böhm vorgeführt. Zu Schulversuchen eignen sich auch Thermitgemische unter Anwendung einfacher Zündungen ($BaO_2 + Mg$).

Da sich niemand mehr zum Worte meldet, schließt der Vorsitzende mit Dankesworten an Dr. Böhm die Sitzung.

Festkommers.

Nach altem akademischen Brauche vereinigten sich die Teilnehmer des Mittelschultages — viele mit ihren Damen — um 8 Uhr abends zu einem Festkommers im Kursalon des Stadtparkes. Die Musik besorgte die Salonkapelle des Deutschmeister-Schützenkorps unter Leitung ihres Kapellmeisters Taborsky.

Das Präsidium hatte Regierungsrat Dir. Dr. Schreiner übernommen. Als die Klänge des Liedes „Gaudeamus igitur" verklungen waren, brachte der Präsident des Mittelschultages Prof. Reichelt (Teplitz) einen Toast auf den Kaiser aus und forderte die Versammelten auf, mit ihm in den Ruf einzustimmen: „Seine Majestät Kaiser Franz Josef I. lebe hoch!". Die Versammlung brachte begeisterte Hochrufe aus und sang stehend die Volkshymne. Der zweite Vizepräsident Prof. Hickl (Wien) trank auf den Unterrichtsminister Grafen Stürgkh, der, ein treuer Freund der Schule, den alle Lehrer einigenden Wunsch hege, es möge ihrem Schaffen schönstes Gelingen beschieden sein. Hofrat Dr. Huemer dankte im Namen des Unterrichtsministers und erinnerte an die vor einigen Tagen im Abgeordnetenhause gehaltene Rede des Grafen Stürgkh, in der er die feste Überzeugung aussprach, daß der Mittelschullehrerstand in seiner großen Gesamtheit sich seiner Pflicht als Lehrer und Erzieher voll und ganz bewußt sei. (Stürmischer Beifall.) Das seien mannhafte Worte zur Verteidigung des Standes, wofür dem Minister der wärmste Dank gebühre. Prof. Dr. Böhm (Wien) begrüßte die Teilnehmer von nah und fern, insbesondere den Hofrat Dr. Huemer, die Landesschulinspektoren Hofrat Dr. Scheindler, die Regierungsräte Dr. Wallentin und Januschke, Dr. Tumlirz, Dr. Pawlitschek und Dr. Kauer. Landesschulinspektor Dr. Tumlirz widmete seine Ansprache dem idealen Geist unter den Mittelschullehrern, Prof. v. Boberskyj (Lemberg) überbrachte die Grüße der ruthenischen Kollegen. Dr. Stadler begrüßte die Damen, Regierungsrat Dir. Dr. Schreiner toastierte auf den Geschäfts-

führer Prof. E. Scholz und Prof. Heilsberg auf die Jugend. — An den offiziellen Teil schloß sich eine von Prof. Dr. Karl Bruno geleitete gemütliche „Exkneipe“, welche die Teilnehmer, Herren und Damen, bis in die späten Nachtstunden in bester Stimmung zusammenhielt.

(Fortsetzung folgt.)

Wien. Jos. Zycha.

Illustrierte Lesebücher.

Unsere deutschen Mittelschullesebücher entbehren jeglichen Bilderschmuckes. Das ist doppelt bedauerlich. Einerseits trügen passende Illustrationen viel zum sachlichen Verständnis einzelner Lesestücke bei, anderseits böten Bilder alter und moderner Künstler, an richtiger Stelle eingefügt, vielfach einen willkommenen Ausgangspunkt für kunsterziehliche Betrachtungen.

Zunächst ein paar Worte über Illustrationen der ersteren Art. Ich greife nach dem nächstbesten Band des Deutschen Lesebuches von Kummer und Stejskal. Eines der ersten Stücke, das ich in der Tertia mit den Schülern durchzunehmen pflege, ist Immermanns Schilderung des Oberhofs. Wie würde das Interesse gesteigert, wenn an der Spitze des Aufsatzes ein westfälisches Bauernhaus, womöglich mit einem Grundriß, abgebildet wäre? Allerlei ließe sich daran knüpfen, so auch ein Vergleich mit unserem Bauernhause. Das gäbe ein bißchen Folklore schon in der dritten Klasse. Daß Lesestücke wie Die Habsburg, Das Tegetthoffdenkmal, Eine deutsche Stadt im Mittelalter — dieses Stück etwa mit Ansichten aus Nürnberg — illustriert sein sollten, daß zu den biographischen Aufsätzen, z. B. zu Goethes Knabenjahren, Schiller in der Karlsschule u. ä. ein Porträt, eine Abbildung des Vaterhauses, der Schule usw. gehörte, das versteht sich wohl von selber. Im fünften Bande des genannten Lesebuchs begegnen wir Goethes bekannter Abhandlung über Leonardo da Vincis Abendmahl. Da heißt es im ersten Absatze: „Möchten unsere Leser Morghens Kupferstich vor sich nehmen, welcher hinreicht, uns sowohl über das Ganze als wie das einzelne zu verständigen“. Was wäre nun natürlicher, als daß die Herausgeber, diesem Winke Goethes folgend, eine Abbildung brächten! Sie tun es nicht und der Lehrer muß froh sein, daß das Bild in einem Bande des Gindelyschen Lehrbuches der Geschichte, den seine Quintaner von den Sextanern borgen mögen, repreduziert ist. Es scheint überflüssig, noch mehr Beispiele beizubringen. Nur möchte ich es als wünschenswert bezeichnen, daß namentlich die literarhistorischen Partien mit Bildnissen, Handschriftenproben, Karten usw. ausgestattet würden.

Wenden wir uns nun zu den Illustrationen der zweiten Art, die der Erziehung zur Kunst, welche man neuerdings, und gewiß mit allem Rechte, dem Lehrer der Muttersprache ans Herz gelegt hat, dienen sollen.

Wie hier die Sache anzupacken wäre, lehrt das prächtige Balladenbuch des Kunstwart, das Avenarius vor ein paar Jahren zusammengestellt und auf eine neue, eigenartige Weise mit Bildern meist moderner Maler geschmückt hat. Er stellt zu den einzelnen Balladen Bilder von gleichem oder ähnlichem Stimmungsgehalte, Gegenstücke, keine Illustrationen im eigentlichen Wortsinn. So bringt er z. B. inmitten der Elfen- und Nixenballaden des ersten Abschnittes, der „Ein Buch der Natur" überschrieben ist, Albert Weltis Nebelreiter: ein schroffer Felszack ragt, von dunklen Nebeln umwogt, in die Nacht empor; um ihn herum jagen gespenstische Reiter auf gespenstischen Rossen durch die Lüfte, mit Spießen, Keulen und Bogen bewehrt, in lautlosem Kampfe. Ich kann mir kein packenderes Gegenstück zu Goethes Erlkönig denken. Zu Goethes Fischer stellt Avenarius die Nächtliche Wasserfahrt von Schwind. Über den mondbeglänzten Strom gleitet der Kahn; drinnen sitzt der Ritter, auf den Schild gestützt, und blickt traumverloren in die Flut, aus der die weißen, verschwommenen Glieder einer Nixe leuchten. Man kann noch Heines Lorelei heranziehen und den Schülern dabei zeigen, wie hier Maler und Dichter auf den verschiedensten Wegen zu demselben Ziel, der Wiedergabe einer gleichen Stimmung, gelangen, ja, wie alle Kunst im Grunde ein und dasselbe sei. Ein Bild desselben Künstlers finden wir vor Immermanns kleinem Gedichte Gotik: Erwins Traum. An der Hand eines Engels schwebt der Erbauer des Münsters in wunderbarer Leichtigkeit, zwischen schlanken Säulen, unter spitzen Bogen, vom Innenraum der Kirche her dem Beschauer entgegen. Wie gut würde sich dieses Bild, das, nebenbei gesagt, den Geist der gotischen Baukunst rascher und leichter erfassen läßt als die weitschweifigste Abhandlung, zu Uhlands Verlorener Kirche oder zu Goethes Aufsatz Von deutscher Baukunst schicken! Böcklins grausiges Bild Der Krieg, das das Thema der apokalyptischen Reiter variiert, illustriert Linggs Gedicht: Der schwarze Tod. In unserem Lesebuche könnte es Geibels *Cita mors ruit* begleiten, wenn man nicht etwa den apokalyptischen Reitern des Cornelius oder dem Holzschnitte Dürers oder ein paar Proben aus Holbeins Totentanz den Vorzug gibt. Der Abschnitt „Rätseln und Träumen" bringt die märchenhaft schönen Wundervögel von Thoma: über einer zerklüfteten Landschaft ziehen vier bunte, seltsam gestaltete Vögel dahin, die mächtigen Schwingen weit ausgebreitet, die langen Hälse mit den halbgeöffneten Schnäbeln sehnsüchtig einem fernen Ziele zugewandt. Das gäbe die schönste Illustration zu Goethes „Kennst du das Land..." Übrigens würde hier auch Feuerbachs Iphigenie wunderbar am Platze sein.

Ich versage mir, das Buch von Avenarius für diese Betrachtungen weiter auszubeuten, obwohl es des Anziehenden noch mehr als genug enthält, und will nur noch ein paar eigene Einfälle beisteuern.

Oben war die Rede von Leonardos Abendmahl. Ich denke, es müßte für den Lehrer und den Schüler gleich reizvoll sein, wenn ein künftiges Lesebuch nebst dem Bilde des italienischen Meisters ein modernes Abendmahl, etwa von Gebhardt oder Uhde, brächte und so Gelegenheit zu einem sehr instruktiven Vergleiche böte. Eine Parallele

ganz anderer Art wäre folgende. Der Blitzzug von Liliencron schildert in hastenden, tonmalenden Versen, wie der Eilzug mit seinem bunten Publikum durchs Gelände rast:

> Fortfortfortfortfortfort, steht an der Kurve,
> Steht da der Tod mit der Bombe zum Wurfe?
> Halthalthalthalthalthalthalthalthaltein —
> Ein anderer Zug fährt mitten hinein.

Der Tod als Bombenwerfer, welch ein grandioses Bild! Nun denke man sich daneben Klingers Radierung Auf den Schienen. Die Bahn fährt am Rand eines Abgrunds herüber. Vorn, quer über den verbogenen Schienen, liegt grinsend der Tod. Der nächste Zug ist ihm verfallen ... Dort alles unheimlich rasche Bewegung, hier unheilsschwangere Ruhe — und die Wirkung ist fast dieselbe.

Zum Schlusse noch eine freundliche Parallele: hier Schäfers Sonntaglied von Uhland und dort das Aveläuten von Millet. Hier läßt sich Gedicht und Bild trefflich verwerten, den Schülern den Begriff „Stimmung" deutlich zu machen.

Vielleicht finden diese Andeutungen und Anregungen bei einer Neuauflage unserer Lesebücher einige Berücksichtigung. Jedenfalls müßte zur Auswahl der Bilder ein Künstler herangezogen werden und jedenfalls müßten die Reproduktionen technisch völlig einwandfrei und selbstverständlich auch billig sein.

Melk. P. Friedrich A. Feigl.

Karl Bone, *Πείρατα τέχνης.* Über Lesen und Erklären von Dichtwerken. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1909. VI und 132 SS. Preis kart. Mk. 2·40.

Ein gut gemeintes, anziehend geschriebenes Büchlein über Lesen und Erklären von Dichtwerken, dessen Grundgedanken nur Billigung finden können! Gegenüber der oft erhobenen Forderung, daß grammatische, biographische, historische und geographische und andere Erörterungen aus den Lektürstunden und der Dichterlektüre zu verbannen seien, weil man „den Dichter als Dichter" lesen müsse, vertritt der Verf. mit Nachdruck die Überzeugung, daß solche Erörterungen zum Verständnisse von Dichtungen, besonders von antiken, unumgänglich notwendig seien; jede Frage, die bei der Erklärung eines Dichtwerkes um ihrer selbst willen erhoben und verfolgt werde, sei unzweckmäßig, ja zweckwidrig, doch könne, was zweckmäßig sei, unter Umständen unabänderliche Notwendigkeit werden, selbst eine grammatische Erörterung. Der Besitz inneren Reichtums sei das wahre Fundament für angemessene und fruchtbare Dichterlektüre; er beschränke sich aber nicht auf das Gebiet der Erkenntnis, es müsse auch Reichtum auf dem Gebiete des Empfindens vorhanden sein. Ausführlich wird dann über das Übersetzen antiker Dichtungen gesprochen, über die verschiedenen Gattungen: die Interlinearübersetzung, die wörtliche, freie und umschaffende Übersetzung, über die

Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit, durch die Übersetzung etwas dem Original völlig Gleichwertiges zu schaffen usw. Zu einem wenn auch manchmal nur bescheidenen Grade des Verstehens und Genießens empfiehlt der Verf. den Weg in folgenden Abschnitten zurückzulegen: 1. Sinngemäßes Durchlesen (Vorlesen), beziehungsweise schlichte Übersetzung des fremden Textes; 2. Wiedergabe des Inhaltes mit begleitenden Erklärungen; 3. Konstruieren des Ausgangspunktes tunlichst aus dem Gedichte heraus; 4. Kunstgemäßes (gehobenes, ausdrucksvolles) Lesen, bezw. Übersetzen; 5. Aufsuchen der künstlerischen Einheit des Gedichtes, zunächst durch Feststellung des Gipfelgedankens, von dem aus die Einheit überschaut werden kann; 6. Auffinden und Empfinden des Harmonischen, zunächst des Musikalischen, dann aber auch des Malerischen, Klassischen und Architektonischen in dem Gedichte. Eine derartige Einführung liege in erster Linie der Schule nahe; doch müsse vor jeder widergeistigen Schablone gewarnt werden. Zum Schlusse werden dem Erklärer die Gefahren vor Augen gestellt, das rechte Maß zu überschreiten, zu viel oder zu wenig zu sagen; seine Kunst erfordere eben eine klarsehende Selbstbeherrschung, das Eigene nicht vorwalten zu lassen, um sich den Bedürfnissen seiner Hörer anzupassen. Seiner Aufgabe werde er am ehesten gerecht, wenn er in seine Erklärung nichts aufnehme, wofür er nicht einen bestimmten und wahrnehmbaren Fingerzeig in der Dichtung gefunden habe und den anderen kennbar machen könne.

Die hier kurz skizzierten Grundgedanken — auf Detail kann nicht eingegangen werden — entwickelt der Verf. zumeist an Beispielen aus Horaz, zieht jedoch ab und zu auch die deutsche Dichtung heran. Man folgt seinen Ausführungen mit Vergnügen, fragt sich aber schließlich doch, ob es wirklich notwendig war, den Lehrern an höheren Unterrichtsanstalten solche Leitmotive für ihre Erklärung von Dichtwerken erst zu entwickeln. Ref. wenigstens bekennt, daß er sich seit langem von solchen Grundsätzen leiten ließ, und glaubt, daß die meisten Lehrer über diese Fragen ganz ähnlich denken werden. Sollte es aber irgendwo wirklich nötig sein, diese Gedanken einer anderen Praxis gegenüber mit Nachdruck zu betonen, so sei die Zweckmäßigkeit des Büchleins gerne anerkannt. Auch jungen Lehrern kann es empfohlen werden.

Wien. Karl Prinz.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Zum Ursprung des Wortes Syphilis.

In seinem interessanten Aufsatz über die Entstehung des Wortes Syphilis (Neue Jahrbb. XXV, 1910, S. 72—77) läßt F. Boll alle älteren Etymologien beiseite, indem er sie als töricht bezeichnet. Unter ihnen finde ich eine, welche, wenn auch nicht direkt, doch das Richtige trifft, diejenige nämlich, welche das Wort Syphilis von σῦς ung φιλία, richtiger φίλος ableitet (vgl. z. B. G. Letzel, Lehrbuch der Geschlechtskrankheiten, Wien-Leipzig 1892, S. 139; M. v. Zeissl in Eulenburgs Real-Enzyklopädie der gesamten Heilkunde s. v. Syphilis, Bd. XXIII³, Berlin-Wien 1900, S. 637). Wenn Fracastoro im dritten Buche seines Gedichtes: *Syphilidis sive morbi Gallici libri tres* dem von der schrecklichen Krankheit ergriffenen Hirten mit leichter Umgestaltung von Ovids *Sipylus* oder sogar in direktem Anschluß an die von Ciofanus bei Burmann notierte Variante *Siphylus* (Met. VI 231; vgl. Neue Jahrbb. XXV, S. 168) den Namen *Syphilus* gegeben hat[1]), so tat er es doch wohl nur aus dem Grunde, weil sich dieser Name in die Bestandteile σῦς und φίλος zerlegen läßt und für einen Hirten passend erscheint. Sonst hätte der Dichter einen anderen von den sieben in der Niobesage bei Ovid vorkommenden Namen der Niobesöhne (Met. VI 224—266) für seinen Hirten wählen können. Der Umstand, daß die Anfangssilbe des Namens *Syphilus* bei Fracastoro als Länge erscheint, während sie in συ-βώτης bei Homer kurz ist, wiegt doch wahrlich nicht schwer, wenn man bedenkt, daß auch bei Ovid die erste Silbe in *Sipylus* (*Siphylus* Met. VI 149, 231) kurz ist. Mit der Silbenquantität der Eigennamen schalten bekanntlich nicht nur die lateinischen Humanisten nach Belieben. — Weiter möchte ich darauf aufmerksam machen, daß die Sage von *Syphilus* bei Fracastoro im dritten Gesange, in welchem Boll häufigen Anschluß an die Odyssee[2]) konstatiert, an die Ilias *A* 8—100 geschilderten Vorgänge erinnert. Da lesen wir V. 74 sq. die von dem Seher Kalchas an Achilles gerichteten

---

[1]) Zur Erhärtung seiner Ansicht, daß Fracastoro die Syphiluslegende der Niobesage in Ovids Metamorph. VI 146—312 nachgebildet habe, hätte Boll (S. 76) anläßlich des im III. Gesange von Fracastoro gelegentlich genannten Atlas *(Atlantia tellus)* auf Ovid Met. VI 174 sq. hinweisen können, wo Niobe von sich rühmt: *maximus Atlas est avus, aetherium qui fert cervicibus axem.*

[2]) Deshalb wäre ich geneigt, mit Pflug in dem Namen des Königs von Ophire Alcithous eine leichte Umbildung von Ἀλκίνοος zu erblicken.

Worte: *Ὦ Ἀχιλεῦ, κέλεαί με, διίφιλε, μυθήσασθαι Μῆνιν Ἀπόλλωνος ἑκατηβελέταο ἄνακτος* κ. τ. λ. und V. 85 sqq. die Antwort des Achilles: *Θαρσήσας μάλα εἰπὲ θεοπρόπιον, ὅ τι οἶσθα· οὐ μὰ γὰρ Ἀπόλλωνα διίφιλον, ᾧ τε σύ, Κάλχαν, εὐχόμενος Δαναοῖσι θεοπροπίας ἀναφαίνεις, οὔ τις ... σοὶ ... βαρείας χεῖρας ἐποίσει* κ. τ. λ. Der von Agamemnon in der Person des Priesters Chryses beschimpfte Apollo erhält hier das Epitheton *διί-φιλος*, dem den Apollo verschmähenden Hirten legt Fracastoro den Namen *Syphilus* (*σύ-φιλος*) bei. — Zum Schluß möchte ich noch die Form *Syphilis* als adiect. fem. zu *Syphilus* (vgl. z. B. Soph. O. T. 463 *ἁ ... Δελφὶς ... πέτρα*) mit zu ergänzendem *νόσος* (*ἡ Συφιλὶς νόσος*) erklären; die diesbezügliche Auseinandersetzung Bolls (S. 75) scheint mir zu gekünstelt.

Stanislau. Z. Dembitzer.

Heinrich Clauren und Artur Schopenhauer in Dresden.

Rasch waren sie verflogen, die Jahre der Begeisterung, des höchsten Aufschwunges der Volksgefühle, des größten Waffenruhmes, welchen die deutschen Fürsten mit ihren treuen, jeglicher Aufopferung fähigen Völkern in den Befreiungskämpfen gegen Napoleons Zwingherrschaft errungen hatten. Der gehobenen Stimmung der Gemüter war alsbald der Rückfall in die alte Gleichgiltigkeit gefolgt. In der Zeit vom Wiener Kongreß 1814/15 bis zum Kongreß von Aachen 1818 lebte man in Süddeutschland wieder so unbekümmert und gemächlich, als hätte es niemals napoleonische Kriege und Kriegsnöten gegeben. Die Dichter F. Kind, Gustav Schilling, F. Laun, Artur v. Nordstern, Karl v. Miltiz u. a. füllten die Musenalmanachs und Spiegelkalender, wie auch die 1817 neu entstandene Dresdener Abendzeitung mit lyrischen Ergüssen und der ungeheuer wichtig tuende Böttiger schrieb wortreiche Kommentare und Kritiken, als gelte es, die ihm befreundeten Schriftsteller und Künstler bei lebendigem Leibe für die Ewigkeit zu konservieren.

Indessen gab es in der sächsischen Residenz damals zwei Männer, welche, obgleich verschiedenen Geistes und Charakters, mit ihren Ansichten jenem Poetenbunde unbequem genug waren: Artur Schopenhauer und Heinrich Clauren, ersterer noch nicht berühmt, aber bereits gefürchtet, letzterer auch nicht beliebt, aber wegen seines Einflusses und seiner Stellung — er war preußischer Geschäftsträger und hieß mit seinem bürgerlichen Namen Karl Heun — respektiert und geradezu verhätschelt.

Als Sohn der hochgeachteten Johanna Schopenhauer, völlig unabhängig durch ein hübsches Vermögen und schon früh in das philosophische Studium vertieft, hatte der junge Schopenhauer schon vor seiner Ankunft in Dresden mit dem geselligen Leben in verschiedenen Städten Deutschlands Bekanntschaft gemacht, ohne seinen Eigentümlichkeiten im mindesten zu entsagen, noch den Schwächen anderer sich zu fügen. In dieser Beziehung war er ein sonderbares Menschenkind, eigenwillig, herb und derb, in allen wissenschaftlichen und literarischen Fragen entschieden und fest, Freund wie Feind gegenüber jedes Ding bei seinem rechten Namen nennend, witzig, sarkastisch, mitunter geradezu grob. Wer den Blondkopf mit den stahlgrauen funkenden Augen und den tiefen Furchen zu beiden Seiten der Nase, wohlwollend und mitteilsam finden wollte, der mußte ihn auf seinen Spaziergängen begleiten, auf denen er sich sehr lebhaft über einzelne Vorkommnisse äußerte, besonders gern über Drama und Theater. So galt er allgemein als Sonderling und war es auch gewissermaßen wirklich. Obschon entschiedener Gegner des sentimentalen Almanachs- und Kalenderchenwesens einer längst verblühten Welt,

fand er sich doch häufig im Literatencafé ein, wo die Mitglieder jener romantischen Schriftstellergilde zumeist verkehrten. Da setzte es alsbald einen schöngeistigen Disput ab, wobei Schopenhauer die Gegner mit ätzender Sarkasmen bediente und ihnen den Kaffee nichts weniger als versüßte. Daher galt er ihnen als hofmeisternder Griesgram, von dem man allerdings viel lernen konnte. Auch blieb es zum Glück für sie immer nur beim Wortgeplänkel, das nie in eine Zeitungsfehde überging. Schopenhauer sparte seine Tinte für anderes und war ein abgesagter Feind der Zänkereien in Tagesblättern.

Ganz anders geartet war Heinrich Clauren. Ziemlich klein von Statur, kugelrund und sehr wohlgenährt, äußerst beweglich und redselig, die in Gold gefaßte Brille häufig auf die Stirn emporschiebend, wenn er über einen Gegenstand sich warm redete, war Clauren ein jovialer Herr, dienstfertig gegen alle Welt und besonders galant gegen das schöne Geschlecht. Ohne jemals tiefere Studien gemacht zu haben, verfügte er über einen ziemlichen Vorrat von allerlei Kenntnissen und hatte sich seine eigene Lebensphilosophie zurecht gerichtet, deren Um und Auf dahin ging, sich in die jeweiligen Verhältnisse und die Vorurteile zu fügen und dabei auf den eigenen Vorteil bedacht zu sein. Es konnte einem so aufmerksamen Beobachter, wie das Clauren war, nicht entgehen, daß die Wirkung der klassischen Glanzperiode unter Weimars literarischer Oberhoheit bereits stark im Schwinden begriffen war, eine unausbleibliche Folge des systematischen Niederhaltens alles dessen, was den durch die gewaltigen Ereignisse der jüngst verflossenen Zeit erweckten Volksgeist vorwärts zu treiben geeignet war. Clauren rechnete mit seinen Romanen, Erzählungen und Dramen auf die große Menge derjenigen, denen es bei ihrer Lektüre weder um die Nahrung des Geistes noch um Erhebung des seelischen Empfindens, sondern um Zeitvertreib, Aufregung der Phantasie und Sinnenkitzel zu tun war. Er bot dem Lesepublikum leichte und seichte Ware, stellte ihm eine Welt vor Augen, in der es sich vortrefflich leben ließ, ohne sich um Freiheit, Vaterland, Menschenwohl bekümmern zu müssen, eine Art Schlaraffentum des bestgelaunten Materialismus, wie Schopenhauer zu sagen pflegte. Diese neue Literatur wurde damals in den Salons der Vornehmen, wie in den Hinterstübchen der Nähmamsellen gierig verschlungen, zum großen Verdruß der Dresdener Romantiker, welche Clauren insgeheim spinnefeind waren, während sie öffentlich die Heuchler spielten. Die Herrlichkeit Claurens und sein Einfluß dauerten übrigens nur kurze Zeit. Rasch berühmt geworden, ist er rascher noch verschollen. Aber auch von den Dresdener Romantikern der damaligen Zeit vermochte sich keiner einen dauernden Namen zu machen, es wäre denn F. Kind, der Dichter des schönen Textbuches zum „Freischütz“, der mit K. M. v. Weber den musikalischen Ruhm dieser Oper teilt.

Innsbruck. Dr. F. Lentner.

Literarische Miszellen.

Dr. Paul Kiene, Der unheilvolle Konflikt. Zur Reform des französischen Sprachunterrichtes. München, Verlag der 'Ärztlichen Rundschau', Otto Gmelin 1910. 73 SS.

Eine eigentümliche Schrift nach Inhalt und Form. Der Verf. bespricht den Betrieb der neueren Sprachen an den Mittelschulen Bayerns. In buntem Durcheinander kommen der Anfangsunterricht, die Abgangsprüfung vom bayerischen Progymnasium, die Stundenvermehrung am humanistischen Gymnasium, die Aufgabenstellung bei der Reifeprüfung und andere Fragen zur Behandlung. Er erweist sich als Gegner des Chor-

sprechens, ja sogar der Diktate, ohne überzeugende Gründe anführen zu können. Lautschulung bis zur Vollkommenheit, Einübung des grammatischen Stoffes an Einzelsätzen und durch Sätzelernen zum Schriftsteller(!) — das ist seine Methode und sein Programm.

Die Schreibweise des Verf.s hat etwas Abruptes, die Anordnung des Stoffes ist unlogisch, die Darstellung entbehrt der wünschenswerten Klarheit, Wiederholung gleicher Gedanken begegnen öfters. Der Verf. schwört nur auf seine Methode und so lange diese nicht überall eingeführt ist, gibt es kein Heil im Unterrichte der modernen Fremdsprachen. Neues und Interessantes enthält die Schrift nicht viel.

Wien. Al. Seeger.

A Book of English Poetry for the Use of Schools. Containing 122 Poems. By Dr. F. W. Gesenius. 5th Edition, enlarged and revised by Dr. Fritz Kriete. Halle, Gesenius 1909. 159 SS. Text und 73 SS. Anmerkungen.

Die Auswahl gibt ein im wesentlichen zutreffendes Bild der Hauptrichtungen englischer Dichtung der lyrischen, deskriptiven und balladenhaften Gattung seit Beginn des XVII. Jahrhunderts. Die eigentlich stets leichten Texte sind nach dem Grade ihrer Schwierigkeit in drei Abteilungen eingeordnet. Der Inhalt der Proben ist durchweg einwandfrei für Schulzwecke. In der dem Hauptbändchen beigegebenen '*List of Authors*' fehlt der Verf. des Gedichtes 102 *William Jones*, ferner sind die Nrn. 94 bis 99 irrtümlich um je eine Ziffer zurück zitiert.

Die Anmerkungen sind knapp gehalten und mehr sachlichen als sprachlichen Erläuterungen gewidmet. Die zu Nr. 101 und 102 stehen fälschlich unter 100 und 101. Im „Abriß der Verslehre" möchte man den Ausdruck „Pentameter" für den fünftaktigen Jambus beseitigt sehen. Das Wörterverzeichnis ist ausreichend und gibt wenigstens die Aussprache der betonten Vokale überall, die des ganzen Wortes zuweilen an. Schließlich sind noch die Melodien von '*My Heart's In the Highlands*', '*The Last Rose of Summer*', '*Those Evening Bells*' und '*The National Anthem*', allerdings in sehr kleinem Druck, beigefügt. Sonst ist der Druck klar und korrekt. An österreichischen Mittelschulen dürfte jedoch für das Buch kein Bedürfnis vorhanden sein.

W. Viëtor und F. Dörr, Englisches Lesebuch. Unterstufe, Part. I. Phonetic Transcription by E. R. Edwards. 2nd Edition. Teubner 1908. X und 76 SS. Preis geb. 2·20 Mk.

Das Vorwort bespricht den erfreulichen Fortschritt in der Wertschätzung der Phonetik während der letzten neun Jahre, besonders im neusprachlichen Unterrichtssysteme Englands. Die Transkription legt südenglische Aussprache zugrunde und erstreckt sich auf den gesamten Inhalt des wegen seiner durchaus lebendigen und so viele Realien auf spielende Weise vermittelnden Methode rühmlichst bekannten Lesebuches: auf das Inhaltsverzeichnis, den Index der Anfangszeilen der Gedichte und den vollständigen Text.

Die Transkribierung ist sehr sorgfältig durchgeführt und somit liegt hier wieder ein recht brauchbares Mittel zur klaglosen Beherrschung der Aussprache des Englischen für Lehrer und Studenten vor.

Etymologische Bemerkungen zur Aussprache des intervokalischen *s* im Englischen. Von Prof. Dr. Ferd. Wawra. Wiener-Neustadt, Selbstverlag des Verf.s 1909. [Sep.-Abdr. aus dem Programme der n. ö. Landes-Oberrealschule 1908—1909.] 38 SS.

Der Verf. unterzieht eine Anzahl aus dem Romanischen stammender Wörter einer sehr gründlichen historisch-phonetischen und etymologischen Untersuchung und kommt dabei für manche zu Ergebnissen, die über die bisherigen etymologischen Angaben der Wörterbücher, selbst des *Oxford New English Dictionary* hinausführen Besonders zu rühmen ist die exakte Erörterung der vorenglischen historisch-phonetischen Verhältnisse. Die Skizze behandelt: I. phonetischen Auslaut: *a*) ne. *-ise* (*-ice*) = me., afr. *-ise*, *b*) *-ase* (*erase*, das als Kreuzungsprodukt von lt. *erasum* und me. *aracen* < vlglt. **eradiciare* erwiesen wird), *c*) *-ese* (*Genoese*, *Chinese*, das als ital. Suffix klargestellt wird); II. phonetischer Inlaut: *garrison*, *obeisance*, *nuisance*, *palisade* u. m. a. Jedenfalls hat der Verf. bewiesen, „daß man bei Feststellung des Etymons eines englischen Wortes, das intervokalisch *s* aufweist, die Lautung des letzteren nicht außer acht lassen darf, weil sie eben wichtige Fingerzeige für oft versteckte etymologische Verhältnisse gibt" (S. 34). Ein alphabetisches Verzeichnis der neuenglischen Wörter erleichtert die Benützung des sehr wertvollen Aufsatzes.

Wien. Dr. A. Eichler.

Ernst Lavisse, Histoire de France depuis les origines jusqu'à la révolution. Tome huitième II. Le règne de Louis XV (1715—1774) par H. Carré. Paris, Hachette & Cie. 1909.

Der vorliegende Band enthält in vier Büchern die Regentschaft und das Ministerium des Herzogs von Bourbon, die Periode Fleurys und die Zeit des österreichischen Erbfolgekrieges, die Zeit der Madame de Pompadour, endlich die letzten Jahre Ludwigs XV. Jedes Buch bis auf das letzte ist sachgemäß in Kapitel gegliedert, die wieder in eine größere oder kleinere Zahl von Abschnitten geteilt sind. Im ersten Buche verdient das Kapitel über das System Laws hervorgehoben zu werden; Law selbst kommt besser weg als sein System: „*Cet aventurier n'avait du moins pas songé à s'enrichir. Sa probité fut révélée aux yeux de ses ennemis, quand ils eurent en mains les écritures de la Compagnie des Indes. Il avait apporté en France 1,600.000 livres; il s'enfuit avec quelques Louis*". Im zweiten Buche ist es die Persönlichkeit Fleurys und seine Politik, die vor allem hervortritt; auch das Kapitel über das geistige und gesellschaftliche Leben in Frankreich von der Regentschaft bis zur Mitte des XVIII. Jahrhunderts ist besonders zu erwähnen. Im dritten Buche erweckt jedes Kapitel ein besonderes Interesse: Das erste gibt eine Darstellung der inneren Geschichte von 1745—1758, des siebenjährigen Krieges, der philosophischen Propaganda, der Aufhebung des Jesuitenordens einer-, der Verfolgung der Protestanten anderseits, der volkswirtschaftlichen Entwicklung und der letzten Jahre des Ministeriums Choiseul (1763—1770). Kürzer als man erwarten sollte ist die Geschichte der Madame de Pompadour behandelt, doch findet man nicht, daß etwas Wesentliches fehlen würde: Ihr Einfluß auf die Politik und die Finanzen des Staates, auf die öffentlichen Unterhaltungen, auf die Bauten, auf die Gelehrten und Künstler wird ebenso geschildert, wie ihre wachsende Unpopularität. Das letzte Buch schildert die Wirksamkeit des „Triumvirats" (der Minister Maupeou, Terray und d'Aiguillon) und die Destruktion der Parlamente, den Niedergang Frankreichs in Europa, den Zustand der Finanzen und die Anarchie im Ministerium, endlich die Verhältnisse bei

Hof, wobei auch auf Marie Antoinette einige interessante Streiflichter fallen. Das Treiben der Madame du Barry, die Schenkungen an sie, ihr Luxus und ihre Feste, ihr Einfluß auf die Politik, die Projekte, den König nach dem Tode der Königin wieder zu verheiraten, die von seiner eigenen Familie ausgingen und die sich schließlich selbst auf Madame du Barry bezogen, werden sorgsam erörtert. Wie in früheren Bänden ist auch hier einem jeden einzelnen Abschnitte ein reicher Vermerk von Quellen und Hilfsschriften beigegeben. Erfreulicherweise ist auch das deutsche Quellenmaterial gut zurate gezogen.

Graz. J. Loserth.

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. F. Umlauft. Wien.

Mit den Heften 10, 11 und 12 schließt der XXXI. Jahrgang der beliebten Zeitschrift in würdiger Weise. Prof. Ule in Rostock gedenkt in anregenden Ausführungen der „Bedeutung Darwins für die Geographie", Funke in Leipzig gibt ein Resumé über die wissenschaftlichen Ergebnisse der fünften Forschungsreise Swen v. Hedins, während der Herausgeber wiederum einen instruktiven Bericht über die Fortschritte der geographischen Forschungen und Reisen im Jahre 1908 liefert, der in den zwei letzten Heften des Jahrganges seinen Abschluß findet. Im 11. Hefte lesen wir einen hübschen Aufsatz über die Verkehrswege der Alpen in handelspolitischer und militär-strategischer Beziehung von Fr. Meinhard in Sofia. Das letzte Heft bringt einen Aufsatz aus der Feder von Wilh. Krebs in Großflottobeck „Die Rätsel des 10. Juli 1907 in ihrem geophysikalischen Zusammenhange". Hier wird, ausgehend von der an dem genannten Tage auf Island stattgehabten Katastrophe, der der deutsche Geologe v. Knebel zum Opfer fiel, ein Zusammenhang der letzten großen Erdbeben mit den Neumondterminen und den Sonnenfinsternissen nicht ohne Begründung behauptet. Ein ungenannter Lübecker berichtet sodann über den letzten deutschen Geographentag in Lübeck. Neben diesen auf gut Glück herausgegriffenen größeren Aufsätzen sind noch eine Anzahl anderer, nicht minder lesenswerter in den Schlußheften des letzten Jahrganges enthalten, die, wie immer, auch ein reiches Material an kleinen Nachrichten und viele gute Illustrationen bringen. Das I. Heft des neuen, XXXII. Jahrganges eröffnet diesen mit einem Aufsatze über das interne Leben der Eingeborenen Liberias von Hans Fischer in Pankow. Einen Reisebericht über das östliche Thessalien, der mit viel Temperament geschrieben ist und den gute Aufnahmen beleben, gibt Fritz Mielert in Sprottau, während uns in die Schönheiten eines deutschen Gaues Wilhelm Henz in seinen „Nahewanderungen" einführt, deren ebenfalls schöne Bilder uns begleiten. Eine Fülle kleinerer Notizen runden auch den Inhalt dieses Heftes in dankenswerter Weise ab.

Ewald Banse, Die Atlasländer (Orient I.); Der arabische Orient (Orient II.); Der arische Orient (Orient III.). Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt", Nr. 277, 278, 279. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner 1910. Preis jedes Bändchens geb. Mk. 1·25.

Ewald Banse teilt seinen Stoff, der den gesamten Orient umfassen soll, in drei Bändchen der bekannten Teubnerschen Sammlung, deren jedes, um seine Selbständigkeit zu wahren, den einleitenden Abschnitt „Orient" wiederholt. Diese Einteilung ist zweifellos eine ganz natürlich

aus den Verhältnissen sich ergebend. Die Behandlung der einzelnen Abteilungen, die den einzelnen der drei Bändchen entsprechen, ist sodann, dem Stoffe angepaßt, keine ganz gleichartige, nur der allgemein orientierende Anhang „Geologisch-tektonische Erläuterungen" ist aus denselben Gründen, die bei der Einleitung maßgebend waren, wiederum bei allen drei Abteilungen identisch. Im einzelnen darf wohl das kleine Werk als ein außerordentlich gelungenes bezeichnet werden. Nicht nur bietet der Verf. auf einem sparsamst bemessenen Raume eine erstaunliche Fülle des Wissenswerten, sondern er bringt dies auch in einer höchst anmutigen Form und in höchst anregender Schreibweise. Eine Anzahl mit Sachkenntnis ausgewählter und instruktiver Abbildungen ergänzen den Text in erfreulichster Weise.

Dr. Oskar Kende, Geographie der österreichisch-ungarischen Monarchie für die IV. Klasse der österreichischen Mittelschulen. Wien, Manz'sche k. und k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung 1909. Preis geb. 2 K 40 h.

Vor kurzem erst wurde in diesen Blättern das denselben Stoff für die Oberklassen behandelnde Buch desselben Verf.s besprochen. Wie das Begleitwort ausdrücklich besagt, handelt es sich hier nur um eine verkürzte und nach mancher Hinsicht veränderte Ausgabe des eben erwähnten Werkes. Ein Vergleich der beiden Bücher ergibt, daß tatsächlich im wesentlichen nur eine Anpassung an die Bedürfnisse der Unterstufe stattgefunden hat. Im übrigen zeigt auch dieses Lehrbuch dieselben Vorzüge und Schwächen, die bei dem für die VII. Klasse der Realschulen festgestellt werden mußten. Zu ersteren rechne ich die große sachliche Verläßlichkeit, zu letzteren die m. E. viel zu große Ausführlichkeit. Im übrigen sei auf die erwähnte frühere an dieser Stelle erschienene Besprechung verwiesen.

Wien. B. Imendörffer.

Theorie des Potentials und der Kugelfunktionen von Dr. A. Wangier. I. Bd. mit 36 Figuren. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung 1909.

Vorliegendes Buch bildet den ersten Teil des die Potentialtheorie behandelnden Werkes und bespricht zuerst die kennzeichnenden Eigenschaften des Potentials, die für Körper im wesentlichen nach Gauß, für Flächen aber nach der einfacheren Methode von Weingarten hergeleitet werden. Hierauf kommen mancherlei Erweiterungen dieses Begriffes, so insbesondere auf das verallgemeinerte Newtonsche Kraftgesetz $\frac{1}{\varrho^k}$ $(k > 2)$, dann auf das logarithmische Potential und auf das Potential von Doppelbelegungen. Im dritten Abschnitte erfährt das Potential und die Anziehung homogener Ellipsoide ausführliche Besprechung. Passende Beispiele in hinreichender Zahl werden den Leser über die mannigfachen Schwierigkeiten, welche die Theorie dieses Begriffes darbietet, hinüberhelfen.

100 Aufgaben aus der niederen Geometrie nebst vollständigen Lösungen von Dr. K. Schwering. 3., verb. Aufl. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung 1908.

Das vorliegende Buch ist für die obersten Klassen der Mittelschulen bestimmt; es soll zum Führer bei einer vollständigen Wiederholung des

ganzen Lehrstoffs vor der Abgangsprüfung gewählt werden können. Von den gewöhnlichen Aufgabensammlungen unterscheidet sich dasselbe dadurch, daß es nur eine verhältnismäßig geringe Zahl von Aufgaben bringt, deren Lösung aber nicht bloß angedeutet, sondern von Anfang bis zu Ende durchgeführt wird, wobei die zur Lösung dienenden Lehrsätze in vollem Wortlaute beigefügt sind. Verf. ist hiebei von der Ansicht geleitet, daß sowie längst schon durch Musteraufsätze und Musterübersetzungen zusammenhängender Lesestücke dem Erlernen der Sprachen ein willkommenes Hilfsmittel dargeboten wurde, auch für die Erleichterung des Eindringens in die Raumlehre durch eine solche Anlage seiner Aufgabensammlung großer Vorschub geleistet werden könne. — Als derartiges Hilfsmittel hat das mit großem Fleiße gearbeitete und mit sehr schönen Zeichnungen ausgestattete Buch sicherlich Berechtigung, doch nicht in der Hand des Schülers, weil es sonst ebenso schädlich wirken würde wie die wortgetreuen Übersetzungen der fremden Sprachen.

Physik und Chemie in gemeinverständlicher Darstellung zum Selbstunterricht und für Vorlesungen von Prof. Dr. B. Weinstein. 1. Bd.: Allgemeine Naturlehre und Lehre von den Stoffen. 2. Aufl. Leipzig, A. Barth 1909.

Ein beträchtlich großer Raum des Buches wird gleich im Anfange den Zielen und Methoden der naturwissenschaftlichen Forschung gewidmet, wobei die physikalischen und chemischen Grundgesetze eingehende Erörterung finden. Scharfsinnig und weitausgreifend wird der Zusammenhang der mannigfachen Naturkräfte auseinandergesetzt, das Grundsätzliche aus allen Gebieten der Naturlehre herausgehoben und miteinander zum Vergleiche gebracht, endlich gezeigt, wie die unendlich vielfach gestalteten Naturerscheinungen einem gemeinsamen Endzustande sich zuzuneigen bestrebt sind. Der Begriff der „Entropie“ und des „Karnotschen Kreisprozesses“ erhält hiebei eine naturgetreue Auslegung, wie dies leider nicht immer geschieht. Der übrige Teil des Buches ist rein chemischen Inhaltes und unterscheidet sich von den gewöhnlichen Lehrbüchern der Chemie höchstens dadurch, daß auch die in den letzten Jahren neu gefundenen Gase etwas ausführlicher behandelt werden.

Wien. Dr. E. Grünfeld.

Grundzüge der Naturlehre für die unteren Klassen der Mittelschulen. Von Regierungsrat Dr. J. G. Wallentin, k. k. Landesschulinspektor. Ausgabe *A* für Gymnasien. Mit 254 in den Text gedruckten Abbildungen. Wien, Verlag von A. Pichlers Witwe u. Sohn 1910. Preis 2 K 80 h.

Die Neuauflage des genannten Buches unterscheidet sich von den früheren Auflagen dadurch, daß die einzelnen Abschnitte sich streng an die Reihenfolge halten, welche der Normallehrplan für Gymnasien (1909) vorschreibt und daß manche Paragraphe jenem Plane entsprechend eine Neubearbeitung erfahren haben. Daß die Anordnung und logische Durchführung, sowie die vorgeführten Versuche mustergiltig sind, dafür bürgt der Name des als erfahrenen Schulmannes bewährten Verf.s. Die Abbildungen der einfachen Apparate, sowie die Ausführung der zahlreichen Versuche werden sicher dazu beitragen, viele Schüler, denen ein gewisser Grad von Geschicklichkeit oder Handfertigkeit eigen ist, zur Selbstanfertigung von Apparaten und häuslichen Experimenten anzuregen. Der Abschnitt über Chemie und Mineralogie zeigt ein harmonisches Ineinander-

greifen beider Lehrgegenstände. Manche Kristallformen dürften ein stärkeres Hervortreten der dem Auge näher liegenden Kanten vertragen.

Das Buch, das bereits in seinen früheren Auflagen eines großen Verbreitungskreises sich zu erfreuen hatte, wird denselben auch in seiner Neuauflage behaupten.

Graz. † A. Naumann.

Leitfaden für physikalische Schülerübungen von Hermann Hahn, Professor am Dorotheenstädtischen Realgymnasium und Leiter der Kurse für physikalische Schülerübungen in dem Naturwissenschaftlichen Fortbildungsinstitute zu Berlin. Mit 225 Textfiguren. Berlin, Verlag von Julius Springer 1909.

Der Verf. hat mit seinem Handbuche für physikalische Schülerübungen den Physiklehrern, die Schülerübungen leiten oder einführen wollen, ein besonders wertvolles Hilfsbuch geliefert. Besonders vom pädagogischen Standpunkte ist es nur zu begrüßen, wenn Hahn alle Aufgaben seines Handbuches unter Hinweglassung der für den Lehrer bestimmten Bemerkungen und Winke in dem Leitfaden für die Hand des Schülers bestimmt zusammenfaßt.

Mit der Einführung des Leitfadens werden die Leiter der Schülerübungen die Möglichkeit haben, die Schüler, die auf Grund der Angaben des Buches ihre Versuche größtenteils selbst zusammenstellen können, zu einer gewissen Selbstständigkeit zu erziehen und sich selbst dadurch die Vorbereitung bedeutend zu erleichtern.

Von allen Physiklehrern wird das neue Buch als vortreffliche Stütze und wichtiges Hilfsmittel zur Vervollkommnung des physikalischen Unterrichtes begrüßt werden.

Brünn. Dr. F. Zinner.

Astronomischer Kalender für 1908. Herausgegeben von der k. k. Sternwarte zu Wien. Neue Folge. 27. Jahrgang. Wien, Verlag von Carl Gerolds Sohn 1908. 164 SS. Preis 2 K 40 h.

Der astronomiche Teil des diesjährigen Kalenders bringt gegen das Vorjahr nur zwei Änderungen, zunächst auf S. 89 und 90 einen kurzen Bericht über die veränderlichen Sterne vom Algoltypus, dann S. 10 u. ff. an Stelle der vorjährigen ausführlichen Tafel der Elemente der kleinen Planeten diesmal ein Verzeichnis berechneter Kometenbahnen als Fortsetzung einer ebensolcben im Kalender für 1897 abgedruckten Zusammenstellung.

Von den wissenschaftlichen Beilagen ist vorerst eine Abhandlung des Adjunkten der k. k. Sternwarte, Dr. J. Holetschek zu erwähnen: „Über die Sichtbarkeit eines Kometen am Tage“, welche das interessante Thema behandelt, unter welchen Bedingungen ein Komet am Tage mit bloßem Auge gesehen werden könne.

Die zweite Abhandlung „Über die rasche Einregulierung von Präzisionspendeln“ — vom Assistenten Dr. Heinrich Jaschke, bespricht eine praktische und auch im Mittelschulunterrichte zu verwendende Aufgabe, nämlich wie ein Pendel, das man von einem bestimmten Beobachtungsort weg an einen anderen übertragen soll, rasch so weit reguliert werden könne, daß es in kurzer Zeit auch an dem neuen Orte einen regelmäßigen möglichst gleichmäßigen Gang hat.

An letzter Stelle steht der alljährlich wiederkehrende Bericht des Direktors, Hofrat Weiß, über die im Jahre 1907 stattgefundenen Neuentdeckungen von Kometen und Planeten. Unser besonderes Interesse erregen da die drei Planeten mit den Nummern 588, 617 und 624, welche sich in Bahnen bewegen, die fast mit der Jupiterbahn zusammenfallen, u. zw. so, daß der Planet (617) dem Jupiter fast um 60° vorläuft, während die beiden anderen ihm in einem Abstand von fast 60° folgen. Alle drei repräsentieren den schon langeher theoretisch bekannten Speziallfall im Dreikörperproblem, daß Sonne, Jupiter und ein kleiner Punkt stets die Ecken eines gleichseitigen Dreieckes bilden. Die Astronomen gaben ihnen auch, entgegen dem sonstigen Brauche, die kleinen Planeten mit Namen von Göttinnen zu bezeichnen, die Namen Hektor, Patroklos und Achilles.

Karolinenthal. Dr. Oppenheim.

Dr. Joachim Sperber, Leitfaden für den Unterricht in der anorganischen Chemie. Didaktisch bearbeitet. Dritter Teil. Zürich, Speidel 1910. 536 SS. 8°.

In diesem dritten Teile des Leitfadens für den Unterricht in der anorganischen Chemie bringt der Verf. zunächst als „Nachtrag zum zweiten Teile" die Hologenverbindungen der Metalloide (S. 5—26), sodann die Verbindungen der Metalloide mit den Elementen der Sauerstoffgruppe (S. 27—40), mit Selen und Telur (S. 41) und mit den Elementen der Stickstoffgruppe (S. 41 und 42).

Das eigentliche Thema des vorliegenden Bandes handelt von den Metallen und ihren wichtigsten Verbindungen (S. 45—536); es wird mit derselben Gründlichkeit und in derselben übersichtlichen Art vorgetragen wie die Aufgaben der zwei vorausgegangenen Teile.

Der dritte Teil, der „eine Repetition und Erweiterung der beiden ersten Teile sein soll", ist „fast doppelt so umfangreich ausgefallen als die beiden anderen Teile zusammen".

In Bezug auf Praxis und Theorie wird der neueste Standpunkt vertreten. Gerade dieser Band würde für viele Kreise ein willkommenes Nachschlagebuch abgeben, und es ist eben deswegen äußerst bedauerlich, daß der Verf. gezwungen war, das Inhaltsverzeichnis wegzulassen. Ein gut gearbeitetes alphabetisches Inhaltsverzeichnis ist für ein Buch von der Art des vorliegenden von unschätzbarem Wert! Der Verf. verspricht übrigens, ein solches in einer zweiten Auflage des Werkes zu bringen. Ref. ist überzeugt, daß bei der Gediegenheit des Buches dies in nicht allzu ferner Zeit möglich sein wird.

Wien. Joh. A. Kail.

Monatschrift für den elementaren naturwissenschaftlichen Unterricht. In Verbindung mit Prof. Dr. Kienitz-Gerloff-Weilburg herausgegeben vom Hamburgischen Lehrerverein für Naturkunde. 1. Heft. Stuttgart, Frankhsche Verlagshandlung 1910.

Die vorliegende Monatsschrift soll ausschließlich dem elementaren Unterrichte dienen und der praktischen Durchführung eines modernen Anforderungen entsprechenden naturwissenschaftlichen Unterrichtes hilfreiche Hand bieten. Sie wird daher ihre Leser über geplante Reformen orientieren, wird die Besprechung von Lehrmitteln und Lehrbüchern, Hin-

weise auf besondere Veranstaltungen zur Hebung des naturwissenschaftlichen Unterrichtes (Übungskurse für Lehrende, Experimente) bringen. — Das 1. Heft enthält Aufsätze von Dr. Dannemann (Schülerübungen als die Grundlage des naturwissenschaftlichen Unterrichtes), Dr. J. Kraus (Ein Schülerversuch), O. Krieger (Der Transpirationsapparat), Prof. Neumann (Das Parallelogramm der Kräfte) und N. Roestel (Der Anteil der Geologie am geographischen Unterricht). Der jährliche Bezugspreis beträgt 3 Mk.

Natur und Erziehung. **Monatsschrift zur Verbreitung und Pflege der Naturwissenschaften in Schule und Haus. Herausgegeben von Dr. F. Dannemann und Dr. K. Smalian. 1. und 2. Heft. Stuttgart, Frankhsche Verlagshandlung 1910.**

„Natur und Erziehung" ist nicht nur für den Kreis der Lehrer, sondern auch für die reiferen Schüler und jeden Gebildeten bestimmt. Sie hat sich die Aufgabe gestellt, ihren Leserkreis mit der allgemeinen Bedeutung der Naturwissenschaften für unser gesamtes Kultur- und Geistesleben vertraut zu machen. Dieser Aufgabe trachtet sie dadurch gerecht zu werden, daß sie die wichtigsten Unterrichts- und Erziehungsfragen berücksichtigt und den gebildeten Laien mit den bedeutendsten Fortschritten auf den Einzelgebieten der Naturwissenschaften bekannt macht und den Beziehungen der Naturwissenschaften zu Kunst und Technik, zur Philosophie, zur Ethik und Hygiene des physischen und geistigen Lebens ihre Aufmerksamkeit schenkt. Jeder Nummer des Hauptblattes soll eine Schülerbeilage angefügt werden, welche die allgemeinen Ausführungen des Hauptblattes durch besondere Winke zu ergänzen hat.

Die vorliegenden Hefte enthalten sehr interessante Aufsätze von Gleichen-Rußwurm (Die Gärten der Vergangenheit), Dr. Plaßmann (Himmelserscheinungen im Oktober 1909), Dr. Udo Dammer (Der botanische Garten zu Dahlem-Berlin), Dr. Lorenz (Die „Wandervogel"-Bewegung) u. a. m.

In der Schülerbeilage schreibt Dr. Migula über „Unsere insektenfressenden Pflanzen", Dr. Dahl über „Die Spinnen des Waldes im Spätsommer" usw. Der jährliche Bezugspreis beträgt 8 Mk.

Wien. H. Vieltorf.

Paul Graebner, Pflanzengeographie. **„Wissenschaft und Bildung", Band 70. 171 SS. 8°. Mit vielen Textfiguren. Leipzig, Verlag von Quelle & Meyer 1909. Preis geb. Mk. 1·25.**

Einer der gelungensten Bände der so belehrenden und beliebten Sammlung „Wissenschaft und Bildung". Man staunt, wie es der Verf. vermochte, das so große Gebiet der Pflanzengeographie in seinem ganzen Umfange auf den Raum eines Bändchens zusammenzudrängen. Dies Wagnis ist nur deshalb gelungen, weil der Verf. den Stoff wie ein Souverän beherrscht. Verdanken wir ihm doch glänzende botanische Werke, von denen z. B. „Die Pflanzenwelt Deutschlands" erst letzthin die Aufmerksamkeit aller Fachgelehrten zu fesseln vermochte. — Man kann zu einem gründlichen Verständnisse der jetzigen Pflanzendecke der Erde nur dann kommen, wenn man den Entwicklungsgang der Pflanzenwelt erfaßt hat. Deshalb bietet uns der Verf. zuerst einen klaren Überblick über die im Laufe der Jahrtausende in den einzelnen Erdperioden fortschreitende Vervollkommnung der Pflanzenformen, soweit uns da die Phytoplaeontologie Aufschluß gibt. Dann erst behandelt er die einzelnen Florenreiche und -gebiete der Erde, wobei er stets die in unseren Ländern zu beobachten-

den Anpassungen und Eigentümlichkeiten hervorhebt, die einen Schluß auf die Wirkung extremer Klimate zulassen. Nicht minder interessant erläutert der Verf. die auf die Pflanzendecke wirkenden Faktoren: Licht, Wärme, Wasser, Wind, Bodenbeschaffenheit, welche ja unsere Vegetationsformen und Pflanzenvereine zustande kommen lassen. Mit einem Aufrufe zum Schutze der Naturdenkmäler schließt das treffliche Bändchen.

Wir empfehlen es dringend den Schülerbibliotheken.

Wien. Fr. Matouschek.

Richard Suppantschitsch, Leitfaden der darstellenden Geometrie für die V. und VI. Klasse der Realgymnasien. Mit 212 Figuren im Text und 204 Aufgaben. (196 SS.) Wien, F. Tempsky 1910. Preis geb. 3 K.

Unter den Neuerungen, welche der Lehrplan des Realgymnasiums bezüglich der realistischen Disziplinen aufweist, kommt der Einführung der darstellenden Geometrie sicherlich die größte Bedeutung zu.

Das vorliegende Lehrbuch stellt eine der ersten Neuerscheinungen für diese Disziplin an Realgymnasien dar. Es schließt sich eng an den Lehrplan an, zeigt aber zugleich auch die nicht geringen Schwierigkeiten, die der Gegenstand den Schülern bereiten kann. Erst die Praxis wird lehren, ob der ganze im Lehrplan und daher in diesem Buche vorgesehene Stoff, der in theoretischer Hinsicht sich fast mit dem bisherigen an den Realschulen deckt, bei der geringen Stundenzahl in den relativ niedrigen Jahrgängen (V. und VI. Klasse) mit Erfolg behandelt werden kann. An sich ist das Lehrbuch durchaus modern gehalten, die Theorie ist einwandfrei entwickelt, die Konstruktionen sind sorgfältig ausgearbeitet. — Sehr vorteilhaft wäre es gewesen, wenn mit Rücksicht auf die praktische Verwendbarkeit des Gegenstandes mehrere Beispiele (z. B. Balkenverbindungen usw.) nicht nur andeutungsweise, wie es im Buche geschieht, sondern vollständig ausgeführt worden wären, ferner wenn eine oder die andere schwierigere theoretische Aufgabe in eigenen, sorgfältig gearbeiteten Tafeln beigeschlossen wäre, um so den Schülern den Wert und die Bedeutung einer wirklich genauen zeichnerischen Durchführung einer Konstruktion vorzuführen.

Das Lehrbuch wird zugleich auch für die im Lehrplan gewünschte unobligate Fortsetzung des Gegenstandes in der VII. und VIII. Klasse genügen, eventuell könnte da noch ein kurzes Kapitel über Durchdringung von Pyramiden und Prismen angegliedert werden.

Wien. Dr. Alois Brommer.

Schularzttätigkeit und Schulgesundheitspflege. Von Prof. Dr. Leubuscher, Regierungs- und Medizinalrat. Leipzig, Teubner 1909. 76 SS. 8°. Preis Mk. 1·20.

Leubuscher, welcher sich um die Schularztangelegenheit, ganz besonders deren staatliche Durchführung in seiner Heimat, große Verdienste erworben hat, bespricht in der vorliegenden Broschüre die Stellung der Lehrerschaft zur Sache und einzelne andere in Betracht kommende Momente wie Vorbildung, Amtsstellung usw. der Schulärzte. Es werden Befunde aus Sachsen-Meiningen vorgeführt, dem einzigen europäischen Lande, in welchem die Einrichtung, von Staats wegen geordnet, auf die

allgemeinen Bildungsschulen aller Grade und Arten für Stadt und Land durchgeführt ist. Befaßt sich auch das Heft naturgemäß stark mit der Volksschule, so bietet sein Inhalt doch vieles Wichtige für die höheren Schulen, wie z. B. das über sexuelle Belehrung, über Hygiene-Unterricht Vorgebrachte usw. Leubuscher will nicht Hygiene-Unterricht als neues Fach, sondern als Teil des jetzigen naturwissenschaftlichen Unterrichts. Für die praktischen Ärzte fordert er einen Aus- und Fortbildungskurs, um sie zum Schularztdienst vorzubereiten. Nach Aufzählung der verschiedenen medizinischen Spezialisten, welche hieher mitzuwirken hätten, nennt er auch den Pädagogen: „Außerdem wäre aber jedenfalls ein Pädagog als Vortragender zu gewinnen". Wir haben die Frage der Kompetenz der praktischen Ärzte (ohne weitere besondere Vorbildung) zum Schularztdienst schon vor 10 Jahren im einzelnen kritisch erörtert und sind hinsichtlich spezialistischer Vorbildung auch zur Notwendigkeit solcher gekommen; wir meinen, derselbe sollte sich auf das praktisch Notwendige beschränken und von Staats wegen dafür gesorgt werden, daß den praktischen Ärzten, welche Schulärzte werden wollen, nicht zu große Opfer an Geld erwachsen, da die angehenden Schulärzte meist junge Ärzte mit wenig einträglicher Praxis sind. — Die maßvolle, inhaltsreiche Schrift Leubuschers sei hiemit aufs beste empfohlen.

Wien. L. Burgerstein.

Programmenschau.

48. Dr. S. Dörfler, Beiträge zu einer Topik der römischen Elegiker. Progr. des k. k. Staats-Gymnasiums in Nikolsburg 1906. 16 SS.

Die Liebeselegie der Römer, besonders die des Ovid, hat einen besonderen Kunststil entwickelt. Der Verf. obiger Abhandlung will einen Beitrag zur Topik der Erotik geben: der erste vorliegende Teil behandelt die römische Elegie, ein zweiter soll dann die *τόποι* auf die griechischen Dichtungen zurückführen.

Zuerst werden die Ausdrücke besprochen, welche vom Kampf und Kriegsdienst genommen sind. Auffällig ist, daß der Verf. nicht Ovid. Am. I 9 mehr hervorhebt, denn diese Elegie enthält die vollständige Durchführung des Vergleiches eines *amator* mit einem *miles* [1]). Es wird von den Waffen, von dem regelmäßigen Verlauf der *proelia amoris (tunicam scindere, turbare capillos, morsus, unguibus notare, bracchia movere)* gehandelt. Hier könnte man noch andere Phrasen, von der Belagerung und Eroberung, anführen; ich möchte „*frangere postes*" hervorheben, z. B. bei Ovid. Am. I 9, 20:

Ille graves urbes, hic durum limen amicae
Obsidet; hic portas frangit, at ille postes,

dann Tib. I 1, 73 u. a. Nach den Ausdrücken des Kampfes folgen die Ausdrücke für Frieden, *foedera lecti* und der Jubel des *amator*.

An zweiter Stelle werden die Ausdrücke von der Knechtschaft besprochen: *servitium, domina, servus, iugum, verbera*. Die Auflehnung gegen die Herrschaft der Geliebten wird häufig verglichen mit dem Widerstreben eines jungen Rosses oder jungen Stieres gegen das Joch.

---

[1]) Überhaupt scheint Ovid im Verhältnis zu Propers zu wenig ausgenützt.

Drittens folgen die Ausdrücke für Krankheit *(morbus, pestis, furor)* und deren Heilung. Gegen die Liebeskrankheit helfen keine Zaubermittel, wohl aber der Wein, welcher Schlummer und Linderung der Schmerzen bringt[1]); 'hier möchte ich auf Tib. I 2, 1—4 hinweisen:

Adde merum vinoque novos compesce dolores,
Occupet ut fessi lumina victa sopor;
Neu quisquam multo perfusum tempora Baccho
Excitet, infelix dum requiescit amor',

Herabsetzen der Geliebten, Reisen und Zerstreuung. Manchmal aber verzweifelt der Liebende an der Heilung und ergibt sich Todesphantasien.

Hierauf werden die Ausdrücke für Liebesflamme und Liebesglut behandelt, dann solche, welche von der Schiffahrt (Fahrt auf ruhigem Wasser und bei Sturm, Landen im Hafen), von der Jagd und dem Fischfang hergenommen sind. Letztere kommen überwiegend bei Ovid vor, der *A.* Am. I ein ganzes Verzeichnis von Jagdrevieren gegeben hat. Endlich folgen allgemeine Wertausdrücke, in denen die Liebe als das höchste Gut oder das größte Übel bezeichnet wird.

Zum Schluß wird noch erwähnt, daß noch andere τόποι gefunden werden könnten und daß die τόποι am seltensten bei Catull und Tibull, häufiger bei Properz und am häufigsten bei Ovid vorkommen.

Böhm.-Leipa. Leo Brichta.

---

49. Alois Egger, Die Laute der Silltaler Mundart. Progr. der k. k. Oberrealschule in Innsbruck 1909. 80 SS.

Prof. Josef Schatz hatte bereits im Jahre 1897 die Mundart von Imst und 1903 in der Zeitschrift des Ferdinandeums in Innsbruck die tirolische Mundart überhaupt behandelt. Durch ihn und andere ehemalige Lehrer angeregt, unternimmt es nun Herr Egger, einen Teil dieser Mundart, und zwar jene des Silltales, nördlich vom Brennerpaß, genauer zu untersuchen, nachdem er mannigfachen Stoff an der Urquelle, dem Munde des Volkes, gesammelt. Dabei waren, wie er selbst (S. 4, 5) bekennt, Bauern- und Wirtshäuser seine liebste „Bibliothek“ und der Mund von Land- und Gewerbsleuten und von Viehhändlern seine „lebendige Quelle“ und aus dieser hat er allmählich die erstaunliche Menge von Beispielen gewonnen, welche auf jeder Seite seiner Schrift dem Leser das Verständnis des an sich trockenen und spröden Stoffes gar sehr erleichtern. Die Arbeit des Sammelns wäre noch verhältnismäßig leicht gewesen, aber es mußte das Gewonnene gewissenhaft gesichtet werden und hiebei mögen sich bedeutende Schwierigkeiten ergeben haben. Bei der Lage unseres Gebietes, das an eine ziemlich große Stadt grenzt und von jeher den Fremden leicht zugänglich gewesen ist, hat sich so vieles Volkstümliche in Sitte und Sprache allzu rasch verflüchtigt, fremde Elemente haben sich in meist nicht mehr erkennbarer Weise mit einheimischen vermischt, und so dürfte für den Verf. die richtige Auswahl und Zusammenstellung der Grundlagen, welche seinen Bau stützen sollten, eine nicht gar leichte Aufgabe bedeutet haben. Er selbst scheint es (S. 5) zu fühlen, daß er ungefähr ein halbes Jahrhundert zu spät daran sei; doch mag er sich trösten! Schon der Versuch an sich, aus dem einst so reichen und leider nun dahinschwindenden Schatze vaterländischen Volkstums zu retten, was noch geborgen werden kann, ist ein äußerst verdienstvolles Werk und dann darf man in unserem Falle mit Freude anerkennen, daß der mit einer

---

[1]) Das Zitat: Tib. III 6, 30 ist wohl ein Druckfehler.

guten Vorbildung ausgestattete Verf. seiner schweren Aufgabe vollkommen gerecht geworden ist. Dieser Erfolg wird ihn nicht nur für seine Mühe entschädigen, sondern auch ihn hoffentlich anspornen, auch andere Teile der tirolischen Mundart, deren Grundlinien ja Prof. Schatz und andere gezogen haben, zum Gegenstande eingehender Untersuchungen zu machen und sich so unvergängliche Verdienste zu erwerben.

Am Beginne der Abhandlung, in der Einleitung, werden die Grenzen der Mundart festgestellt. Diese erstreckt sich über das ganze Sillbecken, jedoch mit Ausschluß des untersten Teiles, und greift auch auf das geographisch nicht dazugehörige Gebiet von Lans, Aldrans, Sistrans und Rinn über (vielleicht eine Folge der sogenannten Salzstraße?). Als Nachbarn unserer Mundart erscheinen im Norden und Nordosten das Mittelinntalische, im Nordwesten das Oberinntalische, im Süden die Sprache im Eisacktale und im Osten das Zillertal-Tuxerische, alles Dialekte, die mit anderen zum großen Ganzen der tirolischen gehören. Aber auch das Silltalische selbst wird nicht allerorts in gleicher Weise gehandhabt (vgl. das Beispiel auf S. 76) und so mußte durch den Verf. eine Scheidung des Gebietes in Hoch-, Mittel- und Außertal erfolgen. Alle diese Unterdialekte zeichnen sich durch eine nicht unbedeutende Menge von Lauten aus, welche im ersten Kapitel der Abhandlung möglichst genau und nach den Gesichtspunkten der modernen Sprachforschung an der Hand einer Menge von Beispielen erörtert werden. Eingehend wird dann im zweiten Kapitel, das etwa zwei Drittel der ganzen Arbeit umfaßt, die geschichtliche Entwicklung der Laute verfolgt. Es kann nicht Zweck dieser kurzen Anzeige sein, die Schrift ins einzelne zu verfolgen. Nur sei noch bemerkt, daß stellenweise (vgl. z. B. S. 67) die in den vorausgehenden einschlägigen Arbeiten gewonnenen Resultate ergänzt und berichtigt und daß hie und da auch Ortsnamen (Fulpmes, Salfaun, Plon usw.) berücksichtigt werden, was die ganze Untersuchung, die sich überhaupt durch große Klarheit der Darstellung auszeichnet, besonders interessant gestaltet. Den Anhang (S. 76) bildet ein kurzer Befehl aus den Bauernkämpfen 1809 in fünf verschiedenen Sprechweisen (Gries, Neustift, Patsch, Rinn, Ambras-Wilten). Schade, daß vielleicht die Rücksicht auf den Raum den Verf. veranlaßt hat, es nur bei diesem einen Beispiele bewenden zu lassen. Die beigefügte Karte (S. 77) hätte durch verschiedene Mittel, wie z. B. Vergrößerung des Maßstabes, Angabe von Grenzen usw. an Anschaulichkeit gewonnen; auch kommen trotz nachträglicher Berichtigung noch einzelne Stichfehler drin vor.

Rovereto. Friedrich Schneller.

---

50. Adolf Müller, Zur Methodik des deutschen Sprachunterrichtes an gemischtsprachigen Anstalten. Progr. der Staats-Oberrealschule in Görz 1907. 23 SS.

Soll man wieder mit der alten Klage beginnen, daß Programmaufsätze dem Veilchen gleichen, das im Verborgenen blüht? Da ist eine Abhandlung, herausgewachsen aus dem lebendigen Alltag des Unterrichtsbetriebes auf der Unterstufe, wo bekanntlich nach unseren Verhältnissen jeder Lehrer jeden Augenblick gewärtig sein muß, zum Deutschunterrichte herangezogen zu werden — und wie viele Kollegen haben das Schriftchen gelesen, wie viele werden es lesen? Wenn Wiesner in seinem Buch über den deutschen Unterricht an unseren Gymnasien mit Recht über so viele Hemmnisse klagt, die der Germanist überturnen soll, und dabei nur die Anstalten in rein deutschen Gegenden im Auge hat, um wie viel schlimmer steht's mit den Erfolgen bei gemischtsprachigem Schülermaterial im Süden und Osten unserer Monarchie! Müller zeigt in der vor-

liegenden Abhandlung, die lediglich dem grammatischen Unterrichte gewidmet ist — ein Aufsatz über die schulmäßige Behandlung der Lektüre soll folgen — wie uns hier vor allem die üblichen Schulgrammatiken im Stiche lassen, weil sie nicht für die Erlernung der Sprache, sondern für die logische Schulung solcher bestimmt sind, die ohnehin ihre Muttersprache leidlich sicher handhaben. So fehlt es in diesen Büchern allenthalben an Stacheldrähten und Dornenhecken, die den Schüler hindern würden, den Pfad des sprachlich Richtigen zu verlassen, und der deutsche Primaner braucht sie auch nicht. Den fremdsprachigen Schülern und damit auch ihren Lehrern erstehen aber überall Schwierigkeiten, aus denen kein Hinweis auf die Grammatik herausführt. Weder das Geschlecht der Hauptwörter, noch die Anwendung der Präpositionen läßt sich aus unseren Grammatiken erlernen und doch sind das Dinge, die bis hoch hinauf in die oberen Klassen bei gemischtsprachigem Schülermaterial Besprechung, Korrektur und — Einübung verlangen, Einübung wie in der Volksschule. (Ich bitte um d— Butter. Wir marschieren nach jen— groß— Stadt usw.) Darauf sind aber unsere Grammatiken wieder nicht eingerichtet, so daß mit dem leidigen Diktieren kostbare Zeit verloren geht. Müller wirft dann einen Seitenblick auf die bei der Aufnahmsprüfung so wichtige Analyse, der er wenig Gutes nachzusagen weiß. Sicher ist, daß man ganz gut analysieren und der Sprache praktisch doch recht hilflos gegenüberstehen kann. An einer Realschule wirkend, sieht der Verf. nur darüber hinweg, daß wir die Analyse wegen des Lateinschreibens der Primaner nicht gut entbehren können. Mit Recht bekämpft er die Durchnahme der Grammatik, in systematischer Reihenfolge auf mehrere Jahre verteilt, und empfiehlt „die Durchdringung der Wort- und Satzlehre und die Anordnung des Stoffes nach konzentrischen Kreisen" wie in der Volksschule. Nicht die Grammatik, sondern das Können der Schüler bestimme den jeweils zu behandelnden Stoff. Man darf auf den zweiten Teil der lehrreichen Abhandlung gespannt sein.

Triest. Dr. Alfred Nathansky.

Bericht über die Tätigkeit des Wiener Neuphilologischen Vereins im Jahre 1909.

Geschäftlich bietet die Tätigkeit des Vereines in diesem Jahre, verglichen mii den früheren, das Bild ruhiger Entwicklung. In den erweiterten Ausschuß entsandte die Jahresversammlung Hofrat Schipper als Obmann, die Hofräte Minor und Meyer-Lübke und Schulrat Seeger als Obmannstellvertreter, Prof. Brandeis, an dessen Stelle Prof. Weinert trat, und Prof. Pesta als Schriftführer, Prof. Glauser und Dr. Sonnleithner als Schriftführerstellvertreter, endlich Prof. Reitterer als Zahlmeister. Zu Kassenrevisoren wurden die Dozenten Eichler und Herzog gewählt. Leider mußte der Verein auch den Tod des Mitbegründers, Ausschuß- und Vereinsmitgliedes Regierungsrat Fetter betrauern. An dem Congrès International organisé par la Société des Professeurs de Langues Vivantes de l'Enseignement Public in Paris im April d. J. nahmen außer Prof. Becker, Reitterer und Glauser als offizielle Vertreter noch die Mitglieder Prof. Hermann und Prof. Rey teil. Einer Sammlung im Vereine hatte eine Anzahl Studenten den Besuch der Salzburger Hochschulkurse zu danken. Ebenfalls auf Anregung Hofrat Schippers erhielten die Proff. Braunholtz und Breul in Cambridge die Glückwünsche des Vereines zum 25jährigen Jubiläum ihrer Tätigkeit. Schließlich wurden den geänderten Statuten gemäß Hofrat Schipper und die Proff. Friedwagner und Brotanek zu Ehrenmitgliedern erwählt.

Was die Vorträge betrifft, so gibt schon eine kurze Übersicht ihrer Stoffe einen Begriff von dieser ungemein mannigfaltigen und anregenden Seite der Vereinstätigkeit. In der Jahresversammlung begann Prof. Friedwagner die Reihe mit der ausführlich begründeten Verneinung der Frage, ob im Französischen aus schwachtonigen Silben Schlüsse auf die lautliche Natur der Vortonvokale möglich sind. Prof. Becker erläuterte in der Februarsitzung Montaignes Leben, seine Erfahrung, Lektüre und Selbstbeobachtung, die ihn vom Stoizismus zum Skeptizismus und endlich zum Moralismus führte, mit Rücksicht auf die Entstehung der Essays. In der nächsten, mit dem Verein ‚Realschule' gemeinsamen Sitzung empfahl Schulrat Seeger für die Unterstufe des Unterrichtes im Französischen die ausschließliche, für die Mittelstufe die regelmäßige und für die Oberstufe die möglichst häufige Vornahme von Hörübungen, für alle Klassen aber Sprechübungen aus dem Alltag. Prof. Gratacap zeigte an Schattenbildern von Noé, Daumier und Vernier die politische Karikatur Frankreichs von 1848—1852, besonders Proudhons, Cavaignacs, Thiers und Louis Napoleons. Im Mai entwickelte Prof. Arnold als Ankündigung seines unter dem Titel „1809" im Erscheinen begriffenen Werkes aus dem Nationalismus der Romantik die Vorbedingung der zum Teil volkstümlichen, zum guten Teil aber offiziösen patriotischen Dichtung des Jahres 1809 und schilderte in ihrer Bedeutung für die kriegerischen Ereignisse die wichtigsten hieher gehörigen Werke von Friedrich Schlegel, von Collin, dem Verfasser der Lieder österreichischer Wehrmänner, des Vorbildes für die Lyrik der Befreiungskriege, von Castelli und Leopold Schleifer. In der letzten Sitzung erstatteten die offiziellen Vertreter des Vereines Bericht über den genannten Pariser Kongreß. Prof. Becker hob die friedliche Lösung der oft recht großen Meinungsverschiedenheiten hervor. Prof. Reitterer bedauerte das Zurücktreten der Debatte hinter dem Referat in der pädagogisch-methodischen Sektion. Prof. Glauser lobte aus eigener Anschauung den Deutschunterricht an Pariser Schulen und die reichen zugebote stehenden Unterrichtsmittel außer der Schule.

Den ersten Vortrag nach den Ferien widmete Dozent Wolfgang von Wurzbach dem Dramatiker Alexander Dumas jun. Der Vortragende gab einen Abriß der Entwicklung Dumas' von den romantischen Anfängen mit melodramatischem Einschlag, Type Henri 3 et sa cour, bis zum vollen Erfolg in der bürgerlichen Komödie mit äußerlich realistischem Kostüm, Type Antony, bis zu dem heute noch oft gegebenen Kean und den zum Teile sehr graziösen Lustspielen. Im November sprach Prof. Luick über Dur- und Mollfärbung in deutscher und englischer Sprache und brachte eine Mustersammlung entsprechender Stellen zu Gehör. Prof. Kellner eröffnete im letzten Vortrag des Jahres auf Grund vieler sicherer Textstellen, vor allem aber durch Aufdeckung gemeinsamer Gedankenkreise, ein tieferes Erfassen des Verhältnisses von Shakespeare zu Florios Montaigneübersetzung.

Wien. Dr. Rudolf Sonnleithner.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Cato Maior, eine politische Tendenzschrift.

(Schluß.)

Nun sei noch eine Stelle, die bei der Zeitbestimmung herangezogen wird, besprochen: '*Et tamen te suspicor isdem rebus, quibus me ipsum, interdum gravius commoveri, quarum consolatio et maior est et in aliud tempus differenda*' § 51. Maurer meint von ihr a. O., Cicero könne auch bei Lebzeiten Caesars ganz wohl das *suspicari*, die Vermutung, ausgesprochen haben, sein Freund werde durch gewisse Dinge ebenso wie er selbst heftiger aufgeregt, da er den Ton „des durch Klugheit gedämpften Freimutes" habe anwenden wollen wie mit dem *necesse est* in De nat. deor. I 4, 7 *ut eam (rem publicam) unius consilio atque cura gubernari necesse esset,* während andere der Ansicht sind, Cicero habe doch wissen müssen, in welchem Grade Atticus durch die Regierung des Alleinherrschers beunruhigt werde. Ich denke auch, daß jener bei dem regen Gedankenaustausch mit seinem Freunde und bei der längeren Dauer der Übermacht Caesars über die Stimmung des Atticus nicht im unklaren sein konnte. Den Freimut zu dämpfen, um diesen bei jenem nicht zu verdächtigen, hätte wohl keinen Sinn gehabt, da Caesar über dessen Gesinnung wohl informiert war und auch das *suspicari* genügt hätte, seinen Argwohn zu erregen. Cicero für seine Person hat weder eine so zarte Rücksicht auf Caesar genommen *(laudatio Catonis!)* noch sich selbst allzusehr zurückgehalten, weil er auf die Langmut und Milde jenes baute. Endlich wäre es Atticus wohl befremdlich gewesen, wenn Cicero, was er bestimmt wußte, als Vermutung ausgesprochen hätte. Ganz anders liegt die Sache, wenn wir die Worte auf die Verhältnisse unmittelbar nach Caesars Ermordung beziehen.

Um die Wirkung dieser Katastrophe auf Atticus richtig zu beurteilen, müssen wir uns an dessen Stellung im politischen Parteigetriebe erinnern. Er war ganz Privatmann, wie man nicht leicht

einen zweiten findet, vollständig neutral, Freund des Diktators, aber auch des Brutus und Cassius, Freund Ciceros, aber ebenso des Antonius und Octavianus, nicht minder des Hortensius. Frei und unabhängig genoß er die Achtung aller, war bei allen wegen seiner Uneigennützigkeit und Bildung gleich beliebt und endlich er war — Finanzier. Was also mochten das für Dinge gewesen sein, die Cicero und bisweilen auch ihn stärker beunruhigten, ihn, der doch so gelassen

(Quamquam certo scio non ut Flamininum
'Sollicitari te, Tite, sic noctesque diesque')

dem Getümmel des öffentlichen Lebens zusah, und von denen Cicero nicht bestimmt wußte, ob sie den Freund in der Tat so heftig erregten wie ihn selbst?

Die Auskunft erfahren wir leicht, wenn wir wieder wie früher die Briefe Ciceros aus den ersten Wochen nach den Iden des März 44 zur Hand nehmen. Den Schlüssel bietet ad Att. XIV 10 (zwischen 17. und 22. April): „Gedenkst Du noch", schreibt Cicero, „wie ich laut ausgerufen habe: es solle gleich am ersten Tage, als man sich auf dem Kapitol versammelte, der Senat von den Prätoren auf das Kapitol berufen werden? O ihr unsterblichen Götter, wie Herrliches hätte sich damals vollbringen lassen, da alle Vaterlandsfreunde, auch die laueren, jubelten, die Umstürzler aber entmutigt waren! Die Sitzung am Tage der Liberalien sei an allem schuld. Aber was hätte da noch geschehen können? Wir waren schon längst verloren. Gedenkst Du, wie Du laut ausgerufen hast, die Sache sei verloren, wenn 'Er' in Ordnung beigesetzt würde? Statt dessen ward 'sein' Leichnam sogar auf dem Forum verbrannt und ihm eine rührende Lobrede gehalten, auch Sklaven und Bettler mit Brandfackeln in unsere Wohnungen geschickt. Und des Weitern? Daß man es jetzt wagen darf zu sagen: Du unterfängst Dich, etwas gegen Wink und Willen Caesars zu tun? Darum gedenke ich 'von Land zu Land' zu ziehen". Vgl. ad Att. XIV 14 vom 27. April: „Wer durfte denn der Sitzung an den Liberalien fern bleiben? ... Gedenkst Du nicht mehr Deines lauten Ausrufes, daß alles verloren sei, wenn er in Ordnung beigesetzt würde? Das war ein weises Wort. Nun siehst Du, welche Folgen es nach sich zog" usw. ... Die Dinge also, durch welche Cicero sich so sehr aufgeregt fühlte, waren die Vorgänge unmittelbar nach der Ermordung Caesars. Denn immer wieder beklagt er es, daß es damals nicht gelungen war, den Republikanern das Heft in die Hand zu geben, daß der Tyrann zwar beseitigt sei, aber nicht die Tyrannei: „Seine Sklaven zu sein, konnten wir uns nicht entschließen, jetzt müssen wir seinen Papieren gehorchen". Seinen Kummer über die Erfolglosigkeit der Verschwörung mögen noch einige Stellen illustrieren: Schon am 7. April (ad Att. XIV 1) glaubt er, daß der Caesarianer Matius, dem er den Decknamen *μαδαρός*, *φαλάκρωμα*, *Calvena* (Glatzkopf) gibt, vielleicht Recht habe, daß alles ver-

loren sei. Dann der ganze Brief ad Att. XIV 4 vom 19. April. Die Republikaner müssen sich zwischen ihren vier Wänden halten (ad Att. XIV 5 vom 11. April). Schon in diesem bedauert er, daß er keine *legatio libera* genommen habe. Ad Att. XIV 6 vom 12. April macht er sich schon geringe Hoffnung auf politische Tätigkeit. Ad fam. XI 1 schreibt Dec. Brutus an M. Brutus und C. Cassius, er fürchte, daß sie für Staatsfeinde würden erklärt werden (? April). Ad Att. XIV 7 vom 15. April hat sich die Sachlage verschlimmert, Cicero will im Juli nach Griechenland. Ad Att. XIV 9 vom 17. April möchte er lieber tausendmal sterben als die gegenwärtigen Zustände ertragen. Ad Att. XIV 10 wurde bereits erwähnt. Ad Att. XIV 11 klagt er, daß Caesars Tod nicht die Freiheit gebracht habe. Ad Att. XIV 13 vom 26. April: 'Unser nicht mehr existierendes Vaterland'. Ad fam. XI 27, gegen Ende Mai, fühlt er sein Herz aus Besorgnis um die politische Lage gebrochen. Die Absicht, abzureisen, spricht er wiederholt aus: z. B. ad Att. XIV 12 vom 22. April, XIV 13 vom 26. April, XIV 22 vom 14. Mai u. a.

Sehr belehrend ist es, zu sehen, wie seine Freude über die Iden des März, seinen einzigen Hoffnungsstrahl, sich allmählich vermindert, schließlich ganz verschwindet, bis er sich sogar nach Caesar zurücksehnt. Ad Att. XIV 18 vom 9. Mai gewinnt er die Überzeugung, daß man am 15. März nicht viel gewonnen hat. Er denkt daher tagtäglich mehr an die Abreise nach Griechenland. Ad Att. XIV 22 vom 14. Mai tröstet ihn der 15. März nicht so wie früher. Ad Att. XV 4 vom 13. Mai: „Deshalb ist es töricht, in dem Gedanken an den 15. März Trost suchen zu wollen; wir haben zwar den Mut von Männern, aber die Einsicht, verzeihe, von Knaben bewiesen ... der 15. März bringt keine Freude". Für die Erklärung unserer Stelle scheint mir besonders wichtig ad fam. XVI 23 (Ende April). Atticus halte ihn noch immer für so furchtsam wie in alten Zeiten, da er zeitweise an panischem Schrecken litt, ohne zu erwägen, welche Schutzwaffen ihm die Philosophie liefere. Am bezeichnendsten sind unzweifelhaft die Worte ad Att. XIV 13: '*Nosque cum multum litterae, tum non minimum Idus quoque Martiae consolantur*', welche den Trost in der Philosophie über die gescheiterte Verschwörung, Hoffnung auf die Zukunft, da Caesar gefallen ist, enthalten.

Und wie verhielt sich wohl Atticus bei der Umgestaltung der Lage nach dem 15. März? Er hatte sein Urteil abgegeben, die Sache der Verschwörer sei am Liberalien- (Bacchus-) Fest des 17. März verloren gegangen. Sagte er dieses mit der Ruhe des 'Unparteiischen', welcher dem Wechsel der Dinge gleichgiltig zusah? So ganz gleichgiltig kann er in jenen erregten Tagen doch nicht gewesen sein, zwar nicht aus dem Grunde wie Cicero, weil die Caesarmörder nicht die Oberhand gewonnen hatten, aber aus

Gründen, die jeden Bürger, selbst den politisch gleichgiltigsten, in Besorgnis setzen, aus Furcht, wohin die entstandene Verwirrung Staat und Bürger, Leben und Vermögen, Handel und Wandel bringen werde. Unter Caesars zielbewußter Verwaltung konnte der erfahrene Finanzmann der Zukunft vertrauungsvoll entgegensehen, was aber nun? Wie günstig war z. B. der Beschluß Caesars die Buthrotier in Epirus betreffend, denen Atticus Geld vorstreckte, und wie viele Unterhandlungen kostete es, bis die Konsulen das Dekret des Ermordeten bestätigten, eine Angelegenheit, die dem Atticus mehr als alles andere am Herzen zu liegen scheint, wenigstens wird sie in den hier herangezogenen Briefen sehr häufig erwähnt. Diesen Befürchtungen hält aber vielleicht doch seine bekannte, maßvolle Gelassenheit das Gleichgewicht (*moderatio animi et aequitas* § 2). Mit Recht also konnte unter solchen Umständen Cicero nur die Vermutung von stärkeren Gemütsbewegungen hegen. Doch wird man nicht fehl gehen, wenn man annimmt, daß der besonnene Welt- und Geschäftsmann seine Ruhe, wenn sie wirklich für den Augenblick etwas gestört war, bald wiedergewann und daß er von der Zinne seiner Neutralität gefaßt die fernere Entwicklung der Dinge beobachtete, von der ihn Cicero, der ihn gerne als den Seinen proklamieren möchte, vergeblich herabzurufen sich bemüht. Wenigstens weist er Cicero bald in die gebührenden Schranken. Ad Att. XIV 14 vom 27. April zeigt, daß Atticus ihm geraten hat, sich mit dem 15. März zu begnügen. Ad Att. XIV 19 vom 27. Mai: „Ich mache, wie Du sagst, den Dolabella ganz zum 'Heros'. Wirklich scheint es mir ebenfalls so; mit Rücksicht auf die Verhältnisse und Zeitläufte hat er das Größtmögliche geleistet. Indessen, daß ich ihn rühme, hat doch nur Dein eigenes Schreiben bewirkt. Dir aber gebe ich freilich Recht, daß er noch ein größerer 'Heros' wäre, wenn er seine Schuld an mich bezahlte". Ein andermal wieder schreibt Cicero an Att. XIV 30 vom 11. Mai: „Du sprichst etwas von Epicur und hast die Kühnheit, vor dem Betreiben der Politik zu warnen. Ein bloßer Seitenblick unseres Brutus sollte genügen, daß eine solche Bemerkung Dir im Munde unterdrückt bliebe ..... Du glaubst, ich irre, wenn ich der Ansicht bin, daß sich das Heil des Vaterlandes auf Brutus stütze". Ad Att. XV 3 vom 22. Mai: „Du behauptest, daß man sich in den Willen der Sieger ergeben müsse, ein solches Muß gibt es nicht für mich"[1]).

Daraus geht hervor, daß Cicero tatsächlich nicht wissen konnte, in welchem Grade das Gemüt seines Freundes bisweilen durch die schwankende Situation nach der Ermordung Caesars in Mitleidenschaft gezogen werde. Mit dieser Annahme läßt sich auch

[1]) Auch Antonius (ad Att. XIV 13 A) rät ihm, lieber seine Jahre in Ruhe und Ehren als in Furcht und Sorgen zu verleben und der Politik Valet zu sagen.

der Satz *quarum consolatio maior est et in aliud tempus differenda* besser in Einklang bringen. Cicero tröstet sich und Atticus über das augenblickliche Fehlschlagen des Komplots mit der Zukunft, auf welcher, wie weiter ausgeführt wird, seine Hoffnungen aufgebaut sind. Auf die Zeit, da Caesar lebte, passen diese Worte nicht recht, ob man nun die *consolatio* als Trost im eigentlichen Sinne oder als Trostschrift auffaßt. Wie sollte Cicero, der um 6 Jahre ältere, erwarten, daß er Caesar überleben werde? Und so lange dieser lebte, war doch keine Aussicht auf Änderung des diktatorischen Regimes vorhanden, ein Gedanke, mit dem sich Cicero nach Maurer a. O. '*faute de mieux*' zu Ruhe geben durfte und zu Ruhe begeben hat. Rätselhaft ist es daher, wie der letztere vermuten konnte, daß mit der *consolatio maior* — die Werke De nat. deorum und De fato angekündigt würden. Vgl. Schwenke in Bursians Jahresbericht 1886, 46. und 47. Bd. Doch möchte ich es nicht für ausgeschlossen halten, daß das Aufschieben auf die Zukunft hier eine bloße Redensart ist, wie sie Cicero auch sonst gebraucht. De divin. II 6, 7: „Aber dieses ein andermal ausführlicher". Ad Att. XIV 11: „Aber da mag das Geschick walten, da doch die Vernunft nicht am Ruder ist". Ad Att. XIV 13: „Doch dies sei dem Geschicke anheimgestellt, welches in solchen Fällen mächtiger ist als die Vernunft". Ad Att. XV 3: „Reden werde ich noch Verschiedenes, aber in anderer Weise, zu anderer Zeit".

Auf der nun so gesicherten Grundlage läßt sich der Charakter und die Tendenz der Schrift ohne Schwierigkeiten behandeln. Daß nämlich der politische Zweck den literarischen weit zurückdränge, wurde an ihrer Flüchtigkeit, aber auch an ihrem frischen Schwunge zur Genüge dargelegt. Doch läßt sich diese Tatsache noch durch andere Wahrnehmungen bekräftigen. Zunächst zeigt sich die Mangelhaftigkeit vom Gesichtspunkte der Kunst darin, daß die Person Catos verzeichnet ist. „Allein demohngeachtet würde der entschiedene Gegner fremdländischer Bildung, der seinem Vaterlande sicheres Verderben verkündete ('*Et hoc puta vatem dixisse, quandoque ista gens suas litteras dabit, omnia corrumpet*'), wenn es je griechischer Wissenschaft Eingang gestattete, in dem Gewande griechischer Gelehrsamkeit, mit dem ihn Cicero angetan hat, schwerlich gern sich wiedererkannt haben", Sommerbrodt S. 11. Die Entschuldigung für diese Abweichung von der historischen Wahrheit bewegt sich in dem ausgefahrenen Geleise. Cicero habe ihn idealisiert, seine „starre Größe gemildert, indem er ihn mit dem Schmucke einer höheren Bildung umkleidete". Doch so wenig es vom ästhetischen Standpunkte zu rechtfertigen wäre, wenn in einem Dialoge Lessing als Lobredner des französischen Trauerspieles und seiner drei Einheiten aufträte, ebensowenig ist die Entstellung der Geschichte hier ästhetisch zu entschuldigen. Neben Cato sehen wir aber auch Scipio, Laelius. Cicero muß

also bei der Wahl dieser Personen noch einen anderen Zweck als den bloß literarischen, einen würdigen Greis vorzuführen, verfolgt haben, es ist ein politischer.

In Cato stellt er sein politisches Ideal, in dem sich gewissermaßen sein eigenes Ich widerspiegelt, dar, mit den Vertretern, mit den Zuständen der Scipionenzeit sein Staatsideal, sein politisches Programm, das er nach Caesars Tode zu verwirklichen wünscht und hofft. Er hätte sicher irgend einen Philosophen, der es zu hohen Jahren gebracht, als Vertreter des Greisenalters vorführen können, aber nur Cato war der Mann, mit dessen Mund ein Cicero reden konnte. Er tat dabei, was im Altertum auch manche andere Schriftsteller taten, z. B. Vergil in den Eklogen, Tacitus in seinem Dialog über die Redner. Er konnte sich um so eher mit Cato identifizieren, als zwischen beiden viele Ähnlichkeiten bestanden. „Beide waren Männer von sittlichem Ernste und warmer Vaterlandsliebe; beide gleich tätig als Staatsmänner, wie als vielseitige Schriftsteller; beide *homines novi* (pro Murena 17), vielfach angefeindet von ihren Gegnern: beide lebten in einer Zeit des Kampfes zwischen dem Alten, das sie liebten, und dem Neuen, dem sie vergebens entgegenzuringen suchten; beide hielten den Landbau als sichere Grundlage eines in sich starken Staates hoch in Ehren; beide brachten ihr vielbewegtes Leben bis zum Greisenalter. Und wie Cato, hochbejahrt, noch den Verlust seines ausgezeichneten Sohnes zu beklagen hatte, so Cicero 45 den Tod seiner geliebten, vortrefflichen Tullia“ (Lahmeyer, S. 8). Ich möchte bei diesem Vergleiche besonders die Schriftstellerei beider hervorheben, sowohl rücksichtlich der Universalität als auch des unterweisenden Zweckes. So wie Cato war auch Cicero bedacht, seine Mitbürger auf verschiedenen Gebieten einzuführen. Cato schrieb bekanntlich die erste lateinische Enzyklopädie, hielt Reden (wir kennen durch die Grammatiker etwa 80), schrieb Briefe, von denen Cicero eine Sammlung erwähnt (De off. I 37), kurz, war Universalschriftsteller, aber auch ein gewaltiger Staatsmann. Wenn sich nun Cicero auch an literarischer Bedeutung ihm nicht nur ebenbürtig, sondern sogar überlegen fühlte, wie konnte er es wagen, sich auf dem Gebiete der Staatskunst neben ihn zu stellen, ohne daß die böse Welt es übel nehmen konnte?

Woher nahm er, durch Schicksalsschläge, durch trübe Erfahrungen, die er zum Teile selbst verschuldet hatte, hart mitgenommen, den hohen Gedankenflug, der ihn ans Ruder des Staatsschiffes trug, das einst Catos starke Hand gelenkt? Das Bedenken schwindet sogleich, wenn wir uns vor Augen halten, wie stolz sich Cicero auf sein Konsulat im J. 63 dünkte, als er durch Unterdrückung der Catilinarischen Verschwörung den Staat rettete, eine Tat, die in ihm den Wahn erwecken konnte, er sei der ausersehene Staatslenker in gefahrvoller Zeit. Mag auch Mommsen das ver-

nichtende Urteil aussprechen, Cicero sei ein Staatsmann ohne Ansicht, Absicht und Umsicht gewesen, so ist es doch sicher, daß er eine Zeitlang im Senate großen Einfluß ausübte und den Grund zur Einigkeit der Gutgesinnten (des Senates und der Ritter, welche die gute Gesellschaft ausmachten) gelegt hat. Ad fam. I 9: '*Tenebam memoria nobis consulibus ea fundamenta iacta iam ex Kal. Ianuariis confirmandi senatus, ut neminem mirari oporteret Nonis Decembr. tantum vel animi fuisse in illo ordine vel auctoritatis, idemque memineram nobis privatis usque ad Caesarem et Bibulum consules, cum sententiae nostrae magnum in senatu pondus haberent, unum fere sensum fuisse bonorum omnium*'. Vgl. Cauer, Ciceros politisches Denken. Ein Versuch. Berlin, Weidmann 1903, S. 82. Ja, obwohl er ein Feind der Demokratie war und der Unbesonnenheit des Volkes entgegenarbeitete, wie er sagt (Phil. VII 4), obwohl er es den Gutgesinnten stets gegenüberstellt und 'Schmutz und Hefe' *(sordem et facem)* nennt, fühlt er sich doch durch die Volksgunst getragen (Phil. VII 22) und wird dadurch selbstbewußter. Ad Att. I 16 *Apud bonos iidem sumus, quos reliquisti, apud sordem urbis et faecem multo melius nunc quam reliquisti.* Ad fam. IX 14 beruft sich Cicero auf die günstige Aufnahme, die Dolabellas Tat außer bei allen Wohlgesinnten auch beim gemeinen Manne gefunden hat. Ad Att. IV 1, IV 2 u. a. St.

Daß sich aber Cicero in kühnen Hoffnungen ergehen konnte, den alten Einfluß im Senate wiederzugewinnen (s. oben Ad fam. IX 14), erklärt der Tod Caesars. Jetzt war für seine Teilnahme am öffentlichen Leben eine Bresche gebrochen, jetzt der Freiheit eine Gasse gebahnt. Aussicht auf die höchsten Auszeichnungen winkte. Als Vertreter der alten Senatsregierung wurde er von den Mördern gleich nach ihrer blutigen Arbeit gerufen und noch am selben Abend erschien er unter ihnen auf dem Kapitol. Er stellte den Antrag, die Prätoren Brutus und Cassius sollten den Senat ohne Säumen auf dem Kapitol versammeln (Phil. II 35, 89; ad Att. XIV 10). In der tollen Senatssitzung vom 17. März, in welcher die Mörder höchst ehrenvoll behandelt, dem Caesar aber göttliche Ehren zugesprochen wurden unter Anerkennung der Giltigkeit aller seiner Verordnungen, sprach wieder Cicero, und zwar für den Antrag und besonders für die Amnestie (Phil. I 1, 1). Am selben Tage verkündete er rühmend die Senatsbeschlüsse in der Volksversammlung. Die Unruhen bei der Leichenfeier Caesars trieben ihn aus Rom und unterbrachen seine Tätigkeit für unbestimmte Zeit. Der Schmerz über den Mißerfolg der Verschwörer und seinen eigenen — hatte er doch aus Furcht vor dem Sturm der öffentlichen Meinung und den Waffen der Soldaten Caesars für Antonius gearbeitet — drückte ihm auf dem Lande die Feder des Philosophen in die Hand, aber nahm ihm nicht seine Hoffnung.

Im Gegenteil sehen wir ihn voll Interesse für alle Vorgänge des öffentlichen Lebens. Er bittet Atticus, ihm alles zu berichten

(ad Att. XIV 1, XIV 4, XIV 6 u. a.), selbst über Anspielungen im Theater (ad Att. XIV 3). Atticus seinerseits gibt ihm über die öffentlichen Vorfälle genau Aufschluß, hält ihn auf dem Laufenden (ad Att. XIV 9 u. a.). Wie freut sich Cicero, daß das Volk Brutus und Cassius im Theater mit Beifall empfing und dem Schauspieler Syrus bei einigen Anspielungen auf die Retter der Freiheit zuklatschte (ad Att. XIV 2 vom 8. April). Er war kurzsichtig, dies für einen Erfolg zu halten. Und so leuchtet noch gar oft in den Briefen jener Tage die Hoffnung auf (ad Att. XIV 8 vom 15. April, XIV 9 vom 17. April u. a.). Er fühlte sich als Seele des Freistaates. '*Nunc quoniam de re publica consuli coepti sumus*' ruft er freudig aus De divin. II 7. Der Glaube an seine Berufung erhält Nahrung noch während der Wirren, welche die Gegnerschaft des Antonius und Octavianus mit sich brachte. Jener wendet sich (s. oben) mit einer Bitte an ihn. Er steht brieflich und mündlich mit den wichtigsten Persönlichkeiten in Verbindung. „Hier sind Balbus, Hirtius und Pansa bei mir. Soeben ist Octavius angekommen ...... er ist mir ganz ergeben. Lentulus Spinther bleibt heute bei mir" (ad Att. XIV 11). Er hält im J. 44 einen Redekurs und unterrichtet die für das nächste Jahr bestimmten Konsulen Hirtius und Pansa in der Beredsamkeit (ad Att. XIV 12). Auf Ansuchen des Atticus hat er eine Rede ans Volk aufgesetzt (ad Att. XIV 30). Brutus schickte seine Rede an Cicero zur Ausbesserung (ad Att. XV 1 B). Die Munizipien sind ihm wohlgesinnt. Kurz er hatte Gründe genug, um seine Spannkraft wiederzugewinnen und sowohl sich selbst als auch der Mitwelt es begreiflich zu machen, daß sein Alter ihn nicht hindere, die Führerschaft des Senates zu übernehmen, zu der ihn seine geistige Begabung und seine Verdienste um den Staat zu berechtigen schienen.

Zu diesen rechnet er seine philosophische Schriftstellerei. Gewiß hat er, als er sich ihr widmete, die redliche Absicht gehabt, das Gemeinwohl zu fördern. '*Quaerenti mihi multumque et diu cogitanti, quanam re possem prodesse quam plurimis, ne quando intermitterem consulere rei publicae, nulla maior occurrebat, quam si optimarum artium vias traderem meis civibus*' De divin. II 1. Vgl. De nat. deor. I 7: '*Primum ipsius rei publicae causa philosophiam nostris hominibus explicandam putavi magni existimans interesse ad decus et ad laudem civitatis res tam graves tamque praeclaras Latinis etiam litteris contineri*'. Doch ebenso sicher ist, daß er durch dieses Verdienst auch sein Anrecht auf politischen Einfluß mehren wollte. Die Aufzählung wenigstens seiner philosophischen Schriften in der Einleitung zum zweiten Buche De divin., das nach dem Tode Caesars geschrieben wurde, weist darauf hin, daß er den Moment gekommen sah, seinen Mitbürgern den Nutzen dieser Tätigkeit darzutun, da sie ja meinen konnten, der Stubengelehrte passe nicht ins öffent-

liche Leben. Deshalb hebt er es ausdrücklich hervor, daß man gerade durch die Beschäftigung mit der Lebensweisheit ein tüchtiger und brauchbarer Mann werde. '*Inprimisque, quoniam philosophia* (an erster Stelle) *vir bonus efficitur et fortis, Cato noster in horum librorum numero ponendus est*' (De divin. II 3).

Und nicht allein Cicero hielt sich der Mission, für seine Zeit das zu werden, was Cato für die gute alte Zeit gewesen, für würdig, er hat auch heute noch viele Verehrer, die in ihm den Idealpolitiker sehen und seine Ansprüche für berechtigt halten, so Th. Zielinski, Cicero im Wandel der Jahrhunderte, Leipzig 1908, S. 10: „Der Tod Caesars machte seiner Muße ein Ende; naturgemäß war Cicero dazu berufen, die Geschicke der — wie er glaubte — wiedergeborenen Republik zu leiten. Ihre kurze Dauer gibt uns kein Recht, über die Hoffnungen ihrer letzten Kämpfer abzuurteilen; vielmehr wird der Blick eines wahren Freundes der Menschheit mit inniger Rührung an dem damaligen Cicero hängen, diesem 63jährigen Greis, der mit staunenswertem, wahrhaft jugendlichem Eifer sein philosophisches Einsiedlerleben mit der neuen staatsmännischen Wirksamkeit vertauschte, der kühn dem Nachfolger Caesars, Antonius, die Stirn bot und von seinem Senatorensitze aus das ganze römische Reich regierte". Tatsache ist es, daß Cicero eine führende Rolle im Senate vom 2. September 44 bis 22. April 43 behauptete. Bei dieser Auffassung des *Cato Maior* als einer Tendenzschrift erhält manches Allgemeine und Abstrakte in ihm besondere, konkrete Bedeutung, das Ideelle Blut und Leben. Schon das Betonen der Besonnenheit des Alters gegenüber der ungestümen Kraft der Jugend wird gebührend erhellt, wenn man annimmt, Cicero habe, trotzdem er nicht zur Propaganda der Tat gehörte, seine Fähigkeit zum Regieren der Verwendung empfehlen wollen.

Auch der schöne Vergleich des greisen Staatsmannes mit einem Steuermanne gehört in diesen Zusammenhang. Der rohen Kraft wird die Beredsamkeit des Alten mit offenbarer Beziehung auf Cicero entgegengestellt: *diserti senis* § 28, *Aiax—Nestor* § 31; mit letzterem vergleicht sich Cicero selbst Ad fam. IX 14, indem er dem Agamemnon-Dolabella — Ratschläge erteilt. Die Beziehung auf Cicero und Antonius ergibt sich ohne weiteres bei: '*maximas res publicas ab adulescentibus labefactas, a senibus sustentatas et restitutas reperietis*' § 20. '*At senatui, quae sint gerenda, praescribo quodam modo*' § 18 gibt wohl den Lieblingswunsch Ciceros wieder. Daß er durch das häufige Erwähnen der *auctoritas* und ihre Anpreisung ('*Apex est autem senectutis auctoritas*' § 61) gewissermaßen zur gebührenden Achtung vor seiner Person aufforderte, ist nach der ganzen Tendenz des Buches sehr naheliegend. Ebenso ergeben sich aus ihr, ohne daß man sich aufs Symbolisieren

verlegen müßte, noch andere Beziehungen. '*Non L. Brutum, qui in liberanda patria est interfectus*' § 75 ist eine Anerkennung für den gleichnamigen Caesarmörder und kennzeichnet das Milieu, in welchem die Schrift entstand. Die Aufgabe des Greises, die Jugend zu lehren (s. die angeführten Stellen!), schreibt sich Cicero selbst zu De divin. II 4: *Quod enim munus rei publicae afferre maius meliusve possumus, quam si docemus atque erudimus iuventutem?* § 2 sagt Cicero von der Abfassung des *Cato M.*: '*Mihi quidem ita iucunda huius libri confectio fuit, ut non modo omnes absterserit senectutis molestias, sed effecerit mollem etiam et iucundam senectutem*'. Ähnlich schließt Cato seinen Vortrag: '*His mihi rebus ... levis est senectus, nec solum non molesta, sed etiam iucunda*' § 85, was ich doch für keinen bloßen Zufall halten möchte. Die Liebe zum Landleben ist Ciceros eigenste Neigung. Man vgl. z. B. Ad fam. XVI 23: „Möge es mir nur vergönnt bleiben, auf dem Lande zu leben!" Nicht weniger das Vergnügen an gemütlichen Zusammenkünften, *convivia;* er kehrt gerne bei Bekannten ein und bewirtet sie seinerseits aufs beste (ad Att. XIV 30): „Dann fort auf kleinem Schiffe zum Schmause des Vestorius!" Die *εὐελπιστία*, die freudige Lebensbejahung, die einem wahren Römer im allgemeinen nicht geläufig war, ist echt Ciceronianisch. Die Worte Catos: *non lubet enim mihi deplorare vitam, quod multi et ii docti saepe fecerunt, neque me vixisse paenitet, quoniam ita vixi, ut non frustra me natum existimem* § 84 stehen diesem wohl nicht recht an, dagegen stimmen sie zur Grundansicht Ciceros Ad fam. IX 17 '*quoniam ego vir fortis idemque philosophus vivere pulcherrimum duxi*', eine Ansicht, die ihn zur Schonung seines eigenen Lebens bewegt, ohne ihn zu hindern, den Selbstmord anderer, z. B. des Cato Uticensis, anzupreisen (Ad Att. XII 6). Er sticht darin seltsam ab von dem Heroismus des freiwilligen Todes, für den das Altertum mit Ausnahme des Pythagoras und des Plato eine Schwachheit hatte (Schneidewin). Die Elemente des Stoizismus endlich, welche sich in *Cato M.* vorfinden, gehören zur Kriegsausrüstung, mitunter zur Paradeuniform unverfälschter Republikaner. M. Brutus schrieb z. B. *De virtute, περὶ καθήκοντος, de patientia.* Cicero widmet ihm *Paradoxa Stoicorum*, das dritte Buch *De deorum natura.* M. Cato entwickelt im dritten Buche von *De finibus bon. et mal.* die stoische Doktrin vom Thema. In den *Academ.* haben Cato und Brutus die Hauptrolle [1]).

So glauben wir, daß Cicero in *Cato Maior* sein ganzes Selbst hineingelegt hat mit allen seinen Ansprüchen und Hoffnungen. Kein Wunder, daß er zu diesem Jungbrunnen seine

---

[1]) Dies hinderte Cicero nicht, in der Rede pro L. Murena gegen den Stoizismus Catos sich zu ergehen, vielleicht nach dem Grundsatze (Scaevola De orat. I 44), der vollendete Redner müsse Klugen beredt, Dummen auch wahr erscheinen.

Zuflucht nahm, als die Verhältnisse sich zuspitzten. Aber siehe da, er fand in ihm keine Erfrischung, obwohl er, wenn man auch annimmt, daß *Cato M.* vor Caesars Tod entstand, nur um einige Wochen älter geworden war, 11. Mai 44. In gewohnter Selbsttäuschung macht er dafür sein Alter verantwortlich, während ihn in Wahrheit die politischen Schwierigkeiten überwinden, so daß er mit dem Leben abschließen und den Jüngeren das Feld überlassen will.

Die politische Tendenz spricht sich aber noch schärfer aus. Cicero führt nämlich als Muster echten Römersinns nicht bloß Cato vor, sondern noch viele andere Männer. Er scheint die bewußte Absicht zu haben, das Bild eines vollendeten Römers zu entwerfen. Tatsächlich sehen wir an Cato, Paulus Maximus, Appius Claudius das Römerideal zum Ausdruck gebracht, sowie auch das Mittelalter sein Ritterideal, die Renaissance Italiens ihren perfetto cortegiano (Taine, Philosophie de l'art en Italie) sich gebildet hat. Aber um gleich zur richtigen Einschätzung zu schreiten, ist die Idealisierung, welche Cicero anwendet, eine ganz löbliche? Er hat auch *pro Sestio* (101) Vorbilder aristokratischer Staatsmänner hingestellt: einen Scaurus, Metellus Numidicus, Lutatius Catulus. Zu welchem Zwecke? Die Antwort gibt Tyrell, The corresp. of Cic. I 20. Cicero wünscht nach der Ansicht dieses Gelehrten die Herrschaft der Weisheit und des Verdienstes, d. h. mit anderen Worten eine Staatsform, in welcher Männer seines Schlages zur Geltung kommen, wobei er auch ganz gut das allgemeine Beste im Auge haben konnte. Ein solcher Ehrgeiz, der sich in den Dienst der Gemeinnützigkeit stellt, ist ohne Zweifel nur löblich. Aber aus persönlichen Gründen und nicht bloß aus Rücksicht auf das Staatswohl haßt er den Tyrannen, dessen geschichtliche Bedeutung er nicht kennt, und besonders Caesar, da ihm unter dessen Alleinherrschaft die weitere politische Karriere verschlossen ist. Ad fam. XV 15: '*Neque quisquam hanc nostram sententiam vere umquam reprendit praeter eos, qui arbitrantur melius esse deleri omnino rem publicam quam imminutam et debilitatam manere. Ego autem ex interitu eius nullam spem scilicet mihi proponebam, ex reliquiis magnam*'.

Zur Kenntnis der Politik Ciceros liefert *Cato M.* noch einen weiteren wertvollen Beitrag, die Schilderung des Scipionenkreises. „Verfassung, Gesetze, gesamtes politisches Leben der Scipionenzeit schwebt Cicero als Ideal vor Augen, an dessen erneuter Verwirklichung zu arbeiten das Hauptziel seiner praktischen und literarischen Tätigkeit ist (De legg. II 23)", Cauer a. O. S. 83. Die Gründe für diese Schwärmerei gibt Zielinski a. O. S. 183 an. Die Urteile der Neueren über sie sind sehr verschieden. Cauer sagt S. 66: „Oberflächlichkeit in der Beobachtung und Gewandtheit in der Dialektik helfen ihm dazu, den Staat der Scipionen als Verwirklichung des stoischen Idealstaates hinzustellen". Dagegen

äußert sich Schwartz, Charakterköpfe, S. 108, folgendermaßen: „Daß die Ideale aus griechischer, entlehnter Wissenschaft und römischer Wirklichkeit aus einem warmherzigen Streben nach dem Großen und naivem Genuß der eigenen Persönlichkeit seltsam gemischt waren, war er glücklich genug, nicht zu fühlen". War Cicero auch hierin reiner, selbstloser Idealpolitiker, als welchen ihn Boissier, Cicéron et ses amis, S. 39, ausgeben will, derselbe Boissier, welcher zwischen dessen Handeln und Denken viele Widersprüche aufdeckt und z. B. S. 237 zugibt, Cicero habe durch seine Unterwerfung unter die Triumviren die *dignitas* dem *otium* geopfert? Stimmt die Auffassung: „Sein Idealstaat war allerdings eine aristokratische Republik, aber nicht in altem feudalen Schlendrian, sondern ausgeübt von einem sittlich und geistig hochstehenden Adel?" (O. E. Schmidt, Fleckeisens Jahrb. 143, S. 127)? Keineswegs. Cicero kannte die Fehler der besseren Stände; vgl. pro Sestio 100, ad Att. I 18, II 1, II 16, IV 3. An der letztgenannten Stelle zweifelt er, ob es überhaupt Gutgesinnte gibt (s. noch De legg. III 29).

Trotzdem hält er unentwegt zur Senatspartei. In dieser Beziehung gibt *Cato M.* einen bemerkenswerten Fingerzeig. Cicero entfaltet in ihm wieder einmal das Banner des Scipionischen Reichsideals. In seinen Briefen aber, die aus derselben Epoche wie das Buch stammen, beschwert er sich bitter über die Schlaffheit der Gutgesinnten (ad Att. XIV 6 vom 12. April). An den Sieg jener alten Ideen zu glauben, wäre Donquichoterie gewesen. Was beabsichtigte also Cicero? M. E. nichts mehr und nichts weniger als noch heute gewisse Politiker mit schönen Schlagworten. Als solche erklären wir unter anderen die Sentenzen ad Att. II 3:

Interea cursus, quos prima a parte iuventae,
Quosque adeo consul virtute animoque petisti,
Hos retine atque auge famam laudesque bonorum.

Ebenso *Εἷς οἰωνὸς ἄριστος ἀμύνεσθαι περὶ πάτρης.*

Seine Handlungsweise entsprach den Verheißungen wenig. Am 26. April (ad Att. XIV 13) möchte er in der Bedrängnis des Vaterlandes diesem seine Dienste nicht versagen. Er glaubt, wenn er in Italien bliebe, könnte er in die Lage kommen, für das Gemeinwohl etwas zu tun. Aber er fürchtet Gefahr für sich. Er will daher nach Athen, wo er zur Charakterbildung seines Sohnes beitragen kann. Dies ist wohl nicht mehr Idealpolitik. Diese Probe politischer Gesinnung, die uns *Cato M.* und die ihm gegenübergestellten Äußerungen der Briefe liefern, wird nach der Ansicht mancher nicht sehr in die Wagschale fallen in dem Streite, der zwischen Drumann, Mommsen und ihren Anhängern einerseits und Abeken, Boissier, Brückner und den ihrigen anderseits herrscht. Mir aber scheint sie ein Streiflicht auf den Politiker Cicero zu werfen. Wir sehen ihn, wie er den guten Willen hat, dem Staate

nützlich zu sein, dabei aber von krankhaftem Ehrgeiz geleitet wird, ohne das rechte Verständnis für die Richtung zu haben, in welcher sich der politische Kampf bewegte, der zur Alleinherrschaft führen mußte; es fehlt ihm ferner an Entschlossenheit, um entscheidend in ihn einzugreifen. Endlich ist er ganz von Stimmungen regiert, heute voll von kühnen Plänen, wie ihn der *Cato M.* zeigt, morgen an sich und dem Staate verzweifelnd, wie wir ihn öfter in den Briefen kennen lernen. So wird uns sein tragisches Ende begreiflich, über welches selbst sein guter Freund Maurer a. O. folgendes Urteil fällt: „Es ist zu bedauern, daß Cicero den sicheren Hafen der *senectus* verläßt und sich von der Platonischen Weisheit nicht hat leiten und vor Enttäuschungen warnen lassen, verratend, daß die Worte der Weisheit im Munde seines Cato, das Bekenntnis zu den *ista divina studia* für ihn nur rasch welkende Redeblumen gewesen, und er geht unter, ein tragisches Beispiel für den Ehrgeiz alternder Parlamentarier". Aber zum Glücke hat Maurer nicht in allem Recht; denn diese Redeblumen verwelkten allerdings auf dem Felde der Politik, das zu bestellen er nicht der Mann war, aber sie bewahrten ihr frisches Grün, alle ihre frischen Farben auf dem Felde der Humanität, auf dem er seine Meisterschaft bewährte.

Bielitz. Eduard Stettner.

Friedrich Halms Novelle „Das Haus an der Veronabrücke".

Bei mehreren hervorragenden deutschen Dichtern läßt sich beobachten, daß sie durch eine hauptsächlich auf das Drama hinweisende Begabung und Neigung veranlaßt wurden, ihr eigenartiges und in einigen wenigen sehr gelungenen Arbeiten erprobtes Erzählertalent verkümmern oder doch brach liegen zu lassen. „Der Geisterseher" und „Das Kloster von Sendomir" zeigen ihre Verfasser als Erzähler von Kraft und Originalität; auch von Hebbel gibt es vielversprechende Skizzen und prosaische Charakterstudien. Selbst Kleist, der seine Veranlagung zur Novelle weit öfter betätigte, war in erster Linie Dramatiker und hat sein Erzählertalent nicht zur vollendeten Ausgeglichenheit und ruhigen Größe emporreifen lassen, die es hätte erreichen können. — Erscheint bei diesen Großen die vernachlässigte Anlage zur Prosadichtung lediglich bedauerlich, so muß die gleiche Erscheinung bei einem kleineren Dichter geradezu verhängnisvoll genannt werden: Die Vorliebe für die Tragödie ließ Fr. Halm vollkommen verkennen, daß seine eigentliche Leistungsfähigkeit gar nicht auf deren Gebiet lag, daß er hier nur gespreizte Theatralik und Unnatur, auf dem Gebiete der Novelle aber wenn auch schlichte, so doch hohe und reife Kunst zu zeigen imstande war, daß er zu den mittelmäßigen Dra-

matikern, aber zu den hervorragenden Erzählern gehörte. Leider fehlte es ihm auch an Beratern, die die richtige Wertung für die verschiedenen Gattungen seiner Poesie besser gefunden hätten als er selbst: Pachler und Kuh legten als Herausgeber des Halmschen Nachlasses auf „Begum Somru", den unerfreulichen Spätling seiner Dramatik, ebenso viel Wert, wie auf „Das Haus an der Veronabrücke", sie stellten lediglich fest, daß eine neue Seite des großen Halmschen Talentes sich in den Erzählungen auftue, ohne einzusehen, daß erst nach der Veröffentlichung des 11. und 12. Bandes überhaupt der endgiltige Nachweis geliefert worden war, daß Halm ein starkes Talent besessen hat. Dem Publikum wurde auch wenig Gelegenheit gegeben, seine auf die Dramen und Gedichte gegründete Beurteilung Halms an der Hand der Erzählungen zu berichtigen, da sie meist posthum erschienen, und das zu einer Zeit, als das Interesse für den Dichter schon stark im Abnehmen war. Der Dichter selbst hatte, wie uns E. Kuh in der Einleitung zum 11. Bande der „Gesammelten Werke" berichtet, wenig Lust, seine Novellen selbst der Öffentlichkeit zu übergeben. Er hatte also, wenn auch vielleicht von ihrem absoluten, so doch von ihrem relativen Werte nicht die rechte Vorstellung.

Und doch — hätte er nur einmal in seinen ungedruckten Jugendmanuskripten gekramt und seine frühen dramatischen Erzeugnisse mit den gleichzeitigen epischen verglichen: Das starke Mißverhältnis, das freilich in solchem Maße bei der späteren Produktion nicht mehr in die Augen springt, wäre ihm sicher aufgefallen. Er, der Dramatiker, hatte als 20jähriger junger Mensch ein Schauspiel geschrieben, das sich schon durch seinen gruselichen Titel „Die Nacht der Rache" empfiehlt und in dem man auch mit der schärfsten Loupe Spuren eines Talents zu entdecken nicht imstande ist. Und ebenfalls 1826 war der junge Baron Münch an eine Novelle gegangen, für deren Vollendung man gerne nicht nur alles vor 1834 Geleistete, sondern noch einen Teil der späteren Dramen preisgeben würde. „Das Auge Gottes", eine in den österreichischen Alpenländern angesiedelte Erzählung mit historischer Grundlage, zeigt von einer solchen Charakterisierungskunst und Gestaltungskraft, daß sie der Feder Kleists, des oft durchschimmernden Vorbildes, nicht unwürdig wäre. Leider verfällt das Novellenfragment gegen den Schluß demselben Fehler wie Kleists „Kohlhaas", spukhafte Züge dringen ein und ein rätselhafter Revenant, der Geist einer längst verstorbenen, liebenden Gattin, treibt sein Wesen. Jedenfalls aber kann man sich der Aufnahme dieses Bruchstückes in die Gesammelten Werke freuen und möchte es nur noch allgemeiner zugänglich wünschen.

Überhaupt nicht zum Druck gelangt ist Halms nächste Erzählung, der anfangs der Dreißigerjahre niedergeschriebene „Sylvesterabend", der von Enk und daraufhin von dem Dichter selbst verworfen wurde. Die folgenden zwanzig Jahre waren abgesehen

von der lyrischen völlig der dramatischen Produktion gewidmet. Dennoch zeigte sich 1855 das so lange vernachlässigte epische Talent auf voller Höhe und gleich der erste Wurf glückte ausgezeichnet: Die Marzipanliese, 1856 in Gutzkows „Unterhaltungen am häuslichen Herd" erschienen, zeigt vor allem das, was dem Dramatiker zu allen Zeiten abging: Schlichtheit und Wahrheit. — Von da an wuchs die Freude Halms an der Novellendichtung und das Vertrauen zu seinem Können auf diesem Gebiete: „Die Freundinnen", nach englischer Quelle, 1860, und die unvollendete „Marquise von Quercy", 1867/69, umrahmen zeitlich Halms 1862—64 entstandenes Meisterwerk „**Das Haus an der Veronabrücke**".

Die erste Anregung zu dieser seiner hervorragendsten Novelle wurde Halm, gleich der zur „Marzipanliese", von Faust Pachler gegeben, dem er ja z. B. auch den Stoff der „Begum Somru" verdankte. Pachler liebte es, seinen dichterischen Freunden interessante Probleme und Vorfälle, auf die er bei der Lektüre gestoßen war oder die sich im wirklichen Leben abgespielt hatten, zur poetischen Behandlung zu empfehlen. Die Handlung der Marzipanliese ist einem wirklichen Ereignis in Ungarn nachgebildet, das Pachler zu Ohren kam und das er nicht nur Halm, sondern auch Hebbel erzählte; eine Tagebuchnotiz des letzteren, in der er sich die Grundzüge des Berichtes notiert, belehrt uns, daß die Mitteilung ihm wohl der Beachtung und eventuellen Verwertung würdig erschien. — Auch dem „Haus an der Veronabrücke" liegt die Pachlerische Erzählung eines wahren Vorganges zugrunde, doch hat sich der Dichter hier bei weitem nicht so genau an die Tatsachen gehalten, wie in der „Marzipanliese", sondern hat, nur ganz allgemein das von Pachler angedeutete Problem aufgreifend, den Stoff mit neuen Zügen ausgestattet, die er teils selbst hinzu erfand, teils seiner weitausgebreiteten Lektüre entnahm, und ihn auf diese Art sehr erweitert und wenn nicht veredelt, so doch vertieft.

Folgendes sind die Hauptzüge der Pachlerischen Erzählung: Ein älterer Mann, der eine verdienstvolle Tätigkeit hinter sich hatte, vermählte sich mit einer sehr viel jugendlicheren, schönen und lebhaften Italienerin. Zu seinen nächsten Bekannten zählte ein Jüngling, den er sehr hochschätzte und oft in sein Haus zog. Zwischen diesem und der jungen Frau entwickelte sich ein Liebesverhältnis, das der Gatte bemerkte und duldete, ja dem er Vorschub leistete. Es wäre ihm sogar allem Anschein nach nicht unangenehm gewesen, wenn das Verhältnis Folgen gehabt hätte. Doch nach einiger Zeit riß sich der junge Mann los und, nachdem er noch eine hoffnungslose zweite Liebesleidenschaft niedergekämpft hatte, begann er abermals zu einer verheirateten, diesmal aber leichtfertigen und frivolen Frau Beziehungen anzuknüpfen, denen gegenüber der Gatte aus Eigennutz die Augen zudrückte. Als seine erste Geliebte ihren

Mann verlor, vermochte ihr einstiger Galan nicht, sich von der dritten loszureißen; die Witwe starb im Wahnsinn.

Dieser Geschichte hat Halm nichts entnommen als das einzige Problem: Ein Gatte duldet es, daß seine Frau mit einem jungen Manne in ein Liebesverhältnis tritt. Zwei Ehemänner, die sich diese unbegreifliche und sträfliche Nachsicht zu schulden kommen lassen, fand er in der Erzählung: der eine, ein würdiger Greis, erlaubt seinem Freunde jede Vertraulichkeit gegenüber seiner Gattin, die er dabei selbst zärtlich liebt; der andere spielt den Ahnungslosen, weil er daraus Vorteil zu ziehen hofft. Welcher Gewinn es ist, den er erwartet, bleibt unausgeführt; für die Indolenz des doch ehrenwert zu denkenden Gatten der Italienerin gibt E. Kuh, der uns die Erzählung a. a. O. übermittelt hat, als Motiv an, daß er seiner jungen Gemahlin gewissermaßen Ersatz dafür zu schaffen trachtet, daß sie in ihm einen Lebensgefährten erkoren hat, an dessen Seite sie auf die Freuden der Jugend verzichten muß und der ihrem Drange nach Mutterglück nicht gerecht zu werden vermag. Mag es einen derartigen Ehemann gegeben haben: Pachler hatte recht mit der Äußerung, in der Erzählung sei es schwer zu vermeiden, daß ein solcher Charakter unwahrscheinlich oder gar widerwärtig wirke. Hier war der Punkt, wo der Dichter mit ganz neuen Motivierungen einzugreifen und für die Figuren, die er zeichnen wollte, überhaupt erst ein Fundament zu schaffen hatte.

Wir sind bezüglich der Quelle, aus der Halm zur Weiterentwickelung des ihm von Pachler zugeführten Keimes zunächst schöpfte, nicht auf bloße Vermutungen angewiesen. Emil Kuh berichtet von der damaligen Lektüre des Macchiavellischen Lustpiels „Mandragora" durch den Dichter und vermutet selbst schon Einwirkungen dieses kecken, witzsprühenden Renaissanceproduktes auf die Novelle. Hier fand Halm einen alten Mann, Messer Nicia, der zugibt, daß seine junge Frau Lucrezia mit ihrem Liebhaber Calimaco intim verkehrt; und warum? weil Nicia bisher vergebens auf einen Erben gehofft hat und keinen anderen Weg sieht, seine Frau schwanger zu machen. Freilich nur diesen einen Zug: den dringenden Wunsch nach Kindersegen, hat der Held der Halmschen Novelle, Ruggiero Malgrati, mit Messer Nicia gemein. Es war ja nicht die Absicht des Dichters, den Ehemann herabzudrücken, sondern im Gegenteil ihn zu heben, und trotz seiner schmachvollen Nachsicht Interesse, wenn nicht Sympathie für ihn zu erwecken. Daher darf Malgrati keine Charaktereigenschaft mit dem maßlos einfältigen Nicia teilen, bei dem Stupidität der Hauptgrund der Verschuldung ist. Die Kanzone zwischen dem 2. und 3. Akt charakterisiert ihn:

Questo nostro dottore
Bramando aver figliuoli
Credria che un asin voli
E qualunque altro ben posto ha in oblio
E solo in questo ha posto il suo desio.

Nicia wird übertölpelt, er ist zu kurz von Begriffen um zu bedenken, daß der Umgang mit einem jungen Manne für seine Frau zur Folge haben könnte, daß sie von diesem ein Kind bekommt; er wünscht nur, sie durch die Mandragora fruchtbar zu machen und dann die gefährlichen Folgen von sich abzuwenden, die das Gift für den ersten Mann nach sich zieht, der Lucrezia nach dem Einnehmen des Tranks berührt. So viel Genialität in der — auch von Grillparzer bewunderten — Zeichnung dieses Tölpels steckt, Halm konnte daraus für seinen Helden weiter keinen Nutzen ziehen, denn das Problem besteht bei ihm gerade darin, daß Malgrati freiwillig nach langem Zweifeln und Schwanken zu dem Entschluß gedrängt wird, seine Frau preiszugeben. Er tut dies nicht wie der Gatte der Pachlerschen Erzählung aus Liebe, um ihre Jugend zu ihrem Rechte kommen zu lassen, sondern er strebt mit einer bis zum Wahnsinn gesteigerten Hartnäckigkeit nach den Folgen des ehebrecherischen Verhältnisses, die der Gatte der Italienerin nur geduldet und legitimiert hätte. Von Malgrati gilt wie von Nicia: „*Qualunque altro ha posto in oblio, e solo in questo ha posto il suo desio*". Einmal freilich möchte es scheinen, als ob Halm vorübergehend seinen greisen, entkräfteten Kriegsmann in dieselbe törichte Illusion verfallen lassen wollte, die an Nicia amüsiert. Calimaco fragt in der Komödie: „*Potrebbe causarsi questa sterilità da voi per impotenzia?*" — und Nicia erwidert: „*Impotente io? Oh voi mi farete ridere!*" Als Malgrati von dem Paduaner Arzt Falepe mit ungünstigem Bescheid entlassen worden ist und nun vollständig ratlos darüber brütet, wie ihm der heißersehnte Erbe beschert werden könnte, da dreht er seiner Gattin gegenüber plötzlich den Spieß um und ergeht sich „in bitteren Klagen über den Fluch der Unfruchtbarkeit, der auf gewissen Personen liege". — Übrigens ist die ärztliche Konsultation bei Halm sicher angeregt durch die köstliche Szene der Mandrangola II 3, wo Nicia sich zur Beseitigung der Unfruchtbarkeit an den vermeinten Heildoktor wendet; nur ist die Szene entsprechend dem Charakter der Verwicklung in der Novelle durchaus ernst gehalten; an Stelle des verkleideten Liebhabers, des Verläufers Molièrescher falscher Ärzte, steht die würdige Figur eines heilkundigen Meisters, mit wenigen Strichen greifbar gezeichnet.

Eine besondere Motivierung für den Drang seines Nicia nach Kindersegen hat Macchiavelli mit Recht für entbehrlich erachtet. Umso nötiger bedurfte Halm einer solchen, da selbst das dringende Verlangen eines zurechnungsfähigen und verständigen Ehemannes nach einem Erben unter gewöhnlichen Umständen natürlich die Preisgabe der eigenen Frau nicht zu begründen vermag. Auf zweierlei Art macht der Dichter den von Anfang an brennenden, sich dann immer hartnäckiger festsetzenden und schließlich zur fixen Idee werdenden Wunsch Malgratis begreiflich. Das eine, schwächere Motiv wird nur flüchtig erwähnt, es ist dasselbe, das den alten

Antonio in Lope de Vegas Romeo- und Juliastück „Los Castelvines y Monteses" veranlassen will, im hohen Alter noch eine neue Ehe einzugehen. Er sieht ein, *„que en esta edad ha sido exceso"*, wünscht sich aber doch zu vergewissern, daß er noch nicht zu alt ist, diesen Schritt zu tun. Er erkundigt sich:

Soy muy viejo, Thamar? Thamar: *No eres muy viejo!*
Nunca tus canas te mostró el espejo?

An diese Frage und Antwort erinnert sehr Ruggieros nächtlicher Gang zum Spiegel, wo er selbst sein Aussehen einer Prüfung unterzieht: „Pah, warum sollte ich an mir selbst verzweifeln? Mein Aussehen ist noch ganz jugendlich, die Haltung kräftig, das Auge frisch. Wie alt bin ich denn auch? Fünfundsechzig — vielleicht einige Monate darüber! Hat Gott nicht viel ältere Männer mit Kindersegen erfreut, warum sollte er ihn mir versagen?" Mit dem gramgebeugten Haupte der Castelvines, dessen Kunst, sich über die Schwäche seines Alters hinwegzutäuschen, er nachahmt, teilt nun Malgrati also auch das Motiv für die späte Ehe und den Wunsch nach einem Kinde. Antonio will diesen Schritt tun *„procurando de nostra sucesionel remedio"*; die Familie Castelvin soll nicht aussterben, und ein gleicher Grund ist es, den Malgrati zuerst zur Heirat bewegt und ihn ein Kind von seinem Fleisch und Blut dringend ersehnen läßt, damit nämlich: „das edle Geschlecht der Malgrati nicht erlösche und ihr Besitztum nicht an die verhaßte Seitenlinie der Diedi falle". — Aber der letzte männliche Erbe seiner Familie, sein Neffe Anselmo, dessen schwächliche Gesundheit zur Zeit der Eheschließung des Oheims das Schlimmste hat befürchten lassen, erholt sich und entfaltet bald eine nur allzu lebhafte Lebensfreude. — Hieraus entsteht das zweite, weitaus wichtigere und sehr sorgfältig entwickelte und gesteigerte Motiv für das rasende Verlangen des Alten nach einem Sohn. Anselmo ist ein zuchtloser, roher Bursche, der seinen hochangesehenen Namen überall in Mißkredit bringt, seinem greisen Verwandten ohne alle Ehrfurcht begegnet, ihm als sein gutes Recht beträchtliche Geldsummen abfordert und schließlich nach einer exemplarischen, aber wohlgemeinten Züchtigung, einer mehrmonatlichen Haft, die durch seinen Oheim veranlaßt wurde, dem alten Herrn unter den unflätigsten Beschimpfungen eine Tracht Prügel zumißt und sich dann mit dem höhnischen Rat aus dem Staube macht, Malgrati solle nur so bald als möglich sterben, damit er, Anselmo, zu seinem Erbe komme. Die Schläge, die der alte Kriegsheld wehrlos dulden mußte, sind ihm die fürchterlichste Beschimpfung, auf deren Vergeltung er sehr begreiflicherweise Tag und Nacht sinnt; noch mehrmals später empört Anselm seinen Oheim durch rohe Worte und niederträchtige Streiche, die dem ehemaligen Feldhauptmann Albas zu Ohren kommen und ihn mehr und mehr aufstacheln, dem Ruchlosen das ihm vermeintlich so sichere Erbe zu entreißen.

Dieses gewiß sehr starke Motiv, das so viel ich sehe Halms Eigentum ist, kann wohl zur Begründung der alle Schranken überschreitenden leidenschaftlichen Begierde Malgratis ausreichend genannt werden. Freilich kann ein solch wahnsinniger Rachedurst alles Gerechtigkeits- und Schamgefühl nur bei einem Menschen unterdrücken, der weder ein überzartes Gemüt, noch ein überbedenkliches Gewissen besitzt. Halm hat alles getan, um Malgratis Schritt nicht nur aus seiner momentanen Leidenschaftlichkeit, sondern aus seinem ganzen Wesen, seiner Veranlagung und seiner früheren Lebensweise zu erklären: Ruggiero ist ein im Waffenhandwerk ergrauter Kriegsmann, der in seinem Leben nie gewohnt war, eine Beleidigung ruhig einzustecken oder seiner Willkür irgendwie Grenzen gesetzt zu sehen. Was er für seine Gattin empfindet, ist wohl eine gewisse Anhänglichkeit und väterliche Zuneigung, aber nicht wirkliche Liebe, deren er bei seinem Egoismus gar nicht fähig wäre. Er hat keinen Sinn dafür, wie kostbar einem reinen Weibe eben ihre Reinheit ist. Auch die Treue seiner Frau ist ihm ein Besitztum, das er weggibt wie er jedes andere um den Preis eines kostbareren oder ihm wünschenswerter erscheinenden von sich werfen würde.

Auf die Frage, wie ein schwacher alter Mann zu Kindern kommt, wird in der Komödie wie in der Novelle die frivole Antwort gegeben: Indem er einen jungen Mann zuhilfe nimmt. Hier wie dort ergibt sich, nachdem der Ehegemahl dazu entschlossen ist, die weitere Frage: Wie kann er seine Gattin zur Verletzung der ehelichen Treue bewegen? Um die Umstimmung der an und für sich ehrbaren, aber etwas beschränkten Lucrezia vorzunehmen, hat Macchiavelli deren Beichtvater, den köstlichen Fra Timoteo, eingeführt, der versichert: *„che non ci sia carico di conscienza“* und meint, Lucrezia müsse um eines sicheren, guten Zweckes willen schon etwas Unangenehmes auf sich nehmen: *„Qui è un bene certo che voi ingraviderete, acquisterete un' anima a messer Domenedio“*. — Halm konnte natürlich nicht daran denken, seine ernste, wenig sinnliche und innerlich so gar nicht jugendliche Ambrosia in das Projekt des Gatten einweihen und dem ihre Ehre verletzenden Plane gutwillig beistimmen zu lassen. Für das Verfahren, das Malgrati einschlägt, für die Art und Weise, wie er den Liebhaber auf seine Frau hetzt und wie er seine Frau in ihn verliebt macht, ergab sich ein anderes Vorbild.

Wohlbewandert in der spanischen Novellenliteratur, hatte Halm schon in den Vierzigerjahren seine Aufmerksamkeit auf die psychologisch hochinteressante Erzählung des Cervantes *„El curioso impertinente“* gelenkt und damals einen Dramatisierungsversuch skizziert, über den ich anderwärts berichtet habe. Jetzt griff er auf diese Novelle zurück. Dort handelt es sich freilich nicht um einen leichtherzigen Ehemann, der sein kostbarstes Kleinod aus kühler Erwägung fortwirft, sondern im Gegenteil um einen höchst miß-

trauischen und besorgten, der ständig in Zweifelsqualen über die Treue seiner Frau lebt, die ihm zu solchem Argwohn auch nicht den leisesten Anlaß gegeben hat. Um sie zu prüfen, bittet er seinen Freund Lotario, ihr Liebe vorzuspiegeln und sie mit Schmeicheleien und Huldigungen zu bestürmen. Nach langem Weigern ist der Freund zu der unwürdigen Komödie bereit; er wird von Camila erst heftig zurückgewiesen, allmählich aber freundlicher und freundlicher angehört, und schließlich findet seine Liebe, die nicht mehr fingiert, sondern zur Tatsache geworden ist, vollste Erwiderung. Der Gatte erscheint also hier, wie im „Haus an der Veronabrücke" als Kuppler, freilich wider Willen. Gleich Ruggiero und doch diesem in der Absicht höchst ungleich, hetzt Anselmo — dessen Taufpate Malgratis' Neffe vielleicht ist — den Freund auf die Gattin; beide erzielen zu ihrem Schaden ganz was anderes, als sie beabsichtigt hatten. Das Spielen mit dem Feuer wird für Anselmo verhängnisvoll, Ruggiero aber glückt es nicht, den Brand, den er herbeisehnt, voll zu entfachen.

Drei Punkte sind es, in denen das Verfahren des krankhaft mißtrauischen Anselmo und das des krankhaft nachsichtigen Ruggiero derartige Ähnlichkeit aufweisen, daß man an Entlehnung kaum zweifeln kann. Anselmo gibt seinem Freunde, der sich nach langem Widerstreben ihm zu Willen erklärt hat, Ratschläge, was er zu tun habe, um Camila in Versuchung zu führen: „*Aconsejóle que le diese músicas, que escribiese versos en su alabanza, y que cuando él no quisiese tomar trabajo de hacerlos, él* **mismo los haría**" — eine weitgehende Bereitwilligkeit, hinter der Ruggiero nicht zurückbleibt. Er meint, der Liebhaber müsse bei Ambrosia sicher zum Ziele gelangen: „es müßte denn sein, daß kein Blumenstrauß in Venedig mehr zu beschaffen oder er selbst nicht imstande wäre, ein paar Sonette zusammenzuleimen oder einen Trupp Musiker zu einer anständigen Serenade zusammenzutreiben". Tatsächlich übernimmt er dann noch von dem jungen Deutschen die Bestellung der Blumensträuße, der Sonette und Serenaden. — Ein zweiter Schritt, durch den Anselmos verhängnisvoller Scharfsinn die Neigung von Freund und Frau trefflich zu fördern versteht, ist der, daß er, trotz der Bitten seiner Gattin, „*un negocio forzoso*" vorschützend, sie mit Lotario allein läßt; und schließlich, als er die Prüfung mit allen Mitteln fortgesetzt sehen will, reist er von Florenz für einige Zeit ab und läßt damit Lotarios Liebesbewerbungen demonstrativ freie Hand. Beides kombinierend, läßt Halm seinen Ruggiero Malgrati, um dem angehenden Liebespaar eine Annäherung zu ermöglichen, der Gattin vorspiegeln, „daß dringende Geschäfte ihn zwingen, sich auf längere Zeit nach Treviso zu begeben". Doch gleich Anselmo, der in einem Fall sich nur scheinbar wegbegibt und in Wahrheit sich in der Nähe verborgen hält, um das Verhalten seines Freundes zu prüfen, bleibt auch Ruggiero in Venedig und beobachtet Ilsungs und Am-

brosias' Treiben auf Schritt und Tritt. — Beide Gatten, Anselmo und Malgrati, haben nun, um sich in ihrer Methode treu zu bleiben, ihre Frauen, die sich natürlich gegen die dreiste Annäherung der Liebhaber zunächst wehren, von der Harmlosigkeit und Unanstößigkeit der Galanterien Lotarios und Heinrichs zu überzeugen. Beide werden, nachdem ihre Gemahlinnen einige Zeit lang von den Liebhabern bestürmt worden sind, auf das dringendste ersucht, dem unwürdigen Zustand ein Ende zu machen; beide überraschen ihre Gattinnen dadurch, daß sie, statt in Eifersucht aufzulodern, da ganz gleichgiltig bleiben, wo jeder andere Mann das Fundament seiner Ehe bedroht sähe, ja ihre Frauen anweisen, dem kecken Galan mit größter Freundlichkeit und Zuvorkommenheit zu begegnen.

Freilich, die Wirkung ist völlig verschieden: Camila, auf ihre eigene Standhaftigkeit vertrauend und sich der Gefahr immer mehr aussetzend, kommt schließlich zu Fall, während Ambrosia das Ansinnen ihres Gatten, der endlich reinen Wein einschenkt, mit größter Entschiedenheit abweist und nach wie vor über Malgratis Ehre besser wacht als dieser selbst. Aber auch die scharfe und entrüstete Zurückstoßung aller derartigen Zumutungen durch seine Gattin lassen ihn seinem Plane nicht untreu werden. Die Situation, in die er dadurch gerät, daß er sich in das Vertrauen des Liebhabers seiner Frau einschleicht, ähnelt einigermaßen der Fords in den „*Merry Wives of Windsor*“, mehr noch der Patricios in Lope de Vegas Komödie „*Las ferias de Madrid*“ [1]). Allerdings nützen dort beide Ehemänner das Zutrauen der Galans nur aus, um diesen eine Falle zu stellen, während Ruggiero Ilsungs nicht nur scheinbarer, sondern wirklicher Verbündeter ist. Was er anstrebt, ist aber nur das eine, daß seine Frau sich dem jungen Deutschen hingibt. Von einer wirklichen Begünstigung des Liebesverhältnisses im Sinne des ersten Ehemanns in der Pachlerschen Erzählung ist bei ihm keine Rede; und vortrefflich läßt der Dichter in seinem greisen Helden immerfort den Konflikt der Gefühle hervortreten: Er freut sich des nahen Erfolges seiner Pläne, fühlt sich aber gleichzeitig auch in seinem Stolz und seiner Eitelkeit verletzt dadurch, daß Ambrosias Liebe von ihm zu einem anderen Manne überzugehen droht. Ja er haßt Ilsung, den er selbst mit Gewalt zum Brecher des Malgratischen Ehebundes machen will, eben wegen dieses bevorstehenden Ehebruches tödlich. Er will nichts weiter, als Ilsungs animalische Kraft in Anspruch nehmen und sofort nach der Liebesvereinigung den Buhlen zur Sühne für das Vergehen durch den

---

[1]) Lope de Vega und Shakespeare fußen hiebei sicherlich auf italienischer Novellistik. Das Motiv findet sich bei Giovanni Fiorentini und im Anschluß an ihn bei Straparola. Wenn es sich darum handelte, für Halms Verwertung des Zugs eine Quelle zu finden, kämen trotz seiner Belesenheit in derartiger italienischer Literatur die beiden Lustspiele wohl eher in Betracht.

Briganten Beppo umbringen lassen. Aber auch hier scheitern seine Pläne an Ambrosias unnahbarer Reinheit und an Heinrich Ilsungs im Grunde unverdorbener Rechtschaffenheit, der es widerstrebt, einer edlen Frau Gewalt anzutun. Und als Malgrati sich am Ziele seiner Wünsche glaubt, muß er erfahren, daß er alle diese ungeheuerlichen Verschuldungen um nichts auf sich geladen hat, daß der, den er dadurch treffen wollte, schon auf andere Weise von dem wohlverdienten Geschick ereilt worden ist. Wie sein ebenso verblendeter Leidensgenosse Anselmo, der *curioso impertinente*, verfällt er in Wahnwitz, der ihn antreibt, gleich Shylock unter lauten Flüchen und Verwünschungen, zum Ergötzen der Straßenjugend, die Gassen von Venedig zu durchtoben. Der Anblick der ohnmächtigen, von ihm so schwer mißhandelten Gattin bringt ihm den plötzlichen Impuls zum grauenvollen Selbstmord. Man wird nicht fehlgehen, wenn man in dieser Wendung der Novelle den Einfluß Brevioscher, pessimistischer Weltanschauung sieht. Denn die „Erbärmlichkeit des menschlichen Lebens", wie sie dessen Skizzen darstellen wollen, besteht ja eben darin, daß ein höhnischer Zufall stets das denkbar unglücklichste Zusammentreffen der Umstände fügt, daß von einem armseligen Zu früh oder Zu spät das menschliche Lebensglück abhängt, und daß eine einzige allzu rasche Tat alles unaufhaltsam dem furchtbaren Verderben zuführt.

Aus diesen Elementen also und im Anschluß an diese Vorbilder hat Halm die Charakterzüge und Schicksale seines Ruggiero Malgrati gebildet, und es zeugt günstig für seine Schöpferkraft, daß er trotz der mannigfachen Muster keine Mosaikfigur, sondern eine massige, trotzige Gestalt aus einem Gusse geschaffen hat. — Aber mit den genannten Namen ist die Zahl der Vorlagen, denen der Dichter für diese Novelle verpflichtet ist, noch nicht erschöpft; nicht nur im Ausland, sondern auch in der heimischen Literatur hat sie ihre Wurzeln. Diese Quelle wurde bisher in der Betrachtung zurückgehalten, weil sie zur Ausbildung gerade der Hauptfigur, des Malgrati, sehr wenig beigetragen hat; auch sonst sind ihre Einflüsse mehr äußerlich, als daß sie die Tiefen der Charaktere berührten. Immerhin verdankt ihr namentlich Heinrich Ilsungs Figur eine Reihe von Zügen.

Vor allem gibt diese Quelle Antwort auf die naheliegende Frage: Warum hat Halm seine Novelle gerade in Venedig angesiedelt? In Pachlers Erzählung war von der Lagunenstadt, überhaupt von einem italienischen Schauplatz nirgends die Rede, und die beiden literarischen Vorbilder: „Mandragora" und „*El curioso impertinente*" spielen in Florenz. — Es gibt nun aber in der Geschichte und Literatur ein typisches ungleiches Paar, bei dem der Gatte gebrechlichstes Alter, die Gattin blühendste Jugend vertritt, für welches dies Mißverhältnis eine Quelle von Hohn und Spott gegen den Mann, von verliebten Anträgen an die Frau wird: Das sind der Doge von Venedig Marino Falieri und seine jugendliche

Gattin Annunziata, wie sie Hoffmann in seiner Novelle „Doge und Dogaresse" gezeichnet hat. Daß dem Dichter, der ein solches ungleiches Paar vorführen wollte, dieses Vorbild sofort einfiel, liegt nahe genug anzunehmen.

Was Hoffmann an seinen beiden Ehegatten und vor allem an dem im übrigen ziemlich farblosen alten Falieri besonders hervorhebt, ist das Lächerliche einer solchen Verbindung. Das Gefühl dafür bleibt auch dem greisen Dogen selbst nicht fremd, und er läßt sich, um der Welt kein komisches Schauspiel zu geben, heimlich und in Eile trauen. Ruggiero Malgrati schult sich an diesem Vorbilde und begibt sich nach der ebenfalls recht schnell erfolgten Eheschließung von Venedig fort, um dem Gespött zu entgehen. Falieris Ehe mit der jungen Annunziata wirkt nun aber nicht nur an und für sich wegen des Altersunterschiedes komisch, sondern der Doge tut auch noch das Seinige hiezu, um diesen Eindruck zu steigern. Hoffmann hat das Läppische, ja Ekelhafte des verliebten alten Mannes, der zum Gecken wird, stark unterstrichen: Ein widerliches Schmunzeln zeichnet den einst so energischen Heerführer aus, wenn er sich als glücklicher Gatte dem Volke zeigt, und das ständige Streicheln und Liebkosen, das Spielen mit Annunziatas Händen und andere thörichte Zärtlichkeiten vor den Augen der Gondolieri vollenden den unwürdigen Eindruck. — Nur einmal erscheint Ruggiero Malgrati in gleich widerwärtiger, jugendich sein sollender Geckenhaftigkeit: Als er sich in den Kopf gesetzt hat, es müsse ihm noch gelingen, Kinder zu zeugen, und als er seiner Frau den Hof zu machen beginnt. Doch bald reißt ihn die traurige Wirklichkeit aus dieser übertriebenen und affektierten Liebhaberrolle heraus. Halm hat im allgemeinen seinen greisen Kriegshelden zwar moralisch tief heruntergekommen, aber nie bis zu jener Läppischkeit sinken lassen; und das mit Recht, denn nur so konnte die tragische Würde gewahrt wurden, die dieser Stoff nötig hatte, um gleicherweise die Klippe des Abstoßenden wie des Frivolen zu vermeiden.

Die angeführten Punkte zeigen kein starkes Abhängigkeitsverhältnis von Hoffmann, sie würden noch nicht genügen, die Behauptung eines solchen zu stützen. Schlagend sind aber diese Beziehungen nachzuweisen, wenn man die gemeinsamen Züge ins Auge faßt, die die Liebhaber der jungen Frauen, Heinrich und Antonio, in beiden Novellen verbinden und die viel zu augenfällig sind, als daß man sie auf Zufall zurückführen könnte.

Bei Cervantes ist der Liebhaber Lotario Florentiner, wie sein Freund Anselmo, in „Mandragora" ist Calimaco freilich *„un giovane or venuto da Parigi"*, aber er trägt keineswegs den Stempel des schüchternen und unerfahrenen Fremden. Hoffmanns Antonio hingegen, der schon lange in Venedig weilt und aus geringem Stande durch glückliche Zufälle zu Wohlhabenheit gelangt ist, sich aber dort immer fremd und unbehaglich fühlt, ist ein Deutscher,

stammt aus einem vornehmen Patrizierhaus und ist geborener Augsburger. Nach diesem Muster wählte sich Halm keinen Italiener, sondern einen Deutschen, ebenfalls einen Patriziersohn und ebenfalls einen Augsburger zum Liebhaber Ambrosias aus. Im *fondaco dei Tedeschi* (oder *Fontego,* wie Hoffmann immer schreibt), den die alte Margarete beständig murrend im Munde führt und der in der Familiengeschichte Antonios eine so verhängnisvolle Rolle gespielt hat, erhält Heinrich Ilsung seine kaufmännische Ausbildung.

Die Charaktere der beiden ähneln sich in einer gewissen Unselbständigkeit, in dem Bedürfnis, bei ihren Liebesanschlägen angestachelt, gelenkt zu werden und sich fremder Vermittlung zu bedienen. Das plötzliche gespenstische Auftauchen der Alten — einer echt Hoffmannschen scurrilen Figur — die seine Seufzer Annunziaten überbringt, neben Antonio findet sich bei dem abendlichen Zusammentreffen des rätselhaften Dominos mit Ilsung wirksam nachgeahmt. — Halm hatte seine guten Gründe, keinen hitzigen, tollkühnen, frechen Südländer, sondern einen etwas bedächtigen und schwerfälligen Deutschen zu Ambrosias Liebschaft zu machen; er mußte einen jungen Mann zeichnen, der einerseits in seinem Liebeshandel mit der Venezianerin, da ortsunkundig, eines Mentors bedarf, dessen sinnliche Begierde anderseits nicht zu solcher Zügellosigkeit wächst, daß er Ambrosia gegenüber Gewalt anzuwenden imstande wäre. Heinrich Ilsung ist ein bis zur Tollheit leidenschaftlicher und zu vielem entschlossener Liebhaber, aber wahre weibliche Reinheit hört nie auf, ihm heilig zu sein. — Auch Macchiavelli hat bei aller Zügellosigkeit, die er in „Mandragora“ herrschen läßt, erkannt, daß ein einigermaßen zagender Liebhaber, der vor dem frechen Betrug mit seinem besseren Ich zu kämpfen hat, eine viel wirksamere dramatische Figur abgibt als ein skrupelloser Wüstling. Sicher hat sich also in dieser Hinsicht Halms Ilsung auch an Calimaco geschult, der seine widersprechenden und schwankenden Gefühle in dem von Grillparzer sehr gelobten Monolog IV 1 zum Ausdruck bringt. *„Jo sono una nave vessata da due diversi venti, che tanto più teme, quanto ella è più presso al porto“*, sagt er von sich. Auch er bedarf des Vermittlers, der seine Zweifel zum Schweigen zu bringen versteht: *„Pure, se io trovassi Ligurio, io arei con chi sfogarmi“*, wünscht er.

Weniger nah verwandt zeigt sich Ambrosia mit Annunziata einerseits, mit Lucrezia anderseits. Falieris neunzehnjährige Gattin ist nach der gelegentlich etwas süßlichen und faden Manier, die Hoffmann bei der Zeichnung gefühlvoller junger Mädchen anzuwenden pflegt, ohne viel individuelle Färbung dargestellt. Lucrezias Gestalt hat ihren Schöpfer offenbar nicht sehr interessiert, denn ihr Widerstand wird, wie wir sahen, durch Mutter und Beichtvater schnell überwunden, und als sich ihr Calimaco schließlich entdeckt, zürnt sie ihm nicht, sondern räumt ihm das Recht ein, Nicias Stelle wie diese Nacht so stets, wenn er wolle, einzunehmen, *„Avendo*

— — *gustato che differenzia — — è da baci d'uno amante giovane e quelli d'un marito vecchio*". Ihren frivolen Fatalismus, der alles als „*una celeste disposizione*" zu erklären geneigt ist, nimmt sich Halms Ambrosia ebensowenig zum Muster wie die wenig haltbare und rasch ins Gegenteil umschlagende züchtige Zurückhaltung Camilas bei Cervantes: Ruggieros Gemahlin ist nicht, wie diese beiden, „der Leichtverführbaren eine", ihre Tugend ist zu fest auf ihrer ganzen unsinnlichen und kühlen Naturanlage basiert, als daß sie den Versuchungen, die in gleicher Stärke herantraten, unterliegen könnte. — Auch bei ihr hat Halm ausgezeichnet verstanden, den Charakter als Resultat eines dem Leser teilweise noch vorgeführten Entwicklungsprozesses, als Produkt einer in klösterlicher Abgeschiedenheit verbrachten Jugendzeit, einer freudlosen Umgebung, einer rauhen Schulung durch das Leben darzustellen. — Zweifellos aus „Mandragora" entnommen ist die Art und Weise, wie sie sich mit ihrem Liebhaber zusammenfindet, um sich ihm, nach dem Willen ihres Gatten, hinzugeben; nur daß s i e hier diejenige ist, die ahnungslos und gewaltsam zu diesem Akt gezwungen werden soll. Der Liebhaber, der hier verständigt ist, und wartet, wie in Mandragora die Gattin, wird in beiden Fällen nur als Ding behandelt, das von dem Ehemann zu dem bewußten Zwecke benutzt und dann dem sichern Tode überliefert werden soll.

In der Pachlerschen Erzählung ist es dem liebenden Weibe nicht vergönnt, sich nach dem Tode des Gatten der Vereinigung mit dem so lange widerrechtlich geliebten Manne zu erfreuen. Man wird Halm nicht der Weichlichkeit zeihen, wenn er das Schicksal seines Paares freundlicher gestaltet und am Schlusse Ambrosia mit Heinrich vereinigt; die schlichte und jeder Empfindsamkeit bare Weise, in der von dieser glücklichen Verbindung berichtet wird, schwächt die Wirkung der im ganzen so tragischen Novelle nicht ab, sondern gibt nach den fast allzusehr gehäuften empörenden und erschütternden Eindrücken den erwünschten milden Schlußakkord. Hoffmann hat in dem richtigen Empfinden, daß der Stoff von „Doge und Dogaresse" an sich zu ernst sei, als daß der Dichter den Leser mit der Aussicht auf ein lange dauerndes, taubenzärtliches Eheglück entlassen könne, sein Liebespaar im Moment des höchsten Glückes und nach Erfüllung aller Wünsche mit schöner Symbolik durch die eifersüchtige Braut Falieris, die Meerflut, sein Ende finden lassen.

Der Kern der Halmschen Novelle liegt, wie sich aus den vorhergehenden Betrachtungen und namentlich aus dem Vergleich mit den unzweifelhaften Vorbildern ergibt, in ihrer zweiten Hälfte, eben in den Teilen, die Ruggieros Versuche schildern, sich mit Hilfe des jungen Mannes Nachkommenschaft zu sichern. In diesem Sinne ist also das Vorangehende nur Exposition, freilich als solche unentbehrlich. Denn um Malgratis verbohrtes Streben und die abscheulichen Mittel, zu denen er greift, wenn nicht entschuldbar, so

doch verständlich zu machen, mußte Halm in dem Leser durch häufige persönliche Vorführung des Neffen die Überzeugung wecken, daß ein altberühmtes Adelsgeschlecht nicht in einem solch zuchtlosen Burschen den letzten Vertreter finden dürfe. Vielleicht hat Hoffmanns frecher Steno Anselm einige Züge geliehen; wenigstens entspricht sein Verfahren gegen den greisen Dogen, den er, auf nächtlichen Schleichwegen ertappt, zu Boden schleudert und aushöhnt, genau der Roheit des aus dem Gefängnis zurückkehrenden Anselmo seinem Oheim gegenüber. Auch darin finden sich Ähnlichkeiten, daß die beiden Gezüchtigten von da an brennendsten Haß gegen ihre rohen und unehrerbietigen Feinde in sich tragen, aus Scham aber ihre Schmach streng geheim halten: Keiner schlägt während der Mißhandlung Lärm, um die Dienerschaft herbeizurufen. — Möglicherweise schwebte Halm bei der Zeichnung Anselmos noch eine Kleistsche Figur vor: Nicolo, der Held der Erzählung „Der Findling", der an Brutalität und Pietätlosigkeit mit jenem wetteifert. Auch hier haben wir den Gegensatz zwischen einem alten Mann und einem jüngeren, noch blühenden Weibe, auch hier einen frechen Erben, der nicht abwarten kann, bis er in den Besitz dessen, was einst sein werden soll, gelangt. Ein römischer Kardinal ist es hier wie dort, in dessen Vertrauen sich der Schurke einzuschleichen weiß und dessen Autorität alle Schandtaten sanktioniert. Schließlich sei daran erinnert, daß Nicolo Malgratis grauenvolle Todesart, die gewaltsame Zerschmetterung seiner Hirnschale an einer Wand, teilt.

Doch Halm holt in der Exposition noch weiter aus, als aus dem angegebenen Grunde nötig wäre: Er berichtet von der Geschichte der Familie Minelli, aber nicht allein um die Grundlage für Ambrosias Charakterentwicklung zu geben; er geht in dieser Novelle von dem Haus an der Veronabrücke aus, dem Ort, der später der Schauplatz der verbrecherischen Kuppelei Malgratis werden soll, und gibt von Anfang an dessen Geschichte, er läßt es zu einem *locus fatalis,* zur Stätte all der düsteren und unheilbringenden Ereignisse werden, die sich in Ambrosias schwer heimgesuchter Familie abspielen. Das Haus, in dem der ältliche Mann mit der jungen italienischen Gattin wohnte, muß dem Dichter bei Pachlers Schilderung doch weit lebendiger geworden sein als dies bei Kuhs Nacherzählung hervortritt. Denn zugestandenermaßen hat Halm von hier aus die Anregung zu der genauen Lokalschilderung erhalten. Der geheime Ausgang endlich, der, wie zu Anfang der Geschichte dem jungen Carlo Minelli, so gegen Ende Heinrich Ilsung zur Flucht verhilft und damit Freiheit und Leben rettet, erinnert an Halms Lektüre spanischer Lustspiele, in denen der Verschlag und die heimliche Tür häufig zu den verblüffendsten und den Zuschauer selbst überraschendsten Lösungen schwieriger Situationen dient und zur Rettung aus scheinbar verzweifelter Lage sehr beliebt ist.

Die Anknüpfung an eine bestimmte Gebäulichkeit, die jetzt nicht mehr besteht, sondern den Ereignissen der Zeit zum Opfer gefallen ist, gemahnt wiederum an das von dem Dichter selbst anerkannte Vorbild der Halmschen Novellen, an Kleist, und zwar speziell an den Eingang zum „Bettelweib von Locarno“. Auch sonst hat dieses Muster allenthalben wohltätig eingewirkt und macht sich namentlich in der streng sachlichen, objektiven und ruhigen Darstellung auch der stürmischsten Ereignisse geltend. Aber Halm betätigt sich hier nicht als Nachahmer im üblen Sinne, der manieriert und unoriginell noch die gelegentlichen Härten und Wunderlichkeiten Kleistschen Stils und Kleistscher Darstellungsweise übernommen hätte; er war auf diesem Gebiete kein schwacher Epigone, sondern ein kongenialer Nachschöpfer.

Berlin. Dr. Hermann Schneider.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

ΣΤΡΟΜΑΤΕΙΣ. Grazer Festgabe zur 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner. Graz 1900, Selbstverlag des Festausschusses (Leuschner und Lubenskys Universitäts-Buchhandlung, deutsche Vereins-Druckerei, Graz). 172 SS. Preis brosch. 3 K, geb. 3 K 60 h.

Unter den mannigfachen Arbeiten, denen sich der vorbereitende Lokalausschuß eines Philologentages zu unterziehen hat, ist eine, man möchte sagen, idealer Natur, nämlich die Herausgabe einer Begrüßungsschrift als Festgabe. Auch dieser Arbeit hat sich das Grazer Festkomitee in glänzender Weise gewachsen gezeigt. 15 Abhandlungen sind in dem für diesen Zweck bestimmten Sammelbande vereinigt, 1 Offizier, 10 Universitäts-Professoren und 4 Professoren an Mittelschulen haben ihren Beitrag geliefert zur Begrüßung der 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner. Die meisten der vorliegenden Abhandlungen sind dem engeren Gebiete der klassischen Altertumswissenschaft entnommen (1 gehört der Sprachforschung an, 1 der Etymologie, 2 befassen sich mit Interpretation, 4 beziehen sich auf Literaturgeschichte, 2 Metrik, 2 Rechtsgeschichte, 1 Kriegsgeschichte), 1 der Linguistik angehörende behandelt ein Werk aus dem Mittelalter (Murko), 1 könnte man eine sprachphilosophische Studie nennen (Schuchardt). Über den Inhalt im einzelnen mögen folgende kurze Bemerkungen orientieren.

Univ.-Prof. Dr. Rudolf Meringer, Zur Bildung des indogermanischen Komparativs. Das Formans *i̯es* im Griechischen erbringt den Nachweis, daß bei den Komparativformen von *παλύς* das indogermanische Formans *i̯es* vorhanden war. — Gymn.-Prof. Dr. Arthur Redl, Zum attischen Intestaterbgesetz, gibt Beiträge zum attischen Erbrecht unter Zugrundelegung des *νόμος* [Dem.] 43, 51. — Univ.-Prof. Dr. A. Goldbacher, Horaz Sat. I. 3. Beiträge zur Erklärung, behandelt die Vv. 6—8, 25—27, 30—32, 56—58 dieser Satire.

— Univ.-Prof. Dr. Leopold Wenger, Ein nachjustianisches Urteil auf Papyrus, beschäftigt sich mit Nr. 893 des VI. Bd. der Oxyrhynchus-Papyri. — Hauptmann G. Veith, Zur Topographie des karthagischen Söldnerkrieges (mit 2 Skizzen und 7 Abb.), gibt einen Lokalisierungsversuch der Schlacht am *Πρίων* (Pol. I 84, 85). — Univ.-Prof. Dr. Otto Cuntz, Q. Aelius Tubero, der Schüler des Panaetius, als Verfasser eines astronomisch-meteorologischen Werkes, beschäftigt sich mit der Identifizierung des bei Plin. Nat. hist. XVIII (235 Mayhoff) in einem Zitate aus des Diktators Cäsar Schrift *De astris* genannten Tubero. — Univ.-Prof. Dr. Adolf Bauer, Polybios und Livius über griechische Könige und Königtum, zeigt, daß die Abweichungen, die Livius gegen seine Vorlage aufweist, in der verschiedenen Auffassung, die diese beiden Schriftsteller von der Würde des Königtums hatten, ihren Grund habe. — Realschul-Prof. Dr. Karl Schriefl, Athene, versucht und stützt eine neue etymologische Deutung dieses Wortes (Ἀθήνη = ṇ + χϑημ + ιᾱ, d. h. die „Innerirdische"). — Gymn.-Prof. Dr. Rudolf Wimmerer, Zu Ovid Metamorph. II 138 ff., gibt die Interpretation dieser Verse nach Festlegung, was unter *tortus anguis* zu verstehen sei. — Gymn.-Prof. Dr. J. Stalzer, Zu den hrabanisch-keronischen Glossen, stellt die Herkunft dieser Glossen fest, soweit dies sicher bestimmt werden kann. — Univ.-Prof. Dr. R. C. Kukula, Aphorismen über metrisches Lesen, verwirft das übliche Skandieren der Verse und stellt für das metrische Lesen 6 Thesen auf, die in den Worten gipfeln: „Gesprochene Poesie gehorcht im wesentlichen den gleichen Vortragsregeln, besonders aber den gleichen Sprech- und Akzentgesetzen wie die prosaische Rede." — Univ.-Prof. Dr. Heinrich Schenkl, Eine Übersetzung der *carmina amatoria* Ovids, enthält nach einer knappen Einleitung über die im Codex Neapolitanus CII 32 enthaltenen Auszüge einer griechischen prosaischen Übersetzung der *Ars amatoria*, der *Amores* und der *Remedia amoris* als Probe dieses Textes die Übersetzung der *Rem. am.* (fol. 250 *b*—252 *b*) mit gegenübergestelltem Text des Ovid. — Univ.-Prof. Dr. Julius Cornu, Beiträge zur lateinischen Metrik. Der lateinische Hexameter mit der *incisio post quartum trochaeum,* untersucht eingehend die in rund 500 lateinischen Hexametern vorkommende (bei den Griechen überhaupt nicht nachweisbare) Zäsur nach dem vierten Trochäus. — Univ.-Prof. Dr. Mathias Murko, Johannes Hus als Reformator der lateinischen Schrift, würdigt eingehend den lateinischen Traktat des Johannes Hus *De orthographia Bohemica.* — Univ.-Prof. Dr. Hugo Schuchardt, Sprachgeschichtliche Werte, faßt „gewisse allgemeine Betrachtungen" zusammen über den Wert des Individuellen im allgemeinen und in der Wissenschaft, die um ihrer selbst gepflegt werde, da sie nicht ausgehe

„auf den Besitz gemeinnütziger Kenntnisse, sondern auf den Erwerb von Erkenntnissen, die keiner Bedingung und keiner Einschränkung unterliegen"; über den Wert der Sprachgeschichte und ihre drei Ziele: die Ableitung der Vielheit aus der Einheit (so Lautwandel durch Lautnachahmung), die Zurückführung der Vielheit auf die Einheit (Sprachverwandtschaft) und die Beziehung auf die Kulturgeschichte (Zusammengehörigkeit von Dingen und Wörtern).

Es ginge über die Aufgabe des Ref. hinaus, über die einzelnen Abhandlungen, die ja, wie schon bemerkt wurde, verschiedenen Spezialgebieten angehören, ein den Inhalt würdigendes Urteil zu versuchen. Doch sei die Bemerkung gestattet, daß sie alle eine willkommene Bereicherung der sprachlichen Studien bieten, mag auch vielleicht gegen die eine oder andere der vorgebrachten Ansichten eine widersprechende Meinung auftauchen. — Auch die Redaktion hat ihre Aufgabe voll und ganz erfüllt[1]). Ebenso ist über die äußere Ausstattung und den Druck des Buches nur Rühmenswertes zu sagen. Nicht unerwähnt soll noch bleiben, daß „der Umschlag des Buches nach einem byzantinischen Gewebemuster aus Dr. H. Forrers 'Römischen und byzantinischen Seidentextilien' in der Kunstanstalt von Oskar Rohr, Graz-Wetzelsdorf, hergestellt" ist, was dem Buche gewiß einen ganz eigenen Reiz verleiht. — So kann man denn abschließend sagen: Die Grazer Festgabe ist ihrer Bestimmung vollständig gerecht geworden: sie wird auch gewiß die verdiente Beachtung und Würdigung finden.

Wien. V. Lekusch.

Die jüdische Sibylle. Griechisch und Deutsch mit erklärenden Anmerkungen von Dr. Paulus Lieger. Separat-Abzug aus dem Progr. des k. k. Obergymnasiums zu den Schotten in Wien 1908. 66 SS. 8°.

In den letzten Jahrzehnten ist das Interesse an der Sibyllenpoesie mächtig gewachsen, eine Reihe von Forschern beschäftigt sich mit der Lösung der verschiedenen darauf bezüglichen Probleme. Auch der Verf. der genannten Arbeit hat sich mit Eifer und Erfolg in den Dienst dieser Bestrebungen gestellt: wir verdanken ihm bereits zwei frühere Abhandlungen, in deren erster '*De collectionibus oraculorum Sibyllinorum*' (Progr. des Schottengymnasiums zu Wien 1904) er den Bestand der beiden Corpora der apokryphen Sibyllinen, wie sie in den Rezensionen Ω und $\Phi\Psi$ vorliegen, eingehend untersucht, während die andere ebenda 1906 erschienene der Zergliederung der im III. Buche vorliegenden Dichtung gewidmet ist.

[1]) Druckversehen sind nur höchst spärlich und die nicht von Belang, wie S. 31, Z. 2 v. u. *οξιόπιστοι* statt *ἀξιόπιστοι*; S. 137 fehlt im Text der Hinweis auf die 8. Anm.; S. 139, Z. 20 v. o. sum statt cum.

In seiner neuesten Publikation zieht der Verf. die Summe der auf die '*Sibylla Hebraea*' Bezug nehmenden Beobachtungen. Seine zum Teil im Anschlusse an ältere Observationen gewonnene Ansicht geht, um dies gleich hier zu erwähnen, dahin, daß im III. Buche unserer 'Sibyllinischen Orakel', dessen Eingangspartie V. 1—96 abzusondern ist, der älteste Teil der jüdischen Sibyllenpoesie vorliege; indes bilde das Buch nicht etwa ein fortlaufend zusammenhängendes Ganze, sondern es lasse sich ein ursprünglicher Kern erkennen, mit dem eine weitere Schicht vereinigt wurde. Tatsächlich wird sich der Gedanke, daß es sich hier um Elemente verschiedenen Ursprungs handle, dem Leser bald aufdrängen. Man bemerkt, daß einzelne Abschnitte sich an einen anscheinend älteren Bestand anlehnen oder eine Paralleldichtung darstellen. So rührt die Partie V. 199 sqq. *πρῶτον Τιτήνεσσι θεὸς κακὸν ἐγγυαλίξει κτλ.* gewiß nicht von demselben Verfasser her, wie V. 159 sqq., die ähnlich mit den Worten *καὶ τότε Τιτήνεσσι θεὸς κακὸν ἐγγυάλιξεν* beginnt. Offenbar ist ferner von den zwei gegen den Schluß des Buches begegnenden Hymnen, die beide mit '*δεῦτε*' anheben, V. 716 sqq. und 725 sqq., der eine das Widerspiel des anderen, so daß man füglich nur einen von ihnen zum ursprünglichen Bestand rechnen kann. Auch an Doppelrezensionen einzelner Verse fehlt es nicht, wie V. 154 *αὕτη δ' ἐστ' ἀρχὴ πολέμου πάντεσσι βροτοῖσιν* und 155 *πρώτη γάρ τε βροτοῖς αὕτη πολέμοιο καταρχή*. Somit konnte der Verf. mit gutem Gewissen von einem Urgedicht sprechen, das nachmals eine Umgestaltung erfuhr.

Diesem will nun Lieger, wenn man von einzelnen auszuscheidenden Versen absieht, im allgemeinen die Abschnitte 97—165, 213—294, 573—615, 652—656, 667—724, 741—808 und 819—829 zuweisen. Die letzterwähnte Partie (819—829) habe die Einleitung gebildet. Ihr sowie dem ersten Teil (97—165) fehlen die Anfangsverse. Wenn man diese Stücke aneinander reiht, kommt im allgemeinen ein leidlicher Zusammenhang in dem vom Verf. angedeuteten Sinne zustande.

Diesem älteren Gedichte, das von einem alexandrinischen, mit ägyptischen Verhältnissen gut vertrauten Juden nach dem J. 165 v. Chr. verfaßt sei, liegt nach des Verf.s Anschauung als leitender Gedanke der endliche Sieg des jüdischen Monotheismus über die heidnische Religion zugrunde: nach einer Läuterung des Volkes Israel und der Bekehrung der Heiden wird das Gottesreich auf Erden aufgerichtet und die ihm noch entgegenstehenden feindlichen Mächte niedergeworfen (V. 689 sqq.). Die Persönlichkeit des Messias freilich tritt nicht deutlich hervor. Der Zustand der Seligkeit auf Erden gilt für das ganze Volk, nicht für den einzelnen, daher auch von einem Gerichte oder Jenseits nicht die Rede ist. Als eine Art Epilog folgt die Schilderung der Vorzeichen vor 'dem Ende der Dinge' (V. 796 sqq.).

In erster Linie lag es in der Absicht des Verfassers, dem poetische Gestaltungskraft nicht abzusprechen ist, wie Lieger ausführt, den Glaubensgenossen namentlich in der Diaspora ein Trostgedicht mit dem Ausblicke auf eine glückliche Zukunft zu bieten, doch verfolgte er auch propagandistische Zwecke. Um bei den Hellenen Interesse zu erwecken, wurden in das Gedicht griechische mythologische Vorstellungen einbezogen, wie die stofflich auf Euhemeros zurückgehende 'theogonische' Partie zu Anfang der Erzählung. Hiebei kam dem Verfasser, der naturgemäß mit den Geschicken seines Volkes wohl vertraut ist, die Kenntnis der griechischen Literatur zustatten, die sich wie auf Homer und Hesiod, so auch auf die alexandrinischen Dichter erstreckt; ebenso benützte er Prosaiker, wie die chaldäische Geschichte des Berosos (s. Moses von Khoren I 6). Desgleichen sollte die Wahl der epischen Form, zumal sie durch altes Herkommen bei der Orakelpoesie von selbst gegeben war, auf die Griechen wirken. In der Anlage des Gedichtes erkennt Lieger, wie im Buche Daniel, einen erzählenden und einen prophetischen Teil. Es gilt ihm als das 'erste wirklich literarische Sibyllenbuch', insoferne es trotz unterschiedlicher Mängel in der Darstellung eine einheitliche Idee künstlerisch gestaltet zeige, während die heidnischen Sibyllenorakel bloß eine ohne bestimmten Plan angelegte Sammlung von Einzelprophetien darstellten.

Zu dem ursprünglichen Bestande seien die übrigen Stücke später hinzugetreten. Als die messianischen Weissagungen zunächst nicht eingetroffen waren, habe ein anderer alexandrinischer Jude um 140 v. Chr. das ältere Gedicht unter Benützung heidnischer Orakel und Hinzufügung neuer Abschnitte erweitert. Unter diese zählt Lieger die gegen das mittlerweile mächtig emporgekommene Römertum gerichteten Drohungen. Durch neue *vaticinationes ex eventu* sollte zugleich das Ansehen der Sibylle erhöht und gefestigt werden. Außerdem aber wollte, wie Lieger meint, dieser Bearbeiter durch Einführung des Namens der hochberühmten Erythraea, worauf V. 814 ἐξ Ἐρυθρῆς γεγαυῖαν weise, das Gedicht den Hellenen besonders empfehlen. Gegenüber der von Mras vertretenen Ansicht über die Bedeutung dieser Stelle verhält sich Lieger ablehnend.

Zu diesen jüngeren Abschnitten des III. Buches rechnet der Verf. die Verse 166—212, 295—572, 809—818, 616—651, 725—740, 760—766; ein spätes Einschiebsel sieht er in den V. 657—662, die nicht vor dem Ende des ersten nachchristlichen Jahrhunderts eingefügt seien.

Mit Sicherheit wird sich die Frage, ob die im großen und ganzen nicht abzuleugnenden Spuren nachträglicher Erweiterungen einem oder verschiedenen Urhebern zuzusprechen seien, nicht entscheiden lassen. Immerhin werden gewisse Stilunterschiede einen Fingerzeig geben können, so z. B. wenn man die paränetischen

Partien und die mit Benützung älterer Orakel gearbeiteten Abschnitte gegeneinander hält.

Daß übrigens bei der Beurteilung solcher Dinge gar manches von der subjektiven Auffassung abhängt, ist natürlich. So will es mir nicht eingehen, daß auf V. 165 in dem alten Gedichte unmittelbar V. 213 sqq. gefolgt sei *ἀνδράσιν εὐσεβέσιν ἥξει κακόν, οἳ περὶ ναὸν | οἰκείουσι μέγαν Σολομώνιον κτλ.* Soll nicht schon im vorausgehenden der Glanzzeit des jüdischen Königtums und besonders eben des salomonischen Tempels gedacht gewesen sein? Wenigstens mutet V. 167 als ein Rest einer solchen Partie an (*οἶκος μὲν γὰρ πρώτιστος Σολομώνιος ἄρξει*), wenngleich dieser Abschnitt von Lieger unter die jüngeren gereiht wird.

Um die Ergebnisse der Untersuchung dem Leser möglichst deutlich zu machen, hat der Verf. die von ihm als ursprünglich angesehenen Abschnitte in normaler, das Übrige in kleinerer Schrift drucken lassen. Eine kurze *adnotatio critica* gibt Auskunft über die Textgestaltung; hieran schließt sich eine gute deutsche Übersetzung des Urgedichts nebst kritischem Anhang.

Bei der Konstitution des Textes verfuhr Lieger mit wohltuender Umsicht; angesichts der argen Verderbnisse der Überlieferung war er bemüht, selbst auch mehrere kritische Beiträge und Emendationen beizusteuern. Ich möchte hier besonders auf die fruchtbare Behandlung einer Stelle aus der Schlußpartie hinweisen. Richtig erkannte der Verf., daß in den vom Vorausgehenden abzutrennenden Worten V. 803 sq., die in der Fassung vorliegen

καὶ ἄψ ἐπὶ γαῖαν ἵκονται
αἵματι καὶ σταγόνες (so *Ψ*, *σταγόνεσσι Φ*), *πετρῶν δ' ἀπὸ σῆμα γένηται*

von zwei verschiedenen Vorzeichen die Rede ist, was früher nicht beachtet wurde: zunächst von einem Blutregen. Hier stellt Lieger (unter Verwendung von Alexandres notwendiger Korrektur *ἵκωνται*) für *ἄψ* der Handschriften *αἶψ'* her und will weiter *αἷμά τε καὶ σταγόνες* (als *ἓν διὰ δυοῖν*) gelesen wissen, obzwar die beiden Ausdrücke verschiedenen Numerus zeigen; besser empfiehlt es sich, das überlieferte *αἵματι καὶ* ohne jede Änderung als *αἱματικαὶ* aufzufassen — wie ja auch Alexandre nach *Φ αἱματικαῖς σταγόνεσσι* vermutete —. Haben wir doch an zwei Stellen ein analoges Epitheton: XII 56 *ἀπ' οὐρανοῦ αἱματόεσσαι | ῥεύσουσιν ψεκάδες* und XIV 89 *ψεκάδες ἥξουσ' ἐπὶ γαῖαν | πυκναὶ καὶ θαμέαι ἐξ οὐρανοῦ αἱματόεσσαι.*

Von einem anderen Vorzeichen meldet, wie Lieger scharfsinnig erkannte, der zweite Halbvers *πετρῶν δ' ἄπο σῆμα γένηται.* Unter Bezugnahme auf Esdr. IV 5, 4, wo vom 'Schreien der Steine' die Rede ist, weiters auf Habakuk 2, 11 *διότι λίθος ἐκ τοίχου βοήσεται* und Lukas Ev. 19, 40 *οἱ λίθοι κεκράξονται*, sieht er auch hier ein ähnliches Prodigium, indem er zugleich *ῥῆμα* schreiben will für *σῆμα.* Kann man aber nicht mit *σῆμα* aus-

kommen? Die Verbindung *ῥῆμα γένηται* ist hart. Es ließe sich auch an einen Bergbruch denken. Mein Freund Klouček, mit dem ich die Stelle besprach, schlug beiläufig *ἀπόρρηγμα* vor. Indes, wie dem auch sei, des Verf.s Verdienst, den richtigen Zusammenhang der bisher verkannten Stelle aufgedeckt zu haben, bleibt ungeschmälert.

Hingegen ist zu bezweifeln, ob in dem vorausgehenden Verse 801 nach *πρὸς γαῖαν πᾶσαν*, wie schon Alexandre aus handschr. *ἅπασαν* herstellte, *καὶ ἅπαν σέλας ἠελίοιο | ἐκλείψει κατὰ μέσσον ἀπ' οὐρανοῦ* zu schreiben sei. Vielleicht steckt in der Korruptel *οἱ* der Handschriften, für die Lieger *ἅπαν* setzte, ein durch Mißverständnis eines Kompendiums entstandenes *ὁμοῦ*.

Einen weiteren neuen Vorschlag, und zwar für die Stelle V. 373 sq., wo 377 und 378 mit Geffcken umzustellen sind, bietet der Verf. in V. 378, indem bei ihm 376 und 378 nun folgendermaßen lauten:

καὶ στοργὴ πίστις φιλίη ξείνων· ἀπὸ δ' αὐτῶν
φεύξεται (für *φεύξετ' ἀπ'*) *ἀνθρώπων πενίη καὶ φεύξετ' ἀνάγκη.*

Doch wie ist *αὐτῶν* neben *ἀνθρώπων* zu erklären? Es steht hier ganz müßig; aber wir wissen, wie oft gerade dieses Pronomen in unserer Sibyllinenüberlieferung an die Stelle eines anderen Wortes trat. Deshalb dachte ich (Mélanges Nicole p. 494) an *ἀπάνευθεν* (für *ἀπὸ δ' αὐτῶν*), während Gomperz (Sitzungsber. d. Wiener Akad., B. 154, Abh. IV 8) *φιλίη ξείνων ἀπολίστων* ('Mitleid gegenüber heimatlosen Fremdlingen') vermutete.

Bei der Texteskonstitution scheint übrigens dem Verf. die kritische Behandlung etlicher Stellen entgangen zu sein. So wären einige scharfsinnige Emendationen Gutschmids, die ich in den Mélanges Nicole p. 489 sqq. bekannt gemacht habe, mit Vorteil zu benützen gewesen.

Dahin gehört z. B. V. 475

Καμπανοῖς ἄραβος πέλεται διὰ τὸν πολύπικρον | λιμόν.

Das bezeichnende *πολύπικρον* liegt auch diplomatisch dem verderbten *πολύκαρπον* der Handschriften näher als Geffckens *πολύδακρυν*.

V. 706 muß zweifellos mit Gutschmid geschrieben werden *κύκλοθεν ὡσεὶ τεῖχος ἐών* (statt handschr. *ἔχων*) *πυρὸς αἰθομένοιο.* Denn hier ist, wie ich nachgewiesen habe, die Urstelle bei Zacharias 2, 5 maßgebend: *καὶ ἐγὼ ἔσομαι αὐτῇ* (der Stadt Jerusalem), *λέγει κύριος, τεῖχος πυρὸς κύκλοθεν.*

Die unmittelbar folgende Stelle bedarf ebenfalls einer Besserung (V. 707 sqq.):

ἀπτόλεμοι δ' ἔσσονται ἐν ἄστεσιν ἠδ' ἐνὶ χώραις.
οὐ χεὶρ γὰρ πολέμοιο κακοῦ, μάλα δ' ἔσσεται αὐτοῖς
αὐτὸς ὑπέρμαχος ἀθάνατος καὶ χεὶρ ἁγίοιο.

Die Wendung *οὐ χεὶρ γὰρ πολέμοιο κακοῦ* ist durch das folgende *χεὶρ ἁγίοιο* beeinflußt worden; Gutschmid dachte an *χρή*,

was ich, da dies die Konstruktion nicht zuläßt, durch χρεώ (mit Synizese) ersetzte.

V. 316 dürfte, wie ich Mél. Nicole p. 493 auseinandersetzte, unter genauerem Anschlusse an den überlieferten verderbten Wortlaut *ῥομφαία γὰρ διελεύσεται διὰ μέσον σεῖο* zu lesen sein: *ῥομφαία γὰρ σεῖο διέλθῃσιν διὰ μέσσον.*

In den V. 477 sqq.

Κύρνος καὶ Σαρδὼ μεγάλαις χειμῶνος ἀέλλαις
καὶ πληγαῖς ἁγίοιο θεοῦ κατὰ βένθεα πόντου
δύσονται κατὰ κῦμα θαλασσείοις τεκέεσσιν

folgte Lieger dem Vorschlage Meinekes *μέγα θαῦμα*, den auch ich seinerzeit in den Text aufnahm. Indes liegt vielleicht *κατάβρωμα* (zum Fraß für die Brut des Meeres, d. h. Menschen und Getier und alles Genießbare auf diesen Inseln werden eine Beute der Seetiere) diplomatisch und auch dem Sinne nach näher, vgl. Gött. Gel. Anz. 1904, p. 227; oder *κατάκλῖμα*, 'eine Lagerstatt'?

Prag. Alois Rzach.

Demosthenes' Ausgewählte Reden. Für den Schulgebrauch erklärt von C. Rehdantz und F. Blass. Erster Teil: Die neun Philippischen Reden. 1. Heft. 9., verbesserte Auflage, besorgt von K. Fuhr, Leipzig, Teubner 1909. VIII und 176 SS. 8°. Preis Mk. 1·40.

Seit dem Jahre 1893 ist keine neue Auflage des 1. Bändchens der Rehdantzschen Demosthenes-Ausgabe erschienen. Inzwischen ist der Bearbeiter der 6.—8. Auflage, Friedrich Blass, mit Tod abgegangen und so hat nun der auf dem Gebiete der attischen Beredsamkeit bestbewährte Fuhr die Herausgabe übernommen.

Vom Wechsel der Bearbeiter sind Einleitung und Kommentar am wenigsten berührt worden — zur Freude der zahlreichen Anhänger des alten Rehdantz. Mustergiltig ist auch heute noch an der Einleitung die glückliche Gruppierung und die mit warmem Tone vorgetragene Darstellung des Stoffes, am Kommentar die Fülle feiner Beobachtungen auf allen Gebieten und das liebevolle Versenken in die Absichten des Redners, die uns in unübertrefflicher Weise klargelegt werden.

In der Einleitung hat Fuhr, abgesehen von stilistischen Kleinigkeiten, einiges in der Chronologie geändert. Die Rede über die Freiheit der Rhodier ist nach Judeich früher, etwa 353 angesetzt, weshalb eine größere Umstellung im Kap. IX notwendig wurde; ferner wird jetzt der Brief Philipps (Nr. 12 unter den Werken des Demosthenes) vor die Belagerung von Perinth und Byzanz verlegt. — Gegen die haltlose Vermutung Blass', daß die I. Philippika im Jahre 347 vom Redner neu herausgegeben worden sei, war schon Thalheim und nach ihm Sandys (vgl. Jahrg. 1898

dieser Ztschr., S. 707) aufgetreten; sie wird nun gänzlich fallen gelassen. — Kleine Zusätze betreffen die neuen Funde von Nachbildungen der Statue des Demosthenes von Polyeuktos, den Kommentar des Didymos und die Entdeckung von Bruchstücken einzelner Reden.

Der Text der Rehdantzschen Ausgabe hat bekanntlich in der 7. Auflage einschneidende Änderungen erfahren, indem Blass nach den Grundsätzen, die er in seiner Textausgabe zur Geltung brachte, auch hier in skrupelloser Weise Hiatusgesetz und rhythmische Entsprechung zum Anlasse zahlloser Auslassungen und Änderungen nahm, desgleichen Zitate oder Nachahmungen bei anderen Autoren. Die 8. Auflage zeigte bereits einigermaßen ein Einlenken von diesem Wege [1]). Der neue Herausgeber ist nun fast an allen Stellen wieder zur handschriftlichen Überlieferung, vor allem zu der des Kodex Σ zurückgekehrt, und so hat der Text das ihm von Blass aufgedrückte Gepräge beinahe vollständig abgestreift und sich wieder der alten Bearbeitung von Rehdantz genähert.

In den meisten Fällen wird man der konservativen Methode Fuhrs beipflichten. Ohne weiter auf sie einzugehen, erwähne ich nur die Wiederherstellung der alten Satzfolge in IV. 43, für die ich seinerzeit eingetreten bin. An manchen Stellen scheint es mir aber, als wäre auch einzelnes Gute, das wir Blass verdanken, allzu unerbittlich geopfert worden. So dürfte II. 4 *τούτων*, das alle Handschriften bieten und in Σ von jüngerer Hand hinzugefügt ist, beizubehalten sein, da es der vorhergehende längere Relativsatz verlangt; unmittelbar folgt denn auch entsprechend: *ἃ δὲ .....,* *ταῦτ' εἰπεῖν πειράσομαι.* — Ibid. 7 halte ich mit Bl. *ὑμᾶς* aus dem von ihm angeführten sachlichen Grunde für unrichtig. — Ibid. 12 hat Bl. aus zwei Handschriften mit Recht *ἔργα* statt *πράγματα* als passenderen Gegensatz zu *λόγος* aufgenommen. — Ibid. 23 *μήτε καιρὸν μήτε*, wie Bl. schrieb, empfiehlt sich, weil es durch die allerdings verderbte Überlieferung in Σ *μηδὲ κ. μεδ'* gestützt wird. — III. 17 *εἰσι* nach *οἵτινες* mit Σ wegzulassen, erscheint hart. — ibid. 22. Wenn Fuhr mit Σ *ἡδονῆς καί* beseitigt, entsteht Häufung von Kürzen. — IV. 18 die ansprechende Konjektur *ἤδη* statt des sinnwidrigen *τοῦτο* hätte nicht preisgegeben werden sollen. — ibid. 35 wurde wieder *οἱ ... ἐπιμελούμενοι* hergestellt. Aber das Partizip als Subjekt zu fassen, wie die Anmerkung verlangt, entspricht durchaus nicht dem Zusammenhange, der vielmehr *δεινοί* und *ἰδιῶται* als Subjekt zu *λάχωσιν* fordert. Ich bleibe daher bei meinem alten Vorschlage (Jahrg. 1886, S. 116), dem Bl. gefolgt war, *οἱ* zu streichen, wodurch *ἐπιμελούμενοι* die richtige Rolle als Prädikat zugewiesen erhält.

---

[1]) Vgl. meine Anzeigen der 7. Auflage in dieser Zeitschrift, Jahrg. 1886, S. 112 ff. und der 8. im Jahrg. 1894, S. 302 ff.

Ich komme noch auf zwei Stellen der I. Olynthiaka zu sprechen. Schon in der Anzeige der 7. Auflage habe ich mich gegen die Streichung des im § 15 von allen Handschriften gebotenen *τόκοις* ausgesprochen. Denn wenn, wie mit Blass und Rosenberg zugegeben wird, in *ἐπὶ τοῖς μεγάλοις* der Artikel richtig ist, dann hindert er auch nicht die Beibehaltung von *τόκοις* hinter dem Adjektiv. — ibid. 18 hatte Bl. in der 8. Auflage *τοῖς πράγμασι* eingeklammert, ohne im kritischen Anhang seine Gründe hiefür anzugeben; er hat die Worte aber, wie ich glaube, mit Recht beanstandet. Es handelt sich an dieser Stelle um den Antrag des Redners, die Athener sollten sowohl Philipp in Makedonien bekämpfen, als auch nach der Chalkidike Truppen senden zum Entsatze der von Philipp belagerten Städte des olynthischen Bundes. Dem. beweist dann, daß beides zugleich nötig und mit einer einseitigen Maßregel nicht geholfen sei. Denn wenn die Athener bloß Truppen nach Olynth schicken, was wird dann Philipp tun? — Nach der bisherigen Fassung und Erklärung der Stelle: „er wird die Verhältnisse fortwährend beobachten" (Rehdantz) und schließlich über die Belagerten Herr werden. Das gibt in der Tat eine sehr unklare Vorstellung von Ph.s Absichten im gegebenen Falle. Ganz anders aber, wenn man die Verba *προσκαθεδεῖται καὶ προσεδρεύσει* im wörtlichen Sinne faßt: Ph. wird sehen, daß er im Rücken in seinem Stammlande nicht bedroht ist und wird daher fortfahren, die chalkidischen Städte b e h a r r l i c h z u b e l a g e r n und wird so mit der Zeit eine nach der andern einnehmen. — Mit dieser Auffassung der genannten Verba in ihrem eigentlichen Sinne, der der vorgestellten Situation völlig angemessen ist, verträgt sich nun freilich das darauffolgende *τοῖς πράγμασι* nicht. Es ist aber, wie ich meine, nicht einfach, wie Blass wollte, zu streichen, sondern in *τ α ῖ ς π ό λ ε σ ι ν* zu ändern, womit die natürlichste Ergänzung zu jenen Zeitwörtern gegeben ist. Die Korruptel aber erkläre ich mir so, daß zunächst unter dem Einfluß des *βοηθητέον εἶναι τοῖς πράγμασι* im Vorhergehenden (§ 17) *πόλεσιν* in *πράγμασιν* verschrieben und darnach dann *ταῖς* in *τοῖς* geändert worden ist. Daß hier von Philipp als Belagerer gesprochen wird, zeigt das folgende *περιέσται . . τ ῶ ν π ο λ ι ο ρ κ ο υ μ έ ν ω ν*, das jetzt seine deutliche Beziehung erhält.

In II. 28 lesen wir jetzt *Ἀμφίπολίς γ' ἂν ληφθῇ* statt des überlieferten *Ἀμφίπολις κἂν λ.*, dessen Heilung in mehrfacher Weise versucht worden ist. Jene Änderung ist ebenso leicht und angemessen, wenn man von den Bedenken absieht, die Madvig gegen die Nennung von Amphipolis in diesem Zusammenhange vorgebracht hat. Da ich für den neuen Besserungsvorschlag eine ältere Quelle nicht kenne, dürfte er von Fuhr selbst herrühren; er ist der einzige, den die neue Ausgabe bietet.

Den kritischen Anhang, den die 7. und 8. Auflage enthielt, hat F. als nunmehr gegenstandslos weggelassen.

An Druckfehlern habe ich nur weniges wahrgenommen: S. 29 im Titel 340 statt 350 (stammt schon aus früheren Auflagen!), III 35 ὅτι statt ὅ τι, IV 39 ἂν ἐκείνους statt ἂν ἐκ.

Troppau. Franz Slameczka.

P. Papini Stati Silvae. Varietatem lectionis selectam exhibuit Gregorius Saenger. Petropoli. Ex officina senatus. MCMIX. VIII und 232 SS.

Der Herausgeber bemerkt in der Vorrede, daß er die Absicht habe, all seine kritischen und exegetischen Aufsätze über strittige Stellen in Statius *Silvae*, die er im Laufe von dreißig Jahren veröffentlicht, auszuziehen und, in einem Bande vereinigt, neu herauszugeben. In diesem Bande werde sich die Einleitung auch speziell mit der Textkritik jener Gedichte im allgemeinen befassen. Zunächst aber lege er den Text vor. Dieser ist, wie sich von selbst versteht, von dem Herausgeber auf Grund seiner Beschäftigung mit den Gedichten, ihrer Überlieferung und Erklärung so gestaltet worden, wie nach seiner Überzeugung die Worte des Dichters am wahrscheinlichsten wiederhergestellt werden können. Ehe man also über sein textkritisches Verfahren ein Urteil ausspricht, müßte man, streng genommen, die Veröffentlichung jenes Erklärungsbandes, die ja nach einer Bemerkung im Vorworte (S. VII) für die nächste Zeit zu gewärtigen ist, abwarten. Wenn dies aber trotzdem schon heute geschieht, so erklärt es sich daraus, daß man sich auch heute schon ein völlig klares Bild von den Grundsätzen seiner Kritik zu bilden in der Lage ist und mit seinem Urteil nicht länger hinter dem Berge zu halten braucht. Sollte wider Erwarten der angekündigte Band eine Änderung desselben erzwingen, so werden wir gerne bereit sein, dies an dieser Stelle auszusprechen.

Während Vollmer die handschriftliche Tradition der *Silvae* für eine im allgemeinen recht gute, weil von vorwitzigen Interpolationen freie, hält (Ausgabe S. 37) und daher in seiner Textes-konstituierung möglichst konservativ verfährt, während auch A. Klotz den gleichen Grundsatz in seiner kritischen Ausgabe (Leipzig, Teubner 1900) durchführt, ist Saenger offenbar zu einer ganz anderen Anschauung über den Wert unserer Überlieferung gelangt. Denn er hat an zahllosen Stellen es für nötig erachtet, zu Änderungen zu greifen, oft zu solchen, die von der Überlieferung sehr stark abweichen, hat wiederholt Verse eingefügt in der Annahme, der Zusammenhang sei an diesen Stellen in unserer Überlieferung so empfindlich gestört, daß er nur durch dieses gewaltsame Heilmittel wiederhergestellt werden könne, ja er hat an mehr als 50 Stellen im Text das Kreuz der Verzweiflung eingesetzt, während Vollmer an drei, Klotz an vier (jedoch nicht sämtlich identischen) mit diesem Zeichen ausreichte. Berücksichtigt man nebst diesen

Stellen, die doch S. damit sicher als verderbt, aber noch nicht geheilt bezeichnen wollte, noch die zahllosen Änderungen, von denen sein Text wimmelt, so ist die Annahme wohl berechtigt, daß S. unsere Überlieferung für eine recht schlechte hält und daher in den *Silvae* einen Tummelplatz für den Konjekturalkritiker erblickt. Das ist also die Abkehr von der konservativen Richtung, wie sie besonders die beiden genannten Vorgänger S.s vertraten, und die Rückkehr zu jener schrankenlosen subjektiven Konjekturalkritik, die wir an Markland und Bährens bei aller Anerkennung ihrer großen Leistungen zu tadeln gewohnt waren.

Eine solche Anschauung von unserer Überlieferung der *Silvae* und darauf aufgebaute Textgestaltung muß aber mit aller Entschiedenheit für unbegründet und unberechtigt erklärt werden.

Dies ergibt sich aus einer Prüfung nicht bloß jener Stellen, wo S. ein Kreuz in den Text setzte, sondern auch der durch Konjektur gewonnenen Veränderungen. Es stellt sich nämlich heraus, daß an den allermeisten Stellen die Überlieferung ganz mit Unrecht als verderbt hingestellt wird, an sehr vielen anderen eine wahrscheinliche Besserung längst gefunden wurde, an vielen die Annahme einer Lücke unberechtigt ist. Kommt noch dazu, daß selbst dort, wo über die Tatsache, daß ein Verderbnis vorliege, kein Zweifel besteht, der neue Herausgeber mit seinen neuen Konjekturen meist nicht glücklich ist, so muß die Ausgabe als verfehlt abgelehnt werden.

Dieses Urteil sei kurz begründet. Ich bespreche zunächst einige für des Herausgebers Verfahren besonders charakteristische Stellen. So findet man jenes ominöse Kreuz in seinem Text auch dort, wo die Überlieferung ohne Zweifel das Richtige gibt, wo man an ihr zu rütteln bisher gar nicht gewagt hatte oder vereinzelte Versuche von den Herausgebern mit Recht einfach ignoriert worden waren. So steht I 1, 50 das Kreuz vor *vacuae,* wofür er — ganz verkehrt — *Venetae* vermutet mit Berufung auf einige Stellen bei Mela, Martial, Statius und anderen Autoren, die gar nichts beweisen. Doch ist an *vacua terra* nichts auszusetzen. Die Bedeutung eines *vacuus* ergibt sich jedes Mal aus dem Zusammenhange, je nach dem zu ergänzenden Gegenstande, dessen Fehlen damit betont ist. So ist Iuv. III 2 *vacuae Cumae* das „menschenleere", „stille" Cumä (Verg. Georg. II 225; Hor. Epist. I 7, 45 u. a.), Sen. Oed. 1012 *vacui vultus* das „Antlitz ohne Augen" (genau so *vacua facies* bei Apul. Met. VIII 12, p. 541 Oud.), Colum. VI 37 *extr.* eine *equa vacua* eine Stute, die „nicht trächtig" ist (wie oft so der *venter vacuus* vom Weibe verstanden wird, z. B. Papin. Dig. XXIX 2, 84), Stat. silv. IV 4, 93 die *vacui crines* das Haar „ohne Schmuck". Doch es verdrießt, so selbstverständliche Dinge erst durch Beispiele erläutern zu müssen. An unserer Stelle versteht sich daher leicht *vacua terra* als der Boden „ohne bildlichen Schmuck" (s. Vollmer zu d. St.); zu ändern ist nichts. — I 2,

27 *mendaces*, von Vollmer mit Recht verteidigt, wird von S. verdächtigt; er vermutet *multiplices*. — I 2, 228 urteilt S. ebenso über *Minoa;* er vermutet *⟨pam⟩pinea*. Aber die Überlieferung läßt sich schützen durch Germ. Arat. 590 *Minoae serta coronae*. Natürlich ist hier nicht an das Sternbild gedacht, sondern an den Efeukranz, wenn wir auch nicht sagen können, was dieser speziell mit Ariadne zu tun hat; aber Statius liebt solche für uns freilich oft schwer oder gar nicht mehr verständliche Anspielungen auf mythologische Fabeleien. — II 1, 152 ist *relinquit* trotz S. und Phillimore ganz richtig; die tröstenden Worte sind wirklich des sterbenden Knaben „Hinterlassenschaft“ für den unglücklichen Melior. Das ist dichterisch schön empfunden; S.s *retemptat* ist dagegen matt. — II 6, 28 *rusticus*, von Markland, Schrader, Korsch und nun auch von S. verdächtigt, ist nicht zu beanstanden. Vollmer hat bereits in seinem Kommentar ein wichtiges Moment zu seiner Verteidigung beigebracht; ich möchte aber noch darauf hinweisen, daß bei der Erwähnung des Paris gewiß auch Reminiszenzen an bekannte Dichterstellen eine Rolle spielen. Nun ist für die Dichter Paris ständig der βουκόλος, der *pastor*, doch besonders gern wird er so genannt, wenn von seiner Seefahrt die Rede ist; man vgl. Horaz, Od. III 15, 1 *pastor cum traheret per freta navibus Idaeis Helenen*. Gerade diese bekannte Stelle, glaube ich, dürfte Statius (vielleicht unbewußt) vorgeschwebt haben, als er unseren Vers schrieb. Daß er aber das Wort *rusticus* wählte, dürfte meiner Ansicht nach durch die Zusammenstellung mit dem Schiffsbau veranlaßt worden sein. Was hat der *rusticus* damit zu tun? Schiffe bauen ist nicht seines Metiers. Und doch brachte er es fertig! Freilich Ἀφροδίτης ὑποθεμένης (Proklos, Hypoth. der Kyprien). Seit ihn eben diese Göttin beherrschte, war der *rusticus* gar nicht mehr *rusticus*. Statius scheint demnach mit dem schillernden Worte ähnlich zu spielen wie Ovid, Ars amat. II 369, wenn er von Paris sagt: *Quid faciat* (näml. *Helene*)? *Vir* (näml. *Menelaus*) *abest, et adest non rusticus hospes*. — II 7, 131 Kreuz vor *Mortes;* ganz überflüssig. — Gleiches gilt von † *fundit* III 4, 55, wofür S. *comit* will, weil einmal in ähnlicher Situation das Wort von Claudian angewendet wird (28, 523—526); deshalb ist aber *fundit* hier noch lange nicht als heillos verderbt anzusehen. Der Lustknabe wird hier von Aphrodite wie ein Weib geschmückt und so erhält er denn auch weite, fließende Gewänder (*tunicae fluentes* bei Ovid, Ars am. III 301; *fluxi amictus* bei Lucan II 362, beidesmal Gewänder von Frauen); das *fundit* heißt also „läßt wallen“. — Bezüglich III 5, 93 † *Menandri* und 94 † *grata* genügt es, auf Büchelers Erklärung (bei Vollmer) hinzuweisen. — V 1, 112 soll *avide* verderbt sein; S. denkt an *sancte*. Aber *avide* drückt gut die heiße Gier des Weibes aus, dem Kaiser dankend zu nahen. So steht das Adverb bei einem Verbum der Bewegung auch Sidon. Epist. IV 10, 2 *nos ... avide ... advola-*

turi, ut .. amicitia vegetetur. — Nur selten scheint mir das Kreuz im Texte berechtigt, z. B. II 1, 172 vor *lambis;* IV 5, 24 vor *peramavit;* V 1, 19 vor *quaestu miseramque.* Konsequent ist S. nicht überall; denn II 1, 43 beläßt er *modestia* im Text, notiert aber in der adn. crit.: „modestia *mihi suspectum, requiri* ferocia *videtur*"; ebenso III 2, 13 *ponti* im Text, in der adn. crit. aber: „ponti *nondum sanatum*". Was ist da für ein Unterschied von Stellen wie I 2, 228 † *Minoa* im Text, in der adn. crit.: „Minoa *suspectum*"? Es wäre viel besser gewesen, S. hätte es in der Regel so gemacht wie zu II 1, 43; mag einem immerhin da und dort ein Wort verdächtig erscheinen, deshalb braucht man noch nicht dem Text das Aussehen eines Kirchhofes zu geben. Interessant ist es zu sehen, wie S. die Stellen I 6, 8 und I 6, 15 behandelt hat, die sowohl bei Vollmer wie Klotz mit einem Kreuz bezeichnet sind. Er setzt eigene Konjekturen ein, von denen die zur ersten Stelle *(ebriumque vatem)* sicher verfehlt ist und keiner Widerlegung bedarf, die zweite *(axe tosta)* sehr unwahrscheinlich ist und jedenfalls weit hinter älteren Konjekturen wie z. B. Imhofs *aestuosa* zurücksteht. Schon diese wenigen Beispiele können zeigen, wie subjektiv S.s Kritik ist.

Ebenso unberechtigt erscheinen mir die vielen Änderungen der Überlieferung im Texte. Davon wurden selbst Stellen betroffen, über die man bisher anstandslos hinweglas. Wie leicht sich S. entschließt, eine Konjektur in den Text zu setzen, möge der Vers III 2, 17 zeigen; er heißt bei ihm: *Baianosque sinus et ⟨an⟩hela tepentibus undis | litora.* Überliefert aber ist *feta* an Stelle von *anhela.* Man fragt sich überrascht: „Warum ändert der Herausgeber?" Das Rätsel löst sich, wenn man zufällig weiß, daß Statius an einer anderen Stelle (V 3, 170) von Bajä sagt: *Baiana ... litora, qua mediis alte permissus a n h e l a t ignis aquis.* Nun ist *anhelus* ein Lieblingswort des Dichters, während *fetus,* wenn ich recht sehe, sonst von ihm nicht gebraucht wird; auch mutet die Verbindung *feta tepentibus undis litora* auf den ersten Blick etwas sonderbar an. Das genügte für S., um die Stelle sofort nach dem Muster der oben angeführten zu ändern. Durfte aber der Herausgeber wirklich auf Grund dieser Erwägung sofort zur Änderung greifen? Gewiß nicht! Seine Pflicht war es vielmehr, zunächst zu prüfen, ob die Verbindung grammatisch und logisch möglich ist und im Zusammenhange der Stelle einen befriedigenden Sinn gibt; erst wenn diese Prüfung entschieden zu Ungunsten der Überlieferung ausfiel, durfte er sie preisgeben und zu einer Konjektur greifen. Das trifft aber hier nicht zu. Denn *fetus* mit dem Abl. erscheint nicht bloß in Verbindungen wie *r e g i o nec p o m o f e t a nec u v i s* (Ovid, Pont. I 7, 13), sondern wird auch freier gebraucht; vgl. z. B. Verg. Aen. I 51 *loca feta furentibus Austris.* Daß *feta terra* so auch von einem an Wasser ergiebigen Boden gesagt wurde, beweist nicht bloß Prop. IV 9, 22 *terraque non ullas feta*

ministrat aquas, sondern vor allem Ovid, Met. XIV 103, wo fast dieselbe Gegend, die Statius hier bespricht, so umschrieben wird: *loca feta palustribus undis, litora Cumarum.* Das ist dort gute Überlieferung, die mit Recht von den neueren Editoren gehalten wird. Der einzige Unterschied zwischen unserer Statius- und jener Ovid-Stelle ist, daß die *undae* hier *tepentes,* dort *palustres* genannt werden. Und das stimmt vorzüglich zu dem Terrain, denn, wie Strabo sagt V, p. 243: „*ἅπαν τὸ χωρίον ἐκεῖ μέχρι Βαιῶν καὶ τῆς Κυμαίας θείου πλῆρές ἐστι καὶ πυρὸς καὶ θερμῶν ὑδάτων*". Belege aus den römischen Schriftstellern sehe man im Thesaur. ling. lat. unter *Baiae* und vgl. Beloch, Campanien S. 180 ff. Unsere Stelle besagt also nichts anderes als: „die an warmen Quellen reiche Küste" und entspricht so vollkommen einer Wendung, wie wir sie bei Ovid lesen (Trist. IV 10, 3): *Sulmo ... gelidis uberrimus undis.* Somit ist erwiesen, daß die besprochene Verbindung sowohl grammatisch wie logisch möglich ist und an unserer Stelle einen ganz guten Sinn gibt. Daher durfte der Herausgeber sie auf keinen Fall für eine — übrigens durchaus nicht einwandfreie — Konjektur preisgeben. Begreiflich auch, daß z. B. Vollmer in seinem Kommentar es nicht nötig fand, sie auch nur mit einem Worte zu verteidigen. Hiezu wurde leider erst Ref. durch S.s Konjektur gezwungen. — Ebensowenig durfte V 3, 9 *trepidam* geändert werden, weil es Markland nicht gefallen hatte. Aber dessen *partam* war wenigstens der Stelle nicht ganz unangemessen, während S.s *tripodum* einfach unmöglich ist. Daß an den Lorbeerkranz auf dem Haupte des Dichters zu denken ist, erweist schlagend die Dublette V 5, 28. Darüber ist weiter kein Wort zu verlieren. Die Übertragung aber des *trepidare* vom Dichter auf dessen Kranz ist poetisch und durchaus nicht befremdlich; Vollmer hat das ganz richtig betont. Ist denn nicht schon *vellera Parnasia fugere meos crines* kurz vorher eine ähnliche Personifikation? Zum Überfluß will ich auf eine Parallele bei einem Prosaschriftsteller hinweisen, um zu zeigen, wie nahe eine solche Übertragung lag. Tusc. V 61 ff. erzählt Cicero die bekannte Anekdote vom Schwert des Damokles. Als diesen die Angst überkommt, hat er kein Auge mehr für alle Pracht und alle Leckerbissen; dann heißt es: *iam ipsae defluebant coronae.* Das ist gesagt, als ob auch der Kranz sich der Wirkung der tödlichen Angst nicht hätte entziehen können. — Ebenso verfehlt ist zwei Verse später *⟨S⟩myrnam* für *Martem,* von dem S. freilich behauptet: *alienum esse apparet,* aber ganz mit Unrecht. Es genügt auf Vollmers Kommentar S. 263 und den Thesaur. I 1021, 47 ff. hinzuweisen; die meisten der dort gesammelten Belege führt ja S. selbst in der adn. crit. an, behauptet jedoch, daß hier nicht „*de rerum numero et magnitudine agitur*". Das verstehe ich nicht; natürlich will der Dichter sagen: „ich wollte den Kampf würdig besingen". Der Gedanke ist m. E. beeinflußt von Hor. Od. I 6, 13 ff.: *Quis Martem tunica tectum*

adamantina d i g n e *s c r i p s e r i t?* und in der Form nicht verschieden von Plin. Epist. VIII 4, 3: *una, sed maxima difficultas, quod* h a e c (die siegreichen Feldzüge Trajans gegen den Dakerfürsten Decebalus) *a e q u a r e d i c e n d o arduum, immensum etiam tuo* (des Dichters *Caninius Rufus*) *ingenio.* — Schon im nächsten Verse stößt man wieder auf eine Konjektur, die mir geradezu ungeheuerlich erscheint: *necat orsa* für *mea corda* (*carda* cod. M). — Von anderen Konjekturen, die zu Unrecht die Überlieferung verdrängten, seien hier noch besonders folgende genannt: I 1, 51 *terit* (mit den *Itali*) für *tegit;* I 6, 77 *scatet* für *sacer;* I 6, 96 *deficiens litare* für *deficio tuoque* (*tuaque* cod. M); II 1, 198 *morans* für *magis;* II 1, 219 *antris* für *umbris;* II 6, 54 *unanimum* für *Haemonium;* II 6, 95 *castis* für *raptis;* III 2, 30 *prensos ... (corbes)* für *primos ... (lorchos* steht verderbt für wahrscheinlich *lembos,* wenn man nicht *primas barcas* mit Klotz zu lesen vorzieht); III 2, 48 *cita* für *tua;* IV 3, 23 *putres* (mit Joh. Clark) für *graves;* IV 3, 84 *vindex* für *victor;* IV 3, 138 *vernaret* für *undaret;* IV 3, 145 *vigentis* für *merentis;* IV 5, 12 *tacitas tenuere brumae* für *tacita statuere bruma.* Hier wird durch S.s Konjektur aus dem Vers ein prosaisches, überflüssiges Anhängsel; die Überlieferung dagegen gibt einen schönen, poetisch empfundenen Gedanken, falls man nur *statuere* = *meditari* faßt. Ich füge zur Stütze dieser auch von Vollmer vertretenen Erklärung hinzu Apul. Flor. 17, p. 82 *olores apud avios fluvios carmen senectae meditantur,* gebe aber zu, daß auch ich so wenig wie die anderen Verteidiger der Überlieferung die oben angenommene Bedeutung zu belegen imstande bin.

Auch dort, wo man die Überlieferung als verderbt anerkennen muß, scheint mir S. in den meisten Fällen nicht glücklich gewesen zu sein, wenn er die Stelle durch eigene Konjektur zu heilen versuchte. Ich nenne z. B. II 1, 128 *cum tener assuescis;* II 1, 230 *tergeminae sonitusve;* III 2, 82 *portat avara;* III 2, 60 ⟨*nutante*⟩*;* IV 4, 83 *tofo ... gravi* (für *toto ... mari*); V 2, 18 *trabeamve novans;* V 5, 82 *questu quem v. c. notantem;* V 5, 84 und 85 ⟨*valebam*⟩ *cui sopire.* Wirklich ansprechende Konjekturen findet man wenige: viel Spreu, wenig Körner. Ich mache aufmerksam auf I 5, 10 *besem numerare labora!* (als Parenthese); I 6, 37 *tu .. beate* (das letzte mit Hess und Lafaye); II 1, 64 *renovabit;* II 3, 16 *niveos ... amictus* und 17 *flavae ... ripae;* IV 3, 59 *di viae.*

Unnötigerweise werden öfters Lücken angenommen, so z. B. nach I 1, 41; I 2, 6; I 4, 73 (mit Housman); I 4, 103 zwischen *spumatu* und *iungam;* IV 3, 33 und noch an vielen anderen Stellen. Natürlich fehlt es auch nicht an Verdammungsurteilen einzelner Verse (z. B. III 3, 49 *vice* bis *propriis;* IV 3, 112 und 113; IV 8, 27), die jedoch nicht zu überzeugen vermögen. Im ganzen zeigt sich jedoch S. hierin vorsichtiger.

Die *adnotatio critica* ist recht brauchbar; sie hat den Vorzug vor den Ausgaben Vollmers und Klotz', daß sie eine viel reichere Auswahl aus den Konjekturen älterer und neuerer Gelehrter bringt, vor allem die in den letzten Dezennien erschienene Statiusliteratur verwertet, einzelne schwierigere Stellen durch knappe Verweise auf Parallelen in der antiken Literatur erläutert, öfters auch Angaben im Apparat bei Vollmer oder Klotz — soweit sie Konjekturen betreffen — berichtigt (z. B. zu III 2, 52; IV 8, 26). Denn Handschriften hat der Herausgeber nicht selbst eingesehen, auch kein anderes als das bekannte Material verwertet; speziell hinsichtlich des *Matritensis* ist seine Ausgabe, wie er selbst (Vorwort, S. V) erklärt, von jener Klotz' ganz abhängig.

Der Druck ist korrekt; auffallend ist die Numerierung der Verse am Rande, indem zu jedem vierten Verse die Ziffer beigesetzt ist, was für uns, die wir an das dekadische Zahlensystem gewöhnt sind, nicht gerade bequem ist.

Wien. Karl Prinz.

Wörter und Sachen. Kulturhistorische Zeitschrift für Sprach- und Sachforschung, herausgegeben von R. Meringer, W. Meyer-Lübke, J. J. Mikkola, R. Much, M. Murko. Band I, Heft 2 (Bogen 16 bis 33 und Titelbogen). Mit 129 Abbildungen und einer Karte. Heidelberg 1909, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.

Nachdem ich auf das Erscheinen des ersten Heftes dieser vornehm ausgestatteten Zeitschrift bereits im vorigen Jahrgang S. 414 ff. hingewiesen und aus diesem Anlaß die wissenschaftliche Bedeutung des neuen Unternehmens in gebührender Weise gewürdigt habe, obliegt mir heute, die Leser von dem Inhalte des zweiten Heftes zu unterrichten. Die erste Abhandlung stammt aus der Feder des bekannten Hausforschers J. R. Bünker in Ödenburg und behandelt „Das Bauernhaus der Gegend von Köflach in Steiermark" (S. 121—163). Dieses Haus gehört jenem Typus an, den man „Rauchstubenhaus" genannt hat. Meringer hat ihn zuerst in seiner Eigenart erkannt, dann hat ihn der Verfasser des vorliegenden Aufsatzes aus der Gegend von Vorau und aus seiner oberkärntnerischen Heimat beschrieben und nun in dem vorliegenden Aufsatze nachgewiesen, daß von den sechzehn darin beschriebenen und in Abbildungen vorgeführten Häusern in Köflach die meisten ursprünglich solche Rauchstubenhäuser gewesen sind. Die primitivste Form dieser Häuser bestand aus einer feuerstellenlosen Laube und einem Herdraum, „welch letzterer jedoch nicht als Küche in oberdeutschem Sinne angesehen werden kann, sondern der Koch-, Wohn-, Arbeits- und sogar Schlafraum in einem ist", die Rauchstube. Die Urform dieser Häuser glaubt der Verf. in einigen von ihm beschriebenen Keuschen, insbesondere in einer, der Schriebl-

Keusche, nachweisen zu können, von deren Einrichtung der Leser durch eine wohlgelungene Abbildung und durch einen Plan des Erd- und Obergeschosses unterrichtet wird.

Der zweite Aufsatz betitelt sich „Sprachlich-sachliche Probleme" (S. 164—210) und hat R. Meringer zum Verfasser. Er enthält größtenteils Nachträge oder nähere Ausführungen zu den im ersten Hefte enthaltenen Aufsätzen oder früheren Veröffentlichungen des Verf. und befaßt sich im einzelnen mit folgenden Gegenständen: 1. Zu den Werkzeugen der *pinsere*-Reihe. 2. Zu den Werkzeugen der *molere*-Reihe. 3. Die Urbedeutung von got. *ganisan, νέομαι* usw. 4. Zur Duenos-Inschrift. 5. Die Urbedeutung von *σπένδω, spondeo.* 6. Zum vertieften Tische. 7. Deutsch *Brücke.* 8. Lat. *pons* und seine Sippe. 9. Zum verehrten Pflock. In einem Schlußwort setzt sich Meringer mit einigen Kritikern der in seinen „Wörter und Sachen" betitelten Aufsätzen enthaltenen Ausführungen auseinander. Es ist wohl selbstverständlich, daß ich an dieser Stelle, an der es sich nur darum handeln kann, die Leser mit dem Inhalt der neuen Zeitschrift bekannt zu machen, um sie dadurch anzuregen, diese selbst in die Hand zu nehmen und sich aus ihrem reichen Inhalt Belehrung zu holen, nicht auf eine ausführliche Wiedergabe der von M. niedergelegten Anschauungen mich einlassen kann, zumal dabei eine kritische Erörterung mancher Ansichten unvermeidlich wäre. Es sei mir nur gestattet hervorzuheben, daß die im Anschluß an die Besprechung der sogenannten Duenos-Inschrift (meine Ansicht über den gegenwärtigen Stand der Interpretation habe ich in der vierten Auflage meiner lateinischen Laut- und Formenlehre S. 14 und 25 kurz angedeutet) neuerdings vorgetragene Ansicht, daß **opēd* den Ablativ = **opīd* repräsentiere, tatsächlich nicht haltbar ist und keineswegs durch den Hinweis auf die Formen des Dativs auf *-ē* und *-ī* gestützt werden kann, da die letzteren beiden auf die diphthongische Form *-ei* zurückgehen. *-ei* aber ist regelrecht über *-ē* zu *-ī* geworden, während die Ablativform auf *-īd* nur von den *i*-Stämmen ausgegangen sein kann und niemals einen Diphthong enthalten hat. Man könnte nur *oped* mit *ĕ* als Ablativform gelten lassen und sich dabei auf *cosoled* berufen (Notizie degli scavi 1900, S. 499, vgl. Thesaurus 4, 562, wo auf Corp. I², 2 n. 19 verwiesen wird). Auch erinnere ich mich nicht, bei der Behandlung von *pontifex* die von Walde Lat. etym. Wörterbuch S. 480 (vgl. jedoch auch 2. Aufl. S. 598 f.) ausgesprochene Deutung von *ponti-* (s. auch Bezzenberger-Kuhns Zeitschr. 42, 68 f.) berücksichtigt gefunden zu haben. Im Anschluß an diese Ausführungen hat Meringer S. 210—211 zwei prähistorische Rinnersteine, einen serbischen und einen bulgarischen, abgebildet und beschrieben.

In dem letzten Aufsatze (S. 211—244) hat W. Meyer-Lübke „Zur Geschichte der Dreschgeräte" mit vornehmlicher Beschränkung auf die römisch-romanischen Verhältnisse gehandelt. In eingehender

Weise werden die bei drei verschiedenen Arten des Entkörnens bei den Völkern der alten Welt, nämlich 1. Treten, 2. Schleifen und 3. Schlagen und die bei den beiden letzten üblichen Instrumente und deren Namen, Dreschstein, Dreschtafel, Dreschwagen, Dreschwalze (ad 2), Dreschbrett, Dreschstock, der zweiteilige Flegel (ad 3) behandelt und durch zahlreiche Abbildungen erläutert. So sind beispielsweise vom „Flegel" allein 13 verschiedene Arten durch treffliche Nachbildungen vertreten. Ein Exkurs über das „Verbum für Dreschen" und eine Karte „Die Verteilung der Ausdrücke für *Flegel* in Frankreich nach Gilliéron-Edmont, Atlas linguistique de la France" bilden den Schluß dieser ebenso interessanten als belehrenden Abhandlung.

Dem Bande sind ein Wörterverzeichnis (S. 245—257) und ein Sachverzeichnis (S. 258—262) beigegeben, die beide von Fr. Pogatscher verfaßt sind.

Innsbruck. Fr. Stolz.

Schiller in seinen Briefen. Auswahl aus zweitausend Briefen, gruppiert und erläutert von Dr. Franz Ritter v. Haymerle. Mit Namenregister. VIII und 641 SS. (Nr. 2166—2175 der Bibliothek der Gesamtliteratur des In- und Auslandes.) Halle a. S., Otto Hendel.

Auf dieses Buch die Kollegen vom Deutschfach an Mittelschulen aufmerksam zu machen, erscheint mir geradezu als eine Pflicht. Denn so zugänglich einerseits zur Zeit schon Schillers Briefe durch verschiedene Publikationen, besonders durch die kritische Gesamtausgabe von Fritz Jones (2052 Briefe in sieben Bänden, Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) auch sind, so sind doch anderseits die große Zahl und die Überfülle des unverkürzten Inhalts Hindernisse für eine weitere oder gar allgemeine Verbreitung über die Kreise der Literarhistoriker hinaus, die sie doch im höchsten Maße verdienen. Der Herausgeber dieser Auswahl, ein bekannter höherer Staatsbeamter, von jeher ein begeisterter Verehrer Schillers, wandte die Muße seines Ruhestandes an das Studium der Briefe und, von neuem erfüllt von den reinen Genüssen wie von der Bedeutung der allseitigsten Erkenntnisse, die da zu gewinnen waren, erwuchs in ihm der Entschluß, durch eine Auswahl, durch Beschränkung auf das, was von allgemeiner Bedeutung war und durch Vereinigung des zerstreuten in geschlossene Gruppen (drei, mit neunzehn Abteilungen) ein Werk herzustellen, das sich den Rang eines Volksbuches zu erwerben fähig sei. Was so blieb, ist immer noch überreich, wie die Seitenzahl zeigt, aber einerseits ist es begreiflich, daß die Entscheidung oft schwanken mußte zwischen dem Bedauern, etwas fallen zu lassen, was doch zu wertvoll erschien, und der Rücksicht auf jenen Zweck, der Kürze ver-

langte, anderseits kommt Fülle mehr dem entgegen, der literarische Verwendung im Auge hat. Zu diesen gehören doch viele Lehrer. Aber ich denke mir auch, daß das Buch bald zu denen gehören wird, die in keiner Schülerbibliothek fehlen sollen, ja das in mehreren Exemplaren zur Austeilung zur Verfügung stehen soll. Wenn Karl May solcher Bevorzugung für wert erachtet wurde, so dürften es auch diese Briefe wagen. Um den Zusammenhang mit der Gesamtausgabe herzustellen, finden sich bei jedem Briefe Adressat und Briefnummer jener. Aufs kürzeste gehaltene Anmerkungen und ein Namenregister mit einigen Daten dienen der ersten Orientierung über die genannten Personen.

Wien. Ad. Lichtenheld.

Deutsche Aufsätze nebst Gliederungen und Stoffangaben. Für höhere Lehranstalten, insbesondere für höhere Mädchenschulen sowie zum Selbstunterricht. Von M. Nellen. Zweite, umgearbeitete Auflage. Paderborn 1908, F. Schöningh. VIII und 380 SS.

I. Stoffe aus der Lektüre; II. Lyrische Dichtungen; III. Epische Dichtungen; IV. Dramatische Dichtungen; V. Charakteristiken; VI. Theoretische Themata; VII. Chrien; VIII. Abhandlungen; IX. Geschäftliche Themata; X. Stoffe aus dem Gebiete der Erdkunde; XI. Briefe und Geschäftsschreiben — in dieser etwas unlogischen Weise gliedert die Verf. den Inhalt ihres Buches, welches im wesentlichen sich nicht besonders von anderen Aufsatzbüchern unterscheidet. Die gebotenen Dispositionen sind meist recht zweckmäßig, zum Teil allerdings etwas schablonenhaft, und die Ausführungen in schlichter, natürlicher Sprache gehalten. Um so mehr muß an einzelnen Stellen ein gewisser süßlich-pathetischer Ton auffallen, wofür unter anderem auch folgender Satz aus der Vorrede zur zweiten Auflage Zeugnis ablegt: Auch die Kunstgeschichte ist in den letzten Jahren — namentlich für die weibliche Jugend — ein notwendiger und willkommener Unterrichtsstoff geworden; denn durch das Bekanntwerden mit den edelsten Schöpfungen strebsamer und opferfreudiger Kunstjünger wird auch der Geist unserer heutigen Jugend auf bessere und lichtvollere Bahnen geführt, und sie wird an echter Begeisterung für wahrhaft Schönes und Erhabenes in dem Maße gewinnen, als ihr in der Sucht nach gehaltlosen Genüssen und schnödem Gewinn verloren geht.

Originell an dem Buche ist, daß den einzelnen Kapiteln erst allgemeine Ausführungen über das Wesen der betreffenden Dichtungsgattungen oder der prosaischen Darstellungsformen vorangeschickt werden, z. B. dem Abschnitte über Balladen und Romanzen eine kurze Belehrung über das Wesen derselben, den Themen über dramatische Dichtungen eine Ausführung über das Wesen des Dramas, den Abhandlungen eine Erörterung über das Wesen der

Abhandlung im allgemeinen — also Dinge, die man sonst in den Lehrbüchern der Poetik oder der Stilistik findet. Dieses Verfahren kann für jemanden, der sich nicht erst anderweitig Rates erholen will, immerhin nützlich sein. Aber als ganz überflüssig muß man wohl die „Motti" ansehen, die an der Spitze der einzelnen Hauptabschnitte stehen. Sie stammen von Goethe, Geibel, Rückert u. a. Folgendes (S. 332) vor dem Abschnitt X „Stoffe aus dem Unterricht in der „Geographie" (während, beiläufig bemerkt, die Kapitelüberschrift im Inhaltsverzeichnis „Stoffe aus dem Gebiete der Erdkunde" lautet) hat die Verf. selbst beigesteuert:

„Wie schön auch's sei in fremden Landen,
Welch reiche Pracht dein Aug' auch schaut,
Mit tausend schönen Liebesbanden
Hält dich umarmt der Heimatlaut.
Und haucht der Mund ein fremdes Lied,
Die Heimat doch in dir erglüht."

Der Unterzeichnete ist höflich genug, an diesen Versen keine Kritik zu üben, ebenso sei auch eine größere Anzahl stilistischer Entgleisungen mit Stillschweigen übergangen.

Im ganzen genommen dürfte das Buch für den Unterricht in höheren Mädchenschulen recht verwendbar sein.

Eger i. B. Adolf Hausenblas.

Wissenschaftlicher Lehrgang der englischen Sprache. Von Max Kleinschmidt, Oberlehrer an der Realschule zu Rostock. Vorwort und Einleitung für Lehrer und Autodidakten. XXXIII SS. — I. Buch: Englische Grammatik. Phonetischer Teil XIII und 72 SS. Orthographischer Teil. VI und 75 SS. — II. Buch: Englische Serien. Phonetischer Teil. VII und 118 SS. Orthographischer Teil. 93 SS. Hannover, Dr. Max Jänecke 1910.

Der Verf. hat in zwei kleinen Schriften, betitelt „Die wissenschaftliche Methode zur Erlernung fremder Sprachen" und „Grammatik und Wissenschaft" die bisherigen Methoden im Sprachunterrichte, sowohl die grammatische als auch die Reformmethode, als Wahnsysteme bezeichnet, die nicht in die Schule gehörten. In dem vorliegenden Buche zeigt er, wie man „streng wissenschaftlich" eine Sprache lehren solle. Die 33 Seiten lange „Einleitung" führt uns in die neue Methode des Verf. ein. Wissenschaftlich könne eine Methode nur dann bezeichnet werden, wenn sie richtig und einheitlich sei und wenn ihre Darstellungsweise jeden denkbaren Einwand ausschließe. Ein Einwand gegen eine Behauptung sei aber nur dann undenkbar, wenn er gegen die vier Grundgesetze des menschlichen Denkens, nämlich 1. den Satz vom ausgeschlossenen Dritten, 2. den Satz von der Identität, 3. den Satz vom Widerspruch, 4. den Satz vom zureichenden Grunde verstoße. Daher sei eine Behauptung nur dann einwandfrei oder selbstverständlich,

wenn sie ein Denkgesetz oder ein Spezialfall eines Denkgesetzes sei. Da der Verf. die überlieferte Terminologie des Sprachunterrichtes unzweckmäßig findet, geht er zunächst daran, die Gesetze zu entwickeln, durch deren Befolgung man notwendig zu einer zweckmäßigen Terminologie gelange. Diese „Grundgesetze" sind nach ihm: *a)* „Ein Name ist zweckmäßig gewählt, wenn er eindeutig und richtig ist, usw.". *b)* „Die Bedeutung eines Namens ergibt sich entweder ohne weiteres aus dem Zusammenhange der Rede usw. oder sie tut es nicht. Im ersten Falle ist jede Erklärung des Namens überflüssig und daher sinnlos; im anderen ist sie unentbehrlich". *c)* „Die Erklärung eines Namens kann entweder durch den bloßen Hinweis auf etwas Wahrnehmbares gegeben werden, oder sie kann es nicht. Im ersten Falle ist jede umschreibende Erklärung überflüssig und daher sinnlos; im anderen ist sie unentbehrlich". Und so geht es weiter zu *d, e, f*; es sind durchwegs Sätze, die vielleicht vom Standpunkte der Logik unanfechtbar sind, aber sich für die Sprachwissenschaft nicht immer eignen. Nun geht der Verf. dazu über, die Anwendung seiner „organisierenden Schlußweise" auf wissenschaftliche Probleme an einigen konkreten Beispielen zu veranschaulichen. Das erste Beispiel ist der Mathematik entnommen, während die übrigen ausschließlich Probleme der reinen und angewandten Sprachwissenschaft sind. Sie heißen: II. Aufgabe und Terminologie der Sprachwissenschaft (worin er Rassen, Satzteile, Wortarten, Lautarten bespricht), III. Denken und Sprechen, IV. Entstehung der Sprache, V. Wortschöpfung, VI. Erschließung von Wortbedeutungen, VII. Nutzanwendung auf den Sprachunterricht. Dieser hat nach dem Verf. nur dann Anspruch auf Wissenschaftlichkeit, wenn er die Bedingungen herstellt, unter denen sich die Zweckvorstellungen und Gefühle des Schülers mit den entsprechenden Worten der zu erklärenden Sprache notwendig verbinden. Da diese Verbindung nur dann entstehe, wenn wir die Bedeutung eines Vorstellungswortes durch eigenes Nachdenken erkennen, so müsse der Lehrer die Zweckvorstellungen in der fremden Sprache nach dem Vorgange Gouins, also in Serien besprechen. Also wie früher die Logik herangezogen wurde, muß jetzt die Psychologie herhalten, damit die Gouinsche Methode für die allein seligmachende erklärt werden könnte. Was die Übersetzung in die Muttersprache betrifft, so will Verf. nicht ganz darauf verzichten, ja er empfiehlt sie bei der Einübung der „verbalen Ausdrucksbewegungen" dringend; nur die Übersetzung aus der Muttersprache verbannt er vollständig aus dem Unterrichte.

Der „wissenschaftliche Lehrgang", den der Verf. an Stelle der bisherigen „Wahnsysteme" stellt, besteht aus zwei Büchern: 1. einer „englischen Grammatik", 2. „englischen Serien". Von jedem der beiden Bücher liegt ein „phonetischer Teil" und ein „orthographischer Teil" vor, so daß man alles, auch die deutschen

Regeln, doppelt lesen kann. Das ist wahrlich eine Raumverschwendung, wie sie bisher in keinem Lehrbuche vorgekommen ist. Die „Grammatik“ zerfällt in zwei ungleiche Abschnitte mit sehr „wissenschaftlich“ klingenden Namen: I. „Gesetze des Gefühlsausdrucks bei der Beschreibung von Vorstellungen“ (S. 1—62), II. „Gesetze des Gefühlsausdrucks bei der Beschreibung der Beachtung“ (S. 65—72). Um zunächst den zweiten, kurzen Abschnitt abzutun, erwähnen wir gleich, daß er nur lexikographische Bedeutung hat, da darin, nach Gruppen geordnet, einige zusammengehörige Verba, Adjektiva und Substantiva aufgezählt sind. Wichtig ist der I. Abschnitt, die eigentliche Grammatik. An der Spitze steht das Verbum. Die üblichen Namen der Tempora finden wir hier nicht; der Verf. unterscheidet nur „Gleichzeitigkeit“ und „Vorzeitigkeit“ und bei jeder wieder eine „enge“ und eine „weite“ Form. Statt „Präsens“ heißt es also bei ihm: „Gleichzeitigkeit, enge Form“, statt „Imperfekt“ „Gleichzeitigkeit, weite Form“, statt „Perfekt“ „Vorzeitigkeit, enge Form“, statt „Plusquamperfekt“ „Vorzeitigkeit, weite Form“. Von jeder Zeit können ausgedrückt werden: 1. die Tätigkeit im allgemeinen *(I turn)*, 2. der Versuch *(I try to turn)*, 3. der Anfang *(I begin to turn)*, 4. der Verlauf *(I am turning)*, 5. die Fortsetzung *(I go on turning)*, 6. das Ende *(I stop turning)*. Daneben werden noch folgende Verhältnisse unterschieden:

a) Möglichkeit.
- 1. Fähigkeit: *I can turn* usw.
- 2. Unfähigkeit: *I can't turn* usw.
- 3. Erlaubtheit: *I may turn* usw.
- 4. Unerlaubtheit: *I must not turn* usw.

b) Spannung.
- 1. Erwartung: *I shall turn* usw.
- 2. Äußerer Zwang: *I am to turn* usw.
- 3. Notwendigkeit: *I must turn* usw.
- 4. Wille: *I want to turn* usw.

c) Gewohnheit: *I am used to turn* usw.

d) Zweckmäßigkeit: *It's no use turning* usw.“

So geht es für alle Zeiten des Aktivs und Passivs weiter. Im Präsens wird außerdem bei *b)* noch unterschieden: 5. Ungewißheit: *I may (not) turn*, 6. Gewißheit: *I am sure to turn*, 7. Wahrscheinlichkeit: *I am likely to turn*, 8. Unwahrscheinlichkeit: *I am not likely to turn*, 9. Befehl: *turn!*, 10. Verbot: *don't turn!*, 11. Aufforderung: *let us turn!*, 12. Bitte: *please turn!* Die Bedingungsform nennt der Verf. „Gegensatz“, und zwar unterscheidet er einen solchen „vor der Entscheidung“ (*if I turned, I could, might, should* usw.) und „nach der Entscheidung“ (*if I had turned, I could, might, should have* usw.). In „Entscheidungsfragen“ und den Antworten darauf behandelt der Verf. die mit *to do* umschriebenen Formen. Auf eine Liste der unregelmäßigen Verben folgt

das II. Kapitel: „Primäre Ergänzungen des Verbums“ (d. h. Subjekt und Objekt). Es wird ein Verb in allen Personen des Präsens mit verschiedenen Pronominalobjekten konjugiert, so daß nebst der Konjugation auch das persönliche und das reflexive Fürwort eingeübt werden. Die Endung der 3. Person Sing. bezeichnet der Verf. als einen rudimentären zeigenden Fürnamen“, der auf das Subjekt hinweist (!). In dem Satze *I gave the boy a book* hält der Verf. *the boy* für einen Akkusativ, denn er erklärt *to give* für ein „doppelt transitives“ Verb (!). Das III. Kapitel ist den „sekundären Ergänzungen des Verbs“, d. h. den adverbialen Bestimmungen, gewidmet. Dieses Kapitel enthält sehr viel Phraseologisches, so z. B. wird die ganze Zeiteinteilung ausführlich besprochen. Auffallend ist, daß der Verf. statt „Präposition“ den Ausdruck „Konjunktion“ gebraucht. Im IV. Kapitel werden das Substantiv (Bildung des Genetivs und des Plurals) sowie seine „Determinanten“ (verschiedene Fürwörter) behandelt. Das V. Kapitel ist betitelt: „Ergänzungen des Substantivs“; damit sind die Zahlwörter und unbestimmten Fürwörter gemeint. Hier hat der Verf. wieder Gelegenheit, Angaben über englische Maße, Gewichte und Münzen anzuschließen. Das VI. Kapitel behandelt das Adjektiv. Neu hier der Ausdruck „Adjektiv II“ für unser „Adverb“! Der Inhalt der übrigen Kapitel ist: VII. Das Prädikatsnomen (so nennt er auch die Infinitive und Gerundien), VIII. Ergänzungssätze „alte Form“, d. h. Objekt- und Adverbialsätze, ausgedrückt durch Infinitive oder Gerundien, IX. Ergänzungssätze „neue Form“, d. h. Konjunktional-, Relativ- und Interrogativsätze.

Alles in allem genommen: eine unvollständige, schlecht geordnete Grammatik, in der sich weder der Lehrer noch der Schüler zurechtfinden wird.

Besser ist das II. Buch, das als Lesebuch dienen soll. Nach einigen einleitenden, kürzeren „Serien“ enthält es die Gouinschen Serien, d. h. eine vollständige Beschreibung jeder einzelnen Handlung für folgende Vorgänge: II. An- und Ausziehen, III. Mahlzeiten, IV. Hausarbeit, V. Haustiere, VI. Ackerbau, VII. Hausbau, VIII. Bahnbau, IX. Ein Nachmittag an der See. Dann folgen ausführliche Belehrungen über die englische Verfassung, die britische Marine, die britische Armee und die englische Kirche. Den Schluß bilden „Erweiterungsserien“. Die Stücke über die englische Verfassung umfassen volle 24 Seiten; dies ist für ein so abstraktes Thema viel zu viel! Eine Kürzung dieses Teiles würde für interessantere Dinge, wie z. B. eine Reise nach London, oder die Geographie und Topographie der britischen Inseln Raum schaffen.

Man sollte glauben, daß der Verf., der über alle bisherigen Methoden den Stab bricht und so sehr auf die Wissenschaftlichkeit seines „Lehrganges“ pocht, sich einer Lautschrift bedienen würde, die in seinem Sinne „einwandfrei“ wäre. Doch das ist durchaus nicht der Fall; denn die von ihm gewählte Lautschrift ist weder

einheitlich noch richtig, also nach des Verf. eigener Definition „unwissenschaftlich". Es ist nicht einheitlich, wenn für ein und denselben Laut zwei verschiedene Zeichen gewählt werden, wie æ in *where* und æə in *care,* und es ist unrichtig, wenn ein unbetonter, kurzer Vokal mit einem Längezeichen versehen, ihm also derselbe Lautwert zugeschrieben wird wie einem langen Vokal gleicher Qualität; z. B. *murder* = mə̄də̄. Überhaupt wird vielfach zwischen betonten und unbetonten Vokalen nicht unterschieden; vgl. B. I, S. 13 tū jū, S. 20 doktoə, S. 47 arougənt, S. 66 uαrīd, frenzīd; B. II, S. 6 edīz, S. 22 kærīz, S. 69 kolenīz usw. Auch in der Wiedergabe der Aussprache betonter Vokale ist der Verf. nicht glücklich gewesen. So setzt er *o* statt *α*: B. I, S. 30 ođə, S. 28 rekovə̄, S. 36 brođə̄, S. 51 govenə̄; B. II, S. 11 front, S. 19 som, kolə̄; *æ* statt *æə* oder *ǣ*: B. I, S. 34 mæri, S. 55 uæri; B. II, S. 45 ærie, S. 48 αnbærebl, S. 51 đær; *æ* statt *ā*: B. I, S. 56 edvæns; B. II, S. 40 tšæf, S. 41 šæft, S. 95 plænts; å statt *ā*: B. I, S. 59 påst (!); *ǣ* statt *ə̄*: B. I, S. 32 uǣr; *æ* statt *e*: B. II, S. 25 bedstædz; ī statt *i*: B. II, S. 40 sīv; *au* statt *ū*: B. I, S. 47 αnkaup. Auch im Konsonantismus sind manche Versehen hervorzuheben. So steht *z* statt *s*: B. I, S. 25 điz, S. 56 repalz, S 46 paiez, deinžerez; *zd* statt *st*: B. I, S. 26 promizd, S. 59 jūzd tu; *ž* statt *dž*: B. I, S. 31 enžen; B. II, S. 41 enžənie, S. 43 hinžez; *tš* statt *š*: B. I, S. 34 frentš; *g* statt *dž*: B. I, S. 44 longetjūdenel. Ein großer Mangel der vom Verf. gewählten Lautschrift ist es, daß nicht zwischen reinem und halbnasalem *n* unterschieden wird; daher rühren die irreführenden Lautbilder B. I, S. 34 ingliš, king (!).

Der Druck ist sehr schlecht überwacht worden, so daß die Zahl der stehen gebliebenen Druckfehler, besonders in den phonetischen Teilen, eine ungewöhnlich große ist.

Wenn wir ein Gesamturteil über das eigenartige Buch abgeben sollen, so lautet es folgendermaßen: das Buch erfüllt nicht die hochgespannten Erwartungen, die der Verf. durch seine früheren Schriften in uns erregt hat; wir legen es unbefriedigt beiseite und können es, wenigstens was die jetzige Gestalt des grammatischen Teiles betrifft, zum Schulgebrauche nicht empfehlen.

Wien. Dr. Joh. Ellinger.

Dr. jur. et phil. Maschke, Die realistische Vorbildung und das Rechtsstudium. Berlin 1907 (Verlag von Franz Vahlen).

Maschke, der als Leiter der Lateinkurse für (aus Realanstalten hervorgegangene) Rechtshörer der Kieler Universität über das Rechtsstudium der Realabiturienten Erfahrungen zu sammeln Gelegenheit hatte, veröffentlicht hier die erweiterte Ausarbeitung eines Vortrages,

welchen er „über realistische Vorbildung und Rechtsstudium“ vor Lehrern der höheren Lehranstalten und der Universität gehalten hat. Der Verf. steht auf dem Standpunkt, daß für den Juristen eine gründliche Kenntnis der klassischen Sprachen und des antiken Geisteslebens, der Grundlage der modernen Kultur und des modernen Rechtes, unerläßlich ist. Der Hellenismus hat die christliche Religion zur wissenschaftlichen Theologie gemacht, griechische Philosophie hat maßgebenden Einfluß auf den Inhalt der Glaubens- und Sittenlehre ausgeübt; ebenso wurzelt auch die national-germanische Kultur in der Antike, die von Karl dem Großen bis auf die jüngste Zeit dem deutschen Geistesleben mächtige Impulse gegeben hat. Der Jurist, der ein wirkliches Verständnis der Schöpfungen der führenden Geister seines Volkes besitzen soll, muß schon aus diesem Grunde klassische Bildung erwerben. Besonders stark ist der Einfluß der Antike auf jenem Teilgebiete der Kultur, das wissenschaftlich zu erfassen, zur speziellen Aufgabe des Rechtsgelehrten gehört. Ohne Kenntnis antiker Sprache und Literatur ist hier nicht auszukommen. Die alten germanischen Stammesrechte (die *leges barbarorum*) sind größtenteils in lateinischer Sprache geschrieben und durch die „Rezeption“ ist das hochentwickelte römische Recht ein unausscheidbarer Teil des modernen Rechtes geworden; auch im deutschen bürgerlichen Gesetzbuch, das den germanischen Rechtsideen wieder in weitem Umfang Eingang verschafft hat, lebt das alte Römerrecht noch immer fort. Durch die Verbindung des Humanismus mit der Jurisprudenz, durch die Anwendung der exakten philologischen Methode ist auch die Rechtswissenschaft zu neuer Blüte gelangt und der Fortschritt ist nicht nur der Wissenschaft, sondern auch der Rechtspflege zu gute gekommen. Sehr richtig betont der Verf., daß das römische Recht, nicht, wie noch mitunter gelehrt wird, ein rein römisches Geistesprodukt ist, sondern auch hier der Einfluß der griechischen Kultur in Rechnung zu ziehen ist; es kann nicht bezweifelt werden, daß ohne griechische Philosophie das römische Recht nicht zu jener Formvollendung gelangt wäre, die es anerkanntermaßen vor allen anderen Rechten auszeichnet. So kann denn die Frage, ob das Studium der Antike für den Juristen nötig sei, eigentlich gar nicht erhoben werden; es kann sich nur darum handeln, den Umfang dieses Studiums festzustellen: aber bei dem Zusammenhang von Recht und Staat, von Recht und nationaler Kultur ist eine Beschränkung auf denjenigen Teil des römischen Rechtes, der hauptsächlich Gegenstand der Rezeption war, das Privatrecht, nicht zu rechtfertigen.

Es fehlt nun allerdings nicht an Stimmen im praktischen Leben und an Strömungen in der Rechtswissenschaft, nach welchen das Studium des römischen Rechtes und der antiken Kultur für den Rechtsbeflissenen ziemlich überflüssig erscheinen muß. Von seiten einzelner Naturforscher und Techniker wird die moderne

Naturwissenschaft und Technik als die eigentliche und einzige Grundlage unserer Kultur gepriesen. Aber diese Auffassung ist einseitig und ganz verfehlt; bei aller Anerkennung der Bedeutung der Naturwissenschaft und der auf sie gegründeten Technik muß man doch daran festhalten, daß das Recht nicht das Produkt eines einzelnen Kulturfaktors ist, „sondern durch das Kulturleben in seiner untrennbaren Gesamtheit geschaffen wird". Ernster sind schon die Strömungen in der Rechtswissenschaft. Die Anhänger des Naturrechtes, die Vertreter jener Richtungen der Zivilrechtswissenschaft, welche das Phantom des „richtigen Rechtes" zu erforschen suchen oder die von der Bindung an das Gesetz befreite Rechtsansicht des Richters als das allein Maßgebende betrachten, müssen naturgemäß Gegner jedes positiven und damit auch des klassischen Studiums sein. Bedeutsamer ist noch die Tatsache, daß in der Wissenschaft des Strafrechtes und Zivilprozesses eine starke Abkehr vom rechtshistorischen Studium zu konstatieren ist und auch auf dem Gebiete der romanistischen Jurisprudenz die Führung auf andere Nationen überzugehen droht. Indes gehört heute noch immer die Mehrzahl der deutschen Rechtslehrer zu den Anhängern der historischen Rechtsschule.

In Preußen ist nun im J. 1900 den Realabiturienten allgemein der Zutritt zum juristischen Studium eröffnet worden; es war dies eine soziale Notwendigkeit und eine Wohltat für die humanistischen Gymnasien, die von einem dem Unterrichte nur widerwillig folgenden, unbrauchbaren Schülermaterial entlastet, ihren humanistischen Charakter nunmehr ausprägen können. Um den Realabiturienten die für ihr Berufsstudium erforderliche klassische Bildung zu vermitteln, sind an den Universitäten besondere Kurse im Lateinischen und Griechischen eingerichtet worden (ein zweisemestriger Kurs: Einführung in die Latinität der Rechtsquellen, und ein einsemestriger zur Erlernung der griech. Sprache, je 3 St.). Der Erfolg dieser Kollegien ist, wie der Verf. versichert, ein günstiger, soweit die Erlangung der notwendigen Sprachkenntnisse für die Lektüre der Juristenschriften in Betracht kommt; dagegen kann eine halbwegs befriedigende Kenntnis der antiken, im Griechentum wurzelnden Kulturerscheinungen und ihres Zusammenhanges mit den modernen bei der kurz bemessenen Zeit nicht erreicht werden. Das ist nun ein höchst unbefriedigender Zustand. Eine weitere Schwierigkeit liegt darin, daß die Realabiturienten an das Studium des römischen Rechtes in einem Zeitpunkt herantreten, in welchem sie die erforderlichen Kenntnisse auf dem Gebiete der klassischen Sprachen und Kultur noch nicht besitzen. Der Vorschlag, den Verf. macht, um dem letzteren Übelstand abzuhelfen, nämlich, die Realabiturienten zu verhalten, ihr Studium mit dem Besuch von Kollegien des öffentlichen Rechtes zu eröffnen, ist ein Ausweg, aber kein recht befriedigender; denn juristisch denken lernt man nur am Privatrecht. Unpraktisch erscheint mir

auch der Vorschlag, den Verf. macht, um den Realabiturienten ein besseres Eindringen in die antike Kultur zu ermöglichen: es sollen von den 9 verfügbaren Stunden 6 auf das Griechische und 3 auf das Lateinische verwendet werden; ich fürchte, daß dann bei der Lektüre der lateinischen Schriftsteller die gleichen Schwierigkeiten hervortreten würden, welche jetzt den Fortschritt der griechischen Lektüre hemmen. Die einzige Rettung ist m. E. der Übergang vom Triennium zum Quadriennium, wie ihn Österreich schon längst vollzogen hat, zumindest die Einführung des siebenten Studiensemesters; dann könnte das römische Recht, welches jetzt an den preußischen Universitäten überaus stiefmütterlich bedacht ist, wieder so gepflegt werden, wie es seiner Bedeutung in formeller und materieller Beziehung entspricht.

Die Publikation Maschkes, die von eindringendem Verständnis der Grundlagen unserer Kultur zeugt, kann jedem, der sich über die Frage der Zulassung der Realabiturienten zum juristischen Studium und die Bedeutung dieser Maßregel orientieren will, zur Lektüre empfohlen werden.

Wien. Stephan Brassloff.

Franz Martin Mayer, Geschichte Österreichs mit besonderer Rücksicht auf das Kulturleben. 3., vollständig verbesserte Auflage. Zwei Bände. Wien, Leipzig, Wilh. Braumüller 1909.

An umfassenden Darstellungen österreichischer Geschichte sind wir nicht gerade reich; der undankbare, vielfach spröde Stoff scheint nicht sehr verlockend; rein praktische Gründe brachten es mit sich, daß die Reichs- und Rechtsgeschichte in den letzten Jahrzehnten mehrfache Bearbeitungen gefunden hat. Aber diese dienten immer nur einem besonderen Zwecke: der Vorbereitung der Juristen auf die rechtshistorische Staatsprüfung. Wer mehr finden wollte, mußte zu Krones' Handbuch greifen, das zwar eine gewaltige Arbeit darstellt, aber auch an den Leser hohe Anforderungen stellt und, vor einem Menschenalter erschienen, in manchem veraltet sein mußte. Hubers glänzend geschriebene „Geschichte Österreichs“ blieb leider ein Torso. Es ist bezeichnend, daß M. Werk, erst vor 10 Jahren in gänzlich umgearbeiteter Auflage erschienen, heute im Buchhandel ganz vergriffen ist. Daher entschlossen sich Verfasser und Verleger, trotz des verhältnismäßig kurzen Zwischenraumes, eine neue Auflage herauszugeben, die aber keinen bloßen Neudruck vorstellt, sondern vielfache Ergänzungen und Verbesserungen, entsprechend den Fortschritten vaterländischer Geschichtsforschung, aufweist. Die großen Vorzüge der Geschichtsdarstellung M.s wurden schon oft von berufenerer Seite hervorgehoben und es ist nicht meine Absicht, eine eingehende Kritik des umfangreichen Werkes zu liefern; nur einige Bemerkungen seien

gestattet. Ein eigentümlich gehaltener Ton klingt aus dem Werke, eine abgeklärte Ruhe, die uns Modernen vielfach not täte. Ein freiheitlicher deutscher Mann spricht da zu uns, aber einer, der abseits vom Tagesgeschrei in stiller Gelehrtenstube, hie und da vielleicht wehmütigen Herzens, dem Leben und Treiben der Völker unseres Vaterlandes in vergangenen Tagen nachspürt und sich trotz aller betrüblichen Erscheinungen der letzten Jahrzehnte noch einen unerschütterlichen Glauben an die Gesundung unserer inneren Verhältnisse, die ebenso sehr im Interesse der Völker wie des Staates selbst gelegen ist, bewahrt hat. Dort, wo es nottut, sagt er den Slawen bittere Wahrheiten ins Gesicht, so z. B. wenn er von tschechischer „Kulturarbeit“ spricht, sei es in alter Zeit (Hussitensturm, I. Bd., S. 598 ff.), sei es in den jüngsten Tagen (1897, II. Bd., S. 767). Aber er findet auch Worte der Anerkennung für tatsächliche Leistungen der nichtdeutschen Völker auf kulturellem Gebiete. Kulturgeschichte will ja M. in erster Linie bieten, Lesestoff für jene, die in Mußestunden ganz dem kundigen Führer folgen. Der erste Band bringt auf 230 Seiten die politische Geschichte von 900 bis 1526, während der inneren Entwicklung rund 400 Seiten gewidmet sind; der Hauptanteil fällt naturgemäß den deutsch-österreichischen Ländern zu. Voran geht die Vorgeschichte, die die Grundlage des ethnographischen Bildes der Monarchie enthält; am Schlusse folgt ein Verzeichnis der wichtigsten Quellensammlungen und Fachzeitschriften. An äußerem Umfang erfolgte gegenüber der 2. Auflage ein Zuwachs von 30 Seiten, an innerem Wert eine Vertiefung, so weit sie notwendig schien, und überall erkennt man die tunlichste Berücksichtigung neuerer Literatur; Vollständigkeit in dieser Richtung war nicht beabsichtigt und wurde auch nicht erreicht. Es wurden aber nicht bloß die im letzten Jahrzehnt erschienenen Schriften herangezogen, sondern auch ältere bei der 2. Auflage nicht erwähnte; besonders das oben genannte Verzeichnis erfuhr eine starke Erweiterung. In der politischen Geschichte wurde die synchronistische Darstellungsweise der älteren Auflage beibehalten; bei allen Vorzügen derselben läßt sich nicht leugnen, daß eine etwas weitgehende Zersplitterung der Entwicklungsgeschichte einzelner Länder eine unvermeidliche Folge ist. Die auch in M.s Lehrbüchern gebräuchliche Bezeichnung des Diokletianschen Palastes in Salona ist wohl nicht ganz am Platze. Das römische Salona lag im innersten Winkel der Bucht, die durch den Monte Marian vom offenen Meer getrennt wird, und war wohl keine sehr ausgedehnte Stadt. Der Palast des großen Kaisers liegt eine Gehstunde davon entfernt am Westfuß des Monte Marian und es ist wohl besser, von den Palastruinen in Spalato zu sprechen. Es war eben ein ähnliches Verhältnis wie etwa das Schönbrunns zur inneren Stadt; erst durch die Ausbreitung im XIX. Jahrhundert wurde es ein Teil Wiens. Mit Recht änderte M. in der neuen Auflage die Schreibung des Namens Hus in Huß (s. diesbezüglich Loserth, „Geschichte des

späteren Mittelalters von 1197—1492", S. 457 Anm. in den Handbüchern zur mittelalterlichen und neueren Geschichte von Below-Meinecke, München-Berlin 1903).

Der zweite Band bringt die Gesamtstaatsgeschichte mit vorherrschender Betonung der politischen Entwicklung; der eigentlichen Kulturdarstellung sind von den 826 Seiten — gegenüber 760 der 2. Auflage — nur etwas über 250 gewidmet. Die Anordnung des Stoffes blieb im wesentlichen die gleiche; überall aber spürt man die feilende Hand des unermüdlichen Verf. Stilistische Verbesserungen, wenn irgendwie nötig, werden vorgenommen, Fremdwörter nach Möglichkeit ausgemerzt, die Literatur bis auf die des Vorjahres, sogar Programmaufsätze, herangezogen. Besonders zeigt sich das in der Darstellung der letzten 100 Jahre. Die Erinnerungsfeier der Schlacht von Aspern rief eine Reihe von Schriften ins Leben, die berücksichtigt wurden. Das Verhalten des Wiener Hofes gegenüber Andreas Hofer könnte etwas deutlicher erklärt werden; ob Metternichs Balkanpolitik wirklich dem Interesse Österreichs entsprach, ist zum mindesten Ansichtssache (S. 576). Für die 48er Bewegung wurden die großen Werke der letzten Jahre, des vor kurzem verstorbenen Freiherrn v. Helferts „Geschichte der österreichischen Revolution" und unseres besten Kenners der jüngsten Vergangenheit, Friedjungs „Geschichte Österreichs . ." herangezogen, letztere vielleicht noch etwas zu wenig; so gilt der Satz von dem „Treubleiben der nichtmagyarischen Völker" (S. 608) wohl nur *cum grano salis*. Die letzten 40 Jahre werden ziemlich ausführlich (80 SS.), aber doch mit einer gewissen, freilich verständlichen Zurückhaltung erzählt; den meisten jüngeren Lesern dürfte der Ton zu milde erscheinen, trotz der ausgesprochen deutschliberalen Richtung M.s. Die zweite Auflage schloß mit Körbers Anfängen, die neue endigt mit dem Momente, als Serbien Anfang April 1909 abrüstete und die Gefahr eines „europäischen Krieges, der ohne Zweifel aus einem Kriege Österreichs mit Serbien entstanden wäre", beseitigt war. Ein ausführliches Register erhöht den Wert des Buches und wir müssen dem Verf. Dank sagen, daß er trotz seines vorgerückten Alters und mancher Krankheiten sich der großen Mühe dieser Neubearbeitung unterzogen hat. Eine Bitte möge aber der Verleger berücksichtigen: mit Recht bringt M. in seinem wissenschaftlichen Werke keine Abbildungen; aber die Abschnitte über österreichische Kunst erwecken den lebhaften Wunsch, einmal einen Bilderatlas spezifisch österreichischer Kunstwerke aller Zeiten und Länder zu bekommen. Wir besitzen treffliche kunstgeschichtliche Bilderwerke allgemeinen Inhalts für Unterrichtszwecke, z. B. Möller „Die bedeutendsten Kunstwerke" (Verlag Kleinmayr & Bamberg, Laibach) oder Mužik und Perschinka, „Kunst und Leben im Altertum" (Wien, Verlag Tempsky) u. m. a. Die Reifeprüfung beschränkt sich jetzt auf österreichische Geschichte. Da wäre ein solcher Abriß vater-

ländischer Kunstgeschichte mit guten Bildern, aber doch auch für Schüler erschwinglich, sehr zu begrüßen, der Text könnte aus M.s Werk genommen werden, es gäbe eine schöne Ergänzung.

Marburg a. D. Dr. M. Hoffer.

Močniks Lehr- und Übungsbuch der Arithmetik. *a*) für die I. und II. Klasse, *b*) für die III. und IV. Klasse der Mittelschulen. Bearbeitet von Dr. K. Zahradníček. 40., bezw. 30., nach den neuen Lehrplänen umgearbeitete Auflage. Wien, Fr. Tempsky 1909 und 1910. Preis geb. 2 K 50 h und 3 K.

Die neuen Lehrpläne haben den Mathematiklehrern und namentlich den Verfassern von Lehrbüchern eine Reihe von gewiß dankbaren, wenn auch schwierigen Problemen gestellt, deren erste Lösung kaum einem derselben in allen Punkten volle Selbstbefriedigung und Zustimmung der Fachkollegen bringen dürfte. Da die Lehrpläne überdies der persönlichen pädagogischen Eigenart des einzelnen einen großen Spielraum lassen, so war zu erwarten, daß die Neuauflagen und Neuerscheinungen von Lehrbüchern ziemlich weit voneinander abweichen werden. Erst in der Folgezeit wird sich auch nach den neuen Gesichtspunkten wieder eine Art Kanon in Ausmaß, Anordnung des Stoffes und Behandlung der schwierigeren Partien absetzen, wenn die Autoren voneinander und aus eigenen und fremden Lehrversuchen gelernt haben werden.

Mit diesen Erwägungen geht Ref. an die Besprechung der Neuauflagen der altehrwürdigen Močnikschen Lehrbücher, denen die neuen Lehrpläne auch einen neuen Bearbeiter gebracht haben, da Schulrat A. Neumann, der die Herausgabe in der letzten Zeit durch mehr als ein Dezennium in verdienstlicher Weise besorgt hatte, vor kurzem gestorben ist. Die Bücher haben daher nicht nur im Geiste der neuen Lehrpläne, sondern auch nach den persönlichen didaktischen Grundsätzen und Lieblingsideen des neuen Verf. eine wesentliche Umgestaltung und Verjüngung erfahren.

Äußerlich hat die nunmehr einheitliche Ausgabe für alle Mittelschulen die Einteilung der bisherigen Gymnasialausgabe beibehalten, d. h. es liegt ein Buch für die I. und II. und eines für die III. und IV. Klasse auf, während die bisherige Realschulausgabe aus drei Heften für je eine der drei ersten Klassen bestand. Auch die Auflagenbezeichnung schließt sich an die Gymnasialausgabe an. Der Bearbeiter hat sich also nicht der Einteilung des gesamten mathematischen Mittelschulunterrichtes in eine Unter-, Mittel- und Oberstufe angeschlossen, wie sie die neuen Lehrpläne für Gymnasien und Realgymnasien (aber nicht der für Realschulen) aufweisen und die anderen Lehrbücher (Hočevar, Jacob, Suppantschitsch) einhalten. Der Hauptgrund hiefür mag wohl der sein,

daß dadurch für die vier ersten Klassen aller Mittelschultypen eine gemeinsame Ausgabe ermöglicht wurde, während die anderen Autoren schon in der IV. Klasse trotz der fast völligen Übereinstimmung der Lehrpläne in der Arithmetik (nicht in der Geometrie!) getrennte Ausgaben veranstalten müssen, wenn sie die I.—III. und die IV. und V. Klasse mit je einem Buche versehen. Es hat übrigens auch sonst noch seine Vorteile, daß nach je zwei Jahren der Untermittelschule ein neues Lehrbuch eintritt.

Der Preis der beiden Bücher ist dadurch bedeutend in die Höhe geschnellt (von 2 K 30 h und 1 K 95 h auf 2 K 50 h und 3 K), daß das zweite eine Vermehrung um fast 100 Seiten erfahren hat.

Bemerkenswert ist die Auffassung des neuen Bearbeiters über die Behandlung der Gleichungen (die auch Suppantschitsch teilt). Die Lehrpläne verlangen für die III. Klasse bloß „einfachste Bestimmungsgleichungen, soweit die planimetrischen und stereometrischen Rechnungen auf sie führen“ und für die IV. Klasse „von den Gleichungen zweiten Grades nur reine, soweit sie im planimetrischen Unterrichte benötigt werden“. Der Autor nimmt nun in den arithmetischen Lehrstoff der III. Klasse von den Gleichungen gar nichts und in den der IV. Klasse nur die Gleichungen ersten Grades auf, überläßt es also ganz dem geometrischen Unterrichte, für sein Bedürfnis selbst zu sorgen.

Der Lehrstoff für die I. und II. Klasse ist so ziemlich der gleiche geblieben, bis auf die lehrplanmäßige Ausschaltung der Lehre von den Verhältnissen und Proportionen. Aus der Realschulausgabe herübergenommen sind am Schlusse des ersten Heftes 19 Seiten teils vermischter, teils systematisch geordneter Wiederholungsaufgaben und 10 Seiten vermischter Wiederholungsaufgaben aus dem Lehrstoff der III. Klasse. Der Lehrstoff der IV. Klasse (am Gymnasium) hat nach den Lehrplänen eine Vermehrung erfahren: die Zahlensysteme, Wiederholungen und Ergänzungen aus der Teilbarkeit der Zahlen, das Rechnen mit Brüchen und Dezimalbrüchen.

Die zusammengesetzte Schlußrechnung ist an die einfache in der II. Klasse angeschlossen (wo sie an der Realschule schon war); die Durchschnittsrechnung und Teilregel bilden den Schluß der III. Klasse (wie bisher in der Realschulausgabe), während in der Ausgabe für Gymnasien bisher erstere als „Mischungsaufgaben“ in der Lehre von den Gleichungen, letztere nach den Gleichungen für sich behandelt war.

Die Aufgaben wurden durchwegs revidiert, teilweise verändert, geordnet und vermehrt. Sie schließen sich nun mit Ausnahme der genannten Wiederholungsaufgaben durchwegs unmittelbar an den Lehrtext an.

Zu diesen schon äußerlich bemerkbaren Umgestaltungen kommt noch eine größere Zahl innerer, die Darstellungsform be-

treffenden Änderungen. Schon daß jetzt nicht mehr mit unbenannten und einnamigen, sondern mit einnamigen und unbenannten Zahlen gerechnet wird, daß nicht mehr von Dingen, sondern z. B. von Hellern ausgegangen wird, daß bei den Operationen nicht mehr die Erklärungen vorausgehen und darauf Beispiele mit unbenannten Zahlen folgen, sondern einfache, konkrete Beispiele mit einfach benannten Zahlen das neue Rechnungsverfahren einleiten, ist bezeichnend für die neue Richtung. Zur Veranschaulichung arithmetischer Tatsachen wird die Geometrie herangezogen. Ganz neu ist in der Lehre von den Gleichungen der Begriff der Funktion und ihre geometrische Darstellung in der Form, wie es bisher einleitend in der analytischen Geometrie zu geschehen pflegte. Mit der Bemerkung zu den neuen Lehrplänen: „Der arithmetische Unterricht der IV. (und V.) Klasse verzichtet vor allem auf die sogenannte wissenschaftliche Einleitung in die Arithmetik" sind nun auch die ständigen Sätzegruppen über die Verbindung von Gleichungen und Ungleichungen durch die einzelnen Operationen verschwunden. Leider ist kein Ersatz dafür geschaffen worden. Ein solcher wäre leicht zu finden gewesen in dem „Hinweise auf die Veränderlichkeit der Resultate bei Änderung der Rechenelemente als Übungen im funktionalen Denken".

Es wäre nur zu wünschen, daß der Verf. den Kampf, welchen er gegen den in den „Bemerkungen" zu den neuen Lehrplänen scharf gekennzeichneten „tief eingewurzelten Formalismus im mathematischen Unterrichte" aufgenommen hat, fortsetzt. So erwartet der Lehrplan für Gymnasien (S. 4) „Eine Steigerung der Selbstbetätigung der Schüler in den mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern ....., welche unzweifelhaft anregend und auf diese Weise erleichternd wirkt". Eine solche scheint mir nun hauptsächlich dadurch möglich, daß im Unterrichte weit öfter, als es bisher in den Lehrbüchern geschieht, an Stelle der Mitteilung die Frage tritt. Wie viele Begriffserklärungen, Lehrsätze, insbesondere aber Folgesätze und Zusätze ließen sich aus der Form des Behauptungssatzes in die Frageform kleiden! Die Lehrbücher sollten sich mehr in die Situation hineinversetzen, in der der Lehrer zum Vermittler zwischen Buch und Schüler wird, statt ängstlich Formalismus und Systematik zu betreiben. Beispielsweise würde ich in den vorliegenden Büchern zu einer derartigen Umformung empfehlen: die Folgesätze *a), b), c)* S. 7, die aus nackten (!) Zahlenbeispielen abgeleiteten Lehrsätze in Aufgabe 13 und 17, S. 19, von denen der erste sogar in Fettdruck erscheint. Auch die nunmehr ganz unterdrückten Zusätze: $a - a = 0$, $a \pm 0 = a$, würden in Frageform ganz am Platze sein; den wichtigen Satz von der Transformation der Differenz leitet der Verf. jetzt tatsächlich in Frageform ein (S. 18) und veranschaulicht ihn durch Aufgabe 23, S. 19, ohne aber

daran die Frage zu schließen, auf die der Schüler mit dem Lehrsatz antworten soll. Die Sätze: $a \times 1 = 1 \times a = a$, $a \times 0 = 0 \times a = 0$, $a : a = 1$, $a : 1 = a$, $0 : a = 0$ wären ebenfalls fragend zu entwickeln.

Bei der Begriffsentwicklung von Prim- und zusammengesetzten Zahlen, vom gemeinsamen und größten gemeinsamen Maße, dem gemeinsamen und kleinsten gemeinsamen Vielfachen liegen den Schülern allerlei Fragen geradezu auf der Zunge, so daß der fragend induktive Vorgang sich von selbst ergibt. Der denkende Schüler hat aber auch die Frage bereit, wozu denn dieses leere Spiel mit dem Aufsuchen des größten gemeinsamen Maßes und des kleinsten gemeinsamen Vielfachen getrieben wird. Die beiden, etwas gekünstelten, praktischen Beispiele S. 73 und S. 75, die der Verf. als Antwort auf diese Frage gibt, werden den Neugierigen wohl nicht befriedigen. Das eigentliche Anwendungsgebiet obiger Rechnungsverfahren bleibt für den Schüler das Abkürzen und Erweitern der Brüche. Und hierin bewegen sich die Lehrbücher seit jeher in einem argen circulus vitiosus. Erst läßt man das größte gemeinsame Maß und kleinste gemeinsame Vielfache von 3, 4 und auch noch mehrzifferigen Zahlen suchen, angeblich, weil man es beim Bruchrechnen braucht. Dann konstruiert man Bruchungeheuer, die im Leben niemals vorkommen, damit man daran das gelernte Verfahren üben kann. Wo bleibt da „der Anschluß des Lehr- und Übungsstoffes an das wirkliche Leben"?

Eine andere beherzigenswerte Stelle im Lehrplane für Gymnasien (S. 2) empfiehlt „beträchtliche Vereinfachungen in allen Gegenständen, und zwar nicht bloß ohne Benachteiligung, sondern zweifellos zum Vorteile dieser Gegenstände, durch die Beseitigung sachlich veralteter oder sonst als didaktisch unfruchtbar erkannter Stoffe, insbesondere auch von Einzelheiten, die für den Aufbau des Faches und für den allgemeinen Bildungszweck belanglos sind". Auch damit hat der Verf. bereits den Anfang gemacht. Das Einmaleins und Einsdurcheins der Stellenwerte fehlen. Der Rechnungsvorteil mit 11 ist ausgeblieben, in der einleitenden Bruchlehre kommen nur mehr Brüche mit den Nennern 2, 4, 8, 3, 6, 9, 12, 5, 10 vor. Auf das Unterschreiben beim abgekürzten Multiplizieren, das bei den Schülern gerne überschätzt wird, wird verzichtet. Die Lehre von den Verhältnissen und Proportionen ist (fast zu) stark gekürzt.

Ref. würde noch einige weitere Ausschaltungen und Reduktionen (für die Unterstufe!) empfehlen: So die Teilbarkeitsregel für 11, die Verwandlung periodischer Dezimalbrüche in gemeine Brüche — da sie dem Schüler nirgends (als in den Aufgabensammlungen!) begegnen —, Polynome mit zwei und drei ineinandergreifenden Klammern, das Quadrieren von viergliedrigen und die vierte Potenz von dreigliedrigen Polynomen, den Quotienten

$\frac{a}{0} = \infty$, die versuchsweise Zerlegung des Trinoms einer quadratischen Funktion. Ganz entschieden muß sich Ref. gegen die Beibehaltung der Auflösung der unbestimmten Gleichungen ersten Grades mit den rein formalen und den paar immer wiederkehrenden, mehr spielenden als dem wirklichen Leben entnommenen Aufgaben aussprechen. In den Lehrplänen dürfte sich auch kaum ein Anhaltspunkt für ihre Behandlung finden lassen. Zu weit scheint mir ferner der Verf. gegangen zu sein, wenn er in der III. Klasse die Ableitung der Regel für die Division eines Polynoms durch ein anderes allgemein unternimmt. Desgleichen dürften die umständlichen Fehlergrenzbestimmungen beim abgekürzten Rechnen (auf 20 Seiten!) die Zustimmung der Mehrzahl der Fachlehrer nicht finden. Auch die ausführliche Entwicklung von Summe, Differenz, Produkt und Quotient dekadischer Zahlen in ihrer Darstellung als Polynome nach Potenzen von 10 scheint mir neben den lehrreichen Verwandlungsaufgaben der Zahlen von einem System in ein anderes und einzelnen Rechenbeispielen mit nichtdekadischen Zahlen überflüssig weitläufig.

Eine genauere Durchsicht der Bücher veranlaßt den Ref., noch einige spezielle, teils zustimmende, teils ablehnende Bemerkungen zu machen, mit welchen er die Bestrebungen des Verf. ergänzen und persönliche Wünsche zum Ausdrucke bringen möchte; vielleicht sind einzelne geeignet, bei einer Neuauflage verwertet zu werden.

Die Multiplikation mit einer Dezimalzahl ist nun zwar dadurch vereinfacht worden, daß sie auf die Multiplikation mit einem ganzzahligen Multiplikator zurückgeführt wird. Leider steht dagegen das prinzipielle Bedenken, daß nun eine Erklärung überhaupt fehlt, nachdem die alte, auf dem Kommutationsgesetze aufgebaute Definition entfallen ist. Erst die Multiplikation mit einem gemeinen Bruch-Multiplikator wird in der auf dieser Stufe wohl einzig richtigen Form an einem konkreten Beispiel eingeführt. Dagegen halte ich den geometrischen Beweis des Lehrsatzes $\frac{a}{b} \cdot \frac{c}{d} = \frac{a\,c}{b\,d}$ in der allgemeinen Arithmetik wegen seiner Umständlichkeit nicht für geeignet, veranschaulichend zu wirken.

Die Division durch eine Dezimalzahl wird jetzt in der bekannten Weise unter Anwendung des Transformationssatzes für Quotienten in eine mit ganzzahligem Divisor verwandelt. Damit konnte das Einmaleins und Einsdurcheins der Stellenwerte ausgeschieden werden.

Die früher in der Einleitung zur Bruchlehre ausdrücklich hervorgehobene Äquipollenz zwischen Bruch und Quotient ist leider verwischt worden. Infolgedessen wird auch die Formveränderung der Brüche nicht in Beziehung gebracht mit dem S. 88 durch Fettdruck hervorgehobenen Transformationssatz des Quotienten.

Auch die Wertänderung eines Bruches durch Änderung des Zählers und Nenners wird zu wenig markiert (funktionales Denken!) und die Verwandlung eines gemeinen Bruches in einen Dezimalbruch nicht als Brucherweiterung erklärt.

Die relativen Zahlen werden nun nicht mehr formal, sondern lehrplanmäßig aus den relativen Größen abgeleitet; doch wird die Subtraktion relativer Zahlen schon wieder formal behandelt.

Bei der Definition von $a \times 1$ und $a \times 0$ sich auf das Vertauschungsgesetz zu berufen, entspricht wohl dem Bedürfnisse des Mathematikers, aber nicht dem des Schülers der I. und III. Klasse.

Die Einschaltung eines Abschnittes: „Aufgaben aus der Geometrie“ mit Anwendung des Pythagoräischen Lehrsatzes und der Formeln für den Umfang und den Flächeninhalt des Kreises nach dem Quadrieren und Quadratwurzelziehen und vor dem abgekürzten Rechnen ist vor allem verfrüht; sodann wäre es nach der Ansicht des Ref. auch folgerichtiger, die arithmetischen Rechnungsverfahren der Geometrie zur Verfügung zu stellen, sobald diese sie braucht, statt umgekehrt die geometrischen Lehrsätze und Formeln in die Arithmetik hineinzuziehen, um daran die gelernten arithmetischen Verfahren zu üben.

Ist es schon an sich nicht zu billigen, die Durchschnittsrechnung mit einer Definition einzuleiten, so muß daran um so mehr Anstoß genommen werden, wenn diese höchst fragwürdiger Natur ist und der Schüler damit nichts anzufangen weiß. Recht steif und wenig einladend für den Schüler wird auch die Teilregel eingeführt. Beidemal wäre von einem konkreten Beispiele auszugehen und die Definition könnte füglich ganz unterbleiben: „Formgerechte Definitionen mathematischer Begriffe sind auf der Unterstufe durchwegs entbehrlich. Viel sicherer als bloßes Nachsagen fertiger Definitionen läßt der sachgemäße Gebrauch der Kunstausdrücke in mannigfachen Anwendungen und Abänderungen erkennen, ob der Schüler Inhalt und Umfang der Begriffe richtig erfaßt hat.“ Ref. ist überdies der Meinung, daß alle Durchschnittsrechnungen und Teilregelaufgaben im Lehrtexte lediglich in der Lehre von den Gleichungen behandelt werden könnten.

Sehr lehrreich für die Erfassung der Äquipollenz von Bruch und Quotient ist die Aufgabe in II. S. 126.

Von der graphischen Darstellung der Funktionen in der Wissenschaft und im praktischen Leben wäre, weil vielfach schon bekannt, bei der geometrischen Darstellung der Funktionsgleichungen auszugehen, statt sie am Schlusse bestätigend anzufügen. Ungerne vermißt Ref. die Feststellung der fundamentalen Tatsache, daß die gegenseitige Zuordnung von „Gleichung mit zwei Unbekannten“ und „Ebenem Raumgebilde“ eine durchgehends eindeutige ist.

Wohl handelt ein Abschnitt von den überbestimmten Gleichungssystemen; doch von Gleichungen, die voneinander abhängen oder einander widersprechen, erfährt der Schüler nichts, trotz der geometrischen Darstellung analytischer Gleichungen.

Schließlich wären noch einige formale und sprachliche Bedenken zu erheben. So in I. S. 48, gegen den Satz: „Das Gewicht von 7 *kg*, der Raum von 2 *l*, die Strecke von 6 *m* heißen einnamige Zahlen."

Auf derselben und den folgenden Seiten stört die Koordinierung: *A.* Zeit- und Bogenmaße, *B.* Zählmaße, *C.* Geldeinheiten. *D.* Das Resolvieren und Reduzieren, *E.* Rechnungsoperationen mit mehrnamigen Zahlen.

S. 61, 6 heißen $\frac{9}{10}$, $\frac{7}{100}$, $\frac{9}{1000}$ und 0·9, 0·07, 0·009 „Dezimalbrüche"; S. 79, *E. a)* dagegen wird $0 \cdot 7 = \frac{7}{10}$ „Verwandlung eines Dezimalbruches in einen gemeinen Bruch" genannt!

II. S. 19 heißen Einnahme und Einnahme, Ausgabe und Ausgabe, „gleichartig", Einnahme und Ausgabe hingegen „entgegengesetzt"; der Begriff „entgegengesetzt" ist aber dem Begriff „gleichartig" untergeordnet!

S. 107 kommt irrtümlich im Dreiersystem eine Zahl 3012 vor!

S. 114 ist „Axiom der Wahrheit" pleonastisch.

Der neue Verf. hat die Paragraphierung ganz aufgegeben; im I. Hefte hat er noch eine — übrigens wertlose — Numerierung mit arabischen Ziffern (1—24) beibehalten, im II. fehlt auch diese. Dadurch ist die Gliederung etwas unübersichtlich geworden und im Abschnitt XVI des II. Buches stimmen auch Index und Text nicht mehr überein.

Im allgemeinen wird auch in den Neuauflagen die alte, einfach schlichte Diktion der Močnikschen Lehrbücher, die ihnen von jeher so viele Freunde unter den Lehrern und große Beliebtheit unter den Schülern verschafft hat, gewahrt; doch hat der neue Verf. der Versuchung nicht immer widerstanden, mehr den Mathematiker als den Lehrer hören zu lassen, wodurch seine Sprache zwar exakt, aber manchmal etwas steif gelehrt geworden ist.

Druckfehler kommen ganz wenige vor:

I. S. 25, Z. 1 v. o. l. 7 *h* st. 7.

II. S. 61, Z. 1 v. o. l. 7 : 0 st. 7 . 0.

S. 195, Z. 1 v. u. l. $\frac{x+1+y}{3}$ st. $\frac{xy+1+}{3}$.

Den Neuauflagen der Močnikschen Bücher wird auch in dieser veränderten Form der große Kreis von Freunden treu bleiben, den sie bisher mit voller Berechtigung zählten. Sie sind auf dem besten Wege, den Intentionen der neuen Lehrpläne und den modernen Ideen im mathematischen Unterrichtsbetriebe zum Durchbruche zu verhelfen. Die vorstehend gemachten Ausstellungen sind vielfach subjektiv didaktischer Art und nicht geeignet, den Wert

der Bücher herabzusetzen, sondern bestimmt, dem Verf. Gelegenheit zu geben, abweichende Auffassungen in kontroversen Punkten kennen zu lernen und in Erwägung zu ziehen.

Bozen. Dr. Alois Lechthaler.

Die Schule der Physik besonders für das Selbststudium verfaßt von Dr. Artur v. Oettingen, Professor an der Universität in Leipzig. 454 Abbildungen und eine Farbentafel. Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn 1910. Preis Mk.

Unter den Werken, welche Ostwald wegen ihrer hervorragenden Bedeutung in eine Sammlung von „Klassikern der exakten Wissenschaften" aufgenommen hat, befindet sich auch Galileis „*Dialogo delle scienze nuove*", dessen ausführlicher Titel lautet: „Abhandlungen und mathematische Darlegungen zweier neuer Wissenszweige bezüglich der Mechanik und örtlichen Bewegungen". Die Übersetzung und die beigegebenen Erklärungen stammen vom Verf. des vorliegenden Werkes, das für die Physik das sein soll, was Ostwalds „Schule der Chemie" für letzteres Fach geworden ist.

Besonderes Interesse erweckt dabei die Wahl der Darstellung, nämlich die Form des Dialoges zwischen „Meister und Schüler". Während sich also das Werk inhaltlich dem modernen Buche Ostwalds anschließt, greift es in der Behandlungsform auf die hervorragendsten Arbeiten Galileis zurück. Für einen so gründlichen Kenner des genialen Begründers der Grundbegriffe der Mechanik muß es natürlich einen großen Reiz gehabt haben, selbst einen ähnlichen Weg der Darstellung zu betreten und den inzwischen ins Ungeheuere angewachsenen Inhalt der physikalischen Erkenntnisse in die Form des Dialoges zu gießen, eine Aufgabe, deren Bewältigung ein ungewöhnliches Maß von Darstellungskraft erfordert. Aber nicht allein die Wechselrede als solche kann unter Umständen zu Schwierigkeiten führen, wo schon der Inhalt unsere ganze Aufmerksamkeit erfordert, der Autor wollte auch noch an die beiden eben erwähnten Muster anknüpfen und deren Vorzüge miteinander vereinigen. Und wirklich, er hat es verstanden, in den flüssigen Lauf moderner Gedankenketten als Würze das Salz der galileischen Geistesschärfe zu mischen. Sehr anziehend ist z. B. für jeden Kenner der Schriften Galileis die Stelle, wo Meister und Schüler auf die Leistungen Galileis und den Gegenstand seiner Dialoge zu sprechen kommen. Wie Galilei, so greift auch der Verf. wiederholt auf die mathematischen Grundbegriffe zurück und erörtert in diesem Sinne die Lehre von der Proportionalität, von den Potenzen, Logarithmen usw. und kommt endlich auch auf die Differential- und Integralrechnung sowie auch auf die Strahlengeometrie zu sprechen und erörtert in sehr anziehender Weise deren Grundzüge. Natürlich erging es dem Meister hier genau so, wie

den Personen des galileischen Dialoges, Salviati und Sagredo, die ja auch mit dem Titel „*Il nostro Academico*“ Galileis gedenken mußten; so kann hier auch der Verf. bei der Behandlung der oszillatorischen Entladungen den Namen Oettingen nicht umgehen. Auch die neuesten Ergebnisse der Strahlenforschung und ihrer Anwendungen werden in sehr anregender Weise diskutiert. Zum Schlusse sei noch auf die Gliederung des ganzen Lehrstoffes kurz hingewiesen, indem wir die Titel der einzelnen Abschnitte anführen: Mathematische Vorbegriffe, topische Mechanik, molare Physik, Wellenlehre, Akustik; die Lehre vom Licht zerfällt in die geometrische, projektive und physische Optik, dann folgt die Lehre vom Magnetismus, die Reibungselektrizität, die Berührungselektrizität (Galvanismus), die elektromagnetischen Beziehungen, die elektromagnetische Strahlung, und ein Anhang über die verschiedenen Einheiten.

Auch diese Überschriften der einzelnen Kapitel lassen auf die eigenartige Behandlung des Gegenstandes schließen, die sich vielfach von den ausgetretenen Geleisen der älteren Lehrbücher entfernt und ebensosehr den Forderungen modernster Forschungsweise gerecht wird, als auch in historischer und formeller Hinsicht die Beachtung der Fachkreise verdient, besonders die des Lehrers, der mehr dialogisierend als dozierend wirken soll.

Innsbruck. Dr. Alois Lanner.

Handbuch der Klimatologie von Dr. Julius Hann, Professor an der Universität Wien. Band II. Klimatologie 1. Teil. Klima der Tropenzone. Mit 7 Abbildungen im Text. Dritte, wesentlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. Stuttgart, J. Engelhorn 1910. Preis 14 Mark.

Der Verf. hat bei der Klimabeschreibung der Erde die Einteilung der Erdoberfläche in die drei Klimagürtel der tropischen, gemäßigten und kalten Zone vorgenommen, wobei aber diese Klimazonen nicht durch die Wende- und Polarkreise begrenzt sind, sondern auf Grund physikalischer Gesichtspunkte geschieden werden müssen.

Die in diesem Buche enthaltenen Klimabeschreibungen beschränken sich zum Teil darauf, „die ziffermäßigen Grundlagen zu einer vollen Klimabeschreibung zu liefern“. Namentlich wurden in dieser Beziehung die Temperaturverhältnisse und jene der Niederschlagsmengen hervorgehoben.

In die auf die Niederschläge bezüglichen Tabellen wurden auch die Zahl der Niederschlagstage im Jahre und die Jahresmittel der Bewölkung, zum Teil auch deren extreme Mittel aufgenommen. Die Temperaturmittel sind nach Tunlichkeit auf wahre Mittel reduziert worden. Außer den Monatsmitteln und Jahresmitteln der Temperatur sind auch die mittleren Jahresextreme zu-

meist berücksichtigt worden. Alle in dem Buche gegebenen Daten wurden auf den Stand der Mitte des Jahres 1909 reduziert.

Der erste Teil handelt vom Klima der Tropenzone. Es wird eine allgemeine Charakteristik dieses Klimas gegeben; unter anderen werden auch die Lichterscheinungen in den Tropengegenden betrachtet. Von sehr allgemeinem Interesse ist auch die Darstellung der Wirkungen des Tropenklimas auf den Menschen und der den Tropengegenden eigentümlichen Krankheiten.

Nun wendet sich der Verf. zur Erörterung der klimatologischen Verhältnisse des tropischen Afrika im allgemeinen und im speziellen von Westafrika (nördlich vom Äquator, Kongostaat und Angola, Deutsch-Südwestafrika und Ostafrika mit dem Sudan, das Küstengebiet und die ostafrikanischen Inseln, das Innere des tropischen Ostafrika südlich vom Äquator und nördlich von diesem). Die Darstellung der klimatologischen Verhältnisse wird durch klassische und typische Beschreibungen derselben in hohem Grade belebt.

Im zweiten Buche werden die Monsungebiete von Asien und Nordaustralien betrachtet: Zunächst das Gebiet des Südwestmonsuns von Südasien, dann Südostasien bis zum Äquator und das Gebiet des Nordwestmonsuns, das sich auf die Sundainseln, Neuguinea und Nordaustralien erstreckt. In besonderer Ausführlichkeit sind die klimatologischen Verhältnisse von Indien behandelt worden, die am besten bekannt sind.

Das dritte Buch umfaßt die Erörterung der Klimate der Inseln des Stillen Ozeans. Der Verf. gibt einen allgemeinen Überblick über die sich darbietenden klimatologischen Verhältnisse, dann geht er auf die Klimabeschreibung der einzelnen Inselgruppen ein.

Im vierten Buche finden wir eine eingehende Beschreibung des amerikanischen Tropengebietes und zwar von Mexiko, Nordamerika, Westindien und dem tropischen Südamerika. Auch in diesem Abschnitte sind einige typische und klassische klimatologische Beschreibungen aufgenommen worden, so z. B. jene, die sich auf das Klima von Mittelamerika und speziell auf jenes von Costarica bezieht und von Dr. Frantzius veröffentlicht wurde; ferner die Beschreibung der klimatischen Verhältnisse am Amazonenstrom u. a.

Das vorliegende Buch entspricht in jeder Beziehung den höchst gespannten Forderungen, die man an ein Handbuch der Klimatologie stellen kann und hilft einem schon lange gehegten Bedürfnisse ab; es wird dieses epochale Buch auch dem Geographen wertvolle Dienste leisten und sollte nach der Ansicht des Ref. in keiner Lehrerbibliothek fehlen.

Geschichte der Naturwissenschaften von Siegmund Günther. Mit dem Bildnisse des Verf.s, 4 farbigen und 12 schwarzen Tafeln und einem Gesamtregister. Leipzig, Philipp Reclam jun. 1909.

Das vorliegende Buch bildet den 2. und 3. Band der von Prof. Dr. Günther herausgegebenen Bücher der Naturwissenschaft.

Der Verf. wollte eine zusammenfassende Darstellung des Werdeganges der gesamten Naturwissenschaften auf kleinem Raume geben. Im ersten Teile finden wir die Darstellung der Geschichte der Naturwissenschaften im Altertum und im Mittelalter, im zweiten Teile die Darlegung der neuzeitlichen Entwicklung bis zum Schlusse des Aufklärungszeitalters und die Erläuterung der Geschichte der Naturwissenschaften in der neuesten Zeit. Es werden die anorganischen Naturwissenschaften im allgemeinen, dann im besonderen die Astronomie, die Physik, Chemie, Mineralogie und Petrographie berücksichtigt, ferner geht der Verf. auf die Entwicklung der geographisch-geologischen Disziplinen im XIX. Jahrhundert ein, ebenso auf jene der Botanik, Zoologie und Anthropologie in diesem Zeitraume und wendet sich im Schlußabschnitte den modernen biologischen Problemen zu. Hier ist es namentlich die Darwinsche Theorie, die eingehender besprochen wird. Wie der Verf. bemerkt, war es nicht möglich, die Abgrenzung der einzelnen Abteilungen so zu vollziehen, daß ein ganz bestimmtes Jahr den Schluß- und zugleich den Anfangspunkt bildete; es mußten fachliche Erwägungen maßgebend sein und diese geboten zu wiederholten Malen, daß ein und derselbe Forscher in zwei aufeinander folgenden Perioden gewürdigt werden mußte.

Der Verf. zeigt sich auch in dieser kleinen Schrift als jener vielbelesene Mann, als jener Polyhistor, als den wir ihn schon seit langer Zeit würdigen und schätzen. Die Darstellung mußte naturgemäß eine knappe sein; nichtsdestoweniger ist an keiner Stelle die Übersichtlichkeit und Klarheit verloren gegangen. Dabei hat der Verf. an vielen Stellen Kritik geübt.

Wir empfehlen die Lektüre des vorliegenden Buches den Freunden der Naturwissenschaften und allen jenen, die sich für den Werdegang dieser Wissenschaften interessieren. Da die bekannte, in ihrer Art ganz vorzügliche „Geschichte der induktiven Wissenschaften" von Whewell-Littrow veraltet ist, wird die Schrift Prof. Günthers einem schon oft gefühlten Bedürfnisse abhelfen.

Wien. Dr. I. G. Wallentin.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Bericht über den X. deutsch-österreichischen Mittelschultag.

(21., 22. und 23. März 1910.)

(Fortsetzung.)

Zweiter Verhandlungstag.

(Dienstag, 22. März.)

Der zweite Verhandlungstag begann um 9¹/₄ Uhr mit der

zweiten Vollversammlung.

Vorsitzender Prof. Reichelt: Ich begrüße die Herren, eröffne die zweite Vollversammlung und erteile vor Eingang in die Tagesordnung das Wort dem Herrn Obmann des geschäftsführenden Ausschusses.

Geschäftsführer Schulrat Prof. Scholz: Ich beehre mich mitzuteilen, daß die Anmeldungen für die Volksoper um ¹/₂12 Uhr abgeschlossen werden müssen. Zweitens habe ich einen Beschluß des Ausschusses zu verlesen, der in die Geschäftsordnung nicht aufgenommen wurde und daher wenigen Herren bekannt sein dürfte. Er lautet:

„In der Sitzung vom 8. März 1910 hat der vorbereitende Ausschuß beschlossen, daß Gäste, die dem Mittelschullehrerstande (im weiteren Sinne) nicht angehören, sich weder an der Debatte noch an der Abstimmung beteiligen dürfen".

Vorsitzender: Ich erteile das Wort dem Herrn Landesschulinspektor Dr. Kauer zu einer Mitteilung.

Landesschulinspektor Dr. Kauer: Für den Handel und die Industrie Österreichs ist es sehr wichtig, ja eine Lebensfrage, daß der Verkehr nach dem Osten verstärkt wird. Nicht bloß der Handelsverkehr, sondern, wie es auch der Lloyd in sein Programm aufgenommen hat, auch der Fremdenverkehr soll von Asien, der sehr bedeutende Dimensionen annimmt, in unser Land gelenkt werden. Damit ist eine Vermehrung der Handelsmarine verbunden. In Triest besteht eine nautische Akademie, welche die Aufgabe hat, junge Leute für die österreichische Handels-

marine vorzubilden. Die Frequentanten dieser Akademie setzten sich bisher größtenteils aus Angehörigen des Küstenlandes zusammen. Es ist aber unbedingt notwendig, daß auch die Kreise des Inlandes sich für die Handelsmarine interessieren. Vor allem bietet sie demjenigen, der sich ihr widmet, eine günstige Gelegenheit für die Gestaltung seines Lebens. Die Handelsmarine ist für uns im Ausland ungeheuer wichtig. Als der Suezkanal eröffnet wurde, ging der Handel Österreichs, statt eine Vergrößerung zu erfahren, sehr bedeutend zurück, weil unsere Handelsmarine und unsere Hafenanlagen darauf nicht vorbereitet waren. Der Handel, der durch den Kanal von Suez eine so kolossale Vergrößerung erfuhr, mußte andere Routen einschlagen; die Route über Triest wurde vernachlässigt. Erst in den Achtzigerjahren ist es gelungen, wieder den Umsatz zu erreichen, der in Triest schon vor Eröffnung des Suezkanals bestanden hatte. Wenn aus dem Inland sich Leute der Handelsmarine widmen, wird es auch leichter sein, daß sich inländisches Kapital für diese Marine interessiert. Man wird auch mehr ins Ausland gehen. Wie wichtig das ist, ersehen Sie bei einem Blick auf die deutsche Handelsmarine. Deutschland hat in Asien, Indien und China überall Handelsniederlassungen. Es benutzt nur seine eigene Handelsmarine und daher ist die deutsche Marine heute imstande, ganz ohne Subvention des Staates auszukommen.

Sie, meine Herren, werden sich nach der morgigen Versammlung wieder in die verschiedenen Teile unseres großen Reiches zerstreuen. Ich bin überzeugt, daß gerade die Lehrer Gelegenheit haben, den Schülern bezüglich ihres künftigen Lebensberufes mit wertvollen Ratschlägen an die Hand zu gehen. Ich bitte also, die jungen Leute auf die Verhältnisse aufmerksam zu machen. Eine Gewähr dafür, daß dieser Rat keinen Mißerfolg zu bedingen braucht, möchte ich Ihnen durch folgende Mitteilung bieten.

Es hat sich in Triest ein Komitee konstituiert, um den auswärtigen Zöglingen der nautischen Akademie an die Hand zu gehen. Es ist ja begreiflich, daß die Eltern sich scheuen, ihre Kinder so weit nach Süden, noch dazu in eine Handelsstadt, zu schicken, wo sie den Gefahren einer Hafenstadt schutzlos ohne Aufsicht ausgesetzt sind. Dieses Komitee will den Zöglingen aus dem Inland in Bezug auf Beschaffung der Unterkunft entgegenkommen. Es will ihnen verläßliche Kosthäuser zur Verfügung stellen. Es wird aber auch eine ständige Überwachung pflegen nicht in dem Sinn, daß es den Zögling am Gängelband führt: der junge Mann soll wissen, daß er sich immer an das Komitee wenden kann, wenn er etwas braucht. Es will ihn nur insofern beaufsichtigen, daß er nicht verunglückt. Diesem Komitee gehören bisher an als Präsident Admiral Adami, ferner Advokat Dr. Rabl, Direktor der städtischen Volksschule Brunnlechner, kaiserlicher Rat Neumann und ich. Wir wollen den jungen Leuten unsere moralische Unterstützung leihen, aber auch materiell helfen. Es haben sich bereits verschiedene Unternehmer für die Sache interessiert und uns bedeutende Geldbeträge zur Verfügung gestellt, so daß es auch ärmeren Studenten ermöglicht ist, die nautische Akademie

in Triest zu besuchen. Die Unterrichtssprache ist allerdings italienisch, denn für jeden, der sich mit der Marine befassen will, ist die italienische Sprache unerläßlich. Wir werden aber auch dafür sorgen, daß italienische Separatkurse eingerichtet werden, damit diejenigen, die nicht italienisch können, doch sofort dem Unterricht folgen können.

Diese Bitte wollte ich Ihnen unterbreiten. Wenn aus dem Inland zahlreiche Zöglinge kommen, wird es nicht bloß für sie ein Vorteil sein, sondern auch für die Weiterentwicklung unseres Vaterlandes. (Lebhafter Beifall.)

Vorsitzender: Die Versammlung nimmt dankend diese Mitteilung entgegen. Ich habe bekanntzugeben, daß Grüße eingelaufen sind vom Verein slowenischer Professoren (Beifall) und eine Zuschrift des Vereines der deutschen Buchhändler des nordwestlichen Böhmens mit dem Sitz in Teplitz.

In der Zuschrift beschwert sich der Verein über das Vorgehen der Firma F. Tempsky und fordert von letzterer die Berücksichtigung der in eine Resolution gefaßten Wünsche.

Wir schreiten zur Erledigung der Tagesordnung. Ich ersuche den Herrn Dir. Dr. Hergel, seinen Bericht zu erstatten über das Thema:

„Ist der Staatsmittelschullehrer Staatsbeamter?"

Gymn.-Dir. Dr. Hergel (Aussig): Hochgeehrte Herren! Wir hatten gestern Gelegenheit, einen Vortrag zu hören, in welchem eine große Anzahl der Wünsche des Mittelschullehrerstandes zum Ausdruck gekommen ist, so daß man uns den Vorwurf der Unbescheidenheit machen könnte. Und doch handelt es sich um nichts anderes, als vieles Rückständige wieder gutzumachen.

Heute habe ich die Ehre, eine Anschauung zu vertreten, die uns nicht ein Recht sichern soll, das wir anstreben, sondern ein Recht, das uns genommen werden soll.

Zur Orientierung über den Anlaß, diese Frage zur Entscheidung zu bringen, will ich folgendes vorausschicken.

Bisher wählten seit Bestand der Gemeindewahlordnung (1864) in allen Provinzstädten Böhmens die Direktoren und die Professoren der VII. und der VIII. Rangklasse von Staatsmittelschulen ohne jeden privaten oder behördlichen Einspruch ausnahmslos im I. Wahlkörper. Auch in Aussig war das bisher der Fall; erst bei den letzten Wahlen wurde dagegen Stellung genommen. Anderseits wurde aber selbst in jenen Städten, in welchen seit Einbringung unserer Beschwerde Gemeindewahlen stattfanden, das ist in Brüx, Komotau, Böhm.-Leipa und Saaz, der bisherige Usus beibehalten. Dabei muß ausdrücklich hervorgehoben werden, daß der Reklamant, Advokat Dr. Schanzer, auch schon in den früheren zwei Wahlperioden in Aussig ansässig war, so daß nicht angenommen werden kann. es handle sich ihm darum, durch seine Reklamation einer Rechtsüberzeugung Ausdruck zu geben, wozu er sich doch schon bei den früheren Wahlen hätte gedrängt fühlen müssen. Das Vorgehen erhält vielmehr eine Erklärung dadurch, daß bis

zu den jüngsten Wahlen so viele Mitglieder des Gymnasiallehrkörpers in die VII., bezw. VIII. Rangklasse vorgerückt waren, daß sie im Vereine mit den anderen Staatsbeamten bei gemeinsamem Vorgehen im I. Wahlkörper die Majorität gehabt hätten, was gegebenenfalls auf die Zusammensetzung des ganzen Gemeindeausschusses von wesentlichem Einflusse sein konnte.

Die von dem Advokaten Dr. Schanzer eingebrachte Reklamation gegen unsere Einreihung in den I. Wahlkörper wurde von der Reklamationskommission zurückgewiesen, doch wurde seiner Beschwerde hierüber, die von der k. k. Bezirkshauptmannschaft in Aussig gleichfalls abgewiesen worden war, von der k. k. Statthalterei in Prag stattgegeben.

Der Bescheid der k. k. Statthalterei in Prag gipfelt in der Behauptung, „daß Lehrpersonen an Staatsanstalten mit Staatsbeamten nicht zu identifizieren sind“, und zwar:

A. Weil die Begriffe „Staatsbeamter“ und „Staatslehrperson“ einander gewissermaßen ausschließen („die Beschwerdeführer bleiben Lehrpersonen, obschon sie an einem k. k. Gymnasium angestellt sind“).

B. „Weil sonst vor dem Gesetze zwei Kategorien von Lehrpersonen beständen, was doch sicherlich nicht in der Intention des Gesetzgebers gelegen war.“

A. Was ist ein Staatsbeamter?

Nach dem Gesetze vom 15. April 1873 (R.-G.-Bl. Nr. 47) sind die charakteristischen Eigenschaften des Staatsbeamten:

1. Daß er ein Amt bekleidet. Nun schwört der Staatsmittelschullehrer in seinem Diensteide: „Sein Amt nach bestem Wissen und Gewissen zu versehen“. Daß dies aber nicht so zu verstehen ist, daß er seiner Amtspflicht nachkommt, wenn er täglich eine bestimmte Zahl von Unterrichtsstunden abhält, geht, abgesehen von den neueren Bestrebungen, die Schule mehr als früher aus einer Unterrichtsanstalt zu einer Erziehungsanstalt zu machen (praktische Übungen, Elternabende, vielseitige Pflege der Leibesübungen, Vorträge, Beaufsichtigung der Studentenquartiere u. s. f.), aus dem Passus des Diensteides hervor, in welchem der Staatsmittelschullehrer schwört, „unter der ihm anvertrauten Jugend nicht bloß die Kenntnisse, für deren Lehren er bestimmt ist, sondern auch den Sinn für Religiosität, Sittlichkeit und gesetzliche Ordnung innerhalb seines besonderen Wirkungskreises nach allen seinen Kräften anzuregen und zu verbreiten“. Der Staatsmittelschullehrer ist also nicht nur eine Lehrperson, sondern, wenn ich mich so ausdrücken darf, ein vom Staate bestellter und diesem zur Rechenschaft verpflichteter Jugenderzieher.

2. Daß er Amtshandlungen vollziehe. Hier möchte ich, abgesehen von der Ausstellung der als öffentliche Urkunden geltenden Zeugnisse, nur darauf hinweisen, daß der Staatsmittelschullehrer ohne besondere Ermächtigung berechtigt ist, die Maturitätsprüfung, die ein „Staatsexamen“ ist (s. „Weisungen“ S. 21), abzuhalten, während „öffentliche Gymnasien, die nicht Staatsanstalten sind, das Recht zur Abhaltung

von Maturitätsprüfungen und zur Ausstellung von Maturitätszeugnissen nur dann haben, wenn es ihnen besonders und ausdrücklich verliehen worden ist" (ebenda S. 24).

3. Daß er vom Staate bestellt und beeidet wird — ein Merkmal, das als besonders wesentlich bezeichnet wird. Nun heißt es schon in dem O.-E. (1849), § 98: „Die ordentlichen Lehrer an Staatsgymnasien werden vom Staate bleibend angestellt". Die Ernennung des Staatsmittelschullehrers (-Direktors) erfolgt auch wirklich durch den k. k. Unterrichtsminister (bezw. mit Allerhöchster Entschließung), sein Dekret bringt zweifellos das öffentlich-rechtliche Verhältnis zum Ausdruck, woraus sich die irrtümliche Gleichstellung von Staatslehrpersonen mit Beamten der Staatsbahnen, die nach V. G. E. vom 30. Jänner 1900, Z. 676, „nicht Bedienstete des Staates sind", als unzulässig ergibt. Der Vorgesetzte des Staatsmittelschullehrers ist der Statthalter oder dessen Stellvertreter, in seine Hände legt er den Diensteid ab, in welchem, und zwar nur für Staatsmittelschullehrer, der Passus aufgenommen ist, der nach § 13 des Grundgesetzes über die Regierungs- und Vollzugsgewalt von allen Organen der Staatsverwaltung zu beschwören ist, nämlich die unverbrüchliche Beobachtung der Staatsgrundgesetze.

4. Daß er — was wiederum hervorgehoben wird — in eine Rangklasse eingereiht ist (s. u.).

5. Daß er einen Gehalt vom Staate bezieht.

Der Staatsbeamtencharakter der Staatsmittelschullehrer erhellt aber auch noch aus folgendem:

1. Das grundlegende Gehaltsgesetz für Staatsbeamte und für das Staatslehrpersonal vom 15. April 1873 bildet trotz der durch das „und" gekennzeichneten und mitunter mißdeuteten Auseinanderhaltung ein zusammengehöriges Ganzes; dies beweisen folgende Paragraphen des zweiten Gesetzes:

§ 1: Die Professoren und Lehrer an Staatslehranstalten sind in die durch das für Staatsbeamte gleichzeitig erlassene Gesetz festgestellten Rangklassen einzuteilen.

§ 2: Die Aktivitätszulagen des mit Gehalt angestellten Personals an Staatslehranstalten sind nach den Grundsätzen und in demselben Ausmaße festzustellen, welche für die entsprechenden Rangklassen der Staatsbeamten durch das gleichzeitig erlassene Gesetz über die Aktivitätsbezüge derselben festgesetzt sind[1]).

§ 8: Der § 6 des Anhanges zum Gesetze betreffend die Regelung der Bezüge der aktiven Staatsbeamten hat auch auf die Funktionäre, für welche das gegenwärtige Gesetz gilt, Anwendung zu finden.

Die Zweiteilung dieses grundlegenden Gehaltsgesetzes bedeutet, wie auch schon aus der Reihenfolge im Reichsgesetzblatt hervorgeht,

[1]) Vgl. auch § 1 des Gesetzes vom 9. April 1870 über die Pensionsbehandlung des Lehrpersonals der vom Staate erhaltenen Lehranstalten (Marenzeller I, Nr. 415).

nicht eine Bei-, sondern eine Unterordnung und begründet demnach nicht eine Ausscheidung des Staatslehrpersonals aus dem Begriffe „Staatsbeamter“, sondern vielmehr eine ausdrückliche Einbeziehung, die weiterhin überall, wo sie selbstverständlich ist, wegfällt, so in der Verordnung des Gesamtministeriums vom 18. Juni 1873 betreffend das Ausmaß der Diäten und der Fahrkosten der Staatsbeamten bei Dienstreisen und in der mit Allerhöchster Entschließung vom 15. Oktober 1889 genehmigten neuen Uniformierungsvorschrift für Staatsbeamte, auf welcher der Ministerialerlaß vom 5. November 1890, Z. 2130, basiert, der das Staatslehrpersonal gewiß nicht als Lehrpersonen — denn „die Ausübung der lehramtlichen Tätigkeit hat stets in der Zivilkleidung stattzufinden“ — sondern als Staatsbeamte zum Tragen der Uniform verpflichtet bei „dienstlichen Vorstellungen, Ablegung des Diensteides, Vorstellung beim Landeschef oder bei dem vorgesetzten Ministerium, und zwar auch im Falle der Einbringung von Privatanliegen“.

Ganz unzweideutig ist die Staatsbeamtenschaft des Staatsmittelschullehrers ausgesprochen in dem schon früher zitierten Pensionsgesetz vom 9. April 1870, § 1, Alinea 2: „Die an den Staatslehranstalten zugebrachte Zeit ist in der Weise zu berechnen, daß je drei in dieser Dienstleistung vollständig zurückgelegte Jahre für vier gezählt werden, und zwar auch dann, wenn ein Übertritt aus einer anderen Staatsanstellung in ein solches Lehramt oder umgekehrt stattgefunden hat“. — Dasselbe besagt ein Verwaltungsgerichtshoferkenntnis vom 28. Juni 1895, Z. 3267, in welchem es heißt: „Denn durch dieses Gesetz (Pensionsgesetz) sind die für die Staatsbeamten, zu denen auch die Professoren der vom Staate erhaltenen Lehranstalten gehören, geltenden allgemeinen Pensionsvorschriften unberührt geblieben“. — Und in einem anderen Fall begründet dieselbe Instanz ihre Entscheidung vom 20. Oktober 1905, Z. 11.225, in einer auch die Gemeindewahlen betreffenden Angelegenheit folgendermaßen: „Zisterzienserordenspriester, welche zufolge eines Übereinkommens zwischen dem Stifte Ossegg und der Stadtgemeinde Komotau an der von dieser Gemeinde erhaltenen Mittelschule die Direktor- und zwei Lehrstellen versehen, sind dadurch weder Angestellte des Hofes, Staates, Landes oder eines öffentlichen Fonds im Sinne des § 15 der Gemeindewahlordnung noch überhaupt öffentliche Beamte geworden. Eine Gleichstellung mit den staatlich angestellten Lehrpersonen findet daher bezüglich des Gemeindewahlrechtes nicht statt“. — Endlich werden in der Gemeindewahlordnung Niederösterreichs vom 23. Juli 1904 die Mittelschullehrer als „Staats- oder Landesbeamte“ der IX. oder einer höheren Rangklasse in den I. Wahlkörper eingereiht. — Diesem klaren Wortlaut gegenüber erscheint es unzulässig, zur unnatürlichen Schaffung eines Gegensatzes zwischen Staatsbeamten und Staatslehrpersonen auf die Verschiedenheit der Dienstzeit, des Gehaltes u. dgl. hinzuweisen. Unterschiede solch untergeordneter Art können bei der Entscheidung der vorliegenden Kardinalfrage nicht in Betracht kommen. Die Anlässe, in solch untergeordneten Fragen Unterscheidungen eintreten zu lassen, können verschiedene sein. Ich will nur darauf hin-

weisen, daß man durch einen solchen Fehlschluß unter Hinweis auf die kais. Verordnung vom 10. März 1860 über die Disziplinarbehandlung der k. k. Beamten und Diener aus dem Umfange des Begriffes „Staatsbeamter“ auch die Gerichtsbeamten eliminieren könnte, da es im § 17 der zitierten Verordnung heißt: „Auf Gerichtsbeamte und Diener der Gerichtsbehörden und der Militärverwaltung, auf den Lehrerstand usw. hat die gegenwärtige Verordnung keine Anwendung zu finden“. Zu einem ähnlichen Resultate käme man durch eine falsche Interpretierung des Geltungsgebietes der neuen Dienstpragmatik.

2. Das Heimatsrecht der Staatsmittelschullehrer, von dem eben ihr Wahlrecht abhängig ist, gründet sich wie das der übrigen Staatsbeamten auf die Heimatsgesetznovelle vom 5. Dezember 1896 (s. Erkenntnis des Verwaltungsgerichtshofes vom 3. April 1897, Z. 1946).

3. Und was soll erst beim Direktor einer Staatsmittelschule geltend gemacht werden zum Beweise dafür, daß er Staatsbeamter ist? Ist er nicht Aufsichtsorgan und in gewissen Fällen „I. Instanz“, Verwaltungs- und Rechnungsbeamter in einer Person? Hat er nicht eine so ausgedehnte Amtsführung, daß er bei Aufwand aller freien Zeit oft leider nicht genug „Lehrer“ sein kann! Daß aber die Direktionen der Staatsmittelschulen „Behörden“, und zwar schon ihrer Verantwortlichkeit nach (cf. O.-E. § 103) Staatsbehörden sind, das wurde durch den Ministerialerlaß vom 18. Mai 1878, Z. 6747, ausdrücklich erklärt. Ist es nun denkbar, daß es eine Behörde gibt ohne Beamte?

4. Und wie steht es mit den Landesschulinspektoren und den den Schulbehörden zur Dienstleistung zugewiesenen Staatsmittelschullehrern? In wessen Diensten stehen sie? Sind sie wirklich erst Staatsbeamte geworden, seitdem sie der Unterrichtstätigkeit entrückt sind? Oder ist es denkbar, daß ein Landesschulinspektor und der Direktor einer Staatsmittelschule in der VI. Rangklasse, von denen beide genau die gleiche Uniform tragen, der eine Staatsbeamter sei, der andere nicht? Der Staat selbst müßte ein Interesse daran haben, diesen Unterschied, wenn ein solcher wirklich bestünde, auch äußerlich zum Ausdrucke zu bringen.

5. Spricht für uns der bisher, d. i. seit mehreren Dezennien, ausnahmslos gepflogene Brauch. Und doch wäre zu erwarten, daß im Falle der Unzulässigkeit dieser Einreihung wenigstens irgendwo einmal im Sinne des Verwaltungsgerichtshoferkenntnisses vom 7. Dezember 1892, Z. 3725, eine solche Gemeindewahl „wegen gesetzwidrig erfolgter Bildung der Wahlkörper von Amts wegen außer Kraft gesetzt worden wäre“.

Der Grund aber, warum in der Gemeindewahlordnung für Böhmen die Staatsmittelschullehrer nicht ausdrücklich genannt sind, wenn man sie eben nicht unter die „Staatsbeamten“ zählen will, liegt wohl darin, daß es zur Zeit des Zustandekommens jener Gemeindewahlordnung (1864) außerhalb Prag und Reichenberg nur sehr wenige Staatsmittelschulen gab — eine größere Zahl solcher Anstalten wurde erst im Jahre 1870 ins Leben gerufen —, noch mehr aber darin, daß erst im Gesetze vom 9. April 1870 (§ 13) die Direktoren der Mittelschulen in die VIII., die

Professoren in die IX. Diätenklasse und später mit Gesetz vom 15. April 1873 (§ 1) die Direktoren der Staatsmittelschulen in die VII. Rangklasse eingeteilt wurden, die Professoren in die VIII. Rangklasse befördert werden konnten.

6. Schließlich spricht für unsere Auffassung der Umstand, daß die Gemeindewahlordnungen aller Kronländer sichtlich die Tendenz verraten, der Intelligenz ein bevorzugtes, den Staatsbeamten ein ganz besonders bevorzugtes Wahlrecht zu sichern. So kommt es, daß in der Gemeindewahlordnung für Böhmen die Staatsbeamten bis zur VIII. Rangklasse, in den Gemeindewahlordnungen anderer Kronländer (Mähren, Schlesien, Tirol) selbst jene der IX., X. und XI. Rangklasse in den I. Wahlkörper eingereiht werden, letztere unter der ausdrücklichen Voraussetzung, daß sie juridisch-politische oder höhere technische Studien zurückgelegt haben. Derselben Rücksicht verdanken die Doktoren, welche ihren akademischen Grad an einer inländischen Universität oder an einer inländischen technischen Hochschule erhalten haben — ohne eine Staatsanstellung innezuhaben —, das bevorzugte Wahlrecht im II. Wahlkörper.

Hinsichtlich des zweiten Punktes der Begründung der Entscheidung der k. k. Statthalterei in Prag (s. o.) kann ich mich wohl kürzer fassen. Schon im O.-E. ist es ausgesprochen (§ 10): „Neben den Staatsgymnasien können auch bischöfliche Gymnasien, ferner Gymnasien geistlicher Korporationen, weltlicher Gemeinden, anderer Gesellschaften oder auch einzelner Personen, wie bisher fortbestehen oder neu errichtet werden". Und so existieren tatsächlich nicht nur neben Staatsmittelschulen Landes- und Kommunalgymnasien (-Realschulen), ja es baut sich mitunter z. B. auf eine Landesuntermittelschule eine Kommunalobermittelschule auf und es gibt Anstalten, an welchen neben den vom Staate bestellten Lehrkräften vertragsmäßig auch von einem Stifte bestellte oder beigestellte Lehrer wirken oder wirkten (Budweis, Pilsen, Komotau). Wohl war man schon im Jahre 1870 bemüht, durch die Schaffung des Reziprozitätsverhältnisses die Sicherheit der Stellung solcher Lehrer zu vergrößern, doch gibt es immerhin zwischen Staatsmittelschulen und anderen Mittelschulen sowie zwischen Staatsmittelschullehrern und anderen Mittelschullehrern wesentliche Unterschiede, so z. B. hinsichtlich des Rechtes der Abhaltung von Maturitätsprüfungen (s. o.), hinsichtlich der Verpflichtung der Ablegung des Diensteides[1]), hinsichtlich der Ernennungsbehörden, bezw. Bestätigungsinstanzen usw.

Ich möchte also mit Rücksicht auf das in unserer Angelegenheit von einem hohen Austrägalsenat am 18. März 1910, Z. 119, publizierte Erkenntnis im Gegensatze zu der oben wiedergegebenen Begründnng der Entscheidung der k. k. Statthalterei in Prag sagen: Zweifellos bestehen vor dem Gesetze mehrere Kategorien von Lehrpersonen; jedenfalls konnte

[1]) Ministerialerlaß vom 13. Februar 1868, Z. 439: „Die im Reichsgesetzblatte vom Jahre 1850, Nr. 219, vorgezeichneten Eidesformeln haben lediglich für Lehrindividuen an Staatsanstalten Geltung und ist eine Beeidigung der an Ordensgeistlichen- oder Kommunalmittelschulen wirkenden Lehrkräfte von Staats wegen nicht zu fordern".

es aber nicht in den Intentionen des Gesetzgebers liegen, zwei Kategorien von Staatsbeamten zu schaffen, von denen bei gleich hochstehender Vorbildung und Wichtigkeit ihres Berufes die eine eines „wichtigen politischen, ihr durch das Staatsgrundgesetz gewährleisteten Rechtes“ verlustig gehen sollte, welches jene nicht geringe Zahl von Beamten, die ohne akademische Bildung beim Post-, Rechnungs- und Kanzleiweisen in die VIII., ja selbst in die VII. Rangklasse vorzurücken Gelegenheit haben, jederzeit unbeanständet ausübt.

Hochansehnliche Versammlung! Ich kann nicht glauben, daß eine kleinliche Wahlintrigue imstande sein sollte, ein von Juristen und Laien jahrzehntelang anerkanntes Recht zunichte zu machen, und vermute, daß der Referent bei der k. k. Statthalterei in Prag selbst in seine Beweisführung kein volles Vertrauen setzt, sonst hätte er ein hohes k. k. Reichsgericht nicht gebeten, entweder seiner Auffassung beizupflichten oder aber sich für nichtkompetent zu erklären.

Klarheit aber, glaube ich, muß für alle Fälle in diese wichtige Angelegenheit kommen. Denn die Entscheidung über die hier aufgerollte Frage interessiert begreiflicherweise die breitesten Schichten der Bevölkerung in Stadt und Land; insbesondere aber sehen die Vertreter eines ganzen Standes in gespanntester Erwartung dem Tag entgegen, an welchem entschieden werden soll, ob der Staat es geschehen läßt, daß die Vertreter jenes Standes, dem er die Vorbildung seines ganzen höheren Beamtenstandes anvertraut, hinsichtlich eines anerkannt bedeutungsvollen politischen, durch das Staatsgrundgesetz gewährleisteten Rechtes ihres Staatsbeamtencharakters entkleidet und so aus dem gewaltigen Gefüge der Staatsbeamtenschaft ausgeschieden werden, das in unserer Zeit mehr denn je das mächtige Bollwerk bildet gegen drohende schwere Gefahren. (Lebhafter Beifall und Händeklatschen.)

Dir. Dr. Polaschek: In meiner Eigenschaft als Obmann des Rechtsschutzkomitees des Reichsverbandes der österreichischen Mittelschulvereine muß ich ein paar Worte zu diesem Fall sprechen. Er hat uns nicht meritorisch, sondern in anderer Art beschäftigt. Es handelte sich darum, festzustellen, ob dieser Fall einzelne Personen unseres Standes angeht oder den Stand als solchen und ob dann satzungsgemäß für die auflaufenden Prozeßkosten der einzelne oder der ganze organisierte Mittelschullehrerstand aufzukommen habe. Die Entscheidung des Rechtsschutzkomitees basiert auf der Rechtsansicht, daß uns jetzt auf einmal der Staatsbeamtencharakter abgesprochen wird, und zwar nicht von einer Korporation einer hinterwäldlerischen Gemeinde, sondern von der Landesstelle. Es wurde also selbstverständlich die Entscheidung gefällt, daß der ganze Stand dadurch tangiert sei und infolgedessen auch die Organisation für die Prozeßkosten aufzukommen habe.

Der Grund aber, warum ich zu diesem Thema das Wort ergreife, ist, um den Herren, die der Organisation nicht angehören, begreiflich zu machen, daß sie durch ihr Abseitsbleiben von den einzelnen Vereinen sich und den Stand schädigen. (Lebhafter Beifall.) Es muß offen gesagt werden: ein Teil der Mittel-

schulprofessoren opfert Arbeit, Geld und Gesundheit, um für den Stand etwas zu leisten. An den Früchten aber nehmen nicht bloß jene teil, die die Arbeit leisten, sondern auch jene, die sich jeder Förderung ablehnend verhielten. Ich glaube, der Fruchtgenuß sollte doch allen ans Herz legen, sich auch am Säen zu beteiligen. Das Rechtsschutzkomitee hat seine Wirksamkeit erst seit zwei Jahren begonnen und es sind Fälle vorgekommen, die zu denken geben. Bisher hat das Komitee mit Glück überall eingreifen können. Ich weise nur auf einen Fall hin, wo ein Lehrer in einer gewissen Aufregung, die wir ja begreifen können und die von einem Schüler provoziert wurde, sich hinreißen ließ, ihm ein Schimpfwort zuzurufen. Der Vater klagte: Der Lehrer wurde in der ersten Instanz freigesprochen, in der zweiten aber wegen Verbalinjurie zu einer Arreststrafe verurteilt, die allerdings später in eine Geldstrafe umgewandelt wurde. Das war noch ein großes Glück. Als ich beim Obersten Gerichtshof intervenierte, sagte man mir: Wäre die Umwandlung in eine Geldstrafe nicht vorausgegangen, dann wäre der Mann heute unmöglich. Der Oberste Gerichtshof hat dann das Urteil gesprochen, das wir alle erwarteten. Es wurde ausgesprochen, daß der Lehrer gewissermaßen wie ein Kind dem Vater gegenübersteht, und daß er, wenn er einmal ein unbedachtes Wort spricht, höchstens in Disziplinaruntersuchung gezogen werden kann.

Sie sehen also, wie wichtig eine Institution wie das Rechtsschutzkomitee ist. Das Komitee ist aber ein Organ des Reichsverbandes. Der Reichsverband setzt sich aus den Mittelschulvereinen zusammen. Soll das Rechtsschutzkomitee eingreifen, dann muß der den Schutz heischende Lehrer einem dieser Vereine angehören. Treten Sie also der Organisation bei, dann ist Ihnen und dem Stande gedient. (Beifall.)

Prof. Dr. Spitzer (Czernowitz): Zur Ergänzung des Vortrages bemerke ich, daß man nur die Fahrlegitimationen der Beamten der IX., VIII. und VII. Rangklasse anzusehen braucht. Die staatlichen Lehrer werden gar nicht extra genannt. Die neue Dienstpragmatik gilt allerdings nicht für staatliche Lehrpersonen; wenn Sie aber den Motivenbericht ansehen, so finden Sie, daß ihn die Regierung ausdrücklich damit begründet, daß die Rechtsbedingungen der Lehrpersonen von denen der „übrigen" Staatsbeamten abweichen. Damit ist klar gesagt, daß auch wir Staatsbeamte sind. Außerdem existiert ein ganz klares Erkenntnis des Verwaltungsgerichtshofes vom 28. Juni 1895 bei Budwinski über die Anwendung der Pensionsbestimmungen („ob man vor dem 65. Jahr pensioniert werden kann"). Da heißt es ausdrücklich: „Professoren an staatlichen Mittelschulen sind auch Staatsbeamte". Diese drei Momente beweisen ebenfalls unseren Charakter als Staatsbeamte. (Beifall.)

Dir. Gutscher (Graz): Ich möchte Genaueres über die Heimatsberechtigung jener Lehrer wissen, die noch nicht definitiv angestellt sind. Heuer erklärte eine Gemeinde, sie betrachte einen Lehrer, der noch nicht das Probetriennium hinter sich habe, nicht als heimatsberechtigt. Die Konsequenzen wurden allerdings nicht gezogen; denn der Betreffende hat bald darauf die definitive Anstellung erlangt. Weiter möchte ich

auf die Frage aufmerksam machen, ob den provisorischen Lehrern ein Wahlrecht gewährleistet ist. Es hat das zwar praktisch nicht viel Wert; es kann aber bei einer Mobilisierung wesentlich werden, ob im Fall eines Unglücks die Familie die Zuständigkeit in der betreffenden Gemeinde hat oder nicht. (Sehr richtig!)

Vorsitzender: Ich erlaube mir gleichfalls eine Bemerkung. Die Sache ist noch komplizierter wegen der Bestimmungen der böhmischen Gemeindewahlordnung. Denn in einem späteren Punkt heißt es: Das besondere Wahlrecht im II. Wahlkörper wird den Lehrern, Professoren und Direktoren der Schulen in der Gemeinde zugesichert. Zu jener Zeit war kein Professor oder Direktor in der VIII. Rangklasse, sondern nur der Schulrat, der jetzige Landesschulinspektor. Sollte also das Reichsgericht entscheiden, daß wir wegen dieses zweiten Punktes das qualifizierte Wahlrecht nicht haben, so müßten wir sofort an den böhmischen Landtag, wenn er arbeitsfähig wird, herantreten, daß die Gemeindewahlordnung geändert wird.

Im Anschluß an die Ausführungen des Herrn Dir. Dr. Polaschek will ich auf folgende Merkwürdigkeit aufmerksam machen: Der Lehrer darf den Schüler nicht beschimpfen, aber er darf ihm ein Kopfstück geben. (Heiterkeit.) Für das Verhalten der Lehrer zu den Schülern ist nur das Strafgesetz maßgebend. Der Lehrer wird nur bestraft, wenn die Züchtigung derart ist, daß sie der Gesundheit schadet. Für die Volksschüler sind die Prügel abgeschafft, auf die Mittelschulen hat man vergessen. (Heiterkeit.)

Wenn niemand mehr das Wort wünscht, danke ich dem Herrn Vortragenden für seine ausgezeichneten Ausführungen. Ich hoffe, daß die Entscheidung im Sinne dieses Vortrages ausfallen wird[1]).

Wir kommen nun zum nächsten Punkt der Tagesordnung: „Zur Änderung der Prüfungsvorschrift für Lehramtskandidaten". Ich ersuche den Herrn Prof. Dr. Nathansky, seinen Bericht zu erstatten über das Thema:

„Zur Änderung der Prüfungsvorschrift für Lehramtskandidaten".

Prof. Dr. Alfred Nathansky (Triest): Auf der letzten Mittelschulenquete hat die banale, aber nichtsdestoweniger unbestreitbare Wahrheit, daß die Schulfrage vor allem eine Lehrerfrage ist, zu verschiedenen kritischen Bemerkungen über die Heranbildung der Mittelschullehrer Anlaß geboten. Fachvereine aller Art, dazu die beiden letzten Tagungen der Philologen und Schulmänner, haben über nötige oder wünschenswerte Reformen im Studienbetrieb und in der beruflichen Ausbildung eingehend diskutiert, am gründlichsten und umfassendsten die „Wiener Mittelschule", in deren Sitzungen die Hochschule das ihr in diesen Dingen

[1]) In seiner Entscheidung vom 18. April 1910 hat das k. k. Reichsgericht der Beschwerde stattgegeben. Die Staatsmittelschullehrer sind also Staatsbeamte. (Anmerkung der Redaktion.)

zweifellos gebührende wichtige Wort mitzureden in die Lage kam. Wenn ich hier aus dem Komplex dieser Fragen lediglich die einer Änderung der geltenden Prüfungsvorschrift herausgreife, so hat das mehrfache Gründe. Vor allem glaube ich der Sache zu dienen, wenn ich die Diskussion bei der beschränkten Zeit unserer Tagung in das Bett der speziellen Prüfungsnormen steuere; dann läßt sich eine Prüfungsvorschrift viel leichter reglementieren als die von so vielen Imponderabilien abhängige Heranziehung der Kandidaten; endlich scheint die Abänderung der Prüfungsvorschrift von 1897 schon mit Rücksicht auf die seither entstandenen neuen Mittelschultypen unumgänglich notwendig und auch vom Ministerium ins Auge gefaßt. Aus diesen Erwägungen hat mich der Verein „Deutsche Mittelschule für Krain und Küstenland" nach eingehender Beratung beauftragt, dem weiteren Forum des deutsch-österreichischen Mittelschultages die gedruckt in Ihren Händen befindlichen Vorschläge zu unterbreiten.

Diese Vorschläge lauten:

1. Abschaffung der Approbation für Nebenfächer.
2. Folgende Fachgruppen:
   a) Zwei Sprachfächer (LG, LD [Realgymnasium] GD, LF [Realgymnasium] DF, DE, D Landessprache, FE, F Landessprache usw.), *b)* DH ohne Gg, *c)* HGg, *d)* Ng Gg, *e)* MPn, *f)* Pp mit einem Sprachfach oder H oder M, *g)* MGe, *h)* Ng Ch.

3. Beschränkung der Klausurprüfung auf je eine vierstündige Arbeit für jedes Fach, die im wesentlichen der praktischen Erprobung des Kandidaten dienen soll (Übersetzung aus einer Fremdsprache, Kommentierung einer Stelle in einer fremden Sprache, Lösung von Problemen usw.). Die auf einen Kandidaten entfallenden zwei Klausurprüfungen sind an verschiedenen Tagen abzulegen.

Der Vortragende begründet seine Vorschläge sehr eingehend und erntet für seine sachlichen Ausführungen lebhaften Beifall.

In der Debatte ergreift zuerst das Wort Hofrat Dr. Schipper. Ich bedaure es, daß Herr Hofrat Dr. Huemer heute nicht anwesend ist, weil er vielleicht besser in der Lage wäre als ich, einige Aufklärungen über die Schritte zu geben, die wegen der Revision der Prüfungsvorschriften geplant sind. Ich darf vielleicht mitteilen, daß, abgesehen von den Anregungen, die uns aus Mittelschulkreisen zugeflossen sind, auch von der Wiener Hochschule schon vor ein paar Jahren eine Anregung gegeben wurde. Es hat eine Beratung über die Fragen allgemeiner Art und über Detailfragen stattgefunden. Unsere Vorschläge sind in ziemlich ausgearbeiteter Form an das Ministerium gelangt und haben den Anlaß gegeben, daß auch andere Prüfungskommissionen befragt wurden. Ihre Äußerungen sind eingelaufen und es wird in nächster Zeit eine Beratung darüber im Ministerium stattfinden.

Im großen und ganzen glaube ich sagen zu dürfen, daß unsere Vorschläge darauf hinausgehen, die Unklarheiten in der jetzigen Prüfungsvorschrift, deren es eine große Zahl gibt, zu beseitigen und Erleichterungen

zu schaffen, die notwendig sind, praktische Prüfungsgruppen statt der unpraktischen einzuführen. Gegenüber der bestehenden Prüfungsvorschrift sind in der Praxis tatsächlich schon seit einer Reihe von Jahren Erleichterungen durchgeführt worden. Ich erinnere nur daran, daß es in der Prüfungsvorschrift heißt: „Die Reprobation soll in der Regel auf ein Jahr erfolgen, nur in besonders rücksichtswürdigen Fällen auf ein halbes Jahr". In der Praxis ist das umgekehrt. Die Reprobation erfolgt in der Regel auf ein halbes Jahr und nur in besonderen Fällen auf längere Zeit; und das halbe Jahr wird auch noch abgekürzt, indem die Prüfung gewöhnlich von einem Termin auf den anderen abgehalten wird, also vielleicht in vier bis fünf Monaten.

Die Vorschläge, die hier gemacht werden, sind außerordentlich dankenswert und werden gewiß auch bei der Beratung im Ministerium berücksichtigt werden. Manches davon ist tatsächlich bereits durchgeführt. Zum letzten Punkt, die Datierung des Zeugnisses, hat Herr Landesschulinspektor Dr. Kauer eine Anregung gegeben, die sofort wenigstens in Wien befolgt wurde.

Was nun die einzelnen Vorschläge betrifft, so erkläre ich, daß ich mit der Abschaffung der Approbation für Nebenfächer durchaus einverstanden bin, weil solide, tüchtige Kenntnisse für den Unterricht in den unteren Klassen mindestens so notwendig sind wie für die oberen Klassen. (Beifall.) Auf die einzelnen Fachgruppen will ich nicht näher eingehen, es muß das Sache der Spezialberatung sein. Es berührt das vielfach Fragen des technischen Unterrichtsbetriebes und der Verwaltung, worüber kaum sofort geurteilt werden kann.

Ein wichtiger Punkt ist der der Klausurarbeiten. Darüber kann verschieden geurteilt werden und auch die Praxis ist ganz verschieden. In Preußen bestand vor ungefähr 40 Jahren, als ich die staatliche Mittelschulprüfung in Bonn ablegte, überhaupt keine Klausur. In den Jahren 1872 bis 1876 war ich Mitglied der Prüfungskommission in Königsberg und da war die Klausur auch noch nicht eingeführt. In England wird darauf sehr viel Gewicht gelegt. Bei den Universitätsprüfungen in Oxford und Cambridge, die zwar keine staatliche Gültigkeit haben, sondern lediglich die Verleihung von Universitätsgraden bezwecken, besteht die Klausur. In Cambridge wird die Prüfung überhaupt nur in Klausur gemacht. Gewisse Staatsprüfungen in England sind auch nur Klausurprüfungen und die Klausur ist so geheim, daß Examinator und Student sich kaum zu Gesicht bekommen. Dem Examinator wird die ausgearbeitete Arbeit zugeschickt und er spricht darüber sein Urteil, ohne den Examinanden gesehen zu haben. Das sind also scharfe Gegensätze. Ich muß gestehen, daß ich aus mancherlei Gründen auch für eine Herabminderung und Erleichterung der Klausur eintrete. Eine vierstündige Klausurarbeit erscheint tatsächlich in den meisten Fällen ausreichend. Wie es sich bei den rein praktischen Fächern verhält, darüber steht mir kein Urteil zu. In den Naturwissenschaften, Physik, Chemie wird wohl eine Klausurarbeit kaum zu erlassen sein. Bei rein philologischen und historischen Fächern könnte sie aber sehr eingeschränkt werden, und wo sie besteht, sollte sie so

eingerichtet werden, daß die Klausurarbeit dem Examinanden möglichst weiten Spielraum offen läßt, so daß es ihm unter allen Umständen nicht an Stoff fehlt und er nicht in Verlegenheit kommt, seine Kenntnisse darzulegen. In vielen Staaten wird diese Forderung auch erfüllt. In England z. B. ist die Praxis, daß statt einer einzigen Klausurarbeit einem Examinanden zehn bis zwölf Aufgaben zugewiesen werden, von denen er eine bestimmte Zahl, drei bis vier, befriedigend lösen muß. Ein ähnlicher Vorgang würde auch hier denkbar sein und würde gewiß eine Erleichterung bieten. Jedenfalls wären allzu spezialisierende Themen zu vermeiden (sehr richtig!), wobei es sich oft tatsächlich um ein reines Glücksspiel handelt. Der Kandidat kann die solidesten Kenntnisse haben und doch über einen bestimmten Dichter nicht viel zu sagen wissen. Übrigens kann ich Sie versichern, daß wenigstens in Wien die Beurteilung der Klausurarbeit so milde wie möglich vorgenommen wird.

Eine Schwierigkeit ist auch die, daß bei der Reprobation eine gute Klausurarbeit keine weitere Gültigkeit hat. Das bedarf nach meiner Meinung auch einer Reform, und ich würde, wenn ich der Enquete zugezogen werde, für die Beseitigung dieses Punktes stimmen. Für die gänzliche Abschaffung der Klausur möchte ich mich noch nicht aussprechen. Es wird das Sache der Beratung im Ministerium sein, auf die ich keine Ingerenz habe.

Im übrigen danke ich für die Anregungen, die nicht nur hier geboten wurden, sondern auch in verschiedenen Mittelschulvereinen, und ich erblicke gerade darin einen bedeutenden Fortschritt unserer Zeit, ein einhelliges, einträchtiges Zusammenwirken der Hoch- und Mittelschule. (Lebhafter Beifall.)

Prof. Mauler (Wien) wünscht im Interesse des Nachwuchses, nicht eine zu reichliche Aufteilung der einzelnen Prüfungsgruppen vorzunehmen.

Prof. Brückner: Der Vortragende hat auch die Schaffung von Lehrerbildungsanstalten berührt. Es ist selbstverständlich, daß dies für die wissenschaftliche Ausbildung der Lehramtskandidaten von großem Vorteil wäre. Es ist aber Tatsache, daß Kandidaten, die ihre Studien an einer Universität absolvieren, die gleiche Ausbildung erfahren wie jene, die die Berechtigung besitzen, auf Grund einer wissenschaftlichen Arbeit das Doktorat zu erlangen und von der Universität graduiert werden. Es wurde weiter hervorgehoben, daß die Lehramtsprüfungen ziemlich schwierig und kompliziert sind. Man sollte also den Kandidaten, um ihnen beim Eintritt ins Leben eine bessere gesellschaftliche Stellung zu verschaffen, ebenfalls Universitätsgrade auf Grund der Lehrbefähigungsprüfung erteilen, etwa als Doktoren der Philosophie oder der pädagogischen Wissenschaften. Die Veterinärärzte werden heute Doktoren, ebenso die Absolventen der Hochschule für Ackerbau, der Techniker ebenfalls, die Lehramtskandidaten aber sind in gesellschaftlicher Beziehung nichts, solange sie nicht eine definitive Stellung haben.

Prof. Vogel (Göding) bemerkt, daß nach der jetzt geltenden Prüfungsordnung bei der Fachgruppe Mathematik und darstellende Geometrie 1. die Prüfung aus beiden Gegenständen auf einmal abgelegt werden

müßte und daß 2. das Bestehen der Prüfung aus der Mathematik für die Zulassung zu jener aus der darstellenden Geometrie Bedingung sei.

Dies sei offenbar eine Härte, weil ja bei den meisten anderen Fachgruppen eine Teilung der Prüfung gestattet sei. Auch sachlich sei gegen eine Teilung der Prüfung nichts einzuwenden, weil die für das Studium der darstellenden Geometrie notwendigen Kenntnisse aus der Mathematik durchaus nicht so umfangreich seien, daß man zunächst die Prüfung aus Mathematik als Hauptfach ablegen müßte. Erfreulich sei, daß die Prager Prüfungskommission den Kandidaten nicht nur die Teilung der Prüfung gestatte, sondern ihnen auch die Reihenfolge der Gegenstände frei lasse. Hoffentlich werde dieser humane Usus auch nach Wien verpflanzt.

Landesschulinspektor Dr. Kauer: Ein Herr Vorredner hat das Wort „Supplentenelend" vorgebracht. Ich glaube, daß nach der Tagesordnung darauf kaum mehr die Sprache kommen wird und möchte daher jetzt einige Bemerkungen darüber machen. Wir könnten eigentlich erfolgreich gegen dieses Supplentenelend ankämpfen, indem wir schon den Schülern Ratschläge geben, welchem Lehrfach sie sich widmen sollen. Ich erinnere mich da an einen Fall, der vor meinem Abgang vom Hietzinger Gymnasium vorgekommen ist. Zwei Schüler kamen nach der Matura zu mir und fragten: Sollen wir Geschichte und Geographie oder Mathematik studieren? Ich sagte: Ihr dürfet weder das eine noch das andere: wenn ihr nicht wisset, was ihr studieren sollt, dürft ihr überhaupt keine Mittelschullehrer werden. Sie sind dann Juristen geworden und wir haben dadurch vielleicht zwei schlechte Lehrer erspart. Es kommt also darauf an, ob einer die Eignung zum Lehrfach hat oder nicht. Wenn man die Schüler entsprechend warnt, so ist das das beste Mittel gegen das Supplentenelend und gegen die Überfüllung in einzelnen Fachgruppen.

Herr Prof. Dr. Nathansky hat mit seinen kritisierenden Bemerkungen über die Lehrerbildungsanstalt das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. Niemand hat daran gedacht, Lehrerbildungsanstalten für Mittelschullehrer zu gründen, aber es ist tatsächlich richtig, daß von der Hochschule Lehrer kommen, welche pädagogisch nicht besonders ausgebildet sind. Die Herren, die von der Hochschule weg ins Lehramt eintreten, mußten sich vielleicht mit großen Schwierigkeiten für die Prüfung vorbereiten und werden dann oft gleich als Supplenten verwendet, haben also überhaupt nicht die Möglichkeit, sich pädagogisch vorzubilden. Ich halte letzteres aber für unbedingt notwendig. Ich bedaure es jederzeit, wenn dem Supplenten das Probejahr nachgesehen wird und ihm dadurch die Möglichkeit pädagogischer Ausbildung benommen wurde. Die pädagogische Vorbildung der Lehramtskandidaten an der Universität ist entschieden einer weiteren Ausbildung fähig, und nur in diesem Sinn ist das Verlangen nach einer solchen aufzufassen, nicht im Sinn der Schaffung von Lehrerbildungsanstalten.

Ich glaube im Sinne aller Anwesenden zu sprechen, wenn ich dem Herrn Hofrat Schipper herzlichst danke. Er ist in erster Linie berufen, als Präses der wichtigsten Prüfungskommission sein Votum über diese

Frage abzugeben. Dafür, daß er im Sinne unserer Versammlung heute gesprochen hat, schulden wir ihm herzlichsten Dank. (Lebhafter Beifall.)

Prof. Karl Auer: Das Zeugnis über die Prüfung in deutscher Sprache gestattet jedem Lehramtskandidaten, mit deutscher Unterrichtssprache zu lehren. Wie die Prüfung heute gehandhabt wird, ist sie aber ganz überflüssig. Es kommt wiederholt vor, daß deutsche Lehramtskandidaten, weil sie eine Kleinigkeit aus der Grammatik nicht wissen, nur mit „genügend“ klassifiziert werden, Kandidaten nichtdeutscher Nationalität aber, weil sie alles bis ins Detail gekeilt haben, obwohl sie sonst ein Kauderwelsch sprechen, ein „sehr gut“ bekommen. (Beifall und Heiterkeit.) Ich glaube, man sollte entweder diese Prüfung abschaffen oder an ihre Stelle einen Probevortrag setzen. Da wird sich zeigen, ob der Kandidat imstande ist, in deutscher Sprache zu unterrichten. (Erneuter Beifall.)

Hofrat Schipper: Wir sind bei unseren Vorberatungen selbst für die Abschaffung dieser Prüfung eingetreten. Man hat den Antrag gestellt, daß Kandidaten, die von einer deutschen Mittelschule abgehen, an einer deutschen Universität studieren und deren Arbeit in Deutsch vollständig einwandfrei abgefaßt ist, von der Prüfung aus Deutsch als Unterrichtssprache dispensiert werden sollen. Es ist aber dagegen eingewendet worden — und ich kann diesen Einwand, den Herr Hofrat Dr. Huemer gemacht hat, nicht als unberechtigt bezeichnen —, daß es doch eine große Anzahl von Mittelschulen gibt, die allerdings deutsche Unterrichtssprache haben, aber in einem Lande liegen, wo die landesübliche Sprache nicht die deutsche ist. Diese jungen Leute erwerben dann das Recht, überall in ganz Österreich angestellt zu werden, und das sind tatsächlich oft Kandidaten, die nur theoretische Kenntnisse in der deutschen Sprache haben, aber doch nicht imstande sind, einen deutschen Satz vollkommen korrekt zu sprechen. Ich könnte dafür Beispiele anführen, wenn ich indiskret wäre. Auf diesen Einwand des Herrn Hofrates Dr. Huemer habe ich damals meinen Vorschlag aufgegeben, aber ich hoffe, es wird sich ein Modus finden, der den Wünschen der Herren Rechnung trägt. (Beifall.)

Vorsitzender: Die Debatte ist geschlossen. Der Herr Referent hat das Schluwort.

Berichterstatter Prof. Dr. Nathansky: Ich kann im Interese der Abkürzung von jeder Erwiderung absehen und bitte, nur über Punkt 1 und 3 meiner Forderungen abzustimmen, nicht aber über Punkt 2, den ich nur als provisorischen Vorschlag gemeint habe.

Bei der nun folgenden Abstimmung werden Punkt 1 und 3 der Referentenanträge einstimmig angenommen.

Vorsitzender: Die Versammlung hat durch ihren Beifall dem Herrn Vortragenden und dem Herrn Hofrat Schipper bereits den Dank abgestattet. Ich schließe mich demselben namens des geschäftsführenden Ausschusses vollinhaltlich an.

Sie haben gestern durch Zwischenrufe Ihre Meinung über die Abstimmung des Herrn Dr. Kleinpeter zum Ausdruck gebracht. Der

geschäftsführende Ausschuß ist sofort zusammengetreten und hat beraten, wie er sich dieser Abstimmung des Dr. Kleinpeter gegenüber verhalten soll, der in einer so wichtigen Standesangelegenheit seinen Stand verlassen hat. Der Ausschuß ist zu dem Entschluß gekommen, ihm in der Sektion, in der er heute sprechen soll, nicht das Wort abzuschneiden, sondern ihn sprechen zu lassen. Dieser Beschluß hat aber eine heftige Mißstimmung in weiteren Kreisen der Kollegen hervorgerufen und deshalb fragt Sie der Ausschuß, ob man Herrn Dr. Kleinpeter, der sich gegen unsere Standesinteressen in so eklatanter Weise vergangen hat, heute nachmittags seinen Vortrag halten lassen soll.

Nach einer lebhaften Debatte wird fast einstimmig der Antrag angenommen, den Vortrag des Herrn Prof. Dr. Kleinpeter von der Tagesordnung abzusetzen.

Vorsitzender: Wir kommen zu Punkt 3 der Tagesordnung.

Auf Antrag des Regierungsrates Dr. Thumser wird dieser Punkt auf die morgige Vollversammlung verschoben.

Der Vorsitzende macht aufmerksam, daß zu den turnerischen Vorführungen im Kursalon heute nachmittags Se. Exzellenz der Herr Minister erscheint. Ich bitte also die Herren, sich zahlreich einzufinden.

Ich schließe die Sitzung. (Schluß der Sitzung 12 Uhr mittags.)

Nachmittags wurden von 3 Uhr ab Sektionssitzungen abgehalten.

(Fortsetzung folgt.)

Wien. Jos. Zycha.

Privat- und Stegreiflektüre.

Wenn ich in den folgenden Zeilen einen auf mehrjährige Erfahrung sich stützenden und tatsächlich von Erfolg begleiteten Vorgang bei der Behandlung der altklassischen Privatlektüre mitteile, so bin ich weit entfernt von dem Glauben, daß nicht vielleicht auch andere Fachgenossen das gleiche Verfahren einschlagen. Wohl aber möchte ich einen größeren Kreis von Kollegen zu demselben Versuche bewegen und durch deren gelegentlich veröffentlichte Beobachtung eine kräftige Stütze für meinen Vorschlag gewinnen. Letzterer zielt nämlich dahin, daß die Privatlektüre in den Dienst der Stegreiflektüre gestellt werden solle. Mit anderen Worten: Die Privatlektüre möge nach Tunlichkeit in der Schule, also vor der ganzen Klasse geprüft und zugleich als Stegreiflektüre verwertet werden. Ich will mich darüber nun des Näheren aussprechen. Ende Oktober lasse ich mir den von den Schülern freiwillig gewählten Stoff der Privatlektüre angeben, bezw. stehe ich mit einem diesbezüglich erbetenen Rate gerne zur Verfügung. Weiters gebe ich ihnen die Tage an, an welchen im Laufe des Schuljahres Privatlektüre geprüft werden wird. Da den Schülern auf diese Weise Gelegenheit geboten wurde, den Umfang der Privatlektüre auf mehrere Termine zu verteilen (als Minimum eines zu prüfenden Lektürestoffes wurden 15 Seiten einer

Schulausgabe festgesetzt), konnte in den meisten Fällen eine sorgfältige Arbeit erzielt werden. Als Prüfungstermin pflegte ich bisher folgende Tage zu bestimmen: 1. Die zwei philologischen Stunden unmittelbar vor den Weihnachtsferien, 2. die erste nach diesen Ferien, 3. die zwei Stunden am Schluß des ersten Semesters (Termin 3 und 4 müßten jetzt allerdings verändert werden), 5. die zwei Stunden vor den Osterferien, 6. die erste nach diesen Ferialtagen, 7. die letzte Stunde vor Pfingsten, endlich 8. die erste Stunde nach Pfingsten. Ich brauche wohl nicht erst darauf hinzuweisen, daß an den meisten jener erwähnten Tage einer alten Gewohnheit gemäß nicht ernstlich geprüft wird und somit eine Ausnützung solcher Stunden für die Prüfung der Privatlektüre, bezw. für den Betrieb von Stegreiflektüre wohl keinem Tadel begegnen kann. Ich werde mich allerdings nicht wundern, wenn manche, mehr an das Wort als an den Geist der Instruktionen sich klammernde oder das Lehrpensum nicht vom Haus aus sich einteilende Kollegen erstaunt fragen werden, wie ich nach Wegfall von 11 der vorgeschriebenen Lektüre zu widmenden Stunden dennoch gewissenhaft mit dem obligaten Lehrstoffe fertig wurde. Diesen Zweiflern würde ich zurufen: *ἐπειδὰν ἅπαντ' ἀκούσητε, κρίνατε, μὴ πρότερον προλάμβανετε* (Demosth. I. Phil. 14).

An dem jeweiligen Prüfungstermin hatten sämtliche Schüler die Schulausgabe, welche die zu prüfende Privatlektüre enthielt, mitzubringen (Schüler, die einen außerhalb des Kanons der Schullektüre liegenden Stoff als Privatlektüre betrieben, wurden stets außerhalb der Schulzeit und separat geprüft). Zunächst wurde der Inhalt des, wie oben bemerkt, meist 15 Seiten umfassenden Lektüreabschnittes in Kürze besprochen, hierauf erhielt einer der anderen Schüler eine Stelle jenes Abschnittes vorgelegt, um sie aus dem Stegreif zu übersetzen. Ließ ihn etwa die Vokabelkenntnis im Stiche oder stolperte er aus sonst einem Grunde bei der Übersetzung, so hatte jener Schüler, der auf diese Privatlektüre vorbereitet war, ihm beizuspringen. So wurden zwei Fliegen mit einem Schlage geschlagen, einerseits hatte sich die Kraft eines Schülers an der Stegreifübersetzung zu erproben, anderseits wurde der Privatfleiß eines Schülers vor der ganzen Klasse — wohl gemerkt, nicht unter vier Augen — festgestellt. Dieser Vorgang wiederholt sich innerhalb der Prüfungstermine natürlich an mehreren Schülern; er erweckt einen derartigen Wetteifer, daß die anfängliche Schüchternheit der Schüler sich im Laufe der Zeit geradezu in Sehnsucht nach extemporierter Lektüre umwandelte. Zugleich drängt sich den Schülern immer mehr die Überzeugung auf, daß nur derjenige von ihnen Gewandtheit im unvorbereiteten Übersetzen erringen kann, der sowohl die laufende als auch die privatim gelesene Lektüre selbständig und ehrlich durcharbeitet. Knüpft sich nun an solche redliche Arbeit eine wiederholt gegebene Gelegenheit zur Schulung und Erprobung eigener Kraft, dann stellt sich immer lebhaftere Freude über den Erfolg ein und die Benützung der gedruckten Übersetzung wird nahezu ausgerottet. Je gewandter aber die Schüler sich bereits beim Stegreifübersetzen zeigen, um so rascher lassen sich unbeschadet der nötigen Genauigkeit gewisse Partien der obligaten Lektüre

durchnehmen. Eine Frucht jener durch 11 Stunden im Jahre für die Stegreiflektüre benützten Privatlektüre war eine mächtige Förderung des Betriebes der obligaten Lektüre. Und so kam es, daß ich stets ganz ehrlich und gewissenhaft den vorgeschriebenen Lesestoff mit den Schülern bewältigte. Für die Reifeprüfung aber kann ich nach meinen Erfahrungen keine bessere Vorschule mir denken als die konsequent durchs ganze Obergymnasium betriebene Pflege der Stegreiflektüre. Würde ich nicht vor allem bei der Maturitätsprüfung den Segen des geschilderten Vorganges erlebt haben, dann würde ich nicht mit solcher Entschiedenheit für ihn eintreten. Jene Herren Kollegen, die sich durch meine Zeilen zu gleichen Versuchen angeregt fühlen sollten, würden mich durch geneigte Mitteilung ihrer Erfahrungen zu herzlichem Danke verpflichten. Denn, wie überall, trägt auch auf dem Gebiete des Unterrichtes reger Gedankenaustausch über tatsächlich vorgenommene Versuche zur Vervollkommnung bei.

Brünn. Dr. Simon.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Literarische Miszellen.

Kleines Lehrbuch der italienischen Sprache von Sophie Heim, 1875—1900 Lehrerin des Italienischen an der höheren Töchterschule in Zürich. 5. Auflage. Zürich, Druck und Verlag von Schultheß & Cie. 1908. Preis geb. 2 Fr.

Dieses Buch ist vom Ref. in dieser Zeitschrift in seiner 4. Auflage gewürdigt worden. Die Verfasserin selbst hatte keine Gelegenheit, die 4., umgearbeitete Auflage des 'Kleinen Lehrbuches' mit Schülern vollständig durchzunehmen. Bei der sorgfältigen Durchsicht der Druckbogen der vorliegenden 5. Auflage hat sie die wenigen Mängel, die ihr auf wiederholtes Anfragen angegeben wurden, verbessert. Im übrigen erschien das Büchlein unverändert, der Stufe, für welche es bestimmt ist, vollständig angepaßt.

Bielitz. Eduard Stettner.

L. M. Hartmann, Der Untergang der antiken Welt. Sechs volkstümliche Vorträge. 2. Auflage. Wien, Heller & Cie. 1910. 139 SS. Preis Mk. 1·25, K 1·50.

In kunstvoll ebenmäßiger Gliederung behandelt der Verf., als Forscher auf diesem Gebiete lange und rühmlich bekannt, in den drei ersten Kapiteln die wirtschaftliche, politische und religiöse Entwicklung des IV., V. und VI. Jahrhunderts, welche in der Bilanz des komplizierten geschichtlichen Prozesses, der zur Auflösung des römischen Weltreiches geführt hat, das Defizit auf römischer Seite darstellt. In den drei folgenden Kapiteln werden als die Aktivposten, die an dieser Umbildung beteiligt sind, die Germanen und ihre Wanderung, die Begründung romanisch-germanischer Königreiche, die germanisch-romanischen Königreiche und das Aufkommen der Franken geschildert. Sowohl der Verlauf der geschichtlichen Entwicklung als auch die Rücksicht auf das Verständnis der Leser (ursprünglich der Zuhörer) nötigten aber H. wiederholt über das Jahr 300 zurückzugreifen und beispielsweise den Gegensatz des antiken Stadtstaates und des römischen Weltreiches, den Ursprung des Kolonates, die ältesten antiken Wirtschaftsformen, die Entstehung des

Berufsbeamtentums, die Umbildung des Prinzipates zur absoluten Monarchie, das Eindringen fremder Religionen ins römische Reich, den Gegensatz des älteren Christentums zur organisierten Kirche, die Zustände bei den Germanen zur Zeit des Cäsar und des Tacitus usw. zu erörtern. Nicht nur das große Publikum, das der Verf. in erster Linie im Auge hat, sondern auch der Fachmann wird das Büchlein mit lebhaftem Dank für reiche Belehrung, genußreiche Stunden und vielfache Anregung aus der Hand legen.

Graz. Adolf Bauer.

Otto Schmeil-Eduard Scholz, Leitfaden der Zoologie für die oberen Klassen und verwandter Lehranstalten. Mit 20 mehrfarbigen Tafeln und 400 Abbildungen in über 700 Einzeldarstellungen nach der Natur. XIII und 270 SS. 8°. Triest, Verlag von F. H. Schimpff 1909. Preis geb. 3 K 80 h.

Würdig reiht sich das vorliegende Lehrbuch den naturgeschichtlichen Unterrichtsbüchern, die der Biologe Otto Schmeil geschaffen hat und die in kurzer Zeit an mehreren tausend Schulen eingeführt sind, an. Dem Schulrat Scholz gebührt das Verdienst, die ausgezeichnete Methodik des Meisters in Lehrbüchern zur Geltung zu bringen, die an österreichischen Mittel- und höheren Mädchenschulen eingeführt werden können. Den Dank hiefür hat ihm die gesamte Lehrerschaft in vollem Maße gezollt. Worin die bisher unerreichte Methodik besteht, ist ja sattsam bekannt. — Schulrat Scholz verstand es in seinem neuen Lehrbuche Maß zu halten in dem darzubietenden Stoffe. 58 Seiten umfaßt die Somatologie. Eine lebendige, Lust und Liebe erweckende Behandlung des Stoffes! Recht vorteilhaft nehmen sich die Abschnitte über die Schädigung und die Pflege der einzelnen Organsysteme aus. In der anschließenden eigentlichen Tierkunde werden die Merkmale der Kreise, Klassen und Ordnungen vorweg kurz verzeichnet. Ein frischer Hauch weht durch die Darstellungen, keine monotone Behandlung, keine Ermüdung! Dies sind Vorteile, die nicht hoch genug anzuschlagen sind. Anderseits keine Weitschweifigkeit, alles in der richtigen gedrängten Form, stete Berücksichtigung der ausgestorbenen Tiertypen, deren Vertreter auch abgebildet sind. Und dann das Wesentlichste: keine Kopie nach Schmeil, nein, ein ganz neuartiges Lehrbuch, nur durchdrungen von den biologischen Prinzipien, welche Schmeil in das rechte Licht zu setzen verstanden hat. Die Abbildungen sind natürlich zumeist den Werken Schmeils entnommen. Nicht weniger als 20 farbige Tafeln schmücken das Lehrbuch. Die Bilder zeichnen sich durch richtige Auffassung, Zweckmäßigkeit und Schönheit aus. — Wir wünschen auch diesem neuen Unterrichtsbuche die weiteste, wohlverdiente Verbreitung und sind überzeugt, daß sie auch eintreten wird. Mit vorliegendem Lehrbuche ist der Schlußstein zu dem Scholzschen naturwissenschaftlichen Unterrichtswerke für österreichische Mittelschulen gelegt worden.

Wilhelm R. Eckardt, Vogelzug und Vogelschutz. Aus „Natur und Geisteswelt", 218. Bändchen. Mit sechs Abbildungen im Texte und einer Tafel. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner 1910. VIII und 116 SS. Preis geb. Mk. 1·25.

Die im ersten Hauptabschnitte gegebenen Mitteilungen und Betrachtungen über das Problem des Vogelzuges befriedigen jeden Naturfreund. Der Verf. zeigt, daß es bei dem in vieler Hinsicht noch recht wunderbar erscheinenden Vogelzuge nur mit natürlichen Dingen zugeht.

Die Annahme geheimnisvoller Instinkte, die es dem Vogel ermöglichen sollen, die weiten Reisen in nie irrender Sicherheit zurückzulegen, wird zurückgewiesen. Auf Grund geologisch-geographischer Tatsachen und biologischer Gesetze werden die über den Gegenstand aufgestellten Theorien allgemein verständlich dargestellt und kritisch beleuchtet. Um anzudeuten, nach welchen Richtungen hin diese die Aufmerksamkeit des Menschen schon seit langer Zeit in Anspruch nehmende Erscheinung behandelt wird, sollen hier nur die Überschriften der einzelnen Abschnitte genannt werden: Der Vogelzug in seinen Beziehungen zum Klima, zur Landesnatur und zu den Nahrungsverhältnissen, die Entstehung des Vogelzuges zur Tertiärzeit und die Wirkung des Eises auf denselben, die Zugstraßen und ihr Ziel (hiezu eine Tafel über die Zugstraßen in Innerasien), der Einfluß der meteorologischen Erscheinungen auf den Vogelzug, seine Höhe, die Schnelligkeit des Vogelfluges und die Form der Wanderung. — Der zweite Hauptabschnitt behandelt den Vogelschutz, der ja mit dem Vogelzuge in gewissem Sinne eng verknüpft ist. Der Schutz ist wegen des praktischen Nutzens der Vögel und aus Gründen der Ästhetik und Moral notwendig. Es werden erläutert seine gegenwärtige gesetzliche Sicherung und Einrichtung in verschiedenen Ländern, das Zustandekommen des großen internationalen Vogelschutzes, seine praktische Ausübung. Doch bespricht der Verf. auch viele neue, für Staaten und Gemeinden, sowie auch für den einzelnen leicht und ohne große Kosten durchführbare Ratschläge, die auf den Erfahrungen des Verf.s selbst beruhen. Insbesonders Freunde der Vogelwelt machen wir auf diese preiswerte Schrift aufmerksam.

Karl Müller-Friburgensis, Die Lebermoose (*Musci hepatici*) von Deutschland, Österreich und der Schweiz unter Berücksichtigung der übrigen Länder Europas. Mit vielen Textfiguren. VI. Band der Dr. L. Rabenhorstschen Kryptogamenflora. Lieferung 1 bis 11. 704 SS. 8⁰. Leipzig, Verlag von Eduard Kummer 1906—1910. Preis einer Lieferung Mk. 2·40.

Der Anlage des Gesamtwerkes entsprechend haben wir es mit einer systematisch-floristischen Arbeit zu tun. Wie seinerzeit der Altmeister Limpricht in seinen „Laubmoosen“ fast alle Länder Europas berücksichtigt hat, hat Karl Müller glücklicherweise eine europäische Lebermoosflora geschaffen, deren Vollendung ja in Bälde zu erhoffen ist. Dies ist um so erfreulicher, als ja seit der klassischen „Naturgeschichte der europäischen Lebermoose“ von Nees von Esenbeck aus den Jahren 1833—38 ein gründliches Werk, das die Lebermoose Europas zusammenfaßt, nicht erschienen ist. Dumortiers *Hepaticae Europaeae* (1874) fanden recht wenig Anklang. Das Neessche Werk ist wohl für den Spezialisten unentbehrlich, es ist aber vergriffen. Der Verf. berücksichtigte erfreulicherweise auch Gattungen und Arten, die in den angrenzenden Gebieten Europas vorkommen, in Europa selbst vielleicht noch gefunden werden könnten. Die Einteilung des Werkes, dessen voraussichtlicher Umfang etwa 18 Lieferungen betragen wird, ist folgende: Stellung der Lebermoose, allgemeine Charakteristik derselben, die Morphologie und Anatomie, die Biologie und Chemie, Bemerkungen für den Sammler, ($2^1/_4$ Lieferungen), dann der beschreibende Teil. Erledigt sind die *Ricciaceen, Marchantiaceen*, die *Jungermanniaceae anakrogynae* und von den *Akrogynen* alle Gattungen bis *Lophozia pro parte*. Die Anordnung in diesem systematischen Teile ist nach folgendem Schema durchgeführt: Nach der allgemeinen Charakteristik der Unterklassen und Ordnungen folgen die Übersichten der Gattungen, deren Merkmale, Geschichte und Phylogenie, literarische Notizen, die Übersicht über die europäischen Arten der Gattungen mit dem Bestimmungsschlüssel der Arten. Bei jeder Art die Synonymik. Dann eine sehr genaue Beschreibung der Art, ihrer

Varietäten, Formen und Formenreihen. Hierauf die Fundorte, bezw. die Verbreitung der Art im Gebiete. Da der Verf., der Monograph der so schwierigen Gattung *Scapania*, selbst über viele Originale verfügt und mit den Spezialisten im regsten Verkehre steht, darf es nicht wundernehmen, daß wir es mit einer reifen, wohl durchdachten Arbeit zu tun haben, die zu den monumentalen Werken auf dem Gebiete der systematischen Kryptogamie gezählt werden muß. — Auch der Biologe und Pflanzengeograph erfährt so manches neue Faktum aus der trauten Stube des so rastlos arbeitenden Forschers. Der oben angegebene Preis einer Lieferung darf nicht abschrecken; mußte doch die Verlagsbuchhandlung sehr viele neue Bildstöcke anschaffen lassen.

Jeden, der sein engeres Gebiet in phanerogamistischer Beziehung schon kennt, wird es gewiß reizen, auch die „kleinen Kinder der Flora" kennen zu lernen. Da greife er getrost zu dem Gesamtwerke der Rabenhorstschen 'Kryptogamenflora'. Der erste Band befaßt sich mit den Pilzen, der zweite mit Meeresalgen (Verf. Ferd. Hauck), der dritte mit den Farnpflanzen (Chr. Luerssen), der vierte mit den Laubmoosen (Limpricht), der fünfte mit den *Characeen* (Migula). Hoffentlich gelingt es der Verlagsbuchhandlung in Bälde, auch Autoritäten für die Bearbeitung der Süßwasseralgen, Flechten, Bärlappe und Schachtelhalme zu finden, welche in gleichem Sinne wie die oben genannten Männer an der Vollendung des so groß angelegten Werkes arbeiten. Wir wünschen dies von ganzem Herzen.

Wien. Fr. Matouschek.

Psychopathische Mittelschüler von Dr. Theodor Heller. (Heft 54 der Beiträge zur Kinderforschung und Heilerziehung.) Langensalza, Hermann Beyer & Söhne 1910. 24 SS.

Ausgehend von den traurigen Vorkommnisse an dem Schlusse des I. Semesters des abgelaufenen Schuljahres, daß ungünstige Semestralzeugnisse drei Mittelschüler bewogen, ihrem jungen Leben ein Ende zu machen, behandelt der Verf. auf Grund feiner psychologischer Beobachtungen die verschiedenen psychologischen Anlagen der Mittelschüler. Er kommt zu dem erfreulichen Resultate, daß die Schule mit Unrecht für die Schülerselbstmorde verantwortlich gemacht werde. Er hält die Abhaltung von Elternkonferenzen für eine Angelegenheit von höchster Wichtigkeit, die gleichermaßen im Interesse der Schüler, der Eltern und Lehrer gelegen ist. Die Begründung von Schulsanatorien, die in der Schweiz und in Deutschland bereits bestehen, befürwortet der Verf. aufs wärmste. Auf S. 15 bemerkt er, daß Österreich in seinen klimatisch bevorzugten Teilen (Südtirol, Görz, die gesamte österreichische Riviera) für Schulsanatorien ganz ausgezeichnet geeignete Plätze zur Verfügung habe, die auch Lehrkräften, die nur in günstigen klimatischen Verhältnissen leben, die Möglichkeit pädagogischen Wirkens böten.

Die Abhandlung schließt kräftig ab mit den Worten: „Die Erkenntnis, daß ein großer Teil des Schülerelends in der Beschaffenheit des Schülermaterials, in den vielfach einer Reform bedürftigen Verhältnissen der häuslichen Erziehung seine Ursache hat, wird zu einer gerechteren Beurteilung der Schule, insbesondere der Mittelschule und ihrer Lehrer führen und manches Mißverständnis beseitigen, das zum Schaden der Schüler sich jetzt noch zwischen Schule und Elternhaus drängt."

Die Schrift wird Lehrern und Eltern aufs wärmste empfohlen.

Wien. J. H.

Max Oker-Blom, Anleitung zur sexuellen Aufklärung und Erziehung. Herausgegeben von Dozent Dr. Karl Ullmann. Wien, Paul Knepler 1910.

Das Buch von Med. Dr. Max Oker-Blom, „Anleitung zur sexuellen Aufklärung und Erziehung“, übersetzt von Dozent Dr. Karl Ullmann (Wien, Paul Knepler 1911) füllt eine sehr merkliche Lücke unserer populär-medizinischen Literatur in trefflicher Weise aus. Das Büchlein ist an Lehrer, Eltern und Erzieher gerichtet und behandelt in klarer Form und großen Zügen, dabei wissenschaftlich korrekt, das Wesentliche der normalen und pathologischen Physiologie des Geschlechtstriebes, die sexuelle Hygiene des Kindes, die venerischen Krankheiten und gibt im Zusammenhange damit eine sehr gute Anleitung, wie in den verschiedenen Altersklassen bei Knaben und Mädchen eine Aufklärung auf sexuellem Gebiete durchzuführen wäre. Zahlreiche praktische Winke für Behandlung jugendlicher Verirrungen begleiten die Ausführungen des Verf.s, gute Anmerkungen des Übersetzers treten erläuternd und ergänzend hinzu.

Zum Schlusse gibt der Verf. noch einen kurzen Abriß über allgemeine sexuelle Hygiene und bespricht die Wirkungen verschiedener Einflüsse (Sprache, Wohnungsverhältnisse, Literatur, Schaustellungen u. a. m.) auf das Geschlechtsleben. Sehr wohltuend berührt die energische Betonung eines ethischen Standpunktes, ohne welchen eine Besserung der bestehenden traurigen Verhältnisse nicht erreicht werden kann. Schon aus diesem Grunde muß das Büchlein allen, die mit Erziehung von Kindern zu tun haben, wärmstens empfohlen werden.

Wien. Med. Dr. Lothar Skalla.

Stundenplanmacher von Anton Giegl. Wien, Verlag von A. Pichlers Witwe & Sohn. Preis 10 K.

Die Vorrichtung besteht aus sechs $29 \times 26\ cm^2$ großen Tafeln, die durch erhabene schwarze Leisten in 15 Streifen geteilt sind; jeder enthält 8 Felder. Für jeden Wochentag gehört eine Tafel, ein Streifen entspricht einer Klasse mit acht Lehrstunden. In die Felder kommen färbige Täfelchen zur Kennzeichnung der Lehrer. Bei einer größeren Anzahl von Lehrkräften gehört schon ein sehr gutes Licht und eine vorzügliche Farbenempfindung dazu, um aus dem Bilde das Richtige herauszulesen. Bei dem geringen Unterschiede in den Farbenabstufungen werden Fehler nicht vermieden werden können. Bei einem Stundenplan darf aber nicht ein einziger vorkommen.

Man wird überhaupt nicht imstande sein, alle sechs Tafeln nacheinander auszufüllen. Überblick bietet der Stundenplanmacher keinen. Wer schon einer Vorrichtung für den Stundenplan bedarf, möge die Stöpseltafel verwenden.

Wien. Ed. Prechtl.

Programmenschau.

51. **Dr. Karl Raab, Zum Unterrichte im Deutschen auf der Oberstufe.** Progr. des k. k. Staats-Obergymnasiums zu Landskron i. B. 1907. 23 SS.

Die kleine Studie zeugt von einheitlicher Auffassung des deutschen Unterrichts und gibt selbständige Anregungen; letztere sind allerdings

mehr Wegweiser als Wegführer. — Die einleitenden allgemeinen Erwägungen verraten die denkbar höchste Auffassung vom Wert und Ziel des Unterrichts überhaupt: Jede Erziehung soll nach dem Weltwert gemessen werden, daher Allgemeinbildung, daher ein Können, nicht ein Wissen; harmonische Schulung von Geist, Gemüt und Willen; Prinzipien, nicht Details im Unterricht; begrenzter, aber erarbeiteter Lernstoff; Anbahnung eines Bildungsgleichgewichts auf humanistischer Grundlage. Raab gehört nicht zu denen, die den Unterricht unter Wegräumung aller Schwierigkeiten zum Spiele machen wollen. — Im deutschen Unterrichte soll das absolut Beste der Literatur — wenn möglich, auch aus fremdem Schrifttum — aber der Jugend verständlich, behandelt werden; darum im Untergymnasium Frische und Herzenswärme, im Obergymnasium aus demselben Grunde psychologische Behandlung der Lektüre; aber Einschränkung des Stoffes; dafür Förderung der geistigen Energie der Schüler bei der Mitarbeit unter Berücksichtigung der im Deutschunterricht besonders hervortretenden Verschiedenheit der geistigen Bildungsstufe der Schüler; Erhöhung der rein ästhetischen Bildung zu allgemein menschlicher Bildung unter besonderer Pflege der Gemütsbildung; unter diesem Gesichtspunkte sind auch die Dichterbiographien zu behandeln. — Daß diese allgemeinen Erwägungen die Richtschnur der Erziehung und des Unterrichts überhaupt und des Deutschunterrichts im besonderen sein müssen, ist natürlich. Allerdings geht bei der Übertragung und Durchführung dieser Prinzipien in der Schule soviel davon verloren, wie eben bei jeder Verwirklichung eines Ideals. Lehrplan und besondere Instruktionen sowie deren Auslegung durch die Vorgesetzten, die zugebote stehende Zeit, die Zusammensetzung des Lehrkörpers, die Schülerzahl und das Schülermaterial kommen in Betracht, kurz: „Dem Herrlichsten, was auch der Geist empfangen, drängt immer fremd- und fremder Stoff sich an."

Im folgenden will Ref. nur zu einigen Aufstellungen Raabs in den besonderen Betrachtungen zum Deutschunterricht auf der Oberstufe eine abweichende Anschauung vertreten. Das Lesebuch der V. Klasse soll auf dem Unterschiede zwischen Volksdichtung und Kunstdichtung aufgebaut und darin wieder der historische Gesichtspunkt maßgebend sein, also epische Rhapsodie — die hier empfohlene Lektüre der Übersetzung des Waltbariliedes als Beispiel für den volksepischen Stil ist ein Mißgriff, das ist virgilianische Kunsttechnik, die Althofs Übersetzung auch nicht beseitigen wollte — Ballade, Volkslied, Märchen, Sage, Rätsel, Spruch, Sprichwort, Fabel, volkstümliche Inschriften, dann analog die Kunstdichtung. Ebenso in der Anordnung der Lyrik; dadurch würde auch für das Verständnis des Dramas vorgearbeitet. Die Durchführung dieses mehrfachen Einteilungsgrundes scheint mir die ohnehin vorhandenen Schwierigkeiten der Lektüre nach poetischen Gesichtspunkten in einer Altersstufe, bei der es schwerer Mühe bedarf, den Blick von dem Inhalt auf die dichterische Form zu lenken, zu vergrößern. Ich bin überhaupt gegen die zusammenhängende Behandlung der Poetik in der V. Klasse und würde den eben angeführten epischen Lehrstoff mit Ausnahme der Epen, die besser unter literarischen Gesichtspunkten behandelt würden, auf die IV. Klasse zurückschieben, die lyrischen und didaktisch-lyrischen Formen sowie die Prosa bis zur Besprechung der Hauptvertreter aufschieben, um so Zeit zu gewinnen, den Beginn der Literaturgeschichte, die ich mir fürs erste allerdings als Lesebuch mit charakterisierenden Einleitungen denke, in die V. Klasse zu verlegen. Damit wäre aber ohne Schaden für den Lehrgang Zeit gewonnen. — Wie will z. B. Raab mit drei wöchentlichen Deutschstunden den von ihm selbst für die VI. Klasse vorgeschlagenen Lesestoff bewältigen? Althochdeutsche Zaubersprüche, Wessobrunner Gebet, Proben aus der Edda, aus Heliand, Otfried und Ludwigslied; außerdem Sprachproben, so besonders aus dem Annoliede, dann Stücke aus den Nibelungen und der Kudrun, aus Hartmann von Aue, den Liedern und Sprüchen Walthers, dann ein Lied Neitharts, etwas

aus der Prosa Bertholds von Regensburg und aus den Anfängen des Dramas, aus Luthers Tischreden, aus Hans Sachs und Fischart; dazu kommen nun die literarischen Einführungen, Besprechungen und Verarbeitungen! Bedenkt man, daß das etwa der Stoff des ersten Semesters der VI. Klasse ist, so muß man fragen, wie sich diese Stoffansammlung mit den von Raab oben aufgestellten Grundsätzen von der Einschränkung des Stoffes auf das absolut Beste sowie von der Arbeit in die Tiefe vereinen läßt, wenn man weiß, daß man nach dem bisherigen Gebrauch für Nibelungen und Walther allein etwa acht Wochen, also etwa 20 bis 24 Schulstunden, angesetzt hat. Daß die vorgeschlagene Lektüre auf Geist, Gemüt und Willen bildend wirkt, ist zweifellos, ebenso wie ich mit Raab befürworten möchte, daß in den Betrieb der deutschen Grammatik in der V. Klasse mehr Leben komme durch weitere Ausführung der Kapitel über die Sprachlaute, über Lehnwörter und Volksetymologie. Aber das alles ist nicht eine Diskussion über Wert und Unwert, sondern eine Zeitfrage. Alle Welt anerkennt die hohe Bedeutung des Deutschunterrichtes für die Zwecke unserer Bildung, befürwortet den intensiven Betrieb und die zentrale Stellung desselben, aber von einer entsprechenden Erhöhung der Stundenzahl ist eher bei Naturgeschichte, Mathematik und Physik die Rede, als beim Deutschen, obwohl diese Disziplinen, auf den absoluten Bildungswert betrachtet, kaum etwas zur Bildung der Persönlichkeit beitragen.

Noch in einem Punkte gehen wir auseinander: in der Beurteilung der modernen Literatur und ihres Bildungswertes für die Jugend. Daß Raab sie achtet, ersieht man, aber er will die Betrachtung der deutschen Literatur mit Goethes Tode abschließen, will allerdings Scheffel, Geibel, Heyse, G. Keller, Storm nicht unerwähnt lassen, aber nicht behandeln, dafür sich ganz auf Goethe und Schiller stellen und mit der eingehenden Betrachtung der Romantiker schließen. Der Verf. ist nicht engherzig, aber einseitig. Unsere Zeit geht einem neuen Menschenideale entgegen, tausend Kräfte ringen in der Gegenwart um ihre Anerkennung. Die Charakterbildung als Mittelpunkt aller Erziehung mit gleichzeitiger Betonung der Hygiene des Körpers, die höhere Bewertung des Könnens über das Wissen, des Inhalts über die Form, die neuen Richtungen in der bildenden Kunst, die freieren und natürlicheren Anschauungen über Sittlichkeit, die soziale Stellung der Frau, die Anerkennung des vierten Standes als Menschen und Bürger, die mächtige Entfaltung der nationalen Frage, das alles sind Dinge, die das Zeitalter Goethes und Schillers kaum berührte, Dinge, die heute einen Weltwert haben, an denen die Schule der Gegenwart und Zukunft nicht ganz vorübergehen darf, wenn sie ihre Aufgabe als Erzieherin der Menschheit nicht an eine skrupellose, dafür aber um so eifrigere Presse abgeben will. Wie weit die Schule natürlich an die Behandlung solcher Probleme herantreten kann, ist Aufgabe ernster Überlegung, ist Sache der Schulverwaltung und ihrer Organe; aber wer dem deutschen Unterrichte ein Programm schreiben will, darf die Augen vor diesen Fragen nicht verschließen und darum die moderne deutsche Literatur in ihren besten Erzeugnissen, wo jene Fragen in poetischer Gestalt ihren Widerhall finden, nicht von der Schule aussperren und so den Schülern, jungen Männern, überlassen, auf Grund ihrer Kenntnis der Ästhetik Schillers mit den modernen Autoren fertig zu werden. Eine Sammlung von Namen und Büchertiteln aus unserer Zeit wird niemand befürworten; nach der Verteilung des Lehrstoffes durch Raab wird es aber unmöglich sein, auch nur ein klares Bild des geistigen Lebens der Zeit von 1832 bis 1900 (ohne Behandlung der Literaturgeschichte) zu entwerfen. Eine Änderung des Lehrplanes mit Einfügung der modernen deutschen Literatur ist eine allgemein anerkannte Notwendigkeit und ihre Durchführung würde sich kaum lange hinausschieben lassen [1]).

Leitmeritz. Alois Bernt.

---

[1]) Die Anzeige war vor dem Erscheinen der neuen Lehrpläne geschrieben.

Eingesendet.

Psychopathologie des Kindes. In der soeben erschienenen Nr. 13 der von der Vereinigung österreichischer Hochschuldozenten herausgegebenen populärwissenschaftlichen Zeitschrift „Das Wissen für Alle" beginnt eine Reihe von Vorträgen des Direktors der Erziehungsanstalt Wien-Grinzing, Dr. Theodor Heller, über Psychologie und Psychopathologie des Kindes zu erscheinen. Das Interesse an diesen Wissenschaften ist seit kurzem mächtig erstarkt. Die Unzufriedenheit mit den Ergebnissen der praktischen Pädagogik drängten nach einer exakten Grundlegung der Erziehungswissenschaft, nach der Erforschung des kindlichen Seelenlebens. Anderseits fand man, daß eine außerordentlich große Zahl von Kindern vom normalen Typus abweicht; diese psychopathischen Kinder sollen gerettet werden. Die junge Wissenschaft, die noch eine große Zahl wichtiger Fragen zu lösen hat, kann doch mit manchen Resultaten vor die Öffentlichkeit treten und versuchen, sich der praktischen Erziehung dienstbar zu machen. Wie alle modernen Disziplinen steht auch die Kinderpsychologie im Zeichen der Entwicklungslehre. Das neugeborene Kind mit seinen lebenerhaltenden Trieben gleicht in dieser Hinsicht einem primitiv organisierten Tiere. Aber schon im ersten Lebensjahr macht das Kind erstaunliche Fortschritte, sowohl in der Richtung des Fortschreitens von einem Lebensprozeß zum nächst höheren (Progression), als der Entwicklung von einfacher Tätigkeit zu immer höherer Vollkommenheit (Evolution). Die einfachen Methoden der Kinderaufzucht sind nichts anderes als die Anpassung der Umgebung an diese Prinzipien. Naturgemäß ist die Erziehung und Pflege, wenn sie den natürlichen Fortschritten Rechnung trägt, unnatürlich, wenn Leistungen vom Kinde verlangt werden, welche die Natur noch nicht vorbereitet hat, oder wenn die natürliche Entwicklung durch Beibehaltung überwundener Erziehungs- und Pflegemaßregeln unterbunden wird. In den ersten Lebensjahren wird das Gedächtnis des Kindes vor allem in Anspruch genommen, und zwar sowohl die Merkfähigkeit für die zweckmäßigen Bewegungen (motorisches Gedächtnis), als auch das Gedächtnis für alle jene Wahrnehmungen, welche die Sinnesorgane vermitteln (sensorisches Gedächtnis). Die gleichmäßige Entwicklung beider und ihr harmonisches Zusammenwirken sind wichtige Erfordernisse für die spätere geistige Entwicklung, gleichzeitig eine bedeutende Aufgabe der Pädagogik, soweit sie die ersten Lebensjahre betrifft. In weiterer Folge gelangt die Aufmerksamkeit in den Vordergrund und begründet, sobald sie nicht mehr automatisch sich den Vorstellungen zuwendet, die höchste seelische Funktion: das Wollen. Indem das Wollen in bestimmter Richtung sich geltend macht, entsteht eine bestimmte Tendenz zur Lebensführung: die Charakterentwicklung beginnt. Der Umkreis der kindlichen Erfahrungen wird durch eine psychische Funktion erweitert, welche kaleidoskopartig neue Vorstellungen aus den Elementen früherer zusammensetzt, ein Denken in Bildern ermöglicht und das Kind weit über das Maß des unmittelbar Erlebten hinausführt: die Phantasie. Bietet man den Kindern nicht gute Phantasieerregung durch unsere bewährten Märchen, so kann ihr zügelloses Walten die weitere geistige Entwicklung schädigen. Wenn einem Kinde die Märchenerzählungen schaden, dann sind nicht diese schuld, sondern die psychopathische Eigenart des Kindes. Alle diese Funktionen kommen für das Gefühlsleben des Kindes in Betracht und werden durch dieses in Bewegung gesetzt. Auch hier wird das Grundprinzip der Evolution offenbar, die Gefühle werden immer feiner, komplizierter, es entstehen ästhetische Gefühle, soziale Gefühle. Das hiedurch herbeigeführte Zurückdrängen des Egoismus muß aber durch eine zielbewußte ethische Erziehung verstärkt werden. Die Erziehung zum Gehorsam ist hier eines der wichtigsten Erfordernisse, die Instinkte des Kindes werden dadurch verändert, veredelt und immer höheren Funktionen dienstbar. Von ganz besonderer Wichtigkeit ist der

Nachahmungstrieb, er erklärt die ungeheuere erziehliche Wirkung des Beispiels. Wie gute Beispiele außerordentlich förderlich, so sind schlechte geradezu verderblich für die Charakterentwicklung des Kindes, selbst zu einer Zeit, in der man es für einen unverständigen, passiven Zuschauer hält.

Ein Hartel-Denkmal in der Wiener Universität.

Dem am 14. Jänner 1907 nach einem arbeits- und erfolgreichen Leben dahingeschiedenen, durch seine großen Verdienste um Wissenschaft und Schule ausgezeichneten Wilhelm von Hartel soll nach Ablauf des einer akademischen Norm entsprechenden Quinquenniums in der Ruhmeshalle der Wiener Universität, zu deren Zierden er durch ein Menschenalter gehört hat, ein Denkmal an besonders hervorragender Stelle errichtet werden. Zur würdigen Vorbereitung hat sich aus den Reihen der persönlichen Freunde, Verehrer und Schüler des Verewigten ein Hartel-Denkmal-Komitee gebildet, an dessen Spitze der Geheimrat Prof. Dr. v. Böhm-Bawerk als Präsident und die Universitätsprofessoren Hofrat Dr. Exner und Dr. Hauler als Vizepräsidenten stehen, und als dessen Schriftführer Kustos Dr. Frankfurter fungiert. Ein Denkmalentwurf des Bildhauers Heinrich Scholz wurde bereits genehmigt durch Widmung eines namhaften Beitrags des hohen Ministeriums für Kultus und Unterricht und einiger größerer Beiträge persönlicher Freunde ist die Voraussetzung für die Errichtung des Denkmals geschaffen worden.

Durch sein Wirken, aber auch durch persönliche, nie versagte Förderung hat Wilhelm v. Hartel sich in den Kreisen der Mittelschule, namentlich unter seinen zahlreichen Schülern, bleibende Dankbarkeit gesichert, und manchem seiner Schüler und Verehrer mag es ein Herzensbedürfnis sein, auch seinerseits zur Ehrung des hochverdienten Mannes ein Schärflein beizutragen. Wer dies zu tun gesonnen ist, wird gebeten, seinen Beitrag mit der Bezeichnung „Für das Hartel-Denkmal“ an Herrn Hof- und Gerichtsadvokaten Dr. Julius Pfeiffer, Wien I., Maria Theresienstraße 30, gelangen zu lassen.

Die Redaktion dieser Zeitschrift, der v. Hartel durch eine Reihe von Jahren seine Arbeitskraft und seine Fähigkeiten als Mitredakteur in vorzüglicher Art gewidmet hat, begrüßt ihrerseits obige Anregung aufs wärmste.

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Zu Heraklit.

Die bekannte Sammlung der Heraklitischen Fragmente von Hermann Diels[1]) erschien zuerst 1901 „und hatte vornehmlich den Zweck, die Einrichtung der 'Vorsokratiker' zu erproben". Da sich auch jetzt noch, nach dem Erscheinen der größeren Sammlung, ein Bedürfnis für diese Monographie gezeigt hat, so hat der Herausgeber „jetzt die Exegese, die dort in der Regel nicht berücksichtigt werden konnte, etwas reichlicher ausgestaltet". Da außerdem der in den 'Vorsokratikern' in die Anmerkungen verbannte kritische Apparat hier unter dem Texte erscheint, so ist in der Tat für die eindringendere Beschäftigung mit dem großen Ephesier die monographische Darstellung fast unentbehrlich. Auch hat der Herausgeber hier der schon in den 'Vorsokratikern' abgedruckten Heraklitnachahmung der Hippokratischen Schrift *De victu* (c. 3—5) eine deutsche Übersetzung beigegeben, die ihr Verständnis wesentlich erleichtert. Natürlich erscheint auch bei den Fragmenten die Übersetzung wieder. Der Herausgeber bemerkt dazu: „Übersetzen ist Spiel oder, wenn man will, Spielerei. Einen griechischen Philosophen wie Heraklit oder Platon zu übertragen ist schon deshalb unmöglich, weil Form und Inhalt des Denkens nur im Original sich völlig decken und die Worte in ihrer Eindeutigkeit und Vieldeutigkeit nur hier ganz verständlich sind. Den Proteus *λόγος* in irgend einer anderen Sprache zu fassen, ist ein Faustisches Bemühen. Als Bekenntnis dagegen, wie man selbst Form und Inhalt des Philosophen verstanden hat, ist eine Übertragung besser als eine weitschweifige Erklärung". Die Einteilung ist im wesentlichen dieselbe wie in den 'Vorsokratikern'. Nach einer Einleitung, die einen Abriß von Heraklits Gedankenwelt gibt

---

[1]) Herakleitos von Ephesos. Griechisch und deutsch. Zweite Auflage. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1909. 83 SS.

und einige allgemeinere Fragen kurz erörtert, folgen unter *A.* die biographischen und doxographischen testimonia, dann unter *B.* die Fragmente, endlich unter *C.* die Imitationen. Es seien mir nun zu einigen Punkten der im ganzen so unschätzbaren Leistung einige kritische Bemerkungen gestattet.

In der Einleitung behauptet der Verf., „daß die Schrift Heraklits .... wahrscheinlich des systematischen Zusammenhanges entbehrte. Wir haben uns diese Sätze als Kinder augenblicklicher Stimmungen und Beobachtungen zu denken; es sind Notizen, Tagebuchblätter, ὑπομνήματα, die bunt abwechselten und schwerlich auf längere Strecken den Faden festhielten oder sich gar, wie man gemeint hat, in das dürre Schema einer philosophischen Systematik einspannten. Heraklits Buch ist vielmehr das älteste Beispiel jenes geistreichen Notizenstiles, den man nach dem Titel der bekannten Hippokratischen Sammlung 'aphoristisch' nennt“. Es wäre dies ein außerordentlich interessantes Ergebnis, wenn der Verf. es überzeugend erwiesen hätte. Sein Hauptbeweisgrund scheint mir jedoch eine sehr gebrechliche Stütze darzustellen. Er findet nämlich den aphoristischen Charakter „deutlicher noch als in den Fragmenten“ in den Imitationen der Hippokratischen Schrift *De victu* ausgesprochen und verweist insbesondere auf deren Kapitel 12—24, deren Anordnung, wenn sie ungeordnet überliefert wären, niemand mit Sicherheit wieder herzustellen vermöchte. Es haben aber diese Kapitel einen ganz eigentümlichen Inhalt. Sie zählen nämlich Beispiele für eine These des Autors auf (daß die menschlichen Künste natürlichen Vorbildern folgen). Nun können gewiß auch Beispiele nach einem bestimmten Anordnungsprinzip aneinandergereiht werden, sei es nach sachlicher Verwandtschaft, sei es nach der Art eines Klimax. Folgen sie aber auch ohne erkennbares Anordnungsprinzip in loser Anknüpfung aufeinander, so darf doch hieraus noch nicht geschlossen werden, daß der Autor auch da, wo er eben nicht Beispiele aufzählt, seine Sätze ohne ein logisches Prinzip gedanklichen Fortschritts aneinanderfüge. Und in der Tat zeigt auch die Schrift *De victu* neben der unleugbaren Vorliebe für allgemeine Abschweifungen doch im Ganzen unverkennbar das Bestreben, einen einheitlichen Gedankengang konsequent zu verfolgen. Es erscheint mir deshalb die Form der Heraklitischen Darstellung nicht sehr viel 'aphoristischer' als eben jede Zusammenstellung von Bruchstücken ihrem Wesen nach notwendig erscheinen muß.

Zu Diog. Laert. IX 5 bemerkt D. S. 4, die dort angegebene Einteilung des Heraklitischen Werkes in drei Bücher könne höchstens für einen 'Auszug' der alexandrinischen Zeit zugetroffen haben. Auch wer zugibt, jene Einteilung sei nicht original gewesen, wird doch einen Grund dafür vermissen, weshalb nicht auch eine vollständige Ausgabe der Alexandrinischen Zeit die erwähnte Büchereinteilung habe aufweisen können.

Frg. 5 schließt so: *καὶ τοῖς ἀγάλμασι δὲ τουτέοισιν εὔχονται ὁκοῖον εἴ τις δόμοισι λεσχηνεύοιτο οὔ τι γινώσκων θεοὺς οὐδ' ἥρωας οἵτινές εἰσι.* Ich weiß nicht, wie man *γινώσκων* rechtfertigen könnte. Nicht demjenigen, der „mit Gebäuden Zwiesprache pflegen wollte“, kann doch Unkenntnis der Götter und Heroen vorgeworfen worden, sondern nur denjenigen, die zu Götterbildern beten, und die deshalb mit jenen verglichen werden. In der Tat setzt auch die ganz sinngemäße D.sche Übersetzung einen andern griechischen Text voraus: „Und sie beten auch zu diesen Götterbildern, wie wenn einer mit Gebäuden Zwiesprache halten wollte. Sie kennen eben die Götter und Heroen nicht nach ihrem wahren Wesen“. Man wird also wohl für *γινώσκων* entweder mit H. Weil *γινώσκοντες* oder vielleicht noch besser *γινώσκουσι* einsetzen müssen. Es wäre dann zu schreiben: *Καὶ τοῖς ἀγάλμασι δὲ τουτέοισιν εὔχονται ὁκοῖον εἴ τις δόμοισι λεσχηνεύοιτο. Οὔ τι γινώσκουσι θεοὺς οὐδ' ἥρωας οἵτινές εἰσι.* Daß in beiden Fällen ein vollständiger Hexameter entsteht, ist gewiß auffällig, doch kann man im Hinblick auf die hexametrischen Versschlüsse und Halbverse Frg. 81, 34, 74, 100 wohl darüber hinweggehen.

Frg. 11: *Πᾶν γὰρ ἑρπετὸν πληγῇ νέμεται.* D. übersetzt: „Denn alles, was da kreucht, wird mit (Gottes) Geißel zur Weide getrieben“. Er meint, vor *πληγῇ* sei *θεοῦ* entweder einzuschieben oder doch zu ergänzen. Ich habe den Eindruck, der Sinn ist mit dieser Ergänzung eher undeutlicher als ohne sie. Heraklit wollte wohl einfach sagen: so wie das Tier nur der Peitsche gehorcht, so wird auch der Mensch nur durch den Zwang (der Entbehrung) zur Tätigkeit angetrieben.

Frg. 15 beginnt: *Εἰ μὴ γὰρ Διονύσῳ πομπὴν ἐποιοῦντο καὶ ὕμνεον ᾆσμα αἰδοίοισιν, ἀναιδέστατα εἴργαστ' ἄν.* D. übersetzt: „Denn wenn es nicht Dionysos wäre, dem sie die Prozession veranstalten und das Phalloslied singen, so wär's ein ganz schändliches Tun“. Er faßt somit *ὕμνεον ᾆσμα αἰδοίοισιν* noch als einen Teil des mit *εἰ μή* beginnenden Bedingungssatzes auf. Ich möchte glauben, daß der Gedanke schärfer heraustritt, wenn man nach *ἐποιοῦντο* interpungiert und übersetzt: „Denn wenn es nicht Dionysos wäre, dem sie die Prozession veranstalten, und wenn sie ihr Lied dem Schamglied (als solchem) sängen, so wär's ein ganz schändliches Tun“.

Frg. 17 lautet bei D. in Bergks Herstellung: *οὐ γὰρ φρονέουσι τοιαῦτα οἱ πολλοί, ὁκοίοις ἐγκυρεῦσιν, οὐδὲ μαθόντες γινώσκουσιν, ἑωυτοῖσι δὲ δοκέουσι.* Überliefert aber ist: *Οὐ γὰρ φρονέουσι τοιοῦτα πολλοί, ὁκόσοι ἐγκυρεῦσιν...* Die Änderung, durch die eine polemische Beziehung auf Archilochos (Frg. 70) hergestellt wird, ist gewiß verlockend, doch möchte ich darauf hinweisen, daß auch der überlieferte Text mir einen recht befriedigenden Sinn zu geben scheint: „Denn nicht viele denken

solches (wie ich es eben dargelegt habe) — so viele ihrer auch darauf stoßen. Sie begreifen es auch nicht, wenn man es ihnen sagt, sondern bilden sich nur ein (etwas zu begreifen)". Der Gedanke wäre von dem in Frg. 1 ausgesprochenen nicht wesentlich verschieden.

Frg. 18 lautet bei D.: *Ἐὰν μὴ ἔλπηται, ἀνέλπιστον οὐκ ἐξευρήσει, ἀνεξερεύνητον ἐὸν καὶ ἄπορον.* Die von meinem Vater (Zu Heraklits Lehre und den Überresten seines Werkes, S. 5) vorgeschlagene Interpunktion: *Ἐὰν μὴ ἔλπηται ἀνέλπιστον, οὐκ ἐξευρήσει . . . .* scheint ihrer größeren Einfachheit wegen entschieden den Vorzug zu verdienen.

Frg. 23 schreibt D. mit Benutzung einer Emendation von Sylburg so: *Δίκης ὄνομα οὐκ ἂν ᾔδεσαν, εἰ ταῦτα μὴ ἦν.* Überliefert ist: *ἔδησαν. ἔδησαν* hätte durch bloßen Itazismus aus *ᾔδεσαν* nicht entstehen können, — sehr wohl dagegen aus *ἔδεισαν.* So möchte ich deshalb zu lesen vorschlagen: „Sie hätten den Namen der Dike nie gefürchtet (fürchten gelernt), wenn jenes nicht wäre".

Das schwierige Frg. 26 schreibt D. so: *Ἄνθρωπος ἐν εὐφρόνῃ φάος ἅπτεται ἑαυτῷ ἀποθανών [ἀποσβεσθεὶς ὄψεις], ζῶν δέ· ἅπτεται τεθνεῶτος εὕδων, ἀποσβεσθεὶς ὄψεις, ἐγρηγορὼς ἅπτεται εὕδοντος* und übersetzt: „Der Mensch zündet sich in der Nacht ein Licht an, wann er gestorben ist und doch lebt. Er berührt den Toten im Schlummer, wann sein Augenlicht erlischt; im Wachen berührt er den Schlummernden." Die Interpunktion *ζῶν δέ·* geht auf E. Schwartz zurück; das erste *ἀποσβεσθεὶς ὄψεις* wurde von Vettori-Stählin als Dittographie erkannt. Ich vermag einen befriedigenden Sinn weder aus dem Text noch aus der Übersetzung zu gewinnen. (Von allem andern abgesehen, vermißt man jede Andeutung darüber, inwiefern der Mensch „im Wachen den Schlummernden berührt?") Um zu einem solchen zu gelangen, ist m. E. davon auszugehen, daß die zweite Hälfte des Fragments (von *ζῶν δέ* an) durch bloße Änderung der Interpunktion ganz verständlich wird: der Lebende wird dem Toten ähnlich, wenn er schläft; der Wachende wird dem Schlafenden ähnlich, wenn er die Augen schließt. Um auch die erste Hälfte des Bruchstückes in Ordnung zu bringen, wird man bedenken müssen, daß die Dittographie offenbar durch Abirren des Schreiberauges von einer Zeile auf die folgende entstanden ist, so daß also wahrscheinlich in der ersten Zeile Worte gestanden haben, die der Schreiber ausgelassen und durch das *ἀποσβεσθεὶς ὄψεις* der folgenden Zeile ersetzt hat. Die Ergänzung der verlorenen Worte kann natürlich nicht mit apodiktischer Sicherheit erfolgen, doch macht der durchgeführte Parallelismus des Fragments m. E. die Erreichung einer ziemlich hohen Wahrscheinlichkeit möglich. Der in den Worten *ἀποθανών . . . .* ausgedrückte Gedanke muß einerseits ein auf den Tod bezügliches Analogon zu dem Anzünden des

Lichtes in der Nacht enthalten, andererseits muß er zu den folgenden Satzgliedern (Berührung des Todes im Leben, des Schlafes im Wachen) hinübergeleitet haben. Erinnern wir uns endlich, daß nach Frg. 77 der Tod des Menschen zugleich das Leben seiner Seele und nach Frg. 62 der Tod des Sterblichen das Leben eines Unsterblichen ist (offenbar weil die Seele nach dem Tode zu höheren, d. h. reiner-feurigen Existenzformen zurückkehrt), so werden wir kaum zweifeln, daß der zu ergänzende Gedanke den Inhalt gehabt haben muß: im Tode erlangen wir das Leben. Ich möchte also schreiben: *Ἄνθρωπος ἐν εὐφρόνῃ φάος ἅπτεται ἑαυτῷ, ἀποθανὼν ἅπτεται ζωήν* (oder: *ζωῆς*?)· *ζῶν δὲ ἅπτεται τεθνεῶτος εὕδων, ἀποσβεσθεὶς ὄψεις ἐγρηγορὼς ἅπτεται εὕδοντος*, und übersetzen: „In der Nacht zündet sich der Mensch ein Licht an, im Tode entzündet er (oder: berührt er?) das Leben. Lebend berührt er den Toten, wenn er schläft; wenn sein Gesicht verlöscht wird, berührt der Wache den Schlafenden".

Frg. 39: *Ἐν Πριήνῃ Βίας ἐγένετο ὁ Τευτάμεω, οὗ πλέων λόγος ἢ τῶν ἄλλων.* D. übersetzt: „In Priene lebte Bias, des Teutames Sohn, dessen Ruf größer ist als der der andern". Er verweist dazu auf Frg. 104, wo, wie es scheint, ein dem Bias zugeschriebener Spruch mit Anerkennung angeführt wird: *Οἱ πολλοὶ κακοί, ὀλίγοι δὲ ἀγαθοί.* Allein gerade wenn dieser Zusammenhang anzunehmen ist, kann ich mir die in der Übersetzung zutage tretende Auffassung von Frg. 39 nicht aneignen. Denn wenn dem Ephesier der massenfeindliche Spruch des Bias gewiß aus der Seele gesprochen war, so konnte diese Übereinstimmung ihn doch kaum veranlassen, gerade das hervorzuheben, daß der Ruf seines Vorgängers ein besonders großer sei, da doch der 'Ruf' eines Mannes, d. h. die Meinung der Masse über ihn, für Heraklit gewiß nicht das Kriterium seiner Bedeutung gewesen sein kann, — und am allerwenigsten in diesem Falle, in dem gerade die Geringschätzung der Massenurteile den Grund der Anerkennung abgegeben zu haben scheint. Vielmehr wird man für *λόγος* an unserer Stelle entweder den allgemeineren Sinn von „Geltung, Bedeutung, Wert" annehmen müssen, oder aber die spezifisch Heraklitische Bedeutung des Ausdruckes. Das letztere ist mir nicht nur an sich das wahrscheinlichere, sondern empfiehlt sich auch dadurch, daß bei dieser Auffassung der Spruch einen schrofferen, echt Heraklitischen Sinn erhält. Frg. 39 würde dann die Behauptung ausdrücken, Bias habe mehr Anteil am *λόγος* gehabt als der Durchschnitt der Menschen, und wäre etwa so zu übersetzen: „In Priene lebte Bias, des Teutames Sohn, der mehr Vernunft hatte als die andern".

Die Frgg. 40 und 41 sind bei Diog. Laert. XI 1 im Zusammenhange überliefert. Die ganze Stelle lautet (in D.s Textherstellung) so: *Μεγαλόφρων δὲ γέγονε* (ὁ Ἡρ.) *παρ' ὁντιναοῦν καὶ ὑπερόπτης, ὡς καὶ ἐκ τοῦ συγγράμματος αὐτοῦ δῆλον,*

ἐν ᾧ φησι· πολυμαθίη νόον ἔχειν οὐ διδάσκει· Ἡσίοδον γὰρ ἂν ἐδίδαξε καὶ Πυθαγόρην αὖτις δὲ Ξενοφάνεα καὶ Ἑκαταῖον. Εἶναι γὰρ ἓν τὸ σοφόν, ἐπίστασθαι γνώμην, ὁτέη ἐκυβέρνησε πάντα διὰ πάντων.

Das zweite dieser Fragmente (41) übersetzt D. folgendermaßen: „In Einem besteht die Weisheit, die Vernunft zu erkennen, als welche alles und jedes zu lenken weiß“. Man hat längst die Schwierigkeit gesehen (Th. Gomperz, Zu Heraklits Lehre usw., S. 10 f.), die darin liegt, daß der Ausdruck *ἓν το σοφόν* hier eine ganz andere Bedeutung haben soll als in Frg. 32 (*ἓν τὸ σοφὸν μοῦνον λέγεσθαι οὐκ ἐθέλει καὶ ἐθέλει Ζηνὸς ὄνομα*), wo er offenkundig nur „das eine Weise“ bedeuten kann. Die Schwierigkeit löst sich m. E. auf einfache Weise, sobald man sich entschließt, in dem Berichte des Diogenes das Subjekt des zweitangeführten Satzes aus dem erstangeführten zu ergänzen: *πολυμαθίη νόον ἔχειν οὐ διδάσκει . . .· εἶναι γὰρ* (scil. *τὸ νόον ἔχειν*) *ἓν τὸ σοφόν ἐπίστασθαι, γνώμην, ὁτέη..........* „Vieles wissen lehrt nicht Verstand haben. Denn Verstand haben heißt: das eine Weise erkennen, die Vernunft, als welche alles und jedes zu lenken weiß“. Der in Frg. 41 zitierte Satz mag an den in Frg. 40 angeführten unmittelbar angeschlossen und etwa mit den Worten begonnen haben: *Ἔστι γὰρ νόον ἔχειν ἓν τὸ σοφόν ἐπίστασθαι κτἑ.*

Frg. 49 *a*: *ποταμοῖς τοῖς αὐτοῖς ἐμβαίνομέν τε καὶ οὐκ ἐμβαίνομεν, εἶμέν τε καὶ οὐκ εἶμεν.* D. übersetzt: „In dieselben Fluten steigen wir und steigen wir nicht: wir sind und sind nicht“. Der Schluß von der anfechtbaren Identität „desselben“ Stromes auf das anfechtbare Sein des Menschen scheint mir etwas gewaltsam und unvermittelt. Man müßte ergänzen: so wie der Strom die konkreten, ihn erfüllenden Wasserteile wechselt und daher in diesem Sinne später nicht mehr derselbe ist, der er früher war, so wechselt auch der Mensch die ihn zusammensetzenden Stoffteile und ist daher in diesem Sinne später nicht mehr derselbe, der er früher war; nun gibt es aber „Sein“ nur, wo auch Dasselbigkeit vorhanden ist; folglich kommt auch dem Menschen in gewissem Sinne kein Sein zu. Der Zwischengedanke: kein Sein ohne Identität, ist für den Gedankengang von so entscheidender Bedeutung, daß uns seine Übergehung billig befremden darf. Dieses Befremden zu beseitigen, genügt eine etwas abweichende Interpretation. Ich glaube, auch beim Menschen zieht Heraklit hier nicht das Sein, sondern nur die Identität in Zweifel. Wir erfassen den Gedanken des Philosophen am besten, indem wir das in *εἶμεν* enthaltene Subjekt „wir“ betonen und als Prädikat des Schlußsätzchens aus dem vorhergehenden Satze: *οἱ ἐμβαίνοντες* ergänzen. Der Ephesier will sagen, daß, wenn ein Strom und ein Mensch zum zweiten Male zusammentreffen, sowohl der Strom als auch der Mensch in gewissem Sinne ein anderer geworden ist. Er nimmt deshalb seinen

Standpunkt zur Zeit des zweiten Hineinsteigens und, auf das erste Hineinsteigen zurückblickend, sagt er: wir steigen in dieselben Fluten hinab (in die wir damals stiegen) und wir steigen nicht in sie hinab; wir sind es (die wir damals hinabstiegen) und wir sind es nicht (mehr). In der Übersetzung aber genügt die Einschiebung eines einzigen Wörtchens, um meine Modifikation der D.schen Auffassung zum Ausdruck zu bringen. Ich würde nämlich schreiben: „In dieselben Fluten steigen wir und steigen wir nicht; wir sind es und wir sind es nicht".

Frg. 50. Hippolyt schreibt Refut. IX 9 (nach dem D.schen Text): *Ἡράκλειτος μὲν οὖν ἕν φησὶν εἶναι το πᾶν διαιρετὸν ἀδιαίρετον, γενητὸν ἀγένητον, θνητὸν ἀθάνατον, λόγον αἰῶνα, πατέρα υἱόν, θεὸν δίκαιον· οὐκ ἐμοῦ, ἀλλὰ τοῦ λόγου ἀκούσαντας ὁμολογεῖν σοφόν ἐστιν ἓν πάντα εἶναι,* und fährt dann fort: *ὁ Ἡράκλειτός φησι, καὶ ὅτι τοῦτο οὐκ ἴσασι πάντες οὐδὲ ὁμολογοῦσιν, ἐπιμέμφεται ὧδέ πως·* (Frg. 51): *Οὐ ξυνίασιν, ὅκως διαφερόμενον ἑωυτῷ ὁμολογέει· παλίντροπος ἁρμονίη ὅκωσπερ τόξου καὶ λύρης.* D. fasst — gewiß mit Recht, da die Fortsetzung zeigt, daß Hippolyt hiemit einleitungsweise eine allgemeine Zusammenfassung geben will, die er durch die folgenden Zitate ins einzelne ausführt — den ersten Satz nicht als wörtliche Anführung aus Heraklit auf, betrachtet vielmehr als Bruchstück des Ephesiers nur den zweiten Satz, den er also übersetzt: „Habt ihr nicht mich, sondern mein Wort (Gesetz) vernommen, ist es weise, zuzugestehen, daß alles eins ist". Der Text, wie er bei D. vorliegt, verdankt seine jetzige Gestalt mehreren Änderungen, die von den Kritikern an der handschriftlichen Überlieferung vorgenommen worden sind: das *ἕν* nach *Ἡράκλειτος μὲν οὖν* ist von Bernays eingeschoben worden, *λόγου* hat Bergk aus *δόγματος* hergestellt, *ἓν πάντα εἶναι* (statt *ἓν πάντα εἰδέναι*) hat Miller vorgeschlagen. Dazu kommt noch, was D. nicht erwähnt, während es bei Bywater verzeichnet ist, daß Bergk das *δίκαιον* nach *θεόν* von diesem getrennt und es zum folgenden Satze gezogen hat.

Ich möchte meine Ausführungen zu der gewiß außerordentlich schwierigen Stelle mit der Bemerkung eröffnen, daß mir der Vorschlag von Bergk durchaus notwendig scheint. *Θεὸν δίκαιον* wäre der denkbar matteste Schluß für die lange Reihe der mit *διαιρετὸν ἀδιαίρετον* beginnenden Oxymora. Ja es kann überhaupt nicht als eine dem Ephesier eigentümliche, ihm von den Noetianern entlehnte Lehre hingestellt werden, da doch auch Hippolyt gewiß nicht an ihr gezweifelt hat. Dagegen eignet sich das einfache, nicht mit einem scheinbar widersprechenden Prädikat zusammengekoppelte *θεόν* vortrefflich zum Schlußglied der langen Reihe von Attributen, die hier dem All beigelegt werden: „Heraklit nun nennt das All teilbar und unteilbar, entstanden und unentstanden, sterblich und unsterblich, Vernunft und Ewigkeit, Vater und Sohn,

Gott". Daraus folgt zunächst weiter, daß das von Bernays eingeschobene *ἕν* sehr wohl entbehrt werden kann. Denn wenn *τὸ πᾶν* Subjekt aller folgenden Prädikate ist, braucht es durchaus nicht selbst schon von vorneherein als *ἕν* näher bestimmt zu werden, obwohl eine solche Bestimmung natürlich trotzdem möglich bleibt.

Man könnte einwenden, gegen die Beziehung aller Attribute auf *τὸ πᾶν* als Subjekt spreche das Attributpaar *πατέρα υἱόν*. Denn so begreiflich es sei, daß Heraklit die Relativität der Beziehungsbegriffe auch durch den Hinweis erläutert habe, der Vater des Sohnes sei zugleich der Sohn des Großvaters, der Sohn des Vaters zugleich der Vater des Enkels, so unwahrscheinlich sei es, daß er — als wollte er die Christologie vorwegnehmen — das göttliche All selbst als Vater und Sohn bezeichnet habe. Doch erscheint mir diese Einwendung nicht stichhältig. Daß jeder Vater zugleich Sohn ist, jeder Sohn zugleich Vater sein kann, ist eine so billige Weisheit, daß der Ephesier sie kaum mit vielem Nachdruck vorgetragen haben kann. Hippolyt aber zitiert die Lehre von der Identität von Vater und Sohn als eine bekannte Hauptlehre des Heraklit (Ref. IX 10, S. 448, Z. 48 Duncker: *Ὅτι δὲ καὶ τὸν αὐτὸν υἱόν εἶναι λέγει καὶ πατέρα οὐδεὶς ἀγνοεῖ*) und führt sie auch an unserer Stelle in einem Zusammenhang an, in den sie nach jener trivialen Bedeutung auf keine Weise passen würde. Es ist mir deshalb sehr wahrscheinlich, daß Heraklit allerdings den Begriffen Vater und Sohn auch eine kosmische Bedeutung zuerkannt haben wird. Er wird das beständige Entstehen und Vergehen mit einer Reihe kontinuierlicher Zeugungsakte verglichen, die Welt in jedem bestimmten Zeitteil als Vater der Welt in jedem unmittelbar darauf folgenden Zeitteil, und umgekehrt die Welt in jedem Zeitteil als Sohn der Welt in dem unmittelbar vorhergehenden Zeitteil dargestellt haben. Oder anders ausgedrückt, er wird die Reihe der aufeinander folgenden Weltzustände mit einer Generationenreihe verglichen haben, die bei fortgesetztem Wechsel der Personen doch als stetiges Leben eines und desselben Geschlechtes begriffen werden kann. Macht man diese Annahme, der wohl keinerlei innere Gründe entgegenstehen, so kann die Behauptung des Hippolyt: *φησὶ τὸ πᾶν .... πατέρα υἱόν* vollkommen zu Recht bestehen, ohne daß wir dem Ephesier christologische Ahnungen zu leihen brauchten.

Was nun den mit *οὐκ ἐμοῦ* oder, wie ich glaube, mit *δίκαιον* beginnenden Satz betrifft, so ist vorerst zu bemerken, daß zwar das überlieferte *δόγματος* gewiß nicht bei Heraklit gestanden haben kann, daß aber seine Änderung in *λόγου* (Bergk) überaus gewaltsam scheint. Weder durch Verlesung noch durch Glossierung pflegt aus *λόγου δόγματος* zu werden. Ich glaube, auf der Suche nach einer weniger radikalen Änderung wird man nicht leicht auf eine plausiblere Annahme stoßen, als daß *δόγματος* aus *δείγματος*

entstanden sei. *Δεῖγμα* hat späterhin, besonders bei Polybios, ganz die Bedeutung von *τεκμήριον* angenommen. Aber auch schon in früherer Zeit hat es die Bedeutung von Probe, Zeichen, Beispiel. So sagt Aristophanes Acharn. 989 (Bergk): *τοῦ βίου δ' ἐξέβαλε δεῖγμα τάδε τὰ πτέρα πρὸ τῶν θυρῶν*; Euripides, Elektr. 1174: *τροπαῖα, δείγματ' ἀθλίων προσφαγμάτων* und Suppl. 354: *λαβὼν δ' Ἄδραστον δεῖγμα τῶν ἐμῶν λόγων.* Nun ist es ja klar, daß Heraklit seine Lehre von der Einheit des Alls nur durch „Proben" oder „Beispiele" bewiesen haben kann. Er wird etwa an unserer Stelle durch den Hinweis auf irgend einen besonders überzeugungskräftigen Fall die Einheit des scheinbar Verschiedenen und die Weisheit des scheinbar Sinnlosen aufgezeigt haben und war dann durchaus im Recht fortzufahren, wenn man von dieser „Probe" Kenntnis genommen habe, sei es billig, ihm auch die Wahrheit seiner allgemeineren Behauptung zuzugestehen. Ferner bin ich davon überzeugt, daß die von Miller vorgeschlagene Änderung von *εἰδέναι* in *εἶναι* nicht gutgeheißen werden kann. D. bemerkt: „Nicht um die Allwissenheit Gottes, sondern um seine Einheit handelt es sich, die damals außerhalb der orphisch-eleatischen Kreise ein Paradoxon war". Die Bemerkung ließe sich sachlich anfechten, da doch z. B. der in Frg. 41 erwähnten *γνώμη, ὁτέη ἐκυβέρνησε πάντα διὰ πάντων* Allwissenheit nicht abgesprochen werden kann. Keinesfalls aber entscheidet sie die textkritische Frage, da ja *ἓν πάντα εἰδέναι* nicht bedeuten muß: „daß eines alles weiß", sondern auch heißen kann: „wissen: Alles ist eines". Daß aber das *εἰδέναι* nicht verändert werden darf, scheint mir daraus hervorzugehen, daß Hippolyt fortfährt: *καὶ ὅτι τοῦτο οὐκ ἴσασι πάντες οὐδὲ ὁμολογοῦσιν.* Dieses *οὐκ ἴσασι οὐδὲ ὁμολογοῦσιν* setzt doch notwendig voraus, daß vorher von einem *ὁμολογεῖν καὶ εἰδέναι* die Rede war. Da nun in der Tat sowohl jenes als dieses überliefert ist, scheint mir jede Änderung eines dieser beiden Wörter vollkommen unzulässig. Die Fortsetzung des Hippolyt lehrt uns aber auch, daß das *εἰδέναι* wirklich nicht auf Gott als Subjekt bezogen werden darf. Denn wenn der Ephesier diejenigen, welche „dieses" nicht zugeben wollen, darauf verweist, sie verstünden nicht, daß „das Auseinanderstrebende ineinander geht", so kann diese Zurückweisung sich doch nur auf Einwendungen gegen die Einheit der Welt und nicht auf solche gegen die Allwissenheit Gottes beziehen. Aber auch sprachlich erfordert das *οὐκ ἴσασι οὐδὲ ὁμολογοῦσιν* des Hippolyt notwendig die schon von Sauppe gemachte Annahme, daß zwischen *ὁμολογεῖν* und *εἰδέναι* irgendwo ein *καὶ* einzuschieben ist, da sich sonst die Beziehung von *ὁμολογεῖν* und *εἰδέναι* auf ein gemeinsames Subjekt nicht herstellen läßt. Bleibt die Frage zurück, an welcher Stelle das *καὶ* einzuschieben sei. Nun muß man sich von vornherein darüber klar sein, daß, wenn *ὁμολογεῖν* von *δίκαιόν* abhängt, es nicht zugleich von *σοφόν ἐστιν* abhängen kann. Nimmt

man hinzu, daß in Frg. 32, in Frg. 108 und, wie ich oben gezeigt zu haben glaube, auch in Frg. 41 *σοφόν* objektiv, als die göttliche Weltvernunft, zu verstehen ist, so wird man von vornherein dazu neigen, dem Ausdruck auch hier dieselbe objektive Bedeutung zu leihen. Gilt nun auch hier, vielleicht noch mehr als anderwärts, das Aristotelische: *Τὰ Ἡρακλείτου διαστίξαι ἔργον,* so lassen doch, glaub' ich, solang man an dem Grundsatz festhält, die Überlieferung nicht mehr als notwendig zu ändern und lieber einige Härte in den Kauf zu nehmen als Willkür zu üben, die entwickelten Voraussetzungen nur eine Herstellung des Textes zu. Man wird das *καί* (mit Sauppe) hinter *ἐστίν* einschieben müssen. Dann ist *ἐστίν* auf *δίκαιον* zurückzubeziehen, *σοφόν* aber, das hier ebenso wie in Frg. 108 ohne Artikel steht, als Objekt von *ὁμολογεῖν* aufzufassen. Auf *σοφόν*, bezw. *ἕν* bezieht sich dann das *τοῦτο* in dem folgenden Satze des Hippolyt. Frg. 50 würde somit lauten: *Δίκαιον, οὐκ ἐμοῦ, ἀλλὰ τοῦ δείγματος ἀκούσαντας ὁμολογεῖν σοφόν ἐστιν, καὶ „ἓν πάντα" εἰδέναι,* und wäre zu übersetzen: „Billig ist es, wenn man, nicht mich, sondern das Beispiel vernommen hat, ein Weises anzuerkennen und zu wissen: Alles ist eins".

Frg. 58 stammt gleichfalls aus Hippolyt. In Bezug auf einige Worte kann man darüber streiten, ob sie dem Philosophen oder dem Kirchenschriftsteller gehören. D. hält folgende Fassung für original: ...*καὶ ἀγαθὸν καὶ κακόν. Οἱ γοῦν ἰατροὶ τέμνοντες, καίοντες πάντῃ ... ἐπαιτέονται, μηδὲν ἄξιοι μισθὸν λαμβάνειν ... ταὐτὰ ἐργαζόμενοι.* Er übersetzt: „Und Gut und Schlecht (ist eins). Fordern doch die Ärzte, wenn sie (die Kranken) auf jede Art schneiden, brennen (und schlimm quälen) noch Lohn dazu, während sie nichts zu erhalten verdienten, da sie ja nur dasselbe bewirken". Das letztere soll nach der exegetischen Anmerkung bedeuten: „Das Gute und Böse ihres Handelns hebt sich gegenseitig auf". Dies erscheint mir als ein höchst befremdlicher Gedanke — befremdlich an sich, und doppelt befremdlich in dem Zusammenhange, in dem er hier stehen soll. Daß der Arzt kein Honorar verdiene, mag derjenige mit Fug behaupten, der an die Wirksamkeit ärztlicher Behandlung nicht glaubt. Allein, daß irgend ein vernünftiger Mensch dem Arzte den Anspruch auf Bezahlung bestreiten sollte, obwohl er an jene Wirksamkeit glaubt, bloß darum, weil die Behandlung den Kranken schmerzt, läßt sich schwer voraussetzen. Vor allem aber: Heraklit will beweisen, daß Gut und Schlecht dasselbe seien. Das fordert den Gedanken: die Ärzte, obwohl sie den Kranken Schmerzen, also Übles, zufügen, fordern und erhalten doch Lohn, weil ihre Behandlung den Kranken zugleich Heilung, also Gutes, bringt. Keineswegs aber den anderen: die Ärzte, obwohl sie den Kranken Schmerz bereiten, fordern doch Lohn, wenn auch unverdienten ... Denn je schärfer der Gedanke heraustritt, die Entlohnung des Arztes sei verdient, um so deutlicher wird, daß seine Tätigkeit, die doch unzweifelhaft dem

Patienten ein Übel zufügt, doch zugleich als ein Gut anerkannt werden muß. In der Tat ist der ganze, uns befremdende Gedanke lediglich durch Änderungen der Überlieferung in den Text hineingetragen worden. Überliefert ist nämlich folgendes: *Οἱ γοῦν ἰατροὶ τέμνοντες, καίοντες πάντη . . . ἐπαιτιῶνται μηδὲν ἄξιον μισθὸν λαμβάνειν . . . ταῦτα ἐργαζόμενοι.* Bernays hat aus *ἐπαιτιῶνται ἐπαιτέονται*, aus *ἄξιον ἄξιοι*, Sauppe aus *ταῦτα ταὐτά* gemacht. Von diesen drei Änderungen halte ich *ἄξιοι* für richtig, die beiden anderen geradezu für sinnstörend. Man muß sich nur entschließen, *ἐπαιτιᾶσθαι* nicht, wie sonst, medial, sondern vielmehr passiv aufzufassen. Diese Gebrauchsweise läßt sich zwar nicht für das Kompositum, wohl aber für das Simplex belegen. Der Thesaurus führt folgende unzweideutige Stellen an: Gorgias Helena 6 (*οὐκ ἄξιος αἰτιᾶσθαι ὁ αἰτιώμενος*), Thukydides III 61 (*ἀπολογίαν ποιεῖσθαι περὶ . . . οὐδὲ ᾐτιαμένων*), Xenoph. Hell. II 1, 32 (*Ἠτιάθη ὑπό τινων προδοῦναι τὰς ναῦς*). Diog. Laert. II 7 (*Αἰτιαθεὶς ὑπ᾽ αὐτῶν ὡς ἀμελῶν*). Entschließt man sich dann noch, nach *μηδέν* zu interpungieren, so erhält man einen völlig klaren, wohl verständlichen Text: *. . . καὶ ἀγαθὸν καὶ κακόν. Οἱ γοῦν ἰατροὶ τέμνοντες, καίοντες πάντη . . . ἐπαιτιῶνται μηδὲν, ἄξιοι μισθὸν λαμβάνειν . . . ταῦτα ἐργαζόμενοι.* Zu deutsch: „Und Gut und Schlecht (ist eins). Macht doch den Ärzten, wenn sie (die Kranken) auf jede Art schneiden, brennen (und schlimm quälen), niemand einen Vorwurf, (ja) sogar (als) würdig (gelten sie), einen Lohn zu empfangen für diese ihre Tätigkeit".

Frg. 71. Marc Aurel notiert in den Selbstgesprächen (IV 46), er wolle sich stets an gewisse Heraklitsprüche erinnern (*Ἀεὶ τοῦ Ἡρακλειτείου μεμνῆσθαι ὅτι γῆς θάνατος ὕδωρ γενέσθαι . . .*). Er fährt dann fort (und dies ist eben unser Frg. 71): *Μεμνῆσθαι δὲ καὶ τοῦ ἐπιλανθανομένου, ᾗ ἡ ὁδὸς ἄγει.* D. übersetzt: „(Man soll sich auch an den Mann erinnern,) der vergißt, wohin der Weg führt". Ich denke, er ist gleich mir der Ansicht, daß die Worte *μεμνῆσθαι δὲ καὶ* lediglich den Vorsatz des Kaiserphilosophen ausdrücken, den folgenden Ausdruck im Gedächtnis zu behalten, und uns somit nicht das mindeste darüber sagen, in welchem Zusammenhange dieser Ausdruck bei Heraklit stand. Ich möchte zur Erläuterung folgendes hinzufügen. Marc Aurel hat die Worte gewiß so verstanden, wie es der stoischen Schultradition am nächsten lag: als ein Gleichnis für denjenigen, der mit seinem Willen dem Weltlauf widerstrebt, während derjenige, der sich ihm innerlich ergibt, dem Manne zu vergleichen wäre, der ruhig und entschlossen auch Felsen überklettert und Pfützen durchwatet, weil er weiß, daß nur hier der Weg zu seinem Ziele führt. Nun ist es gewiß möglich, daß auch schon der Ephesier das Bild im gleichen Sinne, also zur Verdeutlichung seines Begriffes der *εὐαρέστησις* (A 21) verwandte. Es ist aber ebenso gut möglich,

daß er lediglich die Ratlosigkeit des der Wahrheit Unkundigen mit derjenigen eines Mannes vergleichen wollte, der sich verirrt hat. Beide Möglichkeiten wird man bei der Interpretation des sonst ziemlich unverständlichen Bruchstückes im Auge behalten müssen.

Frg. 77. Nach D. lautet das Fragment, das uns nur durch ein von Proklos angeführtes Zitat des Numenios bekannt ist, so: *ψυχῇσι τέρψις ἢ θάνατος, ὑγρῇσι γενέσθαι.* Er übersetzt es: „Für die Seelen ist es Lust oder Tod, naß zu werden". Gestützt auf die Bemerkung des Numenios: *τέρψιν δὲ εἶναι αὐταῖς τὴν εἰς γένεσιν πτῶσιν*, erläutert er dies also: „In der Herabkunft des Feuers *πῦρ-ὕδωρ-ἀήρ* geht die Seele zum Leben ein, in der *ὁδὸς ἄνω* zum Tod. In beiden Fällen ist die Mittelstation *ὕδωρ* notwendig". Ich glaube nicht, daß die Worte *τέρψις ἢ θάνατος* glücklich gewählt wären, wenn Heraklit den Gedanken hätte ausdrücken wollen, daß das Naßwerden für die Seelen in einigen Fällen Lust, in anderen Fällen Tod bedeute. Jedenfalls aber könnte dieser Gedanke dem Numenios an unserer Stelle (Frg. 35 Thedinga) nicht willkommen gewesen sein, da es ihm hier darum zu tun ist, die besondere Affinität der Seele zum Wasser darzutun, eine These, für die es gerade keine glänzende Bestätigung wäre, wenn das Wasser wenigstens in der Hälfte der vorkommenden Fälle der Seele den Tod brächte. In der Tat ist auch *τέρψιν ἢ θάνατον* nichts als eine Konjektur des Herausgebers, denn überliefert ist: *τέρψιν μὴ θάνατον*. Natürlich kann auch dies nicht bei Heraklit gestanden haben. Wohl aber hat schon Schuster in den Worten *μὴ θάνατον* ein Glossem erkannt, so daß also das Zitat bei Numenius einfach gelautet hätte: *ψυχῇσι τέρψις ὑγρῇσι γενέσθαι*. „Für die Seelen ist es Lust, naß zu werden". Gegen Sch. wendet D. ein: „Daß *μὴ θάνατον* kein Glossem, beweist Procl. in r. p. II 270, 30 *ὅπῃ φησὶν Ἡράκλειτος ʻθάνατος ψυχαῖσιν ὑγραῖσι γενέσθαιʼ*". Diese Einwendung, die übrigens unvollständig gefaßt ist, da uns ja auch Clemens den Gedanken: *ψυχῇσιν θάνατος ὕδωρ γενέσθαι* als Heraklitеisch bezeugt (Frg. 36), scheint mir ihr Ziel völlig zu verfehlen. Hätte Heraklit nicht anderswo geäußert: *ψυχῇσι θάνατος ὑγρῇσι γενέσθαι*, so hätte ja für den Glossator gar keine Veranlassung vorgelegen, an den Rand zu schreiben: *μὴ θάνατος*. Wenn er aber diese Äußerung anderswoher kannte, so ist es sehr begreiflich, daß er nun zu der Behauptung „Für die Seelen ist es Lust, naß zu werden" rechthaberisch-triumphierend anmerkte: „Also nicht Tod!" Ich bin somit der Meinung, daß wir in den beiden Proklos-Stellen zwei selbständige Bruchstücke des Ephesiers vor uns haben: das eine Mal hätte er das Naßwerden für eine Lust, das andere Mal für den Tod der Seelen erklärt. Ist aber ein solcher Widerspruch nicht sehr auffällig? Ich denke, gerade bei Heraklit weniger als bei jedem anderen. Denn warum sollte ihm, dem so viele Gegensätze zusammenfallen, nicht auch ein und dasselbe als leben- und tod-, als lust- und leidbringend gegolten

haben? Auch was er sich darunter dachte, ist wohl nicht gar schwer zu erraten. Wir wissen aus Frg. 117, daß er von dem Trunkenen gesagt hat: *ὑγρὴν τὴν ψυχὴν ἔχων.* Und ohne Zweifel ist es für die meisten ein Vergnügen, sich zu betrinken. Auf diese Lust am Rausch also bezieht sich sicherlich zunächst die Bemerkung: Für die Seelen ist es Lust, naß zu werden. Allein der Rausch ist doch keine lebensfördernde Lust, und je weiter er fortschreitet, desto mehr nähert sich der Mensch einem todähnlichen Zustand. Das Naßwerden ist also für die Seele — nicht Lust oder Tod, wohl aber Lust und Tod. Hat aber Numenios damit recht, daß Heraklit bei der Lust des Feuchtwerdens auch an die Verbindung der Seele mit dem Leib, also an die Geburt, gedacht hat, nun, so zieht sich die Seele zugleich mit der Geburt doch auch die Gewißheit des Todes zu (vgl. Frg. 20) und sehr wohl konnte der Ephesier den Gedanken hegen: sowie im kleinen, beim Rausch, das Feuchtwerden der Seele zunächst Lust, dann aber Bewußtlosigkeit bringt, so ist auch im großen die mit der Geburt verbundene Verwässerung des Seelenfeuers zwar für die Seele zunächst lustvoll, trägt aber doch für sie auch schon die Notwendigkeit des Sterbens in sich. Und aus diesem Gedankenkreise heraus wird er, wahrscheinlich in zwei unmittelbar aufeinanderfolgenden Sätzen, die beiden scheinbar widersprechenden Gedanken ausgesprochen haben: Naßwerden ist für die Seele Lust, und: Naßwerden ist für die Seele Tod. Sie werden wohl nur durch die nähere Begründung des ersten Gedankens getrennt gewesen sein.

(Schluß folgt.)

Wien. H. Gomperz.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

R. J. Walker, *ΑΝΤΙ ΜΙΑΣ.* An essay in isometry. 2 Bände. 507 und 394 SS. London 1910.

Der Ausdruck ἀντὶ μιᾶς ist dem Triklinios entnommen, eine Randnote, durch die er darauf aufmerksam macht, daß δύο βραχεῖαι (συλλαβαὶ) ἀντὶ μιᾶς μακρᾶς stehen. Diese Stellvertretung (und deren Umkehrung) erklärt W. für antistrophisch respondierende Verse der dorischen Lyrik (inbegriffen die Chöre der Tragödie) als unstatthaft, setzt vor alle Verse, wo sie vorkommt — sie machen die Kleinigkeit von rund 800, sage achthundert aus — den Obelos und beseitigt die Korruptel in Ermangelung fremder durch eigene Konjekturen der allerabenteuerlichsten Sorte. W. selbst ist darauf gefaßt, ob einzelner seiner Konjekturen verlacht zu werden (I, p. 1). Aber das macht ihm nichts: '*May case does not depend on my emendations*' (I, praef. p. VI) und '*my main object is not to cure corruption, but to establish the probabiltity of its existence*' (II, p. 370). Man erwartet also, daß seine Einwände gegen die Überlieferung von schlagender Evidenz sein müßten. Aber auch davon ist nichts zu merken. '*Veri enim simile est*', sagt er in einem Schreiben an mich, '*corruptelam, etsi plerumque pateat, nonnumquam latere.*' Das Entscheidende soll die Menge (der verderbten Stellen) sein: '*the argument is purely cumulative*' (I, praef.) und '*totum argumentum accumulatione, ut ita dicam, nititur*'. Es fehlt aber eben der Beweis, daß sie verderbt sind.

So viel ich der Antwort Walkers auf mein diesbezügliches Schreiben entnehmen kann, erblickt er den Grund der Unzulässigkeit jener Stellvertretung darin, daß die Gleichheit des μέλος für Strophe und Antistrophe auch die vollkommenste Kongruenz des Metrums erfordere. Aber die Zerspellung eines Tones in zwei von zusammen gleichem Zeitwerte ändert nichts am Taktmaße, ist daher ohneweiters zulässig; sie kommt auch in der modernen Musik genug oft vor und wird gerne angewendet, weil sie dem Komponisten das ästhetisch wirksame Mittel der Variation in die Hände

spielt. Aus demselben Grunde, mein' ich, haben auch die Alten davon Gebrauch gemacht. Meinen Hinweis darauf, daß die Fortschritte der metrischen Wissenschaft uns zwingen, an viel schwierigere Entsprechungen zu glauben (in den Daktyloepitriten: ⏓ ⏑ – –, – ⏑ ⏓ –, – – ⏑ ⏓, in den sog. äolischen Versen ⏕ ⏓ ⏑ –), erledigt W. mit der ebenso kurzen als unbegründeten Behauptung: '*corruptelae proles sunt*'.

Unter solchen Umständen muß ich Walkers These für ein Phantom erklären. Ich bedauere lebhaft, daß staunenswerte Gelehrsamkeit und Belesenheit, auch viel Scharfsinn an ein so nichtiges Problem verschwendet wurde. Oder hat W. es nur zum Vorwand genommen, um vor einem verblüfften Publikum sein Rößlein in allen Gangarten der hohen textkritischen Schule paradieren zu lassen? In diesem Falle: *Plaudite amici!*

Wien. Hugo Jurenka.

Chrestomathie aus Platon nebst Proben aus Aristoteles. Herausgegeben von Dr. Kamillo Huemer, k. k. Professor am Staatsgymnasium in Salzburg. Wien und Leipzig, C. Fromme 1910. XXXIV und 151 SS.

Die Einleitung bietet einen kurzen Abriß der Entwicklung der griechischen Philosophie und läßt uns den weiten Weg von der primitiven Erkenntnis eines Tales von Milet bis zum himmelhochstrebenden Gedankenflug Platons und der genialen Universalität des Stagiriten wandern, ja mehr noch, sie gestattet uns, auf dem Gipfel griechischer Forschung angekommen, die Pfade menschlichen Denkens bis in die Fernen unserer Tage zu verfolgen. Das erscheint uns überhaupt als großer Vorzug in der Betrachtungsweise des Autors, daß er niemals in der weltentrückten Abgeschlossenheit selbstfrohen Gelehrtentums arbeitet, sondern alles und jedes, was er an sittlich und künstlerisch Gehaltvollem auf dem Boden der Antike in sich aufgenommen, in das Erdreich der Welt von heute, der modernen Welt mit ihren Bestrebungen, Fortschritten und Bedürfnissen umsetzt.

Was nun die Auswahl des Textes betrifft, so erscheint sie uns außerordentlich glücklich. Denn mit feinem Empfinden ist das, was vom ethischen, logischen und ästhetischen Standpunkte aus als der höchste geistige Gewinn der beiden Philosophen bezeichnet werden muß, herausgehoben, mit weiser Sparsamkeit der Stoff angeordnet und trotz der verhältnismäßigen Knappheit desselben dem individuellen Geschmacke noch ein gewisser Spielraum geschaffen.

Ganz besonders zeitgemäß erscheint dem Ref. die weitgehende Berücksichtigung der Poetik des Aristoteles. In einer Zeit, wo das Theater zur Erziehungsstätte der breiten Schichten des

Volkes (wenigstens in der Stadt) geworden ist, wo jeder und jede zu kritisieren sich berufen fühlt, wo das Theater leider immer mehr der Kinematograph des Lebens, des häßlichen, gemeinen Lebens wird, statt der Menschheit große Gegenstände zu behandeln, wo man das Epos in das Austragstüberl versetzen will, ist es denn doch mehr als wünschenswert, dem Abiturienten feste Grundsätze auch nach dieser Richtung hin einzuprägen.

So möge denn das Buch recht vielen Lehrern zu eigener Anregung und wesentlicher Erleichterung dienen; daß sie nicht allzu große Mühe mehr haben, durch mündliches Ergänzen die Zeit der Lektüre zu Stunden hohen, geistigen Genusses zu gestalten, dafür sorgt das Buch. Aber auch den Studenten möge es ein lieber Freund werden, der ihnen Verständnis und Liebe einflößt für jene Disziplinen, welche die unbedingte Voraussetzung aller Wissenschaftlichkeit zu nennen sind.

Salzburg. Dr. Außerer.

B. L. Ullman, The book-division of Propertius (reprinted from Classical philology 1909. IV. 45—51). Published by the University of Chicago.

In einem der letzten Hefte des Rhein. Museums (1909, S. 393 ff.) bringt Birt neuerdings die oft verhandelte Verteilung der Elegien des Properz auf einzelne Buchrollen zur Sprache und sagt S. 393: „Daß es ein 'erstes Buch' des Properz gar nicht gibt, habe ich oft genug hervorgehoben. Man gibt sich immer noch alle Mühe, diese Tatsache zu übersehen; aber man wird schließlich doch daran glauben müssen. Das sog. 'erste Buch' heißt in den Hss. ausschließlich nur Monobiblos“; S. 398: „Der *liber primus* ist also entweder vor dem zweiten Buch glatt weggefallen oder aber das vorhandene Buch II ist in zwei Bücher zu zerlegen. Die Gründe, die das zweite zur Annahme empfehlen und als richtig erweisen, wiederhole ich nicht noch einmal“. Im Zusammenhang damit verweist er auf den Aufsatz Ullmans, der mir zur Anzeige vorliegt. Ullman führt zunächst aus, daß die schwankende Überlieferung der bekannten Stelle des Nonius, in der ein Vers des Properz dem dritten Buche zugewiesen ist, bei sorgsamer Prüfung für Birt entscheide oder wenigstens gegen Lachmann, der bei Nonius die Zahl IIII erwarten mußte. Ferner weist U. neuerdings nach, daß Grammatiker und Wandinschriften keinen Vers aus der Monobiblos anführen, die offenbar frühzeitig aus dem Buchhandel nahezu verschwunden ist, dagegen viele aus den andern Büchern des Properz. Endlich macht er darauf aufmerksam, daß die Grammatiker von Tibull den Anfang seines ersten Elegienbuches als Schulbeispiel hinstellten, während von den Elegien des Properz zu diesem Zwecke nicht der Anfang der Monobiblos, sondern des

folgenden Buches verwertet wird. Wenn dieser Beweis auch nicht zwingend ist, weil das Material zu beschränkt ist, so ist doch die Beobachtung an sich scharfsinnig. Jedenfalls darf man sich freuen, daß im Lande der Dollarjagd eine Philologenschule aufblüht, die auch anspruchslose Spezialfragen unserer Wissenschaft mit derartiger Gründlichkeit behandelt.

Innsbruck. Ernst Kalinka.

Antibarbarus der lateinischen Sprache nebst einem kurzen Abriß der Geschichte der lateinischen Sprache und Vorbemerkungen über reine Latinität. Von J. Ph. Krebs. Siebente, genau durchgesehene und vielfach umgearbeitete Auflage von J. H. Schmalz. Zwei Bände. Basel, Benno Schwabe 1905—1907. Preis 24 Mk.

Die Anzeige der siebenten Auflage des Antibarbarus erscheint infolge des Zusammentreffens verschiedener mißlicher Umstände — so war der zweite Band dem Ref. erst Herbst 1909 zugegangen — leider verspätet, hoffentlich aber noch nicht zu spät.

Das Werk ist verdientermaßen so verbreitet, daß seine Einrichtung wohl als bekannt vorausgesetzt werden darf. Hier soll daher nur hervorgehoben werden, wodurch sich die neue Auflage von den früheren — die sechste, gleichfalls von Schmalz besorgte, war in den Jahren 1886—1888 erschienen — unterscheidet. Nach wie vor will es einem doppelten Zwecke dienen: es will dem Lehrer bei der Korrektur der schriftlichen Arbeiten der oberen Klassen ein zuverlässiger Führer sein, damit er sofort den minder guten Ausdruck erkenne und durch den richtigen ersetze; es will aber auch die wissenschaftliche Forschung fördern, Anregung und Unterstützung bei sprachwissenschaftlichen Untersuchungen geben. Damit ist freilich ausgesprochen, daß dem Buche das zwitterhafte Wesen, das ihm anhaftete, auch in der neuen Auflage erhalten blieb, daß man neben Vorschriften, die einzig für die Schule gegeben sein können und wollen, auch subtile Untersuchungen über sprachliche Erscheinungen liest, die für die Schule keinen praktischen Wert haben. Doch das ist ein unvermeidlicher Übelstand bei jedem Buche, das zwei Herren dienen will. Sehen wir vielmehr zu, ob das angestrebte Ziel auch annähernd erreicht wurde. Da muß nun ausgesprochen werden, daß der Herausgeber in der kurzen Zeit, die ihm für die Umarbeittung gelassen war (vgl. Vorwort S. VII), für die Vervollkommnung des Buches sehr viel getan hat und daß es wirklich dem gewissenhaften Lehrer nicht bloß bei der Korrektur von Schulaufgaben, sondern auch von Proseminar- und Seminararbeiten ein vortrefflicher Berater ist. Überall findet man die neueste Forschung verwertet und die wichtigste Literatur verzeichnet. Besonders die in Wölfflins Archiv veröffentlichten Aufsätze sowie die Artikel des *Thesaurus linguae latinae* lieferten ihm ein reiches

Material für Ergänzungen und Berichtigungen. Erfreulich ist, daß die oft viele Zeilen füllenden Zitatenreihen jetzt dort, wo auf den Thesaurus verwiesen werden konnte, gestrichen wurden und so Raum für Zusätze erwuchs. Bisweilen ergänzt oder berichtigt der Herausgeber seinerseits wieder Angaben des Thesaurus, hält gelegentlich auch mit einer Kritik nicht zurück; das ist sein gutes Recht, das man ihm umso weniger übelnehmen darf, als er wirklich auf entschiedene Mängel aufmerksam macht. Ich selbst möchte bei dieser Gelegenheit den Wunsch aussprechen, die Herren Verff. der Thesaurus-Artikel mögen die im Antibarbarus zusammengetragenen Belegstellen nicht einfach ignorieren, sondern mit ihrem Material vergleichen. In dem bloß verzettelten Material ist manche Stelle nicht zu finden, die der Antibarbarus verzeichnet; es wäre dadurch, wie ich erprobt habe, vermieden worden, daß man manche wichtige Belegstelle nun vergeblich im Thesaurus sucht, z. B. *vita decedere* Gell. XVII 21, 33; *paucae copiae* Bell. Afr. 31, 9 u. a. Als einstigem Mitarbeiter am Thesaurus wird mir dieser Wunsch wohl nicht verübelt werden. Bedauerlich ist, daß dem Wunsche des Hrn. Prof. Dr. Schmid in Tübingen, es möge im Antibarbarus über die lateinische Wiedergabe von manchen modernen Ausdrücken, wie 'dämonisch, idyllisch, konstruktiv, bildende Kunst, Novelle' u. ä. gehandelt werden, zur Zeit noch nicht entsprochen werden konnte; das ist nämlich wohl auch der Wunsch vieler anderer Benützer dieses Werkes. Um den Umfang des Buches nicht gar zu sehr anschwellen zu lassen, könnten viele Artikel gekürzt, manche, die nur das bringen, was man aus dem Lexikon sofort ersehen kann, ganz gestrichen werden; ich begnüge mich mit zwei Beispielen statt vieler: Wozu braucht es des Artikels *coniurator*? Daß dieses Wort nur aus Fest. (Paul. ex F. 59, 7) zu belegen ist, kann man durch Einsehen des Wörterbuches von Georges leicht erfahren; und der Besitz dieses Hilfsmittels darf doch wohl bei jedem Lehrer vorausgesetzt werden. Aus dem gleichen Grunde ist der Artikel *consauciare* ganz entbehrlich; daß das Wort nicht zur Nachahmung zu empfehlen sei, kann der einsichtige Lehrer ebenso rasch und sicher aus dem Wörterbuch ersehen. Überhaupt finde ich, daß der Antibarbarus auch in der neuen Auflage noch immer viel zu gesprächig ist; ich gebe wohl gerne zu, daß in dieser Hinsicht bereits manches geschehen ist, daß viel „alter Ballast unnötiger Zitate aus Werken, die heute niemand mehr nachschlägt“, in der Neuauflage über Bord geworfen wurde, aber es wäre ein radikaleres Verfahren nötig gewesen. Daß „diese gesprächige Breite vielleicht zum Bedauern vieler Benützer des Buches“ gegen Schluß immer mehr geschwunden sei, wie Schmalz im Nachwort (S. 776) sagt, ist m. E. wohl eine überflüssige Befürchtung. Trotz der vorgenommenen Streichungen ist der erste Band von 743 auf 811, der zweite von 700 auf 776 Seiten angewachsen; beigegeben ist nunmehr auf S. 768—772

des II. Bandes ein recht brauchbares Verzeichnis jener Wörter und Ausdrücke, die innerhalb der einzelnen Artikel vorkommen, ohne daß dies aus dem Stichworte oder einer entsprechenden Verweisung sofort zu ersehen wäre. Vorteilhaft wäre es ferner gewesen, wenn eine Nachprüfung der Zitate stattgefunden hätte; daß hier noch manches richtig zu stellen ist, haben die bereits erschienenen Besprechungen, sowie die von Schmalz selbst auf S. 775 des II. Bandes veröffentlichten Bemerkungen von Prof. Emory B. Lease in New York gezeigt. Freilich ist das eine entsagungsvolle Arbeit, zu der die kurze Zeit der Umarbeitung nicht ausreichte, zumal in einem Werke, das überwiegend aus Zitaten besteht. Nicht verwunderlich ist es endlich für den, der da weiß, daß ein derartiges Werk nur Stückwerk bleiben kann, mag auch der Bearbeiter seine besten Kräfte einsetzen, wenn so viele Berichtigungen und Ergänzungen und Wünsche vorgebracht wurden; wenn auch ich noch einige beifüge, so geschieht dies wahrlich nicht in der Absicht, an dem Buche zu mäkeln, sondern mein bescheidenes Scherflein zu seiner Verbesserung beizusteuern.

Zu Band I: S. 81 u. Auf die Frage, ob man *ad sescentos* auch dann sagen könne, wenn diese Verbindung Subjekt sein soll, erhält man hier keine Auskunft. — S. 146 m. Daß Valkenaer den Hieronymus nachahme, ist wenig wahrscheinlich; ihm schwebte gewiß die Culexstelle vor. — S. 173 m. Daß *brevi ante* wohl nicht vorkomme, der Thesaurus es nicht kenne, ist nicht richtig; es steht Sen. Suas. 6, 19; Gell. I 15, 18 und der Thesaurus zitiert die Stellen: II 2174, Z. 19 ff. — S. 269 m. Ob *cavillari in aliqua re,* „spotten über etwas“, mit Cic. *Nat. deor.* III 83 belegt werden könne, ist zweifelhaft; dort ist *in eo* wohl = „hiebei“. — S. 270 o. „Einem etwas verheimlichen, verbergen“ heißt im Aktiv nicht bloß *celare aliquem aliquid*, sondern auch *aliquem de aliqua re*; vgl. den Thesaurus *s. v. celo* und Merguet, Handlexikon zu Cicero. — S. 273 m. wäre der Nachtrag erwünscht: *Certare* mit Infin. ≒ „um die Wette etwas tun“ ist dichterisch und nachklass., erst bei Curt. — S. 306 u. vermisse ich einen Hinweis, daß *communicare* nicht für unser „mitteilen“ = „erzählen“, „berichten“ zu gebrauchen sei. — S. 344 m. heißt es, daß *constituere*, in welcher Bedeutung es sei, zum Ausdrucke von 'wo' nur *in* mit dem Abl. bei sich habe, nicht *in* mit dem Accus.; aber vgl. einige Zeilen weiter unten, wo Belege für *in regnum constituere* gebracht werden (andere jetzt Thes. IV 515). — S. 350 m. heißt es: „Ein Adverb *contempte* gibt es nicht“; es wird jetzt im Thes. belegt aus *Visio Pauli* 43, also aus sehr später Zeit. Ebendort soll das Senecazitat lauten: *Brev. vit.* 12, 1; hinzuzufügen wäre, daß sich der Komparativ *contemptius,* adverbial gebraucht, auch noch Suet. Dom. 11 und Aug. c. Adim. 18 findet. — S. 355 m. Für die Redensart *mihi contingit esse tam felici* kennen wir in Prosa nicht bloß die zwei vom Antibarbarus an-

geführten Stellen, sondern noch Paneg. 3, 16 *quibus (populis) nunquam contigit esse Romanis*. — S. 365 o. Zu *coordinare* wäre beizufügen, daß das Subst. *coordinatio* jetzt aus Boeth. Anal. post. 1, 11 belegt ist (fehlt bei Georges!). — S. 365 u. *Totis copiis* kann nicht bloß mit Caes. civ. III 44, 6; b. Hisp. 16, 2 und b. Alex. 76, 1 belegt werden, sondern auch mit Liv. VII 11, 8; VIII 38, 6; Tert. Bapt. 9. — S. 381 m. könnte zu *agnus natus cum capite suillo* noch beigefügt werden *porcus cum ore humano* (Liv. XXVII 4, 14), *turres cum ternis tabulatis* (Caes. civ. I 26, 1). — S. 381, Z. 4 v. u. schreibe *Quom* für *Quum*. — S. 388 m. heißt es: „*Mortis damnare* wird von Kühnast wohl mit Recht für ein Unding erklärt“; beigefügt sollte werden: „doch steht diese Verbindung zweifellos Verg. Aen. VI 430 *falso damnati crimine mortis*, wo *mortis* nicht zu *crimen* gehört“. Ebendort sagt Schmalz, er erkenne in *morti damnare* einen Dativ. Diese Ansicht wird, wie ich beifüge, gestützt durch Boeth. Consol. I 4, 122 *morti proscriptionique damnamur*. Andere, aber weniger sichere Beispiele Thes. V 15, 66 ff. Die im Antibarbarus angeführte Lukrezstelle (VI 1232 Br.) wird man aber richtiger mit Simbeck im Thesaurus zusammenstellen mit Beispielen wie *Stygioque caput damnaverat Orco* (Verg. Aen. IV 699) u. ä., so daß also hier die übertragene Bedeutung von *damnare* vorläge. — S. 389 o. *Voto damnari* steht nicht bloß A. L. bei Sisenna 100 P., sondern auch N. Kl. bei Hygin. Astron. II 44 und bei Dichtern (Verg. Ecl. V 80; Germ. 348; Carm. epigr. 864, 3). — S. 390 u. Unter die verschiedenen Verbindungen von *dare*, wie *damnum dare*, *leges dare*, *litteras dare* usw., die der Antibarbarus bespricht, empfiehlt es sich, auch *copiam dare* („die Möglichkeit, Gelegenheit geben“) aufzunehmen und zu bemerken: *Copiam dare (dicendi* u. ä.) absolut oder mit dem Dativ ist ausschließlich AL., PL. und SPL., wird also in der guten Prosa gemieden; dafür ist *copiam facere* gebräuchlich“. — S. 396 *Vita decedere* belegt der Thes. nun auch mit Tert. Test. anim. 4, Vulg. II Macc. 6, 31 und einigen Stellen aus des späten Marcellinus Chronicon. — S. 559, Z. 9 v. o. lies *licet*; Z. 20 v. u. lies 9, 7 (statt 9, 8); aber hier schreibt Hermes mit Gertz jetzt *ad* und verweist auf Dial. VI 9, 3; IX 8, 9; XII 2, 4; Nat. qu. I 16, 4; epist. 7, 3. — S. 562, Z. 18 v. u. An der angeführten Senecastelle (Nat. qu. III praef. 14) schreibt aber Gercke jetzt *tollere* (*extollere* ET). — S. 569 o. Daß nur an einer Stelle bei einem Juristen (Paul. Dig. IX 2, 30, 3) *damnum facere* die Bedeutung habe „Schaden verursachen“ ist nicht richtig; wie man aus dem Berliner *Vocabularium iurisprudentiae Romanae*, jetzt auch aus dem Thesaurus (V 29, 57 ff.) entnehmen kann, finden sich bei den Juristen mehrere Stellen, wo *damnum facere* unzweifelhaft die oben angegebene Bedeutung hat[1]) (so z. B. Ulp. Dig. XIX 2, 9, 3;

[1]) Nicht alle Stellen, die Bögel im Thesaurus anführt, lassen nur die von ihm vertretene Auffassung zu.

XXXIX 4, 12, 1); außerdem gebraucht es so auch Lact. Epit. 51, 4 und andere Kirchenschriftsteller. Sehr häufig aber ist bei den Juristen und so auch schon bei Cicero die passive Wendung *damnum factum est* „Schaden ist verursacht worden". — S. 569 m. vermag der Antibarbarus mit Landgraf nur dichterische Stellen für die Verbindung *facta facere* anzuführen; aus der Prosa belegt sie C. F. W. Müller, Syntax des Nom. und Acc. S. 5 mit Cyprian p. 71, 10 (Zitat von Ev. Ioh. 10, 37) *facio facta patris* und Aug. Epist. 105, 5 *latronum facta faciatis.* — S. 572, Z. 14 v. u. füge bei (über *se facere*): C. F. W. Müller in Friedländers Petron[2], S. 317. — S. 575 m. empfiehlt es sich beizufügen, daß nach *facultas* und einem Verbum des Gebens, Besitzens u. ä. sich auch statt des Genit. des Gerundiums die Konstruktion mit *ut* in klass. Prosa findet (z. B. Cic. Cat. III 4; Cluent. 77; Rab. perd. 18; Fin. I 72; ad fam. I 7, 4; 11, 2). — S. 591 m. soll es in dem Zitat aus Sen. Vit. beat. 3, 3 *contingere potest* heißen. — S. 622, Z. 6 v. u. füge bei: C. F. W. Müller, Synt. des Nom. und Acc. S. 162. — S. 689 m. sollte es statt *impedire ad aliquam rem* heißen: *impedire ad aliquid faciendum* (vgl. Cic. Sull. 49; die anderen Stellen bei Meusel zu Caes. civ. I 62, 2; Landgraf zu Cic. Rosc. Am. 395). Ebendort schreibe Caes. Gall. VII 26, 3. — S. 695, Z. 18 v. o. füge *explere* vor „stammt" ein. — S. 741 ist der Artikel *ingenuus* hinter den Artikel *ingens* zu stellen. — S. 743 würde sich die Aufnahme eines Artikels *ingressus, us* empfehlen.

Zu Band II: S. 76 o. *Merere ut* kommt nicht bloß einmal bei Cicero vor, wie Schmalz meint; Dahl hat die zweite Stelle bloß unrichtig angegeben, es soll heißen: Fam. XIV 6, 1 *quod nostra tibi gratias agit, id ego non miror te mereri, ut ea tibi merito tuo gratias agere possit.* Auch daß Liv. es nur einmal habe (XXVIII 19, 6) ist nicht richtig; vgl. VII 21, 6. — S. 85 u. wäre der Zusatz erwünscht: „Man sagt nicht *ne minime quidem* für „nicht im mindesten", sondern *ne minimum quidem* oder einfach *minime*". — S. 93, Z. 13 v. u. schreibe *cupidinibus* und stelle in der folgenden Zeile die Zitate um. — S. 111 u. Daß *multum* bei intransitiven Verben, z. B. *multum prodesse, obesse*, ebenso in Verbindung mit *uti, loqui* und ähnlichen Verben, mit *credere, fallere, amare, consulere* sich bei Cicero nur in den Briefen und den Erstlingsschriften finde, ist eine Behauptung, die einer Nachprüfung nicht standhält. Solche Verbindungen hat Cicero in allen Perioden seiner Schriftstellerei und in den formvollendesten Werken angewendet. Man vgl. folgende Belege dafür: De orat. II 131 *non multum proderunt* (227; Top. 19, 72; Mur. 37; Tusc. IV 64; Div. II 148); Brut. 98 *et consuleretur plurimum et diceret*; Top. 44 *ea . . . uti multum soletis* (Div. II 76; Cato 38; Lael. 2); *multum fallere* liest man nicht bloß in den frühen Reden pro Quinct. und den Verr., sondern auch pro Sulla 41

(id me multum fefellit); Cluent. 144 *multum . . . obtempero*; Pis. 83 *timentem multumque dubitantem*; Tusc. V 38 *multum . . excellunt*; Republ. I 11 *multum . . . gloriari*; II 16 *auspiciis multum obsecutus est.* Dagegen *multum amare* kann ich auch nur aus den Briefen belegen, aber vgl. Cael. 36 *te amat plurimum.* — S. 126, Z. 25 v. u. füge zu „immer im Accusativ" bei: „nachkl. auch Abl. oder Genet., vgl. C. F. W. Müller, Syntax des Nom. und Acc. S. 107. — S. 131, Z. 8 v. o. füge vor „Cato 56" hinzu: „bsd. Tischer zu". — S. 131 m. Zu der Bemerkung, daß für *ne* in der Bedeutung „nicht einmal" für *ne — quidem* nach Madvig kein sicheres Beispiel beizubringen sei, füge ich den Hinweis auf die von Heraeus in der Festschrift für Vahlen (1900), S. 432 gesammelten Stellen. Darnach wird in allen Ausgaben *ne* für *ne-quidem* gelesen: Apul. Met. I 23; III 6; 11; IV 5; Capitol. Clod. Abb. 5, 8; Lamprid. Diad. 7, 2; Claud. Mam. De statu an. 3, 14; Querol. p. 46, 20; Paul. Fest. p. 69 *s. v. doliola*; Anthol. Epigr. lat. 1178, 33. Auch Petron. 47 liest Heraeus und Bücheler[4]: *ne Iovis potest.* — S. 138, Z. 1 v. u. dürfte sich der Zusatz empfehlen: „*Negare* mit dem Infin. in der Bedeutung „abschlagen, verweigern, etwas zu tun" ist nur dichterisch und spätlateinisch". — S. 172, Z. 11 v. o. Vgl. auch Caes. civ. II 28 und dazu Meusel. — S. 199, Z. 13 v. u. verbessere den Satz so: „Während aber *occupatum esse* ... voraussetzt und dafür auch ... gesagt werden kann, ...". — S. 285, Z. 8 v. o. füge bei: „*perpetuum* (als Adv.) ist dichterisch und nachklassisch; vgl. C. F. W. Müller, Syntax des Nom. und Acc., S. 110". — S. 315 m. *Luere poenas pro aliqua re* läßt sich schon vor Seneca belegen: Ov. Ibis 621. — S. 336, Z. 12 v. o. *extremae dementiae est* ist schon vor Apul. zu belegen; vgl. Sall. Iug. 3, 4 *frustra niti . . . extremae dementiae est.* — S. 400, Z. 21 v. u. füge bei: „vgl. die Stellensammlung von C. F. W. Müller im Rhein. Mus. 1900, S. 640." — S. 407 m. Für die Substantivierung von *propositum* verweise ich vor Seneca auf Nep. Eum. 36 *tenuit hoc propositum.* — S. 448 m. Hier vermisse ich eine Notiz über *quasi si* für *quasi*, dem man oft in den neulateinischen Skripten begegnet. — S. 460, Z. 1 v. u. füge bei: „Meusel zu Caes. civ. II 28, 4". — S. 543 o. Gegen die Erklärung von *scilicet* als *scire licet* spricht sich entschieden aus: Birt, Jugendverse und Heimatpoesie Vergils, S. 82 ff.; auf seine Erklärung der Bedeutungsentwicklung des Wortes sei hier hingewiesen. — S. 682, Z. 2 v. o. füge bei: „Friedrich zu Catull 76, 5". — S. 700, Z. 2 v. u. wäre nachzutragen: „*ut* = *ut si* findet sich bei Dichtern (Lucr. VI 1232; Val. Flacc. V 92) und nach den Handschriften auch Nep. Timoth. 3, 4, was Friedrich (zu Catull 10, 32) halten will; aber vgl. dagegen Nipperdey im *Spicilegium.*" — S. 716 m. heißt es: „Man findet *vel* unrichtig im N. L. bei Fragen für *an* oder *ne*"; aber Stellen, wie die im Thes. II 9, 58 ff. angeführten, beweisen,

daß *vel* nach *an* wenigstens für das Spätlatein nicht ohne Belege ist. — S. 739, Z. 18 v. u. wäre noch hinzuweisen auf die Belegstellen aus Cäsar: Gall. II 11, 5; V 51, 4; VII 20, 7; civ. III 84, 1; II 6, 1. — S. 753, Z. 8 v. u. füge vor „Sall." ein: „Val. Max. VII 2 ext. 1: *multa secum ipse volvens*"; Z. 5 v. u. streiche dann: Val. Max. VII 2 ext. 1 *multa secum ipse volvens.* — S. 754 zu: *vos = vester:* Diesen Gebrauch will bereits für Catull an mehreren Stellen anerkannt wissen Friedrich in seinem Catull-Kommentar S. 203 und 204.

Ich schließe diese Anzeige mit den Worten meines verewigten hochverehrten Lehrers, Wilhelm v. Hartels: „Der Antibarbarus sollte auf dem Schreibtische jedes Philologen zu finden sein".

Wien. Karl Prinz.

Stowassers Lateinisch-deutsches Schul- und Handwörterbuch. Dritte, umgearbeitete Auflage von Michael Petschenig. Einleitung und etymologischer Teil neu bearbeitet von Franz Skutsch. Wien, F. Tempsky 1910. Preis geb. 8 Mk. = 10 K.

Ich habe im Jahre 1894 in dieser Zeitschrift (S. 310 ff.) die erste Auflage des Lateinisch-deutschen Schulwörterbuches von J. M. Stowasser angezeigt und eingehend dargelegt, wie das auf der Methode moderner historisch-psychologischer Sprachwissenschaft fußende Buch einen wesentlichen Fortschritt auf dem Gebiete der lateinischen Lexikographie bedeute und einen hohen Gewinn für die Schule und für den Lateinunterricht verspreche. Seither sind 16 Jahre verflossen; das Buch hat reichen Erfolg geerntet und, was ich damals, wie ich glaube, als erster über Stowassers Arbeit aussprach, ist seither sozusagen zur allgemeinen Ansicht geworden.

Inzwischen ist Stowasser selbst vor kurzem von seinem entsetzlichen Siechtum durch den Tod erlöst worden — ich sah den körperlich gebrochenen Mann im Herbste 1909 in Begleitung meines Freundes, des Schulrates Dr. Sedlmayer, im Rudolfsspitale und erinnere mich noch, wie ich beim Anblick dieses qualvollen, hoffnungslosen Jammers nur mit größter Mühe die Tränen zurückhalten und die äußere Fassung bewahren konnte — und die notwendig gewordene neue, dritte Auflage seines Werkes erscheint so bald nach seinem Hingange als ein würdiger Denkstein für diesen so außerordentlichen Mann. Allerdings mußte Stowasser die Arbeit fremden Händen anvertrauen, doch man braucht bloß das erste Blatt der neuen Auflage zu lesen, um die freudige Gewißheit zu gewinnen, daß niemand dem Buche bessere, tüchtigere und pietätvollere Herausgeber hätte wünschen können. Denn ist auch im einzelnen vieles geändert worden, sind namentlich auch viele von Stowassers Etymologien und von seinen Deutungen verschwunden, den Geist des Buches haben die beiden trefflichen Männer, die die neue Be-

arbeitung besorgten, in Treuen gehütet und unverändert bewahrt, wofür ihnen der Dank aller Freunde des Stowasserschen Vermächtnisses gewiß ist. Und was die Änderungen betrifft, so sind sie behutsam genug vorgenommen und dienen dem pietätvollsten Zwecke, nämlich Stowassers Lebenswerk jung zu erhalten und mit dem Strome der Wissenschaft neu zu verbinden.

In seinem kurzen Vorworte berichtet zunächst M. Petschenig über seinen Anteil an der Arbeit und über die Richtungen, in denen sie sich bewegte; das Buch wurde den neuen Lehrplänen angepaßt und auf die Teile der römischen Literatur beschränkt, die an den höheren Schulen in Deutschland, Österreich, Luxemburg und in der Schweiz tatsächlich gelesen werden; die selten vorkommenden Personennamen wurden über Bord geworfen, zur Erhöhung der Übersichtlichkeit wurden Artikel gekürzt, die Beispiele vermindert, ausschließlich der Schullektüre entnommen und ihre Reihenfolge geändert.

F. Skutsch hat dagegen die Einleitung neu gestaltet, die Einzeletymologien geprüft, berichtigt und ergänzt und das Lexikon auch nach der sprachwissenschaftlichen Seite als vollkommen selbständige Leistungen anderen Werken dieser Art ebenbürtig zur Seite gestellt. Was nun zunächst die Einleitung betrifft, so ist sie in vier Teile gegliedert und bietet in 96 Paragraphen (gegen 46 der ersten Auflage) in strengerer Systematik aus dem Gebiete der Laute, der Formen und der Bedeutung diejenigen Erscheinungen, die für das Verständnis des lateinischen Wortschatzes (die sogenannte Etymologie) von besonderer Wichtigkeit sind. Daran schließt sich ein vierter Teil über Lehn- und Fremdwörter und über Volksetymologie. Sie ist durch musterhafte Klarheit und wissenschaftliche Exaktheit ausgezeichnet und bietet bei weiser Beschränkung auf die wichtigsten Tatsachen für Lehrer und Schüler Belehrung und Anregung die Fülle. Indem sie die letzten Fortschritte wissenschaftlicher Forschung auf dem Gebiete der lateinischen Grammatik einbezieht, ist ihr Studium in hervorragendem Maße geeignet, den lateinischen Unterricht nach der sprachwissenschaftlichen Seite zu vertiefen und zu befruchten, und wird so mitwirken, die Forderung zu erfüllen, die von den hervorragendsten Vertretern der Sprachwissenschaft wiederholt nachdrücklich erhoben und ganz jüngst von Karl Brugmann in seiner Schrift „Der Gymnasialunterricht in den beiden klassischen Sprachen und die Sprachwissenschaft“ (Straßburg, Trübner 1910) in überzeugender Weise begründet wurde. Dadurch wird das Stowassersche Lexikon eine notwendige und überaus wertvolle Ergänzung der lateinischen Schulgrammatik, die bei allem Streben, die sicheren Ergebnisse der sprachwissenschaftlichen Forschung zu verwerten, mit Rücksicht auf ihre nächste Aufgabe, Knaben die sprachlichen Tatsachen in möglichster Einfachheit zu überliefern, auf eine systematische wissenschaftliche Darstellung namentlich auf dem Gebiete der Laut- und Formenlehre nicht selten verzichten muß.

Natürlich wäre es verkehrt, diese Einleitung in einem Zuge etwa schon bei der ersten Verwendung des lateinischen Lexikons, also bei uns in der Tertia, durchzunehmen und zum Gegenstande förmlichen Studiums zu machen. Vielmehr werden in jedem einzelnen Falle vor allem die zunächst auffallenden Zusammenhänge festgestellt, an ihnen die lautlichen Veränderungen beobachtet werden müssen und erst nach wiederholtem Vorkommen wird auf einer viel höheren Stufe die zusammenfassende Erklärung hinzutreten und der betreffende Paragraph der Einleitung als letzter Abschluß im Wortlaute vorgenommen werden. So haben sich den Vorgang offenbar auch die Herausgeber selbst gedacht; das zeigen die häufigen Verweisungen auf Paragraphen der Einleitung, die sich in vielen Artikeln finden. Aber ich bin der Ansicht, daß die Einleitung jedenfalls einmal in der Schule durchzunehmen und nicht etwa bloß den Schülern zu überlassen ist, und ich würde hiefür eine Stufe empfehlen, auf der die Schüler hinreichend die Einzelheiten am einzelnen Materiale beobachtet haben und die nötige Reife besitzen, anderseits aber noch von der gewonnenen erhöhten sprachwissenschaftlichen Einsicht einen praktischen Nutzen für ihre Lektüre und ihre Hinübersetzungen gewinnen, also etwa in der VI. Klasse, wo auch aus dem grammatischen Unterrichte im Deutschen mannigfache sprachwissenschaftliche Begriffe den Schülern bereits zu eigen geworden sein müssen.

Es setzt dies aber immerhin voraus, daß die Schüler vom Anfange an durch Bildung etymologischer Reihen, wie sie das Lese- und Übungsbuch bietet, und durch die Besprechung der Andeutungen sprachwissenschaftlichen Inhaltes, die sich in der Schulgrammatik finden, im Laufe der Jahre allmählich, aber konsequent vorbereitet und geschult worden sind.

Es muß daher als ein Gewinn angesehen werden, wenn zwischen der Schulgrammatik und dieser Einleitung des Stowasserschen Lexikons eine weitgehende Übereinstimmung besteht, wie dies durch das freundliche Entgegenkommen des Herrn Prof. Skutsch noch vor dem Erscheinen des Lexikons bei der Herstellung der neuesten Auflage meines Buches ermöglicht wurde.

Was die Artikel im einzelnen anlangt, so springt vor allem die größere Übersichtlichkeit in die Augen, durch die die Benützung des Lexikons bedeutend erleichtert wurde. Bei längeren Artikeln sind jetzt die Bedeutungen tabellarisch angeordnet, die Beispiele sind in deutlich erkennbare Absätze entsprechend der vorausgehenden Einteilung gegliedert, in den kürzeren Artikeln ist der raschere Überblick durch Fettdruck der einzelnen Bedeutungen ermöglicht. Einen weiteren Fortschritt begrüße ich in der durchgängigen Bezeichnung der langen Vokale[1]) auch vor Doppel-

---

[1]) Nur in den Flexionssilben *i, o, es* im Plural fehlt das Längezeichen.

konsonanz, weil dadurch wieder Schulgrammatik, Übungsbücher und Lexikon miteinander in größere Übereinstimmung gebracht wurden; ferner in der scharfen Unterscheidung zwischen Vokal- und Silbenlänge (z. B. *āb-icio* in der ersten Auflage, jetzt *ab-icio* u. a. m.). Fatal ist es allerdings, daß bei der Bezeichnung der Vokallänge Diskrepanzen mit der Grammatik sich ergeben haben; allein hier kann in der Folge abgeholfen werden.

In den einzelnen Artikeln ist fast bei jedem geändert worden, ganz unverändert ist kaum einer geblieben; es wurden neue Bedeutungen aufgenommen, der Ausdruck wurde vielfach verbessert, unnütze und unverständliche Zusätze sind weggelassen, viele Zitate richtig gestellt, neue Worte sind aufgenommen (z. B. *Ausonis,* das sich bei Ovid findet, *setius, transenna*). Die peinliche Sorgfalt des Bearbeiters erstreckt sich selbst auf Kleinigkeiten; z. B. ist das unverständliche „und von anderen Sinnen“ bei *acerbus* getilgt, bei *colligere pulverem curriculo* die unsinnige Erklärung Naucks weggelassen, bei *bipedalis* „lang“ hinzugefügt usw. Es steckt eine unendliche Mühe, eine riesenhafte Leistung in dieser Neubearbeitung der einzelnen Artikel und man kann den beiden Männern, die solches zustande gebracht haben, nur aufrichtig dankbar sein, der Schule aber, der ihre Kraft und Ausdauer zugute kommt, Glück wünschen.

Ich glaube nun meinerseits diesen Dank nicht besser abstatten zu können, als wenn ich einige Anregungen und Notizen hier anfüge, von denen ich wünschen würde, daß sie dem prächtigen Werke und seiner Benützung förderlich sein möchten.

Also zunächst einige Gedanken zur Erwägung!

Da fallen vor allem gewisse Diskrepanzen mit der Schulgrammatik in der Kasuslehre auf. Das Lexikon muß wohl auch singuläre Konstruktionen anführen, doch sollte auf das Gewöhnliche, das Regelmäßige auch als solches gebührend der Nachdruck gelegt werden; sonst werden die Schüler verwirrt und unsicher und der Unterricht leidet. Beispiele dieser Art bilden die Artikel *admoneo, commonefacio, flagito, memini, recordor, rogo, similis* u. a. m. Hier sondert die Grammatik scharf zwischen den gewöhnlichen Konstruktionen und Singularitäten; ich glaube, es wird auch dem Lexikon nicht schaden, hier mit der Grammatik volle Übereinstimmung zu suchen.

Ein zweiter Punkt betrifft die Schriftsteller und die Beispiele aus ihnen; in dieser Hinsicht sollte m. E. das Lexikon den Schülern der unteren Stufen noch mehr, als es der Fall ist, entgegenkommen; denn diese bedürfen gewiß mehr der Hilfe des Lexikons als die reiferen; es sollten demnach Nepos, Caesar, Ovid und Livius hinsichtlich der Phraseologie größere Berücksichtigung finden.

Weiters verdienen die Bestrebungen, das Lexikondeutsch auszumerzen und dafür die wirkliche Sprache zu ihrem Rechte zu bringen, wie sie in Cauers „Grammatica militans“ und besonders in Hodermanns Schriften „Unsere Armeesprache im Dienste der

Caesar-Übersetzung“ und „Livius in deutscher Heeressprache“ zutage treten, in Zukunft mehr Beachtung und Ausdrücke, wie Fußsoldat, Schlachtreihe, Vortrab, Nachtrab u. a., die in der wirklichen Sprache nicht vorkommen, sollen auch aus dem Lexikon verschwinden; dafür können aus Hodermanns Schriften eine große Menge von militärischen Fachausdrücken durch das Lexikon in die Schule gebracht werden, so *angustiae* Hohlweg, Wegenge, *antecursores* Fourierschützen, *currus* Fahrzeug, Fuhrwerk, *cognoscere* aufklären, rekognoszieren, *dicere* melden, *conclamare* alarmieren, *expedire arma, exercere armis* usw.

Endlich möchte ich glauben, daß auf die Briefe und Reden aus den Historien des Sallust unter keiner Bedingung verzichtet werden könnte; sie sind das Schönste und Reifste, das Sallust geschrieben, wahre Kabinettsstücke, die der Schullektüre nicht von vornherein entzogen werden dürfen.

Und nun zum Schlusse noch Einzelheiten in der Reihenfolge der Artikel im Lexikon. *aditus* Begegnung, Caes. b. G. VI 13 *(aditum sermonemque defugiunt). administrare* fehlt Caes. b. G. IV 29. *Aduatuca,* jetzt *Atuatuca. aedis* ist die bessere Form und sollte voranstehen. *adferre* erfinden, Nepos XI 1, 2 *(multa in re militari nova adtulit). altitudo* Dicke, Caes. b. G. III 13, 4. *amissa recuperare* nicht Nepos, sondern Caesar b. G. VII 15 (wo aber die Ausgaben *reciperare* bieten). *attrecto ferialia* Tac. Ann. I 62. *balteum* fehlt Caes. b. G. V 44. *Bocchus* könnte wohl fehlen. *cunctus;* verdient nicht doch Birts Erklärung (Rhein. Mus. 1896, S. 83) Beachtung? *Cusus* fehlt; Tac. Ann. II 63. Hiebei mache ich aufmerksam, daß v. Domaszewski den Fluß mit der Thaya identifiziert hat (Serta Harteliana 8). *exauctoro;* die Tacitusstelle (Ann. I 36) falsch erklärt. *fides* Treuherzigkeit, Biedersinn (Tac. Ann. III 12, 23). *gratulatio* in passivem Sinne Caes. b. G. I 53, 6. *hiberna peragere* fehlt (Caes. b. G. VIII 50, 1). *Homerus;* den Artikel mit der Liedertheorie möchte ich streichen. *intendere mortis metus* Tac. Ann. I 39. *Marus* ist von Domaszewski a. a. O. mit der March identifiziert. *materies:* der Gen. *-ei* kommt nicht vor. *multitudo* Überzahl, Übervölkerung. *obtego* fehlt Tac. Ann. I 76 *(obtegens divina et humana). oppetere* sterben fehlt Tac. Ann. II 24. *pantomimus* fehlt ganz (Tac. Ann. I 77). *partim* fehlt die Salluststelle (or. Cottae), an der es wirklicher Akk. ist *(quorum alia toleravi, partim reppuli). pecu* fehlt die Stelle Cicero de imp. Cn. Pompei 15. *penetro* berühren. *Plancina* fehlt ganz (Tac. Ann. III 13). *ratio adest* Tac. Ann. II 14. *sinister: sinistri sermones* Tac. Ann. I 74. *species* Titel (Tac. Ann. I 72). *sum ex* fehlt *(quanta ex bubus est utilitas!). summa vitae brevis* (Hor. Carm. I 4); *summa exercitus* Gros des Heeres. *tractare;* Tac. Ann. II 15 heißt es *vias,* nicht *vices. turbare leges* Tac. Ann. I 2. *vitta: vittas rumpere* das Gelübde brechen (Tac. Ann. I 57).

Wien. August Scheindler.

Dr. Ferd. Jos. Schneider, Die Freimaurerei und ihr Einfluß auf die geistige Kultur in Deutschland am Ende des XVIII. Jahrhunderts. Prolegomena zu einer Geschichte der deutschen Romantik. Prag, Taussig u. Taussig 1909. X und 234 SS. Preis 6 Mk.

Die Aufgabe, die sich der Verf. in dem vorliegenden Buche stellt, ist am deutlichsten durch den Untertitel gekennzeichnet. Wenn es heute als Binsenwahrheit gilt, daß geistige Strömungen nicht urplötzlich einsetzen, sondern in den Verhältnissen früherer Zeiten längst schon begründet sind, so ist es umso merkwürdiger, daß bisher für die volkspsychologische Erklärung der Romantik so wenig geschehen ist. Ein Wust von Deduktionen romantischer Ideen aus der gleichzeitigen Philosophie und graue Theorie als angebliche Quelle der Dichtung bildet den Hauptinhalt des großen Werkes von Haym und auch seine Nachfolgerinnen, Ricarda Huch und Marie Joachimi, bleiben in dem individualistischen, philosophischen und rein literarhistorischen Standpunkt befangen, höchstens, daß noch die Heranziehung der politischen Verhältnisse hinzutritt. Nirgends erhalten wir eine ausreichende Erklärung für die inneren Zusammenhänge der Romantik mit der so grundverschiedenen Zeit der „Aufklärung", die dem oberflächlichen Blick als die herrschende Geistesrichtung bis gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts erscheint. In diese Lücke tritt nun Schneiders wuchtiges Buch.

Nach Schneider war die Aufklärung niemals die alles beherrschende geistige Strömung, vielmehr hatte ihre rationalistische Einseitigkeit und die durch sie hervorgerufene Verödung des religiösen Lebens in Verbindung mit der politischen Ohnmacht und Rechtlosigkeit des Volkes nicht nur bei vielen Gebildeten, sondern auch in den breiten Massen des Volkes eine mächtig einsetzende Reaktion zur Folge; der Pietismus kam im Laufe des XVIII. Jahrhunderts zu neuer Blüte und die für die letzten Dezennien dieses Jahrhunderts so charakteristische „Empfindsamkeit" war nur eine Frucht der neuerwachenden Mystik. Diese Unterströmung aber, die neben der von Berlin aus laut verkündeten Aufklärung einherging, zeigt eine deutliche Hinneigung zum Katholizismus und der Übertritt Fritz Stolbergs ist von symptomatischer Bedeutung: Stolberg war ein Vorläufer der zahlreichen Konvertiten aus der romantischen Zeit. Mit diesen Betrachtungen leitet der Verf. seine Darstellung der Freimaurerei ein und kommt am Ende seiner Ausführungen zu dem Schlusse: „Man hat bis jetzt einzig und allein Gewicht darauf gelegt, daß durch die maurerischen Tendenzen die Grundideen der Aufklärung rascher verbreitet wurden, rascher zum Siege gelangten. Daß sich die königliche Kunst in den Dienst der im XVIII. Jahrhundert ohnedies übermächtigen Toleranz- und Humanitätsbestrebungen stellte, war meines Erachtens von geringerer Bedeutung, als daß sie sich — freilich mit einem völligen Bruch ihrer eigentlichen Bestimmung — zum mächtigsten Wiedererwecker und Träger jener mittelalterlichen Weltanschauungsfaktoren aufwarf, durch die

mittelbar die Romantik ins Leben treten sollte". Wohl huldigte die Freimaurerei, von Haus aus ein Produkt des englischen Geistes, anfänglich aufklärerischen Tendenzen, doch unter dem Einfluß des französischen „Hochgradsystems", das seinen Ursprung von dem Templerorden ableitete, nahm sie auch in Deutschland allmählich eine religiös-mystische, die Ideale des Mittelalters belebende Richtung an und bekam immer mehr einen Stich ins Katholische, namentlich seitdem sie von Hund ganz nach dem Muster des Templerordens eingerichtet und die „strengste Observanz" durchgeführt worden war.

Diese Entwicklung nun findet Schneider in der Geistesgeschichte des deutschen Volkes tief begründet. Die politische Entwicklung Deutschlands gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts habe eine lehrreiche Parallele an den Zuständen zu Ende des XVI. Damals schon forderte die immer äußerlicher und pedantischer werdende protestantische Orthodoxie als anderes Extrem nicht nur das Wiederaufleben der mittelalterlichen Mystik heraus, sondern auch des Neuplatonismus, der mit pythagoreischen Symbolen spielenden Kabbala, das Aufkommen der Alchimie und anderer Magie, der Theosophie in verschiedenen Formen. Paracelsus, Weigel und Jakob Böhme werden von Schneider nach diesen Gesichtspunkten ausführlich charakterisiert. Besonders eingehend verweilt er für seinen Zweck bei dem sagenhaften Rosenkreuzer-Orden, dessen theosophische, sich dem Katholizismus zuneigendeTendenz er durchaus ernst nimmt. So kommt er zu dem Ergebnis, daß vor Beginn des 30jährigen Krieges ganz dieselben volkspsychologischen Bedingungen gegeben waren, aus denen schon damals eine Art Romantik hätte hervorgehen können, wenn sich die großen Persönlichkeiten eingestellt hätten, die den Rohstoff der Volksträume in die großartigen Formen einer neuen Kunst zu gießen verstanden hätten. Keineswegs hat aber diese mystische Gegenströmung durch den 30jährigen Krieg und die folgenden Zeiten eine Unterbrechung erfahren. Vereinigungen mit dem Namen und den Tendenzen der Rosenkreuzer tauchen als Sammelpunkte aller in Deutschland lebenden Alchimisten und Magier immer wieder auf und um 1750, da die Freimaurerei das Interesse an den Geheimbünden überhaupt weckte, traten sie neu organisiert wieder auf, verbreiteten sich rasch, machten den Freimaurern strikter Observanz Konkurrenz und traten schließlich siegreich ihr Erbe an. Sie beschworen alle die von der Aufklärung bekämpften Traumgespenster früherer Jahrhunderte herauf und benützten die okkultistischen Lehren und den neuentdeckten Magnetismus und Somnambulismus als Lockmittel für das der Loge von redlichem Wissensdurst oder verwerflicher Habgier zugetriebene Volk. So eröffnen sie der industriösen Wirksamkeit der berühmten Schwindler jener Zeit ein reiches Feld. Immer weniger wählerisch wird man gegen Ende des Jahrhunderts in der Aufnahme von Mitgliedern in die geheimen Gesellschaften und so erlangen

diese eine ungeheuere Verbreitung und Popularität. Auch eine große Anzahl studentischer Verbindungen dieser Art entstehen. Der Versuch, den Freimaurerorden im Sinne seiner ursprünglichen Bestrebungen zu reformieren, hat keine durchgreifende Wirkung und der Illuminaten-Orden, der letzte große Versuch, die hereinbrechende Reaktion durch die aufklärerischen Tendenzen der ursprünglichen Freimaurerei zu bekämpfen, wird schon nach achtjährigem Bestehen aufgehoben und grausam verfolgt.

Der himmelschreiende Unsinn, den die Oberen den Logenbrüdern auftischten — ein buntes Gemisch von alchimistisch-kabbalistischen, neuplatonischen, pythagoreischen und gnostischen Lehren —, wird gläubig als wissenschaftliche Offenbarung hingenommen. Besondere Hervorhebung verdient da Schneiders Nachweis, daß auch Jakob Böhmes Theosophie, wenn auch nicht in ihrer ursprünglichen Reinheit, in den geheimen Gesellschaften eine ganz neue Epoche ihrer Blüte feiert. Ohne Unterbrechung fand in Deutschland und Holland der Görlitzer Schuster eifrige Anhänger und Verteidiger und in der Zeit der Aufklärung waren der schwäbische Pfarrer Öttinger und der von Matthias Claudius übersetzte Franzose L. Cl. de St. Martin die Hauptvermittler seiner Gedankenwelt, so daß die von den Romantikern inszenierte Böhme-Renaissance keineswegs als eine Neuentdeckung aufzufassen ist.

Mit raffinierten und zum Teil den Jesuiten abgelernten Mitteln, am meisten durch die geschickt gesteigerte Angst vor den „unbekannten Oberen“, hielten die Beherrscher der Logen die gläubigen Mitglieder am Gängelbande und praktisch propagierten sie ein ganz mittelalterlich-asketisches Lebensideal, das jeden prinzipiellen Unterschied zwischen den Rosenkreuzern und der katholischen Mystik aufhob. Auch mit dieser Verherrlichung des radikalen Quietismus und im Zusammenhange damit des mittelalterlich-feudalistischen Staatsideals wurden sie die Vorläufer der Romantiker. Stärker als jede weltliche Macht hält in der Zeit der französischen Revolution die geisterzwingende Reaktion der geheimen Gesellschaften jede freiheitliche Regung unter dem Volke nieder. Die fatalistische Grundstimmung in den Werken der Romantiker, die sich bei den Schicksalsdramatikern zu der Auffassung eines unerbittlichen und dabei kleinlich-tückischen Fatums verdichtet, läßt sich so als ein tief wurzelndes Symptom einer kulturmüden Zeit verstehen und damit steht im besten Einklang, daß die erste Schicksalstragödie, Moritzens „Blunt oder der Gast“ schon 1780 erscheint. Das politische Elend Deutschlands und die alles zermalmende Macht Napoleons reichen zur Erklärung der romantischen Schicksalsidee nicht aus. Erst die Berücksichtigung der ungeheueren Macht der geheimen Gesellschaften über ihre Mitglieder, die willenlose Ergebenheit, die ihnen von den meist unbekannten Obern unter furchtbaren Eiden zur Pflicht gemacht wurde, die scharfe Überwachung, der der Neophyt und auch der Bruder unterzogen wurde, die ab-

gefeimte Kunst, mit der die Obern (meist als „Genien" bezeichnet) bei den Mitgliedern den Glauben an ihre Allmacht und die vernichtende Wirkung ihres Zornes zu wecken und zu erhalten verstanden — all das gibt erst eine befriedigendere Erklärung für die Entstehung der romantischen Schicksalsidee. Zu diesem Zwecke behandelt nun Schneider, nicht erschöpfend — das wäre bei dem ungeheueren Schwall dieser Literatur unmöglich —, aber doch mit völlig ausreichender Ausführlichkeit die zahlreichen, nicht nur von obskuren Vielschreibern, sondern auch von besseren, ja den besten Schriftstellern Deutschlands herrührenden Romane und Dramen, in denen das Getriebe der geheimen Gesellschaften eine Rolle spielt, und stellt eine auffallende Verwandtschaft dieser Produkte mit den Erzählungen und Tragödien, in denen das romantische Schicksal wirksam ist, fest.

Schon aus dieser Inhaltsanalyse geht wohl die hohe Bedeutung der Arbeit klar hervor. Der Verf. verarbeitet mit bewunderungswürdigem Fleiß eine weitschichtige, zum Teil peinigend langweilige und von greulichem Unsinn strotzende Literatur und erzielt überraschende Resultate, die für tieferes historisches Verständnis der deutschen Romantik von der größten Wichtigkeit sind. Ich kann Schneider nicht in die schlammigen Abgründe der von ihm besprochenen „Kolportage-Literatur" folgen, doch schon die nackten Tatsachen und die literarisch wertvolleren Werke, in denen ein geheimer Bund sein Wesen treibt, scheinen mir seine Auffassung durchaus zu rechtfertigen. Das Buch eröffnet einen tiefen Blick in die kulturellen Verhältnisse gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts und lehrt uns den Zusammenhang der romantischen Tendenzen mit den geistigen Strömungen der früheren Zeit richtig würdigen.

Wünschenswert wäre nur eine etwas klarere Gliederung des Stoffes und eine noch schärfere Herausarbeitung der leitenden Ideen. Dabei könnte ohne Schaden für das Gesamtbild, das der Verf. entwirft, die Schilderung, die er von der Ausbreitung der geheimen Orden gibt, sowie auch die Darstellung der theosophischen Lehren, namentlich der Jakob Böhmes, gekürzt werden. Vielleicht ist mir in der Schule des Machschen Positivismus das Organ für Mystik und verwandte Bestrebungen abhanden gekommen; doch scheint mir, daß auch willigere Gemüter selbst nach den sorgfältigen Ausdeutungen, die Schneider von der unergründlich tiefsinnigen Weltanschauung Böhmes gibt, den Sinn seiner Lehren schwerlich erfassen werden.

Mies. Dr. Johann Černy.

Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen. Von Prof. Dr. O. Weise. Siebente, verbesserte Auflage. 26.—30. Tausend. Leipzig und Berlin 1909, Druck und Verlag von B. G. Teubner.

Die Drucklegung eines gemeinverständlichen Werkes erscheint nur dann als berechtigt, wenn dieses nicht allein den Laien auf gefällige und leichtfaßliche Art mit dem betreffenden Gegenstande vertraut macht, sondern auch auf den Fachmann anregend zu wirken vermag, obgleich es ihm oft nicht viel Neues bietet. Nach beiden Richtungen hin kann Weises wohlbekanntes Büchlein, das nunmehr in siebenter Auflage vorliegt, genüge leisten. Jene Partien, in denen von der Beeinflussung des Deutschen durch fremde Kulturkreise die Rede ist, sind besonders gut ausgeführt. Themen dieser Art scheinen dem Verf. überhaupt zu liegen, der schon im Jahre 1882 mit einer größeren Arbeit über die griechischen Wörter im Latein hervorgetreten ist, die nebst einem höchst wertvollen alphabetischen Verzeichnisse der griechischen Wörter im Latein auch eine interessante, an der Hand der Lehnwörter geführte Untersuchung über den Einfluß griechischer Kultur auf die römische enthält. In unserem Buche ist auch der deutschen Altertumskunde ein hinreichender Platz eingeräumt worden, soweit diese auf die Ergebnisse etymologischer Forschungen aufgebaut ist.

Durch die Vorzüge des Büchleins darf man sich jedoch nicht verleiten lassen, seine großen Fehler zu übersehen. So wird der Abschnitt über „deutsche Sprache und deutsche Volksart" einer strengeren Kritik nicht standhalten können. Man werfe zunächst einen Blick auf S. 37 f. (§ 34), wo es heißt: „Den schroffsten Gegensatz zum deutschen Wesen bildet das romanische, bei beiden aber ist das Klima, in dem die entsprechenden Völker seit geraumer Zeit gelebt haben, von bedeutendem Einfluß gewesen. Der blaue Himmel, der das Auge des Italieners täglich labt, die klare durchsichtige Luft, die sogar entfernte Gegenstände in scharfen Umrissen erscheinen läßt, das Lichtmeer, das die Landschaft vom Morgen bis zum Abend überflutet, und die Farbenpracht, in der selbst das tote Gestein erstrahlt, alles dies hat in ihm die Empfänglichkeit für Formenschönheit geweckt, den künstlerischen Sinn genährt und die Einbildungskraft mächtig angeregt. So ist er durch die Natur nach und nach dazu erzogen worden, Großes im Bereiche der Künste hervorzubringen. Viel stiefmütterlicher hat sie den Deutschen behandelt ... So nötigt ihn die Rauhheit der Witterung, durch harte Arbeit im Kampfe ums Dasein seinen Willen zu stählen, dann aber auch, sich Monate lang in das trauliche Heim zurückzuziehen und Einkehr in sich selbst zu halten. Wenn daher bei unseren Nachbarn im Süden und Westen die Phantasie stärker entwickelt ist, so spielt bei uns das Wollen und Empfinden eine wichtigere Rolle ... Von deutscher Treue und deutscher Tapferkeit weiß die Geschichte seit der Zeit der Cimbern und Teutonen und unsere Volksdichtung seit der Zeit

der Völkerwanderung zu erzählen. Wehrhaft und wahrhaft wie damals sind die Deutschen auch immer geblieben. ... Dort (bei den Romanen) nach kühnem Anlauf schnelles Ermatten, hier Beharrlichkeit und Ausdauer..." Diesen mehr auf dem Gefühle als auf wissenschaftlichen Tatsachen beruhenden Ausführungen, in denen dem Klima ein so bedeutender Einfluß auf die Entwicklung des Volkscharakters eingeräumt wird, muß energisch entgegengetreten werden. Man denke nur an die alten Römer. Lebten diese nicht unter demselben Klima wie die heutigen Italiener? Und doch waren sie nicht gerade ein sehr phantasievolles Volk. Auch in den bildenden Künsten haben sie unabhängig von den Griechen wenig geleistet. Dagegen verstanden sie es, ihren Willen zu stählen, sie waren abgehärtete, glänzende Krieger und, was sie wollten, setzten sie auch durch. Wenn Weise meint, das rauhe Klima steigere das Empfinden eines Volkes, so möge er zuerst beweisen, daß das Empfinden bei den alten Indern, Griechen oder Juden weniger entwickelt war als bei den Deutschen. Kann man überhaupt einen Gegensatz zwischen Phantasie einerseits und Wollen und Fühlen anderseits konstruieren? Übrigens stimmt der Hinweis auf die Teutonen hier ebensowenig wie später (S. 60, § 57), da diese nicht Germanen, sondern Kelten waren. Bei dieser Gelegenheit sei auch erwähnt, daß Weise das Wort „deutsch" oft in dem Sinne von „germanisch" verwendet, ein Vorgehen, das heute nicht mehr berechtigt ist. — Weiters sagt Weise: „Der Romane ist mehr in den bildenden Künsten [Baukunst, Malerei, Bildhauerkunst] zu Hause, der Deutsche mehr in den redenden [Tonkunst, Dichtkunst], die aus den Tiefen des Gemüts hervorquellen. Jener gibt sich gern seiner oft zügellosen Einbildungskraft (E. T. A. Hoffmann!), dieser gleich Faust und Hamlet seiner großen Neigung zum Grübeln hin (Descartes! Giordano Bruno!); jener will geistreich, dieser gelehrt sein. Während dem welschen Geiste die Wissenschaften in der Regel nur zusagen, soweit sie dem Staate oder dem einzelnen Vorteil gewähren (Galilei!), pflegt sie der deutsche Gelehrte häufiger aus angeborener oder anerzogener Neigung. Der Romane eignet sich seine Kenntnisse oft spielend an, der Deutsche ringt mit dem Stoffe, bis er ihn mit Fleiß bezwungen hat ..." Mag auch in diesen Worten vielleicht ein Körnchen Wahrheit stecken, so sollte man doch vor derartigen — ich möchte sagen — Pauschalverdächtigungen zurückschrecken, durch die das Deutschtum wenig Förderung erfährt. Daß übrigens gerade einige Romanen zu den allergrößten Dichtern der Weltliteratur gehören, ist wohl nie bestritten worden. Man denke z. B. an Dante, Cervantes, Calderon! Gerade die Italiener haben auch die ganze abendländische Musik begründet. Auf S. 89 (§ 35) heißt es dann: „Der Franzose hat schon frühzeitig seinen Willen dem der Gesamtheit unterordnen lernen (Druckfehler?), für den Deutschen sind Freiheit und Geltendmachung persönlicher Eigenart von jeher die wichtigsten Schlagwörter gewesen." Gab es denn nie eine französische Revolution?!

— Diesen Stellen merkt man wie so vielen in Weises Buche die Leidenschaft des Verf. an, die die Objektivität der Darstellung trübt und das wissenschaftliche Niveau des Buches stark herabdrückt. — Und heißt es nicht, übers Ziel schießen, wenn man die Formen der gotischen Schriftzeichen als dem deutschen Sinn am meisten zusagend bezeichnet (S. 41, § 37)? — Die Häufigkeit der *f*- und *ch*-Laute ist natürlich nicht, wie Weise (§ 38) meint, etwas Charakteristisches für das deutsche Volk, da sie im Niederdeutschen gar nicht zu beobachten ist. — Wenn Weise (S. 44 f., § 41) der Ansicht ist, Bildungen wie Windhund stünden in irgendeiner Beziehung zu besonderen moralischen Qualitäten gerade des deutschen Volkes, so genügt wohl der Hinweis darauf, daß das Streben, „deutlich zu reden" und „Mißverständnisse zu verhüten", jeder Sprache innewohnt. Ein Kompositum wie Windhund entstand vielmehr zu einer Zeit, wo man *wint* allein nicht mehr als 'Hund' verstand. — Zu S. 47 (§ 44), wo als Beweis für das deutsche Volksgemüt auch die Tiersage ins Treffen geführt wird, muß bemerkt werden, daß diese gar nicht speziell für das deutsche Volk charakteristisch ist (Griechen, Inder). — Auf S. 48 f. (§ 46) wird die Bildung der Wörter „Geschwister" und „Brautpaar" zum Beweise für die hohe Wertschätzung des Weibes bei den Deutschen herangezogen! — Die angeführten Stellen zeigen wohl klar, wie mißlungen das ganze Kapitel über „deutsche Sprache und deutsche Volksart" ist.

Auch das Kapitel über „natürliches und grammatisches Geschlecht" hält mit dem heutigen Stande der Wissenschaft nicht Schritt. Ist es nicht geradezu lächerlich, die Verschiedenheit der Verteilung von Maskulina und Feminina in den einzelnen Sprachen auf die „Verschiedenheit der Luft, des Bodens und der Lebensweise" zurückzuführen (S. 215, § 150)? Weise erklärt das grammatische Geschlecht ausschließlich mit Hilfe der Personifikation, was unter allen Umständen falsch ist. Selbst Jakob Grimm, dessen Ansicht man heute wohl veraltet nennen darf, ist lange nicht so weit gegangen. Hierüber vergleiche man die Ausführungen Jellineks, I. F. 19, 296: „Grimms Meinung war durchaus nicht, wie vielfach angenommen wird, daß das grammatische Geschlecht auf einer durchgängigen Personifizierung der unbelebten Dinge beruhe. Er sondert Wörter wie *Gott, Teufel, Sonne* als eine besondere Gruppe aus, die zwischen natürlichem und grammatischem Geschlecht die Mitte hält. Sie haben kein natürliches Geschlecht, 'ihr grammatisches aber bestimmt sich nicht wie das der übrigen Wörter nach einer allgemeinen Phantasie, sondern nach einer wirklichen Personifikation'. Die große Masse der Wörter mit grammatischem Geschlecht hat also nach der Ansicht Grimms dieses nicht einer Personifikation, sondern einer 'allgemeinen Phantasie' zu verdanken, wenn es auch schwer ist, 'die Grenze zwischen wirklich eintretender Personifikation und bloß grammatischem Geschlecht für alle einzelnen

Fälle zu ziehen'. Wenn man Grimms Meinung auf einen kurzen Ausdruck bringen wollte, könnte man am ehesten sagen, daß er das Geschlecht als eine Art Metapher betrachtete. Weil unbelebte Dinge mit Männern und Weibern gewisse Eigenschaften gemein zu haben schienen, erhielten sie männliches oder weibliches Geschlecht."

In seinem verdienstvollen Streben, Fremdwörter zu meiden, geht Weise doch etwas zu weit. Z. B. in „abgezogen" fühle ich das Fremdwort viel stärker und störender als in „abstrakt". Fremdwörter, steife oder unhübsche Wendungen, hybride Bildungen u. dgl. soll man überhaupt nur dann vermeiden, wenn man sie durch andere, deutsche Ausdrücke vollkommen ersetzen kann. Wörter wie Audienz, Delinquent, konfiszieren, reklamieren u. a., leihweise (Überlassung), pflichtschuldig, Machtvollkommenheit u. a., hausieren, stolzieren u. a. kann man unter Umständen einfach nicht entbehren. *Ein Einsehen haben* (S. 90) bedeutet meinem Sprachgefühle nach etwas anderes als *einsehen. Schaumweinkelch* ist keineswegs „anschaulicher und duftiger" als *Champagnerglas* (s. S. 81).

Nachdem ich nun auf die Hauptmängel von Weises Buch hingewiesen habe, sei es mir gestattet, noch einige Bemerkungen zu machen.

Nicht überall scheidet Weise scharf genug zwischen Orthographie und Aussprache; vergleiche das S. 19 über *Veter Hende* usw., ferner das S. 74 über *Kaiser* Gesagte. — Zu S. 186 möchte ich bemerken, daß man in Österreich stets Hörsaal (nie, wie gewöhnlich in Deutschland, Auditorium), meist Prüfung (nicht Examen) sagt. — Zu S. 197, Anm. 1 sei erwähnt, daß es auch in Österreich vorzugsweise Ringelspiel (nicht Karussell) heißt.

In seinem interessanten Kapitel über Redensarten spricht Weise auch von der landschaftlichen Verschiedenheit mancher unter ihnen (S. 252 f., § 177). Ich möchte mir nun erlauben, bei einigen der von Weise angeführten Beispiele auf die Entsprechungen aus dem Wiener Dialekte aufmerksam zu machen. So hört man in Wien: Aufpassen wie ein Haftelmacher. Es regnet wie mit Schaffeln. Er steht da wie die Kuh vor'm neuen Tor. Als Anmerkung zum vorhergehenden Paragraphen sei erwähnt, daß es in Wien Hand von der Butten heißt.

Ich will nicht schließen, ohne kurz zusammenzufassen, was über Weises Buch zu sagen ist: Wo es sich um wissenschaftliche Spezialfragen handelt, ist die Darstellung oft einwandfrei. Wenn der Verf. dagegen zu allgemeinen Problemen kommt, läßt er seinem Temperamente meist zu sehr die Zügel schießen, wird oberflächlich und verfällt schließlich in eine öde Lobhudelei auf das Deutschtum. Wer sich diese Mängel des Buches vor Augen hält, wird es mit Nutzen lesen können.

Wien. Dr. Hans W. Pollak.

Thomas Randolph. Sein Leben und seine Werke. Von Dr. Karl Kottas. (Wiener Beiträge zur englischen Philologie, herausgegeben von J. Schipper. u. a. XXIX. Band.) VIII und 105 SS. Wien, Wilh. Braumüller 1909.

Das „Leben" des aus Cambridger Universitätsreimereien zu bedeutenderen Dichtungen fortschreitenden Thomas Randolph (1605 bis 1635) ist nach englischen Biographien gegeben und bietet somit wenig Neues. Die alte Fabel von der Sitte der Zeit, die Kinder drei Tage nach der Geburt taufen zu lassen, ist wie in so vielen Shakespeare-Biographien auch hier aufgewärmt, obwohl schon Elze in seinem *Shakespeare* (S. 36 f.) die richtige Formulierung der Taufverpflichtung (am ersten Sonn- oder Festtag nach der Geburt) nach Bolton Corney auch für deutsche Leser allgemein zugänglich gemacht hat. Im II. Abschnitte „R. im Urteile seiner Zeitgenossen, Veranstaltung einer Gesamtausgabe" teilt uns der Verf. mehrere von der Überschätzung des nach einem wüsten Leben früh Verstorbenen zeugende Epithaphien, Nekrologe, sowie recht dankenswerte bibliographische Notizen mit. Der III. Abschnitt behandelt dann „R.s Werke", u. zw. zunächst seine kleineren dramatischen Arbeiten (zwei Cambridger Universitätsfarcen *Aristippus* und *The Conceited Pedlar*, die bereits den Einfluß Ben Jonsons verraten), dann die großen Dramen, in denen R. unter der Nachwirkung der römischen Komödie und seines Dichterfreundes Ben Jonson arbeitet (*The Jealous Lovers*, *The Muses' Looking-glass*, *Amyntas* und *Hey for Honesty, Down with Knavery*, letzteres eine Nach- und Umdichtung des Aristophanischen *Plutus*), endlich die Lyrik (Übersetzungen, Schäferpoesie und nicht zuletzt Gelegenheitsverse, darunter höchst Konventionelles, aber auch sehr frische Kneiplieder. Den Quellen und Einflüssen (außer den Römern und Ben Jonson besonders die Moralitäten und die Pastoralstücke) ist gewissenhaft nachgegangen, die Analysen der einzelnen Werke sind sehr ausführlich gehalten und durch zahlreiche längere Originalproben belebt. Die Bearbeitung des *Plutus* ist ganz entschieden (vgl. S. 83 und 96) nicht R.s alleiniges Werk; deshalb stört es, wenn sie ihm S. 86 ff. wieder völlig zugeschrieben erscheint. Die abschließende Charakteristik des Dichters (S. 104 f.) ist objektiv gehalten und recht glücklich stilisiert.

Dies ist umsomehr hervorzuheben, als der Verf. sonst mit dem deutschen Stile nicht auf dem besten Fuße steht. An befremdlichen Wendungen führt Ref. an: S. 4 „durchhechelt er" statt „hechelt er .... durch"; S. 31 „er denkt sich seines" st. „er denkt sich sein Teil"; S. 39 „aber Paegnium ...... durchsieht den Kerl" st. „...... durchschaut d. K."; S. 42 „Ballio kehrt in sich ein" st. „bekehrt sich" oder „geht in sich"; S. 44 „Nur die bloßen Namen" Tautologie; die leider allgemein überhandnehmende undeutsche Konstruktion des flektierten prädikativen Adjektivs „die Art der akademischen Aufführungen war eine recht

interessante“ (S. 10, ähnlich S. 87) darf man wohl kaum mehr rügen. Von Druckfehlern sind nur wenige störend.

Die Abhandlung ist jedenfalls eine verdienstliche wissenschaftliche Leistung.

Wien. Dr. Albert Eichler.

Sackmann Paul, Voltaires Geistesart und Gedankenwelt. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff) 1910. VIII und 883 SS.

Wenn man von manchen Autoren nichts Rechtes und Gründliches wissen will, braucht man nur gewisse Kritiken und Auszüge zu lesen, die alles leisten, nur nicht den Inhalt ihrer Geistesarbeit und Gedankenwelt in pragmatischer Verknüpfung und pulsierender Lebensfülle treu darstellen. Im Gegensatze zu solchen bloßen Arabesken ist Sackmanns Buch ein aus dem Vollen erzeugtes Werk. Eine stattliche Reihe vorangegangener Spezialarbeiten dieses Autors bürgt für die Zuverlässigkeit der gelehrten Grundlage und flößt uns Vertrauen ein, daß wir an seiner Hand sicher zu dem erhöhten Standpunkte gelangen werden, wo alles einzelne sich zum ganzen webt. S. bedient sich dabei der einzig richtigen Methode: Voltaire selbst so oft und ausgiebig als nur möglich das Wort zu verleihen und hinter ihm diskret zurückzutreten. Er verzichtet aber mit Recht trotzdem nicht darauf, Voltaires Aussprüche mit seinen Handlungen und mit dem Eindrucke zu vergleichen, den seine Persönlichkeit auf die Zeitgenossen machte, wie auch auseinanderzuhalten, was V. aus Überzeugung und was er nur aus taktischen Gründen und des augenblicklichen Effekts wegen ausgesprochen.

In der Gesamtbeurteilung der Persönlichkeit V.s hält sich S. ebenso von enkomiastischer Überschwänglichkeit als von nörgelnder Splitterrichterei fern. Er weist mit Recht darauf hin, daß V. „bei offenen Fenstern fast auf der Gasse gelebt“ hat und daß bei anderen Schriftstellern von gefeierter Reputation „hinter den vorsichtig zugezogenen Vorhängen der Respektabilität auch nicht lauter große und schöne Dinge“ vorgegangen sein dürften. Zur Erschließung der rätselhaften Eigenart V.s hält S. die Auffassung der Mme. du Deffand am geeignetsten, die in V. ein großes, verzogenes Kind und einen Menschen ausgesprochen naiven Trieblebens erblickte. Diese Charakteristik scheint besonders zutreffend, wenn man den starken gaminmäßigen (S. sagt einmal sogar „lausbubenhaften“) Zug im Betragen V.s im Auge behält. Man darf dabei aber nicht übersehen, daß schon der noch ganz jugendliche V. anderseits auch einen gewissen greisenhaften Eindruck macht. Im übrigen wird wohl der Ausspruch Recht behalten, der zugibt, daß in V. das Stück göttlicher Natur nicht fehlte, dieses aber in das dämonische und typhonische Gewirre seines Inneren bis zum Unlösbaren verschlungen war. Sicher fehlte V. in seinem gesell-

schaftlichen Verhalten jene edelste Art und Form des Verkehrs, jene echte und imposante, aber niemand bedrückende Würde, die dem bedeutenden Manne der Adel der Seele und das Bewußtsein eines reinen Wollens verleiht. Treffend sagt S. von den Versuchen, V. ins heroische umzustilisieren: „Diese Frisur steht ihm nicht. Ganz unmöglich wäre es, Voltairefeste zu feiern nach der Art von Schillerfesten oder in priesterlichen Weihetönen von ihm zu reden". Man darf wohl noch hinzufügen, daß sich viele dem inneren Menschen V.s nur widerwillig und mißtrauisch nähern, weil sie sein äußerer Mensch oft abstößt. Die Menschen wollen eben mit voller Verehrung zu dem Manne emporblicken können, der ihr ganzes Seelenleben beherrschen soll; bei V. aber werden sie den Argwohn nicht los, daß er bei der Behandlung der höchsten Angelegenheiten nur seinen Mutwillen treibe.

V.s Ungemütlichkeit in Geldsachen kann nicht bezweifelt werden. Er hat dies selbst ganz unverhohlen in den Worten ausgesprochen: *En fait de lettres il n'y a rien de bon que les lettres de change*, ein Diktum, das wieder lebhaft an die Verse P. Scarrons erinnert:

Les écus sont toujours écus
Les vers deviennent torche-cus.

S.s Erklärung dieser Habsucht V.s mit dem Bestreben, sich nach allen Seiten seine Bewegungsfreiheit und jene Überlegenheit zu sichern, die der Besitz verleiht, wird man ja zustimmen; Goethe hatte aber auch darin recht, daß nicht leicht jemand, um unabhängig zu sein, sich so abhängig gemacht habe wie V. Es fallen einem übrigens bei dieser Gelegenheit die Verse des Horaz ein:

O cives, cives, quaerenda pecunia primum est
Virtus post nummos! haec Ianus summus ab imo
Prodocet, haec recinunt iuvenes dictata senesque usw.

und derselbe Dichter ruft ein andermal aus:

„Tugend und Ruf und Ruhm, die ird'schen und himmlischen Güter,
Alles gehorcht dem bezaubernden Reichtum; wer ihn besitzt, ist
Tapfer und groß und gerecht, Philosoph auch ist er und König,
Was er nur will".

Voltaires so großes, auch der Diätetik seiner zarten Gesundheit so entsprechendes Bedürfnis nach innerer Seelenruhe treffen wir übrigens auch bei Montaigne und La Bruyère findet hiefür den kräftigsten Ausdruck in den Worten: *Le meilleur de tous biens, s'il y a des biens, c'est le repos, la retraite, et un endroit qui soit son domaine.* Man wird S. auch darin beistimmen, daß V. bei all seiner Respektlosigkeit vor der Wahrheit und seiner gelegentlichen Virtuosität in der Heuchelei zum eigentlichen Hofschranzen doch verdorben war, da ihn seine impulsive Natur und sein aus vielfachen Motiven hervorgegangenes Benehmen oft aus der Rolle fallen ließen. Sein Kniff, sich mit dem Papste Benedikt XIV. dadurch auf guten Fuß zu stellen, daß er ihm seinen „Mahomet" widmete, war nicht einmal

originell, denn schon Erasmus von Rotterdam (der auch sonst in so vielen Stücken V. ähnlich ist) widmete sein 1516 bei Froben in Basel zum ersten Male *graece et latine* erschienenes Neues Testament dem Papste Leo X., da er ahnte, daß die Abweichungen von der Vulgata das Zelotengeschrei der Toren und Rechtgläubigen erregen würde. Recht einleuchtend weist S. nach, daß man den Einfluß Englands auf V.s Entwicklungsgang nicht überschätzen dürfe: „Rohan wirkte nicht katastrophal und England nicht revolutionär!" Ebenso überzeugend bekämpft er die Meinung, daß V. einer der Propheten der französischen Revolution gewesen sei. Das Talent V.s zum Parteiorganisator wird gehörig gewürdigt und betont, wie er den faktiösen Interessen öfter seine persönlichen Überzeugungen und Sympathie opferte. Seine Gegnerschaft zu d'Alembert, der die Bundesgenossen der Partei mehr im Volke suchte, wird kräftig hervorgehoben. Auch sein Verhältnis zu der alten, blinden Doyenne der französischen Blaustrümpfe, Me. Dudeffand, welche V. sogar mit den Worten: *Ah, c'est un dévot, c'est un déiste!* verächtlich der Bigotterie geziehen hat, wird eingehend beleuchtet und gezeigt, wie ihre Skepsis noch viel radikaler und folgerichtiger war als die Voltaires. Bemerkenswert ist V.s Antwort, als ihm die Dudeffand die so lächerlich geringen positiven Ergebnisse seiner geistigen destruktiven Wühlarbeit vorhielt: „Es ist schon viel, wenn man weiß, was nicht ist!" Aus dem Verhältnisse V.s zu Rousseau sei nur der Kernsatz S.s angeführt: „Voltaire arbeitet mit seinem Talent, Rousseau mit seiner Persönlichkeit".

Was die Religion V.s betrifft, bemerkt S. sehr gut, daß die agnostische Strömung in ihm so angeschwollen sei, „daß sie nahezu seine ganze Theologie unter Wasser setzte und nur wie ein kleines Inselchen den nackten Satz von der Existenz Gottes freiläßt und auch diesen Satz nur als eine Wahrscheinlichkeit". Für diesen gar nicht persönlich, sondern „bald mehr deistisch, bald mehr pantheistisch gefaßten Gott V.s existiert nur das Gesetzliche und Allgemeine, während alles Individuelle verschwindet". Unter den berühmten Denkern und „Bedürfnistheologen" des XVIII. Jahrh., die die Existenz Gottes nur als ein unabweisliches Postulat gelten lassen wollen, nimmt, S. zufolge, V. „auf dieser Bank des schlechten Denkens den untersten Platz ein, weil der Bedürfnisschluß bei ihm in ganz naiv zynischer Weise erscheint, weil er ihn eigentlich immer nur für die anderen macht und nie für sich selbst, und weil sein Bedürfnis, unheilig und ärmlich wie es ist, auch eine recht ärmliche Frucht erzeugt: Gott den Polizeipräsidenten, Gott den Chef der geheimen Abteilung. Denn daran denkt er doch allein, wenn er sagt: *Si Dieu n'existait pas, il faudrait l'inventer,* das gemeinste Wort und das gottloseste vielleicht, das aus seinem Munde ging". Echt libertinisch ist V.s Ausspruch: „Die Kirche für meinen Schneider und meinen Lakaien! Die Infame und die Kanaille sind für einander geschaffen". Es ist ganz richtig, daß

V. bei all seinem Julianischen Haß des Christentums in der praktischen Gegenwartspolitik lange nicht so draufgängerisch war, als man bei dem Mann des *Ecrasez l'infâme* (er unterschrieb sich öfter auch *Ecrlinf* und *Christmoque*) erwarten sollte und daß der obskure Bernard de Mandreville der Sache nach ein gefährlicherer Gegner der Christenheit war als Herr von Voltaire. V.s Ideal war vielmehr ein „Zustand, in dem königliche Pfarrämter einer Landeskirche der Polizei wegen Moral predigen und ein Staats- und Kirchenregiment so 'tolerant' ist, die Spötter und Freigeister nicht zu vexieren". „Wie der Hausvater dem Hauslehrer Achtung verschaffen und ihn doch zugleich beaufsichtigen soll, so soll die Behörde den Priester unterstützen und im Zaume halten". Im ganzen wird man auch V. jenen zurechnen dürfen, die nur „zu glauben glauben" und die die Skepsis so lange gegen sich selbst gewendet haben, bis sie zu Agnostikern wurden. Dabei erinnert der so ausgebildete mephistophelische Zug V.s auch an den Teufel, der da sagte: „Ja, alles ist eine Wissenschaft!" und die Altarlichter mit dem Hintern ausblies. Das Verständnis für die Ableitung der Religion aus dem Innenleben des Subjekts statt aus objektiven Dogmen und Systemen, der Spürsinn für die aus der eigenen Seele sprudelnde Quelle, fehlte V. so gut wie gänzlich. Vielleicht hätte übrigens S. den noch so opportunistischen und utilitaristischen Zug in dem Deismus V.s etwas milder beurteilt, wenn er daran gedacht hätte, daß auch Goethe seinen Glauben an die Unsterblichkeit in ganz gleicher Weise motiviert:

„Du hast Unsterblichkeit im Sinn,
Kannst du uns deine Gründe nennen?
Gar wohl, der Hauptgrund liegt darin,
Daß wir sie nicht entbehren können!"

Ja, auch der Ausspruch Goethes:

„Sogar dies Wort hat nicht gelogen,
Wen Gott betrügt, der ist wohl betrogen!"

hat einen stark Voltaireschen Beigeschmack.

In der Politik war V. im ganzen nichts weniger als umstürzlerisch. Sein mehr instinktiver Monarchismus hat allerdings einen derb utilitaristischen Unterbau und eine ästhetische Färbung. Schon Ranke sagte: „V. ist ein zu wohlorganisierter Kopf, um sich in destruktiven Theorien zu verlieren. Aber zu seinen Füßen in Bewunderung seines Talents und seiner Erfolge bildete sich eine Generation, die davor nicht zurückschreckte". Sehr bezeichnend ist, daß V. in China das Musterland erblickt und das Bild seines Heiligen, Konfutses, in seinem Schlafzimmer aufhängt. V. hat auch besondere Sympathien für den Cäsaropapismus und die Protektion des Sacerdotiums durch das Imperium. Es stimmt zu seiner sonstigen Anbetung des Geldes, daß er einmal ausruft: „Habt Geld! Habt Siege! Dann tut das Ministerium alles, was es will. Reichtum,

der aus Gewerbefleiß und Handel erwächst, ein großes Heer und eine starke Flotte, das ist die einzige Grundlage blühender Staaten. Außerdem gibt es keine politischen Geheimnisse". Vor den großen Eroberern hat V. einen sehr bedingten Respekt und gegen den Krieg sogar einen entschiedenen Abscheu. Keineswegs ist er der blinde Bewunderer von Macht- und Gewaltmenschen, für den man ihn hat ausgeben wollen. Das Feudalregiment ist V.s *bête noire*. Seinen angeblich demokratischen Sinn aber kennzeichnet zur Genüge sein Ausspruch von dem Volke: *Ce sont des boeufs, auxquels il faut un joug, un aiguillon et du foin*. Die höchste Aufgabe eines jeden Staatsmannes sei, das Gleichgewicht zwischen Autorität und Freiheit zu finden, er verzweifelt aber an der Möglichkeit, dieses politische Grundproblem zu lösen, da er die egoistische Leidenschaftlichkeit des Menschen für die stärkste, unüberwindliche Größe im politischen Getriebe ansieht. Von dem Liberalismus V.s meint S., daß er und seine philosophischen Kameraden nur für sich selbst liberal sind. „Sie sollen nicht geniert reden. An der Freiheit anderer, vollends an der Feiheit der Gegner, liegt diesen Leuten nicht so viel".

Über V. als Geschichtsschreiber wollen wir uns darauf beschränken, nur ganz wenige Bemerkungen aus dem Buche S.s wiederzugeben. Trotzdem V. sich vornimmt, nur das Wichtige, das Entscheidende, was Folgen nach sich zog, zu erzählen, hält er an diesem Vorhaben nicht immer fest; im ganzen aber trifft er doch eine Auslese der historischen Ereignisse je nach der Wichtigkeit und der Kraft ihrer Wirkung. Er verwirft zwar entschieden das naturgesetzlich Unmögliche, aber weniger unbedingt das „Unnatürliche" und „Unwahrscheinliche". Auch er schwankt schon in der Entscheidung zwischen Individual- oder Kollektivgeschichte. Da er vor allem die Geschichte der leitenden Ideen und der Entwicklung des Menschengeschlechts schreiben will, so steht ihm obenan die Sittengeschichte. V. hält dafür, daß gewisse allgemeine Tendenzen dem Geschichtsschreiber gestattet sein müssen, und diese Meinung wird trotz allen Einspruches der Objektivitätspharisäer auch richtig sein, wenn nur der Historiograph die großen Züge der eigenen, kraftvoll bewegten Persönlichkeit in der Darstellung der Vergangenheit absichtslos hineinträgt. In diesem Sinne lautet Goethes Verwarnung: „Aufrichtig zu sein kann ich versprechen, unparteiisch zu sein aber nicht". Montesquin sagte allerdings: „V. wird nie ein guter Geschichtsschreiber sein; er ist den Mönchen ähnlich, die nicht um des Gegenstandes willen, den sie abhandeln, sondern um den Ruhm ihres Ordens willen schreiben. V. schreibt für sein Kloster". An einen sehr sinnverwandten Ausspruch Nietzches erinnert die Ansicht V.s: „*L'esprit d'une nation reste toujours dans le petit nombre qui fait travailler le grand, est nourri par lui et le gouverne*". Sehr vorteilhaft unterscheidet sich V.s Geschichtsschreibung vor der Bossuets, der sich in die geheimen Absichten

und Pläne der Vorsehung, als wäre er deren Staatsrat, eingeweiht zu sein berühmt. V.s Manie, die ganze Bibel als Plagiat hinzustellen, gemahnt an die Panbabylonisten unserer Zeit, die die ganze Religion Israels als babylonisches Produkt reklamieren. V.s historische Kritik ist nicht frei von schrankenloser Willkür und unglaublicher Einseitigkeit. Er glaubt nicht (und darin stimmt er allerdings mit Ranke überein) an einen stetigen menschlichen Fortschritt.

Doch genug der Details! Wir wollen ja die Lektüre von S.s ebenso substantiellem als formenschönem Buche nicht überflüssig machen, sondern im Gegenteile nach Kräften zu dessen Studium anregen.

Aufgefallen sind uns noch einige sprachliche Seltsamkeiten: Auf S. 5 muß es wohl anstatt „seinen Partner übernimmt", besser heißen: „überhält" heißen. — Die Redensart „das Gesicht zu wahren" (S. 6) klingt mindestens recht absonderlich und gesucht. — Anstatt „geäzt" (S. 8) muß es wohl heißen „geazt". — Auch das Wort „ausästen" (S. 32) erregte uns Anstoß. — „Bräve" (S. 40) statt „Bravheit" ist doch auch ganz ungebräuchlich. — Endlich ist (S. 382) „pekziert" anstatt „gesündigt" ein kaum zulässiges Fremdwort. Diese Eigenbrödeleien fallen umso mehr auf, als S.s Buch sich sonst gerade durch seinen vornehmen Stil auszeichnet.

Wien. Josef Frank.

Gustav Wolf, Einführung in das Studium der neueren Geschichte. Berlin, Weidmann 1910. XXVI und 793 SS.

Man darf ein Buch wie dieses ohne Zweifel zu Recht mit der etwas bedenklich gewordenen Phrase begrüßen, daß es einem Bedürfnisse der Wissenschaft entgegenkomme. Wer immer in der „Neuzeit" arbeiten will, weiß, wie schwer es ist, auch nur über die notwendigsten literarischen Führer auf seinem Wege ins klare zu kommen. Und der Weg ist nicht leicht; es gilt, schier unübersehbare Materialmassen, gedruckt und ungedruckt, zu bezwingen, deren Verarbeitung vom Historiker die Fähigkeit zu intuitivem Erraten ebenso fordert als sie die Gefahr des Untergehens im Wortschwall der Akten oder in journalistischer Flüchtigkeit in sich birgt. So darf allen Bedenken und Einwänden, die die Kritik erheben muß, zum Trotz die Verdienstlichkeit eines Unternehmens, hier Rat zu schaffen, laut und dankbar anerkannt werden.

Der Bedenken sind freilich nicht wenige. Vorerst gegen die Systematik des Buches. Man merkt es ihm an, woran es krankt; es ist doch nur als eine Nebenfrucht der Studien des Verf.s entstanden. Mit Bernheims bekanntem Methodenbuche verglichen beschränkt sich der Inhalt auf die dort als „Quellenkunde" und

„Quellenkritik“ bezeichneten Kapitel, während über „Wesen der Geschichtschreibung“, „Methodologie“, „Auffassung“, „Darstellung“ in einer etwas dürren Einleitung (§ 1—3) sehr beiläufig gehandelt wird[1]). Und doch würde man erwarten, über die sehr umstrittene Frage: Was ist „Neuzeit?“, über die Frage der Periodisierung also der modernen, nicht-antiken Weltgeschichte, über den methodologischen Streit von heute, die Kulturzeitaltertheorie und die individualistische Geschichtsauffassung sich unterrichten zu können. Wenn Wolf sich kurz zur politischen Geschichle als Hauptarbeitsgebiet des Geschichtsschreibers bekennt, so ist das eine allzu bequeme Stellungnahme zum universalistischen Geschichtsideale unserer Zeit. Wir würden dafür gerne auf die viel zu umfangreich geratene Darstellung der „technischen Voraussetzungen für die Entwicklung der neuzeitlichen Geschichtsschreibung“, Geschichte des Postwesens, der Buchdruckerkunst und des Buchhandels, des Bibliothekswesens (§ 6—15) verzichten und diese durch praktische Erörterungen über die Hauptheimstätten der historischen Forschung auch und gerade der Neuzeit: Bibliotheken, Museen und Archive ersetzt sehen: so über die Unterschiede in den Aufgaben dieser Institute, ihre Organisation, ihre Statistik, und über die Literatur darüber. Hier, nicht unter § 82—86 war über das Archivwesen zu handeln.

Der Hauptinhalt des Buches ist in der üblich gewordenen, gewiß, wie der Verf. auch wiederholt bekennt, nicht einwandfreien Weise nach „Tradition“ und „Überresten“ (siehe § 4—5) geschieden, nach — um eine markante Definition der beiden Begriffe zu wagen — absichtsvoll geschaffenen Erinnerungsbildern und absichtslos übrig gebliebenen Erinnerungsbehelfen. Aber die Unterteilung entbehrt der Präzision. „Tradition“ und „Überreste“ — die Scheidung mag zuweilen recht willkürlich vorgenommen werden müssen — offenbaren sich in Wort, Gestalt und Schrift. Natürlich fällt der Hauptton auf die letzte von den dreien; aber so ganz hätten die zwei ersten Formen der „Tradition“ (gerade für die Neuzeit spielt die mündliche Überlieferung von „Gedenkmännern“ an den Geschichtsschreiber noch eine große, vom Verf. auch gar nicht geleugnete Rolle) nicht übersehen werden sollen und auch die mündlichen (sprachgeschichtlichen) und zumal die bildlichen „Überreste“ lohnten eine eindringlichere Behandlung. Für die schriftliche Tradition ergibt sich eine natürliche Scheidung nach — wie ich es ausdrücken möchte — Historikern (§ 16—25), Journalisten (§ 26 bis 35) und Memorialisten (Memorienschreibern, Selbstbiographen) (§ 36—45). So hält es auch der Verf., fügt aber dann ein be-

[1]) Hieher würden m. E. die recht zutreffenden Bemerkungen des § 21 über den Unterschied der Aufgaben des Historikers in Mittelalter und Neuzeit gehören.

sonderes Kapitel[1]) über Sammelwerke (Enzyklopädien, Lexika, weltgeschichtliche Handbücher [§ 46—58]) an, das doch gleich anderen systemlos über das Buch verstreuten Vermerken bibliographischen Charakters (§ 11 *b*, § 83) unter dem Kapitel „Historiker“ zu subsumieren gewesen wäre. Gegen die Anordnung des Buches „Überreste“ (§ 54—89) wird — von der wohl besser in die Einleitung geschobenen Darstellung des Archivwesens abgesehen — kein Einwand von Gewicht zu erheben sein.

Nach seinem Inhalte besehen, wird das Buch sicherlich in vielen Teilen sehr befriedigen. Die rein historiographischen Ausführungen sind zwar etwas knapp geraten und die Charakterisierung der Buchwerke durch beigesetzte Rezensionen wird, weil ungleichmäßig, vielfach nicht Beifall finden. Das Gesagte ist einmal weitläufig und doch nicht präzis, andererseits erscheinen ganze große Gebiete, wie etwa die Wirtschaftsgeschichte, kaum berücksichtigt. Wie denn der Mangel wirklich illustrativ wirkender Zugaben und Beispiele ein Mangel des ganzen Buches ist. In § 17 (Werke über die Geschichte anderer Wissenschaften) vermißt man mit Staunen die ganze getreue Begleitschar der historischen Hilfswissenschaften. Zur Geschichte der Medizin wären Schwalbes sehr empfohlene „Vorlesungen über Geschichte der Medizin“, Jena 1909, anzuführen und auch sonst manche Lücke zu füllen. Im „Zeitungswesen“ sollten — wie öfters — die geschichtlichen Ausführungen zugunsten praktischer Mitteilungen zurücktreten, auch die Zeichnung des Unterschiedes zwischen Journalistik und Historie bedürfte einer deutlicheren Plastik. Hingegen verdient die sehr reichhaltige Zusammenstellung allgemein bibliographischer Sammelwerke ebenso wie das vorzügliche und inhaltreiche Kapitel über die Memoirenliteratur volle Anerkennung. Ein ähnliches gilt von der recht anschaulichen „Geschichte eines einzelnen Aktenstückes“, wie denn überhaupt das Buch „Überreste“ eine ganz schätzenswerte Diplomatik der Neuzeit oder doch ein vielversprechender Anlauf dazu geworden ist. Dagegen fordern die Bemerkungen über das Archivwesen manchen Widerspruch heraus. Was etwa der Verf. über die angeblich nicht streng durchzuführende Scheidung zwischen Registratur und Archiv, über die Rolle eines „Sammelarchives“ sagt, das mag für einzelne Länder — letzteres etwa für Spanien — gelten, darf aber keineswegs in solcher Allgemeinheit ausgesprochen werden. Ebenso fehlt eine wirklich systematische Übersicht der Archivorganisation in den einzelnen Ländern, wobei vor allem öffentliche und private, staatliche und autonome, weltliche und geistliche Archive nach einem bestimmten Schema auseinanderzuhalten wären. Die Angaben über die österreichischen Archive sind besonders anfechtbar; aber auch die Nachrichten über Frankreich, Spanien, auch England sind unklar und unvollständig.

---

[1]) Ich mache darauf aufmerksam, daß — und zwar durchgehends — zwei dritte Kapitel des Buches „Tradition“ uns begegnen.

Noch einmal: man empfindet doch immer wieder, daß dieses Buch ein nebenher gewordenes ist. Aber nicht weniger scheint uns Referentenpflicht, nochmals anzuerkennen, daß hier herzhaft und nicht unfruchtbar Neuland geackert wurde, und die Dankbarkeit dafür über den Tadel daran zu stellen.

Wien. H. Kretschmayr.

Dr. Franz Nopcsa, Aus Šala und Klementi, albanische Wanderungen. 11. Heft der von Dr. K. Patsch herausgegebenen Sammlung von Schriften „Zur Kunde der Balkanhalbinsel". Mit einer Abbildung im Texte, 16 Tafeln und einer Originalkarte. Sarajevo, Daniel A. Kajon 1910.

Der Verf. schildert Land und Leute im Quellgebiete des Cem, Pronisat, Ljumi Šals, der Valbona und des Lim. Der Schwerpunkt der Arbeit liegt auf ethnographischem Gebiete. Nichtsdestoweniger gelangen auch morphologische Fragen zu ihrem Rechte. Besondere Erwähnung verdient, daß Nopcsa gegenüber Cvijić die Priorität für die Annahme der Dinarischen Rumpffläche in Anspruch nimmt. Er wendet sich gegen diesen Autor auch insoferne, als er dessen Politisch-ethnographischer Skizze von Makedonien und Altserbien den Vorwurf macht, sie wolle den Schein erwecken, als ob „das serbische Element von Montenegro her bis an das Drinaknie heranreiche, während in Wirklichkeit die slavisch-albanische Grenze volle 40 *km* weiter im Norden läuft". Aus der Fülle der anregenden Ausführungen des Verf.s sei nur das eine hervorgehoben, daß er in Šala und Klementi eine Polyphemerzählung in albanischem Gewande vorfand. Die dem Buche beigegebenen Bilder sind recht typisch. Die Karte ist eine willkommene Ergänzung der Karte, die der Verf. in seiner Arbeit über das katholische Nordalbanien veröffentlichte.

Wien. J. Müllner.

Zeehe-Heiderich-Grunzel, Österreichische Vaterlandskunde für die oberste Klasse der Mittelschulen. Dritte, um die Bürgerkunde erweiterte Auflage. Laibach, Kleinmayr & Bamberg 1909.

Zeehes Lehrbücher sind allgemein bekannt und gehören wohl zu den bedeutendsten Erscheinungen der pädagogischen Literatur unserer Zeit. Namentlich daß ein einzelner imstande war, das ganze Gebiet der Geschichte mit solcher sachlicher Gründlichkeit darzustellen, ist bemerkenswert. Im letzten Teile, der Vaterlandskunde, mußte diese Einheitlichkeit aufgegeben werden, die Geographie wurde einer anderen Hand anvertraut und nun ist in der neuen Auflage, die soeben erschienen ist, für die Bürgerkunde, die

den neuen Lehrplänen entsprechend aufgenommen wurde, noch ein dritter Genosse in den Bund eingetreten. Über die beiden ersten Teile (Geschichte und Geographie) möchte ich hier nicht sprechen, da sie keine Änderungen aufweisen und schon längst bekannt sind, — obwohl auch da noch einiges zu sagen wäre, — sondern ich möchte mich nur mit dem letzten Teil beschäftigen. Er umfaßt 45 Seiten. Der Umfang des Buches ist aber dabei verhältnismäßig nur wenig erweitert worden, da aus dem Abschnitt über Geographie all dasjenige, was zur Bürgerkunde gehört, ausgeschieden und mit dem Neuhinzugekommenen vereinigt wurde. Es zeigt sich, daß es eigentlich gar nicht so wenig war, was auch bisher schon an bürgerkundlichem Stoff genommen wurde oder genommen werden sollte. Wenn ich nicht irre, war die Hauptschwierigkeit bisher eine praktische. Der Geographie mit ihrer eingestreuten Bürgerkunde war das zweite Semester zugewiesen, dabei mußte von den drei wöchentlichen Stunden eine der Wiederholung der klassischen Geschichte gewidmet werden, so daß man froh sein konnte, wenn man (man denke an die durch die schriftliche und die oft recht frühen Termine der mündlichen Maturitätsprüfung verlorengehende Zeit!) mit dem eigentlich geographischen Stoff halbwegs fertig wurde.

Machte es doch meist große Schwierigkeiten, die Schüler, die mehrere Jahre hindurch gar keine ernste geographische Arbeit mehr gekannt hatten, überhaupt an genaues Kartenlesen usw. wieder zu gewöhnen. Kurz, es blieb gewöhnlich wenig Zeit für die Bürgerkunde übrig. Das wird sich nun nach der neuen Einteilung bessern und so wird da wohl einiges geleistet werden können. Nur muß darauf hingewiesen werden, daß auf eine Schulung für das praktische Bedürfnis auch in Zukunft nicht wird gerechnet werden können. Irgend einem konkreten Rechtsfall gegenüber wird man nach wie vor zum studierten Juristen Zuflucht nehmen müssen oder es müßte nicht eine Stunde, sondern wöchentlich 3—4 Stunden ein Jahr hindurch von einem juristisch geschulten Lehrer Bürgerkunde unterrichtet werden, was selbstverständlich mit dem ganzen bisherigen System unserer Schule in Widerspruch stünde. Also nicht Schulung für die Praxis kann unter unseren Verhältnissen angestrebt werden, sondern nur die allgemeine theoretische Einsicht in die Grundlagen des staatlichen Lebens überhaupt und speziell des Vaterlandes und damit die Fähigkeit, sich in den politischen Fragen halbwegs zurechtzufinden. — Diesem Zwecke entspricht die vorliegende Bürgerkunde durchaus. Ein guter Teil des hier systematisch zusammengestellten Materials ist den Schülern ohnehin, zum Teil aus der Lektüre und von außerhalb der Schule ihnen zuströmenden Quellen bekannt, und es handelt sich eigentlich nur darum, die Dinge geistig zu durchdringen, in ein System zu bringen und gewisse, natürlich immer vorhandene Lücken auszufüllen. Ich glaube also, eine große, gedächtnismäßige Belastung bringt diese Bürgerkunde nicht mit sich, die große Schwierigkeit dürfte nur sein, den eben

durch seine Systematik der Jugend unsympathischen Stoff ihr mundgerecht zu machen. Wie das zu erreichen ist, das zu zeigen wird die Aufgabe der nächsten Jahre sein. Bisher sind wir, glaube ich, noch nicht so weit, und eigentlich ist diese Frage noch wenig behandelt worden, ziemlich ausführlich in einer der Bürgerkunde gewidmeten Sitzung der Wiener „Mittelschule" vom Jahre 1908, auf die ich hiemit verweise.

Wien. M. Landwehr v. Pragenau.

Mathematisches Unterrichtswerk, bearbeitet von Richard Suppantschitsch, k. k. Professor an der Staatsrealschule im XVIII. Bezirke Wiens.

Lehrbuch der Geometrie für Gymnasien und Realgymnasien. Mittelstufe. Planimetrie und Stereometrie. Mit 349 Figuren im Text und 1296 Fragen und Aufgaben. Wien, Verlag von F. Tempsky 1910. Preis geb. K 4·50 h.

Das genannte Lehrbuch enthält den durch die neuen Lehrpläne für Gymnasien und Realgymnasien vorgeschriebenen Lehrstoff aus der Planimetrie und Stereometrie für die 4. und 5. Klasse. Der Verf. behandelt nach einer kurzen allgemeinen Einleitung über die Grundgebilde, Geschichte und Anordnung des Studiums der Geometrie den Punkt, die Gerade, Strecke, Ebene, den Winkel in einfacher und leicht verständlicher Weise. Den drei Kongruenzsätzen folgen Winkel- und Streckensymmetrale und die Beziehungen zwischen den Stücken eines Dreieckes; hierauf folgt der 4. Kongruenzsatz für rechtwinkelige Dreiecke und dann die Verallgemeinerung für schiefwinkelige Dreiecke. Daß sich aus dieser Trennung des 4. Satzes von den übrigen ein besonderer Vorteil ergibt, kann der Unterzeichnete nicht finden. Abweichend von den bisherigen Lehrbüchern der Geometrie gelangt die Parallelverschiebung und Drehung geometrischer Gebilde, die Ähnlichkeitstransformation und das Teilverhältnis zur Erörterung. Im 3. Abschnitte wird die Anwendung der Geometrie auf einfache Aufgaben der Feldmeßkunst behandelt. Die wirkliche Durchführung im Gelände wäre wünschenswert, liegt aber einstweilen noch in weiter Ferne. Sehr faßlich ist die Berechnung des Flächeninhaltes eines Rechteckes, dessen Grundlinie und Höhe inkommensurabel sind, mit besonderen Zahlen durchgeführt. Daß der Verf. der Fassungskraft des Quartaners entgegenkommt, ist besonders anzuerkennen. Ferner sind die Konstruktionen algebraischer Ausdrücke und Konstruktionen im Koordinatensysteme besprochen; bei den letzteren wird zugleich das Wesen und das Bild der Funktionen erörterl. Das Kapitel über den Umfang und Flächeninhalt des Kreises und seiner Teile ist kurz und deutlich.

Was den stereometrischen Teil betrifft, werden, entsprechend dem neuen Lehrplane, Schrägrisse und Normalrisse behandelt und es folgen die Verbindungen von Geraden und Ebenen im Raume, ebenso werden die Polyëder, Prismen, Zylinder, Pyramiden und Kegel mit Rücksicht auf die Drehung und Parallelverschiebung behandelt. In der Lehre von dem Rauminhalte hat der Verf. für den Nachweis des gleichen Inhaltes zweier Pyramiden von gleicher Grundfläche und Höhe auf die treppenartigen Körper zurückgegriffen, welche in den meisten Lehrbüchern der Geometrie früherer Jahrzehnte anzutreffen waren. Warum das Prinzip von Cavalieri weniger Beachtung findet, als man es bis jetzt gewohnt war, ist dem Ref. nicht klar geworden. Der Satz von Euler und die regulären Polyëder finden eine eingehende Behandlung und zum Schlusse werden die irrationalen Zahlen und ihre Bedeutung erörtert.

Als Anhang ist eine reiche Sammlung ausgewählter Aufgaben über sämtliche behandelten Kapitel der Planimetrie und Stereometrie beigegeben.

Wenn sich Ref. auch nicht in allen Punkten mit den Darstellungen des Verf.s einverstanden erklärt, so muß er doch offen bekennen, daß ihm das Durchlesen des genannten Buches viele angenehme Stunden bereitet hat. Für den Schulgebrauch enthält dasselbe des Guten zu viel und es wird sich der Lehrer bei Benützung desselben in der Beschränkung auf das Wichtigste als Meister zeigen müssen. Hoffentlich läßt der Verf. bald ein Lehrbuch der Arithmetik, aber in etwas geringerem Umfange folgen; Ref. wird ihm dann mit Freuden zurufen: *Rem acu tetigisti!*

Graz. A. Naumann.

Heinr. Walland, Chemisches Praktikum (Qualitative Analyse) für höhere Lehranstalten. Wien und Leipzig, Franz Deuticke 1909. 100 SS. 8°. Preis geh. 2 K, geb. 2 K 40 h.

Ein schön ausgestattetes, klar geschriebenes Buch mit zweckmäßiger Anordnung des Stoffes, das das Hauptergebnis jeder einzelnen Reaktion durch sehr fetten Druck deutlich hervorhebt.

„Dieser Leitfaden soll . . . ebenso den Anfängern an Hochschulen, wie auch den Studierenden an höheren Gewerbeschulen chemisch-technischer Richtung“ als Behelf für das Arbeiten im chemischen Laboratorium dienen. „Zum Gebrauche an Oberrealschulen und höheren Handelsschulen wird sich die Weglassung des V. und VI. Teiles (Analyse zusammengesetzter Substanzen), event. auch noch eine weitere Kürzung als notwendig erweisen.“ Es wurden nur die wichtigsten und verbreitetsten Körper . . . in Rücksicht gezogen.“ Alle angeführten Reaktionen und Trennungsmethoden wurden vom Verf. auf ihre Verläßlichkeit und Eignung für den Laboratoriumsunterricht durchgeprüft und in möglichster Kürze behandelt.

Das vorliegende „Praktikum“ ist eine auf der modernen Jonentheorie fußende Anleitung für das praktische Arbeiten im chemischen Laboratorium in knapper und leicht faßlicher Form.

„Ein besonderes Gewicht wurde bei der Abfassung des Leitfadens darauf gelegt, einem mechanischen Arbeiten vorzubeugen. Auf Grund meiner Erfahrungen finde ich“, sagt der Verf. in seinem Begleitworte, „daß dies nicht etwa, wie oft üblich, durch Fragezeichen an Stelle der Erklärungen und Umsetzungsgleichungen erreicht werden kann, sondern halte es für notwendig, geeignete Erklärungen anzuführen, die Ausführung der Reaktionen aber nicht erst mit Worten anzugeben, sondern lediglich durch Gleichungen zum Ausdruck zu bringen. Dadurch wird der Studierende veranlaßt, jede Reaktion erst dann auszuführen, wenn er der Gleichung, welche den chemischen Vorgang zum Ausdrucke bringt, die nötige Beobachtung geschenkt hat“.

Ref. kann sich mit dieser Bemerkung des Verf.s vollauf einverstanden erklären. Auch damit ist Ref. mit dem Verf. einer Meinung, daß „einen großen Vorteil für den Unterricht der Anhang über die Konzentration und Herstellung sämtlicher ... notwendiger Reagentien und Lösungen (Analysenproben) bieten dürfte“. Dieser Anhang nimmt beiläufig ein Viertel des ganzen Buches in Anspruch.

Zum Schlusse möge bemerkt werden, daß das hübsche Praktikum „zum Unterrichtsgebrauche an höheren Gewerbeschulen, beziehungsweise Abteilungen textil-technischer und textil-chemischer Richtung zugelassen“ ist.

Wien. Joh. A. Kail.

Zur Einrichtung der physikalischen Schülerübungen auf der Unterstufe. Erfahrungen, gesammelt und zum Besten der Schüler mitgeteilt von Joh. Kleiber, Reallehrer an der städt. Handelsschule München. Mit 12 Abbildungen im Text. München und Berlin, Druck und Verlag von R. Oldenbourg 1909. 49 SS.

In der vorliegenden Schrift beschäftigt sich der durch seine Lehrbücher rühmlichst bekannte Verf. mit der Frage, wie Schülerlaboratorien einzurichten, welche Übungen vorzunehmen sind und welche Kosten dabei erstehen. Die Aufzeichnungen sind für die interessierten Kreise besonders wertvoll, da der Verf. seine eigenen Erfahrungen der Öffentlichkeit übermittelt.

Das Büchlein enthält außer der Einleitung vier Teile.

In der Einleitung „Zur Entwicklung der physikalischen Schülerübungen in Deutschland“ gibt der Verf. eine kurze historische Übersicht, wie die Einführung der Schülerübungen, von geringen Erfolgen ausgegangen, heute von allen leitenden Persönlichkeiten als notwendig angesehen wird. Die Palme des Fortschrittes hat

aber Baiern errungen, indem es die Einführung der physikalischen Schülerübungen als Pflichtfach an den realistischen Mittelschulen angesetzt hat.

Der Verf. selbst leitet seit einigen Jahren an der städtischen Handelsschule in München physikalische Schülerübungen, über die er folgende Worte schreibt: „Die Schülerübungen sind einfach eine Selbstverständlichkeit geworden, die sich nicht mehr wegdenken läßt. Die Schüler begrüßen sie mit Freude, den Lehrern bringen sie allerdings durch die ungemein gesteigerte praktische Vorbereitungstätigkeit eine starke Belastung".

Mit Wärme appelliert bei dieser Gelegenheit der Verf. an die vorgesetzten Behörden, die Mehrleistungen der Physiklehrer bei der Einrichtung und Abhaltung der Schülerübungen durch ein geringeres Ausmaß der Stundenbelastung möglichst zu berücksichtigen.

Im ersten Abschnitte „Der Übungsraum und seine Einrichtung" finden wir eine Beschreibung des Schülerlaboratoriums der Handelsschule in München.

In dem Übungszimmer, 9 *m* lang, 7 *m* breit, befinden sich 10 Tische für 20 Schüler. Das Laboratorium hat Verdunkelungsvorrichtung, künstliche Beleuchtung, Ausguß und Wasserhahn, Hochspannungsleitung, daneben für jeden Tisch eine Akkumulatorenbatterie von 4 Volt, Sammlungsschränke und Werkzeugkasten.

Im folgenden zweiten Abschnitte zählt der Verf. die unter seiner Leitung von den Schülern ausgeführten Arbeiten auf; eine für jeden Physiklehrer besonders wertvolle Zusammenstellung. Die Aufgaben wurden dem theoretischen Unterrichte angepaßt, gingen diesem jedesmal voraus und dienten zur Grundlage desselben.

Der dritte Abschnitt „Die zum Betriebe notwendigen Apparate und Hilfsmittel" gibt uns einen Überblick über die Anschaffungskosten der für Schülerübungen verwendeten Apparate.

Der viere Abschnitt enthält eine Liste der für die Handbibliothek des Leiters von Schülerübungen unentbehrlichsten Hilfsbücher.

Die Schrift im Zusammenhange mit der Experimentalphysik für die Unterstufe der baierischen Realschulen des Verf.s ist zwar für baierische Anstalten bestimmt, aber jedem Physiklehrer, der sich mit der Schülerübungsfrage beschäftigt, aufs wärmste zu empfehlen.

Das Heftchen mit den Erfahrungen des bewährten Schulmannes, zum Besten der Schule mitgeteilt, bedeutet einen wesentlichen Fortschritt in der Entwicklung der neuen Unterrichtsmethode in der Physik.

Brünn. Dr. F. Zinner.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Ministerjubiläum des Freiherrn v. Gautsch.

Am 5. d. Mts. erschien Se. Exzellenz der Herr Unterrichtsminister Graf Stürgkh an der Spitze einer Deputation bei Sr. Exzellenz Freiherrn v. Gautsch, um ihn anläßlich der 25. Wiederkehr seiner ersten Ernennung zum Unterrichtsminister zu begrüßen.

Die Begrüßungsrede hatte folgenden Inhalt:

Eure Exzellenz!

Zum 25. Male jährt sich heute der Tag, an dem Eure Exzellenz, noch in jugendlichstem Mannesalter stehend, durch die Allerhöchste Gnade Seiner Majestät zur Leitung des Ministeriums für Kultus und Unterricht berufen wurden. Von jenem Tage an, einem Ehrentage in des Wortes vollster Bedeutung, war es Eurer Exzellenz beschieden, fast ununterbrochen, sei es im Rate der Krone, sei es als dessen Führer, sei es in anderen höchsten Stellungen, Ihr reiches Wissen und Können dem Allerhöchsten Dienste Seiner Majestät und dem Wohle des Staates zu widmen.

Es ist daher nur zu begreiflich, daß jene Stätte, an der dieses an Ehren und schönsten Erfolgen reiche Wirken Eurer Exzellenz gewissermaßen seinen Ausgangspunkt genommen hatte, das Ministerium für Kultus und Unterricht, mit besonderem Stolze dieses Tages gedenkt. Unser Stolz ist um so berechtigter und unsere Freude am heutigen Tage um so lebhafter, als gerade dem Unterrichtsministerium während des abgelaufenen Vierteljahrhunderts der Vorzug gewahrt blieb, nicht nur ein zweites Mal Eure Exzellenz

als obersten Chef in seinen Mauern zu begrüßen, sondern auch dann, als Hochdieselben andere Würden und Stellungen bekleideten, mit der verehrten Person Eurer Exzellenz stets die regsten amtlichen Beziehungen aufrechterhalten zu dürfen. Darum gestatten Eure Exzellenz, daß ich im Vereine mit den hier anwesenden Vertretern der jetzt meiner Leitung anvertrauten Zentralstelle das Vorrecht für uns in Anspruch nehme, unter den Ersten zu sein, die Eurer Exzellenz am heutigen Festtage ihre ergebensten Glückwünsche zum Ausdrucke bringen. Ich persönlich rechne es mir hiebei zur ganz besonderen Ehre an, mich selbst zu den ehemaligen, stets dankbaren Mitarbeitern Eurer Exzellenz zählen zu dürfen.

Als jetzigem Nachfolger Eurer Exzellenz in der Leitung der Kultus- und Unterrichtsverwaltung ist es mir aber auch vergönnt, die guten Traditionen Ihrer zielbewußten Amtsführung fortleben und manch schöne Frucht Ihres einstigen großzügigen Schaffens reifen zu sehen.

Auf das heiligste jener großen geistigen Volksgüter, die unter die Obhut des jeweiligen Chefs dieses Ressorts gestellt sind, unverwandt Ihren Blick gerichtet, haben Eure Exzellenz die so notwendig gewordene Aktion zum Baue neuer Gotteshäuser hier wie im fernsten Süden unserer Monarchie mit Erfolg eingeleitet, Kirchenkonkurrenzen geregelt und durch zeitgemäße Maßnahmen die materielle Lage nicht nur der Träger der theologischen Wissenschaften an den Diözesanlehranstalten, sondern insbesondere auch jene der so verantwortlich wirkenden Diener Gottes, der exponierten Hilfspriester, zu verbessern gewußt. Mit gleicher Achtung und pflichtbewußter Gerechtigkeit sind Eure Exzellenz den Bedürfnissen aller Konfessionen begegnet, in welcher Hinsicht ich die Regelung der Bezüge der griechisch-orientalischen Seelsorgegeistlichkeit sowie der pfarrlichen Verhältnisse dieser Kirche in der Reichshauptstadt, die stete Fürsorge für die Interessen der protestantischen Kirche, vor allem aber die für die Angehörigen der israelitischen Konfession so bedeutungsvolle Regelung der äußeren Rechtsverhältnisse der israelitischen Religionsgesellschaft, verbunden mit der ersten Organisation der israelitischen Kultusgemeinden und die Errichtung der staatlich subven-

tionierten israelitisch-theologischen Lehranstalt in Wien hervorheben möchte.

Jenen, in deren Hände die sittlich-religiöse Erziehung unserer Jugend gelegt ist, haben Eure Exzellenz stets Ihre besondere Aufmerksamkeit zugewendet, schwierige Schulfragen der gesetzlichen Regelung zugeführt und durch manche Reform auf dem Gebiete der Lehrerbildung, durch Vertiefung des Unterrichtes an den Lehrerbildungsanstalten sowie durch Schaffung neuer Anstalten dort, wo sich Mangel an qualifizierten Lehrkräften fühlbar machte, die berufsmäßige Schulung unserer Jugendbildner gefördert. Durch Verbesserung der an den Volksschulen verwendeten Lehrtexte und Ausgestaltung der Schulbücherverläge durch Errichtung einer eigenen Zentralbehörde haben Eure Exzellenz den didaktischen Zielen der Volksschule neue Wege gewiesen.

Überzeugt von der Bedeutung der Antike als Quelle für das moderne Kulturleben, haben Eure Exzellenz dem humanistischen Gymnasium und insbesondere dem Unterrichte in den klassischen Sprachen Ihre wärmste Fürsorge angedeihen lassen. Durch Entlastung des Lehrstoffes in den unteren Klassen wurde dieser Unterricht vereinfacht, die Methode verbessert, dagegen die Lektüre in den oberen Klassen erweitert und vertieft und so dem empfänglichen Gemüte der reiferen Jugend ein größerer Einblick in das Geistesleben der Griechen und Römer gewährt. Ich erinnere in dieser Hinsicht an die glänzenden Reden Eurer Exzellenz im Parlamente und bei Kongressen, deren nachhaltiger Eindruck unvergänglich geblieben ist. Ebenso haben Eure Exzellenz den Unterricht in der deutschen Sprache, die Lehrpläne und Instruktionen für den Unterricht in Geographie und Geschichte, in Mathematik, Physik und Naturgeschichte am Untergymnasium geändert und verbessert. Groß und stets dankbarst gewürdigt sind die Verdienste Eurer Exzellenz um die Förderung der körperlichen Ausbildung der Jugend, eine Aufgabe, die weiter zu verfolgen, die Unterrichtsverwaltung zur besonderen Pflicht gemacht hat. Hand in Hand mit der reformatorischen Tätigkeit ging das Bestreben Eurer Exzellenz, die Vorbildung der Mittelschullehrer zu verbessern, Studienreisen der Lehrer zu

erleichtern und deren materielle Interessen zu fördern. Durch Gründung neuer Mittelschulen, Erweiterung unvollständiger Anstalten und Unterstützung privater Anstalten waren Eure Exzellenz darauf bedacht, dem Mittelschulwesen in Österreich zur möglichsten Vervollkommnung zu verhelfen. ohne hiebei des Frauenstudiums zu vergessen, welches Eurer Exzellenz gleichfalls eine zielbewußte Förderung zu verdanken hat.

Wichtige Maßnahmen auf dem Gebiete des Hochschulwesens, wie die Habilitationsnorm aus dem Jahre 1888, die Reform der juridischen Studien, die Ausgestaltung einzelner Fakultäten, die Errichtung der medizinischen Fakultät in Lemberg und des landwirtschaftlichen Studiums in Krakau, die Schaffung mehrerer neuer Abteilungen an technischen Hochschulen, die Gewinnung hervorragender Lehrkräfte u. a. m. haben den Namen Eurer Exzellenz mit der Geschichte der österreichischen Hochschulen aufs innigste verknüpft. Die archäologische Forschung hat in dem im Jahre 1897 errichteten österreichischen archäologischen Institute ihre dauernde Pflegestätte gefunden.

Auch das Kunstleben und Kunststudium, wie nicht minder die zur Vorbereitung für praktische Berufszweige bestimmten Bildungsanstalten wissen Eurer Exzellenz warmen Dank für viele neue Impulse, welche sie unter der Leitung Eurer Exzellenz erhalten haben.

Während der vielen Jahre der zweimaligen Amtsführung Eurer Exzellenz und später offenbarte sich immer Ihr warmfühlendes Herz für unsere vaterländische Jugend und Jungmannschaft. Dieses Herz haben Eure Exzellenz in hingebungsvoller Anhänglichkeit auch jener ehrwürdigen Anstalt bewahrt, die dank der Allerhöchsten Gnade Seiner Majestät der ständigen Obsorge Eurer Exzellenz anvertraut ist. Ich hatte erst kürzlich willkommene Gelegenheit, die schätzenswerten Erfolge Ihrer rastlosen väterlichen Fürsorge für das Wohl der an dieser Anstalt studierenden Jugend dankbarst zu schauen.

Die engen Bande, welche das Amt des Kurators der Theresianischen Akademie zwischen der Person Eurer Exzellenz und der Unterrichtsverwaltung geknüpft hat und

die dankbare Erinnerung an die vieljährige Wirksamkeit Eurer Exzellenz in der Zentralstelle sowie an deren Spitze berechtigen die Unterrichtsverwaltung, den heutigen Tag als ihren eigenen Festtag anzusehen.

Seine Majestät haben denselben durch einen neuen Beweis der Allerhöchsten Huld und Anerkennung für Eure Exzellenz zu verschönern geruht. Indem ich Eure Exzellenz hiezu namens des Unterrichtsressorts verehrungsvollst zu beglückwünschen mir gestatte, schließe ich mit dem Ausdrucke inniger und zuversichtlicher Hoffnung, daß dem ausgezeichneten Manne, der — um an die denkwürdigen Worte der Inschrift einer Eurer Exzellenz seinerzeit dargereichten Ehrengabe zu erinnern — *viri virtutes gravitatem prudentiamque rei publicae, sibi ipsi humanitatem constantiamque probavit,* noch recht viele Jahre ungetrübten Wohlergehens zum Nutzen und Frommen des Staates beschieden sein werden!

Bericht über den X. deutsch-österreichischen Mittelschultag.

(21., 22. und 23. März 1910.)

(Fortsetzung.)

Pädagogische Sektion.

Der Geschäftsführer begrüßt die zahlreich Versammelten und schlägt zum Vorsitzenden Herrn Dr. Alois Lechthaler, Direktor des Reform-Realgymnasiums in Bozen, zum ersten Schriftführer Prof. Jos. Bittner (Graz) und zum zweiten Schriftführer Prof. Dr. Emil Sofer (Wien) vor. Diese Vorschläge werden einstimmig angenommen.

Der Geschäftsführer teilte mit, daß, nachdem der Vortrag des Prof. Dr. Kleinpeter von der Tagesordnung abgesetzt sei, wer nur wegen dieses Vortrages die Karte genommen habe, den Betrag auf Verlangen zurückerhalte. Hierauf hielt Dir. Dr. A. Schlosser (Tetschen) seinen mit lebhaftem Interesse und reichem Beifall aufgenommenen Vortrag:

„Die Ausstattungsmöglichkeiten des Tetschener Mittelschultypus (ORG)“.

Als ich im Frühjahr 1899 nach Tetschen kam, trat ich mit aller Wärme für die Schaffung eines Realgymnasiums (RG) ein, das manche Vorteile bietet.

Bei den einfachen Mittelschulen muß der Schüler im elften Lebensjahre sich gleich für sieben oder acht Jahre binden, also für jenen bedeutungsvollen Zeitraum, in dem der Mensch so gewaltige Veränderungen durchmacht, in dem Fähigkeiten und Neigungen erwachen und er vom Kinde zum jungen Manne heranreift. Der Schüler muß in der einmal gewählten Mittelschule verharren oder jedem Mittelschulstudium entsagen, da ein Umsatteln so gut wie ausgeschlossen ist. Das RG dagegen gewährt eine zweijährige Probezeit und die dann getroffene Wahl ist bis zu Beginn des vierten Jahres in nicht zu schwerer Weise abänderbar. Es kommt somit dem Entwicklungsgang der Jugend entgegen und entspricht damit auch den Wünschen und Bedürfnissen der Bevölkerung. Als die Idee des RG zu Anfang der Sechzigerjahre Verwirklichung angenommen hatte, da war jede Neugründung ein RG und manches G wurde in ein RG umgewandelt.

Wir eröffneten also in Tetschen 1899 ein RG und mußten 1902 auf die Angliederung des Oberbaues bedacht sein. Durch die bloße Anfügung eines OG wäre die Wahl der Studienrichtung zu Beginn der III. Klasse zu einer höchst unfreien und gezwungenen geworden wie an allen RG. Denn da die Schüler einer Mittelschule zumeist aus dem Mittelschulorte selbst und jener Umgebung kommen, aus der sie täglich zur Schule wandern können, die Eltern aber das begreifliche Streben haben, die im Orte selbst gebotene Studiengelegenheit auszunutzen, so entscheiden sich eben die meisten Schüler, mit und ohne Neigung, für die gymnasiale Richtung. Dieses erwägend, war nun mein Streben darauf gerichtet, die Wahl der Studienrichtung von diesem Zwange frei zu machen. Dabei kam mir der vielfach geäußerte Wunsch, die R möge auf acht Jahre erweitert werden, zustatten. Ich nahm dessen Erfüllung als nahe bevorstehend an und konnte somit mit zwei Schulen von gleich viel Jahrgängen rechnen. So entstand der Plan des ORG, den im November 1902 die Stadtvertretung einstimmig dem Unterrichtsministerium zur Genehmigung vorzulegen beschloß. Dort fand der Plan gleich eine ziemlich beifällige Aufnahme, insbesondere aber beim Referenten fürs Mittelschulwesen, dem hochverehrten Herrn Hofrat Dr. J. Huemer. Am 28. August 1903 langte die Genehmigung in Tetschen an. Wenn auch die Genehmigung früher eingetroffen wäre, hätten wir doch unsere erste Quinta bloß mit der gymnasialen Abteilung eröffnen können. Aber schon im nächsten Jahre 1904 hatten wir in der V. Klasse elf Gymnasiasten und neun Realisten. Wie beifällig aber die Idee des ORG aufgenommen und wie frei und ungezwungen die Wahl der Studienrichtung jetzt wurde, zeigte sich von nun an in der Entscheidung der Schüler der III. Klasse und in dem Zahlenverhältnis der Gymnasiasten und Realisten in allen Klassen von III bis VIII. Die Gesamtzahl der Gymnasiasten und Realisten in diesen sechs Klassen ist so ziemlich die gleiche (heuer 107 + 117). Das ORG hat sich seit seiner Eröffnung vollkommen lebensfähig und allen Anforderungen entsprechend bewiesen und bestens bewährt.

Vorzüge: Es verursacht dem Erhalter nur 25% mehr an Erhaltungskosten als eine einfache Mittelschule und vereinigt doch beide. Es ge-

stattet den Schülern freie und ungezwungene Wahl der Studienrichtung nach zweijähriger Probezeit auf Grund von Neigung und Bedürfnis und gewonnener Erfahrung. Gewisse Gegenstände werden von schwachen und gezwungen arbeitenden Schülern mehr weniger frei, was den Unterrichtserfolg zu bessern vermag, so insbesondere das Griechisch von der III., das Latein von der V. Klasse an. — Manche Freigegenstände werden kostenfrei möglich, die sonst nur ausnahmsweise möglich sind.

Solange in Österreich nur G und R als einfache Mittelschulen bestanden, konnte das ORG als eine Schule gelten, die vollkommener war als jene. Das wurde anders, als die Unterrichtsbehörde das neue RG schuf. Dies nimmt bekanntlich eine Stellung ein, die zwischen G und R liegt. Wenn nun das ORG die beiden weiter voneinander entfernten Mittelschulen G und R in sich vereinigt, so muß es naturgemäß das RG schon in sich mitenthalten. Das ist auch der Fall, ja es macht das ORG sogar noch andere Studienmöglichkeiten möglich. Eine dahin gerichtete Eingabe aus dem Jahre 1905 fand keinen Anklang. Im Januar 1909 haben wir die Eingabe in der vereinfachten Form wiederholt, daß das neue RG als mittlere Gabel an unserem ORG als zulässig erklärt werde. Ohne diese Einfügung würde das ORG eine unvollkommene Mittelschule sein, einer dreizinkigen Gabel vergleichbar, bei der aber die mittlere Zinke in deutlich sichtbarer Weise abgebrochen ist, was in einem ordentlichen Haushalt nicht vorkommen darf. Der mit Rücksicht auf die neuen Lehrpläne für das dreifach gegabelte ORG vorgeschlagene Lehrplan wurde in einer Stundenübersicht zum Ausdruck gebracht. Zu Beginn der III. Klasse wird der Schüler durch die Wahl des Griechischen zum Gymnasiasten, des Französischen zum Realgymnasiasten. Letzterer kann zu Beginn der V. Klasse nochmals wählen. Er bleibt Realgymnasiast, wenn er Latein und Französisch weiter behält und noch Chemie und Darstellende dazunimmt, er wird aber Realist, wenn er statt Latein Englisch und alle realistischen Gegenstände mit Französisch betreibt. Alle Schüler haben wöchentlich etwa 18 Stunden gemeinsamen Unterricht, der Realgymnasiast hat dann noch mit den Gymnasiasten fünf bis sechs Stunden (Latein) und mit den Realisten ebensoviel Stunden (Französisch, Chemie, Darstellende) gemeinsam. Die Erhaltungskosten bleiben dieselben wie bisher, Unterrichtsbetrieb und Verwaltung werden sogar vereinfacht.

Hat ein Ort alle drei einfachen Mittelschulen, so können die Schüler des G und des RG nach der II. Klasse sowohl Gymnasiasten wie auch Realgymnasiasten werden und letztere nach der IV. Klasse wohl auch in die OR übertreten. Diesen Schülern ist somit dieselbe Studienmöglichkeit geboten wie an einem ORG. Der Realschüler aber in dieser Stadt kann nicht in das RG oder G übertreten. Er hat keine andere Wahl als die im Alter von elf Jahren getroffene.

Hat ein Ort G und RG, so ist die R für die Schüler dieser Gegend ausgeschlossen.

Hat ein Ort RG und R, so kann der Realgymnasiast wohl Realschüler, nicht aber Gymnasiast werden. Der Realschüler muß in der R bleiben.

Hat ein Ort G und R, so muß jeder Schüler in der anfangs gewählten Schule verbleiben.

Ist in einem Orte nur eine Mittelschule, so gibt es für die Schüler überhaupt keine Wahl, sondern nur Zwang. Man ersieht daraus, daß für einen Ort, sei er klein oder groß, der Besitz eines ORG sogar besser ist als der Besitz von R, RG und R zusammen.

Der Besuch einer Mittelschule ist, soweit nicht andere Gründe bestimmend sind, von den gebotenen Berechtigungen abhängig. In dieser Beziehung ist das neue RG gut bedacht worden, weshalb auch viele Städte es begehren oder ihre Gymnasien in RG umwandeln wollen. Da nun aus Städten, die ein RG, aber kein G besitzen, keine Gymnasiasten mehr kommen können, so kann man sagen, daß das neue RG das Griechische tot mache. Das halte ich nun für bedauerlich. Ich möchte wünschen, daß jeder Zwang, auch der negative, vermieden werde. Am Gymnasium muß jeder Schüler Griechisch lernen, am RG darf kein Schüler Griechisch lernen und daß wenigstens jene Schüler, welche Lust zur gymnasialen Richtung haben — und gerade gute Schüler haben diese Lust —, sie auch zu befolgen Gelegenheit bekommen. Das ist aber nur beim ORG möglich, das bezüglich der Wahl der Studienrichtung keinerlei Zwang auferlegt. — Griechisch als Freigegenstand am RG einzuführen, halte ich für ein ganz verfehltes Beginnen. Lieber schaffe man, was ja ganz leicht auch geht, ein nur zweifach gegabeltes ORG. Daß man dann auch noch die realistische Richtung angliedern wird, glaube ich als ziemlich sicher annehmen zu können.

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich wohl zur Genüge, daß es sich sehr empfehlen würde, überall an Stelle der einfachen Mittelschulen ORG treten zu lassen. Freilich müßten dann auch alle Realisten vier Jahre Latein lernen. Das wäre aber nicht vom Übel. Einige Jahre Lateinstudium soll jeder Mittelschüler vertragen können. Wer es nicht verträgt, taugt in den meisten Fällen überhaupt nicht für ein Mittelschulstudium und soll deshalb die Bürgerschule, vielleicht die vierklassige, besuchen, wenn er den niederen beruflichen Fachschulen (Ackerbau-, Handels-, Gewerbe-, Kadettenschule, Lehrerbildungsanstalt) zustrebt. Ist er wirklich tüchtig und wünscht gerade Mittelschulstudium, so kann ihm auf Grund einer Aufnahmsprüfung der Eintritt in die V. Klasse realistischer Richtung des ORG ermöglicht werden. Wir brauchten also neben dem ORG nur noch eine vierklassige, entsprechend eingerichtete Bürgerschule. Das Schulwesen wäre einheitlicher und entspräche mehr dem natürlichen Entwicklungsgange und der Veranlagung der Jugend als unser jetziges Schulwesen, wo einem elfjährigen Knaben eine Bürgerschule und drei verschiedene Mittelschulen auf einmal zur Wahl und vielfach damit zur Qual geboten werden.

Der für unser ORG vorgeschlagene Lehrplan schließt sich innig an die neuen Lehrpläne für die einfachen Mittelschulen an. Das mußte so gemacht werden, um auf Genehmigung hoffen zu können. Den praktischen Betätigungen ist bei uns immer viel Aufmerksamkeit zugewendet worden, ebenso den gesundheitlichen Förderungen. Gegenwärtig bestehen chemische,

physikalische und botanische Laboratoriumsübungen, kunstgeschichtliche Übungen wurden auch abgehalten, der Eifer vieler Schüler für Photographie wurde durch kleine Ausstellungen mit Preisverteilung angeregt. Nun soll noch die violinbeflissene fortgeschrittene Jugend in der Schule selbst einen Sammlungs- und Einigungspunkt erhalten; Modellieren und praktische Übungen auf dem Gebiete der Zoologie und Mineralogie sollen noch eingeführt werden. Ein Zersplittern der Kräfte braucht darum nicht befürchtet zu werden. Es treibt ja kein Schüler alle diese Betätigungen, denn das Interesse ist gewöhnlich nur auf einzelne gerichtet.

Trotz aller dieser Bemühungen und Vorsorgungen bleibt noch manches unerfüllt, was als Wunsch oder Bedürfnis erkannt wird. Alles erfüllbar zu machen, ist wohl ein Ding der Unmöglichkeit. Aber manches wäre noch möglich, wenn die Unterrichtsbehörde die Bedingungen hiezu ermöglichte. So ließe sich z. B. die Erlernung des Französischen für die Gymnasiasten am ORG leicht in annehmbarer Weise anbahnen, wenn man gestattete, daß mit dem Griechischen erst in der V. Klasse begonnen würde. Das Französische wäre dann in der III. und IV. Klasse auch für die Gymnasiasten Pflichtgegenstand; alle Schüler wären in den vier unteren Klassen Realgymnasiasten; das ORG wäre in diesen vier Klassen Einheitsschule, die Wahl der Studienrichtung würde erst in der V. Klasse erfolgen. Wer Latein und Französisch in den vier oberen Klassen beibehält, bleibt Realgymnasiast, wer Latein aufgibt und Englisch als zweite Fremdsprache wählt, wird, wie es bisher war, Realist, wer aber Französisch als Pflichtgegenstand aufgibt und Griechisch dafür nimmt, wird Gymnasiast. Für die Gymnasiasten kann durch Errichtung eines Doppelkurses (für V. und VI. Klasse einerseits, VII. und VIII. Klasse anderseits) Gelegenheit geschaffen werden, Französisch als Freigegenstand mit zwei Stunden wöchentlich weiterzutreiben. Ich halte mich vollständig überzeugt, daß dieser Doppelkurs sehr lebensfähig sein wird, weil die meisten Gymnasiasten das durch zwei Jahre als Pflichtgegenstand betriebene Französisch nicht fallen lassen werden.

In Griechisch läßt sich von der V. Klasse an mit wöchentlich etwa 22 Stunden sicher dasselbe erzielen wie mit 28 Stunden von der III. Klasse an. Die größere Reife, die ausgewähltere Schülerschar, das vorangegangene lateinische und französische Sprachstudium machen dies möglich. Erzielt man doch auch am alten RG und an unserer Anstalt bisher mit neun Stunden Französisch in der III. und IV. Klasse dasselbe wie an Realschulen mit 19 Stunden in den unteren vier Klassen. Zwei Jahre vorausgegangener Lateinunterricht von 16 Stunden wöchentlich und zwei Jahre nebenherlaufender Lateinunterricht von zwölf Stunden bewirken dies. Von den Realisten unserer IV. Klasse, die wir in den letzten sechs Jahren an auswärtige OR abgegeben haben, sind alle anstandslos aus Französisch fortgekommen, obwohl manche sehr schwache Schüler bei uns waren. Die gleiche Erfahrung habe ich in den Jahren 1892 bis 1897 am RG in Teplitz gemacht. So nun wird es sich auch für das Griechische zeigen. Man gestatte doch nur einmal den Versuch, mit dem Griechischen in der V. Klasse zu beginnen. Man wird sicher

keine Ursache haben, zur früheren Einrichtung zurückzukehren. Die Änderung, welche durch Verschiebung des Griechischen in die vier oberen Klassen an dem Lehrplane für das ORG vorgenommen werden müßte, ist ganz geringfügig.

Viel notwendiger als die Aneignung des Französischen wäre für uns in Österreich die Aneignung der zweiten Landessprache, also für uns Deutsche in Böhmen die Aneignung des Tschechischen. Um dieses Bedürfnis zu befriedigen, sollten alle anderen Rücksichten in den Hintergrund treten.

Eine Lösung in dieser Richtung wäre fürs ORG in folgender Weise möglich. Deutsch und Tschechisch fangen in der I. Klasse, Latein in der II. Klasse mit größerer, Französisch in der III. Klasse mit kleinerer Stundenzahl an und sind für alle Schüler bis zum Schlusse der IV. Klasse Pflichtgegenstände. Für den Gymnasiasten sollen in den Oberklassen Latein und Griechisch, für den Realgymnasiasten Latein und Französisch, für den Realisten Französisch mit Englisch oder mit Tschechisch die beiden pflichtgemäßen Fremdsprachen sein. Tschechisch wäre nach meiner Meinung den Realisten, die ja später mehr im wirklichen Leben stehen, notwendiger als das Englisch. Vielleicht könnte man ihnen Englisch und Tschechisch zur Wahl stellen. Für Gymnasiasten und Realgymnasiasten soll Tschechisch in den Oberklassen Freigegenstand werden. Ich meine, daß ein vierjähriger Pflichtunterricht im Tschechischen alle Schüler ziemlich weit bringen wird, so daß sie entweder in den Oberklassen es als Freigegenstand williger fortsetzen oder durch Ferienaufenthalt im tschechischen Sprachgebiet sich darin vervollkommnen werden.

Bezüglich des Lateins hege ich die Überzeugung, daß der verstärkte Deutschunterricht in der I. Klasse und der Tschechischunterricht, der ja doch auch Sprachunterricht ist, ein rascheres Fortschreiten im Latein ermöglichen, so daß das Lehrziel in diesem Gegenstande kaum eine Einbuße zu erleiden braucht. Ich erlaube mir deshalb folgende Leitsätze aufzustellen:

1. An Stelle der einfachen Mittelschulen sind dreifach gegabelte ORG zu setzen.

2. Die Gabelung beginnt entweder schon mit der III. Klasse — die ersten beiden sind einheitlich — oder besser erst mit der V. Klasse — die vier ersten Klassen sind Einheitsschule.

3. Von den beiden vorgeschlagenen ORG mit vier Klassen Einheitsschule wird jener der Vorzug gegeben, welche die zweite Landessprache als Pflichtgegenstand aufgenommen hat.

4. Neben dem ORG werden die Bürgerschulen vierklassig geschaffen mit einer Einrichtung, die den Übergang zur V. Klasse realistischer Abteilung der ORG ermöglicht.

Der Vorsitzende Dir. Dr. Lechthaler leitete hierauf die Debatte selbst ein, da er in ähnlicher Lage sei, und suchte einige Bedenken zu zerstreuen, die etwa in der Versammlung aufgetaucht sein könnten. Die Gabelung müsse nicht unbedingt dreifach sein, sondern richte sich nach der Größe der Stadt und den lokalen Verhältnissen. Das Wohlwollen der

Unterrichtsverwaltung für Gabeltyen habe Hofrat Dr. Huemer in der Mittelschulenquete in Aussicht gestellt; es sei auch aus dem Berechtigungserlasse ersichtlich, der für den Tetschener Typus eigene Normen aufgestellt hat. Durch die Gabelung erspare man nicht nur Geld, sondern auch Raum, da der Unterricht in der Mehrzahl der Fächer gemeinsam erteilt werde. Eine andere Lichtseite sei die größere Freizügigkeit der Schüler in der Wahl des Freifächerbetriebes, indem Gegenstände, die die einen obligat betreiben, von den anderen als nicht obligat besucht werden können, z. B. Latein, Französisch, Zeichnen. Auf Einzelheiten in der Gabelung komme es nicht an; es könne verschiedene Typen geben, etwa wie in Deutschland das Altonaer und Frankfurter System.

Prof. Joh. Polach (Brünn) wendet sich gegen These 3, daß die zweite Landessprache Pflichtgegenstand sein solle, indem er die besondere Schwierigkeit des Tschechischen betont. Es sei die technische Seite der Durchführbarkeit zu wenig berücksichtigt. Solange der Betrieb des Tschechischen ein klassenmäßiger sei, wo auf den einzelnen Schüler im ganzen Schuljahre etwa zwei Stunden alles in allem fallen, müsse der Erfolg negativ sein, zum mindesten stehe er in keinem Verhältnisse zur aufgewandten Mühe. Man müßte etwa nach der Berlitz-Methode vorgehen, also nicht klassenmäßig, sondern gruppenweise diese Sprache betreiben.

Dagegen wendet sich Landesschulinspektor Dr. Kauer: Die Schwierigkeit der Erlernung einer Sprache dürfe diese nicht überhaupt ausschließen. Wenn eine Sprache notwendig sei, müßten auch Mittel und Wege gefunden werden, um die Schwierigkeiten zu vermeiden. Leider sei von uns Deutschen die Erlernung der zweiten Landessprache in allen Ländern vernachlässigt worden. Im Küstenlande habe bisher in Orten mit slovenischer und italienischer Bevölkerung an den Anstalten mit deutscher Unterrichtssprache für Deutsche keine ausreichende Möglichkeit bestanden, diese Sprachen zu erlernen. Diese Übelstände zu beheben habe man bereits in Pola und Triest begonnen. — Gegen These 1 bemerke er, daß das humanistische Gymnasium nicht auf den Aussterbeetat gesetzt werden dürfe; es müsse die Möglichkeit bleiben, daß auch das humanistische Gymnasium in seiner Eigenart fortbestehe. — Über die übrigen Punkte lasse sich in einer so großen Versammlung nicht diskutieren. Sehr sympathisch berühre ihn die Vielgestaltigkeit der vorgeschlagenen Typen und besonders die Tatsache, daß dem Schüler Gelegenheit geboten werden solle zu lernen, was er wolle. Die Zukunft der Schulreform liege jedenfalls in der Richtung, daß der Schüler nicht bloß lernt, was er muß, sondern auch lernen kann, was er will.

Oberstleutnant Joachim Steiner (Theresianische Militärakademie in Wiener-Neustadt) erwähnt die Wichtigkeit der Pädagogik, die jetzt auch in der Militärakademie gelehrt werde; dem Schüler solle soweit als möglich Gelegenheit geboten werden zu lernen, was er später brauchen kann, damit er nicht einen berechtigten Vorwurf gegen die Anstalt, wo er studiert hat, erheben kann. Durch die Gabelung werde die freie Wahl der nicht obligaten Gegenstände erleichtert, besonders in den Sprachen; nur möge man da den Handkatalog möglichst zurücktreten lassen.

Regierungsrat Prof. A. Bechtel wendet sich gegen die Äußerung des Referenten, daß ein Schüler, der im Untergymnasium in Latein nichts leistet, meistens überhaupt für das Studium untauglich sei. Oft seien Schüler, die im Gymnasium aus diesem Gegenstande durchfielen, in der Realschule ganz tüchtig gewesen. Man könne auch nicht alle Schüler zwingen, auf der Unterstufe Latein zu lernen. Ganz bedeutende Männer hätten auch ohne Latein Großes erreicht und seien Zierden der Gesellschaft geworden. Sowohl in Deutschland als auch in Frankreich habe man sich gegen das obligatorische Latein ausgesprochen.

Regierungsrat Gymn.-Dir. Dr. Thumser hält es für notwendig, daß auch die österreichischen Realschulen erhalten bleiben. Man dürfe nicht uniformieren, sondern solle die verschiedenen Versuche freigeben, entsprechend den örtlichen Verhältnissen oder wo sich individuelle Bedürfnisse zeigen.

Landesschulinspektor Hofrat Dr. Scheindler: Der Referent habe in seinem geschichtlichen Überblicke den Lateinlehrer dafür verantwortlich gemacht, daß die Realgymnasien nicht lebensfähig blieben. Nach den Erfahrungen des Redners und seines Kollegen, des Landesschulinspektors Regierungsrat Dr. Wallentin, habe den Realgymnasien das Vertrauen des Publikums gefehlt. Für die Behauptung des Referenten, daß im griechischen Unterrichte, wenn er erst in V beginne, derselbe Erfolg erreicht werden könne wie bisher, sei der versprochene Beweis nicht erbracht worden. Ein gemeinsamer Unterricht von Schülern mit verschiedener Basis (z. B. in Deutsch und Geschichte) verspreche kaum einen gedeihlichen Erfolg.

In seinem Schlußworte bemerkt der Referent gegenüber Landesschulinspektor Dr. Kauer, daß das Oberrealgymnasium das humanistische Gymnasium nicht beseitige, weil es das Gymnasium in sich ohne jede Einschränkung aufgenommen habe; im Gegenteile sei in Orten, wo nur ein Realgymnasium oder eine Realschule bestehe, den Schülern die Gelegenheit genommen, die gymnasiale Richtung zu verfolgen. Gegenüber Hofrat Dr. Scheindler verweist der Redner nochmals auf die Analogie des Französischen am Realgymnasium als Vorbereitung für die Oberrealschule und die fünfjährige Praxis des Realobergymnasiums in Tetschen. Was die ungleiche Vorbildung betreffe, so könnte sie sich in V noch nicht zeigen, sondern erst nach der Homer-Lektüre. Diese könne aber durch eine Übersetzung im deutschen Unterrichte ersetzt werden. Gegenüber Regierungsrat Bechtel meint der Redner, wer für Latein keine Fähigkeit habe, könne aus der Bürgerschule in die Oberrealschule eintreten, wie dies bisher bei manchen Bürgerschülern der Fall gewesen sei.

Mit Rücksicht auf die um 5 Uhr angesetzten turnerischen Vorführungen im Kursalon wird die Diskussion geschlossen und die Abstimmung der Thesen vorgenommen.

Die These 1 wird in der vom Vorsitzenden vorgeschlagenen Form angenommen: „Neben den einfachen Mittelschulen sind gegabelte Anstalten, differenziert nach den lokalen, nationalen und sozialwirtschaftlichen Interessen zu schaffen".

Die These 2 wird mit der stilistischen Änderung „kann beginnen“ statt „beginnt“, These 3 vollinhaltlich angenommen.

Die Abstimmung über These 4 entfällt, da der Referent sie zurückstellt.

Hierauf wird die Versammlung mit dem nochmaligen Danke des Vorsitzenden an den Referenten für seine Ausführungen geschlossen.

Sektion für Körperpflege und Schulhygiene.

Der Einführende Dir. Franz Schiffner begrüßt die Versammlung und schlägt Gymn.-Dir. Dr. Gustav Hergel als Vorsitzenden, Prof. Anton Landsiedl und Prof. Max Guttmann als Schriftführer vor.

Dir. Dr. Hergel übernimmt den Vorsitz, weist in längerer Rede auf das große Interesse hin, das Allgemeinheit und Schule gegenwärtig der körperlichen Erziehung der Jugend entgegenbringen und führt dann weiter aus: Die Erziehungsschule habe nicht nur Kenntnisse zu vermitteln, sie dürfe die Anforderungen an den Geist nicht so ausdehnen, daß der jugendliche Körper darunter leide. Anderseits sei aber auch ein Mahnruf vor übertriebenen Forderungen in Hinsicht auf die Leibesübungen der Schuljugend, insbesondere betreffs der hiefür aufzuwendenden Zeit, vollauf berechtigt. Es sei gut und nur zu billigen, daß die Jugend körperliche Übungen auch außerhalb der Schule und aus freier Entschließung treibt. Zwang in diesen Dingen sei ja im allgemeinen doch etwas Unnatürliches. Früher habe sich die Schule recht wenig um hygienische Bestrebungen gekümmert, die Herstellung des notwendigen Gleichgewichtes zwischen geistiger und körperlicher Arbeit sei ganz der eigenen Initiative der Jugend überlassen gewesen; aber wenn es auch jetzt um vieles besser geworden sei, so ließen die getroffenen Maßnahmen doch noch manches zu wünschen übrig. So sei z. B. die Anlage und Einrichtung von Schulbädern und Turnräumen nicht immer mit der entsprechenden Umsicht erfolgt. Man müsse deshalb dafür sorgen, daß geeignete und den hygienischen Anforderungen entsprechende Baulichkeiten hergestellt werden. Die körperlichen Übungen seien auch darum höchst wichtig, weil durch sie nicht nur die körperliche, sondern auch die moralische Widerstandskraft zum Besten des Vaterlandes geschaffen werde.

Den eindrucksvollen Ausführungen des Redners folgte lebhafter und lauter Beifall.

Hierauf hält Herr Prof. Ludwig Glas (Wien) seinen Vortrag:

„Standesfragen der Mittelschulturnlehrer“.

Hochgeehrte Versammlung! Das Gesetz vom 24. Februar 1907 hat die Stellung der Turnlehrer wesentlich gebessert und gehoben; und doch erheben sie neuerlich ihre Stimme, um die Erfüllung nicht unberechtigter Wünsche von dem erprobten Wohlwollen der hohen Unterrichtsverwaltung, der sie zu tiefstem Danke verpflichtet sind, ehrfurchtsvoll zu erbitten. Ich erlaube mir nun, diese Wünsche im Namen des „Vereines österr. Turnlehrer“ der hochgeschätzten Versammlung zu unterbreiten.

Der Referent begründet die Wünsche der Turnlehrer allseitig und empfiehlt der Versammlung die Annahme folgender Leitsätze:

1. Die Beförderung der Turnlehrer erfolge in die IX. Rangklasse nach 10 Dienstjahren und in die VIII. Rangklasse nach 20 Dienstjahren.

2. Die Lehrverpflichtung der Turnlehrer werde mit 20 Wochenstunden festgesetzt.

3. Die für ein wissenschaftliches Fach geprüften Turnlehrer werden den wirklichen Lehrern der Mittelschulen gleichgestellt.

4. Die Remuneration für Mehrleistung werde entsprechend erhöht.

5. Die Dienstzeit der Supplenten, Nebenlehrer und Assistenten für Turnen, sowohl der geprüften als auch der ungeprüften, werde behufs Erlangung der Quinquennalzulagen und der Stabilität bei mindestens 16 Wochenstunden voll und bei geringerer Stundenzahl in einem aliquoten Teile angerechnet.

6. Die Remuneration der Supplenten, Nebenlehrer und Assistenten für Turnen werde angemessen erhöht.

7. Der Anspruch auf das Sterbequartal nach unverheirateten Turnlehrern, auch der gegenwärtig bereits pensionierten, werde ohne jede Einschränkung anerkannt.

8. Die Turnlehrer an den staatlichen Lehrerbildungsanstalten erhalten die gleichen Begünstigungen.

9. Den Volksschullehrern möge beim Übertritt in den Staatsdienst die zurückgelegte Dienstzeit voll angerechnet werden.

10. Den alten Turnlehrern mit längerer Dienstzeit mögen noch vor Abänderung des Gesetzes vom 24. Februar 1907 (R.-G.-Bl. Nr. 55) alle provisorischen Dienstjahre auch bei weniger als 20 Wochenstunden im Gnadenwege voll angerechnet werden.

11. Zusatzantrag des Direktors des k. k. Turnlehrerbildungskurses in Wien Gustav Lukas: „Die derzeit in definitiver Stellung befindlichen Leiter der Turnlehrerbildungskurse sollen mindestens den Turnlehrern an den Mittelschulen gleichgestellt, jedenfalls aber als Staatslehrpersonen aufgefaßt werden".

Der mit lebhaftem Beifalle aufgenommene Vortrag gab Anlaß zu einer anregenden Debatte.

Prof. Fritz Hirth (Brünn) stimmt den vom Vortragenden aufgestellten Leitsätzen im allgemeinen zu, spricht sich aber dagegen aus, daß nur der für ein wissenschaftliches Fach geprüfte Turnlehrer mit dem wirklichen Lehrer der Mittelschule gleichgestellt werde. Dadurch würden zwei Kategorien Turnlehrer geschaffen.

Turnlehrer Leo Salzmann (Brünn) meint, daß eine Erörterung dieser Frage ganz zwecklos sei, nachdem durch die zu gewärtigende Dienstespragmatik sowieso eine Einteilung der Mittelschullehrer in verschiedene Kategorien erfolgen würde.

Turnlehrer Max Hirt (Linz) spricht mit Bezugnahme auf Punkt 6 der Leitsätze gegen die Anstellung von Turnassistenten. Diese seien eine Besonderheit der Wiener Schulen und ganz überflüssig. In der Provinz müsse der Turnlehrer auch allein arbeiten; wenn es dort mit einem

Lehrer gehe, müsse es in Wien auch gehen. Von dem Gelde, das man durch Abschaffung der Turnassistenten ersparen würde, könnte eine eigene Turnlehrerbildungsanstalt geschaffen werden. (Widerspruch).

Turnlehrer Josef Potschka (Brünn) und Prof. Dr. Artur Petak (Iglau) sind ebenfalls gegen die Verwendung von Turnassistenten, während die Proff. Max Guttmann, Leo Salzmann und Turnlehrer Robert Geidel (Wien) sich mit dem Hinweise auf die große Schülerzahl in den einzelnen Klassen, die unzureichende Einrichtung der Turnsäle, die eine entsprechend ausgiebige Beschäftigung der ungeteilten Klassen nicht gestatte, und mit dem Hinweise auf die Bedeutung, die den Assistentenjahren als Lehrjahren für den angehenden Turnleiter zukommen, sich übereinstimmend für die Beibehaltung der Turnassistenten aussprechen.

Universitätsturnlehrer Gustav Lukas (Wien) meint, daß Turnassistenten dann nicht mehr notwendig seien, wenn es einmal entsprechend eingerichtete Turnsäle geben werde.

Prof. Alois Freudensprung (Wien) bemerkt, daß die angeregte Frage nicht im Rahmen des Verhandlungsthemas gelegen sei und beantragt Schluß der Debatte. (Angenommen.)

Universitätsturnlehrer Gustav Lukas bedauert, daß in dem sonst so umfassenden Berichte des Referenten der Leiter der Turnlehrerbildungskurse nicht gedacht ist und beantragt, mit dem Hinweise auf die ungünstige Stellung, die diese als „Beamte" einnehmen, es möge zu den Leitsätzen des Berichterstatters noch der folgende hinzugenommen werden: „Die derzeit in definitiver Stellung befindlichen Leiter von Turnlehrerbildungskursen sollen mindestens den Turnlehrern an Mittelschulen gleichgestellt, jedenfalls aber als Staatslehrpersonen aufgefaßt werden". (Einstimmig angenommen.) Weiter wird beantragt, die vom Referenten vorgeschlagenen Thesen *en bloc* anzunehmen.

Nach dem Ergebnis der bezüglichen Abstimmung erscheinen diese mit überwiegender Stimmenmehrheit angenommen. (Fortsetzung folgt.)

Wien. Jos. Zycha.

Zeitschrift für Jugendwohlfahrt. Im Auftrage der Deutschen Zentrale für Jugendfürsorge herausgegeben von Dr. Lindenau. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1909. Märzheft. (Jährlich 12 Hefte.) Preis für den Jahrgang 12 Mk.

Die kürzlich begründete Zeitschrift für Jugendwohlfahrt stellt sich die Aufgabe, einen Vereinigungspunkt zu bilden für alle dem Wohle der Jugend dienenden Beobachtungen, insbesondere auf dem Gebiete der Fürsorgeerziehung, der Ausgestaltung des Jugendstrafrechtes, der Jugendfürsorge in engerem Sinne, der besonderen Fürsorge im schulpflichtigen Alter, der Gesundheits- und Körperpflege, der Erforschung des kindlichen Seelenlebens und der allgemeinen Erziehungsmaßnahmen, schließlich der religiös-sittlichen und der künstlerischen Erziehung.

Wie gewissenhaft und geschickt die Zentrale für Jugendfürsorge an die Lösung aller dieser an sich nicht unbedeutenden volkserziehlichen Aufgaben geht, beweisen schon die ersten drei Hefte ihrer der Jugendwohlfahrt bestimmten Zeitschrift. Das vorliegende dritte Heft ist dem ersten deutschen Jugendgerichtstage gewidmet. An der Spitze steht eine Abhandlung über Jugendgerichte von Amtsgerichtsrat L. Fischer, der auch für unsere Fachgenossen von Interesse sein dürfte, da ja die Errichtung eigener Gerichte für jugendliche Vergehen gerade bei uns eine recht zeitgemäße Beachtung und Ausgestaltung erfahren hat. An zweiter Stelle bespricht Prof. Dr. Grünwald die anderenorts empfohlene Notwendigkeit eines eigenen Schulstrafgesetzbuches. Der Verfasser kommt zu der Schlußfolgerung, daß die gegenseitigen Beziehungen zwischen Lehrer und Schüler sich auch ohne den Buchstaben des Gesetzes regeln lassen auf dem recht realen Boden des Gewissens und Vertrauens, wenn nur die Schule in Studium und Berücksichtigung der Kinderseele in fröhlichem Unterrichtsbetriebe das Ihrige tut, eine Folgerung, welcher auch jeder von uns beistimmen dürfte. Der dritte Aufsatz behandelt die Fürsorgeerziehung. Der Verfasser ist der Amtsgerichtsrat Dr. Paul Köhne. Lehrreich und beachtenswert ist der nachfolgende Aufsatz des Archivars Dr. Brüning aus Aachen über die Wiederannäherung der Jugend an die Natur, wobei auch über Jugendspiele, Spaziergänge und Turnwanderungen manch köstliches Wort gesprochen wird. Der letzte Aufsatz unterbreitet Vorschläge zur Umgestaltung des Alimentenprozesses und hat zum Verfasser den Amtsrichter Dr. Edmund Friedeburg in Weißensee. Die hier empfohlene Gesetzesänderung verdient auch bei uns volle Beachtung und Befolgung.

Die „Zeitschrift für Jugendwohlfahrt" kann allen Erziehern und Schulfreunden auf das wärmste empfohlen werden; auch bei uns gibt es noch ein reiches Feld für die Betätigung gerade auf diesem Gebiete, deren Grenzen und Ziele uns die Verfasser des besprochenen Heftes mit festen Strichen gezeichnet haben.

Baden-Wien. J. Pawel.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Literarische Miszellen.

Temporal Clauses in Livy. By R. B. Steele. Leipzig, F. A. Brockhaus o. J. 49 SS. 8⁰.

Die stärkste Seite vorliegender Abhandlung liegt in der fleißigen Sammlung und Sichtung des die Lehre vom Temporalsatze betreffenden Materials aus Livius: in dieser Beziehung kann nur wenig nachgetragen werden (s. unten). Auch die S. 48 aufgestellte statistische Tabelle ist dankenswert. Desgleichen sind von Wichtigkeit die Nachweise über die Frage, inwiefern in den einzelnen Partien des Livianischen Geschichtswerkes Stilvariationen auf dem Gebiete des Temporalsatzes ersichtlich sind. Um in dieser Beziehung das Wichtigste hier anzuführen, so findet sich ungefähr die Hälfte aller Belege für *ut* temporale in der dritten Dekade, wo auch *ubi* eine weitgehende Verwendung findet, während beide Partikeln in der fünften Dekade fast ganz zurücktreten und dafür *postquam* umso häufiger wird. *Quoad* 'bis' ist beschränkt auf die erste und dritte Dekade. Die Mehrzahl der Fälle für *simulac* fällt in die erste Dekade. — Dagegen erfährt man nur wenig von den Eigentümlichkeiten des Livianischen Temporalsatzes im Gegensatze zu anderen Schriftstellern und so wird man für solche Fragen immer noch die einschlägigen Kapitel bei Kühnast und bei Riemann nachschlagen müssen, die auch in manch anderer Beziehung nicht überholt sind. So vermissen wir bei St. Näheres über die Konstruktion des koordinierenden *cum — tum*; über den Modus bei den mit *-cumque* zusammengesetzten Relativen (wonach sich die Frage nach dem Modus im Iterativ Satze entscheiden ließe) und über den Gebrauch des temporalen *si:* vgl. Riemann p. 294—297.

Aphorismen über metrisches Lesen. Von R. C. Kukula. Sonderabdruck aus *ΣΤΡΩΜΑΤΕΙΣ*, Grazer Festgabe zur 20. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner. Graz, Selbstverlag des Verf.s 1909. 16 SS. 8⁰.

Unter Berufung auf Fr. Schoell, der gelegentlich seiner Abhandlung *De accentu linguae Latinae veterum grammaticorum testimonia* im VI. Bande der *Acta Societatis Philologae Lipsiensis*, Leipzig 1876, auch auf die Frage nach der Funktion des Wortakzentes im Verse zu sprechen kommt, tritt Kukula für die Ansicht ein, daß in der klassischen Zeit der

griechischen und römischen Poesie der Wortakzent auch im Verse zu seinem vollen Rechte gekommen sei: der Iktus habe nur im Gesange kunstmäßigen Anspruch auf Beachtung. Die Norm, welche sich hieraus für die Rezitation des Verses in der Schule ergibt, formuliert K. in folgender Weise: Gesprochene Poesie gehorcht im wesentlichen den gleichen Vortragsregeln, besonders aber den gleichen Sprech- und Akzentgesetzen wie die prosaische Rede. Wenn auch zuzugeben ist, daß K. dieser These durch seine Ausführungen eine gewisse Berechtigung zu verleihen weiß, so muß doch anderseits dieselbe, um Anklang zu finden, auf viel breiterer Grundlage aufgebaut werden, als es in dem vorliegenden Schriftchen geschieht, wie übrigens K. selbst S. 12 und 14 andeutet. Auch die Berücksichtigung achtenswerter Vertreter abweichender Ansichten wie Radford (s. besonders dessen *Studies in Latin Accent and Metric: Transactions and Proceedings of the Am. Phil. Assoc.* 1904, Vol. XXXV, p. 33—64) wäre alsdann wünschenswert. — K.s Polemik gegen die barbarische Art der in Schulen üblichen Skansion trifft nur allzusehr das Richtige.

Wien. J. Golling.

Dr. Richard Pappritz, Epaminondas und seine Zeitgenossen. (Gymnasial-Bibliothek Herausgegeben von H. Hoffmann. 51. Heft.) Mit drei Bildern und drei Karten. Gütersloh, Bartelsmann 1909. 73 SS. Preis br. 1 Mk., geb. 1·50 Mk.

Der Verf. hat im 31. Heft der Gymnasial-Bibliothek Marius und Sulla in einer der Jugend angemessenen Darstellung behandelt; in dem vorliegenden Hefte hat er sich die Aufgabe gestellt, die mit Unrecht vernachlässigte Zeit von 400 bis 360 v. Chr., in der Theben die führende Macht Griechenlands war, der Jugend bekannt zu machen. Da die Vorherrschaft Thebens mit den führenden Männern, vor allem mit Epaminondas, stand und fiel, erscheinen Epaminondas und alle Persönlichkeiten, die mit ihm oder Theben in nähere Beziehungen traten, im Mittelpunkte der Darstellung. Epaminondas, der groß war als Mensch, als Staatsmann und als Feldherr, der das von den Athenern so oft verspottete „Rinderland“ zur führenden Macht in Griechenland gestaltete und seinem Vaterlande die Siege von Leuktra und Mantinea als Töchter hinterließ, verdient es, daß durch die vortreffliche, lebensvolle Darstellung das Interesse der für bedeutende Taten und große Persönlichkeiten so empfänglichen Jugend ihm zugewendet wird. Möge daher kein Lehrer unterlassen, seine Schüler auf das Buch aufmerksam zu machen und dessen Anschaffung zu empfehlen, zumal der Preis bei guter Ausstattung ein mäßiger ist. — Unter den Bildern vermißt Ref. das Schlachtfeld von Mantinea.

Wien. Dr. Johann Oehler.

Killian, Originalaufsätze für die unteren Klassen der Mittelschule. 1. Bändchen. Wien, Manz 1910.

Es ist ein Kreuz mit den Aufsatzbüchern; die besten taugen nichts und der Lehrer, der sich aus mangelnden Erfahrungen oder aus Bequemlichkeit an sie hält, erzielt nur das, daß seine Schüler über kurz oder lang seine Quelle erraten und von da an bloß mehr oder minder geschickt variieren. So gehört in den pädagogischen Rucksack des jungen Mittelschulphilologen der Rat: Benütze grundsätzlich keine Aufsatzbücher, wenn

du wirkliche Erfolge erzielen und nicht betrogen werden willst! Schüler aber lernen aus Aufsatzbüchern schon gar nichts; denn die nüchterne Farblosigkeit dieser unjugendlichen Kreuzungen aus pedantischer Schulmeisterei und betriebsamem Geschäftssinn können nur Gähnen erzeugen. Kann man überhaupt Stil züchten? Das vorliegende Büchlein von Killian, das das graue Papierdeutsch der landläufigen Aufsatzbücher mit der ganzen Gesundheit jugendlich unverbrauchten Lehrungestüms ablehnt, behauptet es: „Die Fähigkeit, für individuell Geschautes auch eigene Worte zu gebrauchen, kann nur durch die geheime Wirkung des Rhythmus, die man mit Inspiration vergleichen könnte, hervorgezaubert und in holde Kraft verwandelt werden. Ihr aber entspringen jene Wendungen und Figuren, die sich eng wie passende Kleider an die Dinge legen und im reifen Manne sich zum Stile vollenden. Diese Vollendung und Schönheit aber kann nur das letzte Ziel des Sprachunterrichtes sein." Mit Verlaub: Diese Vollendung und Schönheit kann überhaupt nicht das Ziel eines Schulunterrichtes sein, denn wer für individuell Geschautes eigene Worte hat, wem die geheimnisvollen Wirkungen des Rhythmus zugebote stehen, der ist nicht mehr und nicht minder als ein Dichter und Dichter können wir an unseren Schulen doch nicht erziehen wollen. Mit anderen Worten, hier liegt das Umgekehrte vor wie bei der aschgrauen Talentlosigkeit der üblichen Aufsatzscharteken: Ein sichtlich mit Schwung und bildnerischer Sprachkraft begnadeter junger Lehrer schießt in dem enthusiastischen Eifer, seine Jungen zu sich heraufzuziehen, weit über das Ziel hinaus. Wer bereits längere Jahre an der harten Speise deutscher Schüleraufsätze kaut, hat sich bescheiden gelernt und ist zufrieden, wenn der Durchschnittsschüler Gewalt und Zauber des Rhythmus in der Dichtung fühlt, ohne daß er das delikate Instrument selbst beherrscht. Aber Killian tritt ja in Originalaufsätzen von Schülern der zweiten, dritten und vierten Klasse den Beweis für die Erreichbarkeit seiner Absichten an und es ist nicht zu leugnen, daß die vorgelegten Arbeiten durchwegs Geschmack und Stil verraten. Er hat die Arbeiten „so gelassen, wie sie nach der Korrektur in der Schule vorlagen, höchstens wurde hie und da ein Wort geändert". Die korrigierte Arbeit läßt aber nicht erkennen, wie viel auf Rechnung des Schülers, wie viel auf die des bessernden Lehrers zu setzen ist. Und wenn schließlich die Untergymnasiasten nicht so schreiben, wie in Killians Büchlein zu lesen steht, so schadet das weiter nichts; jedenfalls haben sie bei einem solchen Lehrer etwas gelernt und der Fachkollege wird durch das frische, temperamentvolle Werklein angeregt. Nur die rhythmisch koketten Dispositionen (beispielsweise: „Zaubertöne. Der Liebsten Tod. Gewaltiges Leid. Des Sängers Lohn. Der Sehnsucht Macht. Das Glück dahin" zu Orpheus) und etwa noch das Thema „Fastnachtsgeflirre" (für Quartaner) wird man ablehnen müssen. Dem zweiten Bändchen aber sehen wir gespannt entgegen. Dieser junge Most gibt am Ende sicherlich einen Wein.

Triest. Alfred Nathansky.

A. Kirchhoff, Mensch und Erde. Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt". 3., durchgesehene Auflage. Leipzig, B. G. Teubner 1910. Preis geh. Mk. 1, geb. Mk. 1·25.

Die vorliegende dritte Auflage ist nach dem Tode des berühmten Verf.s erschienen. Obwohl vor nunmehr neun Jahren in Hamburg gehalten, machen die hier gesammelten Vorträge den Eindruck völliger Frische. Die sieben einzelnen Abteilungen, die ebenso vielen Vorträgen entsprechen, bieten in passendster Form, bei aller Knappheit eine Fülle des Anregenden, nicht nur für den Laien, für den das Büchlein in erster Linie be-

stimmt ist. Den Preis möchte ich den beiden Schlußkapiteln zuerkennen: „China und die Chinesen“ und „Deutschland und sein Volk“. Einigen Widerspruch dürfte wohl der fünfte Vortrag „Geographische Motive in der Entwicklung der Nationen“ erwecken. Namentlich die Bemühungen, eine sichere Definition des Begriffes „Nation“ zu finden, scheinen mir vielfach im Dunkeln zu wandeln. Hier hilft doch wohl bloß die Beisetzung erklärender Attribute, wie „politische“ und „ethnographische“ Nation, sonst dürfte Klarheit nicht zu erlangen sein. — Im übrigen sei das prächtige Büchlein allen Freunden der Anthropogeographie wärmstens empfohlen.

Wien. B. Imendörffer.

Lämmermayr L., Beobachtungen an *Botrychium Lunaria* (L.) Sw. und *Genista sagittalis* L. Separat-Abdruck aus der „Österr. botan. Zeitschrift“ 1910, Nr. 4. 4 SS.

In Fortsetzung seiner Studien über die Anpassung der Farne an verschiedene Lichtstärken, deren Hauptergebnisse Verf. im Gymnasialprogramm Leoben 1907 veröffentlicht hat, teilt er im vorliegenden seine Beobachtungen an *Botrychium Lunaria* mit, welche auf dem Polster (1911 m) bei Eisenerz sich als typische Kompaßpflanze (bis jetzt einziger Fall bei Farnen und für die alpine Region auch noch nicht bekannte Erscheinung) zeigt, indem sich die Blätter des Farnes „genau oder doch annähernd in den Meridian“ in charakteristischer Weise einzustellen trachten.

Die zweite Pflanze, *Genista sagittalis* (auf trockenen, sonnigen Abhängen bei Leoben), zeigt eine dem Lichtgenusse entsprechend verschiedene Blattstellung: die unteren Blätter stehen horizontal, die obersten steil aufgerichtet und dem Stengel fast angedrückt. Der Stengel zeigte, besonders an Stellen, wo die Pflanzen gänzlich unbeschattet wuchsen, eine ausgesprochene Orientierung seiner Flügel in paralleler Süd-Nordstellung.

Zwei Reproduktionen von photographischen Aufnahmen an Ort und Stelle führen die Orientierung der zwei besprochenen Kompaßpflanzen vor.

Der anatomische Bau der assimilierenden Organe der Ginsterart entspricht ganz den Lichtverhältnissen, welchen die Pflanze ausgesetzt ist: die sitzenden Blätter sind euphotometrisch und dorsiventral, die Stengelflügel sind panphotometrisch und isolateral gebaut.

Pola. R. Solla.

Programmenschau.

52. Dr. S. Ehrenfeld, Farbenbezeichnungen in der Naturgeschichte des Plinius. III. Teil. (Schluß.) Progr. des k. k. deutschen Staatsgymnasiums zu Kgl. Weinberge 1909. 27 SS.

Hiermit bringt E. seine Abhandlung, die er im Jahre 1907 im Jahresberichte der oben bezeichneten Anstalt begonnen und ebenda 1908 fortgesetzt hat, zum Abschluß. Er behandelt diesmal die Bezeichnungen für die rote Farbe und ihre Spielarten, macht aber auch die metaphorischen Ausdrucksweisen für Rot und solche Farbenbezeichnungen, die dem Rot verwandt sind, zum Gegenstand seiner Betrachtung. Zunächst kommt *ruber* mit sämtlichen nominalen und verbalen Ableitungen zur

Sprache. Wir erfahren näheres über Etymologie und Bedeutung der einzelnen Bezeichnungen, über die absoluten und relativen Frequenzzahlen des Gebrauches bei Plinius und endlich über die Dinge, welche die betreffenden Bezeichnungen bei Plinius führen, letzteres unter Anführung der Belegstellen. Im weiteren wird *rufus* mit seiner Familie besprochen, sodann *rutilus, subrutilus, rutilare (-lans), rutilescere* und in je einem besonderen Abschnitte *russeus, erythron, purpura, conchylium *color Tyrius, phoeniceus, coccinus, hysginum *fucus, roseus (rosaceus), sanguineus, flammeus *igneus *ardens* und Farbenbezeichnungen, die von roten Gegenständen aus dem Mineralreich hergenommen sind (*minium, cinnabaris* u. a.). Schließlich werden unter dem Titel „Andere Farbenbezeichnungen für Rot" aufgeführt: *mullus, carnosus, flos balaustium, Jovis flos, color vini* und *color mulsi*.

Die Arbeit, die auch naturwissenschaftliche Kenntnisse erforderte, hinterläßt den Eindruck unbedingter Verläßlichkeit. Schade, daß dem Verf. H. Blümners Aufsatz „Die rote Farbe im Lateinischen" in Wölfflins Archiv VI 399—417 nicht zugänglich gewesen ist: indes ist dieser Umstand, so viel Ref. sieht, für E.s Ausführungen ohne wesentlichen Nachteil geblieben.

53. R. Wimmerer, Zum lateinischen Ablativ. Progr. des k. k. ersten Staatsgymnasiums in Graz 1909. 29 SS.

Mit seltenen sprachwissenschaftlichen Kenntnissen ausgerüstet, geht W. an die Beantwortung der Frage, ob und inwieweit der lateinische Ablativ ein lebendiger, ob er ein einheitlicher Kasus ist. Er entscheidet sich dahin, daß der Ablativ, so weit er lebendig war, ein einheitlicher Von-Kasus ist. Die Art, wie W. die in der Sprache liegenden Analogien für den Nachweis ausnützt, daß sich die mannigfachen Gebrauchsweisen des Ablativs fast durchwegs auf die Von-Bedeutung zurückführen lassen, hat viel Belehrendes und Überzeugendes, zumal er außer dem einschlägigen Material aus antiken und modernen Sprachen auch über eine feine Beobachtungsgabe verfügt. Insbesondere ist W. der Beweis gelungen, daß bei der ausgesprochenen Neigung des Lateiners zu ablativischen Wendungen auf lateinischem Sprachgebiet dem Instrumentalis der Boden so gut wie entzogen war. Aber eine andere Frage ist, ob in der historisch vorliegenden Sprache ein Gefühl für die separative Bedeutung des Ablativs noch vorauszusetzen ist. W. weiß dies wahrscheinlich zu machen. Aber Ref. hat schon im 'Gymnasium', 1885, Sp. 223 mit Rücksicht auf Stellen wie Cic. Fam. XI 27, 8 *quo . . nec te alienius,* wo *te* Ablativ der Trennung ist, die Ansicht vertreten, daß der Ablativus comp. nicht mehr als Kasus, der den Abstand von einem Objekte bezeichne, gefühlt werde. Und wenn beim Abl. causae S. 32 und beim Abl. limitationis S. 37 ablativische Auffassung fortlebte, so werden wir Liv. 26, 39, 3 *multis fortibus factis gloria militari insignis* nur schwer verstehen. Vielleicht hätte W. gut getan, ein Kapitel über das Zusammentreffen mehrerer Ablative innerhalb eines Gedankens, wie es bei Haase, Vorlesungen II 203 zu finden ist, einzuschieben. — Schließlich kann Ref. nicht zugeben, daß eine klare Stellungnahme zur Frage nach der Natur des lateinischen Ablativs in dem eingangs erwähnten Sinne nirgend zu finden ist. Ref. will sich weniger auf die veralteten Ausführungen Reisigs berufen, der den Ablativ als Woher-Kasus erklärt und seine syntaktischen Gebrauchsweisen in diesem Sinne behandelt; aber Holzweissigs Buch 'Wahrheit und Irrtum der lokalistischen Kasuslehre', Leipzig 1877, gibt ziemlich genaue Aufschlüsse, wie heute die Lehre vom Ablativ sprachwissenschaftlich zu behandeln ist. In ähnlicher Weise verfahren Schmalz und Wagener in ihrer für Schulzwecke etwas zu hoch gehaltenen 'Latein. Schulgrammatik' (Bielefeld und 1891). Freilich sind dies dürftige Skizzen, denen die nähere Begründung im einzelnen, wie sie W. bietet, mangelt.

54. **F. Zitzmann, Grammatische Bemerkungen zum ersten Supplementband des achten Bandes des ,Corpus Inscriptionum Latinarum'. II.** Progr. des k. k. Staatsgymnasiums in Prachatitz 1909. 32 SS.

Über den I. Teil vorliegender Abhandlung s. diese Zeitschrift 1909, S. 314 f. Diesmal handelt Z. von den Konsonanten. Vorangehen die beiden Abschnitte über Aspiration und Gemination. In dem ersten bespricht und belegt Z. die Konsonantenaspiration (*c* für *ch* und umgekehrt, *h* fälschlich hinzugefügt, *t* für *th* und umgekehrt, *p* für *ph* und umgekehrt, *f* für *ph*, Umsetzung der Aspiration) und die vokalische Aspiration. — Der zweite Abschnitt 'Konsonantengemination' verbreitet sich über die Unterlassung der Gemination und deren falsche Setzung. — Nach diesen einleitenden Abschnitten geht Z. auf einige Erscheinungen über, die sich an die Liquiden *r* und *l* knüpfen, und behandelt schließlich die Nasales *m* und *n*. — Daß Z. diesmal die notwendigsten kritischen Noten aus dem Corpus herübergenommen hat, ist eine vernünftige Neuerung. — Sommers 'Handbuch der latein. Laut- und Formenlehre' böte für einzelne Schwierigkeiten die richtige Lösung: vgl. *suppremo* (S. 16) bei Sommer S. 292, *terruncius* (ebd.) bei Sommer S. 309 u. a. Im übrigen hat Z. die behandelten regelwidrigen Formen richtig gedeutet.

Wien. J. Golling.

---

55. **Rudolf Löhner, Lehrerfahrungen.** Beitrag zur Methodik und Didaktik des deutschen Unterrichtes. Progr. des k. k. Staatsgymnasiums im XIII. Bez. in Wien 1906. 10 SS.

Löhners Beitrag zur Methodik und Didaktik des deutschen Unterrichtes enthält einen allgemeinen und einen besonderen Teil. Strenge Selbstzucht, lebendiges Interesse verbunden mit Beobachtung, Geschicklichkeit im Examinieren, Bedachtnahme auf die Verschiedenheit der Schülerindividualitäten und trotzdem Erreichen der gesteckten Lehrziele bei methodischer Durchnahme des Lehrstoffes sind die Forderungen, die an den Lehrer gestellt werden. Mit der ruhigen Erwägung der „Schülerüberbürdung" steht die zielsichere Bemerkung im Einklange, daß unseren Schülern eine gewisse geistige Anstrengung zur Stählung der Geisteskräfte und Charakterbildung nur dienlich sein kann. Scharf wird herausgehoben, daß der Sprachunterricht nicht minder das gesprochene Wort als das geschriebene im Auge haben muß, daß vor allem die Pflege des gesprochenen Wortes zur Sprachgewandtheit führt. Anschauung im Deutschunterrichte auf der Unterstufe, nötigenfalls auf der Oberstufe: „Im übrigen soll Verstand und Phantasie ohne Krücken gehen lernen und wo man voraussetzen darf (wie zumeist im Obergymnasium), daß der frühere Unterricht oder die Erfahrung bereits die nötige Anschauung vorbereitet hat, da wäre es meines Erachtens Zeitverschwendung, Zerstreuung, Ablenkung vom wesentlichen wollte man dieser Methode Zugeständnisse machen" (S. 3).

Was Löhner im besonderen Teile über den Betrieb der deutschen Grammatik, der Lektüre und Literaturgeschichte — der größere Bildungswert der Lektüre wird hervorgehoben — über das Deklamieren, über Sprech- und Redeübungen, über Aufsätze im einzelnen ausführt, dem wird jeder Deutschlehrer zustimmen.

Wien. Ferdinand Holzner.

---

56. **Dr. Karl Hofbauer, Wurde das untere Ufernorikum im Jahre 488 vollständig geräumt?** Progr. des k. k. Staatsgymnasiums und der gewerblichen Fortbildungsschule in Oberhollabrunn 1906. 39 SS.

Indem wir in Kürze auch noch auf die in diesem Programme enthaltene Fortsetzung der „Zeitgenössischen Berichte aus der Umgebung Oberhollabrunns über die Kriegsjahre 1805 und 1809" aus der Feder Dr. Johann Grippels hinweisen, die manche für die Lokalgeschichte interessante Einzelheit enthalten, ist auf die sachlich bedeutendere einzugehen, welche die Streitfrage erörtert, welche Bewandnis es mit der im Jahre 488 erfolgten Preisgabe von Ufernorikum habe. Die Auswanderung betraf das untere Ufernorikum, aus dessen wenig zahlreichen Städten die meisten Provinzialen abzogen, während auf dem Lande ein größerer Teil der Bevölkerung zurückblieb. Von Interesse ist, was der Verf. an positiven Zeugnissen für die Fortdauer der Besiedlung im unteren Norikum beibringt und deren Gewicht man anerkennen muß, namentlich da, wo die Florianlegende in die Erörterung gezogen wird.

57. **L. Devaty, Hermann und Friedrich von Baden.** Progr. der k. k. Staats-Oberrealschule in Graz 1906. 9 SS.

Der Verf. erörtert, ohne freilich etwas Neues beizubringen, dagegen leider noch mit Anführung so unechter Quellen, wie es Pernoldus ist (der doch endlich einmal aus den historischen Schriften verschwinden sollte), die Geschichte Hermanns und seines Sohnes Friedrich von Baden. Viel Hypothetisches muß da in den Kauf genommen werden und manches wird erzählt, dessen Unrichtigkeit auf der Hand liegt. Wenn Friedrich 1249 geboren wurde, so kann er 1259 nicht selbsttätig aufgetreten sein, sondern sind die landesfürstlichen Akte in seinem Namen vollzogen worden. Besser ist die Darstellung des italienischen Zuges; leider ist es da nicht geglückt, etwas Licht in jenes Dunkel zu bringen, das noch manche Tatsache aus Friedrichs Leben umgibt.

58. **F. Thiel, Die Lage der süddeutschen Bauern nach der Mitte des XIII. Jahrhunderts.** (Auf Grund der Predigten Bertholds von Regensburg.) Progr. des n. ö. Landes-Real- und Obergymnasiums in Klosterneuburg 1906. 30 SS.

Die vorliegende Arbeit gibt, ohne gerade etwas Neues zu bieten, eine aus den Predigten des Bruders Berthold genommene Schilderung der Lage des süddeutschen Bürgerstandes, die sich nach dem ersten Viertel des XIII. Jahrhunderts stetig verschlechterte. Dieser Niedergang wird an der Hand zahlreicher Beispiele erläutert, worauf auf die Motive eingegangen wird, aus denen sich die wirtschaftlichen Verhältnisse des Bauernstandes ungünstig gestalteten: die Haltung der Landesministerialen, die mit dem Aufblühen der Städte zusammenhängende Geldwirtschaft usw. Die schwere Bedrückung der Bauern durch den niederen Adel, ihre Übervorteilung durch die Städter und der offen und verdeckt getriebene Wucher wird gleichfalls durch mehrfache Belege beleuchtet. Zu wünschen wäre gewesen, daß auch urkundliches Material zur Vervollständigung des Bildes herangezogen worden wäre.

Graz. J. Loserth.

---

59. Arnold Winkler, „Kaiser und Reich“ und das Reichskammergericht um 1767 zu Beginn der letzten Visitation des höchsten deutschen Reichsgerichtes. Progr. der Vereins-Realschule im XIII. Bezirke in Wien 1906. 38 SS.

Ein Teil einer größeren Arbeit, der eine gute Ansicht von dem traurigen Zustande der deutschen Reichsverfassung in den letzten Jahrzehnten ihres Bestandes gewährt, die im einzelnen übersichtlich dargestellt wird; es geschieht dies in zwei Abschnitten: „Kaiser und Reich um 1767“ und „Das kaiserliche und das Reichskammergericht um 1767“. Im ersten wird die Bedeutung des Kaisertums und des immerwährenden Reichstages zu Regensburg behandelt, die Kurien der Kurfürsten, Fürsten und Reichsstädte und die Behandlung der Geschäfte besprochen, im zweiten die Entstehung, die Gerichtsbarkeit und der Geschäftsgang des Kammergerichtes, sein Niedergang und dessen Ursachen, der Ort des Kammergerichtes und die Visitation von 1767 behandelt. Im Anhange werden einige wichtige aktenmäßige Belege mitgeteilt. Die Arbeit verdient, von kleineren Versehen abgesehen, alle Anerkennung.

Graz. J. Loserth.

---

60. Adam Schulz, Für Schule und Haus. Ein kleiner Beitrag zur Verbreitung und Förderung schulhygienischer Bestrebungen. Progr. der k. k. Staats-Oberrealschule in Marburg a. Dr. 1905. 42 SS.

Der Verf. sucht hauptsächlich durch einen Rückblick auf den im Jahre 1904 in Nürnberg gehaltenen I. internationalen Kongreß für Schulhygiene bei Eltern und verantwortlichen Aufsehern Interesse und Verständnis für wichtige Erziehungsfragen anzuregen. Den Weg hiezu hofft er insbesondere in den mehrfach bereits abgehaltenen Elternabenden zu finden. Mit beredten Worten kämpft er zum Schlusse gegen die Gewohnheit des Rauchens unter der studierenden Jugend.

61. Dr. A. Hofer, Die Mittelschule und die neue Zeit. Progr. des k. k. Staatsgymn. in Triest 1904 und 1905. 39 und 35 SS.

Diese Abhandlung gehört zu jenen Schriften, deren Inhalt durch eine kurze Zusammenstellung nicht erschöpft ist. Wie der Titel eine sehr allgemeine Fassung hat, so verbreitet sich auch der Verf. in seiner Arbeit über die verschiedensten Fragen aus dem Gebiete „Lehrplan und Methode des Mittelschulunterrichtes“. Bildet der deutsche Unterricht in weitgehender Auffassung den Mittelpunkt der gesamten Erörterungen, so werden doch auch die anderen Disziplinen des Mittelschulunterrichtes, und nicht nur diese, sondern auch bisher noch nicht erfüllte Forderungen der neuesten Zeit in den Rahmen der Beratung gezogen.

Wir wünschen dieser von echt klassischem Idealismus durchdrungenen Arbeit recht viele und aufmerksame Leser aus dem Kreise der Mittelschullehrer.

Aussig. Dr. G. Hergel.

Fünfte Abteilung.

Verordnungen, Erlässe, Personalstatistik.

Verordnungen, Erlässe.

Verordnung des Gesamtministeriums vom 2. Juni 1910, betreffend eine Ergänzung der Uniformierungs-Vorschrift für die k. k. Staatsbeamten vom 20. Oktober 1889, R.-G.-Bl. Nr. 176. Auf Grund Allerhöchster Ermächtigung vom 25. Mai d. J. wird gestattet, daß alle gemäß der Verordnung des Gesamtministeriums vom 20. Oktober 1889, R.-G.-Bl. Nr. 176, zum Tragen der Uniform berechtigten und verpflichteten k. k. Staatsbeamten sich neben dem in dieser Verordnung vorgeschriebenen Uniformmantel (§ 18) auch eines Radmantels unter nachstehenden Modalitäten bedienen. Der Radmantel, aus Mantelstoff (Loden oder sonstigem waaserdichten Stoff) in der vorgeschriebenen Mantelfarbe, bildet ein halbes oder Dreiviertel-Rad mit Kragen und Schlinge wie jene des Mantels. Zum Schließen des Radmantels sind am rechten Saumteile sechs schwarze Beinknöpfe und am linken an einer Leiste die korrespondierenden Knopflöcher angebracht. Die Länge richtet sich nach der Körpergröße und hat unbedingt bis zum Knie, höchstens bis zur Hälfte der Wade zu reichen. Der Radmantel kann auch mit einem gleichfarbigen oder schwarzen Futter, dann mit verschließbaren Armschlitzen und abknöpfbarer Kapuze aus dem gleichen Stoffe versehen werden. Der Radmantel kann in der beschriebenen Form hängend geschlossen oder geöffnet, allein oder über dem Mantel getragen werden, und zwar bei allen Anlässen, für welche nicht das Tragen der Gala-Uniform vorgeschrieben ist (§ 4). Diese Verordnung tritt sofort in Wirksamkeit.

Das Öffentlichkeitsrecht wurde verliehen: Der I., II. sowie der V. bis inklusive VIII. Klasse des Privat-Mädchengymn. des Vereines „Towarzystwo szkoły gymnazyalnej zenskiego“ in Krakau sowie das Recht, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgültige Reifezeugnisse auszustellen; dem Mädchenlyzeum in Mährisch-Ostrau auf die Dauer der Erfüllung der verordnungsmäßigen Bedingungen sowie das Recht, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgültige Reifezeugnisse auszustellen; dem städt. Mädchenlyzeum in Königgrätz sowie das Recht, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgültige Reifezeugnisse auszustellen, auf die Dauer des Schuljahres 1909/10; der I. bis VI. Klasse des fürsterzbischöfl. Privat-Gymn. in Kremsier für das Schuljahr 1909/10; der I. Klasse des Privat-Gymn. mit poln. Unterrichtssprache des Vereines „Towarzystwo szkoły średniej“ in Horodenka; der I. Klasse des Privat-Mädchen-Realgymn.

des Ursulinnen-Konventes in Kolomea; dem Privat-Mädchen-Gymn. der Helene Strazińska in Krakau sowie das Recht, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgültige Reifezeugnisse auszustellen, auf die Dauer der Schuljahre 1909/10 bis 1911/12; dem Privat-Mädchenlyzeum des Konventes der Ursulinerinnen in Tarnów sowie das Recht, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgültige Reifezeugnisse auszustellen, auf die Dauer der Schuljahre 1909/10 bis 1911/12; der I. bis III. Klasse des Mädchenlyzeums auf der Wieden in Wien auch auf die IV. Klasse für das Schuljahr 1909/10; dem Privat-Untergymn. des Karl Langer im VIII. Wiener Gemeindebezirke auf die Dauer der Erfüllung der gesetzlichen Bedingungen; dem Privat-Mädchenlyzeum der Marie Hild in Przemyśl sowie das Recht, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgültige Reifezeugnisse auszustellen, auf die Dauer des Schuljahres 1909/10; der I. bis V. Klasse des Mädchenlyzeums der Dr. Olga Ehrenhaft-Steindler in Wien für das Schuljahr 1909/10; der I. bis V. Klasse des Privat-Mädchenlyzeums der Klosterfrauen von Notre Dame de Sion in Wien für das Schuljahr 1909/10; der I. bis IV. Klasse des Mädchenlyzeums der Marie Liste in Wien für das Schuljahr 1909/10; der I. und II. Klasse des Privat-Gymn. des Prof. Stanislaus Jaworski in Krakau auf die Dauer des Schuljahres 1909/10; der I. Klasse des Stanislaus Konarski-Privat-Realgymn. des Piaristenkonventes in Krakau für das Schuljahr 1909/10; der I. und II. Klasse des städt. Privat-Gymn. in Kałusz für das Schuljahr 1909/10; der I. bis IV. Klasse des Kruppschen Privat-Realgymn. in Berndorf für das Schuljahr 1909/10; der I. und II. Klasse der höheren Töchterschule im Institut der Englischen Fräulein in St. Pölten für das Schuljahr 1909/10; dem Privat-Mädchen-Gymn. der Sophie Strzałkowska in Lemberg sowie das Recht, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgültige Reifezeugnisse auszustellen, auf die Dauer des Schuljahres 1909/10; der I., II., IV., V. und VI. Klasse des Mädchenlyzeums in Jičin auf die Dauer des Schuljahres 1909/10 sowie das Recht, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgültige Reifezeugnisse auszustellen; dem städt. Mädchenlyzeum in Suczawa für die Dauer der Schuljahre 1909/10 bis 1911/12 sowie das Recht, Reifeprüfungen abzuhalten und staatsgültige Reifezeugnisse auszustellen; der I., III. und V. Klasse des Privat-Mädchen-Gymn. in Neu-Sandec auf die Dauer des Schuljahres 1909/10; der I. bis III. Klasse des Privat-Gymn. mit ruthen. Unterrichtssprache des ruthen. pädagogischen Vereines in Rohatyn für das Schuljahr 1909/10; der I. Klasse des städt. Privat-Gymn. mit poln. und ruthen. Unterrichtssprache in Rohatyn für das Schuljahr 1909/10; der I. Klasse des Privat-Realgymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Orlau auf die Dauer des Schuljahres 1909/10; der I. Klasse des Privat-Realgymn. mit poln. Unterrichtssprache der Vereine „Macierz szkolna“ und „Towarzystwo szkoły ludowej“ in Orlau für das Schuljahr 1909/10; der I. bis IV. Klasse des Privat-Mädchenlyzeums Luithlen, Wien, I. Bezirk, Tuchlauben Nr. 14, für das Schuljahr 1909/10; der I. und II. Klasse des Privat-Mädchenlyzeums der Dr. Amelie Sobel in Wien für das Schuljahr 1909/10; der I. und IV. Klasse des Mädchenlyzeums in Prag-Holleschowitz-Bubna auf die Dauer des Schuljahres 1909/10.

Personal- und Schulnotizen.

Ernennungen (Verleihungen):

Zum Landesschulinspektor der in zeitweiliger Dienstesverwendung im Ministerium für Kultus und Unterricht stehende, mit dem Titel und Charakter eines Regierungsrates bekleidete Prof. an der I. Realsch. im II. Wiener Gemeindebezirke Dr. Gustav Schilling.

Zum Landesschulinspektor in Tirol der Prof. am Gymn. in Trient (ital. Abteilung) Regierungsrat Josef Defant, in derzeitiger Verwendung beim Landesschulrate in Innsbruck.

Zum Landesschulinspektor in Innsbruck der Direktor des Gymn. in Triest Dr. Josef Alton.

Zum Landesschulinspektor in Böhmen der Direktor des Real- und Obergymn. in Smichov Franz Haas.

Zum Landesschulinspektor in Böhmen der Direktor der Realsch. in Žižkov Regierungsrat Franz Bilý.

Zum Direktor der Realsch. im IV. Wiener Gemeindebezirke der Prof. an der Realsch. im III. Wiener Gemeindebezirke Eduard Schušcik.

Zum Direktor der Realsch. im XIX. Wiener Gemeindebezirke der Prof. an der I. Realsch. im II. Wiener Gemeindebezirke Adolf Mager.

Zum Direktor des Realgymn. im III. Wiener Gemeindebezirke der Prof. am Elisabeth-Gymn. in Wien Dr. Karl Mayer.

Zum Direktor des Realgymn. in Graz der Prof. am Maximilian-Gymn. in Wien Dr. Leo Langer.

Zum Direktor des Gymn. in Klagenfurt der Direktor des Realgymn. in Villach Gottfried Flora.

Zum Direktor der Realsch. in Fürstenfeld der Prof. am I. Gymn. in Graz und prov. Leiter der Realsch. in Fürstenfeld Dr. Karl Szankovits.

Zum Direktor der Realsch. in Neu-Paka der Prof. an der Realsch. in Jičin Ferdinand Tomek.

Zum Direktor der Lehrerbildungsanstalt in Oberhollabrunn der Prof. am Gymn. im VIII. Wiener Gemeindebezirke Dr. Roman Hödl.

Zum Direktor der Realsch. in Innsbruck der Prof. am Gymn. in Innsbruck Friedrich Gschnitzer.

Zum Direktor des Gymn. in Pardubitz der Prof. am Realgymn. in Smichov Josef Durych.

Zum Direktor des Gymn. in Časlau der Prof. am Gymn. in Časlau Alois Pokorný.

Zum Direktor der Lehrerbildungsanstalt mit deutscher Unterrichtssprache in Prag der beim böhm. Landesschulrate in Dienstesverwendung stehende Prof. an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Pilsen Schulrat Josef Steinitz.

Zum Direktor des Gymn. in Nikolsburg der Prof. am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Kremsier Rudolf Milan.

Zum Direktor an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Budweis der Prof. an dieser Anstalt Josef Khunt.

Zum Direktor an der Realsch. in Žižkov der Direktor der Realsch. in Rakonitz Ferdinand Hrubeš.

Zum Direktor des Gymn. in Triest der Prof. am Gymn. der Theresianischen Akademie in Wien Josef Hickl.

Zum Direktor des Realgymn. mit ital. Unterrichtssprache in Pola der Direktor des bisherigen Kommunal-Realgymn. in Pola Josef Vettach.

Zum Direktor des Realgymn. in Smichov der Prof. am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Königliche Weinberge Josef Benhart.

Zum Direktor des VI. Gymn. in Lemberg der Prof. am Franz Joseph-Gymn. in Lemberg Dr. Konstantin Wojciechowski.

Zum Direktor des Gymn. mit ruthen. Unterrichtssprache in Przemyśl der Prof. am VI. Gymn. in Lemberg Andreas Ališkiewicz.

Zum Direktor des Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Kamionka strumiłowa der Prof. am I. Gymn. in Stanislau Stanislaus Szarga.

Zum außerord. Prof. für Geschichte des Altertums an der böhm. Universität in Prag der Privatdozent und Prof. am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Königliche Weinberge Dr. Emanuel Peroutka.

Zum außerord. Prof. für vergleichende Grammatik in indoeuropäischen Sprachen an der Universität in Lemberg der Privatdozent und Prof. am II. Gymn. in Lemberg Dr. Gustav Gerson Blatt.

Zum außerord. Prof. der slawischen Philologie an der Universität in Krakau der Privatdozent und Gymnasialprof. Dr. Kasimir Nitsch.

Zum Mitgliede des Landesschulrates für Görz-Gradiska der Direktor der Oberrealsch. in Görz Viktor Slop v. Cadenberg.

Zu Konservatoren der Zentralkommission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale der Prof. am I. Gymn. in Laibach Dr. Eugen Jarc, der Prof. am II. Gymn. in Laibach Anton Jeršinović und der Prof. an der Realsch. in Laibach Milan Rajk.

Zu Mitgliedern der Prüfungskommission für das Lehramt an Gymn. und Realsch. sowie der Prüfungskommission für das Lehramt an Mädchenlyzeen in Graz für das Studienjahr 1910/11 der ord. Universitätsprof. Dr. Karl Fritsch und der außerord. Universitätsprof. Dr. Hans Benndorf, und zwar der Erstgenannte zum Fachexaminator für Botanik und der Zweitgenannte zum Fachexaminator für Physik.

Zum Mitgliede des Landesschulrates für Steiermark der Kanonikus Jose Majcen.

Zum Mitgliede der Prüfungskommission für das Lehramt an Gymn. und Realsch. in Czernowitz und zum Fachexaminator für Botanik der außerord. Universitätsprof. daselbst Dr. Karl Linsbauer.

Zu Mitgliedern des Landesschulrates für Tirol der Prof. an der Oberrealsch. in Innsbruck Schulrat Dr. Alois Lanner und der Direktor des Gymn. in Trient Artur Tilgner.

Zum Mitgliede des Landesschulrates für die Bukowina der Konsistorialrat Meletie Halip.

Zum Vorsitzenden der Musik-Prüfungskommission der Prof. am Gymn. im III. Wiener Gemeindebezirke Jakob Zeidler.

Zum Mitgliede der wissenschaftlichen Prüfungskommission für das Lehramt an Gymn. und Realsch. und zum Fachexaminator für klassische Philologie der außerord. Universitätsprof. in Lemberg Dr. Thaddäus Sinko.

Zum wirkl. Lehrer am Gymn. in Freistadt der prov. Lehrer an dieser Anstalt Dr. Josef Dörfler.

Zum wirkl. Lehrer am Gymn. in Leoben der prov. Lehrer an dieser Anstalt Eduard Möldner.

Zum wirkl. Lehrer am Gymn. in Asch der prov. Lehrer an dieser Anstalt Johann Richter.

Zum wirkl. Lehrer am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Budweis der prov. Lehrer an dieser Anstalt Anton Träxler.

Zum wirkl. Lehrer am Oberrealgymn. in Tetschen a. d. Elbe der prov. Lehrer an dieser Anstalt Viktor Kerbler.

Zum wirkl. Lehrer am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Kremsier der prov. Lehrer an dieser Anstalt Dr. Josef Dostal.

Zum wirkl. Lehrer am Gymn. in Znaim der prov. Lehrer an dieser Anstalt Robert Henke.

Zum wirkl. Lehrer am Kronprinz Rudolf-Gymn. in Friedek der prov. Lehrer an dieser Anstalt Siegfried Bodansky.

Zum wirkl. Lehrer am Gymn. in Sereth der prov. Lehrer an dieser Anstalt Anton Boschitz.

Zum wirkl. Lehrer an der Realsch. im V. Wiener Gemeindebezirke der prov. Lehrer an dieser Anstalt Dr. Karl Toth.

Zum wirkl. Lehrer an der Realsch. im VII Wiener Gemeindebezirke der prov. Lehrer an dieser Anstalt Dr. Anton Kalla.

Zum wirkl. Lehrer an der Realsch. im XIII. Wiener Gemeindebezirke der prov. Lehrer an dieser Anstalt Anton Kinzel.

Zum wirkl. Lehrer an der Franz Joseph Realsch. im XX. Wiener Gemeindebezirke der prov. Lehrer an dieser Anstalt Alexander Engelbert.

Zum wirkl. Lehrer an der Realsch. in Jägerndorf der prov. Lehrer an dieser Anstalt Siegmund Langschur.

Zum wirkl. Lehrer am Gymn. in Pardubitz der Supplent am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag (Korngasse) Dr. Ottokar Vedražka

Zum wirkl. Lehrer am Gymn. in Wiznitz der Supplent an dieser Anstalt Dr. Dionys Lukianowicz.

Zum wirkl. Lehrer an der Unterrealsch. in Trient der prov. Hauptlehrer an der Lehrerbildungsanstalt in Rovereto Josef Dal Ri.

Zum wirkl. Lehrer an der Realsch. in Neu-Paka der Supplent an der Realsch. in Pardubitz Emil Šavlík.

Zum wirkl. Lehrer an der Handelssektion der Handels- und nautischen Akademie in Triest der Supplent am Kommunal-Gymn. in Triest Dr. Guido Voghera.

Zum wirkl. Lehrer am Gymn. in Bielitz der Supplent am Realgymn. in Karlsbad Hugo Miller.

Zum wirkl. Lehrer an der Realsch. im VIII. Wiener Gemeindebezirke der prov. Lehrer an dieser Anstalt Dr. Richard Weinert.

Zum wirkl. Lehrer an der Unterrealsch. in Trient der Lehramtskandidat Iginio Martini.

Zum wirkl. Lehrer an der Realsch. in Leitmeritz der Assistent an der Realsch. im VI. Wiener Gemeindebezirke Alexander Leisek.

Zum wirkl. Lehrer an der Realsch. in Tabor der Supplent am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Pilsen Karl Anderle.

Zum wirkl. Lehrer an der deutschen Kaiser Franz Joseph Handelsakademie in Brünn der wirkl. Lehrer an der Landes-Oberrealsch. in Zwittau J. U. Dr. Josef Hahn.

Zu wirkl. Lehrern am Gymn. in Weidenau der Supplent am Oberrealgymn. in Tetschen Josef Binder und der Supplent an der griech.-orient. Realsch. in Czernowitz Alfred Mayer.

Zu wirkl. Lehrern an der Realsch. in Pola der prov. Lehrer an der Realsch. in Kufstein Dr. Marius Filzi und der Supplent am Realgymn. in Karlsbad Dr. Paul Pirker.

Zu wirkl. Lehrern am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Laibach die prov. Lehrer an dieser Anstalt Hugo Podrasek und Dr. Siegfried Schöppl Ritter von Sonnwalden.

Zu wirkl. Lehrern am Kaiserin Elisabeth-Gymn. in Lundenburg die prov. Lehrer an dieser Anstalt Adolf Kukula und Franz Matjeka.

Zu wirkl. Lehrern an der Realsch. in Pola die prov. Lehrer an dieser Anstalt Dr. Karl Kestler, Dr. Ottomar Luksch, Thomas Jost und Rudolf Baltauf.

Zum wirkl. Lehrer an der Franz Joseph Realsch. im XX. Wiener Gemeindebezirke der prov. Lehrer an dieser Anstalt Gustav Mauler.

Zum wirkl. Lehrer an der Realsch. in Innsbruck der prov. Lehrer an dieser Anstalt Dr. Manfred Mumelter.

Zum wirkl. Lehrer an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Pilsen der prov. Lehrer an dieser Anstalt Dr. Heinrich Jelinek.

Zum wirkl. Lehrer an der Realsch. in Warnsdorf der prov. Lehrer an dieser Anstalt Karl Kunz.

Zum wirkl. Lehrer am Realgymn. in Villach der Probekandidat an der Landes-Realsch. in Graz Gustav Pomaroli.

Zum wirkl. Lehrer am Realgymn. in Arnau der prov. Lehrer an der Realsch. in Leitmeritz Dr. Paul Deutsch.

Zum wirkl. Lehrer am Realgymn. in Dux der Supplent am Gymn. in Teplitz-Schönau Josef Vering.

Zum wirkl. Lehrer am Gymn. im VIII. Wiener Gemeindebezirke der prov. Lehrer an der I. Realsch. im II. Wiener Gemeindebezirke Dr. Karl Stephan.

Zum Religionslehrer an der Realsch. im XIX. Wiener Gemeindebezirke der Supplent an dieser Anstalt Dr. Josef Windisch.

Zum wirkl. Turnlehrer an der Realsch. in Neustadtl der suppl. Turnlehrer am I. böhm. Gymn. in Brünn Karl Matoušek.

Zum prov. Turnlehrer an der Realsch. in Königgrätz der suppl. Turnlehrer an der Realsch. in Nimburg Anton Fleischmann.

Verliehen wurden erledigte Lehrstellen an Staats-Mittelschulen: dem Prof. an der Realsch. in Leitmeritz Emil Fiala und dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Znaim Dr. Karl Witzelhuber je eine Lehrstelle am Maximilian-Gymn. in Wien, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Krems Dr. Josef Kramer eine Lehrstelle am Elisabeth-Gymn. in Wien, dem Prof. am Gymn. in Freistadt Heinrich Anton Grünwald eine Lehrstelle am Gymn. im XVIII. Wiener Gemeindebezirke, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Weidenau Ludwig Marcus eine Lehrstelle am Gymn. in Krems, dem wirkl. Lehrer an der Realsch. in Zywiec Emil Sznapka eine Lehrstelle am Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Teschen, dem Prof. am Gymn. in Kotzman Johann Pryjma eine Lehrstelle am II. Gymn. in Czernowitz, dem Religionslehrer am Gymn. in Sereth Josef Luczko eine Lehrstelle am III. Gymn. in Czernowitz, dem Prof. an der Realsch. in Proßnitz Josef Reinfuß eine Lehrstelle an der Realsch. im IV. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Realgym. in Arnau Dr. Paul Krčmářík, dem Prof. an der Realsch. in Jägerndorf Franz Redl und dem wirkl. Lehrer an der II. deutschen Realsch. in Brünn Dr. Josef Lackner je eine Lehrstelle an der Realsch. im XIX. Wiener Gemeindebezirke, dem Hauptlehrer an der Lehrerbildungsanstalt in Czernowitz Leonidas Bodnarescul und dem wirkl. Lehrer am griech.-orient. Gymn. in Suczawa Emanuel Isopescul je eine Lehrstelle am Gymn. in Radautz, dem Lehrer an der Vorbereitungsklasse des Gymn. in Kimpolung Michael Vicol eine Lehrstelle an der Vorbereitungsklasse des Gymn. in Radautz, dem Prof. an der Realsch. in Tabor Otto Picha eine Lehrstelle an der Realsch. in Königliche Weinberge.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat weiter erledigte Lehrstellen an Staats-Mittelschulen verliehen: dem Prof. am Gymn. in Reichenberg Dr. Ludwig Adamek eine Stelle am Gymn. im XVI. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Realgymn. in Neubydžov Dr. Wenzel Auersperger eine Stelle am Gymn. in Žižkov, dem wirkl. Lehrer am städt. Mädchenlyzeum in Chrudim Julius Bartošek eine Stelle am Realgymn. daselbst, dem Prof. am Gymn. in Wischau Bohuslav Baudys eine Stelle am Gymn. in Přibram, dem Prof. an der Realsch. in Žižkov Anton Beneš eine Stelle an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Altstadt, dem wirkl. Lehrer an der Landes-Realsch. in Groß-Meseritsch Emanuel Binko eine Stelle an der II. böhm. Realsch. in Brünn, dem Prof. an der Realsch. in Plan Josef Böhnel eine Stelle an der Realsch. im IX. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Gymn. in Aussig Dr. Heinrich Bouczek eine Stelle am Gymn. im VIII. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. an der Realsch. in Elbogen Dr. Vinzenz Brehm eine Stelle am Gymn. in Eger, dem Prof. am Gymn. in Beneschau Franz Brunclik eine Stelle am Realgymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Smichov, dem Prof. an der Realsch. in Dornbirn Dr. Heinrich Brunnmayr eine Stelle an der Realsch. im VIII. Wiener Gemeindebezirke, dem Religionsprof. am Gymn. in Mies Josef Bühl eine Stelle am Gymn. in Eger, dem Prof. am Gymn. in Hohenstadt Severin Čejna eine Stelle am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Kremsier, dem wirkl. Lehrer am Realgymn. in Neubydžov Dr. Karl Chotek eine Stelle an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt, dem Prof. am Gymn. in Krainburg Dr. Josef Debevec eine Stelle am I. Gymn. in Laibach, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Gottschee Dr. Alois Dejaco eine Stelle am Gymn. in Trient (deutsche Abteilung), dem Prof. an der Realsch. in Dornbirn Franz Dissertori eine Stelle am Realgymn. im XVII. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Gymn. in Brüx Dr. Josef Fahringer eine Stelle an der II. deutschen Realsch. in Brünn, dem Prof. am Albrechts-Gymn. in Teschen Dr. Heinrich Fleischmann eine Stelle am Elisabeth-Gymn. in Wien, dem Prof. an der Realsch. in Jungbunzlau Dr. Josef Folprecht eine Stelle an der Realsch. in Wrschowitz, dem Prof. an der Realsch. in Marburg Josef Förster eine Stelle an der II. Realsch. in Graz, dem

Prof. am Gymn. in Prerau Anton Friedl eine Stelle am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis, dem Prof. am Gymn. in Kaaden Dr. Karl Furtmüller eine Stelle an der Realsch. im IV. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Gymn. in Lundenburg Guido Glück eine Stelle am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Brünn, dem Prof. am Gymn. in Friedek Josef Gröschl eine Stelle am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite, dem Prof. am Gymn. in Mährisch-Ostrau Simon Gstaltmayr eine Stelle am Gymn. in Salzburg, dem Prof. am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Troppau Dr. Josef Harrer Edlen von Lucienfeld eine Stelle am Sophien-Gymn. in Wien, dem Prof. an der Realsch. in Kuttenberg Karl Hepner eine Stelle an der II. böhm. Realsch. in Pilsen, dem wirkl. Lehrer an der Realsch. in Reichenberg Dr. Alfred Hertzka eine Stelle an der Realsch. in Leitmeritz, dem Prof. an der Realsch. in Eger Georg Höbart eine Stelle an der Realsch. im XI. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Gymn. in Leoben Dr. Albin Hopfgartner eine Stelle am Gymn. in Klagenfurt, dem Prof. am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Pilsen Dr. Gottlob Horák eine Stelle an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite, dem Religionsprof. an der Lehrerbildungsanstalt in Polička Wladimir Hornof eine Stelle am Gymn. in Königgrätz, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Sereth Salomon Hornstein eine Stelle am I. Gymn. in Czernowitz, dem Prof. am II. Gymn. in Laibach Dr. Otto Jauker eine Stelle am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache daselbst, dem Prof. an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Olmütz Ferdinand Jüthner eine Stelle an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Budweis, dem Prof. an der Lehrerbildungsanstalt in Polička Franz Kalouš eine Stelle an der Realsch. in Příbram, dem Religionsprof. am städt. Mädchenlyzeum in Graz Dr. Josef Kielnhofer eine Stelle am I. Gymn. daselbst, dem Prof. an der Realsch. in Laun Franz Kříž eine Stelle am Realgymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Smichov, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Weidenau Eduard Kroupa eine Stelle an der I. deutschen Realsch. in Brünn, dem wirkl. Lehrer an der Realsch. in Leitmeritz Oskar Lachner eine Stelle an der II. Realsch. im II. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Mährisch-Ostrau Josef Lelek eine Stelle am Realgymn. in Kolin, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Rudolfswert Dr. Johann Lokar eine Stelle am II. Gymn. in Laibach, dem Prof. am Realgymn. in Villach Dr. Reinhold Lorenzi eine Stelle am I. Gymn. in Graz, dem wirkl. Lehrer am Realgymn. in Leitomischl Wenzel Martinek eine Stelle am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Pilsen, dem Prof. an der Realsch. in Böhmisch-Leipa Josef Mattausch eine Stelle an der Realsch. im I. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. an der Realsch. in Knittelfeld Dr. Alfred Melzer eine Stelle am Gymn. in Wiener Neustadt, dem Hauptlehrer an der Lehrerinnenbildungsanstalt mit deutscher Unterrichtssprache in Prag Anton Michalitschke eine Stelle am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag Neustadt (Graben), dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Weidenau Dr. Johann Mühlbacher eine Stelle am Gymn. in Marburg, dem Prof. an der nautischen Schule in Cattaro Bogdan Petrović eine Stelle an der Realsch. in Spalato, dem Prof. am Realgymn. in Schlan Dr. Wenzel Petřík eine Stelle am Realgymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Lieben, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Mährisch-Neustadt Dr. Alois Pilz eine Stelle am Realgymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Brünn, dem Prof. an der Realsch. in Laun Karl Podval eine Stelle am Realgymn. in Kolin, dem Prof. am Kaiserin Elisabeth-Gymn. in Lundenburg Ludwig Preuß eine Stelle an der Realsch. im XI. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Realgymn. in Rokytzan Josef Procházka eine Stelle am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Pilsen, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Sereth Alexie Procopovici eine Stelle am III. Gymn. in Czernowitz, dem Prof. an der Realsch. in Proßnitz Karl Rauscher eine Stelle an der Realsch.

im V. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Gymn. in Rudolfswert Josef Reisner eine Stelle am I. Gymn. in Laibach, dem Prof. am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Laibach Dr. Rudolf Rothaug eine Stelle an der Realsch. im VIII. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Gymn. in Pola Alois Sadl eine Stelle am Gymn. im VIII. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Gymn. in Znaim Dr. Heinrich Schaller Edlen v. Almfels eine Stelle an der Franz Joseph-Realsch. im XX. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. an der Realsch. in Budweis Philipp Saupper eine Stelle an der Realsch. im IX. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Gymn. in Hohenstadt Rudolf Schenk eine Stelle am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Olmütz, dem Prof. am Reform-Realgymn. in Bozen Alfred Schierl eine Stelle an der II. Realsch. in Graz, dem Prof. an der Landes-Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Mährisch-Ostrau Alois Špaček eine Stelle an der I. böhm. Realsch. in Brünn, dem Prof. an der Realsch. in Zara Alois Stefanini eine Stelle an der Realsch. in Spalato, dem Prof. an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis Udalrich Stehlík eine Stelle an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Altstadt, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Mährisch-Weißkirchen Josef Sturm eine Stelle am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Graben), dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Gottschee Dr. Albert Thalhammer eine Stelle am I. Gymn. in Graz, dem Prof. am Gymn. in Reichenberg Dr. Heinrich Thume eine Stelle am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Stephansgasse), dem Prof. am Gymn. in Reichenau a. d. Kn. Dr. Franz Trnka eine Stelle am Gymn. in Časlau, dem Prof. am Gymn. in Ried Dr. Franz Tumler eine Stelle am Reform-Realgymn. in Bozen, dem Prof. an der Realsch. in Pisek Wladimir Urban eine Stelle an der Realsch. in Žižkov, dem Prof. am Gymn. in Rudolfswert Franz Vadnjal eine Stelle am I. Gymn. in Laibach, dem Prof. am Gymn. in Prachatitz Gustav Walda eine Stelle am Gymn. in Rumburg, dem Prof. am Gymn. in Časlau Dr. Johann Wilhelm eine Stelle am Realgymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Mährisch-Trübau Dr. Heinrich Winsauer eine Stelle am Gymn. in Feldkirch.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat weiter ernannt: *A.* Zu wirkl. Lehrern an Staats-Mittelschulen: *a)* die prov. Lehrer: Dr. Paul Amann von der Realsch. in Jägerndorf für die Realsch. in Proßnitz, Dr. Artur Brožek vom Realgymn. in Raudnitz für das Gymn. in Časlau, Anton Dohnálek von der Realsch. in Jungbunzlau für das Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Pilsen, Dr. Anton Jarolímek vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Ungarisch-Hradisch für das Gymn. in Hohenstadt, Dr. Franz Kalda vom Gymn. in Časlau für das Realgymn. in Leitomischl, Dr. Rudolf Kníže vom Realgymn. in Smichov für das Realgymn. in Neubydžov, Gottfried Nevyjel vom Realgymn. in Neubydžov für diese Anstalt, Dr. Karl Meznik vom Gymn. in Iglau für das Gymn. in Lundenburg, Dr. Johann Mittelberger vom Landes-Real- und Obergymn. in St. Pölten für das Gymn. in Bregenz, Rudolf Novotný vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis für das Realgymn. in Neubydžov, Eduard Pohnert vom Gymn. in Klagenfurt für das Gymn. in Pola, Dr. Gustav v. Sensel von der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Pilsen für die Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Budweis, Dr. Franz Tyra vom Realgymn. in Leitomischl für das Gymn. in Příbram, Karl Wagner vom Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Graben) für diese Anstalt; *b)* die Supplenten: Franz Angerer von der Realsch. in Salzburg für die Realsch. in Dornbirn, Silvester Alfirević vom Gymn. mit serbo-kroat. Unterrichtssprache in Zara für diese Anstalt, Wenzel Baierl vom Gymn. in Salzburg für das Gymn. in Rumburg, Anton Barger von der I. Realsch. im II. Wiener Gemeindebezirke für die Realsch. in Bielitz, Dr. Heinrich Barth vom

Realgymn. in Kaaden für das Gymn. in Reichenberg, Hans Bečwař vom Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag Kleinseite für das Gymn. in Brüx, Hugo Belich vom Gymn. mit ital. Unterrichtssprache in Zara für die Realsch. daselbst, Vinzenz Bulhart vom Maximilian-Gymn. in Wien für das Gymn. in Leoben, Emanuel Čupr von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Altstadt für das Realgymn. in Raudnitz, Franz Czech von der Realsch. in Leitmeritz für die Realsch. in Reichenberg, Anton Detela vom Gymn. in Krainburg für diese Anstalt, Heinrich Elsässer von der Realsch. in Eger für diese Anstalt, Johann Eschler von der Realsch. in Teplitsch-Schönau für die Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Karolinenthal, Dr. Josef Ettl vom Gymn. in Bielitz für das Gymn. in Gottschee, Rudolf Fähnrich von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Pilsen für die Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis, Dr. Friedrich Fasching vom Gymn. im XVI. Wiener Gemeindebezirke für die Realsch. in Plan, Josef Ferkl von der Realsch. in Pardubitz für diese Anstalt, Dr. Anton Fiegl von der Realsch. im XV. Wiener Gemeindebezirke für das Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Laibach, Dr. Walter Fresacher von der I. Realsch. in Graz für das Realgymn. in Villach, Dr. Adolf Friemel vom Karl Ludwig-Gymn. in Wien für das Gymn. in Ried, Dr. Anton Gareiß, Assistent an der deutschen Universität in Prag, für die Realsch. in Elbogen, Dr. Karl Gaulhofer von der Realsch. in Bruck a. d. M. für diese Anstalt, Franz Grepl von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt für die Realsch. in Laun, Dr. Hans Gröbl vom Gymn. in Weidenau füs das Gymn. in Gottschee, Josef Hable vom Gymn. in Komotau für das Gymn. in Asch, Josef Hammer von der Realsch. in Pola für diese Anstalt, Anton Hanik vom Gymn. in Brüx für das Gymn. in Aussig, Heinrich Heidegger vom Gymn. in Trient (deutsche Abteilung) für diese Anstalt, Adolf Hellmann vom Gymn. in Saaz für das Gymn. in Weidenau, Oskar Hey-berger von der Realsch. in Kuttenberg für das Realgymn. in Taus, Dr. Georg Hofbauer von der Realsch. in Linz für die Realsch. in Eger, Emil Hönl von der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Olmütz für das Gymn. in Mährisch-Neustadt, Dr. Gottlob Hostinský vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag (Křemenecgasse) für die Realsch. in Wrschowitz, Dr. Josef Hrázky vom Gymn. im VIII. Wiener Gemeindebezirke für das Albrechts-Gymn. in Teschen, Dr. Adolf Hübel vom Gymn. im VIII. Wiener Gemeindebezirke für das Gymn. in Weidenau, Rudolf Janele von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt für das Gymn. in Reichenau a. d. Kn., Josef Jeřábek von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt für die Realsch. in Turnau, Josef Kazimour von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite für das Gymn. in Beneschau, Josef Kaiser von der Realsch. in Pisek für das Gymn. daselbst, Emil Kalista vom Realgymn. in Kolin für diese Anstalt, Ottokar Kapička von der I. böhm. Realsch. in Pilsen für die Realsch. in Pisek, Theodor Kaufmann von der Realsch. in Žižkov für die Realsch. in Laun, Gebhard Kittl vom I. Gymn. in Czernowitz für das Gymn. in Gurahumora, Dr. Rudolf Edlen v. Koczian vom Franz Joseph-Realgymn. in Wien für das Gymn. in Znaim, Josef Koníček von der Realsch. in Jičin für die Realsch. in Rakonitz, Dr. Johann Konrád von der Realsch. in Pisek für die Realsch. in Turnau, Heinrich Kopecký vom Gymn. in Tabor für die Realsch. in Kuttenberg, Lucian Krämer vom I. Gymn. in Czernowitz für das Gymn. in Sereth, Adolf Krb von der Realsch. in Jičin für die Realsch. in Schüttenhofen, Franz Křenek vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis für das Gymn. in Přibram, Karl Kunc von der Realsch. in Laibach für das Gymn. in Rudolfswert, Dr. Ottokar Kunstovný von der Realsch. in Tabor für das Realgymn. in Kolin, Adolf Kutschera von der Realsch. in Elbogen für die Realsch. in Bielitz, Josef Landgraf von der I. Realsch.

in Graz für die Realsch. in Bruck a. d. M., Josef Lob vom Gymn. in Salzburg für das Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Laibach, Heinrich Lončar vom Elisabeth-Gymn. in Wien für das Gymn. in Friedek, Eduard Les von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite für die Realsch. in Příbram, Karl Mader von der Realsch. in Fürstenfeld für diese Anstalt, Dr. Albert Matschnig von der Realsch. in Graz für das Realgymn. in Villach, Hermann Mattausch von der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Budweis für diese Anstalt, Dr. Franz Meißner vom Stiftungs Gymn. in Duppau für die Realsch. in Warnsdorf, Johann Menšik, Lehramtskandidat, für das Gymn. in Jungbunzlau, Dr. Anton Michl vom Gymn. in Eger für diese Anstalt, Richard Moser vom Realgymn. in Kaaden für diese Anstalt, Julius Müller vom Realgymn. in Klattau für diese Anstalt, Jaroslav Neumann von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag Altstadt für die Realsch. in Jungbunzlau, Jaroslav Novák von der Realsch. in Žižkov für die Realsch. in Böhmisch-Trübau, Milan Novotný von der Realsch. mit böhm Unterrichtssprache in Prag Kleinseite für die Realsch. in Nimburg, Josef Pertoll vom Gymn. in Rovereto für diese Anstalt, Eduard Pleva von der Realsch. in Kuttenberg für die II. böhm. Realsch. in Pilsen, Jaromir Polák vom Gymn mit böhm Unterrichtssprache in Königliche Weinberge für das Realgymn. in Schlan, Franz Pořický von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Karolinenthal für das Realgymn. in Leitomischl, Franz Posejpal von der Realsch. in Kladno für die Realsch. in Schüttenhofen, Adalbert Prach von der Realsch. in Prag Holleschowitz Bubna für das Realgymn. in Königinhof, Dr. Adolf Pečovnik vom Gymn. in Marburg für diese Anstalt, Friedrich v. Raab von der I. deutschen Realsch. in Brünn für die II. deutsche Realsch. daselbst, Tryphon Radovani von der Realsch. in Zara für diese Anstalt, Karl Reichel vom Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Brünn für das Gymn. in Pola, Dr. Viktor Reiter vom Franz Joseph-Realgymn. in Wien für das Realgymn. in Villach, Dr. Johann Remiger, Lehramtskandidat, für das Gymn. in Mies, Glicerio Riccamboni von der Realsch. in Rovereto für die Unterrealsch. in Trient, Isidor Roth von der Realsch. in Jägerndorf für diese Anstalt, Karl Sapper, Pfarrvikar und evangel. Religionslehrer, für das Realgymn. in Graz, Anton Schlösinger von der Realsch. in Bergreichenstein für diese Anstalt, Ludwig Schmid vom Gymn. in Mährisch-Neustadt für das Gymn in Gottschee, August Schmitt von der Realsch. im XX. Wiener Gemeindebezirke für die Realsch. in Leitmeritz, Ernst Schneider vom Sophien Gymn. in Wien für das Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Mährisch Ostrau, Karl Simm vom Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag Kleinseite für das Gymn. in Reichenberg, Stanislaus Smělý vom Realgymn. in Taus für das Gymn. in Jungbunzlau, Dr. Nikolaus Šmok vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Pilsen für das Gymn. in Reichenau a. d. Kn., Paul Štěpan vom Gymn. in Nikolsburg für diese Anstalt, Friedrich Stěpnička vom Gymn. in Příbram für das Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Mährisch Ostrau, Dr. Paul Strob von der Realsch. in Troppau für die Realsch. in Dornbirn, Dr. Matthäus Tentor vom Gymn. mit serbo kroat. Unterrichtssprache in Zara für das Gymn. in Spalato, Laurent Tomoiaga vom griech.-orient. Gymn. in Suczawa für die griech.-orient Realsch. in Czernowitz, Dr. Gustav Tomann von der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Olmütz für das Gymn. in Brüx, Johann Tvrz von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag Kleinseite für die Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis, Dr. Karl Večeřa vom Gymn. in Nikolsburg für diese Anstalt, Rudolf Vetschera, Lehramtskandidat, für das Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Smichov, Dominik Vičar vom Realgymn. in Neubydžov für das Gymn. in Prerau, Ladislaus Wajdowiecz vom Gymn. in Kolomea für das Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Teschen, Stefan Weißer von der Realsch. in Eger für

die Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Pilsen, Dr. Adolf Winkler vom Gymn. im XIII. Wiener Gemeindebezirke für das Kaiserin Elisabeth-Gymn. in Lundenburg, Artur Wittig von der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Budweis für die Realsch. in Aussig, Josef Wolf von der Realsch. in Leitmeritz für die Realsch. in Warnsdorf, Franz Zatloukal von der II. deutschen Realsch. in Brünn für diese Anstalt.

B. Zu prov. Lehrern an Staats-Mittelschulen: die Supplenten: Bonifaz Bauhofer von der Landes-Oberrealsch. in Römerstadt für die Realsch. im XV. Wiener Gemeindebezirke, Michael Boninsegna vom Gymn. mit ital. Unterrichtssprache in Zara für diese Anstalt, Dr. Siegmund Bloch von der II. Realsch. im II. Wiener Gemeindebezirke für die Realsch. in Bergreichenstein, Dr. Karl Elischka von der II. Realsch. im II. Wiener Gemeindebezirke für diese Anstalt, Dr. Wilhelm Feichtinger von der Realsch. im I. Wiener Gemeindebezirke für die Realsch. im IX. Wiener Gemeindebezirke, Max Fischel, Lehramtskandidat, für das Realgymn. in Freudenthal, Dr. Oskar Frankl vom Gymn. in Karlsbad für das Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Graben), Dr. Josef Huber von der Realsch. in Innsbruck für die Realsch. im V. Wiener Gemeindebezirke, Bruno Knirsch, Lehramtskandidat, für die Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Olmütz, Dr. Franz Kotnik vom Gymn. in Klagenfurt für diese Anstalt, Robert Krasser von der Realsch. im IX. Wiener Gemeindebezirke für die Realsch. im XVI. Wiener Gemeindebezirke, Guido Kratochwil vom Akad. Gymn. in Wien für das Realgymn. in Kaaden, Anton Kriegelstein vom Gymn. in Brüx für das Gymn. in Prachatitz, Alois Machiedo, Assistent an der Polytechnik in Wien, für die Realsch. in Zara, Arnold Perner von der Realsch. im IV. Wiener Gemeindebezirke für die Realsch. in Böhmisch-Leipa, Dr. Heinrich Pollak vom Gymn. in Iglau für diese Anstalt, Spiridion Radoničić von der Nautischen Schule in Cattaro für die Unterrealsch. in Sebenico, Otto Repp von der I. deutschen Realsch. in Brünn für die Realsch. im VIII. Wiener Gemeindebezirke, Johann Rosa vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis für das Realgymn. in Raudnitz, Dr. Lukas Schaller von der Vereins-Realsch. in Wien für die Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Pilsen, Ignaz Scharf von der Realsch. in Klagenfurt für die Realsch. in Kufstein, Albert Sobotka vom I. Gymn. in Graz für diese Anstalt, Franz Višinka von der Lehrerbildungsanstalt mit böhm. Unterrichtssprache in Brünn für das Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Ungarisch Hradisch, Georg Zgorelec vom Gymn. in Spalato für das Gymn. in Cattaro.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat zu Religionslehrern ernannt: den suppl. Religionslehrer am Gymn. im VII. Wiener Gemeindebezirke Emil Nothaft für diese Anstalt, den suppl. Religionslehrer am Realgymn. in Prag-Lieben Wenzel Růžička für diese Anstalt, den Bürgerschul-Katecheten Gustav Stock für die Realsch. in Pola, den suppl. Religionslehrer an der Realsch. in Bruck a. M. Johann Sundl für diese Anstalt, den suppl. Religionslehrer an der Realsch. in Kufstein Johann Tscholl für diese Anstalt.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat Turnlehrerstellen verliehen: dem Turnlehrer am Gymn. in Lundenburg Josef Müller eine Stelle an der Realsch. im IX. Wiener Gemeindebezirke, dem Turnlehrer an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Göding Josef Osvald eine Stelle an der Realsch. in Příbram, dem Turnlehrer an der Realsch. in Neustadtl Josef Pokora eine Stelle an der I. böhm. Realsch. in Brünn, dem Turnlehrer an der Landes-Oberrealsch. in Sternberg Franz Schrott eine Stelle an der II. deutschen Realsch. in Brünn.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat zu wirkl. Turnlehrern ernannt: den prov. Turnlehrer an der Realsch. in Königgrätz Anton Pivonka für die Realsch. in Nimburg, den suppl. Turnlehrer an der Realsch. im IX. Wiener Gemeindebezirke Edgar Ebershardt für das

Gymn. in Lundenburg, den suppl. Turnlehrer an der Kaiser Franz Joseph-Realsch. in Plan Ludwig Gerlich für die Realsch. in Warnsdorf, den suppl. Turnlehrer am Gymn. in Leoben Ernst Schilder für diese Anstalt, den suppl. Turnlehrer an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag Altstadt Wenzel Vrzáň für die Realsch. in Kuttenberg.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat weiter erledigte Lehrstellen an Staats-Mittelschulen verliehen: dem Prof. am Gymn. in Krainburg Josef Bučar eine Stelle am II. Gymn. in Laibach, dem Prof. am Realgymn. in Holleschau Jaroslaus Cechl eine Stelle am Realgymn. in Rokitzan, dem Prof. an der Lehrerinnenbildungsanstalt mit böhm. Unterrichtssprache in Brünn Josef Chromeček eine Stelle an der II. böhm. Realsch. daselbst, dem Prof. am Gymn. in Prachatitz Dr. Gustav Gerson eine Stelle am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite, dem Prof. an der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Pilsen Hermann Hahn eine Stelle an der I. Realsch. im II. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Gymn. in Mährisch-Neustadt Alfons Haltmeyer eine Stelle am Karl Ludwig-Gymn. in Wien, dem Prof. am Gymn. in Linz Oskar Hantschel eine Stelle am Gymn. im VI. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. an der Realsch. in Plan Dr. Franz Heilsberg eine Stelle am Gymn. im VI. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. an der Realsch. in Adlerkosteletz Wenzel Hromádka eine Stelle an der Realsch. in den Königlichen Weinbergen, dem wirkl Lehrer am Gymn. in Wischau Stanislaus Icha eine Stelle am Gymn. in Proßnitz, dem Hauptlehrer an der Lehrerinnenbildungsanstalt in Laibach Dr. Franz Ilešić eine Stelle am II. Gymn. daselbst, dem Prof. am Realgymn. in Leitomischl Ottokar Jiráni eine Stelle am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag (Tischlergasse), dem Prof. am Gymn. in Wittingau Wenzel Kocourek eine Stelle an der Realsch. in Žižkov, dem Prof. an der Lehrerbildungsanstalt in Přibram Wenzel Kozel eine Stelle an der Realsch. daselbst, dem Prof. am Gymn. in Bregenz Thomas Krassnig eine Stelle am Realgymn. in Villach, dem Prof. an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Karolinenthal Alois Leiser eine Stelle an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt, dem Prof. am Gymn. in Pola Franz Ludescher eine Stelle an der II. Realsch. in Graz, dem Prof. am Gymn. in Prachatitz Franz Ludwig eine Stelle am Gymn. in Linz, dem Prof. am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Kremsier Dr. August Mader eine Stelle am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Brünn, dem Prof. am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Troppau Richard Meiz eine Stelle am Gymn. im III. Wiener Gemeindebezirke, dem wirkl. Lehrer an der Realsch. in Schüttenhofen Ludwig Němec eine Stelle an der Realsch. in Přibram, dem Prof. am Realgymn. in Raudnitz Cölestin Pastor eine Stelle an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt, dem wirkl. Lehrer an der Realsch. in Bruck a. d. M. Dr. Friedrich Petermann eine Stelle am Realgymn. in Graz, dem Turnlehrer am Reform-Realgymn. in Bozen Franz Pfeiffer eine Stelle an der Realsch. in Knittelfeld, dem Prof. am Gymn. in Eger Dr. Josef Pohl eine Stelle am Gymn. im III. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Gymn. in Deutschbrod Dr. Friedrich Pokorný eine Stelle an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Karolinenthal, dem Prof. an der Landes-Realsch. in Zwittau Dr. Hugo Pöpperl eine Stelle an der Realsch. im IV. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Kommunal-Gymn. in Wels Dr. Kamillo Prieth eine Stelle am Gymn. in Linz, dem Prof. am Gymn. der Theresianischen Akademie Dr. Karl Prinz eine Stelle am Maximilian-Gymn. in Wien, dem Prof. am Realgymn. in Raudnitz Josef Prošek eine Stelle am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Königliche Weinberge, dem Prof. am Gymn. in Pola Dr. Johann Rotter eine Stelle am Gymn. im III. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. an der Realsch. in Jungbunzlau Friedrich Šalamon eine Stelle an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt, dem Prof. am Gymn. in

Linz Anton Sauer eine Stelle am Realgymn. im III. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Realgymn. in Villach Dr. Alois Schebella eine Stelle an der Realsch. in Plan, dem Prof. an der Realsch. in Plan Karl Scheiter eine Stelle an der Realsch. in Teplitz-Schönau, dem Prof. am Gymn. in Radautz Dr. Bernhard Schönberg eine Stelle am Gymn. in Mährisch-Weißkirchen, dem Prof. am Realgymn. in Rokitzan Ottokar Smrčka eine Stelle am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Königliche Weinberge, dem Prof. am Kommunal-Realgymn. in Korneuburg Rudolf Stagl eine Stelle am Sophien Gymn. in Wien, dem Prof. an der Realsch. in Salzburg Dr. Anton Stallinger eine Stelle an der Realsch. in Linz, dem Prof. am Gymn. in Mährisch-Schönberg Leopold v. Stubenrauch eine Stelle an der Realsch. im IX. Wiener Gemeindebezirke, dem Prof. am Gymn. in Friedek Josef Tiebl eine Stelle am Gymn. in Linz, dem Prof. am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Smichov Dr. Johann Tschinkel eine Stelle am Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite, dem Prof. an der Realsch. in Laun Dr. Rudolf Urbánek eine Stelle an der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Karolinenthal, dem Prof. am Landes-Real- und Obergymn. in St. Pölten Dr. Karl Weilnböck eine Stelle am Gymn. im VIII. Wiener Gemeindebezirke.

Der Minister für Kultus und Unterricht hat weiter ernannt: *A.* Zu wirkl. Lehrern an Staats-Mittelschulen: *a)* die prov. Lehrer: Dr. Emil Allgäuer vom Gymn. in Salzburg für diese Anstalt, Severin Colmano vom Gymn. in Bregenz für diese Anstalt, Gottlob Doubravský vom Realgymn. in Chrudim für das Realgymn. in Leitomischl, Josef Dvořák vom Gymn. in Časlau für das Realgymn. in Rokitzan, Anton Hanslian vom Gymn. in Proßnitz für das Gymn. in Wischau, Johann Irschik vom Gymn. in Saaz für das Gymn. in Weidenau, Dr. Andreas Krauland vom Gymn. in Gottschee für diese Anstalt, Alois Lecjaký von der Realsch. in Rakonitz für das Gymn. in Hohenmauth, Leo Maxa vom Realgymn. im XVII. Wiener Gemeindebezirke für das Gymn. in Prachatitz, Johann Polovič vom Gymn. in Gottschee für diese Anstalt, Johann Ptáček vom Gymn. in Deutschbrod für das Realgymn. in Raudnitz, Karl Tizian vom Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite für das Gymn. in Bregenz, Franz Verbic von der Lehrerbildungsanstalt in Görz für das I. Gymn. in Laibach, Franz Višinka von der Lehrerbildungsanstalt mit böhm. Unterrichtssprache in Brünn für das Gymn. in Stražnitz, Dr. Paul Zincke vom Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Altstadt für das Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Smichov; *b)* die Supplenten: Franz Arocker von der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Pilsen für diese Anstalt, Vinzenz Berka von der Realsch. in Pardubitz für das Gymn. in Deutschbrod, Josef Bílý vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Olmütz für das Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Ungarisch-Hradisch, Dr. Franz Bloch von der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Pilsen für die Realsch. in Plan, Franz Bogocz vom St. Hyazinth-Gymn. in Krakau für das Gymn. mit poln. Unterrichtssprache in Teschen, Dr. Hermann Böheim, Assistenten an der Techn. Hochsch. in Graz, für die Realsch. in Jägerndorf, Otto Borowan von der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Karolinenthal für die Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Pilsen, Dr. Karl Capuder vom Gymn. in Görz für das Gymn. in Krainburg, Wenzel Doubrava vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag (Tischlergasse) für das Gymn. in Hohenstadt, Dr. Valentin Eccher von der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Pilsen für die Realsch. in Laibach, Franz Egerer vom Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Saaz, Franz Engelhardt vom Realgymn. im XVII. Wiener Gemeindebezirke für das Gymn. in Friedek, Artur Freud vom Gymn. in Görz für das Gymn. in Triest, Hugo Fuchs vom Gymn. in Brüx für das Gymn. in Mährisch-Weißkirchen, Vasile Greciuc vom III. Gymn. in

Czernowitz für das Gymn. in Kimpolung, Johann Haller von der Realsch. in Jägerndorf für das Gymn. in Prachatitz, Anton Hellebrant von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt für das Realgymn. in Raudnitz, Georg Hoinic vom Gymn. in Kimpolung für diese Anstalt, Georg Höller von der Realsch. in Teplitz-Schönau für die Realsch. in Eger, Emanuel Iliut vom griech.-orient. Gymn. in Suczawa für das Gymn. in Kimpolung, Ottokar Janovský von der I. böhm. Realsch. in Brünn für die Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Olmütz, Josef John, Pfarrer in Bernsdorf, für das Realgymn. in Arnau, Rudolf Južnić vom I. Gymn in Laibach für das Gymn. in Rudolfswert, Rudolf Kalhous vom Realgymn. in Taus für das Gymn. in Wischau, Dr. Rudolf Kielkowski vom Gymn. in Oberhollabrunn für das Gymn. in Mährisch-Trübau, Wenzel Klos von der Realsch. in Kladno für das Realgymn. in Neubydžov, Anton Krauß vom Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Pilsen für das Gymn. in Eger, Wladimir Kubitzius vom Gymn. in Friedek für das Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Kremsier, Georg Kuželički von der Realsch. im III. Wiener Gemeindebezirke für die Realsch. in Idria, Oskar Lechleitner von der Realsch. in Salzburg für das Gymn. in Pola, Vinzenz Lipanović vom Gymn. in Ragusa für diese Anstalt, Josef Lipový vom Realgymn. in Gaya für das Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Kremsier, Franz Löffler vom Gymn. in Salzburg für das Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Kremsier, Adolf Messner von der Realsch. in Innsbruck für die Realsch. in Dornbirn, Dr. Johann Měšťan von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag Neustadt für die Realsch. in Adlerkosteletz, Dr Leo Mojžíšchek von der Landes Realsch. in Neutitschein für die Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Olmütz, Dr. Josef Morr vom Gymn. im XIX. Wiener Gemeindebezirke für das Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Troppau, Dr. Josef Müldner vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Königliche Weinberge für die Realsch. in Laun, Wilhelm Nečas vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag (Křemenecgasse) für die Realsch. in Pisek, Dr. Franz Novak von der Landes Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Leipnik für die Realsch. in Idria, Adalbert Novotný von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis für das Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache daselbst, Wenzel Opatrný vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag (Křemenecgasse) für das Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Ungarisch-Hradisch, Josef Otto von der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Mährisch Ostrau für das Realgymn. in Villach, Josef Peschek vom Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Brünn für das Gymn. in Görz, Dr. Adolf Peter vom Realgymn. in Klagenfurt für das Gymn. in Brüx, Franz Pieschel von der Realsch. im XVIII. Wiener Gemeindebezirke für die Realsch. in Dornbirn, Ladislaus Prell von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite für das Gymn. in Wittingau, Anton Procházka von der Realsch. in Schüttenhofen für das Gymn. in Hohenstadt, Johann Rixner vom Gymn. in Linz für die Realsch. in Steyr, Ottomar Rödling vom Gymn. in Mies für das Gymn. in Reichenberg, Anton Rolinc vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Mährisch-Ostrau für das Gymn. in Walachisch-Meseritsch, Stanislaus Sahánek vom I. böhm. Gymn. in Brünn für das Gymn. in Trebitsch, Max Schöpflin von der Realsch. im XVI. Wiener Gemeindebezirke für die Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Pilsen, Robert Sedlacek von der Realsch. im VIII. Wiener Gemeindebezirke für das Gymn. in Mährisch Schönberg, Franz Šobra vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag (Křemenecgasse) für das Gymn. in Prerau, Hugo Stern von der Landes-Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Göding für die Realsch. in Trautenau, Michael Steuer vom Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Kremsier für diese Anstalt, Dr. Franz Sturm von der Realsch. im V. Wiener Gemeindebezirke für die Realsch. in Laibach,

Ladislaus Svěcený von der Realsch. in Pisek für diese Anstalt, Rudolf Tlapák vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Mährisch-Ostrau für diese Anstalt, Dr. Gustav Tomann von der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Olmütz für diese Anstalt, Rudolf Vobořil von der I. böhm. Realsch. in Pilsen für die Realsch. in Schüttenhofen, Franz Vondráček von der Realsch. in Prag Holleschowitz Bubna für die Realsch. in Jungbunzlau, Josef Vydra vom I. böhm. Gymn. in Brünn für diese Anstalt, Franz Wehinger vom Realgymn. in Gmunden für die Realsch. in Marburg, Karl Weigner von der II. böhm. Realsch in Brünn für das Gymn. in Wischau, Dr. Siegfried Weinstein vom Maximilian-Gymn. in Wien für das Gymn. in Radautz, Friedrich Weiss von der Realsch. in Reichenberg für die Realsch. in Eger, Dr. Karl Wejzwalda von der Realsch. in Dornbirn für die Realsch. in Teschen, Dr. Gottlieb Zelenka vom Realgymn. in Schlan für diese Anstalt.

B. Zu prov. Lehrern an Staats-Mittelschulen: die Supplenten: Dr. Leopold Baumgarten vom Sophien-Gymn. in Wien für die Realsch. in Teschen. Robert Bayer von der Realsch. im V. Wiener Gemeindebezirke für die Realsch. im VIII. Wiener Gemeindebezirke, Karl Bezdíček vom Gymn. in Trebitsch für das Gymn. in Proßnitz, Jaroslaus Bittner, Lehramtskandidat, für das Gymn. in Wischau, Johann Chval vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Pilsen für das Real und Obergymn. in Smichov, Dr. Hans Fleischhacker, Lehramtskandidat, für die Realsch. in Fürstenfeld, Richard Fuchs vom Gymn. im III. Wiener Gemeindebezirke für das Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Troppau, Ferdinand Greilach von der Realsch. in Klagenfurt für diese Anstalt, Anton Hruška vom Real- und Obergymn. in Smichov für das Gymn. in Wittingau, Rudolf Jukl vom Gymn. in Časlau für das Gymn. in Deutschbrod, Johann Klenc vom Gymn. in Neuhaus für das Realgymn. in Chrudim, Dr. Adolf Kürti vom Realgymn. im XVII. Wiener Gemeindebezirke für das Gymn. in Pola, Max Mattauch vom Gymn. in Teplitz-Schönau für das Albrecht-Gymn. in Teschen. Dr. Josef Müllner vom Gymn. in Linz für das Gymn. in Saaz, Dr. Josef Nedopil vom Gymn. im XVIII. Wiener Gemeindebezirke für das Realgymn. im XVII. Wiener Gemeindebezirke, Wladimir Ondráček von der Landes-Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Mährisch-Ostrau für das Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Ungarisch-Hradisch, Dr. Josef Pauscher, Lehramtskandidat, für die Realsch. in Jägerndorf, Emanuel Pavelka vom Gymn. in Jičin für das Gymn. in Časlau, Dr. Johann Petković von der Realsch. im X. Wiener Gemeindebezirke für die Realsch. in Bielitz, Johann Putna von der Realsch. in Rakonitz für diese Anstalt, Dr. Anton Salač vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag (Křemenecgasse) für das Realgymn. in Raudnitz, Friedrich Tittl von der Realsch. in Nimburg für das Realgymn. in Neubydžov, Anton Tomsa von der Realsch. in Prag-Holleschowitz-Bubna für das Gymn. in Časlau, Dr. Johann Ullrich vom Gymn. in Linz für das Gymn. in Salzburg, Franz Vedral von der Realsch. in Tabor für die Realsch. in Laun, Dr. Karl Vogl vom Gymn. in Oberhollabrunn für die Realsch. in Knittelfeld.

Zu prov. Lehrern am II. Gymn. in Laibach der Supplent an dieser Anstalt Dr. Guido Sajovic, am Gymn. in Znaim der Supplent am Gymn. im XVII. Wiener Gemeindebezirke Julius Seelig, am Gymn. in Freistadt der Supplent am Gymn. in Bielitz Paul Holeček, an der Realsch. im X. Wiener Gemeindebezirke der Supplent an der II. Realsch. im II. Wiener Gemeindebezirke Wilhelm Hein, an der Realsch. im XIX. Wiener Gemeindebezirke der Supplent an der Realsch. im XVI. Wiener Gemeindebezirke Josef Kaluza, an der Realsch. in Jungbunzlau der Supplent am Gymn. in Pisek Adalbert Novotný, an der Realsch. in Leitmeritz der Supplent an der Realsch. im III. Wiener Gemeindebezirke Dr. Josef Hendrych.

Seine k. und k. Apostolische Majestät haben mit Allerhöchster Entschließung vom 18. Juli d. J. den Direktor des Gymn. in Pola Josef Holzer a. g. in die VI. Rangsklasse zu befördern geruht.

In die VIII. Rangsklasse wurden befördert die Professoren: Josef Amadei vom Gymn. (ital. Abteilung) in Trient, Friedrich Anger von der Realsch. im IV. Wiener Gemeindebezirke, Dr. Johann Angerer vom Gymn. in Klagenfurt, Artur v. Bachmann von der Realsch. im X. Wiener Gemeindebezirke, Stanislaus Bambas vom Gymn. in Přibram, Josef Barač vom Gymn. in Spalato, zur Dienstleistung zugewiesen der Realsch. daselbst, Emil Bayer vom II. böhm. Gymn. in Brünn, Ludwig Bermannschläger vom Gymn. in Linz, Anton Bielak vom Gymn. in Podgórze, Franz Binder von der Realsch. in Dornbirn, Thaddäus Borowiczka von der I. Realsch. in Krakau, Max Breyer vom Gymn. in Bielitz, Karl Bruderhaus von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis, Franz Brunclik vom Gymn. in Beneschau, Josef Bühl vom Gymn. in Mies, Rudolf Částka von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Altstadt, Adam Cehak an der Realsch. in Stanisławów, Adolf Cetto am Gymn. (ital. Abteilung) in Trient, Kaspar Ciełkosz an der Realsch. in Tarnów, Dr. Josef Debevec vom Gymn. in Krainburg, Lothar Dirmhirn von der Realsch. in Elbogen, Jaroslav Doležal von der Realsch. in Prag-Holleschowitz-Bubna, Josef Dostál von der Realsch. in Kladno, Anton Dvořák am Gymn. in Beneschau, Viktor Eisenberg von der Realsch. in Teschen, Josef Erben vom Gymn. in Jasło, Dr. Anton Richard Franz vom Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Troppau, Anton Fränzel vom Realgymn. in Gablonz a. d. N., Jakob Forczek vom I. Gymn. in Rzeszów, Johann Salomon v. Friedberg vom Franz Joseph-Gymn. in Lemberg, Johann Gangl vom Gymn. in Cilli, Franz Gartner von der Realsch. in Jarosław, Johann Gawlikowski vom Gymn. in Sanok, Dr. Rudolf Ginzel von der Realsch. in Reichenberg, Dr. Artur Günther vom Gymn. in Mährisch-Schönberg, Adalbert Hadała vom Gymn. in Jasło, Dr. Evermod Hager vom Gymn. in Linz, Josef Hájek vom Realgymn. in Mistek, Dr. Norbert Herz von der Realsch. im XIII. Wiener Gemeindebezirke, Augustin Hohaus von der Realsch. in Kladno, Stanislaus Hubert vom Gymn. in Wadowice, Dr. Otto Jahn von der Realsch. im XVIII. Wiener Gemeindebezirke, Kasimir Jakiel vom I. Gymn. in Rzeszów, Dr. Roman Jamrógiewicz vom III. Gymn. in Krakau, Dr. Benno Janowski vom VI. Gymn. in Lemberg, Josef Jaroš vom Gymn. in Pisek, Dr. Otto Jauker vom II. Gymn. in Laibach, Johann Kalista von der Realsch. in Pisek, Josef Kantor vom Gymn. in Jarosław, Dr. Alfred Kappelmacher vom Maximilian-Gymn. in Wien, Hubert Kargl vom I. Gymn. in Czernowitz, Josef Kardinar vom Gymn. in Cilli, Jaromir Knittl von der Realsch. in Kuttenberg, Julius Koblischke von der Realsch. in Warnsdorf, Dr. Josef König vom Gymn. in Bregenz, Arsenie Komoraschan vom griech.-orient. Gymn. in Suczawa, Josef Kral von der Realsch. im V. Wiener Gemeindebezirke, Jaroslav Krátký von der Realsch. in Laun, Franz Křemen von der Realsch. in Pisek, Dr. Maximilian Krepinsky von der Realsch. in Prag-Holleschowitz-Bubna, Josef Křivka von der Realsch. in Prag-Holleschowitz-Bubna, Kasimir Krzeminski vom Gymn. in Prachatitz, Johann Kubíček vom Gymn. in Neuhaus, Johann Lebiedzki vom Gymn. in Sambor, Dr. Otto Lebwohl vom Gymn. in Mährisch-Schönberg, Julian Sergius Lewicki vom Akad. Gymn. in Lemberg, Dr. Alfons Levičnik vom I. Gymn. in Laibach, Franz Lexa vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite, Dr. phil. et med. un. Gustav Lindauer von der I. deutschen Realsch. in Prag, Alois Lisický von der Realsch. in Königgrätz, Nikolaus Lisiński vom V. Gymn. in Lemberg, Dr. Valentin Litwin von der Realsch. in Jarosław. Gustav Löffler vom Realgymn. in Gmunden, Dr. Vinzenz Lozovin vom Gymn. in Spalato, Dr. Georg Lukas von der I. Realsch. in Graz, Dr.

Andreas Lutz vom Gymn. in Oberhollabrunn, Peter Macanović vom Gymn. mit serbokroat. Unterrichtssprache in Zara, Anton Marcinkowski von der II. Realsch. in Krakau, Jakob Marcocchia von der Realsch. in Spalato, Johann Mareš von der Realsch. in Königgrätz, Johann Maselj vom Gymn. in Rudolfswert, Wladimir Máslak vom Gymn. in Buczacz, Josef Materna vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag (Korngasse), Dr. Anton Mráz von der Realsch. in Písek, Dr. jur. et phil. Wenzel Müller von der Realsch. in Jungbunzlau, Rudolf Musotter von der Realsch. im XVI. Wiener Gemeindebezirke, Dr. Siegfried Nagel an der Realsch. in Steyr, Josef Najman von der Realsch. in Rakonitz, Franz Nekwapil vom Gymn. in Brüx, Dr. Rudolf Neuwirth vom Gymn. in Ried, Johann Niemców vom Gymn. in Drohobycz, Josef Novák vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Ungarisch-Hradisch, Dobroslav Orel von der Realsch. in Prag-Holleschowitz-Bubna, Mathias Otta vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Königliche Weinberge, Dr. Karl Ozwald vom Gymn. in Görz, Johann Paczowski von der I. Realsch. in Krakau, August Pauser von der Realsch. im XV. Wiener Gemeindebezirke, Dr. Stanislaus Petr von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Altstadt, Dr. Johann Pirchegger von der II. Realsch. in Graz, Leo Pixa von der I. böhm. Realsch. in Pilsen, Dr. Johann Maria Polak von der II. deutschen Realsch. in Prag, Dr. Otto Pommer vom Gymn. im XVIII. Wiener Gemeindebezirke, Dr. Wenzel Posejpal von der Realsch. in Königliche Weinberge, Ludwig Preuß vom Gymn. in Lundenburg, Dr. Marian Reiter vom VI. Gymn. in Lemberg, Stanislaus Rembacz vom Gymn. in Wadowice, Franz Řezníček vom Realgymn. in Klattau, Franz Riedmüller von der Realsch. im XVI. Wiener Gemeindebezirke, Josef Roža vom Gymn. in Mitterburg, Dr. Stefan Rudnicki von der II. Realsch. in Lemberg, Josef Rybka von der Realsch. in Laun, Josef Sakař an der Realsch. in Pardubitz, Anton Sauer von der Realsch. in Königgrätz, Dr. Radu Sbiera vom III. Gymn. in Czernowitz, Johann Schebesta vom Gymn. in Prachatitz, Johann Schelle von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Karolinenthal, Dr. Anton Schießer vom Gymn. in Linz, Josef Schmidt von der Realsch. in Reichenberg, Dr. Franz Schöberl vom Gymn. in Ried, Dr. Witold Schreiber von der I. Realsch. in Lemberg, Dr. Karl Schriefl von der II. Realsch. in Graz, Johann Schuler vom Gymn. in Innsbruck, Franz Schwab von der Realsch. in Tabor, Heinrich Seehák von der Realsch. in Prag-Holleschowitz-Bubna, Franz Seitz vom Realgymn. in Karlsbad, Josef Seitz vom Oberrealgymn. in Tetschen, Valerius Serfas vom Gymn. in Radautz, Dr. Franz Slavík vom Gymn. in Žižkov, Ludwig Sojka vom Gymn. in Prerau, Valentin Staněk vom Realgymn. in Gaya, Anton Stark vom Realgymn. in Gablonz a. d. N., Dr. Artur Stein von der I. deutschen Realsch. in Prag, Emil Stephan von der Realsch. in Steyr, Peter Steuerer vom Gymn. in Bregenz, Josef Straka vom Gymn. in Tabor, Franz Švec von der Realsch. in Jičín, Karl Sywall vom Gymn. im XVIII. Wiener Gemeindebezirke, Johann Szczepański vom IV. Gymn. in Lemberg, Johann Szufa vom Gymn. in Sokal, Emil Tenczyk von der Realsch. in Tarnów, Dr. Friedrich Titz von der Realsch. im XV. Wiener Gemeindebezirke, Dr. Jaroslav Tkač vom Realgymn. im XXI. Wiener Gemeindebezirke, Karl Töpfer vom Realgymn. in Gmunden, Hilarion Tofan vom Gymn. in Sereth, Franz Uher von der Realsch. in Adlerkosteletz, Viktor Unger von der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Pilsen, Rudolf Urbánek vom Gymn. in Walachisch-Meseritsch, Franz Vavroušek von der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Karolinenthal, Emanuel Vebr am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Kleinseite, Dr. Karl Velišek vom Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis, Franz Vítek vom Gymn. in Časlau, Eduard Weinwurm von der I. deutschen Realsch. in Brünn, Marian Westwalewicz von der Realsch. in Stanisławów, Dr. Josef Wihan

vom Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Altstadt, Kamille Wolf vom Gymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Altstadt, Adolf Wollmann vom Gymn. in Böhmisch-Leipa, Johann Zamorski von der Realsch. in Tarnopol, Franz Zdráhal vom Realgymn. in Pilgram, Wenzel Zeman von der Realsch. mit böhm. Unterrichtssprache in Karolinenthal, Dr. Hans Zuchristian vom Gymn. im XIII. Wiener Gemeindebezirke.

In die VIII. Rangsklasse wurde befördert der Prof. am Gymn. in Wischau Florian Horut.

In die IX. Rangsklasse wurde befördert der Turnlehrer an der Realsch. in Reichenberg Norbert Haidl.

Auszeichnungen erhielten:

Den Titel und Charakter eines Hofrates die Landesschulinspektoren in Innsbruck Viktor Leschanofsky und Dr. Adolf Nitsche anläßlich der von ihnen erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand.

Den Titel eines Regierungsrates: Der Direktor des Karl Ludwig-Gymn. in Wien Johann Wastl, der Direktor des griech.-orient. Gymn. in Suczawa Konstantin Kossowicz aus Anlaß seines Übertrittes in den dauernden Ruhestand, der Religionsprof. am I. Gymn. in Graz Ehrendomherr Dr. Josef Stary aus Anlaß seiner Versetzung in den bleibenden Ruhestand, der Direktor des Gymn. in Königgrätz Franz Ruth.

Den Titel eines Schulrates: Der Prof. am I. Gymn. in Laibach Anton Bartel, der Prof. an der Realsch. im I. Wiener Gemeindebezirke Dr. Julius Friess, der Prof. am I. Gymn. in Graz Anton Kaspret, der Prof. am IV. Gymn. in Lemberg Johann Kostecki, der Prof. an der Landes-Oberrealsch. in Brünn Anton Kraliček, der Prof. am Real- und Obergymn in Kolin Johann Krouza, der Prof. am Gymn. in Feldkirch Johann Maurer, der Prof. am Gymn. in Nikolsburg Josef Mayr, der Prof. an der Realsch. in Pisek Johann Mukařovský, der Prof. am Gymn. in Reichenberg Robert Müller, der Prof. am Realgymn. in Kolin Johann Némec, der Prof. am Realgymn. in Taus Johann Slavík, die Proff am deutschen Gymn. in Prag Neustadt (Graben) Josef Strohschneider und Raimund Walter, der Prof. am Akad. Gymn. in Lemberg Johann Werchratsky und der Prof. am Gymn. in Znaim Franz Widlak anläßlich ihres Übertrittes in den bleibenden Ruhestand, der Prof. am Gymn. in Iglau Bezirksschulinspektor Ignaz Branhofer, die Proff. am I. Gymn. in Graz Dr. Anton Mayr und Dr. Karl Winkler.

Den Titel eines außerord. Universitätsprofessors der Privatdozent an der Universität in Wien und Prof. an der Realsch. im XVI. Wiener Gemeindebezirke Dr. Eugen Herzog.

Den Orden der eisernen Krone III. Klasse: Der Direktor der I. deutschen Realsch. in Prag Regierungsrat Fridolin Schimek aus Anlaß seines Übertrittes in den bleibenden Ruhestand, der Direktor des Akad. Gymn. in Wien Regierungsrat Dr. Rupert Schreiner, der Direktor des Gymn. in Görz Regierungsrat Friedrich Simzig aus Anlaß der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand, der Direktor der Oberrealsch. in Triest Schulrat Justus Hendrych anläßlich der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand, der Direktor des Realgymn. in Graz Regierungsrat Dr. Otto Adamek aus Anlaß der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestaand.

Das Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens der Gymnasialprof. i. R. Schulrat Josef Wichner in Krems.

Die Allerhöchste Anerkennung für die vieljährige, vorzügliche Dienstleistung: Der Direktor des Gymn. in Klagenfurt Regierungsrat Dr. Robert Latzel aus Anlaß der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand, der Direktor der Realsch. in Bielitz Schulrat Viktor Terlitza aus Anlaß der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand, der Direktor der Realsch. mit deutscher Unterrichtssprache in Budweis Regierungsrat Julius Zuleger aus Anlaß seiner Versetzung in den bleibenden Ruhestand.

Nekrologie.

Gestorben sind [1]): Josef Frana, Gymnasialdirektor in Časlau, 55 J. alt; Leopold Hirsch, Realschulprof. (DF) in Wien, 60 J. alt; Alois Kovářik, Realschulprof. (R) in Jičin, 45 J. alt; Johann Schindler, Gymnasialprof. (R) in Saaz, 43 J. alt; Dr. Heinrich Rotter, Gymnasialdirektor i. R. in Prag, 63 J. alt; Andreas Mock, Gymnasialprof. (LG) in Bregenz, 50 J. alt; Eduard Volek, Gymnasialprof. (LG) in Přibram, 54 J. alt; Schulrat Franz Willomitzer, Realschulprof. (DH) i. R. in Wien, 62 J. alt; Karl Hawlitschek, Realschulprof. (Mg nl) in Prag, 34 J. alt; Rudolf Urbánek, Gymnasialprof. (Ph lg) in Walachisch Meseritsch, 52 J. alt; Dr. Don Wilhelm Klein, Realschulprof. (R) in Wien, 60 J. alt; Dr. Eduard Kunz, Realschuldirektor i. R. in Salzburg, 64 J. alt; Dr. Anton Derganc, prov. Gymnasiallehrer (L Gd) in Wien, 28 J. alt; Prof. Wilhelm Albrich, Turnlehrer in Wien, 65 J. alt.

Ein Unternehmen in Italien zur Pflege der klassischen Sprachen.

Der auf allen Linien so heiß entbrannte Kampf gegen Latein und Griechisch hat auch die Anhänger des Studiums dieser beiden Sprachen in den Schulen zur Verteidigung veranlaßt. So hat sich in Berlin im Jahre 1904 der Verein der Freunde des humanistischen Gymnasiums gebildet, ein Verein gleichen Namens in Wien im Jahre 1905.

In Italien wurde in Florenz schon 1897 von Prof. F. Ramorino die Società italiana per la diffusione e l'incoraggiamento degli studi classici ins Leben gerufen. Während aber die Freunde des humanistischen Gymnasiums den Bildungswert der klassischen Sprachen im Auge haben, wollen andere ihrer Verehrer sie als Ausdrucksmittel weiter entwickeln und lebend erhalten, sei es um das Interesse an ihnen zu fördern, sei es aus praktischen Bedürfnissen. Gibt es doch nicht wenige, unter ihnen gleich die eben zu besprechende Unternehmung, welche das Lateinische zur Weltsprache erheben wollen. An glücklichen Versuchen, den alten Sprachvorrat den modernen Ausdrucksbedürfnissen dienstbar zu machen und durch Weiter- und Neubildungen zu mehren, fehlt es ja auch heute nicht, wie verschiedene lateinisch geschriebene Zeitschriften und Hilfsbücher für die tägliche Konversation in lateinischer oder griechischer

---

[1]) Um in diesen Angaben Vollständigkeit zu erzielen, werden die Lehrkörper (Direktionen) ersucht, die eintretenden Todesfälle der Redaktion gefälligst bekannt zu geben.

Sprache beweisen. Von ersteren nenne ich nur beispielsweise den Civis Romanus (Bremerhafen), von dem 1909 der VII. Jahrgang erschien (jetzt Scriptor Latinus) und die Vox urbis (Rom, via Alessandrina 87). Von letzteren: „Sprechen Sie lateinisch?" von Dr. G. Capellanus, 2. Ausgabe 1892, Leipzig, Koch; „Lateinische Phraseologie" von K. Meissner, 6. Ausgabe 1889, Leipzig, Teubner; „Mentor" (lateinisch-französisch-deutsch) von K. Erbe und P. Venier, 1883, Stuttgart, Neff; „Manuale die fraseologia" 1895, Turin, Lattes & Cie. (vielleicht schon in neuerer Auflage); „Sprechen Sie attisch?" (griechisch-deutsch) von Dr. E. Joannides, 1889, Leipzig, Koch; „Colloquia graeca — for use in schools and colleges" — (griechisch-englisch) 1879, London, Macmillan & Cie.; „Hermes" (lateinisch-griechisch-deutsch) von K. Erbe, 2. Auflage 1896, Stuttgart, Neff. Über die praktische Tragweite solcher Versuche soll hier nichts gesagt werden. Was aber die Förderung des altsprachlichen Unterrichtes durch sie betrifft, so kann man wohl zugeben, daß das Interesse am aktuellen Stoff den Schüler den betreffenden Sprachen näher bringt und ihm viele Kenntnisse in ihnen vermittelt, die ihm bei der Klassikerlektüre zustatten kommen. Aber immerhin würde ich glauben, daß es für ihn besser wäre, die Arbeit den alten Autoren unmittelbar zuzuwenden, da doch diese selbst für ihn die Hauptsache sein sollen. Dabei will ich keineswegs in Abrede stellen, daß jene lateinische Zeitschriften und Konversationsbehelfe auch einen Liebhaberwert besitzen und gewissermaßen ein geistiger Sport sind.

Auf keinen Fall darf man so weit gehen, das klassische Altertum selbst künstlich erneuern und als Kulturideal hinstellen zu wollen. Denn abgesehen davon, daß dabei wegen der Unmöglichkeit der Ausführung Schade um die aufgewendete Mühe wäre, so haben die modernen Ideen, wenn auch die Wirklichkeit in vielen Stücken hinter ihnen noch weit zurückbleibt, so haben unsere Erkenntnisse das Altertum in ungeahnter Weise überflügelt und jenes Streben wäre ein arger Anachronismus. Die Antike bleibe ein Gebiet der Forschung nicht bloß wegen ihrer Vorzüge, sondern auch wegen ihrer Fehler, ein Vorbild für das Gute, eine Warnung vor dem Schlechten, aber nicht ein Gegenstand blinder Verehrung oder gar Nachahmung. Dies sei deshalb gesagt, weil die Angriffe auf die alten Sprachen Gegenbewegungen erzeugt haben, die, so gut sie gemeint sind, ebenfalls über das Ziel zu schießen scheinen.

Und so möchte ich denn von einem „bißchen zuviel" auch die Herren Brocco, Ferrari-Bravo, Reyer-Castagna nicht ganz freisprechen wollen, die Begründer einer Zeitschrift „Hellas, Organ für klassische Kultur" (Venedig, S. Stefano 3463), angezeigt in einem Rundschreiben vom 1. Juni 1909. Der Eifer dieser Herren und ihre Tätigkeit freilich sind nicht genug zu rühmen und das Ziel, das sie sich gestellt haben, ein überaus hohes, eine Organisation zur Verteidigung der lateinischen und griechischen Sprache in den arischen Staaten. Sie suchen bei den Gebildeten Anhänger zu werben und zweckdienliche Gutachten zu sammeln, kurz einen großen Verein mit einem bestimmten Programm ins Leben zu rufen. Als Verteidigungsmittel schlagen sie vor: Gründung eines Hauptkomitees mit ständigem Sitze in Athen „zur Verteidigung der klassischen Sprachen" (Lateinisch, Griechisch, vom Sanskrit die Elemente der Formenlehre), eine lateinisch geschriebene Zeitschrift für 2000 Lyzeen und Gymnasien und 200 Universitäten, eine einheitliche Terminologie der Grammatik, ebenso eine Einheitsgrammatik der lateinischen und griechischen Sprache für die 2000 Lyzeen und Gymnasien, Verbesserung der Unterrichtsmethode, jährliche Feier der Gründung Roms (am 21. April) in jeder Klasse während der Philologiestunde, jedoch ohne Festlichkeit. Betreffs des letzten Punktes versendeten sie Fragebogen, auf welche die Adressaten antworten sollten, 1. ob sie eine solche Gedenkfeier abhalten wollten, 2. welche sie für die fünf Hauptgründe der Verteidigung der griechischen und lateinischen Sprache hielten. Das Ergebnis der Umfragen wurde ver-

öffentlicht in einer Broschüre, betitelt: Diei natalis Urbis commemoratio. — Invitationis et responsionum schedulae. — Recognovit et edidit prof. Daniel Riccoboni (ex tip. soc. Venetae artium graphicarum MCMIX). Zur Kennzeichnung dieser Richtung möge die Einleitung hier Platz finden: Lecturis S. P. *En vobis, humanissimi Viri, opusculum, quod vobis polliciti sumus. Laetamur, quod nonnulli saltem invitationi nostrae responderunt; pauci quidem, sed de re literaria optime, bene aut satis bene meriti. Ex eorum responsis, quaenam studii linguarum rerumque populi Graeci et Romani in praecipuis orbis terrarum partibus conditiones sint, non sine dolore quodam percipietis. At macti virtute estote! Non semper neque ubique res publicae quaestui habebuntur, ut ait Cicero; nec perpetuo dici poterit cum Horatio nostro: audax omnia perpeti gens humana ruit per vetitum nefas et .... homines libidinum avidi exiguo fine fas et nefas discernunt! Dabitur his quoque finis; reflorescent aliquando nobilissimarum litterarum studia; populus enim, qui Maiorum sermones, mores, instituta, resque gestas prorsus ignoret, similis sit infantis*

„*Che bagna*[1]) *ancor la lingua a la mammella*".

Non semper voluptates, blandissimae dominae, multam partem generis humani pessum daturae sunt! Valete!

Die eingelaufenen Antworten, von denen die meisten lateinisch, einzelne griechisch sind, nehmen nur 14 Seiten ein und stammen von Persönlichkeiten aus verschiedenen Ländern. Nur eine geringe Zahl spricht sich gegen die Gedenkfeier des Gründungsfestes aus. Die Bedeutung aber des Studiums der Antike und ihrer Ausdrucksmittel wird von allen hervorgehoben. Es wäre gut, die vorgebrachten Gründe, von denen sich, wie natürlich, die wichtigsten wiederholen, zusammenzustellen und den Schülern in knapper Form mitzuteilen. Im ganzen ist aber der Erfolg der Umfrage nach der Zahl der Antworten ein sehr geringer, da bloß 39 vorliegen[2]). Ref. hält es für das Zweckmäßigste, gleich an Ort und Stelle, wo sich im Unterrichte (nicht nur im lateinischen und griechischen) die Gelegenheit bietet, auf den Nutzen und Wert der klassischen Sprachen hinzuweisen. Er befürwortet auch gelegentliche Vorträge über dieses Thema. Aber in nichtromanischen Ländern den Gründungstag Roms zu feiern, scheint ihm etwas gemacht. In Italien mögen ja die Saiten des Patriotismus mitklingen, bei unserer Jugend könnte eine solche Inszenierung nur zu falschem Pathos führen.

Wie es um den Erfolg der damals angekündigten Zeitschrift „Hellas" steht, wird Ref. noch in Erfahrung bringen. Mag er aber groß oder klein oder ganz ausgeblieben sein, so ist immerhin der Versuch einer großangelegten Organisation auf didaktischem Gebiete, auch wenn er dilettantenhaft erscheinen sollte, für unsere Zeit, in der sich so vielerlei Bestrebungen durch große, sogar weltumspannende Verbände durchzusetzen suchen, sehr bezeichnend und schon deshalb verdient er festgehalten zu werden.

Bielitz. Eduard Stettner.

---

[1]) „Welches noch die Zunge an der Mutterbrust befeuchtet."
[2]) Bis 1. Oktober 1909 wurden es 44.

Eingesendet.

Schulreinigung. Das Präsidium der Österreichischen Gesellschaft zur Bekämpfung der Rauch- und Staubplage besichtigte am 17. Juni a. c. unter belobender Anerkennung das von dem k. k. Turnlehrer Robert Geidel in der Staatsrealschule im XVI. Bezirke in Wien und in den Wiener städtischen Schulen eingeführte, sowie vom Ministerium für Kultus und Unterricht den Direktionen der österreichischen Mittelschulen usw. zur Einführung empfohlene „hygienische Staubtuch", eine ebenso einfache als wirksame Vorrichtung zur raschen Entfernung des Fußbodenstaubes in Turnsälen, Schulhausgängen usw.

Preisaufgabe. Die Kantegesellschaft (Geschäftsführer: Prof. Dr. Veihinger Halle) schreibt eine fünfte Preisaufgabe aus mit einem I. Preis von 1500 Mark, den Geh. Rat Prof. Dr. Imelmann - Berlin gestiftet hat, und mit einem Preis von 1000 Mark, dessen Stiftung Prof. Dr. Walter Simon-Königsberg, Direktor A. v. Gwinner-Berlin und Ludwig Jaffé-Berlin verdankt wird. Das von Prof. Veihinger formulierte Thema lautet: „Kants Begriff der Wahrheit und seine Bedeutung für die erkenntnistheoretischen Fragen der Gegenwart". — Preisrichter sind die Professoren: Otto Liebmann - Jena, Richard Falckenberg - Erlangen und Paul Menzer-Halle, Die näheren Bestimmungen nebst einer Erläuterung des Themas sind gratis und franko zu beziehen durch den stellvertretenden Geschäftsführer der Kantgesellschaft Dr. Artur Liebert, Berlin W. 15, Fasanenstraße 48.

Druckfehlerberichtigung.

Es ist zu lesen: S. 761, Z. 3 v. u. „Verf." statt „Verff.". S. 762, Z. 15 „S. 10 und 11" st. „S. 10, Nr. 11"; Z. 30 „bleiben" st. „beiben". S. 763, Z. 11 „topo-" st. „Topo-"; Z. 17 „Kulturgeographie" st. „Kultusgeographie".

Erste Abteilung.

Abhandlungen.

Zu Heraklit.

(Schluß.)

Frg. 85: *Θυμῷ μάχεσθαι χαλεπόν· ὅτι γὰρ ἂν θέλῃ, ψυχῆς ὠνεῖται.* D. übersetzt: „Mit dem Herzen zu kämpfen ist hart. Denn jeden seiner Wünsche erkauft man um seine Seele". Zur Erklärung bemerkt er nach Anführung einiger Parallelstellen: „Sinn also: Wer seines Herzens Gelüsten fröhnt, verkauft dafür ein Stück seiner Seele, das durch jene dem Körper geopfert wird". Aus den bei Bywater zusammengestellten testimonia geht hervor, daß schon das Altertum die Stelle sehr verschieden verstanden hat. Denn wenn Aristoteles Pol. V 11, p. 1315 a 29 zur Erläuterung bemerkt: *ἀφειδῶς γὰρ ἑαυτῶν ἔχουσιν οἱ διὰ θυμὸν ἐπιχειροῦντες*, so bezieht er den Satz offenbar auf den Kampf mit einer fremden Leidenschaft, also mit dem Leidenschaftlichen. Dagegen sagt Plutarch De coh. ira 9, p. 457 unter Zitierung desselben Heraklitwortes: *τὸ δὲ ἐν ψυχῇ στῆσαι κατὰ θυμοῦ τρόπαιον*, denkt somit augenscheinlich an den Kampf mit der eigenen Leidenschaft. Die Zulässigkeit der ersteren Auslegung wird sich kaum widerlegen lassen. Daß der Kampf mit dem Leidenschaftlichen schwer ist, weil er für die Erfüllung seiner Wünsche auch das Leben einzusetzen bereit ist, — dies ist ein wohlverständlicher Gedanke, der bei Heraklit ebenso gut wie bei einem anderen Autor gestanden haben kann. Es bleibt trotzdem der Mühe wert, zu fragen, ob nicht auch eine andere Deutung sich stützen läßt. Ich bin allerdings dieser Meinung, glaube aber nicht, daß sich gerade die D.sche Interpretation empfiehlt. Denn ihr liegt die Voraussetzung eines Gegensatzes zwischen *θυμός* und *ψυχή* zugrunde, der sich schwerlich belegen und auch mit der Lehre des Ephesiers kaum vereinbaren läßt. Die Seele ist nach Heraklit Feuer. „Feuer" aber legt schon der Sprachgebrauch aus guten Gründen gerade dem leidenschaftlich Erregten vorzugsweise bei. Es ist deshalb

wenig wahrscheinlich, daß er Seele und Leidenschaft in Gegensatz zueinander gestellt und den Sieg der Leidenschaft als eine „Aufopferung“ der Seele aufgefaßt haben sollte. Viel wahrscheinlicher dünkt es mich, daß für ihn die Leidenschaft ein Stück der Seele dargestellt und er dem Gedanken Ausdruck gegeben hat, der Sieg, nicht der Leidenschaft, sondern über die Leidenschaft schließe die Aufopferung eines Teiles der Seele in sich. Wer seiner Leidenschaft Herr wird, gibt eben damit ein Stück seiner Seele preis. Subjekt zu *θέλῃ* wäre dann derjenige, der mit dem *θυμός* kämpft, also etwa der *μαχόμενος*. Das *θέλῃ* selbst wäre etwa so zu verstehen, als stünde noch ein *διαπράττεσθαι* dabei. Ich glaube also, Frg. 85 wird entweder so zu übersetzen sein: „Schwer ist es, mit dem Leidenschaftlichen zu kämpfen, denn für das, was er will, setzt er sein Leben ein“, oder aber so: „Schwer ist's (für den Menschen), mit der Leidenschaft zu kämpfen, denn was er (gegen sie) durchsetzen will, muß er mit seiner Seele erkaufen“.

Frg. 86 lautet bei D.: *Ἀλλὰ τῶν μὲν θείων τὰ πολλά, καθ' Ἡράκλειτον, ἀπιστίῃ διαφυγγάνει μὴ γιγνώσκεσθαι.* Er übersetzt: „(Die Kenntnis des Göttlichen) entzieht sich (größtenteils) dem Verständnis, weil man nicht daran glaubt“. In der Anmerkung wird noch die Parallelstelle aus Clemens angeführt (Str. VI 89, 699), an der es von den „Tiefen des Glaubens“ mit Beziehung auf Heraklit heißt: *τὰ μὲν τῆς γνώσεως βάθη κρύπτειν ἀπιστίῃ ἀγαθῇ, καθ' Ἡράκλειτον.* Der Herausgeber setzt zu *ἀπιστίῃ ἀγαθῇ* ein „(sic)“ und erklärt es für „unverständlich“. Ich denke doch, die Hauptschwierigkeit rührt nur daher, daß er *ἀπιστίῃ* subjektiv, als Unglauben, auffaßt. Schon mein Vater hat (Zu Heraklits Lehre usw., S. 35) darauf hingewiesen, daß das Wort hier offenbar nur den objektiven Sinn von Unglaublichkeit haben könne. Wenn also der Ephesier in Frg. 123 sagt: *φύσις κρύπτεσθαι φιλεῖ*, so erfahren wir hier, daß dieses *κρύπτεσθαι* durch die *ἀπιστίη*, d. i. die Unglaubhaftigkeit der Wahrheit, geschieht. Es ist wohl derselbe Gedanke wie in Frg. 18: wenn du nichts Unerwartetes erwartest, so wirst du (das Göttliche) nicht erforschen, da es unerforschlich ist und unzugänglich. „Gut“ aber nannte Heraklit die Unglaubhaftigkeit der Wahrheit offenbar deshalb, weil sie es der Natur ermöglicht, das zu erreichen, was sie „liebt“, nämlich sich zu verbergen, mag er nun dieses Streben selbst wie immer motiviert haben, etwa, wie D. in der Anmerkung zu Frg. 86 selbst andeutet, durch ihre Scheu vor den Augen der *πολλοί*.

Frg. 89: *Ἡράκλειτός φησι τοῖς ἐγρηγορόσιν ἕνα καὶ κοινὸν κόσμον εἶναι, τῶν δὲ κοιμωμένων ἕκαστον εἰς ἴδιον ἀποστρέφεσθαι.* D. übersetzt: „Die Wachenden haben eine gemeinsame Welt, (doch jeder Schlummernde wendet sich nur an seine eigene)“. Ich denke, die Übersetzung würde klarer so lauten: „Die Wachenden haben eine gemeinsame Welt, (doch von den Schlummernden wendet sich jeder weg in seine eigene)“. Doch

führe ich das Bruchstück nicht aus diesem formellen Grunde an, sondern um auf seinen höchst merkwürdigen Inhalt die Aufmerksamkeit zu lenken und um die Frage nach seinem Zusammenhange mit zwei anderen Fragmenten aufzuwerfen. Unser Bruchstück sagt klar und deutlich, daß die Welt des Traumes an sich ebenso eine Welt ist wie die des Wachens, und daß ihr Unterschied nur darin besteht, daß jene eine individuelle, diese aber eine „gemeinsame", wir würden heute vielleicht sagen: eine soziale, ist. Nun sagt Frg. 2: *Διὸ δεῖ ἕπεσθαι τῷ ξυνῷ. Τοῦ λόγου δὲ ἐόντος ξυνοῦ ζώουσιν οἱ πολλοὶ ὡς ἰδίαν ἔχοντες φρόνησιν.* Darin scheint der Gedanke zu liegen, daß zwischen dem Individuellen und dem Generellen ein grundsätzlicher Wertunterschied besteht. Machen wir hievon die Anwendung auf Frg. 89, so würde sich ergeben, daß auch zwischen der Welt der Wahrnehmungen und derjenigen der Traumvorstellungen nicht so sehr ein Unterschied der Realität, als vielmehr ein solcher des Wertes bestünde, und zwar wird man im Hinblick auf Frg. 2 vielleicht hinzufügen dürfen, daß auch dieser Wertunterschied auf dem verschiedenen Verhältnis zum Logos beruhen wird. Das aber würde den Gedanken ergeben: zwischen der Wachwelt und der Traumwelt besteht an sich kein ontologischer Unterschied; da sich aber nur in jener, nicht in dieser, eine vernünftige Ordnung und ein Walten von Naturgesetzen (Heraklitisch: „Massen") nachweisen läßt, so „muß" man (wie es in Frg. 2 heißt) der ersteren höhere Realität zuerkennen. Damit ist, wenigstens keimhaft, bei dem Ephesier jener Gedankengang aufgezeigt, den ich für die fruchtbare Grundlage der modernen Erkenntniskritik halte, — selbstverständlich nur als eine augenblickliche, geniale Intuition, ein Seitenarm seines Denkens, der die sonst durchaus realistische Hauptströmung desselben im allgemeinen wenig beeinflußt hat. Nur wenn es in Frg. 30 heißt: *Κόσμον τόνδε, τὸν αὐτὸν ἁπάντων, οὔτε τις θεῶν οὔτε ἀνθρώπων ἐποίησεν, ἀλλ' ἦν ἀεὶ καὶ ἔστιν καὶ ἔσται, πῦρ ἀείζωον, ἁπτόμενον μέτρα καὶ ἀποσβεννύμενον μέτρα,* so liegt es zum mindestens nahe, den Ausdruck *τὸν αὐτὸν ἁπάντων* mit den eben besprochenen Stellen in Verbindung zu bringen. Dafür würde auch sprechen, daß nur so die sonst inhaltsleere und formelhafte Wendung *οὔτε ἀνθρώπων* einen selbständigen Inhalt gewänne. Denn wer hätte je daran gedacht, daß das Universum von einem Menschen geschaffen sein könnte? Jeder Mensch aber schafft sich — nach Frg. 89 — allnächtlich wirklich seine eigene Welt. Man kann also in Frg. 30 folgenden Gedanken finden: mag es nun mit den Individualwelten, die sich jeder Mensch selber schafft, stehen wie es will — Heraklit hat sie wohl mehr oder weniger als gesetzlos betrachtet und sie eben deshalb nicht für einen geeigneten Gegenstand wissenschaftlicher Erkenntnis gehalten —, diese Welt, die gemeinsame Welt der Wachenden, hat kein Gott und kein Mensch geschaffen, sondern sie war immerdar und ist und

wird sein, ewig lebendes Feuer, das sich nach Massen entzündet und nach Massen verlischt. Diese Deutung setzt freilich voraus, daß man in den Worten *τὸν αὐτὸν ἁπάντων* den Ausdruck *ἁπάντων* nicht auf die einzelnen Bestandteile des Kosmos, sondern auf die einzelnen Subjekte bezieht, für die ein Kosmos existiert, daß man also nicht übersetzt: „diese Ordnung, dieselbige für alle Dinge", sondern: „diese Ordnung, dieselbige für alle Wesen". Die letztere Auffassung scheint mir zwar keineswegs notwendig, aber doch durchaus möglich. D. scheint sie zu teilen, denn seine Übersetzung lautet: „Diese Weltordnung, dieselbige für alle Wesen".

Frg. 110: *Ἀνθρώποις γίνεσθαι ὁκόσα θέλουσιν οὐκ ἄμεινον.* D. übersetzt: „Es ist nicht gut, wenn den Menschen alle ihre Wünsche erfüllt werden". Ich denke, die Paradoxie tritt schärfer heraus, wenn man *ἀνθρώποις* nicht nur von *γίνεσθαι*, sondern vor allem auch von *ἄμεινον* abhängen läßt, somit etwa so übersetzt: „Für die Menschen wär' es nicht besser, würden ihnen alle ihre Wünsche erfüllt". D. erläutert in der Anmerkung: „Der Sinn ist (nur kräftiger) wiederholt in 85". Im Frg. 85 aber hatte er, wie oben auseinandergesetzt, den Sinn gefunden: „Wer seines Herzens Gelüsten fröhnt, verkauft damit ein Stück seiner Seele, das durch jene dem Körper geopfert wird". Es scheint also, D. versteht auch Frg. 110 so, als wollte der Philosoph sagen: es ist nicht gut, wenn den Menschen alle Wünsche erfüllt werden, denn durch die Befriedigung der sinnlichen Begierden leidet der Mensch an seiner Seele Schaden. Mit dieser Deutung nun kann ich mich keineswegs befreunden. Sie erscheint mir gesucht und ganz ohne Anhalt in der uns bekannten Gedankenwelt des Ephesiers, während eine andere und viel befriedigendere Erklärung außerordentlich viel näher liegt. Eigentlich sind es sogar drei Erklärungen, denn ich glaube, unser Satz ist das gleichlautende Resultat dreier selbständiger Gedankenreihen. 1. betont Heraklit oft genug die intellektuelle Minderwertigkeit der *πολλοί*. Da somit der Durchschnittsmensch nicht weiß, was für ihn gut und was für ihn schlecht wäre, so wird er sich häufig solches wünschen, dessen Verwirklichung für ihn in Wahrheit verderblich wäre. Ein anderer Lieblingsgedanke des Ephesiers ist 2. der, daß nur der Zwang der Not die im Menschen schlummernden Anlagen zur Entwicklung zu bringen vermag. So schafft nach Frg. 53 erst der Krieg Götter und Menschen, Freie und Sklaven. Nach A 22 wäre die — doch von den meisten gewünschte — Entfernung der Eris aus dem Kreise der Götter und Menschen für diese in Wahrheit ein Fluch. Den Sinn von Frg. 11 habe ich oben dahin zu bestimmen gesucht, wie das Tier nur der Peitsche gehorche, so „werde auch der Mensch nur durch den Zwang (der Entbehrung) zur Tätigkeit angetrieben". Mit den unerfüllten Wünschen würde den Menschen diese Peitsche entzogen. Endlich lautet Frg. 125 (in D.s Übertragung): „Auch der Gerstentrank zersetzt sich, wenn man ihn nicht umrührt". Das

wird doch wohl bedeuten: die menschlichen Verhältnisse verfallen der Stagnation, wenn sie sich selbst überlassen bleiben und nicht von außen einen neuen Anstoß empfangen. Solche neue Anstöße werden aber in aller Regel nicht gerade den schon empfundenen Wünschen entsprechen, vielmehr diesen meist mehr oder weniger zuwiderlaufen. 3. endlich ist es eine hundertmal wiederholte Hauptlehre des Heraklit, daß die Gegensätze einander bedingen, daß es keine Lust gibt ohne Schmerz, keinen Frieden ohne Krieg, kein Recht ohne Streit, keine Gesundheit ohne Krankheit, kurz kein Gut ohne Übel. Nun richten sich die Wünsche der Menschen zum großen Teil auf die Vermeidung des Unangenehmen, Widerwärtigen und Schlechten. Durch die Erfüllung dieser Wünsche würde aber nach Heraklit den Menschen auch alles Angenehme, alles Zuträgliche und Gute entzogen, so daß schon aus diesem Grunde die Erfüllung aller Wünsche für die Menschen „nicht besser" wäre. Unser Bruchstück gibt also einen in die Gedankenwelt des Ephesiers vortrefflich passenden Sinn, ohne daß es nötig wäre, den sonst, soviel wir wissen, bei ihm nicht vorkommenden Gesichtspunkt heranzuziehen, es leide die Seele durch die Erfüllung sinnlicher Begierden Schaden. Übrigens ist es ja auch fraglich, ob dieser Gesichtspunkt sich überhaupt sachlich durchführen ließe. Denn wenn die Seele durch unlautere Begierden in ihrem Werte herabgesetzt wird, so geht diese Wirkung doch wohl weniger von der Erfüllung, als vielmehr schon von dem Vorhandensein dieser Begierden aus. Für die hier entwickelte Auffassung von Frg. 110 wäre es eine erwünschte, wenn auch keineswegs notwendige Bestätigung, wenn man — mit Bywater — dieses Bruchstück mit dem folgenden (Frg. 111) zu einer Einheit vereinigen dürfte. Denn wenn es hier ausdrücklich heißt, ohne Krankheit gebe es keine Gesundheit, ohne Hunger keine Sättigung, ohne Ermüdung keine Ruhe, so würde, wenn man hierin eine Fortsetzung und Erläuterung von Frg. 110 erblicken dürfte, noch klarer der Gedanke zum Ausdruck kommen: die Menschen wünschen sich Befreiung von Krankheit, Hunger und Ermüdung. Sie wissen nicht, daß sie damit zugleich auch Gesundheit, Sättigung und Ruhe aus ihrem Leben wegwünschen. Würden ihnen jene Wünsche erfüllt, so wäre es für sie in Wahrheit ein Unglück. Ob freilich die beiden Sätze ursprünglich zusammengehört haben, wird sich mit Bestimmtheit schwer ausmachen lassen. Sie stehen bei Stobaeus unmittelbar nacheinander (Flor. I 176, 177 Hense). Aber ebenso unmittelbar gehen ihnen voran und folgen ihnen andere Sätze des Ephesiers, die nie in einem Zusammenhange gestanden haben können. Die Folge unserer beiden Sätze kann also ein Rest ursprünglicher Zusammengehörigkeit, sie kann aber auch ein bloßes Werk des Zufalls sein.

Das eben schon angezogene Frg. 111 schreibt D. so: *Νοῦσος ὑγιείην ἐποίησεν ἡδύ, κακὸν ἀγαθόν, λιμὸς κόρον, κάματος ἀνάπαυσιν.* Er übersetzt: „Krankheit macht die Gesundheit an-

genehm, Übel das Gute, Hunger den Überfluß, Mühe die Ruhe". Überliefert ist folgendes: *Νοῦσος ὑγιείην ἐποίησεν ἡδὺ καὶ ἀγαθόν, λιμὸς κόρον, κάματος ἀνάπαυσιν.* Man nahm aber mit Recht Anstoß an den Worten *ἡδὺ καὶ ἀγαθόν*, die in ihrer Zusammenstellung und Differenzierung auf eine spätere Epoche griechischen Denkens hinzuweisen scheinen (vgl. Th. Gomperz, Zu Heraklits Lehre usw., S. 28). Um diesem Anstoße zu begegnen, hat Heitz vorgeschlagen, *καί* in *κακόν* zu ändern. D. hat diesen Vorschlag akzeptiert und sagt in der Anmerkung: „Damit ist jeder Anstoß verschwunden". Es scheint mir jedoch, als würde der „emendierte" Text einen Anstoß aufweisen, neben dem der der Überlieferung fast verschwindet, so daß, wenn nur zwischen diesen beiden Fassungen die Wahl wäre, der letztere entschieden den Vorzug verdiente. Dieser Anstoß besteht in der vollkommen unlogischen Anordnung der besprochenen Begriffe, die durch die Heitzsche Änderung dem Philosophen aufgebürdet wird. Krankheit und Gesundheit, Hunger und Sättigung, Ermüdung und Ruhe — sind Begriffe gleicher Art und gleich speziellen, nämlich physiologischen Inhalts. Wie wäre es zu rechtfertigen, mitten unter diese hinein plötzlich Gut und Schlecht zu stellen, also Begriffe von ganz anderer Art und von unvergleichlich viel größerer Allgemeinheit? Es ist, als ob jemand, der Gegensätze aufzählen wollte, sagte: Salz und Zucker, Gott und Mensch, Essig und Öl, Wasser und Wein. Wenn etwas Derartiges bei Heraklit überliefert wäre, so würde man mit Recht nach einer Abhilfe suchen. Ihm aber ein solches Maß von Unlogik auf Grund einer Konjektur zu leihen, ist offenbar vollkommen unzulässig. Ich denke auch, ein sehr naheliegendes Auskunftsmittel vermag beide Anstöße auf einmal zu beseitigen. Die Worte *ἡδὺ καὶ ἀγαθόν* machen den Eindruck, als stammten sie aus späterer Zeit. Die nächstliegende Annahme ist somit, sie stammten wirklich aus späterer Zeit, seien also eine Glosse. Schaltet man sie aus, so bleibt ein Satz übrig, der schon durch die unvermittelte Schärfe seiner Paradoxie echt Heraklitisch anmutet: *Νοῦσος ὑγιείην ἐποίησεν, λιμὸς κόρον, κάματος ἀνάπαυσιν.* Daß er vielleicht nicht auf den allerersten Blick vollkommen durchsichtig ist, diese Eigentümlichkeit teilt er nicht nur mit vielen Aussprüchen des Ephesiers, sondern das werden wir auch gerade hier erwarten, da ja andernfalls für eine Glossierung keine Veranlassung vorgelegen hätte. Nichtsdestoweniger ist seine Bedeutung nicht allzu schwer zu ermitteln. Eigentlich sind es zwei Bedeutungen, die es gut sein wird, auseinanderzuhalten. Die eine Seite der Sache ist die subjektive: nur durch den Gegensatz zu den Zuständen der Krankheit, des Hungers und der Ermüdung sind uns die entsprechenden Zustände der Gesundheit, der Sättigung und der Ruhe als solche bekannt; nur durch die Abhebung von der Unlust jener Zustände kommt uns die Lust dieser Zustände zum Bewußtsein; also nur sofern Krankheit, Hunger und Ermüdung

für uns etwas Schlechtes und Unlustvolles sind, sind auch Gesundheit, Sättigung und Ruhe für uns etwas Gutes und Lustvolles. Diese Seite der Sache hat der Glossator vollkommen sachgemäß erfaßt, nur daß er sie in der Sprache seiner Zeit und mit den in seiner Zeit üblichen Distinktionen ausgedrückt hat. Sofern nur dieses subjektive Moment in Betracht kommt, müßte man *ἐποίησεν* durch „macht möglich" oder „bedingt" übersetzen. Heraklit dürfte aber dabei noch an ein objektives Moment gedacht haben. Die Ruhe als Entspannung setzt auch begrifflich eine vorhergehende Anspannung, also eine Ermüdung, voraus. Die Sättigung als Erfüllung setzt auch begrifflich eine vorhergehende Leere, also einen Mangel voraus. Nur von der Gesundheit gilt dies nicht ganz im gleichen Maße, wenigstens sofern dabei wirklich an die Gesundheit und nicht vielmehr an das Gesundwerden, die Genesung, gedacht wird. Denn man sieht nicht, warum normale Funktion des Organismus nicht auch ohne vorhergehende abnorme Funktion desselben denkbar wäre. Sei es nun, daß der Ephesier *ὑγιείη* im Sinne von Gesundwerden gebraucht habe, sei es, daß er damit zufrieden war, wenn von den zwei Bedeutungen seines Satzes nur eine sich auf alle drei Glieder beziehen ließ, während die andere nur für zweie vollkommen zutraf, sei es endlich, daß ihm die Unanwendbarkeit des Satzes in seiner schärferen, objektiven Fassung auf das eine Glied überhaupt entging, jedenfalls dürfen wir annehmen, daß er den Ausdruck *ἐποίησεν* nicht bloß in der milderen Bedeutung von „möglich machen", sondern auch in der schärferen von „erzeugen" gebraucht hat. Ich möchte demnach Frg. 111 schreiben: *Νοῦσος ὑγιείην ἐποίησεν, λιμὸς κόρον, κάματος ἀνάπαυσιν*, und etwa so übersetzen: „Krankheit erzeugt die Gesundheit, Hunger die Sättigung, Ermüdung die Ruhe".

Frg. 119: *Ἦθος ἀνθρώπῳ δαίμων.* D. übersetzt: „Dem Menschen ist sein Sinn sein Gott". Dieses Bruchstück hebe ich nur deshalb heraus, um auf die m. E. höchst unglückliche Übersetzung hinzuweisen. Dabei will ich gerade nur erwähnen, daß der mitgeteilte deutsche Satz, so wie er bei D. dasteht, überhaupt eine ganz andere Interpretation nahelegen würde. Denn er scheint zunächst zu bedeuten, daß der Mensch seinen „Sinn" zu vergöttern pflege. Allein auch davon abgesehen, erscheint mir „Gott" von den vielen möglichen Übertragungen von *δαίμων* als die unangemessenste. Was der Philosoph sagen will, ist doch ohne Zweifel, daß jener bestimmende Einfluß auf das Schicksal des einzelnen, den das Volk seinem *δαίμων* beilegt, und durch den er entweder ein *εὐδαίμων* oder ein *κακοδαίμων* wird, in Wahrheit seinem Wesen, seiner Beschaffenheit zukomme. Darauf weist ja auch deutlich genug die Nachbildung unserer Stelle bei Epicharm (Frg. 17 Diels) hin, wenn sie sagt: *Ὁ τρόπος ἀνθρώποισι δαίμων ἀγαθὸς, οἷς δὲ καὶ κακός.* Nun können wir *δαίμων* gewiß nicht durch ein vollkommen entsprechendes Wort wiedergeben. Man mag an

Dämon, Genius, Schutzgeist, Engel denken, gegen jeden dieser Ausdrücke lassen sich gegründete Bedenken anführen. Vielleicht wird man auf die Wiedergabe des eigentlichen Wortsinnes verzichten und sich mit der allgemeinen Sachbedeutung begnügen. Man wird dann etwa sagen: „Das Wesen des Menschen ist sein Schicksal". Die Übersetzung „Gott" aber gibt m. E. weder den Wortsinn noch die Sachbedeutung wieder. Denn da nicht jeder einzelne seinen besonderen Gott hat, so fehlt ihr gerade das hier wesentliche Merkmal des Begriffes *δαίμων*. Ich denke übrigens, durch eine etwas freiere Übertragung, die den *δαίμων* ganz bei Seite ließe und das Begriffspaar *εὐδαίμων* und *κακοδαίμων* in den Vordergrund rückte, würde man der eigentlichen Bedeutung des Bruchstücks vielleicht noch am ehesten gerecht. Ich würde an folgende deutsche Fassung denken: „Segen und Fluch kommen dem Menschen aus seiner Seele".

Frg. 124. Theophrast zitiert: *ὥσπερ σάρμα εἰκῇ κεχυμένον ὁ κάλλιστος, φησὶν Ἡράκλειτος, [ὁ] κόσμος*. D. übersetzt: „Die schönste Weltordnung ist wie ein aufs Geratewohl hingeschütteter Kehrichthaufen". In der Anmerkung heißt es: „Das Urteil begreift sich vom transzendenten Standpunkt des Philosophen aus wie B 52, 65". Frg. 52, das wichtigere der beiden angezogenen Bruchstücke, ist das bekannte: *Αἰὼν παῖς ἐστι παίζων, πεττεύων· παιδὸς ἡ βασιληίη*. D. erklärt es so: „Weltregiment muß als Kinderspiel erscheinen für jeden, der nicht den Schlüssel der Logostheorie besitzt". Für Frg. 52 scheint es mir überaus schwierig, über das Recht dieser Erklärung zu entscheiden. Sie ist sachlich einfach und plausibel und enthebt uns des Nachdenkens über ein sonst kaum auflösbares Rätsel. Aber sie läßt sich mit den von Bywater (Frg. 79) gesammelten testimonia kaum vereinbaren und mutet insbesondere Lukian (Vit. auct. 14), Clemens (Paedag. I 5) und Proklos (In Tim. 101 F) ein und dasselbe schwer begreifliche Mißverständnis zu. Anders Frg. 124, dessen analoge Erklärung sogar an dem Texte unseres einzigen Zeugen (Theophrast, Metaph. 15, p. 7 a 10 Usener) einen gewissen Anhalt besitzt. Trotzdem möchte ich auf eine, wie es scheint, bisher noch nicht beachtete Möglichkeit hinweisen, Frg. 124 zu interpretieren. Es könnte nämlich doch auch sein, daß unser Satz ursprünglich in einem Zusammenhange gestanden hätte, in dem er zu den Frgg. 79, 82 und 83 in Analogie gebracht werden müßte. Heißt es hier, kindisch erscheine der Mann der Gottheit wie der Knabe dem Manne, der schönste Affe sei, mit dem Menschen verglichen, häßlich, gegen Gott gehalten aber mache der weiseste Mensch den Eindruck eines Affen, so könnte doch ganz wohl an einer anderen Stelle gestanden haben, mit der Ordnung des Weltalls verglichen erscheine die schönste menschliche Ordnung wie ein aufs Geratewohl hingeschütteter Kehrichthaufen. Was dieser Möglichkeit für mich einen ziemlich hohen Grad von Wahrscheinlichkeit verleiht, ist der Um-

stand, daß zwar „die schönste Ordnung“ ein vollkommen verständlicher Begriff ist, während ich mit „der schönsten Weltordnung“ eigentlich keinen rechten Sinn verbinden kann. Denn da es nur eine Welt gibt (oder doch Heraklit wahrscheinlich hier nur an „die eine Welt der Wachenden“ denkt), so gibt es wohl auch nur eine Weltordnung und man sieht nicht recht, was „die schönste Weltordnung“ in diesem Sinne bedeuten könnte. Denken wir uns nun etwa, der Philosoph habe es an unserer Stelle nicht für nötig gehalten, den *κόσμος* ausdrücklich als einen menschlichen zu bezeichnen — und das wäre um so begreiflicher, als ja *κόσμος* damals in der Umgangssprache gewiß noch nicht die Weltordnung bedeutete —, sondern etwa geschrieben: *Πρὸς τὸν λόγον τὸν ξυνὸν ὥσπερ σάρμα εἰκῇ κεχυμένον ὁ κάλλιστος κόσμος*, so schiene mir sowohl das Bruchstück als auch sein Mißverständnis recht befriedigend aufgeklärt. Die Übersetzung aber könnte dieser Möglichkeit Rechnung tragen, indem sie auf die „Weltordnung“ verzichtete und einfach sagte: „Die schönste Ordnung ist wie ein aufs Geratewohl hingeschütteter Kehrichthaufen“.

Endlich noch einige wenige Bemerkungen zu den als „Imitation“ abgedruckten und übersetzten Kapp. 3—24 der Hippokratischen Schrift De victu, Buch I.

Kap. 7, S. 58, Z. 19: *ἔχον δὲ πάντα αὔξεται ἐν χώρῃ τῇ ἑωυτοῦ ἕκαστον, τροφῆς ἐπιούσης ἀπὸ ὕδατος ξηροῦ καὶ πυρὸς ὑγροῦ* ... D. übersetzt: „Hat es dagegen die Teile vollzählig, so wächst ein jegliches an seinem Platze, indem die Nahrung von dem trockenen Wasser und dem feuchten Feuer ausströmt“ ... Was trockenes Wasser und feuchtes Feuer sein möge, wird der Autor trotz alles Heraklitisierens auch nicht gewußt haben. Nach dem ganzen Zusammenhange ist es nicht zweifelhaft, daß er sich dachte, die Ernährung gehe so vor sich, daß aus den Stoffmischungen die der Hauptmasse des Gemenges ungleichartigen Bestandteile ausgeschieden und vom Organismus assimiliert würden. Also nimmt dieser die im Wasser vorkommenden trockenen und die im Feuer vorkommenden feuchten Stoffteile in sich auf. Es sind somit *ξηροῦ* und *ὑγροῦ* Appositionen zu *τροφῆς*, *ἀπὸ ὕδατος* und (*ἀπὸ*) *πυρός* lokale Bestimmungen zu *ἐπιούσης*, und es ist etwa zu übersetzen: „indem die Nahrung zuströmt, Trockenes aus dem Wasser und Feuchtes aus dem Feuer“ ...

Gleich darauf, Kap. 7, S. 58, Z. 24, ist wohl durch einen Schreib- oder Druckfehler *ἔσω δὲ βιαζομένων ἔξω ἕρπει* durch: „Während sie nach außen drängen, geht's nach innen“ übersetzt, während es natürlich heißen muß: „Während sie nach innen drängen, geht's nach außen“.

Das kurze Kap. 17 (S. 68, Z. 7—12) vergleicht das Handwerk der *οἰκοδόμοι* mit dem Auf- und Abbau des menschlichen Körpers. Es zerfällt in zwei Teile. Der erste handelt von den Maurern und lautet in D.s Übertragung: „Die Maurer stellen

passende Arbeit aus nicht zusammenpassenden Bestandteilen her. Sie befeuchten das Trockene und trocknen das Feuchte. Sie trennen das Ganze und vereinigen das Getrennte. Wenn das nicht so ginge, so ginge es nicht wie es soll". Der zweite Teil lautet, unmittelbar daran anschließend, bei D. so: „Sie stellen ein Abbild der menschlichen Lebensweise dar. Sie befeuchten das Trockene und trocknen das Feuchte. Sie trennen das Ganze und vereinigen das Getrennte. Alles dieses paßt nicht zusammen und ist doch passend". Da die „sie" durch das ganze Kapitel gleichartig fortlaufen, sich also gleichmäßig auf die Maurer beziehen müssen, so ergibt sich hier das Wunderbare, daß die beiden Hälften des Kapitels genau denselben Inhalt haben, daß wir aber dasjenige, was eigentlich die Hauptsache wäre, inwiefern nämlich die Maurer ein Abbild der menschlichen Lebensweise darstellen, überhaupt nicht erfahren, während in den analogen, vor- und nachstehenden Kapiteln gerade dies auseinandergesetzt wird. Wie steht es nun um den griechischen Text? Dort lautet die entscheidende Stelle (S. 68, Z. 10): *Δίαιταν ἀνθρώπου μιμέονται· τὰ μὲν ξηρὰ ὑγραίνοντες, τὰ δὲ ὑγρὰ ξηραίνοντες· τὰ μὲν ὅλα διαιρέουσι, τὰ δὲ διῃρημένα συντιθέασι ....* Ich glaube, es kann nicht ernstlich zweifelhaft sein, daß entweder *ἀνθρώπου* in *ἀνθρώπων* zu ändern oder doch — was genügen dürfte — aus *ἀνθρώπου* ein *ἄνθρωποι* als Subjekt zu den folgenden Partizipien und Verba finita zu ergänzen ist, so daß der zweite Teil des Kapitels dieselben Worte auf die Vorgänge im menschlichen Organismus anwendet, in denen der erste die Kunst des Häuserbaues beschrieben hat. Die Übersetzung von dem Beginn des zweiten Teiles an hätte demnach etwa so zu lauten: „Sie stellen ein Abbild der menschlichen Lebenswerte dar. Der Mensch, das Trockene befeuchtend und das Feuchte trocknend, trennt das Ganze und vereinigt das Getrennte. Alles dies paßt nicht zusammen und ist doch passend".

Kap. 18, S. 68, Z. 15 heißt es: *Ἁρμονίης συντάξιες ἐκ τῶν αὐτῶν οὐχ αἱ αὐταί· ἐκ τοῦ ὀξέος καὶ ἐκ τοῦ βαρέος, ὀνόματι μὲν ὁμοίων, φθόγγῳ δὲ οὐχ ὁμοίων.* D. übersetzt: „Die Harmoniereihen, die sich aus denselben (Tönen) bilden, sind nicht dieselben, nämlich aus dem Baß und dem Diskant. Sie sind dem Namen nach gleich, dem Tonwert nach aber ungleich". Da sich *ὁμοίων* und *οὐχ ὁμοίων* offenbar nur auf *ὀξέος καὶ βαρέος* beziehen können, nicht aber auf *ἁρμονίης συντάξιες*, so denke ich, daß der Autor die Klangverschiedenheit bei Gleichnamigkeit zunächst nicht von den Tonreihen, sondern von den einzelnen Tönen aussagen will. Er meint: wird dieselbe Melodie einmal hoch, einmal tief gesungen, so führen die einzelnen Töne in beiden Fällen zwar die gleichen Namen (Grundton, Oktav, Quint), allein ihr Klang ist ein verschiedener und darum sind auch die aus „denselben" Tönen bestehenden Melodien doch „nicht dieselben". Zu übersetzen wäre dann etwa so: „Die aus denselben Tönen bestehenden Tonreihen

sind nicht dieselben — nämlich aus hohen und tiefen Tönen, die zwar dem Namen nach gleich sind (nach ihrer Stellung in der Tonleiter), dem Klange nach aber ungleich (nach ihrer Tonhöhe)".

Kap. 18, S. 68, Z. 19: *Μάγειροι ὄψα σκευάζουσιν ἀνθρώποισι, διαφόρων συμφόρων παντοδαπὰ συγκρίνοντες, ἐκ τῶν αὐτῶν οὐ ταὐτά, βρῶσιν καὶ πόσιν ἀνθρώπῳ.* D. übersetzt: „Die Köche bereiten den Menschen ihre Speisen so zu, daß sie Mannigfaltiges an zu einander passenden oder kontrastierenden Stoffen zusammenbringen und aus denselben verschiedenes (herstellen) als Speise und Trank für den Menschen". Daß die Paradoxie des *ἐκ τῶν αὐτῶν οὐ ταὐτά* durch Verwendung des im Deutschen bis zur pronominalen Blässe abgegriffenen „denselben" verloren geht, merke ich nur nebenbei an. Wichtig ist mir nur, daß die von D. bei seiner Übersetzung vorausgesetzte parataktisch-disjunktive Verbindung des *διαφόρων συμφόρων* alle Wahrscheinlichkeit gegen sich hat. Der Autor, der durch ganze Kapitel den Heraklitischen Gedanken von dem Zusammenfallen des *συμφέρειν* und *διαφέρειν* zu Tode hetzt, hat gewiß auch hier *διαφόρων συμφόρων* als ein Oxymoron verbunden. Somit möchte ich etwa folgende Übertragung vorschlagen: „Die Köche bereiten den Menschen Speisen, indem sie von übereinstimmendem Entgegengesetztem mancherlei Arten mischen, Ungleiches aus Gleichem, dem Menschen zu Speis und Trank".

Kap. 23 (S. 70, Z. 23) beginnt: *Γραμματικὴ τοιόνδε· σχημάτων σύνθεσις, σημεῖα ἀνθρωπίνης φωνῆς· δύναμις τὰ παροιχόμενα μνημονεῦσαι, τὰ ποιητέα δηλῶσαι.* D. übersetzt: „Grammatik besteht in folgendem: Zusammensetzung der Zeichen, Symbole der menschlichen Sprache, Fähigkeit, die Vergangenheit im Gedächtnis zu erhalten, seine Befehle zu verdeutlichen". Von allem anderen abgesehen, geht schon aus der Erklärung der *γραμματική* deutlich hervor, daß unter diesem Ausdruck hier nichts anderes als die Kunst des Schreibens zu verstehen ist. Ferner dient die Erteilung schriftlicher Befehle nicht so sehr der „Verdeutlichung" als vielmehr der Kundgabe des Willens. Es dürfte also zu übersetzen sein: „Wesen der Schreibkunst: Zusammensetzung von Zeichen, der Symbole menschlicher Stimme; Fähigkeit, zu erinnern, was vergangen ist, kundzutun, was geschehen soll".

Der kritischen Bemerkungen sind etwas viele geworden. Sie sollen das Verdienst der ausgezeichneten Ausgabe in keiner Weise herabsetzen, sondern nur Zeugnis ablegen von meiner tiefen Verehrung für den großen Ephesier, dessen spärliche Gedankenreste einen nicht mehr loslassen, wenn man sich wieder einmal in seine Welt vertieft hat.

Wien. H. Gomperz.

Gegen eine gewisse Art der Vergil-Interpretation.

Immer noch nehmen sich Vergil-Erklärer gegenüber dem Dichter einen ganz ungebührlichen Schulmeisterton heraus und werfen ihm Ungeschicklichkeiten und Verkehrtheiten der verschiedensten Art vor, ein Vorwurf, der in sehr vielen Fällen den pedantischen Erklärer selbst trifft. An solchen Bemerkungen ist besonders reich der zur Zeit wohl am meisten verbreitete Schulkommentar von Ladewig-Deuticke. Einige Proben — ich greife ein paar Stellen aus dem meist gelesenen II. Buch der Aeneis heraus — sollen dies dartun.

Aen. II 646 *facilis iactura sepulcri*. Anchises weigert sich anfangs hartnäckig, von seinem Sohne sich retten zu lassen. Er will nicht zum zweitenmal den Untergang seiner Vaterstadt überleben und spricht da die angeführten Worte. Zu diesen gestattet sich nun Deuticke folgendes anzumerken: 'Der Satz *facilis iactura sepulcri* widerspricht den im Altertum über den Wert der Bestattung herrschenden Ansichten. Kaum die äußerste Verzweiflung konnte ihn dem Anchises eingeben. Nach Festus (S. 178 M.) darf der vom Blitzschlag Getroffene überhaupt nicht begraben werden. Aber wenn Vergil dies meinte, hätte er es deutlicher sagen müssen.' Und im 'Krit. Anh.' z. d. St. findet sich eine gleich wertvolle Bemerkung: „*sepulcri* nähme ich am liebsten metonymisch = 'Greis am Rande des Grabes'. Dazu paßte dann Liv. V 39, 12: *facilem iacturam esse seniorum relictae in urbe utique periturae turbae*. Oder darf man *senectae* vermuten?"

Nun, diese Art, eine Dichterstelle zu behandeln, ist geradezu aufreizend. Sie schlägt aller Methode ins Gesicht. Daß dem Dichter bei den Worten *facilis iactura sepulcri* jener Gedanke vorgeschwebt haben sollte, den Festus a. O. ausspricht, ist eine abenteuerliche Annahme. Der Ausruf des Anchises hätte dann gar keinen Sinn, da ihm ja dann auch im Falle seiner Rettung durch Aeneas niemals die Bestattung hätte zuteil werden können. Die Worte des Anchises sind nichts als ein Ausbruch heller Verzweiflung. Nie hat noch ein Verzweifelnder, dem maßloser Schmerz die Besinnung raubt, die Dinge nach ihrem wahren Werte beurteilt. Und so malt denn jener Ausruf in seiner gedrungenen Kraft vortrefflich den Seelenzustand des Greises. Ihm erscheint ein Weiterleben, nachdem er zum zweitenmal Trojas Fall hatte erleben müssen, als das entsetzlichste Unglück, dem gegenüber selbst das, was der antike Mensch sonst als das Furchtbarste betrachtet, leicht wiegt. Die Darstellung des Dichters zeigt sicher eine bewundernswürdige psychologische Feinheit. Und wer gedächte nicht beim Lesen der Vergilstelle jener eine ähnliche Verzweiflung ausdrückenden Worte eines deutschen Dichters:

'Was schert mich Weib, was schert mich Kind!
Ich trage weit besseres Verlangen.

Laß sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind, —
Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen!'

Auch hier wäre es die größte Verkehrtheit, an die Worte des Dichters in pedantischer Weise den Maßstab der üblichen Wertung und strenger Logik anlegen zu wollen. — Ganz ungeheuerlich aber ist die von D. im 'Krit. Anh.' vorgeschlagene 'metonymische Auffassung' des *sepulcri.* Auch über die Konjektur *senectae* ein Wort zu verlieren, ist wohl nicht der Mühe wert. Ein solches Spielen mit augenblicklichen Einfällen ist — das muß gesagt werden — nicht geeignet, die Achtung vor der philologischen Kritik zu erhöhen.

Aen. II 749 *ipse urbem repeto et cingor fulgentibus armis.* Dazu gibt D. nachstehende Anmerkung: 'Hienach müßte Aeneas vorher (etwa bei der Ankunft am Cerestempel?) seine Waffen abgelegt haben. Das ist aber ebensowenig erzählt wie oben vor 671'. Es mag zugegeben werden, daß es Vergil zuweilen an Anschaulichkeit der Schilderung gebricht. Hier aber fällt der dem Dichter gemachte Vorwurf auf den nörgelnden Kritiker [1]) zurück, der vom Dichter fordert, daß er mit prosaischer Breite und Ausführlichkeit alle Einzelheiten darstelle, während dieser doch wohl ein Recht hat, der Phantasie seiner Leser manche selbstverständlichen Ergänzungen zu überlassen. — Daß Äneas erst bei der Ankunft am Cerestempel seine Waffen abgelegt haben sollte, wie D. annimmt, ist freilich eine sonderbare Vermutung. Ist es denn aber, frage ich, für den denkenden Leser nicht völlig klar, bei welcher Gelegenheit und aus welchem Grunde Aeneas seine Waffen ablegte, ja, ablegen mußte? Es ist die Situation, die vv. 721 ff. geschildert wird:

haec fatus latos umeros subiectaque colla
veste super fulvique insternor pelle leonis
succedoque oneri; dextrae se parvus Iulus
implicuit.

Wie sich da Aeneas zur raschen Flucht durch das Dunkel der Nacht anschickte und den Vater auf seine Schultern lud, legte er natürlich die hemmende Rüstung ab, da er nicht mehr an Kampf dachte, sondern nur an heimliches Entfliehen. Er mußte die Waffen ablegen, um beim Laufen weniger beschwert zu sein. Sie wären ihm ja auch zu nichts nütze gewesen; denn an seine Rechte klammerte sich der kleine Iulus, die Linke aber hielt wohl den Vater auf den Schultern fest. Überdies hätte der Harnisch, der über den Rücken hängende Schild (vgl. Hom. Il. VI 117 f.) und die Schwertkoppel für den auf den Schultern des Dahineilenden

---

[1]) Auch Ribbeck übte solch grundlose Kritik und erklärte den Vers frischweg als interpoliert.

sitzenden Anchises allerhand Beschwerlichkeiten und Unannehmlichkeiten zur Folge gehabt.

Von etwas anderer Art ist die Mißhandlung, die Vergil an folgender Stelle desselben Gesanges durch D. erfährt. Wie Aeneas nach dem Tode des Priamus im Begriffe ist, die Burg zu verlassen, erblickt er Helena '*limina Vestae servantem*' und v. 574 heißt es von dieser:

abdiderat sese atque aris invisa sedebat.

Hiezu bemerkt D.: „*invisa* ungesehen, unbemerkt. In dieser Bedeutung kommt *invisus* zwar nur noch bei Apuleius vor, aber bei Cäsar und Cicero einigemal in der Bed. 'noch nicht gesehen', zusammengestellt mit *incognitus* und *inauditus*". — Die Mehrzahl der Erklärer faßt wohl, so viel ich sehe, das Wort richtig im Sinne von 'verhaßt'. Vielleicht aber könnte doch mancher Leser durch Deutickes Interpretation irregeführt werden, zumal da dieser auch in seinem sehr verbreiteten 'Schülerkommentar' dieselbe Erklärung vorträgt. — Gegen die Bedeutung 'ungesehen' spricht alles, die Stelle selbst, die Umgebung und vor allem der Sprachgebrauch des Dichters. Daß sich Helena den Blicken zu entziehen suchte, hat der Dichter bereits mehrfach ausgesprochen; vgl. v. 568 *secreta in sede latentem* und dann eben in v. 574 *abdiderat sese*. Noch einmal hervorzuheben, daß sie nicht gesehen ward, wäre darum eine nichtssagende und kaum erträgliche Wiederholung, zumal da Helena von Aeneas ja doch erblickt wird; denn

dant clara incendia lucem
erranti passimque oculos per cuncta ferenti.

Ganz anders aber wirkt *invisa* in der Bedeutung 'verhaßt'. Es ist wie ein Ausruf 'das verhaßte Scheusal!' — Homer würde *στυγερή* sagen —, der sich den Lippen des Äneas in dem Augenblick entringt, wo er im Begriffe ist, sich an ihr trotz der heiligen Stätte zu vergreifen. Und etwas weiter unten begegnet uns, was D. entweder übersieht oder verschweigt, dasselbe Wort (v. 601) *non tibi Tyndaridis facies invisa Lacaenae . . . has evertit opes*, wo ein Zweifel über die Bedeutung gar nicht aufkommen kann. Es ist aber völlig ausgeschlossen, daß ein Dichter an zwei durch wenige Verse getrennten Stellen von derselben Person dasselbe Attribut in ganz verschiedenem Sinne gebraucht haben sollte. Dergleichen existiert nur in der papierenen Sprache tüftelnder Philologen, nicht aber in der wirklichen Sprache, die auf das Verständnis der Leser rechnen muß. Dabei enthalten die Worte *facies invisa Lacaenae* überdies noch einen feinen, von den Erklärern meines Wissens nicht beachteten Zug. Geflissentlich gebraucht Venus den Ausdruck *facies invisa L.* Es ist, als ob die Göttin, die das Tun ihres Sohnes beobachtet, auch seine Gedanken belauscht hätte; und mit jener Bezeichnung hält

sie ihm gleichsam das vor, was er eben gedacht, als er im Begriffe war, sich auf Helena zu stürzen.

Man bedarf keines weiteren Argumentes, um D.s Interpretation als nichtig zu erweisen. Aber es kommt noch der schwerwiegende Umstand dazu, daß Vergil das Wort *invisus* an etwa 20 Stellen gebraucht, und zwar durchaus nur in der Bedeutung 'verhaßt' oder auch 'gehässig'. Es sind folgende Stellen: Aen. I 28 *genus invisum*, I 387 *invisus caelestibus*, II 601 *facies invisa*, II 647 *invisus divis*, IV 541 *invisam accipiet*, IV 631 *invisam lucem*, VI 608 *fratres invisi*, VII 293 *stirpem invisam*, VII 571 *invisum numen*, VIII 245 *dis invisa*, IX 496 *invisum caput*, IX 734 *faciem invisam*, XI 177 *vitam invisam*, XI 364 *invisum tibi* ('gehässig'), XII 62 *invisa lumina*. Überdies noch Georg. II 189 *filicem invisam aratris*, II 320 *avis invisa colubris* (v. Storch), III 563 *invisos amictus*, IV 246 *invisa Minervae (aranea)*, IV 324 *invisum fatis*. — Man darf demnach wohl D.s Erklärung des Attributes *invisa* an unserer St. als ein wahres Schulbeispiel einer willkürlichen, aller philologischen Methode widersprechenden Interpretation bezeichnen. Vor den Gefahren einer derartigen Erklärungsweise, deren Beispiele sich leicht vervielfältigen ließen, zu warnen, war die Absicht dieser Zeilen.

Wien. Alois Kornitzer.

Über rationale Auflösungen quadratischer Gleichungen.

In der „Zeitschrift für das Realschulwesen", 5. Heft, 1910, S. 268, wurde eine „Studie über rationale Auflösungen einiger quadratischer Gleichungen" veröffentlicht. Von dem einfachen Falle, daß $a^2 + b^2 - c^2$ Null beträgt, wurde abgesehen. Für Beispiele leichteren Stiles erscheint aber die mit diesem Falle verbundene Lösung auch recht begehrenswert. Allerdings ist diesem Wunsche schon längst Rechnung getragen worden, und zwar meist mit Zuhilfenahme von unbestimmten Gleichungen zweiten Grades. Ich möchte bei dieser Gelegenheit darauf hinweisen, wie man jede ungerade Zahl als a sofort verwenden kann, um damit die anderen Größen b und c durch ganze Zahlen darzustellen. Zum Resultate leitete mich die Reihe der quadratischen Zahlen und ihre erste Differenzreihe. Aus dieser Betrachtung fiel mir folgendes auf: Ist eine Kathete dargestellt durch eine ganze, ungerade Zahl a, so erhält man die andere Kathete und die zugehörige Hypotenuse in Form einer ganzen Zahl, wenn man das Quadrat von a halbiert und $\frac{1}{2}$ subtrahiert, bezw. addiert. Das Quadrat einer ungeraden

Zahl ist bekanntlich eine ungerade Zahl. Anderseits ist

$$a^2 + \left[\frac{a^2}{2} - \frac{1}{2}\right]^2 = \left[\frac{a^2}{2} + \frac{1}{2}\right]^2.$$

Denke ich z. B. an 7, so kommt $\frac{49}{2} \mp \frac{1}{2}$, d. i. 24 und 25, in Betracht. Oder die ungerade Zahl 11 verlangt als zugehörige Seite des rechtwinkligen Dreieckes $\frac{121}{2} \mp \frac{1}{2}$, d. i. 60 und 61. Probe: $61^2 = 3600 + 121$. Man hat also sofort so viele einfache Fälle in Bereitschaft, als es ungerade Zahlen gibt. Folgende Tabelle enthält solche zusammengehörige Zahlen:

3	5	7	9	11	13	15	17	19	21	23	25	
4	12	24	40	60	84	112	144	180	220	264	312	u. s. f.
5	13	25	41	61	85	113	145	181	221	265	313	

Prag-Smichow. Joh. Arbes.

Zweite Abteilung.

Literarische Anzeigen.

Hans Schrader, Archaische Marmor-Skulpturen im Akropolis-Museum zu Athen. Mit einer Heliogravüre und 76 Abbildungen in Kupferätzung. Herausgegeben und der 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Graz gewidmet vom österreichischen archäologischen Institut. Wien, Alfred Hölder 1909.

Kein Besucher des Akropolismuseums, der nur einigen Sinn für die Entwicklung der Kunst besitzt, hat ohne tiefstes Interesse die archaischen Marmorskulpturen gemustert, die uns die griechischen Ausgrabungen auf dem Burghügel von Athen beschert haben. Gar mancher mag es bedauert haben, daß solche Schätze vergangener Kunstblüte nur so stückweise auf uns gekommen sind; nicht zu viele dachten wohl daran, daß sich diese Torsen denn doch vielleicht aus den hunderten von Fragmenten und Fragmentchen, die im Museum untergebracht waren, zu größerer Vollständigkeit ergänzen ließen. Wie fruchtbar aber dieser Gedanken war, zeigt die Arbeit Schraders. Er sagt selbst mit berechtigtem Stolze: „Kaum ein Stück ist im Museum, das nicht durch Anfügung von Fragmenten vervollständigt wäre, manche sind zu neuer Wirkung gebracht, eine ganze Reihe von Stücken — darunter gerade solche von kunstgeschichtlicher Bedeutung — sind durch Zusammenfügung unscheinbarer Fragmente neu gewonnen worden". Das österreichische archäologische Institut hat es übernommen, diese Ergebnisse in einer besonderen Mappe mit kurzem Text und in zwei Textbänden zu veröffentlichen. Obiges Werk verfolgt hingegen den Zweck, einstweilen die Hauptstücke im Bilde vorzuführen und ohne gelehrtes Beiwerk kurz zu erläutern, um die Freunde der archaischen Bildhauerkunst der Alten möglichst schnell mit den Resultaten jener Arbeit bekannt zu machen.

In fünf Kapiteln werden uns die Akroterien des alten Athenatempels, Frauenfiguren, männliche Figuren, Gruppen und Tiere (Reiter) vorgeführt, überall Neues und Schönes, oft ganz Überraschendes, alles mit sorgsamster Abwägung auch der scheinbar

geringfügigsten Umstände, ein wohlüberlegtes Aufbauen auf Grund konkreter und faßbarer Merkmale wie Marmorart, Ornamentik und charakteristischer Stildetails.

Neugewonnen sind ein Mittelakroter vom alten Athenatempel, eine Gorgo, und wohl auch zwei Paare Eckakroterien, Panther und Löwen. Damit ist aber, ein wichtiges Resultat, die Gleichzeitigkeit der Kalbträgerreihe und der entwickelten Poros-Skulpturen erwiesen. Deutliche Spuren von Holztechnik an den neugewonnenen Marmorskulpturen bezeugen deutlich auch für Attika eine der Steintechnik vorausgehende Periode von Holz- und Elfenbeinschnitzerei.

Von Frauenfiguren im „jonisierenden Peplos“ wurde uns eine bis auf den Kopf fast ganz geschenkt, von zwei anderen wurde der Unterkörper, von einer vierten wahrscheinlich der rechte Arm hinzugefunden. Sie alle zeigen in höherem oder geringerem Grade eine neue, raffinierte, vom Osten her vordringende Kunstübung, die unter anderem auch das Gewand durch Anwendung bisher in Attika fremder Instrumente, des Drillbohrers und einer Art Säge, in lebensvoller Weise zu gestalten wußte.

Daran schließen sich drei „Varianten“ des Typus der Frauen im „jonisierenden Peplos“, Figuren des entwickelten Stils, auch sie vervollständigt durch ein großes Stück des Unterkörpers, bezw. den linken Unterarm, dessen Hand einen Vogel, etwa „eine Taube“, trug, und durch Unterschenkel und linken Unterarm; „die linke Hand ... hat offenbar eine Blume ... gehalten“, der rechte Arm könnte ein Reh getragen haben, so daß wir eine Brauronia vor uns hätten. — Zwei Frauenfüße von ganz individueller Bildung und Schönheit werden bestimmten Statuen zugewiesen; man wird gut tun, sowohl für diese Stücke als auch für das Frauenköpfchen Nr. 641, das als Replik des Kopfes 684 angesprochen wird, das große Werk Schraders abzuwarten.

Eine von dem Raffinement der Chioten verschiedene, schlichtere, monumentalere Kunst tritt uns in zwei „Frauenfiguren im Chiton“ entgegen. Von ihnen ist die eine durch die Unterschenkel vervollständigt worden, von der anderen, der Statue einer Göttin, vielleicht einer „Artemis oder Aphrodite“, von der bis jetzt nur das Fragment eines herrlichen Poloskopfes bekannt war, sind auf Grund des Marmors, des Erhaltungszustandes und des Stils Unterteil und Rückenfragmente dazu gefunden. Interessant ist der stilistische Vergleich der ersteren Figur mit der sitzenden Athene des „Endoios“, welch letztere im Gegensatze zu anderen Ansichten mit Recht um etwa zwei Generationen älter als 480 angesetzt und auch wegen Fundort und Erhaltungszustand wieder mit Endoios verknüpft wird. — Der aus sieben Fragmenten zusammengesetzte Unterkörper einer Nike-ähnlichen laufenden Figur, „ein Kabinettstück der entwickelten archaischen Marmorkunst“, bildet den Schluß dieser Frauengestalten.

Von männlichen Gestalten sind drei Statuen in ergänzter Form abgebildet: ein „Apollo", ein prächtiger Knabe und ein eigentümlich gewandeter Jüngling, dessen Kopf bisher irrtümlich einer anderen Statue aufgesetzt war. — Von Gruppen wird uns eine Athene — auch der Kopf ist erhalten — im Kampfe mit einem niedersinkenden Giganten vorgeführt, eine reliefartig behandelte Komposition, die einigermaßen an den Gigantengiebel vom jüngeren Athenatempel erinnert. Ein mehrfach besprochener Jünglingstorso wird mit dem Abspalt eines bärtigen Kopfes zusammen, den schon Studniczka hiehergezogen hatte, im Hinblick auf mehrere Vasendarstellungen als Rest einer Theseus-Prokrustes-Gruppe gefaßt. Aus einer großen Zahl von Fragmenten endlich wird mit hoher Wahrscheinlichkeit eine Gruppe zweier brettspielender Helden mit Athene in der Mitte rekonstruiert, eine Komposition, wie sie wieder von Vasenbildern her vielfach bekannt ist. Es fehlt nur die Basis, auf der gespielt wurde, um die Hypothese zu voller Sicherheit zu erheben.

Endlich sind es einige Tierfiguren, die uns Schrader aus Bruchstücken wieder schenkt: zwei Löwen chiotischen Stils, als Gegenstücke gearbeitet, die Bekrönung einer Stele, von der Heberdey zugehörige Teile gefunden hat; ein prächtiger Jagdhund, nach Stil und Material dem Gigantengiebel eng verwandt, aber, wie die spärlichen, jedoch wichtigen Fragmente eines Gegenstückes beweisen, ein Teil einer der Löwengruppe ähnlichen Komposition, etwa eines Weihegeschenkes „aus dem Bezirke der brauronischen Artemis". Hiezu treten drei Reiterstatuetten: ein stilistisch interessantes, dem „östlichen, aber schwerlich chiotischen Kunstkreise" angehöriges Werk, das aus drei bisher getrennten Stücken zusammengesetzt ist; ein weiteres Exemplar, das nach Hinzufügung des linken Vorderbeines und einer hohen Bauchstütze einen recht merkwürdigen Eindruck macht; schließlich ein feuriges Roß, das vielleicht in ähnlicher Weise von einem Knaben am Zügel gehalten wurde, wie es Fragmente einer anderen, in den Maßen gleichen archaischen Gruppe der Akropolis zeigen.

Diese gedrängte Inhaltsangabe mag einen Begriff geben von der Reichhaltigkeit des Schraderschen Werkes. Ich füge hinzu, daß die Untersuchungen in einem äußerst flotten Stil geschrieben und von einer großen Zahl von Abbildungen begleitet sind, für deren treffliche Ausführung schon der Name Schneiders bürgt, des verstorbenen Direktors des österreichischen archäologischen Instituts, der noch seine letzte Kraft für eine würdige Ausstattung der Schrift einsetzte. Man kann so wohl behaupten, daß das Werk eine der schönsten und willkommensten Gaben ist, die den Teilnehmern an der Grazer Philologenversammlung zukam.

Krems. Dr. R. Weißhäupl.

Zur Literatur der griechischen Tragiker.

1. Karl Kiefer, Körperlicher Schmerz und Tod auf der attischen Bühne. Heidelberg, Winter 1909.

2. John A. Scott, Studies in greek sigmatism. IV. Sigmatism in greek dramatic poetry. Evanston, Illinois, 1909 (American Journ. of Philol. XIX 69 ff.).

3. Eduard Kammer, Ein ästhetischer Kommentar zu Aischylos' „Oresteia". Paderborn, Schöningh 1909.

4. H. F. Müller, Die Tragödien des Sophokles. Mit einer Einleitung über das Wesen des Tragischen. Heidelberg, Winter 1909.

5. Sophokles, erklärt von Schneidewin und Nauck. 3. Bändchen: Oidipus auf Kolonos. 9. Aufl. Neue Bearbeitung von Ludwig Radermacher. Berlin, Weidmann 1909.

6. Ausgewählte Tragödien des Euripides, für den Schulgebrauch erklärt von N. Wecklein. 6. Bändchen: Elektra. 7. Bändchen: Orestes. Leipzig-Berlin, Teubner 1906.

7. Euripidis fabulae ediderunt R. Prinz et N. Wecklein. Vol. I. Pars VII. Cyclops, iterum edidit N. Wecklein. Lipsiae, in aedibus Teubneri 1908.

8. Karl Gerst, Über die „Alkestis" des Euripides. Separat-Abzug aus dem X. und XI. Jahresbericht über das k. k. Kaiser Franz Josef-Staats-Real- und Obergymnasium in Gablonz a. N. 1908, 1909.

1. Bei Aeschylus, dem Schöpfer übermenschlich heroischer Gestalten, soweit wir sehen können, noch keine Darstellung körperlicher Leiden, dagegen bei den beiden jüngeren Meistern Entwicklung vom überwiegend psychologischen zum physiologisch betonten Motiv und damit immer deutlichere Steigerung des naturalistischen Elements — dies die Grundlinien des ersten Teils der Kieferschen Untersuchung, einer durch A. Dieterich sichtbar beeinflußten Erstlingsarbeit. Um den Fortschritt in der Kunst der dramatischen Herausarbeitung des Schmerzes, Krankheitsanfalls usw. nachzuweisen, werden die bezüglichen Szenen des K. Oedipus und der Hekabe (Polymestor), des Hippolyt, der Trachiniai, des Philoktet und des Rhesos (Wagenlenker) im Detail durchgenommen und auf ihren bühnentechnischen Gehalt geprüft. Im zweiten Teil beschäftigt sich der Verf. mit den sich in ähnlichem Sinne vollziehenden Wandlungen in der Durchführung der Sterbeszenen: der, weil der Tod abseits vom Schauplatz eintritt, auf der Bühne nur erzählten der Sieben, der Andromache, der Elektra, der Phoenissen und der Bakchen, dazu der Bericht über vier euripideische Opferungsszenen (Polyxena, Makaria, Menoikeus, Iphigenie); der unmittelbar hinter der Szene vorgehenden: Agamemnon, Choëphoren, beide Elektren; Entrückungen (Helena im Orestes, Oedip. Kol.); Selbstmord (Aias, Antigone, Phaidra, Euadne usw.); Tod auf offener Szene und mutmaßlicher Grund, warum seine Darstellung vermieden zu werden

scheine. — Auf die Bearbeitung des überreichen Stoffes ist anerkennenswerter Fleiß verwendet; über einzelne anfechtbare Behauptungen sowie über gewisse Unzulänglichkeiten der Darstellung hat sich Ref. anderweitig (Wochenschr. f. kl. Philol. 1909, 825) ausgesprochen.

2. Scott zerstört eine alte Legende. Vergleichende Betrachtung des Sigmatismus bei den Tragikern und Aristophanes ergibt ihm, daß der *φιλοσίγματος* Euripides (Eust. Il. 1170, 54) keineswegs so isoliert steht wie Platons (frg. 30 K.) und Eubulos' (frg. 26, 27) bekannte Scherze auf Kosten der Verse Med. 476 (*ἔσωσά σ' ὡς ἴσασιν Ἑλλήνων ὅσοι*) und Andromeda frg. 129 (*ὦ παρθέν', εἰ σώσαιμί σ', εἴσῃ μοι χάριν*) glauben machen können. Trimeter wie Eum. 754 *ὦ Παλλάς, ὦ σώσασα τοὺς ἐμοὺς δόμους*, Oed. Kol. 1342 *ὥστ' ἐν δόμοισι τοῖσι σοῖς στήσω σ' ἄγων*, Plut. 1201 *ἥξει γὰρ ὁ νεανίσκος ὥς σ' εἰς ἑσπέραν* sind bei den betreffenden Dichtern durchaus nichts allzu seltenes. Der Verf. hat die Mühe nicht gescheut, sämtliche vierundvierzig Stücke der vier Meister auf die Häufigkeit der dentalen Sonans durchzuzählen, und herausgebracht, daß Aeschylus 43 Verse mit sieben- oder mehrfachem *σ* hat, Sophokles 54, Aristophanes gar 156; danach kommt auf ein Drama der Durchschnitt von reichlich 6, bezw. 8 und 14 Fällen. Zwischen den beiden letztgenannten Dichtern bildet nun Euripides mit 214 polysigmatischen Versen, d. i. in Bausch und Bogen nahe an zwölf in jedem Stück, ziemlich die Mitte. Obschon diese auf S. 74 gegebene Statistik mit der auf S. 71 für Euripides errechneten Summe nicht ganz stimmt, indem 158 Verse (mit 7 *σ*), 39 (mit 8), 5 (mit 9) und 2 (mit 10) zusammen bloß 204 ausmachen (wie denn überhaupt die Ziffern des Verf., soweit ich mich überzeugen konnte, der Nachprüfung nicht durchwegs standhalten), bleibt doch die Konklusion bestehen: *It is perfectly clear that the sigmatism of all four of these poets is essentially the same.* Ja, Eubulos selbst liefert mit *ταῖς ξυστίσιν ταῖς χρυσοπάστοις στόρνυται* (134 K.), einem in nichts an Parodie mahnenden Vers, den Beleg für eine Zeile mit neun Zischlauten (vgl. Platon 32 *καὶ τὰς ὀφρῦς σχάσασθε καὶ τὰς ὄμφακας*, ein Vers, der deren sieben enthält und in denselben *Ἑορταί* stand, in denen auf den Medeavers angespielt war). „Dies ist auch einer jener auf Euripides zielenden Späße der Komiker, die in die spätere Schulweisheit Eingang gefunden haben, und was lediglich ein Possenspiel war und sein wollte, wurde als ernste literarische Kritik genommen". — Mit diesem Aufsatz steht ein späterer aus derselben Feder im Zusammenhang: Effect of sigmatism as shown in Homer (Amer. Journ. XX 72 ff.). Seine Spitze kehrt sich gegen die Nutzanwendung, die u. a. Ameis-Hentze (zu A 179 f.) aus der Theorie bei Dionysios von Halikarnass (de comp. verb. 100) zieht: *ἄχαρι δὲ καὶ ἀηδὲς τὸ σ καὶ εἰ πλεονάσειε, σφόδρα λυπεῖ· θηριώδους γὰρ καὶ ἀλόγου μᾶλλον ἢ λογικῆς ἐφάπτεσθαι δοκεῖ φωνῆς*

ὁ συριγμός. Daß Sigma nicht *especially the letter of rudeness or passionate anger* zu heißen verdient, ist auf zwei Wegen der Beobachtung erweisbar. An leidenschaftlicher Bitterkeit nimmt es der gänzlich asigmatische Vers des Achilles A 149 ὤ μοι, ἀναιδείην ἐπιειμένε, κερδαλεόφρον mit den beiden vorhin bezeichneten des Agamemnon auf, οἴκαδ' ἰὼν σὺν νηυσί τε σῇς καὶ σοῖς ἑτάροισιν Μυρμιδόνεσσιν ἄνασσε· σέθεν δ' ἐγὼ οὐκ ἀλεγίζω, mit ihrem zwölffachen σ. Das Gegenstück stellt ζ 180 dar: σοὶ δὲ θεοὶ τόσα δοῖεν ὅσα φρεσὶ σῇσι μενοινᾷς, siebenfacher Sigmatismus, da Odysseus auf Nausikaas Haupt allen Segen herabwünscht. *The conclusion to be drawn from calm verses abounding with sigmas and from angry verses without them is irresistible.* Ich füge bei, daß ich vor Jahren bei Gelegenheit des oben genannten Medeaverses an den grundverschiedenen Tenor der Silbenreihe „Sein Herz wuchs ihm so sehnsuchtsvoll" mit ihrem nicht geringeren Reichtum an Zischlauten von ebensowenig kakophonem Charakter erinnern konnte.

3. „An alle diejenigen, welche die griechische Gedanken- und Geisteswelt nicht als abgetan betrachten, vielmehr in ihr den triebkräftigen Samen auch heute noch verspüren, der die Bildung und Gestaltung unserer religiösen Kultur mit beeinflußt hat", wendet sich Kammers Einführung in die Orestie; zumal der Jugend erklärt sie, den Weg zum Verständnis des einzigartigen Werkes bahnen zu wollen. Und soweit wird die Erwartung, einen ästhetischen Kommentar zur Trilogie zu erhalten, erfüllt, als der Hypophet die gesamte Dichtung Szene für Szene mit durchgängiger Paraphrase begleitet, der er reichlich eingestreute Proben einer Übersetzung von eigener Hand zugrunde legt. Im ganzen mögen etwa 2000 Verse, mehr als die Hälfte des Originals, dem Buche eingearbeitet sein. Gebührt somit der begeisterten Schilderhebung des herzergreifenden Ethikers Aeschylus ebenso dankbares Lob wie dem hingebenden Eifer, womit der Verf. unser Fühlen auf das nach außen und innen gleich schwierige Kunstwerk zu stimmen bemüht ist, so kann doch auch nicht verschwiegen werden, daß die Ausführung erheblich hinter dem Wollen zurückbleibt. Verfehlt ist schon die Anlage dieses doch in erster Linie als Stütze der Erklärung gedachten Hilfsbuchs. Man versuche es einmal, an der Hand dieser Analyse den Agamemnon durchzuarbeiten, und man wird alsbald zu der Erkenntnis kommen, daß die beiden Bestandstücke des Kommentars, die Verdeutschung von etwa zwei Fünfteln des Dramas und der mit Raisonnement (Werturteilen über den Dichter und die von ihm geschaffenen Gestalten, Seitenblicken auf die späteren Dichter usw.) versetzte metaphrastisch-exegetische Text, zwei Hälften sind, aber kein Ganzes geben. Der Verlauf der Handlung ist auf den ersten 14 Seiten des Buches reproduziert, ohne daß, von elf Zeilen der Parodos (Iphigeniens Opferung) abgesehen, ein nennenswertes Übersetzungsstück eingefügt wäre. Hieran

reiht sich, bis zur 32. Seite reichend, Klytaimestras Charakterbild und hier erst erscheinen die Feuerpost und die übrigen Prachtstücke ihrer Redegewalt. Auf S. 11 f. ist die Agamemnonszene erzählt, zwanzig Seiten später, im Rahmen der Skizze des Titelhelden, wird eine Blütenlese daraus mitgeteilt. Vom ersten Stasimon erfahren wir Näheres erst auf der 45. Seite, der Prolog des Wächters wird uns bis zur 58. vorenthalten. Ob solche Zerpflückung des Stoffes rationell ist, bezweifle ich. Würden Lehrbehelfe dieser Gattung *κατόπιν ἑορτῆς* gelesen, nachdem man die Trilogie sei es im Urtext, sei es unter Wilamowitz' oder sonst eines *προπομπός* treuem Geleit bewältigt hat, so hätte die geschilderte Anordnung, bei der die Charakterismen sich von der übrigen Stoffmasse wirkungsvoll abheben, ihren guten Sinn; aber dem natürlichen Zweck, den ihrer bedürftigen Leser des Tragikers vor allem anderen im Aufbau des vor seinen Augen werdenden Stückes heimisch zu machen, was wieder den Einblick in die Szenenführung bis ins kleinste voraussetzt, kann jenes Verfahren kaum Genüge leisten. Übrigens sei anerkannt, daß es in den Choephoren und Eumeniden damit sichtlich besser bestellt ist. — Ein weiteres Gravamen, das ich auf dem Herzen habe, betrifft den fast völligen Mangel eines orientierenden Hinweises auf die voräschyleischen Stadien des Mythus. Wohl bringt K. knapp vor dem Schluß seines Buches, um Aeschylus' bildnerisches Verdienst um die nunmehrige Trägerin der Mordhandlung ins volle Licht zu setzen, die bekannten Stellen der Telemachie in Erinnerung, an denen Aegisthus im Vordergrunde der Meuchelei steht; der Verfasser der 'Einheit der Odyssee' unterdrückt auch nicht das *ἔκτα σὺν οὐλομένῃ ἀλόχῳ* und das noch entschiedenere *κείνη ἐμήσατο ἔργον ἀεικές, κουριδίῳ τεύξασα πόσει φόνον* der Nekyia, wenngleich er es „durchklingen" läßt, „daß die Tat nicht ohne das Mitwissen der Königin, vielleicht auch auf ihren Rat, geschehen sei". Der Abschwächung bedarf es nicht, das ausdrückliche homerische Zeugnis für Klytaimestras Täterschaft, ob es nun alt ist ob jung, kann der Originalität des tragischen Dichters keinerlei Eintrag tun. Von den Kyprien aber, vom Frauenkatalog (117 Rz.), von Pindar *οὐδὲ γρῦ*. Zugegeben, daß sie alle an der selbständigen Fortbildung der Sagenmotive geringen Anteil haben mögen, als Etappen auf dem Wege vom Epos zur Skene verdienen sie eine Wertung. Vollends Stesichoros: der Einfluß seiner Orestie auf die des Tragikers werde noch so niedrig geschätzt[1]), daß man den Namen des sizilischen 'Schicktanz' in dem Kommentar zu einem Bühnenwerk voll hoher

---

[1]) Wenn Wilamowitz, Opf. a. Gr. 250, es „sehr seltsam" findet, daß der Athener für den „fast heimischen" Stoff der Orestie von dem Himeräer hätte borgen sollen, scheint er der großen Anziehungskraft, die die Insel auf den *vir utique Siculus*, wie ihn Macrobius nennt, auf der Höhe seines Lebens augenscheinlich geübt, und der reichen Anregung, die sie ihm bekanntermaßen geboten hat, zu wenig Rechnung zu tragen.

chorischer Poesie vergeblich sucht, ist fast dazu angetan, das Buch wissenschaftlich zu diskreditieren. — Und nun ein Drittes und Letztes. Mußten es Verse sein? Tat es nicht auch eine rechtschaffene Umschrift in Prosa? Dem Übersetzer war „der allerengste Anschluß an den griechischen Text einziger Grundsatz"; diesen unverwandt im Auge, hätte er besser getan, sich vom rhythmischen Zwang gänzlich frei zu halten. Es bliebe ihm so erspart, sich sagen lassen zu müssen, daß ein aufs Geratewohl zustandegekommenes *δωδεκασύλλαβον* noch kein Trimeter zu sein braucht. Oder ist dies einer: Cho. 1059 W.

ὑμεῖς μὲν οὐχ ὁρᾶτε τάσδ', ἐγὼ δ' ὁρῶ

Ihr ja seht, die dort sind, nicht! Ich doch sehe sie?

Weiterer Belege, die sich in beliebiger Anzahl beibringen lassen, hoffe ich bei den Lesern dieser Blätter überhoben zu sein. Soviel dürfte feststehen, daß die Virtuosität des Verf. im Zustandebringen unqualifizierbarer Pseudoverse auch mehr als bescheidenen Ansprüchen genügt. Ich gestehe, wenigstens noch selten so viele und so arge Vergehungen gegen die fundamentalsten Forderungen des deutschen Sprachgeists an die gebundene Rede beisammen gefunden zu haben.

4. Der pharisäisch verstiegenen und der rabulistisch verzwickten Deuterei des Tragischen hätten wir nun nachgerade die Fülle. Gegen sie und die ihr verschwisterte Splitterrichterei, die an den um Theorien leider so wenig bekümmerten Schicksalskündern des attischen Theaters immer wieder ihr Mütchen kühlt, ist Müllers apologetischer Streifzug gerichtet. Als beredter Anempfinder, der nicht nach dem Ruhm der Originalität geizt, wohl aber seine Sache mit sympathisch berührender Wärme führt, will er, anders als ältere und neuere Erklärer, die ohne eine Adäquation zwischen Schuld und Sühne bei Oedipus, Antigone, Deianeira nicht auskommen, den Weg zu voraussetzungsloser Erfassung des Begriffs sophokleische Tragik frei machen. Was Lessing und Goethe, Schiller und Immermann, Welcker und Freytag, Geibel und Jordan, Paulsen und Wilamowitz und noch andere, zuvörderst aber seine vorgezogenen Eideshelfer Rohde und Plüß über tragische Lust und tragische Kunst zu sagen wissen, verwebt er mit viel Geschick in seine Analysen, deren älterer *bête noire*, dem *μισοσοφοκλῆς* Georg Günther, er in Christian Muff (Sophokles in der Schule, Vortrag auf der Philologenversammlung zu Halle, abgedruckt Neue Jahrbb. 1904, S. 65 ff.) eine jüngere zugesellt. „Muff macht sich für die Schule einen Sophokles *in usum delphini* zurecht. Aus Furcht vor dem Gift des Pessimismus schiebt er alles Herbe und Harte, Niederdrückende und Grausige beiseite oder glättet und modelt es so lange, bis es ihm bequem ist und seiner Theorie von der beglückenden Erhebung sich fügt" ... „Ich wünsche, daß meine Schüler durch die tragische Dichtung von des Lebens Leid und Nichtigkeit, von der Hinfälligkeit des menschlichen Glückes, von dem Ernst und der Schwere des menschlichen Daseins hören. Bleibt ein herber Geschmack

zurück, so ist das gesund und herzstärkend". Bildet so für den Verf. die Irrationalität des großen, gigantischen Schicksals als tragischer Entelechie den leitenden Gedanken, so fehlt es doch auch nicht an der Prüfung der sophokleischen Technik von der charakterologischen Seite her. Athenes hämische Rachsucht im Aias, Elektras schier unweibliche Härte, Philoktets Mangel an Stoizismus finden ihre Rechtfertigung aus den Geboten der dramatischen Kausalität, desgleichen Oedipus' „Wahn wohlmeinender, aber beschränkter Einsicht", wie Rohde es lapidar ausdrückt. Zur Klärung der Ansichten in der so heftig umkämpften Materie der Freiheit und Notwendigkeit im Leben und auf den Brettern wird Müllers flott geschriebenes Buch das Seine beitragen.

5. Dem im Jahrgang 1908 dieser Zeitschrift, S. 738 (späterhin auch Berl. philol. Wochenschr. Bd. 29, S. 1265) besprochenen Philoktet von Radermacher ist in nicht gar langer Frist der Oedipus auf Kolonos gefolgt, bearbeitet in dem dort in Kürze charakterisierten Geist eines seiner Sachgründe und Wegziele bewußten Konservativismus. Von der hiedurch bedingten Schärfe des Gegensatzes zu Naucks theoretischer und praktischer Haltung in textkritischen Dingen gibt, um ein Beispiel anzuführen, die Behandlung des Preislieds auf Kolonos den klarsten Begriff: es ist nicht bloß *κράτιστα γᾶς ἔπαυλα* samt dem respondierenden *κατ' ἦμαρ ἀεὶ in integrum* restituiert und *νάσῳ Πέλοπος πώποτε* sowie *αὔχημα μέγιστον* aus den Fesseln erlöst, sondern auch *παιδοτρόφου* und *τὸ μέν τις* in der zweiten Strophe behaupten den Platz; überdies hat 698 *ἀγήρατον* der Lesart des Parisinus und 674 Dindorfs *νέμουσα* dem überlieferten *ἀνέχουσα* weichen müssen. Acht Revindikationen auf etliche vierzig Verse ist nicht wenig, und daran wird sich ermessen lassen, wie sehr überhaupt der Text in dieser neuesten Redaktion von dem des Jahres 1883 absticht. Ich zähle unter beiläufig hundert Fällen divergierenden Wortlauts etwas mehr als siebzig, wo der neue Herausgeber die Lesungen der Haupthandschrift auf Kosten der textgewordenen Konjektur, von Triclinius (1564 *νεκρῶν*) bis auf Blaydes und Herwerden (dieser zu 988 *ἁλώσομαι*, jener zu 388 *τί δὲ τεθέσπισται νέον*) wieder zur Geltung bringt. Dem Erben kann es niemand verdenken, wenn er vom *beneficium inventarii* reichlichen Gebrauch macht und die Übernahme der — Dubiosen ausschlägt. Aufs deutlichste prägt sich der Grundsatz, der da lautet: dem Überlieferten sein Recht, und mit blindem Wortaberglauben nichts gemein hat, in der Interpolationskritik aus. Während die achte Auflage an sechzehn Stellen Streichung von Vollversen aufweist (in Summa sind es 24, z. T. nach dem Vorgang Hirzels u. a. athetierte Verse, d. i. 14 per Mille), tilgt R. alles in allem sieben (den daktylischen Vierheber 251 mit Hense, 329 f. aus eigenem; in den vier übrigen Fällen, die durchwegs den Schlußszenen vom fünften Epeisodion ab angehören, folgt er Nauck). — Der Schwer-

punkt der Arbeit liegt im Kommentar, in den die durchaus neu gestaltete Einleitung einbezogen werden muß. Von der noch von Schneidewin herrührenden nämlich, die gegen zwei Bogen füllte, ist nichts geblieben als das z. T. Ludwig Roß' Worte wiedergebende Exzerpt über den Schauplatz der Handlung; an Stelle der 19 Seiten umfassenden Inhaltsparaphrase ist ein höchst summarischer Bericht in 17 Zeilen (S. 8) getreten. Den Ersatz bildet eine vergleichende Analyse des in Ost und West begegnenden Entrückungsmythus und den Kern dieser Studie der Satz, daß vermutlich „in einem altadeligen, vornehmen Geschlecht des Demos Kolonos geheime Überlieferung über einen Ödipuskult bestand, zu dessen Hüter der Ahnherr einst von König Theseus bestellt sein sollte; es ist zunächst nur ein Familienkult, den Sophokles, selbst aus Kolonos gebürtig, durch seine Dichtung zu hohen Ehren brachte“ [1]. — Aus den auf die Dramaturgie und die äußere Geschichte des Stückes bezüglichen Punkten, die im Verlaufe der Einleitung weiterhin zur Sprache kommen, sei der eine herausgehoben, der die Zeit seiner Entstehung, das Verhältnis zum Philoktet und die Nachricht der zweiten Hypothesis betrifft, *ἐπὶ τετελευτηκότι τῷ πάππῳ Σοφοκλῆς ὁ υἱδοῦς ἐδίδαξεν, υἱὸς ὢν Ἀρίστωνος, ἐπὶ ἄρχοντος Μίκωνος* (401). Gewiß ist die Angabe der ersten Hypothesis, der Dichter habe den Oed. a. Kol. *ἤδη γεγηρακὼς* geschrieben, mit der anderen, so gut wie urkundlichen, daß er den Philoktet 409, also im Alter von 85 Jahren, aufführte, auch dann nicht unvereinbar, wenn man unser Drama vor den Philoktet setzt. Inwieweit den für diesen Ansatz ins Treffen geführten Beweismomenten, z. B. dem einen, daß der Chor hier ein „wesentlicher Bestandteil der Handlung“, dort in euripideischer Weise ein Hindernis für sie sei, die volle Triftigkeit zukommt, wäre eine Frage für sich, die hier nicht ausgetragen werden kann. Der Herausgeber sucht aber auch die Glaubwürdigkeit der erwähnten Tradition über die posthume Inszenierung des Dramas zu erschüttern mit der Begründung, die weihinschriftlich beglaubigte Existenz eines *Σοφοκλῆς Ἰοφῶντος ἐκ Κολωνοῦ* nötige uns, zwei gleichnamige Enkel des Dichters anzunehmen, also zu einer „Tatsache, die an sich nicht unmöglich ist, aber dem kritischen Betrachter doch die Vermutung einer Verwechslung nahelegt“. Damit, daß der Sohn des *γνήσιος* (Suid. s. *Ἰοφῶν*) mit dem des *νόθος* (schol. Frö. 78)

---

[1]) Es verdient Erwähnung, daß R. in der Aufrechthaltung des überlieferten *τῷ προφερτάτῳ μόνῳ* (1531) gegen Naucks Auffassung (Mél. Gr.-Rom. II 690) mit Whitelaw zusammentrifft, der *but to one, thy chiefest* übersetzt; im übrigen hat Nauck weder dem *τῷ πρεσβυτέρῳ υἱῷ* des Scholiasten viel Gewicht beigelegt noch auch geleugnet, daß *προφέρτατος* den 'am meisten bevorzugten' bedeuten könne. — Ich füge bei, daß L. Campbell das von R. angezogene Fragment der Niobe 409 (nicht 404) *ἦ γὰρ φίλη 'γὼ τῶνδε τοῦ προφερτέρου* durch *who is mightier than they* wiedergibt.

infolge der Homonymie „verwechselt“ werden konnte, ist doch wohl zugestanden, daß die (derart von Theorie' auf Nikostrates Enkel übertragene) Nachricht der inneren Wahrheit nicht entbehrt. Gegen die Annahme zweier Enkel gleichen Namens hat auch Bergk (Comment. de v. Soph. XVIII 68) nichts Ernstliches eingewendet, und die Wiederkehr der Benennung ist in der Tat um nichts auffälliger als etwa die des Namens Megakles im Stemma der Alkmeoniden (M. des Kleisthenes Sohn und M. des Hippokrates Sohn, beide Megakles', Sohnes des Alkmeon, Enkel: Kirchner Prosop. 9688). Über die sehr bedingte Verwertbarkeit der Zeugnisse des Satyros hinsichtlich des Phratorengerichts und vollends des Hermesianax in Sachen der Liaison mit der Sikyonerin täuscht sich ja niemand; ihr anekdotischer Charakter aber steht in so offenkundigem Kontrast mit dem didaskalischen des fraglichen Anfangssatzes der zweiten Hypothesis, daß er das daselbst vom Sohn des Ariston Behauptete nicht zu beeinträchtigen vermag. Ich stehe nebenbei bemerkt nicht an, der unbekannten Quelle des Suidas die fünf Söhne des Sophokles, als deren mittelsten sie Ariston namhaft macht, zu glauben, trotz Bergk, Litg. 3, 365, 31. — An Umfang übertrifft der nunmehrige Kommentar den Nauckschen, wenn ich die daraufhin genauer geprüften ersten 500 Verse zum Maßstab nehmen darf, um ein gutes Drittel. An dem Plus haben die Verweisungen auf den nachklassischen und spätgriechischen Sprachgebrauch hervorragenden Anteil. Wie nach dem oben Gesagten zu erwarten steht, dienen sie dazu, den konservativen Tenor der Bearbeitung mitzubestimmen; als frappantesten Beleg nenne ich 1604 *ἐπεὶ δὲ παντὸς εἶχε δρῶντος ἡδονήν*, wo für die schon von Brunck (zu 74) gegebene Erklärung *δρῶντος = δρωμένου* an Wendungen erinnert wird wie die bei Galen begegnende *ἐν τῇ προγεγραφυίᾳ ῥήσει* oder Marinos im Leben des Proklos *ἐκ τῶν ἀπεμφαινόντων θρήνων*. Genau so Wieland, Übersetzung der Helena, S. 296 der Wiener Ausgabe 1814: die vorhabende Totenfeier, oder der Bericht der Neuen Freien Presse (Abendblatt vom 6. Oktober 1909) über einen Mordprozeß: ein stets bei sich führendes Rasiermesser. Ich bezweifle nur, ob wir den Dichter, der in derselben Botenrede 1644 *μανθάνειν τὰ δρώμενα* schreibt (vgl. 1144), für dergleichen 'Verschiebungen im Gebrauch der genera verbi' (Thumb, Gr. Spr. 127), die aufgelegten Solözismen gleichsehen wie ein Ei dem andern, haftbar zu machen berechtigt sind.

6. Der didaktische Wert der Weckleinschen Tragikerkommentare ist seit nun bald vierzig Jahren anerkannt. Dem was er im Vorwort zum Prometheus (November 1871) angestrebt zu haben erklärt, „eine allseitige Erklärung des Stückes, eine durchgängige grammatische und sachliche Erläuterung und die Erörterung des Zusammenhangs, wo es geboten schien“, ist er auch als Bearbeiter des Euripides (seit 1873) treu geblieben. Da ich über die beiden, für den Schulgebrauch bestimmten Ausgaben der

Elektra und des Orestes bereits in der Berl. philol. Wochenschr. (1908, 1457) in Kürze Bericht erstattet habe, möge mir an dieser Stelle ein ergänzender Hinweis auf die Ausführungen von Martinak und Schenkl (im Kanon der altsprachl. Lektüre S. 16 f. und 45 f.) erlaubt sein. Aus den vom ersteren aus dem Gasparischen Lehrplanentwurf vom J. 1764 mitgeteilten Daten ist ersichtlich, daß das theresianische Österreich sich gegen den *τραγικώτατος* nicht geradezu ablehnend verhält, aber ihm mit der homöopathischen Dosis ausgewählter Stellen aus der einen Hekabe Genüge getan zu haben glaubt. Indessen ist Homer auch nicht besser dran, dessen Lektüre sich auf Ilias I beschränkt! Daß Sophokles „von den drei Tragikern für die Schule tatsächlich der geeignetste ist, geben auch diejenigen zu, die für die Lektüre des Euripides eintreten", bemerkt Heidrich (Österr. Mittelsch. XXI 161) gewiß mit Fug und Recht, wenn auch Schenkl zuzugeben ist, daß im Hinblick auf Goethe, Schiller, Grillparzer (ich füge Racine bei) die Heranziehung einer Euripides-Chrestomathie von Vorteil wäre.

7. Wesentlich anders sind die Zwecke geartet, die Wecklein's Cyclops im Rahmen der kritischen Ausgabe verfolgt, als deren siebentes Stück er zuerst 1898 erschien. Da ich auch ihn in Fuhrs Wochenschrift (1910, 385) kurz besprochen habe, sei hier nur über die ungemein rege Konjekturalkritik des Herausgebers ein Wort gesagt. Über das nicht besonders umfängliche Stück schüttet er ein vollgerüttelt Maß von 98 eigenen Vermutungen aus; an Murrays Reserve gemessen, in dessen gleichzeitiger Rekognition eine Textänderung eigener Hand im Durchschnitt alle fünfzig Zeilen vorgenommen oder vorgeschlagen wird (ich zähle ihrer vierzehn), fällt jene beträchtliche Zahl (in jedem siebenten der 709 Verse eine Konjektur) doppelt auf. Rechnet man die 28 Vorschläge ab, denen ihr Urheber im Anhang unter hunderten anderweitiger Herkunft den Platz dritter Güte anweist, so bleiben immer noch 70, worunter neun dem Text einverleibte. Wieviel davon sich dauernd bewähren wird? An zwei Fällen, in deren einem W. mit seinen Bedenken allein steht, während er im zweiten eine Reihe von Vorgängern hat, kann die ephemere Natur jener Gattung von Konjektaneen, die nichts für sich haben als die Leichtigkeit, mit der sie ein formgewandter Stilkenner produziert, *ad oculos* demonstriert werden. Zu 304 ff. (*ἅλις δὲ Πριάμου γαῖ' ἐχήρωσ' Ἑλλάδα, πολλῶν νεκρῶν πιοῦσα δοριπετῆ φόνον, ἀλόχους τ' ἀνάνδρους γραῦς τ' ἄπαιδας ὤλεσε πολιούς τε πατέρας*) wird im Kommentar (Meisterwerke d. Gr. u. R. VIII, S. 35) bemerkt, *ἀνάνδρους* und *ἄπαιδας* drücke proleptisch aus, „inwiefern Troia die einzelnen unglücklich gemacht hat (*ὤλεσε*). Dies würde auch im folgenden der Fall sein und es würde nicht eine Hauptklasse der ihrer Lieben Beraubten fehlen, wenn *παῖδας τ' ἀπάτορας* geschrieben wäre". Letzteres sei zugegeben: die Trichotomie *ἀνάνδρους—ἄπαιδας—ἀπάτορας* würde noch stärker wirken

in dem Augenblick, da Odysseus dem Kyklopen das Jammergeschick der *λελειμμένοι* herzbeweglich vorzuhalten im Begriff steht; aber: wer vermag zu sagen, was den Dichter bewog, sich auf zwei Kategorien von Beraubten, Gattinnen und Elternpaare, zu beschränken und deren zweite zweigliedrig zu bezeichnen, wobei kein Zweifel darüber obwalten kann, daß die Prolepsis des *ἄπαιδας* sich auf die *πολιοὶ πατέρες* miterstreckt (was ich nur deshalb sage, weil W.s obige Worte so klingen, als wollte er es leugnen). — Die zweite Stelle, die ich meine, 495 ff. *μάκαρ ὅστις εὐιάζει... φίλον ἄνδρ' ὑπαγκαλίζων ἐπὶ δεμνίοις τε ξανθὸν χλιδανῆς ἔχων ἑταίρας μυρόχριστος λιπαρὸν βόστρυχον*, ist seit Scaligers Zeiten, besonders aber seit Gottfr. Hermann über das metrisch und sachlich gleich unmögliche *ξανθόν* den Stab brach, vielfach Gegenstand kritischer Versuche gewesen. Hermanns *κάλλος*, Meinekes *ἄνθος*, Hartungs *μαστόν*, Weckleins *κᾶπον*, eine Stufenleiter vom Diskreten zum Massiven, genügen keines, obwohl ja, wie Wilamowitz bemerkt („auf des Freundes Arm sich stützend, geht man aus und sucht Gesellschaft eines losen lieben Mädchens", während Hintner übersetzt: „In dem Arm den Freund umfangend, auf dem Bett die holde Blüte eines üppig-schönen Weibes"), der „Sinn sicher ist". In der Hauptsache wohl; nur ist, sollt' ich meinen, Wecklein samt allen jenen auf dem Irrweg, die um die Wette eines der *permulta et honesta et turpia* zu eruieren suchen, *quorum unum hic fuerit commemoratum*. Wie? Der selige Komast erfreut sich, und oberflächliche Betrachtung der durch *τε* verknüpften Partizipien scheint es zu beweisen, unter einem der Reize des Freundes, den er *bras dessus bras dessous* gefaßt hat, und der Freundin, *κᾶπον ἔχων*? Beweist nicht *θύραν τις οἴξει μοι*, ob man es nun *κακεμφάτως* nimmt oder nicht, daß wir uns noch im Stadium der Präliminarien befinden? Trügt mich nicht alles, so schrieb der Dichter vielmehr *ἐπὶ δεμνίοις τε κανθὸν χλιδανῆς ἔχων ἑταίρας* (= *ἐπέχων δεμνίοις*, vgl. Luk. dial. mar. 1, 2 *μόνῃ ἐμοὶ ἐπεῖχε τὸν ὀφθαλμόν*): den Freund im Arm, äugelt er nach den Kissen des süßen Mädels. In der szenischen Poesie ist das Wort zwar nicht erhalten, hat aber im Melos nichts Befremdliches.

8. Der erste der vier Abschnitte, in die sich Gersts Arbeit über die Alkestis gliedert, gelangt im engen Anschluß an Wilamowitz' Quellenanalyse im Isyllos zu dem Ergebnis, daß der euripideischen, kanonisch gewordenen Sagenform die hesiodische Eöe zugrunde liege, deren dürftige Spuren sich aus sieben Versen und ein paar mythographischen Brocken zusammensetzen. Wie nun der Tragiker den überkommenen Stoff für seine Zwecke geformt, was er der epischen Quelle entnommen, was er ausgeschieden, was er endlich neu geschaffen oder richtiger Phrynichos abgeborgt habe, sucht das zweite Kapitel, z. T. in Erwiderung auf Blochs Alkestisstudien (N. Jahrbb. 1901), festzustellen. Hier würde, wie auch im

dritten Teil, der den Inhalt des Stückes und die Charaktere des Admet und Herakles analysiert, sowie im vierten, wo der Verf. die künstlerische Tendenz des *δρᾶμα σατυρικώτερον* bespricht. Berücksichtigung der Studie von Ebeling in den *Transactions of the Americ. Philol. Assoc.* 1898, von Nutzen gewesen sein. Eigentlich Neues ergibt die Untersuchung nirgends; ihr Verdienst liegt in der umsichtigen Prüfung älterer Ansichten und ihrer gelegentlichen, durch gute Gründe gestützten Zurückweisung: so werden gegen Blochs Ansetzung der ursprünglichen Medea auf 455, das Jahr der Peliaden, und seine Überarbeitungshypothese triftige, aus dem Stück selbst genommene Argumente vorgebracht.

Wien. Siegfried Mekler.

A. Meillet, Einführung in die vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprachen. Vom Verf. genehmigte und durchgesehene Übersetzung von Wilh. Printz. Leipzig und Berlin, Druck und Verlag von B. G. Teubner 1909. XVIII und 330 SS.

Die erste Auflage des französischen Originals, welche im Jahre 1903 erschienen ist, habe ich im LIV. Jahrgang (1903), S. 732 f. angezeigt. „Die vorliegende Übersetzung folgt im allgemeinen getreu der zweiten Ausgabe, die Ende 1907 erschienen ist. Doch enthält sie eine ziemlich beträchtliche Anzahl Verbesserungen, die teils vom Verf. selbst herrühren, teils vom Übersetzer vorgeschlagen wurden und des Verf.s Billigung fanden" (S. VII). Über Plan und Anlage des Werkes, welche in der zweiten Auflage, also auch in der Übersetzung eine wesentliche Abänderung nicht erfahren haben, gibt zwar die oben erwähnte Besprechung der ersten Auflage des französischen Originals Aufschluß, jedoch will ich nicht unterlassen, die inhaltliche Gliederung des Stoffes hier neuerdings kurz zu skizzieren und so zur Kenntnis des Lesers zu bringen. Der ganze Stoff wird in neun Kapitel gegliedert, welche der Reihe nach folgende Gegenstände behandeln: Methodik (S. 1 bis 24); Die indogermanischen Sprachen (S. 24—38); Lautlehre (S. 39—81); Prinzipien der Formenlehre (S. 82—113); Das Verbum (S. 113—150); Das Nomen (S. 150—217); Der Satz (S. 217 bis 231); Zum Wortschatz (S. 232—255); Über die Entwicklung der indogermanischen Dialekte (S. 256—271). Das letzte Kapitel, dessen Inhalt eine viel ausführlichere Behandlung in dem Werke von A. Meillet 'Les dialectes indo-européens (Collect. linguist. publ. par la Soc. de linguist. de Paris I.) erfahren hat, ist in der zweiten Auflage neu hinzugekommen. — Im Anhange der deutschen Übersetzung wird „Ein Überblick über die Entwicklung der vergleichenden Grammatik" (S. 272—295) gegeben, ferner „Bibliographische Angaben" (S. 295—304), endlich ein Wort- und Sachregister

(S. 305—330), von denen das erstere über Anregung des Übersetzers in dankenswerter Weise hinzugefügt worden ist. Auch soll hier noch darauf hingewiesen werden, daß die französischen Beispiele des Originals durch entsprechende deutsche ersetzt worden sind, durch deren passende Auswahl das Buch für den deutschen Benützer erst recht brauchbar wurde. Ich kann daher mein abschließendes Urteil über unser Buch nur dahin zusammenfassen, daß es in hervorragendem Maße geeignet ist, den angehenden Studenten in die Aufgaben und Probleme der indogermanischen Sprachwissenschaft einzuführen, ihn zum Studium der Geschichte der einzelnen indogermanischen Sprachen anzuregen und sein Interesse für die Erforschung des „Parallelismus in der Entwicklung der indogermanischen Sprache", wie sich der Verf. in dem Vorwort zur zweiten französischen Ausgabe ausdrückt, wachzurufen.

Diese „Einführung" verdient daher die wärmste Anempfehlung und kann der sorgsamsten Beachtung der Fachgenossen sicher sein.

Innsbruck. Fr. Stolz.

M. Tullii Ciceronis De virtutibus libri fragmenta. Collegit Hermannus Knoellinger. Bibliotheca scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana. 1908. Lipsiae. In aedibus B. G. Teubneri. 96 pag.

Während die Zahl der aufgefundenen Fragmente griechischer Klassiker lange Zeit hindurch stetig anwuchs, waren wir in Bezug auf römische Literaturfunde nicht so glücklich. Da haben wir nun Bruchstücke einer philosophischen Schrift Ciceros *De virtutibus* vor uns. Es muß aber gleich in vorhinein bemerkt werden, daß die neue Entdeckung in französischer Sprache vorhanden ist, die Knoellinger erst ins Latein übertragen mußte.

Antonius de la Sale, ein französischer Gelehrter des XV. Jahrhunderts, erwähnt in seiner Schrift eine Reihe von Stellen aus Ciceros Schrift *De virtutibus*, wie schon erwähnt, in französischer Sprache. „*Je treuve*", sagt er, „*en un des livres de Tulles, que il nomma De virtutibus, que ils sont huit choses souveraines....*" Die Schrift de la Sales verfolgt einen ganz bestimmten Zweck, da sie dem Herzoge Johann von Kalabrien gewidmet ist. Von den Gewährsmännern des Altertums sagt Charisius (ein Grammatiker am Ende des IV. Jahrh. n. Ch.), Cicero habe eine Schrift '*De virtutibus*', Hieronymus (Kommentar zum Propheten Zacharias) und Augustinus *(De trinitate)* '*De quattuor virtutibus*' verfaßt. In neuester Zeit prüfte Werner Soederhjelm die beiden vorhandenen Handschriftengruppen kritisch, Gustavsohn veröffentlichte über de la Sales Buch eine Abhandlung in der Berliner philolog. Wochenschrift und Rich. Wuensch in der Zeitschrift für französ. Spr. und Literatur.

An die Übersetzung fügt Knoellinger eine Reihe von Untersuchungen an (S. 40—76). In erster Linie erscheint natürlich die Erörterung der Frage, ob der von de la Sale erwähnte Tulles identisch ist mit M. Tullius Cicero. Der Inhalt der Schrift stimmt nun mit dem Sprachgebrauche Ciceros, besonders in den Schriften *de officiis* und *de re publ.* vollkommen überein. Wenn man einwenden wollte, daß de la Sale acht Haupttugenden *(choses souveraines)* aufstellt, während wir sonst nur von vier römischen Kardinaltugenden wissen *(prudentia, fortitudo, continentia* und *iustitia),* so liegt die Erklärung darin, daß de la Sale, dessen Schrift einem regierenden Herzog gewidmet ist, die *iustitia* neuerdings in vier Tugenden spaltet. Bei dieser Gelegenheit sollte Knoellinger auch auf Horaz Oden III 1—4 hinweisen. — Im letzten Abschnitte (S. 77—91) werden dann als Ergebnis der Untersuchung 22 Bruchstücke teils größeren, teils geringeren Umfanges aufgestellt. Die Fragmente, die unzweifelhaft auf Cicero zurückgehen, sind im Druck durch gerade Lettern, jene Sätze aber, bei denen bezüglich des Wortlautes noch immer ein Zweifel bestehen kann, mit schiefen Typen kenntlich gemacht.

Die Übersetzung, die uns Knoellinger bietet, ist gewandt und fließend; der '*color latinus*', der nach dem Vorworte angestrebt wird, ist im ganzen gewahrt, aber geradezu unbegreiflich ist, wie S. 11, Z. 11 v. u. diese Form von *humilis* und S. 58, Z. 16: „*quaesturi sumus*" stehen bleiben konnte. Aufgefallen ist dem Berichterstatter ferner S. 59: *Ciceronem quoque quattuor virtutes accepisse legimus;* S. 63: *fugi adulatores iubet Antonius;* S. 68: *sequeretur enim, ut ... verisimile sit;* u. a. — Der Verf. hat den Freunden der philosophischen Schriften Ciceros durch Veröffentlichung und Übersetzung der Schrift de la Sales und die scharfsinnige Aufdeckung der Bruchstücke dieser Ciceronianischen Schrift eine angenehme Überraschung bereitet, für die sie ihm sicher Dank wissen werden.

Prag. Emil Gschwind.

F. Teichmüller, Das Nichthorazische im Horaztext. Erstes Stück: Das Nichthorazische in den Epoden. Verlag für Literatur, Kunst und Musik. Leipzig 1908. 91 SS.

Der Verf. ist der Ansicht, daß der überlieferte Text des Horaz von Schwächen wimmle, daß er des Unverständigen so viel enthalte, daß nicht etwa bloß ein Dichter, sondern jeder, der auf die Geltung eines halbwegs verständigen Menschen Anspruch mache, sich seiner zu schämen habe. Wolle man an der Annahme festhalten, daß der überlieferte Text sich im wesentlichen mit der Hand des Dichters decke, so werde das unweigerlich dazu nötigen, Horaz auf die Stufe eines sehr minderwertigen Autors herabzu-

drücken. Er beruft sich hiefür zunächst auf die Urteile Teuffels, L. Müllers, Peerlkamps und Lehrs, weist dann auf die Untersuchungen von Keller-Holder und Vollmer über die Geschichte unseres Horaztextes hin, die dargetan hätten, auf wie schwachen Füßen der urkundliche Wert der Horazhandschriften stehe, und zeigt endlich, daß das Echthorazische von achtbarer Gediegenheit sei, daß Horaz, der bei seinen Zeitgenossen so hohe Anerkennung gefunden habe, über ausreichendes kritisches Vermögen verfügte, sich auch ausreichend bemühte, feinen Geschmack nicht verleugne, in seiner Diktion einfach und klar sei usw. Zu diesem Charakterbild des Echthorazischen stimme nun vielfach der überlieferte Text so wenig, daß es Pflicht der Wissenschaft sei, den Dichter von dem Wuste, unter dem er verschüttet liege, zu befreien.

Der Verf. zeichnet nun auf 47 Seiten alles auf, was im überlieferten Texte der Epoden seiner Ansicht nach das horazische Gepräge vermissen läßt; hiebei eignet er sich viele Ausstellungen, die bereits von anderen gemacht worden sind, an, sucht sie aber öfters noch triftiger zu begründen. Dann folgt als Anhang „der neue Text", von dem Verf. hofft, „daß er besser beschaffen sei als der überlieferte"; hiefür beansprucht er nicht „die Geltung der Hand des Horaz", sondern will bloß zeigen, daß man etwas Besseres an Stelle des Überlieferten setzen könne. Separat werden dann die „Emendationen" zusammengestellt, d. h. Änderungen, die vermöge ihrer geringen Abweichung vom Buchstaben der Überlieferung den Gelehrten zur Beachtung empfohlen werden.

Wenn Teichmüller S. 17 sagt, daß die Kritik, falls sie sich herbeilasse, seine Textkritik zu widerlegen, wohl oder übel den Beweis zu erbringen haben werde, daß der neue Text mit nichten den alten übertreffe, so befürchte ich sehr, daß er vergeblich auf eine Widerlegung warten wird. Denn wer wird Zeit und Lust haben, so unglaubliche Einfälle, wie sie hier der Verf. zum besten gibt, ernstlich widerlegen zu wollen? Ich wenigstens glaube dieser Verpflichtung vollkommen überhoben zu sein, wenn ich den Lesern dieser Zeitschrift einige Proben von Teichmüllers Text der Epoden sowie seiner „Emendationen" zu den übrigen Werken des Horaz, die als Anhang II S. 85—91 beigegeben sind, vorlege; ihr Urteil kann gar nicht zweifelhaft sein.

Text von Haupt-Vahlen, ed. V.	Der neue Text Teichmüllers. (Die „Emendationen" sind gesperrt gedruckt.)
Epod. II.	Epod. II.
1 ff. *Beatus ille qui procul negotiis,* *ut prisca gens mortalium,* *paterna rura bobus exercet suis* *solutus omni fenore,* *neque excitatur classico miles truci,* *neque horret iratum mare,*	*Beatus ille est et procul negotio,* *ut prisca gens mortalium,* *qui rus paternum bobus exercet suis* *liber voraci fenore,* *forumque vitat et superba civium* *praestantiorum limina.*

forumque vitat et superba civium potentiorum limina. ergo aut adulta vitium propagine usw.	*Hic nec gravatur classico miles truci nec nauta raptatur Noto;* (= v. 6 *Sed aut adulta vitium propagine* usw.
23 ff. *libet iacere modo sub antiqua ilice modo in tenaci gramine: labuntur altis interim rivis aquae, queruntur in silvis aves.*	*licet iacere nunc sub antri rupibus, nunc in tenaci gramine. laborat artis interim ripis aqua et rixantur in silvis aves.*
37 ff. *quis non malarum quas amor curas habet haec inter obliviscitur?*	*quis non calorum, quos amor nummorum habet, haec inter obliviscitur?*

Epod. VII.	Epod. VII.
1 ff. *Quo, quo scelesti ruitis aut cur dexteris aptantur enses conditi?*	*Quo tam citati ruitis aut cur dexteris iactantur enses fulgidi?*

Epod. XV.	Epod. XV.
1 ff. *Nox erat et caelo fulgebat luna sereno inter minora sidera, cum tu* usw.	*Nox erat in caeloque nitebat luna sereno frequentia inter sidera, cum tu* usw.
23 ff. *eheu translatos alio maerebis amores: ast ego vicissim risero.*	*eheu translatos iterum maerebis amores risu vicissim cum meo.*

Od. I 9, 24	Od. I 9, 24
aut digito male pertinaci.	*aut digito sale pertinaci.*

Od. I 12, 34 ff.	Od. I 12, 34 ff.
Catonis | Nobile letum.	*Catonis | Nobile lustrum.*

Od. I 17, 7	Od. I 17, 7
olentis uxores mariti.	*saltantis uxoris magistri.*

Od. I 22, 1	Od. I 22, 1
Integer vitae scelerisque purus.	*Integer vita manibusque purus.*

Od. I 37, 1 ff.	Od. I 37, 1 ff.
Nunc est bibendum, nunc pede libero pulsanda tellus.	*Nunc est bibendum, nunc sacra Libero pulsanda pellis.*

Od. II 3, 22 ff.	Od. II 3, 2 ff.
nil interest an pauper et infima de gente sub divo moreris, victima nil miserantis Orci.	*nil interest an pauper et infima de gente sis: paulum moraris vindicias dominantis Orci.*

Doch ich breche ab; braucht es da wirklich einer Widerlegung? Es ist sehr bedauerlich, daß sich in dem großen, wüsten Haufen von Konjekturen auch nicht eine wahrscheinliche oder beachtenswerte findet. Ein gänzlich verfehltes Buch!

Wien. Karl Prinz.

---

1. Der Lateinische Äsop des Romulus und die Prosa-Fassungen des Phädrus. Kritischer Text mit Kommentar und einleitenden Untersuchungen von Georg Thiele. Heidelberg, Carl Winters Universitäts-Buchhandlung 1910. CCXXXVIII und 360 SS.

2. Fabeln des Lateinischen Äsop. Für Übungen ausgewählt von Georg Thiele. In demselben Verlag 1910. X und 72 SS.

Während man bisher den Äsop des „Romulus" für nichts weiter als eine Prosa-Paraphrase des Phädrus hielt, ist Thiele durch die genaue Untersuchung des Romulus-Corpus zu einem ganz anderen Ergebnisse gelangt. Das Buch ist danach nur zum Teile Bearbeitung des Phädrus, es basiert vielmehr in erster Linie auf einem verlorenen, bis in das zweite Jahrhundert n. Chr. zurückzuverfolgenden lateinischen Prosa-Äsop, dessen griechisches Original spätestens dem ersten Jahrhundert n. Chr. angehörte und das selbst mehrere Wandlungen durchgemacht hat, bis seine Reste im „Romulus" aufgingen. Daß dieser lateinische Prosa-Äsop, der in vielen Partien fast wörtlich erhalten ist, das primäre Element des Corpus ist, zeigt schon der im Titel festgehaltene Name des Äsop. Die beiden Einleitungsepisteln weisen auf ein Äsop-Buch von der Gattung, die im Unterschiede von anderen Sammlungen die romanhafte Äsop-Biographie vor sich hatten. Die von dem Redaktor vorgenommenen Änderungen der Komposition des Phädrus zeigen eine durchaus nicht planlose, sondern bewußt zweckmäßige, tiefgreifende Umgestaltung seines Werkes. Diese wurde von außen angeregt. Die Tatsache nämlich, daß ein anderes Fabelwerk in ausgiebigstem Maße in den Phädrus hineingearbeitet ist, liegt greifbar vor. Es handelt sich also darum, möglichst klar zu scheiden, welche Teile des Corpus Phädrus und welche dem anderen Fabelbuche *(Aesopus latinus)* angehören. In den drei Fabeln LI (Der dankbare Löwe), LIX (Die Witwe und der Soldat), LXXIX (Das Pferd und der Mensch) besitzen wir den Grundstock eines vortrefflichen Fabelbuches, dessen Spuren sich weiter im „Romulus" verfolgen lassen. Eine größere Anzahl von Fabeln ist aus Phädrus und dem *Aesopus latinus* kontaminiert. Andere sind aus Phädrus fast unverändert übernommen. Sehr zahlreich vertreten ist die Gruppe rhetorisch-stilistisch veränderter Fabeln. Von den in den Phädrus-Handschriften fehlenden Fabeln des Corpus wurden früher zwanzig kurzerhand für Phädrus vindiziert und (von Burmann, Dreßler, L. Müller) in Verse gebracht. Indes fehlt bei einem Teile derselben jede Spur einer Beziehung zu Phädrus und sie sind auch positiv als Stücke des *Aesopus latinus* kenntlich. Weiter sind acht Fabeln außer im Corpus auch in der Sammlung des Pseudo-Dositheus in gleichem Wortlaut erhalten, womit also der dritte Bestandteil des Corpus gegeben ist. Älter als dieser Dositheus, d. h. älter als 207, ist der lateinische Äsop in seiner ältesten Form. Endlich hat dieses aus drei verschiedenen Quellen zusammengearbeitete Corpus noch auf dem Wege seiner Überlieferung versprengte Splitter aus fremden,

für uns sonst gänzlich verschollenen Fabelsammlungen, wie dem lateinischen Babrios, mit aufbewahrt. Die eingehende Analyse der Moralitäten ergibt, daß im Corpus neben den aus Phädrus übernommenen Sentenzen ein ansehnlicher Bestand guter alter Affabulationen aus dem griechisch-lateinischen Äsop vorliegt, deren Qualität vielfach Phädrus vorzuziehen ist, und daß als drittes Element hiezu Stücke aus dem spätrömischen Sprichwörter- und Sentenzenschatz getreten sind. Die Einheitlichkeit des Stiles erstreckt sich, wie in einem längeren Abschnitte nachgewiesen wird, gleichmäßig auf die bearbeiteten Phädrus-Fabeln und die einer anderen Quelle entlehnten Stücke. Die Grenze der Entstehung des Corpus scheint zwischen 350 und 500 zu liegen. Über die Heimat der Sammlung läßt sich nichts Sicheres ermitteln. Ganz eigenartig ist ihre Form, die Verschmelzung eines poetischen und eines denselben Stoff behandelnden prosaischen Werkes, über deren Entwicklung sich nur Vermutungen aufstellen lassen. Nehmen wir an, so argumentiert der Verf., daß erst der Phädrus-Text da war, darunter der Prosa-Äsop geschrieben wurde, so war die Vermischung erleichtert, d. h. es wurde eine bewußte Verschmelzung vorgenommen. Einige Spuren des Corpus zeigen sich schon vor der Karolingerzeit, so in den Rätseln des Symphosius und in den Nachtigalgedichten der Anthologie. Auf eine kurze Übersicht über die wichtigsten mittelalterlichen Dependenzen folgt nun in der Einleitung ein besonderer Abschnitt über die Illustrationen. Durch die hier gegebene Rekonstruktion der Bilderreihe aus den Handschriften und Drucken verschiedener Epochen sollen sich auch zum Teil die Bedenken erledigen, welche Swarzenski angesichts der Publikation der Bilder der e i n e n Ademar-Handschrift gegen die Konservierung der alten ursprünglichen Illustrationstypen-Reihe in den Handschriften des Mittelalters (Berl. Philol. Wochenschrift 1908, Nr. 14, Sp. 431 f.) geltend gemacht hat. Im nächsten Kapitel werden die Handschriften beschrieben, die Gliederung der Überlieferung (durch ein Stemma veranschaulicht) und die verschiedenen Redaktionen und Rezensionen besprochen. Ich verweise für die hier erörterte Geschichte des Textes auf die zusammenfassende Darstellung in der Einleitung der kleineren Ausgabe (2) mit den für Übungen ausgewählten 24 Fabeln, für welche Apparat und Kommentar der großen Ausgabe unverändert übernommen wurden. Das dritte Kapitel bringt eine Analyse des Prosa-Phädrus und eine Rekonstruktion der elf *„Fabulae novae"*, und zwar so, daß versucht wird, nach Analogie der Textveränderung in den 16 „Auflösungen" e r h a l t e n e r Fabeln die Phädrusdiktion von den paraphrasierenden Zusätzen und Umstellungen zu befreien. Es folgen die beiden Prosa-Auflösungen in V und W und vergleichende Zusammenstellungen des Phädrus-Textes des „Romulus" und der direkten Überlieferung des Phädrus. Eine Tabelle mit den Titeln der einzelnen Fabeln dient zur Erläuterung von Kap. I 2 und 11 und Kap. II 1. Dem Texte der Fabeln mit kritischem Apparat und Kom-

mentar ist ein Wort- und ein Sach-, Autoren- und grammatisches Register angehängt, sowie Nachträge und Berichtigungen und einige Tafeln mit Illustrations- und Schriftproben. Die verschiedenen Rezensionen (*Recensio Gallicana*, *R.* des Kodex W, *R. vetus*), der Phädrus-Text *(Ph. int.)*, die Phädrus-Auflösungen *(Ph. sol.)* sind in Kolumnen (unter Anwendung gewöhnlichen, gesperrten, kursiven und fetten Druckes und entsprechender Klammern zur deutlichen Hervorhebung der verschiedenen Bestandteile) nebeneinander gestellt, was für den Vergleich sehr zweckmäßig ist, wenn auch das Aufsuchen der fortsetzenden Kolumne in manchen Fällen störend ist. Der Kommentar notiert die sprachlichen Besonderheiten mit Verweisungen auf die einschlägige Literatur und gibt die bei der vielfach gespaltenen Überlieferung nötigen Andeutungen für die Wiederherstellung der Urform des Romulus *(R.)*.

Kritik und Erklärung dieser Texte haben ihre eigenen Schwierigkeiten, da man in so manchem Falle in Zweifel darüber sein kann, wie viel der volkstümlichen Ausdrucksweise zuzutrauen ist, und da noch manche Subtilität des Sprachgebrauches der Erfassung und Anerkennung harrt. Eine Reihe von Stellen regt zu Bemerkungen und weiteren Erwägungen an. Da indes deren nähere Besprechung bei weitem zu viel Raum in Anspruch nehmen würde, muß ich an dieser Stelle davon absehen. Das Verdienst, die literargeschichtliche Stellung dieser Fabeln in ein ganz anderes Licht gerückt und die Kritik auf eine neue Basis gestellt zu haben, darf der Verf. vollauf für sich in Anspruch nehmen. So ist in doppelter Hinsicht frische Anregung gegeben.

Wien. R. Bitschofsky.

Mitteilungen der Altertums-Kommission für Westfalen. V. Mit 41 Tafeln und vielen Abbildungen im Texte. Münster i. W., Aschendorff 1909. IX und 428 SS. Preis 10 Mk.

Der vorliegende Band will möglichst weite Kreise mit den Ergebnissen der Ausgrabungen von Haltern, die einen vorläufigen Abschluß finden, bekannt machen. Im Vorwort begründet Koepp die lange Arbeit und den Aufwand von bedeutenden Geldmitteln für die Aufdeckung des ersten nachweisbaren Römerlagers augusteischer Zeit auf deutschem Boden und weist mit Recht darauf hin, daß das römische Lager mit zu den Machtmitteln gehörte, durch die Rom sich die Welt unterworfen hat. Der Bericht selbst erhält besondere Bedeutung durch den Abschnitt III, S. 101—322: S. Loeschke behandelt die Keramischen Funde in Haltern und gibt einen Beitrag zur Geschichte der augusteischen Kultur in Deutschland. Er spricht zunächst über die Gefäßtypen, dann über römische, belgische und germanische Ware; den Hauptteil der Arbeit bildet die Rekonstruktion der Gefäßtypen und die Frage nach dem

Fabrikationsort und ergibt als Resultat für die Chronologie, daß die Keramik Halterns einzuordnen ist in das letzte vorchristliche und erste nachchristliche Jahrzehnt (S. 127). Der Bericht zeigt eine peinliche, entsagungsvolle Kleinarbeit im Dienste der Geschichte, die alle Anerkennung und Nachahmung auch für andere Orte verdient. Abschnitt I, S. 1—85, bringt den Bericht über die Ausgrabungen der Jahre 1905—1907, die sich auf das „große Lager" und das sogenannte Feldlager beschränkten und zahlreiche Feststellungen ermöglichten. Im II. Abschnitt S. 87—100 berichtet Bierbaum über die neue Wiederherstellung der Nord-Ost-Ecke des großen Lagers, Abschnitt IV, S. 323—375, behandelt G. Kropatschek die Fundstücke der Jahre 1906 und 1907 mit Ausnahme der keramischen Funde. Abschnitt V, S. 377—382, ist dem Museum des Altertumsvereins zu Haltern gewidmet, während Abschnitt VI, S. 383—390, den Bericht Bierbaums über eine Grabung im Osten der Stadt enthält. S. 391—402 behandelt F. Koepp in einem Schlußwort die Aliso-Hypothese und bringt einen reichen Literaturnachweis. Der letzte Abschnitt S. 403—424 enthält den Bericht von Biermann und Kropatschek über die Ausgrabungen von Hügelgräbern in Westfalen. Eine wertvolle Beigabe sind die 41 Tafeln, zu denen S. 425—428 kurze Erläuterungen gegeben sind. Der vorliegende Band schließt sich auch in der Ausstattung dem III. und IV., über die in dieser Zeitschrift 1904, S. 1114 f. und 1907, S. 131 f. berichtet wurde, würdig an. Alle Berichte zeigen, welche Sorgfalt sowohl bei den Ausgrabungen als auch bei der Publikation waltet. Besonders hervorzuheben ist, daß der Preis trotz des Umfanges des Bandes der gleiche geblieben ist, der die Anschaffung für jede Lehrerbibliothek ermöglicht. Jeder Lehrer der alten Geschichte und des Latein wird darin wieder reiche Belehrung finden. Den verdienten Mitarbeitern möge es gegönnt sein, ihre erprobte Kraft auf einem neuen Arbeitsfelde mit gleichem Erfolge zu betätigen.

Wien. Dr. Johann Oehler.

---

1. Christian Ostermanns Lateinisches Übungsbuch. Ausgabe für Reformschulen, bearbeitet von Prof. Dr. H. J. Müller, Direktor des Luisenstädtischen Gymnasiums zu Berlin, und Dr. G. Michaelis, Direktor des Reformrealgymnasiums in Barmen. Ausgabe *B*, 3. Auflage. Mit 2 Karten. Leipzig und Berlin 1907, Druck und Verlag von B. G. Teubner. XVI, 224 und 86 SS. 8°. Preis geb. Mk. 2·80.

2. Christian Ostermanns Lateinisches Übungsbuch. Ausgabe für Reformschulen, bearbeitet von Prof. Dr. H. J. Müller, Direktor des Luisenstädtischen Gymnasiums zu Berlin, und Dr. G. Michaelis, Direktor des Reformrealgymnasiums in Barmen. Ausgabe *A*, 3. Auflage. Mit 25 Abbildungen auf 16 Tafeln und 2 Karten. Leipzig und Berlin 1907, Druck und Verlag von B. G. Teubner. XIX, 224 und 86 SS. 8°. Preis geb. 3 Mk.

Von der Ausgabe *B* des Ostermannschen Lateinischen Lesebuches, über welches ich auf S. 186 f. des Jahrganges 1908 dieser Zeitschrift berichtete, erschienen in rascher Abfolge zwei neue Auflagen, die zweite im Mai 1907, die dritte im Juli desselben Jahres, welche bezüglich des Textes nur wenige unwesentliche, die Wortstellung oder einzelne Wörter betreffende Änderungen aufweisen. Weggelassen wurden in diesen Auflagen die Sprichwörter, welche in der 1. Aufl. am Ende des Buches ihren Platz hatten. In der Wortkunde ist das zusammengefaßte, hinter den Vokabeln stehende syntaktische Material nunmehr der besseren Übersichtlichkeit wegen nicht mehr auf halben Zeilen, sondern ungebrochen gedruckt. Im Wörterverzeichnis wurden bei den Substantiven der 3., 4. und 5. Deklination die Genetivendungen und das Geschlecht hinzugefügt, um im Falle des Nachschlagens das ganze Wortbild aufzufrischen. Eine durchgreifende Verbesserung, auch Ergänzungen und Erweiterungen erhielt die Formenlehre, welche H. J. Müllers Lateinischer Schulgrammatik, Ausgabe *B*, entnommen ist. Auch wurde der Übersichtlichkeit des Lehrstoffes durch zweckmäßige Gruppierung und Hervorhebung durch den Druck in ausgiebigem Maße Rechnung getragen.

Die nunmehr gleichfalls in dritter Auflage erschienene Ausgabe *A* des Ostermannschen Übungsbuches unterscheidet sich von der Ausgabe *B* einzig und allein durch 25 Abbildungen, welche in der ersten Auflage in den Text eingefügt waren, in der zweiten und dritten Auflage aber infolge geäußerter Bedenken, daß die Bilder im Text die Aufmerksamkeit der Schüler ablenken könnten, auf Tafeln mit einem oder mehreren Bildern in der Nähe der betreffenden Textstellen angebrachi wurden. Die Abbildungen stellen zumeist Gegenstände aus der griechischen Mythologie und Sagengeschichte dar und sind mit Ausnahme der Laokoongruppe, des hölzernen Pferdes und Ulixes in der Unterwelt recht hübsche und deutliche Reproduktionen. Diese Anschauungsmittel sind recht geeignet, das Verständnis des Gelesenen zu vertiefen und die Schüler zu verständnisvoller Betrachtung antiker Kunstwerke anzuleiten. Nach der Meinung der Herausgeber können damit auch Sprechübungen verbunden werden, und zwar in de rArt, daß der Lehrer das Bild zum Ausgangspunkt für Fragen und Antworten macht, woran sich nach eingehenderer Besprechung in der Muttersprache eine Beschreibung des Bildes anschließen kann (Vorw. S. X).

Es wurde oben erwähnt, daß sich die Ausgaben *A* und *B* in allen drei Auflagen nur dadurch unterscheiden, daß die Ausgabe *A* Bilder enthält, während *B* bilderlos ist. In ganz merkwürdiger Weise wird nun der Platzwechsel dieser Bilder auch im Vorwort zur zweiten Auflage der bilderlosen Ausgabe *B* als eine Eigentümlichkeit derselben hervorgehoben. Diese sinnwidrige Ungenauigkeit hat offenbar keinen anderen Grund als eine gewisse Bequemlichkeit, welche für beide Ausgaben, da sie sich, wie erwähnt,

nur durch die Hinzugabe, bezw. das Fehlen der Abbildungen unterscheiden, mit einem Vorwort — es trägt in beiden Ausgaben dasselbe Datum — ihr Auslangen zu finden glaubte.

Die Ausstattung und der Druck sind in beiden Ausgaben sehr gefällig und korrekt.

Teschen. H. Bill.

Friedrich Hebbels philosophische Jugendlyrik. Von Dr. Paul Zincke. Prager deutsche Studien, herausgegeben von Karl v. Kraus und August Sauer. VI. Heft. Prag, Karl Bellmann 1908. VIII und 195 SS. mit Register.

Die Literatur über Hebbel beginnt an oberflächlichen und überflüssigen Publikationen zu leiden, die in ermüdender Folge immer neue und unzureichende Deutungen seiner späteren Welt- und Kunstanschauung wie seines Schaffens bringen und sich durch verschwommene und ungeschickte Darstellung auszuzeichnen pflegen. Von ihnen sticht Z.s Buch angenehm ab: es stellt das Thema Hebbel bereichernd, ein fast neues Gebiet, des Dichters frühere Weltanschauung, zur Diskussion, räumt mit einem alten Irrtum auf und behandelt seinen Gegenstand gründlich, streng sachlich, gewandt und vor allem klar, wenn ihm auch größere Übersichtlichkeit zu wünschen wäre. Man erfährt, was der Verf. zu sagen hat, ohne es ihm abringen zu müssen, und öftere Wiederholungen sind eher willkommen als störend.

Z. stellt sich zwei Aufgaben: er entrollt H.s früheres Weltbild und er rechnet mit seinem Vorgänger Neumann und dessen Anhang ab. Neumann hat zuerst behauptet, Hebbels philosophische Jugendlyrik enthalte Gedanken Schellings, und diese falsche Lehre hat die gesamte Hebbelforschung angesteckt (17), deren Vertreter es wohl zum größten Teil versäumten, sich durch eigene Quellenforschung Immunität zu sichern. Z. fragt: „was ist in H.s früheren Anschauungen „echter" Schelling? (9, 10). Und er antwortet: Nichts. Auf das Bedenkliche einer so schroffen Formulierung der Frage[1]) will ich nicht näher eingehen; es kommt nicht in Betracht, weil, wie Z. nachweist, selbst eine bloße Verwandtschaft des jungen H. mit Schelling nicht vorliegt, geschweige denn eine Übereinstimmung, wenn sich auch, wie ich behaupte, vereinzelte Anklänge finden, für die ich indessen einen direkten Einfluß ablehne und einen indirekten[2]) für nicht wahrscheinlich halte. Z. lehnt beide ab.

---

[1]) Wollten wir nur das mit weithin wirkenden Lehren schlechthin Identische berücksichtigen, wir würden den Überblick über ihren Aktionsradius wesentlich einschränken.

[2]) Um der Frage nach diesem näher zu treten, müßten wir viel genauer über H.s Jugendlektüre orientiert sein.

Zum andern, wichtigeren Teile der Untersuchung, zur Darlegung der Weltanschauung des jungen H., genügen m. E. die philosophischen Gedichte nicht, sie bedürfen der Ergänzung durch alles übrige, was er in jener Zeit geschrieben hat. Z. berücksichtigt es nicht, und so sind ihm u. a. die Begriffe der Freiheit und Sittlichkeit entgangen, die für H.s Denken wichtig sind und Anklänge an die von Schelling in der Abhandlung „Philosophie und Religion" entwickelten aufweisen. Der Inhalt dieser Abhandlung, mit der sich Z. eingehend beschäftigt[1]), ist, wie gegen Neuman (und Waezoldt) nachgewiesen wird, durchaus nicht naturpantheistisch, sondern theosophisch, ethisch und kosmisch, eine Art transzendentaler Theogonie (30/1 etc. vgl. Schelling, Sämtliche Werke, I. Abteil., VI. Bd. 35 m.).

Für Ziel der Welt im Sinne Schellings: Die Versöhnung des Abfalls der Geister = Scheidung der Seelen vom Konkreten, durch selbstgegebene Freiheit und Sittlichkeit und Verschwinden der Sinnenwelt in der rein geistigen (29) entspricht wohl den Anschauungen des späteren H. (Monadenrealisierung), nicht aber denen seiner frühen Periode, die eher christlich oder christisch[2]) anmutet, wie Z. im Anschluß an das Gedicht „Gott" ausführt (46). Gleichwohl ist H. nicht rein christlich, und hier zeigt sich der erste Ansatz einer Brücke zur Sphäre, in der sich auch Schelling bewegt; der Inhalt der zahlreichen Mahnungen in H.s frühesten Gedichten, die Fesseln der Sinnlichkeit zu sprengen, den Leidenschaften zu entsagen (z. B. VII 3, 13, 39/40, IX 5, vgl. Schelling 53, 68 und 69 m. usw.), wie die Schilderungen selig Verstorbener, die im „ungetrübten Geisterspiegel Gottes hohen Plan bewundern", „den reinsten Hauch der Gottheit trinken dürfen" (VII 23), betonen lediglich Sittlichkeit, Abwendung vom Irdischen, und nicht etwa die Vorschriften der zehn Gebote oder ähnliches, mit denen das Verhältnis zwischen dem gegenwärtigen und zukünftigen Zustande[3]) bei Hebbel wie bei Sch. ein durchaus sittliches ist (Sch. 68 u.). Ferner ist die erlösende Freiheit und Hinwendung zu Gott wie bei Sch. eine selbstgegebene[4]) (VII 3, 15, 39,

---

[1]) Gegen Z.s Wiedergabe der Schellingschen Gedanken ist nichts einzuwenden, nur möchte ich weder die Seele schlechthin als „absolut" und „dem Absoluten entstammt" bezeichnen, noch die der Endlichkeit zugekehrte „Ichheit" „als aus der unmittelbaren Wirkung Gottes herfließend" (27). Dies sagt Schelling auch auf S. 63 nicht, wo er von der „ersten Selbstheit der Ideen" spricht, unter der ich die Selbstrepräsentation Gottes in der absoluten Welt ohne alle Differenz verstehe und nicht der Ichheit; wie sollte sonst eine laute Absage an den Pantheismus zustande kommen, von der Z. spricht (23).

[2]) Wie ich lieber sagen würde, statt „deistisch". (Z.)

[3]) Dieser beginnt bei Hebbel, im Gegensatz zu Schelling, mit dem Tode.

[4]) Sie ist nach H. der unlösbare Zusammenhang des Menschen mit Gott; nach Sch. fließt sie aus dem in sich selbst Sein des göttlichen Gegenbildes und ist die letzte Spur und gleichsam das Siegel der in die abgefallene Welt hineingeschauten Göttlichkeit (Sch. 39, 40). Schellings „Absolut-Ideales" ist mit Hebbels theistischem Gotte selbstverständlich nicht identisch.

vgl. Sch. 63, 39 u.), und die Ichheit als solche sittlich negativ oder positiv (Sch. 40 m., 42 m., 43 m.; VII 39, Vers 11 ff. „Alles und Nichts“ ist der Mensch usw.) und mit der Tendenz finaler, absoluter Herrschaft der positiven Potenz ausgestattet.

Ist auch bei H. von einem Abfall der Geister und der Hinneigung zum Bösen als dem Grunde aller irdischen Existenz nicht die Rede, so nennt er doch diese Hinneigung das „Zentrum der vernünftigen Welt“ IX 3, weil sie die treibende Kraft der sittlichen Welt darstellt und die Solliziation alles Guten, des Emporstrebens zu Gott bedeutet; eine Auffassung, die Sch. näher steht als dem Christentum, wenn auch Z. ganz gewiß mit Recht betont, daß der junge H. Sch. weder gelesen hat (64, 98 u.), noch ihn verstanden haben würde (370, 113 Anm.), und daß er auch später herzlich wenig von ihm wußte (62).

Ich will hier keineswegs eine Ähnlichkeit mit Sch. konstruieren, sondern nur auf die Momente hinweisen, die später zu einer solchen mit Sch.s Naturphilosophie, die im Gegensatz zu der H.s „ohne jede ethische Tendenz“ 180/1), vielmehr die Natur, anschließend an die exakte Naturwissenschaft, als Produkt sich steigernder mechanischer Kräfte auffaßt, welche in jeder Potenz des Anorganischen, Organischen und Geistigen ausschließlich wirksam sind und in zunehmender Verfeinerung schließlich im Menschengeist zu einer Erkenntnis des Systems der Natur, zu einem Begreifen ihres eigenen vernunftgemäßen Zusammenhanges führen, also weder die Vorstellung einer, wiewohl im Grunde bewußten, so doch zunächst bewußtlosen und allmählich erwachenden Weltseele im psychischen Sinne (58/9, 63, 90 ff. Neumann) zulassen, noch die sich steigernden Lebensformen (von der Materie zur Pflanze, zum Tier usw. 59), wie Z. ausführlich und wiederholt in berechtigter Polemik gegen Neumann und Waetzoldt darlegt (55 ff., 59 ff., 90 ff., 152, 156/7, 181).

Den naturpantheistischen Gehalt (Neumann) der Gedichte „Lied der Geister“ (22 ff.) und „Gott“ (45 ff.), wie den Einfluß der Romantiker (38 ff.), besonders Hoffmanns (41 ff.) lehnt Z. ab und erklärt das erste der beiden Gedichte für materialistisch (42 und 440, vgl. 51, Anm. 1), das zweite für christlich, bezw. deistisch (46). Ich würde dieses eine, christlich oder lieber theistisch angehauchte ‘Abendstimmung’ nennen und H.s Gläubigkeit nicht besonders unterstreichen (46, 108 o.); rein christlich war, m. G., sein Denken nicht mehr. Einen Materialisten[1]) würde ich H. nicht nennen, auch nicht auf Grund des Gedichtes „Der Mensch“ (51, 62). Abgesehen von gleichzeitig entstandenen Gedichten, die nicht materialistisch sind, ist weder im „Lied der Geister“ gesagt, daß

[1]) H.s Materialismus ist nach Z. von Schiller beeinflußt (77 m., 97/8, 101 ff.). Die Anklänge an Schiller sind interessant (74 ff., 83 ff., 101 ff.), doch scheint mir bei H. alles ethisch vertieft zu sein.

die Elemente das gesamte geistige Leben ausmachen, noch in „Der Mensch", daß dieses Leben, von dem das Gedicht handelt, sich lediglich aus Materie herstelle und aufbaue. Man könnte etwa sagen: H.s Theismus wird durch monistische Elemente zu einem Duismus (vgl. 51, Anm. 1). Gegenüber der stofflichen Zugehörigkeit des Menschen zur Natur, die Z. betont (64, 69 m.), möchte ich hervorheben, daß H. „Blumen und Bäume", die „von der dunkeln Kraft aus demselben Born" wie der Mensch erschaffen sind, als von sittlichem Streben[1]), „von des Lebens reinster Flut" erfüllte Wesen denkt, von der der Mensch „aufs innigste durchdrungen" ist, ohne sich an die materielle Verwandtschaft beider zu kehren. Schon aus diesem Grunde dürfte die auch von Z. mit Recht bestrittene Beziehung zu Faust und Werther (Neumann) (67 ff.) abzulehnen sein. Ebensowenig liegt ein Streben nach Einheit mit der pantheistischen Weltseele vor (auch im „Proteus" nicht. 80), das Z. gegen Neumann abweist, 69 o. — wohl aber ein Streben nach Einheit mit dem sittlichen Geist der Natur, was Z. nicht erkannt zu haben scheint. Allerdings ist der Mensch „das fühlende Herz des Alls" (61 m., 62 o., 64 m., 69 o., 77 o. usw.), aber nicht, weil er, am reichsten mit Seele und Empfindung begabt (69 o.), sich in jede Lebensform, in jeden Zustand (74, 78 u.) versetzen (62 o., 66 m.) und „Erlösung durch höchste Erkenntnis der Natur" (74 m.) an der Hand materialistischer Einsicht (62) erlangen kann, sondern weil er das die Natur bewegende sittliche Streben am reinsten verkörpert. Die Betonung dieses Strebens vermisse ich auch bei Z.s Besprechung des „Proteus"; der nach ihm „die Größe des Stoffgebietes der dichterischen Phantasie umschreibt" (81 und 82 o., 83 o., 84 o., vgl. 79 u.). Damit verkündete H. wahrlich keine große Weisheit; ich wüßte auch nicht, inwieferne die Natur durch den Dichter ihr ursprüngliches seelisches Sein zurückerhält" (79 o. u. m., 81 m., 83 m.), wenn sich der Einbildungskraft des Dichters die im Sturm dahingejagten Wolken in tanzende Riesen verwandeln" (83 o., vgl. 79 u., 84 o.). Der „Proteus" ist m. E. darum überaus wichtig, weil er die erste Durchbrechung der das sittliche Streben einringenden „starren Formen" (vgl. 79 m.), und zwar mit Hilfe der Poesie, darstellt. 90 ff. weist Z. gegen Neumann nach, daß das Gedicht „Gott über der Welt" mit Schellings Lehre von der „bewußtlosen Produktion" der „ursprünglich bewußten" Natur weder etwas zu tun hat, noch daß (Waetzoldt; 99) aus der Übernahme dieser Lehre H.s Theorie vom Traumzustande erwuchs. Ebensowenig ist das Gedicht pantheistisch (Neuman; 87 ff.). Z. sagt, Gott erscheine darin „als höchstes Wesen über der Natur stehend, die seiner Allmacht unterworfen ist" (89 m.), doch soll sich „alles Sein völlig unabhängig von jeder höheren göttlichen Macht entwickeln" (68 m. vgl. 108 u.).

[1]) Nicht nur von „Seele" 64 o., 49 o. usw.

Ich meine, von einem Aufstreben der Schöpfung zu Gott (wenn auch „mit Beben" und nur „ahnend" V. 23, 26) ist deutlich die Rede, das All ist, wie Z. auch angibt (104 u.), von Liebe zu Gott beseelt, für den alle Wesen „entbrennen". Als Ergänzung ist „der Mensch" herbeizuziehen, dessen Thema nicht erörtert wird, weil es sich um Ausdehnung des sittlichen Gedankens über den Weltprozeß handelt. Auch hier vermag ich nichts von Materialismus (101 u., 103 o., 106 o.), noch von einer Erklärung der Beseeltheit der Materie aus dem doppelten Ursprung der Schöpfung (Materie und Geist) zu entdecken (98 m., 103 o., 105 o., 106 o., 108 u.). Das Ganze ist theosophisch-kosmogonisch.

In den Hamburger Rezensionen, auf die Z. 109 ff. zu sprechen kommt, wendet sich H. lediglich gegen den persönlichen Gott und die Unsterblichkeit im Sinne des Christentums (112 o., vgl. T. 72/5). Nicht jedes „gläubige Umfassen des Unbekannten wird zurückgewiesen" (114), sondern nur das christlich-gläubige; vgl.: „Glaube ist nicht dunkle, sondern vielmehr hellste Wirksamkeit des Geistes, er umklammert mit Sicherheit das außer dem Kreis der Sinne liegende Verwandte" (T. 122 vom 24. Oktober 35). Gegenüber Bielenberg bekennt er sich weder zum Materialismus, noch sagt er direkt, daß beim Menschen mit dem Körper auch die Seele zugrunde gehe (111 o., 115 m.); er polemisiert nur gegen ihre Erhaltung im christlichen Sinne und gegen ihre Trennung und Unabhängigkeit vom Körper; dagegen, daß der Leib ihr Kerker sei, und er erklärt: selbst wenn sie ein Ausfluß des Körpers wäre[2]), brauchte sie darum nicht sterblich zu sein. Ich kann hierin ein Leugnen der Unsterblichkeit nicht erblicken. H. spricht von einem „gemeinsamen Punkt" (nicht von der „magnetischen Kraft" 111 m.), von dem Leib und Seele ausgehen, und erklärt hieraus, daß sie „zusammen ausdauern", sich „anziehen"; wären sie, wie der christlich gläubige Bielenberg meinte, getrennt, so müßte sich die Seele Gott, „der rein geistigen Kraft", der sie angehört, weit mehr zuwenden, als geschieht. Die P a r e n t h e s e, daß man diese Kraft „dann annehmen müßte", und in der nach Z. (111) H. Gott leugnet, kann ich bei H. weder in W. noch in T. finden. Wenn H. Gott den Inbegriff physischer und psychischer Kraft nennt, ihm sinnliche Begierden zuschreibt und von einem „merkwürdigen Zusammentreffen beider Kräfte in höchster Potenz" redet, so weist dies auf den „gemeinsamen Punkt", ohne Gott als etwas für sich Bestehendes zu leugnen (114 m.) oder reinen Pantheismus (113). bezw. Materialismus zu enthalten. (Vgl. 123.) T. 96[1]) ist ebenfalls weder pantheistisch, noch materialistisch. Z.s Deutung: „Das Ideal, das im gewöhnlichen Kopf nur als Gedanke entsteht, wird

---

[1]) H. drückt es hypothetisch aus, nicht affirmativ (120 u.).

[2]) „In dem Augenblicke, wo wir uns ein Ideal bilden, entsteht in Gott der Gedanke, es zu schaffen."

im Kopfe des genialen Dichters zur lebendigen künstlerischen Gestalt", ist äußerst gezwungen und wird dem Wortlaut nicht gerecht (113 Anm.) — Z. meint, H. habe den Unsterblichkeitsgedanken nur als Dichter und abseits von seiner wissenschaftlichen Erkenntnis beibehalten (115 u., 116 u., 117 m., 120 u.). Dies ist ganz unwahrscheinlich; gerade H., der es von allem Anfang an mit der Poesie sehr ernst nahm, würde in seiner Dichtung kaum eine Ansicht verkündet haben, von der er nicht fest überzeugt war.

Infolge seiner besprochenen Ansicht gelangt Z. zu einer mir ungenügend erscheinenden Würdigung der Gedichte „Offenbarung" und „Auf ein schlummerndes Kind", denen er H.s Lieblingsgedanken, daß die Verstorbenen sich den Zurückgebliebenen im Traume nähern (116 u.), verkörpert findet. Ich erblicke in H.s Lehre vom Traum, die hier zum ersten Male auftritt, ein Bestreben des Dichters, die Kluft zwischen Gott und Mensch zu überbrücken. Die Vorstellung des christlichen Seelenreiches und des individuellen Daseins vor der Geburt (110 m.) war gewiß nicht mehr H.s Überzeugung (ibid.), doch ist von einer Präexistenz geistiger Art im „schlummernden Kind" deutlich die Rede; auch später wird sie von H. geglaubt und in „Gott über der Welt" ist sie angedeutet (4. Str.). Eine Verwandtschaft mit Schelling (Neumann) liegt nicht vor, wie Z. nachweist (117 ff.). In „Horn und Flöte" würde ich weniger an die Beseeltheit des Leblosen (124) erinnern, als an die „Proteusmission" des Dichters (vgl. 124 u.); m i r, sagt H., machen Horn und Flöte manch Geheimnis kund, i c h vermeine, im Berge usw. zu sein. Dieses sich Einfühlen in die Natur konstatiert Z. im Gedicht „Bei einem Gewitter", doch kann ich davon, daß die Gattung das Ziel der Schöpfung sei und der Kulturmensch sich der Natur entfremdete (125 m., u.), nichts finden. Übrigens betrachtet H. das Gewitter als einen sittlichen Naturvorgang, ebenso das Duften und Blühen der Rose (126); „Zum Hohen und zum Höchsten vorzudringen" („Rosenleben", V. 11) heißt nicht „in der Gattung leben"; es ist ethisch zu fassen. Ein „Auferstehen in den Keimen der Gattung" (136 m.) bringt der Mensch doch auch zuwege, ohne darum „welken und vergehen" zu müssen, und anderseits muß gerade die Rose erst welken und vergehen, ehe sie im Samen, den sie birgt, auferstehen kann.

Eine Beziehung zu Schelling in der Heidelberger Zeit durch Vermittelung Rousseaus weist Z. gegen Neumann und Waetzoldt ab (131 ff.).

Im Gedicht „Auf eine Unbekannte" nennt Z. die Unbekannte die Natur (130, 137), was ich für verfehlt halte, und gelangt so zu der Ansicht, dem hochgestimmten Dichter erscheine nach H. die Natur „tief von Finsternis umwoben" (137 o.); dagegen spricht schon „Proteus". Mit Schellings Kunstlehre (137 ff.) stimmt das freilich nicht überein, eher schon diese mit der des

späteren H., für den z. B. ebenfalls „die Natur erst im Kunstwerk vollkommen wird" (137/8) und das Universum als Kunstwerk gilt (140); nur ist bei H. alles ins Ethische gewendet. Auch in der „Erleuchtung" ist das „Bedeutende" ethisch und nicht lediglich als „stoffliches Erschöpfen" (146 u.) zu fassen. Mit Schellings Begründung der Unendlichkeit des Kunstwerkes (Neumann, Wätzoldt) liegt, wie Z. erörtert, keine Verwandtschaft vor (143 ff.). „Von einer Erfassung der Urbilder des Lebens in der Kunst" ist nach Z. bei H. nirgends die Rede. Ich verweise dagegen auf VI 146, Vers 155 und T. 5387, vgl. Kuh II 583.

Im Gedicht „Das Sein" erblickt Z. mehr dualistische Anschauungen auf ausgesprochen pantheistischer Grundlage (149 u., 153); das verträgt sich nicht gut, indessen zeigt das Gedicht, gegenüber den früheren, keine besonders dualistische Betonung, und Z.s Ansicht leitet sich vermutlich aus der Betrachtung T. 86 her[1]), die die Idee des Gedichtes enthalten soll (150 m.). Diese Stelle stammt aber aus der Zeit der Hamburger Rezensionen, in der H. Monist, bezw. Materialist war. Gegen den Pantheismus spricht das spätere Gedicht „Lebensmomente 1.", in dem Gott der Welt noch transzendent ist, und ferner ist von Gott selbst die Rede ohne Behauptung seiner Identität mit physischem oder geistigem Leben. Er erscheint eher als Regulator des „In- und Durcheinanderseins", wenn er „mich erdrückt, damit er mich mir selbst entrückt", d. h. wenn er das „In- und Durcheinandersein", welches „nicht in die Augen fällt", ermöglicht. Daß „der einzelne aufhört zu sein" (151, Anm. 1), bezw. sich im All auflöst, um in neuen Daseinsformen wieder zu erstehen (151 o.), ist damit nicht ausgesprochen, wenn auch keine Unsterblichkeit etwa im christlichen Sinne. T. 368 vom September 36 spricht von einem „anderen" als dem „irdischen Kreis"; es wäre denkbar, daß der Mensch, an diesen zu sehr gewöhnt, in jenen „nicht mehr eintreten könnte", „was Verdammnis heißen sollte". Im übrigen besingt H. ein In- und Durcheinandersein „durch Sinn, Gedanken und Gefühl", berührt also das eigentliche Problem des Pantheismus[1]) gar nicht.

In „Stillstes Leben" sehe ich keine naturphilosophischen Bekenntnisse (159 m.); nichts berechtigt zu der Behauptung, die Mutter sei die Natur (158); es ist an H.s Mutterliebe, Kindheit und Traum zu erinnern, die er alle für sittlich höchst bedeutungsvolle Zustände hält. Das „Nachtlied" halte ich für eine gedankenvolle Abendstimmung, nicht für das Bekenntnis der neuen Ansicht: der Mensch sei der Natur gegenüber nur ein winziges Etwas (154 f. vgl. 178/9, 190 o.). Die Auffindung dieser Deutung

---

[1]) „Gedanken sind Körper der Geisterwelt, bestimmte Abgrenzungen des geistigen Lichtes, die nicht vergehen, da sie übergehen in die Erkenntnis des Menschen. Merkwürdige Übereinstimmung der äußeren und inneren Natur."

[1]) Zum Pantheismus gelangt H. erst in München.

ist Z. willkommen zur Erläuterung der „Lebensmomente" (178 e., 179 o.).

Den Pessimismus dieser Gedichte erklärt er in eingehenden und sehr lesenswerten Betrachtungen aus persönlichen Momenten (160 ff.). Hierbei würde ich es bewenden lassen: Die Verzweiflung an seinem Lebensglück läßt ihn leugnen und anschwärzen, was schon in „Der Mensch" als höchstes Ziel erschien: der Mensch als höchstes sittliches Produkt der Natur, als ihr Organ, Gott zu erfassen. Daß hier nur vorübergehende (dies gibt auch Z. zu, 178 u.) böse Stimmungen vorliegen und kein philosophisches Bekenntnis von dauernder Bedeutung, zeigt das bald folgende: „Nicht darf der Staub noch klagen", in der das Erfassen Gottes verwirklicht erscheint. Die Schwierigkeit der Erklärung (172 f.) ergibt sich für Z. daraus, daß er den Pantheisten retten will, der H. noch nicht war (178/9). So wird ihm das Gedicht Nr. 1 zu einer „mystisch-allegorischen" Erklärung (175 o., 176) des tragischen Verhältnisses des Menschen zum All (179 u.), seines vergeblichen Ringens darnach, sich „als Herr des Alls zu fühlen"[1]) (175 u., 177 m.) und der Abhängigkeit aller Lebewesen von den Naturgesetzen des Werdens und Vergehens (180 u.). Gottheit (Str. 1) ist für Z. nicht Gott, sondern nur „Umschreibung für den Zustand rein geistigen Seins", den der Mensch vergebens anstrebt (176 u.). Akzeptiert man diese willkürliche und sehr unwahrscheinliche Deutung, so zwingt der Wortlaut der ersten Strophe zu der überraschenden und von Z. auch vertretenen Ansicht, H. habe die Natur als früher im Zustande freiester Betätigung aller Kräfte befindlich gedacht (177 o.), was H. gewiß nicht sagen will, und zugleich ergibt sich die Möglichkeit, von Pantheismus zu reden (180 o.).

Im „Unergründlichen Schmerz"[2]) finde ich weder „vergebliches" Ringen (175 o.) — es klingt aus wie eine Siegesfanfare — noch den Zuruf an die Dichter, ihre schmerzlichsten Erlebnisse darzustellen und dem Ringen nach höchster, unerreichbarer Wahrheit ihre Probleme zu entnehmen; davon steht kein Wort da. Ebensowenig sehe ich H.s Schuldbegriff in den „Lebensmomenten" fixiert (181/2); dies ergibt sich nur aus den Erklärungen, zu denen Z. genötigt ist, um H.s Pantheismus zu retten.

Die Ansicht, daß die Schuld „eine vom freien Willen des einzelnen abhängige" ist (182 m.), kann ich als H.s (spätere) Meinung nicht anerkennen. Eine Verwandtschaft mit Schellings Schuldbegriff weist Z. mit Recht ab (182 ff.).

Es folgen die versöhnlichen Gedichte „Und mußt du denn", „Erquickung" und „Herbstgefühl". Das erste würde ich ethisch

---

[1]) Ein solches Streben äußert H. nie.

[2]) Es ist fünf Jahre später entstanden als „Was ist die Welt" und gehört der Jugendperiode nicht mehr an, weshalb ich es mit jenem Gedichte nicht in Parallele stellen würde (175 m.).

fassen, als eine Art Warnung, in den Ton von „Was ist die Welt" zu verfallen, in dem letzten, über das Z. sehr Lesenswertes schreibt, wird der Pantheismus nicht „Der neue Glaube" genannt (188 u.). „Nicht darf der Staub noch klagen" scheint mir eher das Problem Mensch und Gott zu behandeln als das Problem Mensch und Natur (189 u.), dessen Formulierung Z. „neu" erscheint, weil er besonders seit dem „Nachtlied" den Menschen als winziges Etwas gegenüber der Natur betrachtet wissen will, der jetzt „wie Gottnatur, eine Quelle des Seins" ist (690 u.). Diese Gleichsetzung von Gott und Gottnatur entspringt wiederum Z.s Bestreben, H. vor der Zeit zum Pantheisten zu machen.

Man sieht, Z. behandelt sein Thema sehr gründlich. Die Ansicht, H.s Jugendlyrik enthalte Schellingsche Gedanken oder H. sei gar Schellingianer gewesen, widerlegt zu haben, bleibt sein Verdienst.

Wenn man auch mit seiner näheren Beschreibung der Weltanschauung des jungen H. nicht überall einverstanden zu sein braucht[1]), so bringt er doch neben wertvollen literarischen Anregungen und Aufklärungen eine Fülle gedankenreicher Interpretationen der philosophischen Gedichte, sowie Ausblicke über H.s geistige Entwicklung, die, eigenes Nachdenken erweckend und bereichernd, der Forschung dienen und sie fördern. Wer sich mit H.s Werdezeit beschäftigen will, wird Z.s Buch nicht lesen, sondern studieren müssen, und er wird großen Nutzen davon haben.

Scheunert.

Arthur Sakheim, E. T. A. Hoffmann. Studien zu seiner Persönlichkeit und seinen Werken. Leipzig, H. Haessels Verlag 1908. 291 SS. Preis geb. 7 Mk.

Ein originelles Buch über einen originellen Dichter! Mag auch manches darin noch nicht recht ausgereift sein, als erster Wurf ist es sehr respektabel und legt von dem Talente des offenbar noch sehr jungen Autors ein sehr ehrendes Zeugnis ab. Reich an geistvollen Beobachtungen und guten Gedanken, fördert es, wenn es auch mehr dankenswerte Anregungen und fruchtbare Ausblicke als erschöpfende Erledigung der aufgeworfenen Fragen bietet, die Hoffmann-Forschung in wesentlichen Punkten und zwingt den Fachmann zu eingehender Auseinandersetzung mit ihm. Eine künstlerisch empfindende Natur tritt mit reicher, wenn auch etwas einseitiger Belesenheit und feinem Verständnis für die menschliche

---

[1]) Meine Einwände gegen Z. ausführlich und eingehend zu begründen, verbietet sich im Rahmen dieser Besprechung; ich verweise auf meine Publikation „Der junge Hebbel" (Beiträge zur Ästhetik, herausgegeben von Lipps und Werner. XII. Hamburg und Leipzig, Voss 1908), die während des Druckes der Arbeit Z.s erschienen ist.

und dichterische Eigenart Hoffmanns an den genialen Poeten heran und zeigt ihre Verwandtschaft mit ihm auch in der Scheu vor dem „gespenstischen Philistrismus", der Theodor Amadeus aus mancher grundgelehrten literarhistorischen Untersuchung anwehen würde. Ellingers „Hoffmann" nennt Sakheim (S. 83) die konventionelle Biographie eines ungewöhnliches Menschen, fleißig, aber aller dichterischen Süße bar. Sicherlich geht Ellingers bereits 1894 erschienene Arbeit bei aller Hochachtung, die sie abnötigt, nicht sehr in die Tiefe und läßt noch vieles für Hoffmann zu tun übrig; auch sei S. zugegeben, daß sich dem eigentlichen Problem Hoffmann in Ellingers etwas trockenem Tone nicht beikommen läßt, da es sich dabei um seelische Werte, Stimmungen und Eindrücke handelt, die sich nicht so ohneweiters der wissenschaftlich-nüchternen Fixierung bequemen. Deshalb will ich auch mit dem Stil des neuen Buches nicht so streng ins Gericht gehen wie manche Beurteiler, so R. M. Meyer. Wenn auch meine Merktafel eine bedenkliche Anzahl bloßer Mätzchen, tiefsinnig klingender, aber überflüssiger Fremdwörter, kühner Neubildungen und noch gewagterer Bilder, aber auch falsche oder mißverständliche Satzkonstruktionen, ja Berlinismen und aufgelegte grammatische Schnitzer verzeichnet, so mag ich doch nicht den Merker spielen und will lieber anerkennen, daß dem Verf. für vieles, was unsagbar scheint, namentlich in den dem Märchen gewidmeten Abschnitten, ein überraschender Reichtum glücklicher und schlagender Bezeichnungen und Wendungen zugebote steht und daß er sich im dichterisch-plastischen Ausdruck — er nennt sich selbst einen Epigonen der Romantik — seines Helden nicht unwürdig zeigt. Eine korrektere Handhabung der deutschen Sprache — bei ihm wird einmal sogar die Romantik „gehandhabt" — wird er sich freilich aneignen und, will er nicht selbst die Lektüre unnötigerweise erschweren, Schopenhauers Forderung an einen guten Stilisten beherzigen müssen, daß er nämlich ungewöhnliche Dinge mit gewöhnlichen Worten sage; denn gerade ein so schwieriges Thema, wie es das in dem vorliegenden Werke behandelte ist, verlangt besonders klaren Ausdruck.

Die zwölf Aufsätze, die das Buch umfaßt, — die heilige Zwölfzahl war da wohl nicht ohne Einfluß auf den Neuromantiker — wollen keine „richtige" Monographie bilden, sondern nur Beiträge dazu enthalten. Der Verf. ist sich darüber im klaren, daß zu einer vollkommenen Bewältigung der Aufgabe seine Kenntnisse („Doch woher nehmen?" im Vorwort), ja unsere Mittel überhaupt nicht ausreichen. Nur weiterführen will er unsere Erkenntnis von Hoffmanns Stellung als historischer Persönlichkeit, seine Individualität und die Art seines Schaffens einer vertiefenden Betrachtung unterziehen. Um es gleich vorwegzunehmen: dies ist ihm ohne Zweifel in vielen Beziehungen gelungen und auch für den ersten Teil seiner Untersuchungen sind wir dankbar, betrachten aber, da der Verf. damit ein weites Forschungsgebiet in Beschlag

nimmt, das Geleistete nur als Abschlagsumme und sprechen die Erwartung aus, daß er sich bald an eine gründlichere Einzelschrift über Hoffmanns Bedeutung für die Weltliteratur heranmacht. Ich habe vor kurzem an dieser Stelle (in meiner Anzeige von C. G. v. Maassens Hoffmann-Ausgabe) eine Bearbeitung dieses Kapitels als Desiderat der Hoffmann-Forschung bezeichnet und freue mich, daß S. nun wenigstens eine vorläufige Skizze liefert. Einer Wiederholung des von Ellinger und anderen bereits zu diesem Thema Beigebrachten offenkundig ausweichend und ohne den Ehrgeiz, es zu erschöpfen, bespricht S. zunächst die Stellung der deutschen Literarhistoriker und ältern deutschen Dichter zu Hoffmann. Neues sagt er über seine Beziehungen zu Tieck und Brentano, ungenügend ist dagegen die Darstellung seines Verhältnisses zu Jean Paul; daß dieser eigens nach Bamberg gekommen sei, um Hoffmann kennen zu lernen, ist keine wahrscheinliche Vermutung und hinsichtlich anderer Äußerungen der beiden Dichter übereinander verweise ich auf meine einschlägige Arbeit (Progr. d. Staatsgymn. in Mies, 1907/8). Richtig ist wohl seine an anderen Stellen (so S. 248) weitergeführte Bemerkung, daß sich Hoffmann, nachdem er sich innerlich von Jean Pauls Sentimentalität befreit hat, an den meisten Stellen, wo er Jean Paul nennt, und auch sonst nicht selten über ihn heimlich lustig macht — eine Beobachtung, die mir nicht entgangen ist, von der ich jedoch nicht mit der gleichen Entschiedenheit Gebrauch zu machen gewagt habe. Für die erste Partie des 2. Kapitels „Wertung Hoffmanns in Frankreich und England" konnte S. den Aufsatz G. Thuraus und Grisebachs Hinweise benützen, doch führt er mit einigen Bemerkungen auch über diese hinaus. Übersehen finde ich die Studie von Marcell Breuillac im Juli-Septemberheft der „Revue de histoire littéraire de la France" 1906. Wertvoller sind die folgenden Ausführungen über Hoffmann in England und Amerika — im besonderen fiel mir die schöne Parallele mit E. A. Poe auf — und namentlich das 3. Kapitel: „Hoffmann in Rußland, Polen und Dänemark", da hier S. fast ohne Vorgänger ist und eine ungewöhnliche Kenntnis fremder Sprachen und Literaturen erkennen läßt. Ich möchte ihn hier darauf aufmerksam machen, daß Hoffmann auch in der čechischen Literatur eifrige Bewunderer und Nachahmer hat, wie A. Novák an mehreren Stellen seiner Literaturgeschichte andeutet. Der vierte Abschnitt beschäftigt sich, wiederum nur in Form kurzer Hindeutungen, mit den Beziehungen Hoffmanns zu verschiedenen deutschen Dichtern der Gegenwart, worauf eine Durchmusterung und nicht unbillige Kritik des von der gelehrten Forschung in den letzten Jahren Geleisteten folgt. Bestreiten möchte ich nur (mit Hinblick auf die zahlreichen Einzeldrucke und Auswahlbände, sowie den Erfolg der beiden Auflagen der Grisebachschen Gesamtausgabe und der Subskription auf die im Erscheinen begriffene kostspielige Luxusausgabe C. G. v. Maassens) die Richtigkeit der auch von

Engel (Gesch. d. deutschen Literatur, 3. Aufl., II. Bd., S. 57) aufgestellten Behauptung, daß das deutsche Publikum von heute kein Verhältnis mehr zu Hoffmann habe. Daß ihm die moderne deutsche (sowie die russische und polnische) Literatur enger verknüpft ist als die ältere und daß sich auch im Urteil der Literarhistoriker in den letzten Dezennien ein großer Wandel zu seinen Gunsten vollzogen hat, hebt S. selbst hervor. Interessant ist ferner, daß nach S. umgekehrt die Beliebtheit Hoffmanns in Frankreich und sein Einfluß auf die frz. Literatur von ca. 1870 an rasch abnimmt.

Im zweiten Hauptteil seines Buches versucht S. eine „Rekonstruktion von Hoffmanns Individualität und seines Schaffens, mit besonderer Beachtung seines Verhältnisses zum deutschen Märchen". In dem Kapitel „Hoffmanns Erzählungen" wird des Dichters widerspruchsvolles Wesen unter Heranziehung seiner Abstammung, der damaligen Königsberger geistigen Atmosphäre und der romantischen Zeitstimmung etwas eilfertig charakterisiert, richtig eine Entwicklung von Jean Paul zu Tieck, im übrigen aber Mangel einer folgerechten, aufsteigenden Entfaltung konstatiert. Treffend heißt es: „Wie C. F. Meyer scheint Hoffmann in sich das Pathologische durch seine Kunst überwunden zu haben, hat sich gewissermaßen rein und frei geschaffen" (S. 92), keine Erklärung ist es dagegen, wenn S. die besondere Färbung seiner Erzählungen auf eine aparte Art des Sehens und Fühlens zurückführt, tief aber wiederum der Satz: „Künstlerisch handelt es sich für Hoffmann in erster Linie darum, den grobempirischen, mehr oder weniger alltäglichen Stoff zu überwinden" (S. 94). Er tut dies durch Hineintragen seiner tiefsten Erlebnisse, seiner eigensten Persönlichkeit, obwohl ihm dies bei seiner scharfen Beobachtungsgabe kein leichtes ist, so daß ihm die Bewältigung dieser Aufgabe nicht immer gelingt. Darauf wird mit etwas subjektivem Urteil Schwaches und Verfehltes unter seinen Erzählungen von den Meisterwerken geschieden. Sehr fein und ergebnisreich ist die nun folgende Betrachtung: „Die phantastischen Bilderbeschreibungen E. T. A. Hoffmanns". Seine eigenen Versuche in der Malerei schätzt S. nicht hoch, doch zeigt er, wie eng die Beziehungen des Dichters Hoffmann zur bildenden Kunst sind. Die Annahme eines stärkeren Einflusses Hogarths wird abgelehnt, dagegen die innere Verwandtschaft mit Callot ausführlich dargetan und an einer Reihe Hoffmannscher Erzählungen nachgewiesen, wie intensiv berühmte, aber auch weniger bekannte Gemälde Hoffmanns Phantasie befruchtet haben, wie ihm namentlich Salvator Rosa auch durch seine menschliche Persönlichkeit ein Anreger wird.

Für die bedeutendsten Abschnitte halte ich indes die drei folgenden Kapitel, deren Überschriften den Inhalt sehr ungenau bezeichnen. Der Nachweis der Anregungen, die Hoffmann aus der älteren und neueren Märchenliteratur geschöpft hat, erweitert sich dem Verf. zu einer höchst lehrreichen allgemeineren, da, wo nähere

Beziehungen zu Hoffmann in Betracht kommen, auf das einzelne eingehenden Schilderung der von Perrault ausgehenden Renaissance des Volksmärchens in Frankreich und Deutschland bis auf die Sammlung der Brüder Grimm. Überraschend ist besonders die Fülle von Ähnlichkeiten zwischen zahlreichen Grimmschen Märchen und Hoffmannschen Motiven, auf die S. verweist. Als Begründer des Kunstmärchens in Deutschland wird Wieland hingestellt und auch bei ihm findet der Verf. nicht unerhebliche Anklänge an Hoffmann. Vortrefflich ist auch die Ähnlichkeit und Verschiedenheit des Märchengehaltes bei Jean Paul und Hoffmann gesehen, ausgezeichnet die Ausführungen über Goethe als Märchenpoeten und Vorbild für unsern Dichter. Die Darstellung kulminiert in der Betrachtung des romantischen Märchens, in dem S. mit Recht die charakteristischeste Erscheinungsform des romantischen Geistes sieht. Die besondere Art eines Novalis, Tieck, Brentano, Arnim, Kerner, Hauff, Chamisso, Eichendorff und Fouqué, die teils für Hoffmann vorbildlich waren, teils von ihm selbst angeregt wurden, wird mit geistvoller Schärfe, überall mit Rücksicht auf den Zweck des Buches, charakterisiert und schließlich passieren die „Kleinen von den Seinen", die „Pseudoromantiker", flüchtige Revue; wenn einige von ihnen seinerzeit ihrem Meister gleichgestellt wurden, unterzieht S. ihre Produkte einer vernichtenden Kritik. Vervollständigt wird diese Quellenstudie im IX. Abschnitt, der die Legende von Hoffmanns mangelhafter Lektüre wohl endgiltig zunichte macht. Unter den Schriftstellern, die für ihn außer den schon genannten Anregern noch in Betracht kommen, vermisse ich den Namen Cazottes, dessen „Diable amoureux" Hoffmanns „Elementargeist" nachgebildet ist, was der Dichter selbst mit der ihm eigenen Ehrlichkeit eingesteht. (Näheres über diesen Punkt bringt ein kleiner Aufsatz von mir im „Euphorion", XV. Bd., S. 140 ff.). Dagegen hat S. gleich mir Hoffmanns Kenntnis okkulistischer Literatur wohl überschätzt; denn wie ich einer brieflichen Mitteilung des in dieser Frage besonders gut orientierten v. Maassen entnehme, schöpft er solche Dinge samt den von ihm vorgeführten Namen kabbalistischer Schriftsteller fast durchwegs aus einem Buche, der 1782 in Berlin erschienenen deutschen Übersetzung des „Comte de Gabalis" vom Abbé de Montfaucon de Villars. Ausgezeichnet wird aber, an Spuren in seinen Werken, gezeigt, wie bewandert Hoffmann in deutschen und fremdländischen Märchen und Sagen war, warum ihn im besondern Gozzi und die Wiener Zauberoper anzog. Schließlich tut S., früher Gesagtes vervollständigend, noch an einigen Beispielen dar, wie Hoffmann naive, schlichte Motive des Volksmärchens zusammensetzt, umwandelt, in eine höhere Kultursphäre transponiert. Die Art und Weise, wie ihm diese Vertiefung gelang, hebt ihn nach S. über alle seine romantischen Rivalen empor.

Wenig befriedigt hat mich das nun folgende Kapitel: „Der Stil seiner Märchen". Da hätte ich mir von der originellen Auf-

fassung und tiefbohrenden Beobachtung des Verf.s mehr versprochen. Die persönliche Note in Hoffmanns Schreibart fühlt ja jeder, der sich einläßlicher mit ihm beschäftigt, bald heraus, diesen Eindrück mit Worten zu umschreiben, ist aber so leicht nicht und auch Sakheims Beiträge scheinen mir da, abgesehen von ihrer Dürftigkeit, mehr *fumum ex fulgore quam ex fumo dare lucem*. Geistreich und unsere Einsicht fördernd, sind im XI. Kapitel zwei Paare von Gestalten aus Hoffmanns Märchen ausführlich behandelt, psychologisch und literarhistorisch ganz wundervoll analysiert: der „Lindhorst- und der Anselmustypus", der Typus des „Heimchens am Herd" und der „Sphinx", die uns als ewig Weibliches hinanzieht; von dieser Weiblichkeit entwirft aber Hoffmann in satirischer Absicht (S. 237, 347/8) häufig lustige Zerrbilder. Vermißt habe ich da einen Hinweis auf Charaktere wie Jean Pauls Walt in den „Flegeljahren", eine Gestalt, die (wie ich erst jetzt mit Augen, die mir S. geschärft, sehe, während ich dieses Thema in meiner oben zitierten Arbeit etwas obenhin behandelt habe) an die poetischen Götterlieblinge bei Hoffmann sehr nahe herankommt. In dem Schlußkapitel „Satire und Humor" erhält das Bild, das der Verf. von seinem Helden entwirft, die am meisten ins Auge fallenden Farben und Sakheims Stilkunst feiert da im Verein mit seiner blendenden Scharfsichtigkeit den letzten Triumph.

An Einzelheiten, die ich mir angestrichen habe, trage ich zum Schluß noch nach: Dem Verf. der „Lebensläufe", Th. v. Hippel, „frivolen Rationalismus" (S. 90) zuzuschreiben, halte ich für sehr einseitig und auch die „unfromme Frömmigkeit" Hamanns und Herders nicht für glücklich; denn auf den orthodox-kirchlichen Standpunkt will sich doch wohl auch S. nicht stellen. — Daß der „Magnetiseur" mehr technisch als künstlerisch ausgezeichnet sei (S. 95), wird wohl schwerlich auf Zustimmung rechnen können. — Zu den „Bergwerken zu Falun" (S. 99) notiere ich den Aufsatz von K. Reuschel in den „Studien für vgl. Literaturgeschichte" 1902, S. 1—28. — Für die Einkleidung der „Elixire" (S. 100) liegen als Vorbilder die biographischen Romane Jean Pauls wohl näher als Rousseaus „Konfessionen" oder gar Goethes „Werther" und „Wilhelm Meister". — Die mystische Unterströmung des XVIII. Jahrhunderts (S. 130/1) hat das neueste Buch von F. J. Schneider über das Freimaurertum (Prag 1908, Taussig & Taussig) zum Gegenstande. — Das Volksmärchen als Veranlassung der alten germanischen Göttermythen (S. 137) — liegt da nicht ein *lapsus calami* vor? — Wenn Wielands „Salamandrin" bei Hoffmann Spuren hinterlassen hat (S. 156), so wäre wohl vor allem der von S. auch sonst wenig beachtete „Elementargeist" heranzuziehen. — Zu S. 170 ff. möchte ich auf das kurze Fragment der „Neuesten Schicksale eines abenteuerlichen Mannes" (Grisebach, XIV 175 ff.) hinweisen, da hier Hoffmann eingestandenermaßen an Tiecks Straußfedergeschichte von Abraham Tonelli direkt anknüpft. — Sakheims weitläufige

Vermutungen, ob nicht einiges in den „Serapionsbröern“, wenigstens zum Teil, in der Tat den Bundesbrüdern Koreff und Contessa zuzuschreiben sei (S. 189 ff.), halte ich für müßig, da die ganze Rahmenerzählung, mag es auch einen serapiontischen Klub wirklich gegeben haben, deutlich genug als bloße Fiktion gegeben ist und Hoffmann den Anteil seiner Freunde, wenn er irgendwie erheblich gewesen wäre, ganz sicher viel genauer bezeichnet hätte als dadurch, daß er ihnen einige seiner Erzählungen in den Mund legt; nennt er ja auch Quellen, die ihm in Wirklichkeit nur wenige äußerliche Motive „geboten haben“! — Der Name Prosper Alpanus in „Klein Zaches, der mit den Alpen nichts zu tun hat, ist nach Grisebachs Entdeckung (in der Einleitung zu seiner Ausgabe, S. LXXV) dem holländischen Arzte Prosper Alpinus entlehnt; Hoffmann weicht also einer Beziehung auf die Alpen absichtlich aus und auch von einer Anknüpfung an Shakespeares Prospero im Namen (S. 228) kann daher nicht die Rede sein. Übrigens hätte S. Grisebachs Notiz auch auf S. 229, wo er von Hoffmanns Vorliebe für Ärzte spricht, gut verwenden können und auch ein näheres Eingehen auf sein Verhältnis zu Shakespeare — eine leichte Aufgabe — wäre sehr geboten gewesen. — Hamann zu den „nordischen Magiern“ zu rechnen und mit Swedenborg in einem Atem zu nennen (S. 229), geht doch wohl nicht an und von dem „Rationalisten“ (S. 90) Hippel, der das Freimaurertum lächerlich gemacht hat, sollte man nicht erwarten, daß er zur Formung des Hoffmannschen Lindhorsttypus beigetragen habe.

Ich empfehle Sakheims schöne Arbeit aufs wärmste allen denjenigen, die Hoffmann lieben und in seines Wesens Kern tiefer einzudringen wünschen. Die gefällige Ausstattung und der klare, fast gänzlich fehlerfreie Druck — mir fiel nur der „H*yp*ograph“ auf S. 158 auf — machen das mit zwei hier zum erstenmal veröffentlichten Karikaturen Hoffmanns geschmückte Buch auch als Geschenk für literaturkundige und nachdenkliche Leser geeignet.

Mies i. B. Dr. Johann Černy.

Otto Mensing, Mittelhochdeutsches Hülfsbuch für Oberklassen höherer Schulen. 78 SS. Dresden, Ehlermann 1909. Preis 1 Mk.

Mensings Büchlein ist das beste, das mir von mittelhochdeutschen Hülfsbüchern in die Hand gekommen ist, und ihre Zahl ist nicht gering. Der Verf. schöpft aus dem Vollen und daher die Sicherheit und Zweckmäßigkeit des Gebotenen.

Den Hauptteil nimmt natürlich die Darstellung des grammatischen Stoffes ein. Die Anordnung und Behandlung der Formenlehre ist im ganzen und im einzelnen geradezu musterhaft klar und praktisch. Das Fachwissen ist hier von der genauen Kenntnis

des für den Schulbetrieb Notwendigen unterstützt. Der Verf. geht überall vom Neuhochdeutschen aus und legt in Regel und Beispiel die Unterschiede zwischen nhd. und mhd. dar, dazu tritt als weiteres beachtenswertes Mittel zur Erklärung älterer Sprachzustände die liebevolle Heranziehung der Mundart. Die Satzlehre ist im Vergleich zu den herkömmlichen Einführungen ins Mittelhochdeutsche besonders eingehend und instruktiv. Die Heranziehung der lateinischen und griechischen Analogien, die da und dort so vorteilhaft ist, könnte nach meinen Erfahrungen noch ausgiebiger sein; Besonderheiten der Kasuslehre und auch der Satzlehre habe ich den Schülern nie einfacher und wirksamer erklärt als durch den Hinweis auf die Entsprechungen in den klassischen Sprachen. Mensings Büchlein nimmt alle seine zahlreichen Belege und Beispiele aus den Stücken der Nibelungen und öfters auch aus Walther, die in allen Schulen gelesen werden; es ist hier der ganze Lesestoff für die Grammatik ausgebeutet. Dieser Vorgang beleuchtet Entstehung und Zweck der Arbeit aufs beste und ist ihr keine schlechte Empfehlung. Darum meine ich auch, daß M.s Arbeit weniger für die Studenten an der Hochschule geeignet sein werde, weil sie bei der Beschränkung auf die Schullektüre alles vom Standpunkte des Neuhochdeutschen betrachtet und bei aller geschickten Anordnung zu wenig systematisch ist. Aber sie kann für Fachstudien zur vergleichenden Betrachtung und zur Verstärkung des systematisch Gelernten dienen. Mensings Hülfsbuch gibt auch eine Übersicht aus der Sprachgeschichte und eine Besprechung des deutschen Wortschatzes und andere Beigaben, die dem Bedürfnis einer Schulbehandlung entgegenkommen.

Neben mehreren Kleinigkeiten, die für den Schulbetrieb irrelevant sind, möchte ich nur weniges geändert sehen. So sollte im § 10 *sîn* als genit. des person. pron. der 3. Person nicht eingeklammert werden, da es ebenso im Gebrauche ist wie die Genitive *mîn* und *dîn*. Im § 19, 2, *b* sollte die nhd. Ablautreihe der *u*-Klasse nicht mit *ie* — *ô* — *o*, *ô*, sondern mit *ie* — *o* oder *ô* — *o* oder *ô* angegeben werden. § 56 Pfründe = *probenda* wäre besser *praebenda* oder mlat. *provenda* zu schreiben. — Die Ausstattung des Buches durch den angesehenen Schulverlag entspricht den höchsten Anforderungen. Ich kann nur bedauern, daß unsere österreichischen Schulverhältnisse nicht erlauben, ein solches Büchlein in die Hand unserer Schüler zu legen.

Leitmeritz. Alois Bernt.

Prof. Dr. O. Boerners Lehr- und Lesebuch der französischen Sprache. Für Realschulen und verwandte Lehranstalten bearbeitet von Al. Stefan, Prof. an der k. k. Oberrealschule im XVI. Bezirk zu Wien. V. Teil. Für die V., VI. und VII. Klasse. Mit 20 Bildnissen, 1 Karte von Frankreich, 1 Plan und 10 Ansichten von Paris. Wien 1908, Verlag von Karl Graeser & Kie. 188 SS.

Der nun vorliegende V. (zugleich letzte) Teil des von Stefan für die österreichischen Realschulen überarbeiteten *Lehr- und Lesebuches* von Boerner enthält den grammatischen Lehr- und Übungsstoff für die drei Oberklassen (V.—VII.), welchen je 10 „Lektionen" zugewiesen sind. Die Verarbeitung des französischen Anschauungsmateriales geschieht nach denselben Grundsätzen wie in den vorhergehenden Teilen (s. unsere Besprechung des II. und III. Teiles in dieser Zeitschrift, Jahrgang 1906, S. 1095 ff., und des IV., ebenda, Jahrgang 1907, S. 950). Einen glücklichen Griff hat der Verf. mit der Stoffwahl getan. Die Stücke der V. Klasse haben nämlich zum Mittelpunkt Land und Leute von Frankreich, die der beiden folgenden die bedeutendsten Vertreter und Förderer der französischen Literatur vom Beginn der Neuzeit. Letztere sind auch noch durch ausdrucksvolle Bildnisse den Schülern persönlich näher gebracht. Die Schlußlektion ist der französischen Baukunst und Verfassung gewidmet.

In den Wörterverzeichnissen hätten wir noch öfter, als es geschieht, bei selteneren Wörtern die abweichende Aussprache angegeben gewünscht; so in *quadrangulaire* (S. 97, 2. Spalte), *le gars* (S. 98, 2. Sp.), *le joug* (S. 102, 1. Sp.; „Grammatik" S. 9 nicht erwähnt), *disgracier* (S. 108, 2. Sp.). Auch in der Tabelle der Dynastien Frankreichs: *Capétiens* (S. 187).

Der Anhang gibt außer Mustern für Briefe, Skizzen zu Aufsätzen und ähnlichem auch zehn Reproduktionen von Pariser Ansichten, eine Karte von Frankreich und einen Plan von Paris, alles in gelungener Ausführung.

An Druckfehlern haben wir bemerkt: S. 90, 2. Sp. *la* (statt *le*) *pampre;* S. 106, 2. Sp. *prèceupation* (statt *préoccupation*); S. 187, Z. 14 v. u. *Philippe III* (statt *IV*), *le Bel.* — Sonst schließt der auch äußerlich schön ausgestattete Band den ganzen Lehrgang würdig ab.

Französische Grammatik für Realschulen und verwandte Lehranstalten. Bearbeitet und herausgegeben von Prof. Dr. O. Boerner und Prof. Al. Stefan. Wien 1908, Verlag von Karl Graeser & Kie. 236 SS. und Begleitwort.

Die sich eng an das *Lehr- und Lesebuch* der beiden Verfasser anschließende Grammatik macht schon äußerlich durch die übersichtliche Gliederung des Stoffes, dann aber auch durch das überall hervortretende Streben nach Klarheit und Leichtverständlichkeit einen vorteilhaften Eindruck. Die Regeln der Formen- und

Satzlehre sind doppelsprachig gegeben. In der Lautlehre suchen die Verfasser zunächst an ähnliche Laute des Deutschen anzuknüpfen. Doch gehen sie unseres Erachtens in der Identifizierung deutscher Laute mit französischen zu weit. So unterscheiden sich doch sicher die Vokale von *Hütte* und *Bucht* von frz. *u* und *ou*, mit denen sie zusammengestellt werden (S. 8), in der Qualität. Noch weniger deckt sich frz. *g* mit dem deutschen in *Gott, Gebet* (S. 6). Durch solche uneingeschränkte Zusammenstellungen werden nur falsche Vorstellungen über französische Laute bei den Schülern hervorgerufen und wird nur der etwas anrüchigen „deutsch-französischen Schulaussprache" Vorschub geleistet. Es war vielmehr das in sich geschlossene französische Vokalsystem unabhängig vom deutschen vorzuführen und waren dann bei der Vergleichung beider gerade die Unterschiede zwischen den ähnlichen Lauten aufzuzeigen.

An sonstigen Einzelheiten möchten wir nur hervorheben, daß der unbetonte *e*-Laut in *plaisir, prairie, maîtresse* nicht dem betonten in *reine* (S. 2) gleichzusetzen war, da beide sicher in der Quantität (nach Rousselot, Rosset u. a.), aber auch in der Qualität voneinander abweichen. Auch war für *(le) poêle* (ebenda) in Übereinstimmung mit dem herrschenden Sprachgebrauch und mit der Lautgeschichte des Wortes (im XVI. Jahrh. *poisle*) der lange tiefe *a*-Laut zu lehren; der kurze hohe *a*-Laut dürfte in dieses Wort erst durch Vermengung mit *(la) poêle, poil* und *moelle* eingedrungen sein. Bei der Behandlung des „dumpfen *ö*-Lautes" (S. 3, unter c) wird bemerkt, daß „in unbetonter Binnensilbe" *(promenade, galerie)* und „in den Endungen *-le, -re* mit vorhergehenden Konsonanten" *(table, notre)* „das dumpfe *ö* nur noch ein ganz schwacher Laut" ist. Aber in den beiden ersten Wörtern ist doch das *e* überhaupt stumm; in den beiden anderen wird es verschieden behandelt, je nachdem es im Auslaut oder im phonetischen Inlaut steht. — S. 9 sollte das im Lesebuch V. (*Vocabulaire*, S. 102, Sp. 1) ohne Aussprache-Angabe verzeichnete *joug* angeführt werden und ebenso das in der Grammatik S. 92 gleichfalls ohne Aussprachebezeichnung gebrauchte *laps (de temps)*.

In der Formenlehre (S. 12—87) soll es S. 19, 2. Sp., Z. 13 v. u. heißen *préposition* (statt *conjonction*). Ist nicht (S. 48) „*bizarrerie d'orthographe*" ein zu starker Ausdruck für die „orthographische Eigentümlichkeit" *avancer-avançons, manger-mangeons?* — S. 66 wäre zur Konjugation von *tenir*, das „wie *venir*" konjugiert, das Perfekt hinzuzufügen, eben wegen seiner Verschiedenheit von *venir*. — Ebenda: In *gisons, gisais, gisant* usw. ist stimmloses *s* kaum mehr gebräuchlich; vgl. Michaelis-Passy im *Dict. phon.* und Lücking, *Frz. Gramm.*[3], S. 69 (gegenüber der 1. Aufl. S. 93).

In der Satzlehre (S. 88—236) ist die Regel (S. 89): „Die Namen von Ländern usw. haben den bestimmten Artikel" zu allgemein und daher unrichtig gefaßt und steht schon mit den Regeln

auf der folgenden Seite im Widerspruch; richtig gegeben z. B. in der alten Schulgrammatik von Plötz, S. 295. — Ist S. 110 „*le versant nord des Pyrénées*“ entsprechend mit „die nördliche Ausdehnung der P.“ wiedergegeben?

Auf Besonderheiten der Aussprache ist auch in der Formen- und Satzlehre, wie zum Teil schon gezeigt, Rücksicht genommen. Doch fehlt eine Angabe außer in dem oben erwähnten Falle (*laps de temps,* S. 92) auch bei *tertio,* S. 115.

Der Druck ist sehr sorgfältig, wie uns denn auch nur ein Fehler (S. 121, Z. 3 v. u.: *vue* statt *vu*) aufgefallen ist.

Alles in allem genommen, dürfte sich dieses Lehrbuch im Unterricht als recht brauchbar erweisen.

Wr.-Neustadt. Dr. F. Wawra.

Historische und politische Aufsätze von Otto Hintze, Professor an der Universität Berlin. Vier Bände. (Deutsche Bücherei, Band 94 bis 101.) Berlin, Deutsche Bücherei (o. J.) Preis geh. Mk. 2·40, geb. Mk. 4·80.

Die „Politik“, die verfallene Wissenschaft vom Wesen des Staates und den Formen seiner Entwicklung, wieder zu beleben scheint heute niemand berufener zu sein als Otto Hintze; denn er vereinigt mit der Kenntnis der staatswissenschaftlichen Systematik den Geist und die Forschungsmethode des Historikers, mit der Fähigkeit, das weitschichtigste Material sich anzueignen, die Kraft der Schöpfung neuer Ideen, mit der Flüssigkeit des Stils die scharf ausgeprägte, bezeichnende Formulierung. Die Abhandlungen, die bisher in Fachorganen zerstreut nun in billiger Ausgabe vereinigt vorliegen, sind populär im besten Sinne des Wortes; so sehr der Fachmann sich bewußt sein wird, daß in ihrem Großteile die Ergebnisse langjähriger eindringender Forschung auf einem Gebiete niedergelegt sind, das seit einigen Jahrzehnten im Vordergrunde historischer Betätigung in Preußen steht — der Geschichte von Preußens innerer Entwicklung — so wird doch der Fernerstehende nirgends Spuren der Materialbeschaffung und Verarbeitung gewahr werden, die ihn im Genusse des Gebotenen stören könnten.

Die Aufsätze lassen sich gliedern in solche, die den allgemeinen Problemen der Geschichtswissenschaft und Politik gelten, und in solche, die zum Vorwurfe die Entwicklung des preußischen Staatslebens haben. Hintze ist weit entfernt davon, das staatliche Moment im geschichtlichen Leben einseitig in den Vordergrund zu stellen. Die Bedeutung der großen und in neuerer Zeit so stark betonten Erkenntnismittel, namentlich der durch Lamprecht vertretenen Sozialpsychologie, oder die der wirtschaftlichen Wandlungen ist ihm natürlich völlig klar; das zeigt schon der Artikel „Über individualistische und kollektivistische Geschichtsauf-

fassung", der aus dem Zusammen- und Ineinanderwirken des Individuellen und Kollektiven, Singulären und Typischen das geschichtliche Leben ersprießen sieht. Aber in gesunder Reaktion gegen die heute beliebte übermäßige Einschätzung der sozialen Entwicklung tritt bei ihm allenthalben die Wirksamkeit der Staatsbildung selbst hervor: so in „Staatenbildung und Verfassungsentwicklung", wo der innige Zusammenhang der inneren Struktur des Staates, vornehmlich auch der Verfassungsform mit der jeweiligen äußeren Staatsform durch die Jahrhunderte verfolgt wird, so auch in „Rasse und Nationalität und ihre Bedeutung für die Geschichte", wo ein kräftiges Wörtlein für die Bedeutung der romanisch-germanischen Kulturwelt gegenüber Gobineau und Chamberlain eingelegt und gezeigt wird, durch wie mannigfache Momente die alten Rassen vermischt, verändert, neue Rassen teils durch das Staatsband selbst gebildet werden; oder in „Imperialismus und Weltpolitik", einer Abhandlung, die das alte auf Weltherrschaft und das neue, auf wirtschaftliche Vorherrschaft gerichtete imperialistische System und das ihm entgegentretende System des Gleichgewichts verfolgt, oder in „Roschers politische Entwicklungstheorie", einer geistvollen und scharfsinnigen Untersuchung, in der Hintze, allem Schematisieren abhold, die Staatenbildungen auf wenige allgemeine Typen reduziert und den Grundgedanken vom Einflusse der extensiven und intensiven Staatsbildung auf die Wandlung des „politischen Raumsinnes" und auf die Verfassungsformen selbst genauer ausführt.

Der preußischen Geschichte im weitesten Sinne gilt, wie erwähnt, der Hauptteil der Sammlung; auch darüber mögen einige Andeutungen genügen. Hintzes Unbefangenheit zeigt sich in der Art, wie er in dem feinsinnigen Artikel über Johann Gustav Droysen, den kräftigsten Vertreter der Idee von der deutschnationalen Mission Preußens in der Geschichte, dieser aus dem Geiste der Freiheitskriege geborenen Auffassung widerspricht und der heute bereits durchgedrungenen Ansicht folgend die ausschließlich brandenburgisch-preußische Richtung der Politik eines großen Kurfürsten und Friedrich II. betont. Einer der schönsten Aufsätze ist der „Geist und Epochen der preußischen Geschichte" betitelte; er führt die mühevolle Arbeit vor Augen, in der das Hohenzollernsche Fürstentum den territorialen Kleinstaat zum einheitlichen starken Militär- und Beamtenstaate gewandelt hat, und zeigt die Entwicklung jenes spezifischen preußisch Geistes, der schließlich die Lösung der deutschen Frage im Sinne Bismarcks ermöglichte. Einem bedeutungsvollen Probleme der inneren Entwicklung Preußens ist die Abhandlung „Die Epochen des evangelischen Kirchenregiments in Preußen" gewidmet, die sich mit dem Fortschreiten vom Episkopalismus über den Territorialismus zur Presbyterial- und Synodalverfassung beschäftigt und nachdrücklich auch auf die Bedeutung verweist, die Johann Sigis-

munds Übertritt vom lutherischen zum reformierten Bekenntnisse 1613 und in seiner Folge die Toleranzidee für die weltpolitische Entfaltung Preußens gewann. Andere Untersuchungen führen gleichsam in Querschnitten durch die wichtigsten Epochen von Preußens innerer Geschichte: „Die Hof- und Landesverwaltung in der Mark Brandenburg unter Joachim II.", „Staat und Gesellschaft zur Zeit des ersten Königs", „Der preußische Militär- und Beamtenstaat im 18. Jahrhudert", „Friedrich der Große und seine neueste Biographie", „Ein Berliner Kaufmann aus der Zeit Friedrichs des Großen", „Die Industrialisierungspolitik Friedrichs des Großen", „Preußische Reformbestrebungen vor 1806", „Königin Luise und die Wiedergeburt des preußischen Staates", „Stein und der preußische Staat". Die Titel allein zeigen bereits, welche Fülle wertvollster Anregungen und Aufschlüsse geboten wird.

Die Sammlung ist Gustav Schmoller, dem Hintze auch einen warmempfundenen Artikel gewidmet hat, zum siebzigsten Geburtstage dargebracht — ein würdiges Ehrengeschenk!

Wien. Heinrich Ritter v. Srbik.

1. H. Jaenicke, Die Geschichte Polens. Ein Beitrag zum Verständnis der polnischen Frage. 78 SS.
2. — — Bilder aus der polnischen Geschichte. 24 SS. Beide Berlin, Weidmann 1909.

Wie das unverhältnismäßig lange Vorwort zeigt, ist das erste Buch — das zweite ist nur ein Auszug daraus und bedarf keiner selbständigen Besprechung — im wesentlichen eine Tendenzschrift, welche vielleicht in erster Linie für die Jugend, aber wohl auch sonst für weitere Kreise berechnet, den Zweck verfolgt, die Deutschen über die Wichtigkeit der polnischen Frage aufzuklären und zugleich das historische Verständnis für sie zu fördern. Auf zirka 42 Seiten wird die Geschichte Polens bis zur dritten Teilung besprochen und dann auf weiteren 15 Seiten das Schicksal der geteilten Nation in den drei großen Teilungsstaaten durchgenommen, wobei selbstverständlich der Hauptanteil auf Preußisch-Polen entfällt. — Zu einer ersten Orientierung mag das Büchlein gute Dienste leisten, ein tieferes Eingehen auf die in dem ganzen Problem liegenden Schwierigkeiten, auf die relative Berechtigung auch des polnischen Standpunktes liegt dem Verf. fern, da er ja sonst die Einheitlichkeit seiner Tendenz nicht festhalten könnte.

Auf Einzelheiten einzugehen, dürfte hier nicht nötig sein. Warum gerade die „blutige Bestrafung Krakaus" so besonders

hervorgehoben wird (Gesch. S. 57, 59; Bilder S. 22), ist nicht einzusehen. Es gibt in der polnischen Geschichte des XIX. Jahrhunderts wahrhaftig viel blutigere Episoden.

Wien. Dr. M. Landwehr.

Lehmann-Haupt, **Armenien Einst und Jetzt.** Erster Band. Mit 117 in den Text gedruckten Abbildungen, einer Tafel und einer Kartenskizze. Berlin, B. Behr 1910.

Unterstützt vom Kgl. preußischen Kultusministerium, der Averhoff- und Kellinghusen-Stiftung zu Hamburg und der Rudolf Virchow-Stiftung zu Berlin, berichtet der Verf. über eine Forschungsreise, die er 1898/99 nach Armenien unternahm. Sie hatte in erster Linie den Zweck, die chaldische Vorzeit aufzuhellen. Es muß gleich von vorneherein betont werden, daß sich ein abschließendes Urteil über den ersten Band aus dem Grunde nicht fällen läßt, weil in diesem nicht nur zu wiederholten Malen auf den bislang nicht erschienenen zweiten Band verwiesen wird, sondern auch weil der Reisebericht geradezu auf Kosten des zweiten Bandes in unerwünschter Weise unterbrochen wird. Auch die genaue kartographische Darstellung Armeniens wird erst der zweite Band bringen. Die dem vorliegenden beigegebene Kartenskizze genügt für das volle Verständnis der Route keineswegs. Die Darstellung ist sehr breitspurig und reich an oft recht nebensächlichen Anekdoten. Exzerpte aus anderen Berichten werden ziemlich häufig eingeschaltet. Das persönliche Moment tritt gegenüber dem rein sachlichen mehrfach zu stark in den Vordergrund. Als wesentlichstes Ergebnis der Reise ist die Überprüfung des chaldischen Keilschriftmaterials anzusehen, das durch eine große Zahl neuer Inschriften ergänzt werden konnte. Die Forschungen des Verf.s erstreckten sich auch auf die Felsbauten der Chalder. Das Ergebnis, zu dem er hinsichtlich des Zuges der Zehntausend durch den Kentrites gelangt, erscheint deswegen unsicher, weil selbst nach seinen eigenen Beobachtungen mancherlei tiefgreifende Veränderungen im Flußbette vor sich gegangen sind. Hinsichtlich der Lage Tigranokertas schließt er sich der Ansicht Moltkes an und zeigt, daß Tigranokerta, Martyropolis und Farkin identisch sind. Unter anderem sucht der Verf. den Beweis auch dafür zu erbringen, daß die Subnatquelle nicht die Quellgrotte des Sebeneh-su ist, wie bisher angenommen wurde. Nach seiner Meinung liegt die Subnatquelle bei Babil. Aus der dort befindlichen Stele mit einer Inschrift Assurnaṣirabals III. schließt er, daß Assyrien unter diesem Könige nach Norden eine weit geringere Ausdehnung besaß als früher. Die geologischen

Kenntnisse über Armenien erfuhren durch die Reise des Verf.s keinerlei Förderung. Das Illustrationsmaterial entbehrt mit wenigen Ausnahmen der erforderlichen Anschaulichkeit.

Wien. J. Müllner.

W. Killing und H. Hovestadt, Handbuch des mathematischen Unterrichts. I. Band. Leipzig, Teubner 1910. 456 SS. Preis in Lwd. geb. 10 Mk.

In der Reihe der Werke, die einer Vertiefung des mathematischen Unterrichtes dienen sollen, nimmt das vorliegende Buch eine beachtenswerte Stelle ein. Dem Inhalte nach führt es freilich nicht viel über den in den Mittelschulen behandelten geometrischen Lehrstoff hinaus, erörtert aber alle Fragen mit außerordentlicher Gründlichkeit und macht den Leser vertraut mit allen den zahlreichen Untersuchungen, deren Zweck es ist, die scheinbar so selbstverständlichen geometrischen Grundbegriffe in strenger Wissenschaftlichkeit zu umgrenzen und ihre gegenseitigen Beziehungen zu klären. Von besonderem Interesse sind jene zahlreichen Ausführungen, die unmittelbar auf den Unterrichtsbetrieb Bezug nehmen und die vollste Beachtung jedes Mathematiklehrers verdienen, wenn sie auch nicht immer rückhaltloser Zustimmung begegnen sollten. Die Verff. suchen den Leser zur Überzeugung zu führen, daß 'vom Standpunkte Euklids aus eine strenge Entwicklung der Geometrie aussichtslos ist' und daß manche der auf die Fundamente der Mathematik sich beziehenden kritischen Untersuchungen auch im Unterrichte an den Mittelschulen Berücksichtigung finden sollen; in anregender Darstellung zeigen sie auch den Weg, auf dem diese Bestrebungen verwirklicht werden könnten.

In der ersten Hälfte des Buches wird das Hilbertsche System von Axiomen besprochen und mit besonderer Berücksichtigung der bahnbrechenden Arbeiten von Möbius und der kritischen Untersuchungen von Dehn in eingehender Weise die Grundbegriffe (Theorie der Polygone, Flächeninhalt und Flächenmaß, Theorie der Polyeder und ihr Rauminhalt) behandelt. Daran schließt sich ein Exkurs über die uneigentlichen Gebilde der Ebene und über die wissenschaftlichen Grundlagen der Konstruktionsaufgaben. Den Übergang zum zweiten Teil bilden die äußerst anregenden Kapitel über geometrische Logik, den sprachlichen Ausdruck beim mathematischen Unterricht und allgemeine Bemerkungen über die Grundlegung des elementaren Unterrichtes in der Geometrie. Nun beginnen die Auseinandersetzungen über die eigentliche Schulgeometrie; es werden Anregungen gegeben, um an Stelle der traditionellen Beweisgänge neue Gesichtspunkte mit erhöhter Anschaulichkeit zu gewinnen.

Wien. K. Wolletz.

Die Kraftfelder. Von V. Bjerknes, Professor der Mechanik und der mathematischen Physik an der Universität Christiania. Mit 29 in den Text eingedruckten Abbildungen. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn 1909. Preis geb. 7 Mk.

Die Maxwellsche Theorie der Elektrizität stellt die formale Beziehung der elektrischen und magnetischen Vektorgrößen zu Raum und Zeit dar. In dem vorliegenden Buche sind die Resultate einer langen Reihe von Forschungen gegeben, die den Zweck haben, über die innere Natur der Kraftfelder die notwendigen Aufklärungen zu geben. Angeregt zu dieser Arbeit wurde der Verf. durch die Vorlesungen seines Vaters über hydrodynamische Kraftfelder. Bekanntlich hat sich aus den betreffenden Forschungen ergeben, daß die hydrodynamischen Stromfelder dieselbe geometrische Struktur wie elektrostatische oder magnetische Felder haben und mechanische Kräfte entgegengesetzt gleich denjenigen dieser Felder ausüben. Dieses Ergebnis, das ursprünglich nur für spezielle Fälle sich ergab, zeigte sich im späteren Verlaufe der Untersuchungen als ein allgemeines. Unmittelbarer Gegenstand der in dem vorliegenden Buche veranstalteten Untersuchung sind nicht die elektromagnetischen Kraftfelder selbst, sondern ihnen analoge Felder, die in bewegten Flüssigkeiten und in Medien mit gewissen Elastizitätseigenschaften auftreten. Es wird vom Verf. die Theorie von zwei Klassen von hydrodynamischen Felderscheinungen entwickelt, und zwar jener, in denen schwingende, und solche, in denen stationäre Bewegung der Flüssigkeit angenommen wird. Die auftretende Analogie mit elektrostatischen oder magnetischen Feldern wird besprochen und auf jene Versuche eingegangen, die zur Bestätigung der Ergebnisse dienen. Im weiteren Verfolge seiner Arbeit behandelt der Verf. auch die Theorie der Kraftfelder in flüssigen Medien mit gyrostatischen Eigenschaften, die schon mehrfach gedient haben, um mechanische Bilder der allgemeinsten elektromagnetischen Felderscheinungen zu konstruieren.

In den sieben ersten Kapiteln des Buches hat der Verf. nur elementare Methoden angewendet, so daß zum Verständnisse derselben nur die Kenntnis der Grundbegriffe der Mechanik und der Lehre von der Elektrizität und dem Magnetismus erfordert wird. Es werden in diesen genannten Kapiteln auch die Versuche beschrieben, die zur Veranschaulichung und Bestätigung der rechnerischen Ergebnisse dienen.

Das achte Kapitel bildet den Übergang zu der strengeren mathematischen Behandlung des Gegenstandes und enthält eine sehr gelungene mathematische Theorie der Vektorfelder. Die weiteren Abschnitte handeln von den schwingenden Bewegungen im allgemeinen, von den Grundgleichungen des hydrodynamischen Feldes mit undurchdringlichen Körpern, von den hydrodynamischen Kraftfeldern mit durchströmten Körpern. Um ein vollständiges mechanisches Bild der elektromagnetischen Felderscheinungen zu

entwerfen, eignet sich das Bild der durchdringlichen Systeme viel besser. Dieses wird auch im Schlußabschnitte („Kraftfelder in flüssigen Medien mit gyrostatischen Eigenschaften") als Ausgangspunkt verwendet.

Das Buch liefert jedenfalls einen wertvollen klassischen Beitrag zur mathematischen Theorie der elektrischen und magnetischen Erscheinungen.

Großschmetterlinge und Raupen Mitteleuropas mit besonderer Berücksichtigung der biologischen Verhältnisse. Herausgegeben von Prof. Dr. Kurt Lampert, Oberstudienrat und Vorstand des kgl. Naturalienkabinetts in Stuttgart. Lieferung 22, 23, 24. Eßlingen und München, J. F. Schreiber 1910.

In den vorliegenden drei Lieferungen wurde die Beschreibung der Familie der *Noctuiden* fortgesetzt, jene der *Geometriden* begonnen. Unter den *Noctuiden* finden wir namentlich die Gattungen *Taeniocampa, Orthosia, Xanthia, Orrhodia, Cucullia, Plusia, Catocala* relativ eingehend beschrieben. Die deutschen Bezeichnungen der einzelnen Falter sind meist zutreffend, und es muß anerkennend hervorgehoben werden, daß diese Verdeutschung keine leichte Arbeit war, handelt es sich ja darum, durch das deutsche Wort den Grundtypus des Falters in prägnanter Weise zu charakterisieren. Die Vorkommnisse der Raupen, was ihre Futterpflanze und ihre Erscheinungszeit betrifft, sind, so weit sich Ref. überzeugen konnte, durchwegs richtig angegeben. Nicht immer stichhältig sind die Bemerkungen über die Verbreitung, Häufigkeit und Seltenheit eines Tieres, womit dem Verf. aber durchaus kein Vorwurf gemacht werden soll, da diese Verhältnisse mit den Standorten vielfach variieren. So ist in der Wiener Umgebung heutzutage *Perigrapha cincta* und *Catocala elocata* nicht selten. Als Übergänge von den Eulen zu den Spannern behandelt der Verf. die verschiedenen Spannereulen, die Zündlereulen und wendet sich dann zu der Familie der *Cymatophoridae.* Ein sehr gelungenes biologisches Bild ist Fig. 61, bezugnehmend auf *Thyatira batis.* Weiters wird die Familie der *Brephidae* dargestelle.

Von den *Geometriden* behandet der Verf. in der letzten der vorliegenden Lieferungen die Gattungen *Aplasta, Pseudoterpna, Geometra, Enchloris, Nemoria, Thalera, Hemithea.*

Die den Lieferungen beigegebenen künstlerischen Tafeln sind recht gut und instruktiv ausgeführt. Nur Tafel 58, Fig. 16, ferner Tafel 62, Fig. 3, Tafel 57, Fig. 2 entsprechen in ihrer Farbengebung nicht ganz den wirklichen Verhältnissen.

Immerhin zeigen auch wieder die vorliegenden Lieferungen, daß wir es in der Arbeit des Oberstudienrates Lampert mit einem sehr schätzenswerten Werke zu tun haben, das zu vollständigern Arbeiten über den Gegenstand in trefflicher Weise hinüberleitet und dem wir eine weite Verbreitung wünschen.

Wien. Dr. I. G. Wallentin.

Dritte Abteilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Bericht über den X. deutsch-österreichischen Mittelschultag.

(21., 22. und 23. März 1910.)

(Fortsetzung.)

Der Vorsitzende dankt nunmehr dem Referenten für seinen eingehenden Bericht und erteilt ihm neuerdings das Wort zu seinem zweiten Vortrage:

„Bestrebungen auf dem Gebiete des Mittelschulturnwesens".

Hochgeehrte Versammlung! Die Gegenwart befaßt sich eingehend mit der Forschung über die Erweiterung und Vertiefung der körperlichen Erziehung an den Mittelschulen. Berufene und Unberufene erheben ihre Stimme, teils laut und fordernd, teils ruhig und erwägend, um ihren Wünschen Geltung zu erringen. Die widersprechendsten, ja sogar die ganz entgegengesetzten Meinungen tauchen an der Oberfläche auf, so daß eine Klärung der widerstreitenden Anschauungen dringend geboten erscheint, soll nicht die Pflege der Leibesübungen auf eine abschüssige Bahn geraten und erheblichen Schaden erleiden.

In diesem Kampfe der verschiedenen Richtungen — mögen vielleicht alle selbstlos streben — mitzusprechen und mitzuraten, hat der X. deutsch-österreichische Mittelschultag in Wien nicht allein das Recht, sondern sogar die Pflicht, damit die Frage der körperlichen Erziehung gelöst werde zum Wohle der Jugend, nicht zur Befriedigung von Sonderbestrebungen und Sondervorteilen.

Der Kampf der Anschauungen dreht sich vornehmlich um die Vor- und Ausbildung der Turnlehrer, den Turnbetrieb, die Turnaufsicht und schließlich die Turnräume. Meine Darlegungen werden sich daher in vier Abschnitte gliedern: I. Turnlehrerbildung, II. Turnbetrieb, III. Turnaufsicht, IV. Turnräume.

I. Turnlehrerbildung. Der Turnlehrer kann nur dann unterrichten und erziehen, also den richtigen Erfolg erzielen, wenn dessen Macht von den Schülern freiwillig anerkannt wird, da zum Vorteile des Turnens die Turnnote nur nach der günstigen Seite zählt. Diese Macht erlangt der Turnlehrer aber nur dann, wenn er den Schülern an geistigem Wissen und fachlichem Können überlegen ist und das erziehliche Feingefühl zu wahren weiß. Dadurch wird er ihr Meister und hält Schulzucht.

Diese drei Voraussetzungen bedingen eine längere Tätigkeit in wissenschaftlicher, fachlicher und erziehlicher Richtung. In wissenschaftlicher Beziehung soll als Vorbildung zur Lehramtsprüfung aus Turnen mindestens die Reifeprüfung an einer Mittelschule oder an einer Lehrerbildungsanstalt gefordert werden. Es muß als billig und gerecht anerkannt werden, daß der Lehrer wenigstens die Vorbildung besitzt, welche der Schüler an der Anstalt erlangen kann. Im entgegengesetzten Falle kommt es naturgemäß zu Reibungen zwischen Lehrer und Schüler, welche das Ansehen des Lehrers untergraben, die Schulzucht schädigen und den Unterrichtserfolg hemmen. Die körperliche Tüchtigkeit allein in der Ausführung der Übungen verbürgt nicht den Erfolg, wenn der geistige Zusammenhang zwischen Lehrer und Schüler fehlt.

Die Ausbildung der Turnlehrer erfolge durchwegs an den Hochschulturnkursen, die allerdings einer Erweiterung und Vertiefung fähig sind, weil hiedurch die Forderung der Vorbildung und die Gleichmäßigkeit des Unterrichtes und der Erziehung gewährleistet, die Bildung der Turnlehrer derjenigen der wirklichen Lehrer nähergebracht und das amtsbrüderliche Zusammenwirken gefördert wird und weil die Universitätsstudenten an erster Stelle zum Lehramte des Turnens an Mittelschulen berufen sind. Es bilde daher der Besuch eines Hochschulturnkurses ein notwendiges Erfordernis der Zulassung zur Lehrbefähigungsprüfung aus Turnen.

In der Ausgestaltung und Vertiefung des Unterrichtes an den Hochschulturnkursen schließe ich mich vollinhaltlich den Vorschlägen des Prof. Max Guttmann an, denen in nachstehender Fassung vom „Zweigverein der Turnlehrer an den Mittelschulen Niederösterreichs" und vom Verein „Mittelschule" zugestimmt wurde: 1. Gründliche Unterweisung im Kunstturnen und in den volkstümlichen Übungen mit Einschluß der Bewegungsspiele nebst Ausblicken auf das gesamte Gebiet der körperlichen Erziehung bei Ausdehnung der Universitätsturnkurse von zwei auf drei Jahre; 2. erweiterte Ausbildung in der Anatomie und Physiologie, erste Hilfeleistung, Schulhygiene wie für Lehramtskandidaten der wissenschaftlichen Fächer; 3. Einführung eines Probejahres; 4. Einordnung des Turnens in eine Prüfungsgruppe als Hauptfach in Verbindung mit einem anderen wissenschaftlichen Haupt- oder Nebenfache. Werden nach diesen Gesichtspunkten die Universitätsturnkurse ausgestaltet und die Prüfungsvorschrift für das Lehramt des Turnens an Mittelschulen abgeändert, dann werden die Turnlehrer allen billigen Anforderungen an Lehrgang, Lehrweise, Schulzucht und Weiterentwicklung des Schulturnens entsprechen.

Mit der Forderung der erweiterten Ausbildung der Turnlehrer stehen wir Mitglieder der beiden eben genannten Turnlehrervereine nicht allein.

Der „Nationale Turnverein“ in Budapest, der bisher für den Turnlehrerkurs sorgte, fordert nach einem Berichte des Schularztes Dr. Adolf Juba die Verlängerung des einjährigen Kurses auf zwei Jahre mit einer Vertiefung des Studiums, während Realschuldirektor F. Kemény in Budapest, ein anerkannter und geschätzter Fachmann im Turnwesen, drei Jahre verlangt mit den Worten: „Neben dem vertieften Wissen bedürfen diese Herren einer gesteigerten allgemeinen Bildung, wofür wir in der Turnlehrerbildungsanstalt der Zukunft lieber drei als zwei Jahre ansetzen möchten“. Ein scharfes, aber gerechtes Urteil fällt derselbe Realschuldirektor F. Kemény über die Vor- und Ausbildung der Turnlehrer, wenn er sagt: „Oder bedarf es etwa des Nachweises, daß ein sechs- und eventuell bloß zweimonatlicher sogenannter ‚Kurs‘ wohl schwerlich eine solche Kulturqualifikation reift, daß deren Träger mit ruhigem Gewissen sich den Titel ‚Professor‘, den Wirkungskreis eines ‚Inspektors‘ anmaßen und das entsprechende Gehalt beanspruchen können? Der Hebel jedweder echten und aufrichtigen Reform der Körperkultur wird also hier anzulegen sein, sofern man die Kniebeuge oder die Riesenwelle nicht als Äquivalent für ein bis zwei Hochschuljahre betrachten will und die billige Forderung aufstellt, daß der primitive Drillmeister allenthalben durch sachlich geschulte, europäisch gebildete, charakterfeste Persönlichkeiten ersetzt werde, die auch über pädagogischen Takt und Kenntnisse verfügen. Ich glaube, diese Forderungen dürfen und müssen heute als allgemein gültig wenigstens angestrebt werden, ohne deshalb von einzelnen, die sich dadurch getroffen fühlten, angefeindet zu werden. Dann, aber auch nur dann, wird der Turnprofessor von seinen übrigen Kollegen auch der Kultur und dem Stande nach als ebenbürtig betrachtet werden und gerechten Anspruch auf eine gleiche Entlohnung und Behandlung haben“.

Im geraden Gegensatze zu diesen Anschauungen stehen die Forderungen des „Allgemeinen deutsch-österreichischen Turnlehrervereines“ in Linz, welche dahin gehen, daß halbjährige Turnkurse nach reichsdeutschem Muster zur Ausbildung der Turnlehrer geschaffen und eine Turnlehrerbildungsanstalt gegründet werde. Diese kurzfristigen Kurse scheinen mir in mehrfacher Beziehung schädlich, ja sogar gefährlich. Schädlich sind sie den Teilnehmern in körperlicher und geistiger Hinsicht. Ein eifriger Anhänger und streitbarer Verfechter der Linzer Turnkurse schreibt in einem Berichte über den dritten österreichischen Turnlehrerkurs in Linz zur Verherrlichung desselben: „Täglich wurde von 7 Uhr morgens bis 12 Uhr mittags und von 3 bis 6 Uhr nachmittags gearbeitet. Das ist wohl eine Leistung sowohl für die Hörer als auch für den Lehrer, die das menschliche Kräftemaß beinahe übersteigt; schmerzhafte Entzündungen der Sprunggelenke und Sehnenscheiden waren daher auch keine Seltenheit, von der geistigen Abspannung der Teilnehmer gar nicht zu sprechen“.

Durch die Schaffung der halbjährigen Kurse scheint mir nicht nur das Ansehen des Turnens, sondern auch die Stellung der Turnlehrer bedroht und gefährdet. Der akademisch Gebildete, der doch an erster Stelle zum Unterrichte an der Mittelschule berufen ist, wird gänzlich

vom Turnlehramte ausgeschaltet, weil einem Universitätsstudenten nicht zugemutet werden kann, neben dem Einjährig-Freiwilligenjahr, der vierjährigen Studienzeit und dem Prüfungsjahr noch ein halbes Jahr mit nicht geringen Kosten der Erlangung der Lehrbefähigung für Turnen zu opfern. Die halbjährigen Kurse sind also nur für die Volks- und Bürgerschullehrer berechnet, denen ein bequemerer und kürzerer Weg, als es durch die Universitätsturnkurse möglich ist, zur Erlangung der Lehrbefähigung für Turnen geöffnet werden soll. In einer „Denkschrift" des Linzer Vereines an das hohe Unterrichtsministerium wird dieser Grund offen ausgesprochen: „Der Besuch eines solchen Kurses ist besonders für Volks- und Bürgerschullehrer, die außerhalb der Kursstadt wohnen, ganz ausgeschlossen. Die Kurse sind also vorzüglich für die Hörer der Universität bestimmt". Damit also die Volks- und Bürgerschullehrer leichter Turnlehrer an Mittelschulen werden können, soll die Bildungsstufe herabgedrückt werden. Meine Meinung ist die ganz entgegengesetzte. Nebenbei sei noch kurz erwähnt, daß die Mitglieder des Linzer Vereines neben der halbjährigen Ausbildungszeit auch die Gleichstellung mit den Professoren der Mittelschule an Rang und Gehalt fordern.

Die Turnkurse sollen nach reichsdeutschem Muster halbjährige sein. Dieses reichsdeutsche Muster ist nicht nachahmenswert, was ich mit einigen reichsdeutschen Stimmen, welche sich gegen die halbjährige Ausbildung richten, beweisen will. Auch die preußische Unterrichtsverwaltung hat das Bestreben, die Ausbildung der Turnlehrer zu verbessern.

Zur Abhaltung der halbjährigen Kurse soll eine eigene Turnlehrerbildungsanstalt ins Leben gerufen werden. Eine Notwendigkeit für eine derartige Gründung ist nicht vorhanden, weil die Universitätsturnkurse den Bedarf an Turnlehrern vollauf gedeckt haben und weil eine Klage über die Ausbildung der Turnlehrer seitens der berufenen Unterrichtsbehörden nicht laut geworden ist.

Meine Ausführungen, *sine ira et studio* vorgebracht, fasse ich in den einzigen Wunsch zusammen: „Österreich, welches in der Turnlehrerausbildung durch seine Universitätsturnkurse an der Spitze fast aller Länder (Schweden ausgenommen) steht, möge nicht den Weg des Rückschrittes durch Einführung der halbjährigen Turnkurse betreten, sondern durch Ausgestaltung der Universitätsturnkurse den Weg des Fortschrittes weiterwandeln".

II. Turnbetrieb. Der Turnbetrieb ist so einzurichten, daß das Turnen den Körper stärkt, die Gesundheit fördert, die Jugend erzieht und die Lust zu den Leibesübungen erhält. Diesen Forderungen entspricht das deutsche Turnen nach der Spießschen Lehrweise, welche gegenwärtig an unseren Mittelschulen eingeführt ist und auch in Zukunft beibehalten werden soll. Das deutsche Turnen gewährleistet nicht nur eine allseitige Ausbildung des Körpers, sondern auch eine reiche Abwechslung der Übungen, und die Spießsche Lehrweise verbürgt eine ausgiebige Beschäftigung und eine gesundheitliche Förderung der Schüler. Das deutsche Turnen entwickelt Mut und Entschlossenheit, fördert rasche Auffassung

und zähe Ausdauer, verlangt Unterordnung und Gehorsam, ist also wie keine andere Turnlehrform geeignet, auch für den Militärdienst vorzubereiten. Und schließlich müssen wir als deutsche Stammesgenossen für das deutsche Turnen, das Erbe Jahns, eintreten.

Der Turnbetrieb nach der Lehrweise des seligen Hofrates Maul, den ich als Freund und Lehrer hochschätze und dessen Verdienste ich voll anerkenne, paßt nicht für alle Verhältnisse und Lehrer, und ist in der Form, wie der „Allgemeine deutsch-österreichische Turnlehrerverein“ in Linz es einführen und verbreiten will, mit aller Schärfe abzulehnen. Das Endziel dieser Linzer Lehrweise, wie ich sie der Kürze halber nennen will, ist die streng taktmäßige Ausführung nicht allein der Freiübungen, sondern auch der Gerätübungen, selbst mit Musikbegleitung.

Neben dem Turnen sollen an jeder Mittelschule die Jugendspiele ausgiebig gepflegt werden. Dazu gehört freilich ein entsprechender Spielplatz, der für jede Schule zu beschaffen wäre. Bevor dies nicht geschehen ist, halte ich selbst den Gedanken an die Einführung des verpflichtenden Jugendspieles für verfrüht, abgesehen von allen anderen Hindernissen und Einwänden. Im preußischen Abgeordnetenhause sagte der Wirkliche Geheime Rat Ministerialdirektor Regierungskommissär D. Schwartzkopff: „Nun ist die ganze Gefahr die: wenn man bei den Schülern gar zu viel Zwang anwendet, ihnen gar keine Freiheit läßt, ob sie schwimmen, rudern, tennisspielen wollen, sondern sie auch für das Spielen noch unter Schulleitung stellt, daß man ihnen dann die Sache weniger schmackhaft macht, daß man ihnen die Lust am Spiele verdirbt, so daß, wenn sie aus dem Schulzwang heraus sind, sie die ganze Sache über Bord werfen“.

Mit den beiden Hauptpfeilern der körperlichen Ausbildung, Turnen und Jugendspiel, soll dieselbe nicht erschöpft sein; es sollen auch die anderen Zweige wie: Wandern, Baden und Schwimmen, Rudern und Schlittschuhlaufen als besonders förderlich, dann aber auch Fechten, Radfahren, Reiten, Schneeschuhlaufen und Rodeln von der Schule wohlwollend gefördert werden, ohne wegen ihrer Gefährlichkeit und ihres Zeitaufwandes in den Schulbetrieb aufgenommen zu werden. Bei der Anstrengung, welche alle diese Übungsarten erfordern, hat die Schule streng darauf zu sehen, daß eine Überbürdung und eine Schädigung des Körpers nicht eintritt. Deswegen scheint mir auch die Beteiligung der Mittelschuljugend an den Wettkämpfen der Sportvereine bedenklich. Öffentliche Schaustellungen sind aus unterrichtlichen, erziehlichen und gesundheitlichen Gründen nicht zu billigen.

Das Schwedische Turnen mit seiner Einförmigkeit und Armut an Abwechslung der Geräte befriedigt nicht unsere Jugend und kann das Deutsche Turnen nimmer ersetzen. Das Schwedische Turnen gehöre den Kranken, das Deutsche dagegen den Gesunden. Warum sollen wir unser Deutsches Turnen durch ein fremdländisches ersetzen, da in Schweden selber sich eine Bewegung bemerkbar macht, Geräte des Deutschen Turnens einzuführen!

Bei Durchführung der vorgebrachten Anschauungen ist der Lehrplan nach folgenden Grundsätzen einer eingehenden Durchsicht zu unterziehen;

Das Schrägbrett, nur zu Einzelübungen verwendbar und gefährlich, und der Rundlauf, oft Schwindelanfälle erregend, sind zu streichen; dafür ist der Schwebebaum, der sich für Gemeinübungen besonders eignet und im militärischen Turnen Verwendung findet, wieder aufzunehmen. Die Ordnungsübungen sind auf das geringste und notwendigste Maß zu beschränken, weil sie geringen physiologischen Wert besitzen und die Aufmerksamkeit der Schüler zu sehr in Anspruch nehmen. Bei den Freiübungen sind grundsätzlich längere Übungsreihen zu vermeiden; die Erschwerung der Freiübungen liege in der Ausführungsweise, nicht in der vielzeitigen Verbindung. Die gekünstelten Schrittarten sind zu entfernen. Der Liegestütz, eine gesundheitfördernde und zugleich militärische Übung, ist wieder aufzunehmen. Alle Gerätübungen, welche nicht gefahrlos ohne Hilfe des Lehrers ausgeführt werden können, sind zu streichen; denn die Übungen sind nicht Zweck, sondern Mittel. Bei ihrer Ausführung muß vornehmlich der erziehliche und der gesundheitliche Standpunkt maßgebend sein. Die Atemübungen sind als gesundheitlich wichtig in allen Klassen auszuführen.

Zur Weckung der Lust zum Militärstande und zur Vorbereitung für den Militärdienst sind die militärischen Gelenkübungen (Freiübungen) und die Übungen im Glied und Zug in den neuen Lehrplan einzureihen. Nach Tunlichkeit ist der militärische Befehl anzuwenden.

Diese Wünsche, ohne jedes Sonderinteresse vorgebracht zum Wohle der körperlichen Ausbildung der Jugend, lege ich der hochgeschätzten Versammlung ans Herz.

III. Turnaufsicht. Die strenge Durchführung der gesetzlichen Bestimmungen und Verordnungen, welche erst den vollen Erfolg des Turnunterrichtes verbürgt, soll von Amtspersonen beaufsichtigt werden. Bis jetzt waren die Landesschulinspektoren mit der Aufsicht über den Turnunterricht betraut, es erheben sich aber in den Turnlehrerkreisen zahlreiche Stimmen nach eigenen Turninspektoren. Es muß vor allem betont werden, daß diese Forderung keine Spitze gegen die Landesschulinspektoren enthält, weil diese sowohl dem Turnen als auch dessen Vertretern stets die größte Fürsorge und das aufmerksamste Wohlwollen haben angedeihen lassen. Wenn aber die hohe Unterrichtsbehörde eine Durchsicht der Prüfungsvorschrift und des Lehrplanes im Auge hat und eine Erweiterung der körperlichen Ausbildung der Mittelschuljugend plant, dann scheint mir der Wunsch nach eigenen Turninspektoren nicht nur gerechtfertigt, sondern sogar notwendig. Den Abschluß der ganzen Ausgestaltung bilde ein eigenes Referat für Körpererziehung im hohen Unterrichtsministerium.

Die Bestellung von Turninspektoren würde eine Vorrückung der Turnlehrer in eine höhere Stellung, die bis jetzt gänzlich fehlt, bedeuten. Aus unterrichtlichen Gründen wäre auch anzustreben, daß die Turninspektoren aus den Reihen der Mittelschulturnlehrer in einer der Anzahl der Mittelschulen entsprechenden Zahl entnommen und in ihrem Amte mit dem Rechte der Vorrückung dauernd angestellt werden.

IV. Turnräume. Die Turnräume sollen einen Ankleideraum, einen Turnsaal und einen Sommerturnplatz, der nach Möglichkeit auch als Spielplatz diene, umfassen. Der Bau des Gebäudes sei gesundheitlich einwandfrei hergestellt. Für den Betrieb der Gemeinübungen seien die gleichen Geräte in mehrfacher Zahl vorhanden. Zur Durchführung der Spiele ist ein entsprechender Spielplatz unerläßlich.

Am Schlusse meiner Ausführungen bitte ich Sie, meine hochverehrten Herren, die gegebenen Anregungen offen und frei zu prüfen und im Falle der Zustimmung den angefügten Leitsätzen die Annahme nicht zu versagen zum Wohle der Jugend und zum Heile des Vaterlandes.

Leitsätze.

I. Turnlehrerbildung.

1. Die Vorbildung der Turnlehrer werde durch das Reifezeugnis einer Mittelschule oder einer Lehrerbildungsanstalt nachgewiesen.

2. Die Heranbildung der Turnlehrer erfolge ausnahmslos an den auszugestaltenden Universitäts-, bezw. Hochschulturnkursen.

3. Das Turnen sei in Verbindung mit einem wissenschaftlichen Fache wenigstens für die Unterklassen als Prüfungsgruppe aufzustellen.

4. Die Prüfungsvorschrift für Turnen werde nach den vorgeführten Wünschen abgeändert.

II. Turnbetrieb.

1. Dem Unterrichte werde das Deutsche Turnen nach der Spießschen Lehrweise mit Ausschluß der gefährlichen und mit Betonung der gesundheitsfördernden Übungen zugrunde gelegt. Die Vornahme militärischer Übungen ist zulässig.

2. Die Jugendspiele werden bei freier Teilnahme der Schüler von der Schule gepflegt.

3. Die Zweige der körperlichen Ausbildung: Wandern, Schwimmen, Rudern, Eislaufen, Schneeschuhlaufen, Rodeln, Radfahren, Fechten und Reiten werden von der Schule wohlwollend gefördert, ihre Durchführung aber werde aus Rücksicht auf Verantwortung und Zeitaufwand der häuslichen Fürsorge überlassen.

4. Der Lehrplan werde nach den angedeuteten Gesichtspunkten einer Durchsicht unterzogen.

III. Turnaufsicht.

1. Zur Förderung der körperlichen Ausbildung werden nach Maßgabe der bestehenden Mittelschulen Turninspektoren in entsprechender Anzahl ernannt.

2. Die Turninspektoren werden dauernd angestellt und aus dem Kreise der Mittelschulturnlehrer genommen.

3. Dem Turninspektor werden alle auf die körperliche Ausbildung bezughabenden Angelegenheiten zugewiesen.

4. Bei Einführung von Turninspektoren möge im hohen Unterrichtsministerium ein eigenes Referat für Körperausbildung geschaffen werden.

IV. Turnräume.

1. Jede Mittelschule besitze einen gesundheitlich einwandfreien Turnsaal.

2. Der Turnsaal sei mit den zur Durchführung des Spießschen Klassenturnens nötigen Geräten versehen.

3. Ein Sommerturnplatz ist nach Tunlichkeit zu beschaffen.

4. Ein Spielplatz ist zur Durchführung der Spiele unerläßlich.

Nach dem mit lebhaftem Beifalle aufgenommenen Vortrage bemerkt der Vorsitzende, daß aus der allgemeinen Zustimmung zu entnehmen sei, daß die Mehrzahl der Anwesenden mit den Ausführungen der Referenten einverstanden sei. Bei der vorgerückten Zeit und mit Rücksicht auf die für 5 Uhr angesetzte turnerische Vorführung müsse von einer Debatte abgesehen werden.

Realschuldirektor Franz Kemény (Budapest) meint, daß die Ausführungen des Vortragenden höchst bedeutsam und die Annahme der vorgeschlagenen Thesen eminent wichtig seien und beantragt, die Verhandlungen am folgenden Tage fortzusetzen.

Da sich die Durchführung dieses Vorschlages als unmöglich erweist, stellt Universitätsturnlehrer Gustav Lukas den Antrag, es möge beschlossen werden: „Die Versammlung stimmt mit dem Gefühle des Dankes den im Vortrage gegebenen Anregungen im wesentlichen zu".

Demgegenüber bemerkt der Vorsitzende, daß ein solcher Beschluß ohne Debatte unmöglich sei und ersucht die Versammlung, sich in Anbetracht der obwaltenden Umstände mit der Kenntnisnahme der im Vortrage gegebenen Anregungen zu begnügen.

Es gelangen hierauf noch die vom „Allgemeinen deutsch-österreichischen Turnlehrerverein" und dem oberösterreichischen Zweigvereine desselben ausgegangenen Zuschriften zur Verlesung, in denen zum Ausdrucke kommt, daß die in den Leitsätzen des Referenten ausgesprochenen Anschauungen über die Ausbildung der Turnlehrer mit den Ansichten dieser Vereine nicht übereinstimmen.

Prof. Fritz Hirth führt schließlich noch Klage darüber, daß durch den Wegfall der Debatte ihm und seiner Partei die Möglichkeit genommen worden sei, gegenüber den Ausführungen des Referenten Stellung zu nehmen.

Turnerische Vorführungen.

In Übereinstimmung mit den einschlägigen Darbietungen der letzten Mittelschultage und namentlich mit Rücksicht auf die im Januar stattgefundene Enquete für körperliche Erziehung wurden auch diesmal turnerische Übungen vorgeführt. Während es sich im Jahre 1894 darum handelte, einen Einblick in die Unterrichtsmethode nach Adolf Spieß zu gewinnen, gelangte 1903 eine Reihe von Jugendspielen zur Darstellung, denen 1906 ein Fünfkampf in volkstümlichen Übungen vorausging. In den letzten Jahren interessierte die Turnunterrichtsmethode nach Hofrat Alfred Maul in Karlsruhe, dann die schwedische Gymnastik immer größere Kreise, das Mädchenturnen und das Fechten nahmen, wenn auch langsam,

so doch merklich zu. Weite Volksschichten erkennen die Notwendigkeit an, durch geregelte Leibesübungen die Jugend fürs Leben tüchtig zu machen und diese Seite der Erziehung nicht mehr in dem Maße dem Zufall zu überlassen, als es bis jetzt der Fall war. Diese verschiedenen Strömungen hatten zur Folge, daß sowohl die oberste Unterrichtsverwaltung wie alle Lehrerkategorien, ja selbst die Elternschaft, den Vorführungen das größte Interesse entgegenbrachten und infolgedessen sich auch sehr zahlreich einfanden. Tatsächlich verdienten die Vorführungen mehr Beachtung seitens des Publikums als sie gefunden haben.

Es verdient hervorgehoben zu werden, daß diese turnerischen Vorführungen durch den Besuch des Herren Ministers für Kultus und Unterricht Dr. Graf Stürgkh ausgezeichnet wurden. Außerdem hatten sich eingefunden: der schwedische Gesandte Freiherr v. Beck-Friis, Statthalter Graf Kielmannsegg, Sektionschef Freiherr v. Pidoll; die Hofräte: Dr. Huemer, Heinz, Dr. Krappel; die Landesschulinspektoren: Hofrat Dr. Scheindler, die Regierungsräte Dr. Wallentin, Dr. Primožić, Januschke, ferner Dr. Pawlitschek, Dr. Kauer, Oberst des Reichskriegsministeriums Jelencich, Oberstleutnant Steiner usw. Um das Zustandekommen dieser Vorführung hat sich Dir. Schiffner besondere Verdienste erworben, angeregt wurde sie von Hofrat Dr. Huemer.

Die Vorführungen wurden in folgender Reihenfolge dargeboten:

Gesamtleitung: Prof. Pawel, Baden-Wien.

I. Freiübungen. Vorgeführt von den Schülern der II. und III. Klasse der zweiten k. k. Staatsrealschule im II. Bezirke Wiens. Leiter: Turnlehrer Karl Ehrenfest.

II. Ordnungs- und Holzstabübungen (aus einer Turnstunde nach Maul). Vorgeführt von den Schülern der I. B-Klasse des Kaiser-Franz-Josef-Landes-Real- und Obergymnasiums in Baden. Leiter: Prof. Pawel.

III. Bockspringen. Gemeinturnen an vier Böcken. Vorgeführt von den Schülern der Oberklassen des k. k. Elisabeth-Gymnasiums in Wien. Leiter: Prof. Max Guttmann.

IV. Kürturnen am Spannreck. Ausgeführt von den Schülern der beteiligten Anstalten. Leiter: Prof. Pawel.

V. Mädchenturnen.

a) Deutsches. Vorgeführt von den Turnerinnen des Ersten Wiener Frauen-Turnvereines. I. Riege: Pferd breit mit Schwingbrett. Vorturner: Ingenieur Richard Wolf; II. Riege: Barren. Vorturner: Bahnbeamter Emil Wellisch. Leitung: Turnwart Artur Langbein.

b) Schwedisches.

Das Programm bildete eine gewöhnliche Tagesübung für Mädchen, etwa am Schlusse eines Schuljahres. Die Tagesübung besteht aus drei Gruppen. — In der ersten Gruppe wird der ganze Körper bewegt. Man wird durch leichtere Arm-, Rumpf- und Beinbewegungen langsam zu größerer Anstrengung vorbereitet. In der zweiten kommen die Hauptübungen, die den ganzen Körper kräftig und tüchtig durcharbeiten sollen. Zum Schluß kommen dann einige Übungen, um den Organismus zu beruhigen und das Blut gleichmäßig zu verteilen, leichtere Bein- oder Rumpfübungen, hauptsächlich aber Atemübungen.

1. Einleitende Übungen. 2. Spannbeugen, Hebeübungen, Gleichgewichtsübungen, Übungen für Nacken-, Schulter- und Rückenmuskeln, Bauchübungen, Gang- und Laufübungen, wechselseitige Rumpfübungen (noch einmal Hebeübungen), Sprungübungen. 3. Abschließende Übungen. Leitung: Ester Strömberg-Großmann.

VI. Trockenschwimmreigen mit Gesang und Musikbegleitung. Ausgeführt von 16 Schülern der II. Klasse des Kaiser-Franz-Josef-Landes-Real- und Obergymnasiums in Baden. Leiter: Prof. Pawel.

VII. Schulfechten. Ausgeführt von 24 Schülern der VI. und VII. Klasse der zweiten k. k. Staatsrealschule im II. Bezirke Wiens. Leiter: Turnassistent und Fechtlehrer der Anstalt Ernst Preiß.

Die beifälligst aufgenommene Musik wurde beigestellt von einem aus den Schülern der beteiligten Anstalten zusammengesetzten Orchester. Leiter: J. Bartosch, Musiklehrer des k. k. Blindeninstitutes und Gesanglehrer an der zweiten k. k. Staatsrealschule im II. Bezirke Wiens, und umfaßte folgende Darbietungen: 1. Mendelssohn, Hochzeitsmarsch aus „Sommernachtstraum"; 2. Joh. Strauß, „Rosen aus dem Süden", Walzer; 3. Mozart, Ouvertüre zu „Don Juan"; 4. Jos. Strauß, „Dithyrambe"; Polka mazur. (Schluß folgt.)

Wien. Jos. Zycha.

Die Potential-Funktion und ihre Bedeutung für die Reversibilität physikalischer Prozesse.

Das Unterrichtsziel der Mittelschule ist ein doppeltes: Erstens gewisse Fachkenntnisse einzuprägen, welche die Voraussetzung und Grundlage des Hochschulstudiums bilden, zweitens eine vielseitige harmonische Bildung zu verleihen.

Hinsichtlich des letzteren Gesichtspunktes werden nun leider die realistischen Disziplinen vielfach zu gering eingeschätzt und ihr Wert für die philosophische Schulung des Geistes nicht voll gewürdigt. Zum Teile liegt das an den Disziplinen selbst, da die Naturwissenschaften uns eine gewisse Summe von Tatsachen bieten, die unabhängig von dem menschlichen Geiste existieren, so daß die erste Aufgabe des Unterrichtes natürlich darin bestehen muß, eine bestimmte Auswahl derselben dem Gedächtnisse einzuverleiben. Hiebei hat der Geist nur eine rein rezeptive Tätigkeit zu entfalten. Auf der Oberstufe tritt nun noch die Verknüpfung der gewonnenen Erkenntnisse hinzu — das Erkennen der Gesetze, denen die Vorgänge in der Natur gehorchen; das ist die zweite Aufgabe. Es gibt aber noch eine dritte, die leider zu wenig beachtet wird, vielfach wohl auch aus verschiedenen Gründen wie Zeitmangel oder geringerer Intelligenz des Schülermaterials nicht beachtet werden kann — nämlich die, aus den einzelnen Gesetzen die Hauptgesetze zu gewinnen, welche das Weltganze beherrschen. Es handelt sich also darum, „das geistige Band" zu erkennen, welches die Naturvorgänge harmonisch vereint.

Die Kenntnis an Tatsachen und Gesetzmäßigkeiten, die der Mittelschulunterricht vermittelt, ist völlig ausreichend, um als Grundlage zu dienen, besonders da ja die „Grundbegriffe“ der Differential- und Integralrechnung gegenwärtig einen Bestandteil des Lehrstoffes bilden. Diese dritte Aufgabe des naturwissenschaftlichen Unterrichtes bedeutet demnach keine „Vermehrung“, sondern eine „Vertiefung“ des Lehrstoffes, sie bewirkt nicht eine Anhäufung von weiteren, vielleicht nutzlosen „Kenntnissen“, sondern eine Steigerung der philosophischen „Bildung“.

1. Die Potential-Funktion.

In zwei Gebieten des Lehrstoffes der Physik, nämlich der Mechanik und der Elektrostatik, tritt eine eigenartige mathematische Funktion auf, deren Eigenschaften ich im folgenden besprechen will. Es ist dies die „Potential-Funktion“, die im ersteren Gebiet den Ausdruck für die „potentielle Energie“ eines Massenpunktes, im letzteren den für das „elektrische Potential“ eines Leiters liefert. In den beiden scheinbar so verschiedenen Gebieten der Physik haben wir also dasselbe Gesetz, was dem Laien schon aus dem Grunde leicht entgeht, weil die beiden genannten Kapitel im Unterricht durch ein Intervall von einem vollen Jahre getrennt sind. Man hat daher, wie es wohl auch meistens geschehen wird, ausdrücklich auf diese Analogie aufmerksam zu machen.

Da die Potential-Funktion wesentlich ein mathematischer Ausdruck ist, so erscheint es mir nötig, sie auch „mathematisch“ zu definieren, um ihr Wesen erkennbar zu machen. Da ich mir als Leser dieses Aufsatzes auch Nichtfachmänner denke, will ich diese Definition anführen.

„Potential ist eine Funktion der Koordinaten, deren negativer Differentialquotient nach dem Wege die Kraft darstellt“.

Man könnte nun leicht denken, es wäre jetzt ein großer Aufwand an mathematischen Kenntnissen nötig, um die obige Definition verstehen zu können; dies ist jedoch nicht der Fall. Um dies darzutun, will ich die Weierstraßsche Formulierung der Differenzierbarkeit vorführen, die auch jedem Laien sofort verständlich erscheinen wird.

Bezeichnet $F(x)$ eine Funktion[1]) des Argumentes x (d. h. einer Veränderlichen von irgend einer beliebigen Bedeutung), h einen ganz beliebigen Zuwachs von x, so heißt eine Funktion differenzierbar, wenn folgende Zerlegung — die sogenannte „Differentialzerlegung“ — möglich ist:

$$F(x+h) - F(x) = h\,\{F'(x) + H\} \tag{1}$$

Hiebei bedeutet $F'(x)$ eine Funktion von x, die von h „nicht“ abhängig ist, H einen Ausdruck, der mit h zugleich unendlich klein wird. Dividiert man beiderseits durch h, so erhält man demnach

$$\frac{F(x+h) - F(x)}{h} = F'(x) + H, \tag{2}$$

[1]) Funktion ist eine Größe, die von einer anderen irgendwie abhängig ist.

d. h. der Quotient aus der Differenz zweier beliebiger Funktionswerte und der Differenz der Argumente[1]) läßt sich in zwei Teile zerlegen, von denen der eine von h unabhängig ist, während der andere zugleich mit h unendlich klein wird. Das ist die Charakteristik der Differenzierbarkeit.

Läßt man jetzt h sich dem Werte 0 nähern, so nähert sich Zähler und Nenner des Bruches dem Werte 0, ebenso auch H. Der Bruch hat daher einen ganz bestimmten Wert, nämlich $F'(x)$. Man schreibt dann

$$\lim_{h=0}{}^{2)} \frac{F(x+h)-F(x)}{h} = F'(x) = \frac{d\,F(x)}{d\,x} \tag{3}$$

und nennt diesen Ausdruck den „Differentialquotient“.

Sollen also Kräfte ein Potential Φ besitzen, so muß die Kraft p nach der Richtung s bestimmt sein durch[3])

$$p = -\frac{d\Phi}{d\,s} = -\lim_{s_2 - s_1 = 0} \frac{\Phi_2 - \Phi_1}{s_2 - s_1} \tag{4}$$

Die Arbeit ist nun bekanntlich das Produkt aus dem Wege und der Kraft, die in die Richtung des Weges fällt. Für ein sehr kleines Wegstückchen $s_2 - s_1$ ist daher die Arbeit, da die Kraft fast konstant bleibt

$$A = p\,(s_2 - s_1) = -\frac{\Phi_2 - \Phi_1}{s_2 - s_1}\,(s_2 - s_1) = \Phi_1 - \Phi_2 \tag{5}$$

(NB. Der korrekte mathematische Nachweis, daß der Ausdruck vollkommen richtig ist, wenn sich $s_2 - s_1$ dem Grenzwert 0 nähert, ist wohl unnötig, da es ja sofort einleuchtet, daß der Fehler, den man begeht, indem man p als konstant annimmt, um so kleiner wird, je kleiner man $s_2 - s_1$ macht.)

Läßt man also $s_2 - s_1$ unendlich klein werden, so ist die Arbeit durch Ausdruck (5) gegeben. Haben wir nun einen bestimmten endlichen Weg, so teilen wir ihn in unendlich kleine Teile und summieren dann die längs der einzelnen Wegstücke geleisteten Arbeiten. Bezeichnen Φ_1 $\Phi_2 \ldots \Phi_n$ die Werte des Potentials in den einzelnen Punkten des Weges, so ist nach (5) die gesamte Arbeit gegeben durch

$$A = (\Phi_1 - \Phi_2) + (\Phi_2 - \Phi_3) + \ldots + (\Phi_{n-1} - \Phi_n) = \Phi_1 - \Phi_n \tag{6}$$

d. h. „die Arbeit ist gleich der Differenz der Werte des Potentials am Ausgangs- und Endpunkt des Weges“.

Die Rechnung, die wir jetzt ausgeführt haben, ist nichts anderes als eine Integration; ihre Schreibweise in der üblichen Sprache der Mathematik

$$A = \int_1^n p\,d\,s = \int_1^n -\frac{d\Phi}{d\,s}\,d\,s = \int_1^n -\,d\,\Phi = \Phi_1 - \Phi_n \tag{7}$$

Ich glaube damit gezeigt zu haben, daß diese Ableitung jedenfalls keinerlei Schwierigkeiten bereitet, noch auch besondere mathematische Vorkenntnisse erfordert.

---

[1]) $h = (x + h) - x$.
[2]) lim = limes = Grenzwert.
[3]) Siehe die Definition des Potentials.

Wir sind nunmehr zu folgendem — physikalisch außerordentlich wichtigen — Ergebnisse gekommen (6): „**Besitzen die Kräfte ein Potential, so hängt die Arbeit nicht vom Verlauf des Weges, sondern nur vom Anfangs- und Endpunkt desselben ab**“.

2. Die potentielle Energie und das elektrische Potential.

In diesem Abschnitte will ich jene beiden Fälle des Potentials näher erörtern, die ich eingangs des ersten Kapitels erwähnt habe.

Unter „**potentieller Energie**“ einer Masse verstehen wir bekanntlich das Produkt aus dem Gewichte derselben und ihrem Abstand von einem gewissen Niveau, z. B. der Erdoberfläche. Bezeichnet g die Schwerbeschleunigung, z den Abstand von der Erdoberfläche, so ist dann

$$\Phi = m g z \tag{8}$$

der Ausdruck für die potentielle Energie.

Die Schwerkraft ist dann zufolge (4) gegeben durch

$$p = -\frac{d\Phi}{dz} = -\lim_{z_2 - z_1 = 0} \frac{mg\,z_2 - mg\,z_1}{z_2 - z_1} = -mg \tag{9}$$

Das Vorzeichen minus rührt daher, daß die Schwerkraft entgegen der von uns festgesetzten Richtung von z wirkt.

Die Arbeit, die die Schwerkraft leistet, um die Masse m von einem Punkt P_1 nach einem Punkt P_2 zu bewegen, ist daher — wenn z_1, bezw. z_2 die Distanzen der Punkte von der Erdoberfläche sind — gemäß (7)

$$A = \Phi_1 - \Phi_2 = mg\,(z_1 - z_2) \tag{10}$$

sie ist also gleich der Abnahme der potentiellen Energie, da die Schwerkraft nur dann die Arbeit leisten kann, wenn $z_2 < z_1$ ist.

Unter dem „**elektrischen Potential**“ einer punktförmigen Elektrizitätsmenge e in einem Punkte, der von e den Abstand r besitzt, verstehen wir den Ausdruck

$$\Phi = \frac{e}{r} \tag{11}$$

Führt man die in (3) entwickelte Rechnung aus, so ergibt sich für die Kraft

$$p = \frac{e}{r^2} \tag{12}$$

Die Kraft ist hier im Gegensatz zu (9) positiv, da es sich in diesem Fall um eine Abstoßung, im ersteren Fall um eine Anziehung handelt. Wie ja aus der Formel für Φ ersichtlich ist, wächst im ersteren Fall das Potential mit der Erhebung über die Erdoberfläche, während es im zweiten Fall mit der Vergrößerung von r abnimmt. Die Arbeit, die p leistet, um die Elektrizitätsmenge $+1$ von einem Punkt P_1 nach P_2 zu bringen, ist daher

$$A = \Phi_1 - \Phi_2 = \frac{e}{r_1} - \frac{e}{r_2} \tag{13}$$

Wie man unschwer einsieht, ist dann die Arbeit A', die „wir“ leisten müssen, um die Masse m, bezw. die Elektrizitätsmenge $+1$ wieder nach P_1 zu bringen

$$A' = mg\,(z_2 - z_1) = -A, \text{ bezw. } A' = \frac{e}{r_2} - \frac{e}{r_1} = -A \qquad (14)$$

sie ist jetzt negativ, weil wir sie „gegen" die wirkende Kraft leisten müssen.

3. Reversible und irreversible Prozesse.

Gibt es also ein Potential und bringen wir eine (materielle oder elektrische) Masse von einem Punkte P_1 ausgehend auf „irgend einem" beliebigen Wege nach P_1 zurück, so ist die gesamte Arbeit zufolge (7)

$$A = \Phi_1 - \Phi_1 = 0 \qquad (15)$$

Ein derartiger Vorgang, bei dem die Masse nach Durchlaufung eines geschlossenen Weges wieder in den früheren Zustand zurückkehrt, heißt ein „Kreisprozeß".

Wir sehen also, daß, falls ein Potential existiert, die bei einem Kreisprozesse geleistete Arbeit gleich 0 ist.

Bringt man daher eine Masse von einem Punkt P_1 nach P_2 und von dort auf „demselben" Wege wieder nach P_1 zurück, so ist die gesamte Arbeit 0, noch hat sich auch in der Umgebung „irgend etwas geändert". Der Prozeß ist daher, da man ihn auch in der umgekehrten Richtung vollziehen kann, umkehrbar oder „reversibel".

„Es sind mithin alle Naturvorgänge, bei denen ein Potential existiert, reversibel".

Nicht alle Naturvorgänge besitzen jedoch diese Eigenschaft und man nennt derartige Vorgänge dann „irreversibel".

Ein solcher Vorgang ist z. B. der Übergang von Wärme von einem Körper mit höherer Temperatur zu einem solchen mit niedrigerer.

Daß dieser Vorgang nicht direkt umkehrbar ist, leuchtet sofort ein, da ja eine Wärmeströmung nur von einem wärmeren Körper auf einen kälteren möglich ist. Doch ist es auch nicht möglich, das übergeströmte Wärmequantum durch Verwandlung in mechanische Energie wieder auf den ersten Körper zurückzubringen.

Dies beweist uns der Carnotsche Kreisprozeß.

4. Der Carnotsche Kreisprozeß.

Da sich jedermann über die Details dieses Prozesses in einem größeren Werke über Physik[1]) informieren kann, will ich ihn nur soweit besprechen, als es der Zweck dieser Abhandlung erfordert.

Mechanische Arbeit läßt sich bekanntlich durch Reibung vollständig in Wärmeenergie verwandeln; der Carnotsche Prozeß zeigt uns aber, daß die Rückverwandlung nicht mehr vollständig möglich ist, sondern ein Teil der Wärmeenergie unverwandelt bleibt.

Denken wir uns in einem Zylinder mit beweglichem Kolben ein Gas von einer Temperatur T_1, so wird sich dieses, falls seine Spannung größer ist als der äußere Luftdruck, ausdehnen und den Kolben heben — also mechanische Arbeit leisten.

---

[1]) Müller-Pouillet, Bd. II 2; Riecke, Bd. II.

Wir lassen diesen Vorgang in zwei Etappen vor sich gehen. Da sich das Gas beim Ausdehnen abkühlt, so führen wir ihm aus einem Wärmereservoir, dessen Temperatur $T_1 + \tau$[1]) deshalb etwas höher sein muß als die des Gases, ein Wärmequantum Q_1 zu, so daß die Temperatur des Gases konstant bleibt (isothermischer Prozeß). Dann lassen wir das Gas sich „ohne Wärmezufuhr" so lange ausdehnen als es möglich ist; hiebei sinkt seine Temperatur auf „einen niedrigeren Wert T_2" (adiabatischer Prozeß). Hiebei ist also Wärme in mechanischer Arbeit — Hebung des Kolbengewichtes — verwandelt worden.

Wir bringen nun das Gas — wieder in zwei Etappen — in den Anfangszustand zurück. Zuerst komprimieren wir es isothermisch, d. h. die bei der Kompression entstehende Wärmemenge Q_2 wird in ein Reservoir geleitet, dessen Temperatur $T_2 - \tau$ jetzt etwas niedriger sein muß als die des Gases (T_2). Dann komprimieren wir es adiabatisch, wobei es sich wieder auf die Temperatur T_1 erwärmt.

Wir haben damit einen Kreisprozeß vollzogen, denn das Gas ist in seinen Anfangszustand zurückgeführt worden. Außerdem ist aber das Wärmequantum $Q_1 - Q_2$ in mechanische Arbeit verwandelt worden und das Wärmequantum Q_2 von der Temperatur $T_1 + \tau$ auf $T_2 - \tau$ gesunken. Es ist also nur ein Teil der zugeführten Wärme Q_1 in mechanische Energie übergegangen, der Rest Q_2 ist von einem wärmeren Körper auf einen kälteren gewandert.

Es läßt sich also Wärme nur zum Teil in mechanische Energie verwandeln, der Prozeß ist daher „irreversibel". Wollte man Q_2 auf das erste Reservoir zurückbringen, so ist das durch Leitung unmöglich, da dieser wärmer ist als das zweite; wollte man Q_2 zuerst in mechanische Arbeit und dann wieder in Wärme von der Temperatur $T_1 + \tau$ verwandeln, so ist auch dieses unmöglich, da Wärme nur zum Teil in mechanische Arbeit verwandelt werden kann.

Wir haben hier demnach einen Kreisprozeß vor uns, bei dessen Durchlaufung eine gewisse Arbeit

$$A = Q_1 - Q_2 > 0 \tag{16}$$

gewonnen wurde, der jedoch irreversibel ist, da $Q_1 - Q_2$ zwar wieder in Wärme verwandelt, Q_2 jedoch nicht zurückgebracht werden kann.

Wir sehen, daß hier „keine Potentialfunktion" existieren kann, da sonst nach (15) die gesamte Arbeit Null wäre[2]).

Die in diesem Abschnitte erörterte Tatsache, daß Wärme nicht vollständig in mechanische Arbeit verwandelt werden kann, erfährt scheinbar eine Ausnahme bei den „adiabatischen" Vorgängen, die wir daher noch näher betrachten müssen.

5. Adiabatische Prozesse.

Unter einem adiabatischen Vorgang verstehen wir einen solchen, bei dem Wärme weder zu- noch weggeführt wird.

---

[1]) τ sei unendlich klein.

[2]) Auch kein logarithmisches Potential, da $Q_1 - Q_2$ nicht konstant ist.

Wie aus dieser Definition bereits ersichtlich ist, kann es derartige Prozesse genau genommen „überhaupt nicht" geben. Was wir als adiabatische Vorgänge ansprechen, sind nur Annäherungen an den idealen Vorgang. Es würde nämlich voraussetzen, daß sich der Prozeß in einem Gefäße abspielt, welches Wärme weder durch Leitung noch durch Strahlung aufnimmt oder abgibt. Das ist aber praktisch nie der Fall.

Ich will jedoch diesen Idealfall trotzdem erörtern, damit mir nicht von fachmännischer Seite der Vorwurf gemacht werden kann, ich hätte diesen Fall nicht berücksichtigt.

Nehmen wir also an, es gäbe wirklich ein vollständig wärmeundurchlassiges Gefäß, welches mit einem Gas gefüllt und durch einen Kolben abgeschlossen sei. Drücken wir den Kolben hinunter, so wird das Gas zusammengepreßt und erwärmt, geben wir ihn dann wieder frei, so dehnt sich das Gas auf das ursprüngliche Volumen aus und kühlt sich auch wieder auf die Anfangstemperatur ab.

Der Prozeß ist also „reversibel" und ich werde zeigen, daß auch hier ein Potential existiert[1]).

Die Spannkraft eines Gases ist bei adiabatischen Vorgängen gegeben durch

$$p = \frac{c}{v^k} = c\, v^{-k} \tag{17}$$

wobei c eine Konstante, v das Volumen und $k = 1 \cdot 41$ den Quotienten c_p/c_v bedeutet. Die Arbeit ist daher

$$A = \int_1^2 p\, d\, v = c \int_1^2 v^{-k}\, d\, v = c \left. \frac{v^{1-k}}{1-k} \right|_1^2 \tag{18}$$

Letzterer Ausdruck stellt nun eine Potentialfunktion dar

$$\Phi = c\, \frac{v^{1-k}}{k-1} \tag{19}$$

da ihr negativer Differentialquotient nach der Koordinate (v) tatsächlich die Kraft darstellt. Wir sehen demnach, daß auch bei diesem fingierten Vorgang Reversibilität und Existenz der Potential-Funktion verbunden sind.

6. Das logarithmische Potential.

Betrachten wir nun noch der Vollständigkeit halber einen Prozeß, bei dem elektromagnetische Energie in mechanische verwandelt wird.

Denken wir uns einen geraden, unendlich langen Draht, der von einem elektrischen Strome von der Stärke i durchflossen wird, ferner einen Magnetpol m, dessen Abstand vom Drahte r sei. Da die vom Strome erzeugten Magnetkraftlinien Kreise sind, wird der Pol m, falls er beweglich ist, den Draht beständig umkreisen. Die Kraft, die auf den Pol wirkt und deren Richtung tangential zum Kreise liegt, ist nach dem Biot-Savartschen Gesetze:

[1]) Dieser Beweis ist nur für Fachmänner; im Unterricht kann er nicht gebracht werden.

$$p = \frac{2\,i\,m}{r} \tag{20}$$

daher die Arbeit bei einer vollen Umkreisung

$$\int_1^1 p\,d\,r = 2\,i\,m \int_1^1 \frac{d\,r}{r} = 2\,i\,m \log r \Big|_1^1 = 4\,\pi\,i\,m \tag{21}$$

Es existiert daher ein Potential

$$\Phi = -\,2\,i\,m \log r \tag{22}$$

Abweichend von den früheren Fällen ist hier die Arbeit bei einem Kreisprozesse gemäß (21) nicht Null, doch ist auch hier die Arbeit vom Wege unabhängig, wie es am Schlusse von Kap. 1 gefordert wird. Läßt man nämlich den Pol statt des Kreises irgend eine geschlossene Linie durchlaufen, so ist die Arbeit stets $4\,\pi\,i\,m$, also unabhängig vom Wege.

Der Prozeß ist „reversibel", denn bewegt man den Pol in umgekehrter Richtung in derselben Zeit um einen „stromlosen" Draht, so tritt in diesem ein dem früheren gleichgerichteter „Induktionsstrom" von der Stärke i auf.

Auch dieser Beweis ist natürlich nur für Fachmänner bestimmt; ich habe ihn angeführt, um zu beweisen, „daß bei jedem reversiblen Prozeß eine Potential-Funktion existiert".

7. Die irreversiblen Prozesse.

Nach dieser Abschweifung, die mir nötig schien, um etwaige Zweifel an der Richtigkeit der am Schlusse des Kap. 6 aufgestellten Behauptung zu beseitigen, wollen wir uns wieder den irreversiblen Prozessen zuwenden.

Wir haben bereits erkannt, daß sich Reversibilität und Existenz einer Potential-Funktion gegenseitig bedingen. Es ist daher klar, daß bei irreversiblen Vorgängen eine solche nicht vorhanden sein kann und es handelt sich jetzt nur noch darum, den Grund dafür zu finden.

Irreversibel sind alle Vorgänge, bei denen Energie mechanischer oder elektromagnetischer Art in Wärmeenergie verwandelt wird, ausgenommen die adiabatischen. Ich führe folgende an: Reibung, isothermische Kompression, Erzeugung von Joulescher und Peltierscher Wärme, Erwärmung durch Wärmestrahlung.

In allen diesen Fällen ist die erzeugte Wärme, da sie aus „kinetischer", bezw. „elektrokinetischer" Energie entsteht, eine Funktion der Geschwindigkeit; denn die kinetische Energie ist dem Quadrat der Geschwindigkeit der bewegten Masse, die elektrokinetische dem der Elektronengeschwindigkeit proportional. Letzteres leuchtet z. B. sofort ein, wenn man den Ausdruck für die Joulesche Wärme betrachtet

$$Q = i^2\,w\,t \tag{23}$$

da die Stromstärke i die Elektrizitätsmenge darstellt, die in der „Zeiteinheit" einen Querschnitt des Leiters passiert. Diese muß demnach der Elektrizitätsmenge und deren „Geschwindigkeit" proportional sein.

Da nun die geleistete Arbeit eine Funktion der Geschwindigkeit ist, muß auch die Kraft eine solche sein, da die Arbeit das Produkt aus Kraft und Weg ist und letzterer von der Geschwindigkeit nicht abhängt.

Es ist mithin die Kraft eine Funktion der Geschwindigkeit

$$p = F(v) \tag{24}$$

und kann daher kein Potential besitzen, weil dieses lediglich eine Funktion der Koordinaten ist.

Wir kommen daher zur folgenden Schlußfolgerung: „Die Existenz einer Potential-Funktion ist die notwendige und hinreichende Bedingung für die Reversibilität physikalischer Vorgänge".

Ich glaube, die große Bedeutung dieses Satzes für das Verständnis der physikalischen Vorgänge würde es wohl angezeigt erscheinen lassen, ihn gewissermaßen zum Schlußstein des physikalischen Unterrichtes zu machen. Die in den Kap. 1—3, zum Teil auch 4 und 7 enthaltenen Tatsachen gehören ohnehin zum Unterrichtsstoff, es wäre daher nur bei der vorgeschriebenen Wiederholung des Lehrstoffes auf den inneren Zusammenhang dieser Partien einzugehen. Es würde dadurch einerseits eine Vertiefung der physikalischen Kenntnisse bewirkt, anderseits auch die leicht ermüdend wirkende Wiederholung durch neues Interesse belebt.

Die Kap. 5 und 6 habe ich, wie schon erwähnt, nur hinzugefügt, um etwaige Zweifel an der Richtigkeit des Schlußsatzes zu beseitigen.

Budweis. Dr. Gustav v. Sensel.

Paul Ziertmann, Die gemeinsame Erziehung von Knaben und Mädchen in Deutschland und Amerika. Leipzig, Quelle & Meyer 1909. Preis 80 Pf.

Dieser Sonderdruck eines Vortrages, welchen der Verf. im Brandenburgischen Philologen-Vereine gehalten und im „Pädagog. Archiv" (Septemberheft) zuerst in Druck gegeben hat, unterscheidet sich durch einen Zuwachs von Anmerkungen, die wichtige statistische Belege enthalten.

Die Schrift legt dar: die Schulreform, welche höhere Mädchenschulen schuf und den Mädchen selbst die Universität zugänglich machte, kommt derzeit nur den Bewohnern der Großstädte zugute, deren Reichtum und Kopfzahl die Errichtung dieser höheren Schulen für Mädchen möglich macht. In den weit zahlreicheren mittleren und kleinen Städten sollen darum zum Ersatz die Knabenschulen auch den Mädchen zugänglich werden. — „Gegen die Möglichkeit der gemeinsamen Erziehung läßt sich theoretisch weder vom psychologischen noch vom physiologischen Standpunkt viel ausmachen; was etwa bleibt, wird durch die Notwendigkeit und das Beispiel des Lebens niedergeschlagen. — Die gemeinsame Erziehung hat sich in deutschen und außerdeutschen Ländern im wesentlichen bewährt."

Die Notwendigkeit, in kleinen und mittleren Städten die Knabenschulen den Mädchen zu öffnen, ergibt sich aus der Notwendigkeit höherer Frauenbildung; diese selbst aber ist ein Ergebnis der ökonomischen Ent-

wicklung des XIX. Jahrhunderts, welche der Frau viele Handarbeit und Überwachung solcher von der Maschine und dem Großbetrieb abnehmen ließ: die Frauen der Proletarier wurden leider als billige Arbeitskräfte in großer Zahl in die Fabriken gezogen, die Frauen der bürgerlichen Kreise entbehren der nützlichen und darum entsprechend entlohnten Beschäftigung. Wir brauchen Lehrerinnen und Ärztinnen; für das unendliche Heer der arbeitenden Proletarierfrauen, deren Lage eine Frau viel besser verstehen kann als ein Mann, wie für das ausgedehnte Gebiet der Wohlfahrtspflege brauchen wir sozialpolitisch tätige Frauen und Juristinnen. — Es ist auch unbillig, wenn der Bruder auf dem Berufsniveau des Vaters bleiben oder höher steigen kann, die Schwester auf ein niederes Niveau zu zwingen, indem man ihr die Möglichkeit entsprechender Vorbildung vorenthält.

(Neben „Neuverteilung" sollte nicht S. 28 „Umverteilung" vorkommen.)

Wien. Jos. Perkmann.

Müller Wilhelm, Amerikanisches Volksbildungswesen. Mit 8 Beilagen. Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1910.

Die Zeiten sind vorüber, in denen der edle amerikanische Dichter Longfellow einem die Fortschritte seiner Zeit in Technik und Wirtschaftsbetrieb preisenden Landsmanne mit Recht die Frage entgegenhalten konnte: „Was für Menschen hat diese fortgeschrittene Zeit hervorgebracht?" Denn nunmehr suchen auch die geistigen Führer der neuen Welt das sich vom Altertum zur Gegenwart hinüberschlingende Gewebe geistiger Fäden, die Vernunft, die aus dem Geiste aller Zeiten und Völker spricht, immer herzhafter zu erfassen und durch das „Eintauchen ins Ästhetische", durch Vertiefung und Verinnerlichung des Unterrichts ihr Land vor der trotz aller Triumphe der Technik drohenden sozialistischen und materialistischen Barbarei zu schützen. Neben dem ausgesprochen altruistischen Zug wird die immer mehr berücksichtigte humanistische Richtung das amerikanische Erziehungswesen trotz seiner entschieden demokratischen Tendenzen vor Verpöbelung des öffentlichen Geistes bewahren. Es ist unter allen Umständen sehr dankenswert, wenn uns ein Pädagoge, der auf eine langjährige Tätigkeit im Schulwesen der Union und persönlichen Beziehungen zu leitenden Erziehern und Männern der Öffentlichkeit hinweisen kann, mit Benützung des einschlägigen Materials ein übersichtliches Bild des amerikanischen Volksbildungswesens im weitesten Sinne zu entwerfen unternimmt.

Auch der dem behandelten Thema nicht ganz fremd gegenüberstehende Leser wird aus der Schrift M.s manches ihm vielleicht neue Detail erfahren. So daß der Lehramtskandidat zur Anstellung an „einer öffentlichen Volksschule, auch wenn er ein Seminarzeugnis besitzt, vor der öffentlichen Prüfungskommission erst seine Befähigung nachweisen muß, ein Vorgang, der sich bei jeder Neubewerbung abermals wiederholt,

was an die nie aufhörenden Prüfungen der chinesischen Mandarinen erinnert. Überraschen dürfte manchen Leser auch die Tatsache, daß an den amerikanischen Schulen vorwiegend weibliche Lehrkräfte beschäftigt sind. Die anfangs befremdende Textbooks-Methode, die dem Schüler ohne vorhergegangene Erklärung des Lehrers den Inhalt eines Lehrbuches zu bewältigen zumutet, ist nicht so absurd, als man im ersten Augenblicke glauben könnte, indem sie den Lernenden möglichst früh zu geistiger Anstrengung zwingt und ihm nicht allzu ängstlich und vorsorglich jedes Steinchen des Anstoßes aus dem Wege räumt. Dagegen wird man sich mit der amerikanischen Unterrichtsmanier nicht befreunden können, die zum Verständnisse der menschlichen Kulturentwicklung den Schüler die verschiedenen Stufen vom Höhlenbewohner bis zum modernen zivilisierten Menschen spielend und arbeitend drastisch selbst durchleben lassen will. Die größere Bewegungsfreiheit des amerikanischen Schülers und dessen frühzeitige Erziehung zur Autonomie durch die Institution der Schulstadt wird ebenso gewürdigt wie die sorgfältige Beachtung des Arbeitsunterrichts. Hervorgehoben wird die Kunst, die Einwanderer rasch zu amerikanisieren. Das nur drei bis vier Jahre umfassende Studium auf der Mittelschule *(High-School)* leidet besonders an der zu großen Mannigfaltigkeit der Aufgaben, deren Lösung sie sich vornimmt. Immer mehr aber nähert sie sich dem richtigen Standpunkt, der sich ebenso von der hochmütigen Geringschätzung der realen Kultur durch die Vertreter der idealen Kultur hütet als umgekehrt. Diesen Kampf gegen einen kruden Utilitarismus und gegen die Zurücksetzung der Ideale hat besonders W. Elliot von der Harvarduniversität mit aller Glut der Überzeugung aufgenommen. Er hat es durchgesetzt, daß die Berufsschulen an den Universitäten nur denjenigen zugänglich werden, die zuvor den A. B. *(baccalaureus artium)* erworben haben und hat dabei auch die Zulassungsbedingungen zu den *Colleges* erhöht. Die Aufhebung der früher ohne Examen auf automatischem Wege möglichen Erreichbarkeit der Würde eines A. M. *(magister artium)* für die Graduierten des *College* hat das wissenschaftliche Niveau der Universitäten erhöht. Diese und andere hochbedeutsamen Reformen des ausgezeichneten „Präsidenten aller Universitäten des Landes“ W. Elliot hätten in M.s Buche eine eingehendere Behandlung verdient. Dieser Gelehrte hatte auch trotz aller ihm daraus erwachsenden Unpopularität den Mut, die Auswüchse der sonst so löblichen athletischen Spiele der Studenten zu verurteilen.

Im ganzen aber ist M.s Schrift wegen ihres ebenso reichen als, so weit wir urteilen können, auch korrekten Inhalts gewiß empfehlenswert. Aber einen argen Verstoß M.s können wir doch nicht verschweigen. Er sagt (S. 6): „Die 380.000 Einwohner zählende Stadt Cincinnati“ gebe noch einmal so viel für die Schulen aus als „das doppelt so große Wien“. Ja weiß M. nicht, daß die Einwohnerzahl Wiens bereits in die dritte Million eingelaufen ist?

Wien. Josef Frank.

Vierte Abteilung.

Miszellen.

Literarische Miszellen.

University of Nevada Studies. **Edited by the Comittee on Publications. Published by the University of Nevada. Volume I. Nro. 2 (= p. 61—98), 1908.**

Außer einem Nachruf an A. Furtwängler (p. 61—66) von J. E. Church Jr. enthält vorliegendes Heft noch drei Aufsätze von demselben Verfasser. 1. Die Identität des Kindes in Vergils 'Pollio' (p. 67—66). Vergils Ekl. IV bezieht sich auf einen zu erwartenden Sohn Octavians. Dafür spricht vor allem Vergils persönliche Anhänglichkeit an Octavian, die sich schon für die Zeit vor Abfassung der vierten Ekloge nachweisen läßt. Sodann läßt Vergil auch sonst die Familie Cäsars das goldene Zeitalter einführen; s. besonders Aen. I 289 ff., VI 789 ff. Weiters war Octavian im Jahre 40 v. Chr. tatsächlich Herr von Italien, während Pollio, auf dessen Sohn man gewöhnlich die Ekloge deute, eine untergeordnete Persönlichkeit war. Endlich wenn Octavian seine ehelichen Verbindungen im Interesse seiner politischen Macht wechselte und wenn die Verträge zu Brundisium und Misenum unter wirklichen oder in Aussicht genommenen Wechselheiraten zustande kamen, so versteht man, wie so Vergil dem Octavian voll Freuden einen Erben in Aussicht stellte, dessen Geburt einen dauernden machtvollen Frieden versprach. [Die Hypothese berührt sich mit der von Skutsch vorgetragenen, welche Deuticke, Vergils Gedichte erklärt von Ladewig und Schaper I[8] 266 mit unzulänglichen Gründen bekämpft.] — 2. Zu Vergil, Aen. I 249 *placida compostus pace quiescit.* Von der Grabesruhe wird *pax* zuerst von dem jüngeren Seneca gebraucht *Ad Marciam de Consolatione* XIX 6. Desgleichen findet sich *(in) pace compostus*, *depositus* oder *positus* sowie auch *in pace quiescit* vom Tode erst lange nach Vergil. Es ist demnach obige Ausdrucksweise im eigentlichen Sinne von der Ruhe nach Anstrengungen und Kämpfen zu verstehen. — 3. Zur Erklärung von Properz IV 3, 47 f. Die Worte *pater Africus* haben Bedenken erregt, einmal weil hier der Africus als kältebringender Wind Skythiens erscheint, und dann weil *pater* kein passendes Epitheton eines Windgottes sei. Gegen das erste Bedenken ist zu erinnern, daß ähnliche Ungenauigkeiten in Bezug auf die Funktion der Winde nicht nur bei Horaz und Vergil, sondern auch bei Properz selbst (II 9, 33 f.; 26, 35 f.) zu finden sind. Das Epitheton *pater* aber gehört der vertraulichen Sprache an; es ist (nach einer mündlichen Mitteilung Runds an den Verf.) hier in demselben Sinne gebraucht wie bei Vergil Aen. XII 703 vom Appenin.

Wien. J. Golling.

Die Marschordnung des römischen Heeres zur Zeit der Manipularstellung. Von Th. Steinwender. Danzig, Druck von A. W. Kafemann 1907. 43 SS. 8°. Preis 80 Pf.

Von allen Erscheinungen des römischen Heerwesens hat der Marsch, seine Vorbereitung und Ordnung verhältnismäßig am wenigsten wissenschaftliche Beachtung gefunden. Es war daher ein glücklicher Griff Steinwenders, ihn herauszuheben. St. hat sich auf die Zeit vor den großen Reformen des ersten vorchristlichen Jahrhunderts beschränkt und teilte seinen Stoff in acht Abschnitte: 1. Der Aufbruch aus dem Lager, 2. Der Heereszug, 3. Breite und Länge der Marschkolonne, 4. Die Bagage, 5. Der Auszug in die Schlacht (vgl. dazu jetzt Philologus 1909, LXVIII 260 ff.: Steinwender, Der Quincunx im römischen Heere zur Zeit der Manipularstellung), 6. Das *Agmen quadratum*, 7. Der Gleichschritt, 8. Länge und Zeitdauer des Marsches. Die Untersuchung ist in durchaus modernem Sinne angelegt, indem die Erfahrungen der militärischen Praxis, aus der lebendigen Gegenwart geschöpft, im reichsten Maße verwertet sind. Ja es läßt sich die Frage aufwerfen, ob nicht daneben die antike Überlieferung ein wenig zu kurz gekommen ist. Trotzdem läßt sich kaum bezweifeln, daß die anschaulichen Bilder, die St. entwirft, großenteils richtig gezeichnet sind, wenn auch für einzelne Bedenken Raum bleibt. Die Ausstellungen Froehlichs (Berliner philolog. Wochenschrift 1908, 555 ff.) und Brunckes (Neue philolog. Rundschau 1908, 10 f.) will ich nicht wiederholen. Mir ist aufgefallen, daß noch nach Fuß und Meilen gemessen, für *agmen* und *antes* noch Forcellini angezogen wird statt des Thesaurus linguae Latinae und die Kohorte wie eine der älteren Zeit schon ganz geläufige Heeresabteilung auftritt; die Berufung auf die Françoisvase (S. 39) muß den Eindruck erwecken, daß die parallele Darstellung der Pferdebeine in der archaischen Kunst nicht die Regel gewesen sei. Doch das sind nur Nebensachen. Jedesfalls wird jeder, der für das Heerwesen der römischen Republik wissenschaftliches Interesse hat, das Schriftchen mit Nutzen lesen.

Innsbruck. E. Kalinka.

Revue de l'Enseignement des langues vivantes. Directeur: A. Wolfromm. H. Didier, éditeur. Paris 1909. 26e année. Nr. 3, 4.

Die vorliegende Mai- und die Juni-Nummer dieser über den Unterrichtsbetrieb der modernen Sprachen in Frankreich orientierenden Monatsschrift enthalten einige interessante Artikel. In der ersten findet sich ein Bericht über den Kongreß der Professoren der modernen Sprachen, von einem Gegner der direkten Methode, der folgende, hoffentlich mehr boshafte als wahre Bemerkung macht: „*Les délégués des gouvernements étrangers se sont crus tenus de répondre en français. Ils l'ont fait de la meilleure grâce du monde; mais on n'a pu s'empêcher de remarquer, ce qui avait déjà frappé au cours des discussions, qu'ils parlaient dans leur langue maternelle tout en s'exprimant en français. Surtout les représentants de la Méthode directe parlaient français à l'allemande et pensaient l'allemand en français, à moins qu'ils n'aient traduit. Or, si des maîtres si éminents, après avoir enseigné à parler et à penser en langue étrangère pendant des années, n'y arrivent pas eux-mêmes, comment peut-on exiger de nos élèves d'y réussir dès la première heure?*“

Die Juni-Nummer enthält u. a. die von dem französischen Unterrichtsministerium herausgegebenen sehr lesenswerten Instruktionen für den Unterricht in den modernen Sprachen. Zu bemerken wäre, daß selbst

in diesem offiziellen Dokument, das den Forderungen der direkten Methode in weitestem Ausmaße Rechnung trägt, es am Schlusse heißt: „*Ce serait méconnaître l'intention des auteurs de la réforme de 1902 que de borner l'objet de l'enseignement des langues vivantes à l'acquisition de connaissances purement pratiques et de le renfermer trop étroitement dans le cercle des exercices oraux. L'enseignement des langues vivantes a un autre but, plus élevé, et il doit, comme les autres disciplines, contribuer à la formation intellectuelle des jeunes gens*".

Wien. Dr. A. Würzner.

Das alte Rom. **Sein Werden, Blühen und Vergehen von Dr. Ernst Diehl, a. o. Professor in Jena. 54. Bändchen der Sammlung: „Wissenschaft und Bildung", Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens, herausgegeben von Privatdozent Dr. Paul Herre. Leipzig 1909, Quelle & Meyer.**

In fünf Kapiteln, nämlich I. Lage. Bodengestaltung. Klima (S. 9—12); II. Die ältesten Ansiedlungen. Palatium. Septimontium (S. 13—18); III. Die Siebenhügelstadt. Die Bauten der „Königszeit" (S. 18—35); IV. Die Bauten der Republik (S. 35—62); V. Die Bauten der Kaiserzeit (S. 62—118), führt uns Diehl das Werden und Blühen, ziemlich kurz das Vergehen des alten Rom vor Augen. Die zeitliche Anordnung war von selbst gegeben, in Bezug auf das Gebotene wäre jedoch ein Weniger entschieden mehr gewesen, denn die Fülle der Baulichkeiten, welche der Reihe nach besprochen werden, wobei auch die obskursten angeführt werden, wirkt verwirrend. Dieselbe Wirkung erzielt auch leider die wenig geschickte Darstellungsweise, welche die Lektüre dieses Büchleins manchmal geradezu zur Qual macht. Einige Proben werden genügen. So heißt es S. 13: 'Nicht weit vom Südwesttor stand der Sage nach die noch in christlicher Zeit in Flechtwerk aufgeführte Hütte des Nährvaters, des Romulus' usw. Der Satz ist typisch für Diehls Schreibweise, soviel als möglich in einen Satz zusammenzustoppeln. Wenn die in Flechtwerk aufgeführte Hütte noch in christlicher Zeit zu sehen war, so konnte sie nicht der Sage nach nicht weit vom Südwesttor stehen, sondern stand wirklich dort. Aber daß diese Hütte die des Nährvaters des Romulus war, behauptete die Sage. Ein ähnliches Satzmonstrum, das demselben Bestreben seinen Ursprung verdankt, ist auch S. 27 f. zu lesen: 'Da es dem *Pontifex maximus* von Amts wegen oblag, die Namen der Beamten, Kriege, wunderbare, glückliche und unglückliche Ereignisse alljährlich in die sogenannte *Libri* oder *Commentarii Pontificum* einzutragen, ließ Cn. Domitius Calvinus, der Besieger Spaniens, nach dem Brande der Regia vom Jahre 36 v. Chr. (zum erstenmal war sie 148 v. Chr. durch Feuer zerstört worden) an der Süd- und Westwand des von ihm in die Wege geleiteten Neubaues auf Marmortafeln die Listen der höchsten Magistrate, ließ Augustus die Triumphe von Romulus bis Caesar einmeißeln'. Hier wird sich der kundige und unkundige Leser fragen: Handelte Calvinus wirklich, handelte Augustus wirklich logisch, wenn jener auf Marmortafeln die Listen der höchsten Magistrate, dieser die Triumphe von Romulus bis Caesar einmeißeln ließ, bloß deswegen, weil es dem *Pontifex maximum* von Amts wegen oblag, die Namen usw alljährlich in die Bücher, nämlich die sogenannten *Libri* oder *Commentarii Pontificum* einzutragen? Derlei finden sich leider auf jeder Seite. Dabei passiert es Diehl, daß manchmal auf das Wichtigste vergessen wird, z. B. wird S. 26 f. der Vestatempel auf das umständlichste beschrieben, des Herdes aber keine Erwähnung getan, oder eine vollständige Verwirrung eintritt; so die Stelle über den Cippus (S. 24): „Seit

alters stand an der Scheide von Comitium und Forum vor einem Altar, von zwei auf Basen ruhenden Löwen flankiert, auf einem Säulenstumpf ein kegel- oder ginienförmig (!!) verlaufender Taufsteinblock mit sakraler, jetzt über die Hälfte zerstörter Inschrift, dem vielleicht ältesten Originaldenkmal lateinischer Sprache". Dazu hat der erstaunte Leser die richtige Abbildung auf der folgenden Seite, die er natürlich nach dieser Beschreibung für falsch halten muß. — Soll das Büchlein dem Leser einen Genuß bereiten, muß es einer durchgreifenden stilistischen und sachlichen Umarbeitung unterzogen werden.

Wien. R. Kauer.

Meyers Großes Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mit mehr als 16.800 Abbildungen im Text und auf über 1500 Bildertafeln, Karten und Plänen sowie 160 Textbeilagen. XVII. Band (Rio bis Schönebeck), XVIII. Band (Schöneberg bis Sternbedeckung), XIX. Band (Sternberg bis Vector), XX. Band (Veda bis Zz.). Neuer Abdruck. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut 1908/9.

Die ersten sechzehn Bände dieses enzyklopädischen Werkes wurden möglichst bald nach ihrem jeweiligen Erscheinen in dieser Zeitschrift besprochen. Nunmehr liegen auch die letzten vier Bände dieser neubearbeiteten Auflage vor; jetzt erst läßt sich das Lexikon in seiner Gänze würdigen. Der ungeheure Stoff ist, wie zahlreich angestellte Proben ergaben, in viele meist sachlich berechtigte Artikel zerteilt, die trotz der nötigen Kürze gewöhnlich auch für den minder gebildeten Leser verständlich dargestellt sind. Aber nicht nur dem Laien, auch dem Gebildeten, selbst dem Fachgelehrten, bietet das Werk brauchbare Behelfe, weil bei jedem größeren Artikel die einschlägigen Literaturbehelfe angefügt sind, die in den meisten Fällen auch die neuesten Erscheinungen berücksichtigen. Allerdings wurde in der Neuauflage den Naturwissenschaften und den technischen Fächern ein überwiegend großer Raum zur Verfügung gestellt, doch kommen die geschichtlichen, literarischen und sozialen Fragen, die im Leben der modernen Zeit eine so bedeutende Rolle spielen, nicht zu kurz. Hervorzuheben sind die Illustrationen des Werkes; ich verweise z. B. auf die Farbentafeln des XX. Bandes über Volkstrachten, auf die Bilder über die Schlingpflanzen im XVII. und die über Strauß- und Stubenvögel im XIX. Band. Nicht minder vollkommen sind eine große Anzahl von Tafeln geologischen, paläontologischen und astronomischen Inhaltes. Neu sind auch die Bilderreihen interessanter Bauten der Jetztzeit (im XIX. Band), der Schutzbauten gegen Elementargewalten (so im XIX. Band die Talsperren, im XX. Band die Wildbachverbauung usw.). Auch die Land- und Forstwirtschaft, die Kunstgeschichte und die zeitgenössische Baukunst (vgl. z. B. im XX. Band die Wiener Bauten) sind mit Tafeln ausreichend bedacht. Schließlich darf auch des ebenso sorgfältig gezeichneten als im Druck vollendet hergestellten Kartenmateriales des Lexikons, das einen Spezialatlas fast überflüssig macht, nicht vergessen werden. Gegenüber den älteren Auflagen hat auch die Qualität des Papieres, dann der Satz und die Ausstattung aller Bände gewonnen. Dagegen ist die Bandteilung als etwas wunderlich und unpraktisch zu bezeichnen: nur einmal, abgesehen vom I. Bande, beginnt ein Band mit einem neuen Buchstaben; es ist der XII., der aber von L bis Lyra reicht, die nur noch fehlenden 8 Seiten sind zum XIII. geschlagen, der die Artikel Lyra bis Mitterwurzer behandelt. Hier wäre wohl künftig eine Änderung nötig.

Für eine Neuauflage steuern wir für die Bände XVII bis XX folgende Ergänzungen, bezw. Korrekturen bei: Im XVII. Band: Die Rüben- und Roggensorten sind nicht erschöpfend aufgezählt und wären zu ergänzen. — Ruchadlo, die typische Form des Krummpfluges, fehlt. — Ruddiman, ein bedeutender Grammatiker um 1700, verdient Erwähnung; auch sonst läßt die Auswahl und der Umfang von Gelehrten- und Künstlerbiographien manches zu wünschen übrig. — Die Angabe der wichtigsten Samenkontrollstationen des In- und Auslandes wäre nachzutragen. — Im XVIII. Band: Der Tiroler Dichter Schönherr ist nicht erwähnt, dagegen sind A. Schnitzler 37 im ganzen anerkennende, zum Teil kritische Zeilen gewidmet. — Im Artikel Schottenmönche wäre auch anzuführen gewesen, daß die Benediktiner des Schottenstiftes in Wien seit 1807 ein sehr bekanntes Gymnasium leiten. — Die im heutigen geschäftlichen Leben eine so große Rolle spielende Schutzmarke fehlt. — Im XIX. Band: Strotten ist nicht allein „Molken", sondern auch „faulenzen" im abträglichen Sinn. — Auf S. 147, Z. 15 v. u. steht *Poranoia* (f. *Paranoia*). — Die Biographie des jetzigen österreichischen Ministers für Kultus und Unterricht Karl Grafen Stürgkh ist nur bis zum Jahre 1896 geführt. — Trasimenischer See. Über die besonders in der neuesten Zeit viel erörterte Streitfrage des Terrains der Schlacht ist nichts erwähnt. — Bei den Tafeln Uniformen Österreich-Ungarns fehlt der „bosnische Soldat". — Tresor ist nicht nur der Geldschrank, sondern auch ein absperrbares Abteil einer eisernen Kasse. — Im XX. Band, S. 23: „*Veni creator Spiritus* Anfangsworte des von Rabanus (statt Hrabanus, richtig IX 584) Maurus verfaßten Hymnus". — Nach Venusia wäre doch auch des venusinischen Sängers (Horaz) zu gedenken. — Verzugszinsen betragen nach dem österr. Handelsgesetzbuche bei Kaufleuten nicht 5%, sondern 6%. — Viertel bedeutet hierzulande auch ein Getränkemaß ($^1/_4$ *l*). — Wechselgeld wird auch für Kassendotierung gebraucht. — Der Artikel Wortspiel (6 Zeilen) ist unzulänglich, einer über Zaubersprüche fehlt. — Zwicker hat nicht nur die Bedeutung von Steinstücken, sondern auch von Nasenklemmer (Pincenez). — Für die Zwölf Götter wäre auf Wissowa, Religion und Kultus der Römer (1902), S. 55 ff. hinzuweisen.

Wien Dr. Karl Hauler.

D. Detlefsen, Die Entdeckung des germanischen Nordens im Altertum. Nachtrag. Quellen und Forschungen zur alten Geschichte und Geographie, herausgegeben von W. Sieglin, Heft 8. Berlin, Weidmann 1909. 18 SS. Preis 60 Pf.

Über die Bevölkerung der cimbrischen Halbinsel im Altertum sind wir durch die Nachrichten über die Cimbernauswanderung, durch die Germania des Tacitus und die Geographie des Ptolemaeus einigermaßen unterrichtet. Detlefsen, der unermüdlich bestrebt war, neues Material zur Klärung so vieler Streitfragen der antiken Geographie zu gewinnen, macht in dem vorliegenden „Nachtrag" zu seiner „Entdeckung des germanischen Nordens" auf den durch O. Nielsen publizierten und von J. Steenstrup in „Danemarks Riges Historie I" sowohl als auch von A. Sach in „Das Herzogtum Schleswig in seiner ethnographischen und nationalen Entwicklung" behandelten sogenannten *Liber census*, das Jordebog des Königs Waldemar II., aufmerksam, ein Verzeichnis der Einkünfte des Königsamtes und des Familienbesitzes aus dem J. 1231. Die Landschaften, aus denen die Einkünfte stammen, werden, soweit sie in Jütland und Schleswig liegen, Syssel genannt. D. sieht nun in einigen dieser Sysselnamen antike Völkerschaftsnamen. Himbersyssel des *L. c.* soll Cimberngebiet sein, Harthesyssel soll an die Haruden erinnern, Salingsyssel wird mit

den *Σαβαλίγγιοι* in Zusammenhang gebracht, welche Ptolemaeus neben den Charuden und Cimbern nennt, für Abosysael wird Herleitung von Aviones vermutet. Das ist der Hauptinhalt der Schrift, gegen den, wie D. ohne Scheu angibt, andere Gelehrte manche Bedenken erhoben haben. Daran schließt D. einige Bemerkungen über die Angeln und Warnen, über die Möglichkeit, einen im Moor bei Deiberg gefundenen hölzernen vierrädrigen Wagen mit aufgesetztem Stuhl mit den Zeremonien beim Nerthusfest (Tac. Germ. 40) in Verbindung zu bringen, endlich einige Notizen zu Ortsnamen: *Metuonis*, *Saevo mons* (noch in der jüngeren Edda *Sewafjoll*), *sinus Codanus*, *Tastris*.

Wien. Dr. J. Weiss.

Stephan Brassloff, Leitfaden der österreichischen Verfassungskunde für die Abiturientenkurse der österr. Handelsakademien. Wien-Leipzig 1909, Fromme.

Der Verf. hat in scharf logischer Weise den ganzen Komplex der Fragen gegliedert und den Stoff doch durchaus gemeinverständlich gehalten, so daß das Buch begrifflich nicht zu schwer ist. Dem Umfang nach ist es den Anstalten, für die es zunächst bestimmt ist, wohl angepaßt, für Mittelschulen dagegen kaum verwendbar. Ich glaube aber, daß es dem Lehrer hie und da gute Dienste wird leisten können bei der Vorbereitung für den Unterricht in der Bürgerkunde. — Von den systematisch, rein juristisch gehaltenen Lehrbehelfen, die in letzter Zeit für diesen Gegenstand erschienen sind, dürfte es das beste sein. Ob sich für die Mittelschüler nicht noch irgend eine andere, lebendiger wirkende Form wird finden lassen, ist eine, wie ich glaube, für das Gedeihen der „Bürgerkunde“ wichtige Frage. Auf eine Besprechung der Einzelheiten sich einzulassen, hätte keinen Zweck; die gänzliche Ignorierung Ungarns bedaure ich aus dem an anderer Stelle angegebenen Grunde, wenn ich sie auch begreiflich finde. Sonst aber sei das Werk den Fachgenossen wärmstens empfohlen.

Wien. Dr. M. Landwehr.

Hickmann A. L., Geographisch-statistischer Universaltaschenatlas. Verlag G. Freytag & Berndt, Wien und Leipzig 1910.

Der Atlas bietet teils durch die statistischen Bemerkungen und Tabellen der Einleitung, teils durch die Karten selbst eine Fülle überaus belehrenden Stoffes. Er ist ein handliches Nachschlagewerk, das auf die verschiedensten Fragen des täglichen Bedarfes in anschaulichster Weise Aufschluß gibt. Mit besonderer Freude muß hervorgehoben werden, daß die technische Ausführung sichtlich besser ist als auf früheren Karten des gleichen Verlages. Aber immer läßt noch der Zusammendruck manchmal zu wünschen übrig. Dies gilt namentlich von den Karten 7, 18, 36, 37, 39, 45, 46, 47 und 54. Unschön macht es sich auch, daß auf Karte 31 die Buchstaben zur Erklärung der Industrie außerhalb des Kartenrandes stehen. Inwieferne Karte 17 die relative Höhenlage des Festlandes veranschaulichen soll, ist nicht klar. Sie ist eine gewöhnliche physikalische Karte, aus der sich nicht einmal die in der Farbenerklärung angegebenen Höhenschichten mit gebührender Klarheit abheben. Die Karte erweckt einen unruhigen, wenig durchsichtigen Eindruck. Abgesehen von diesen Punkten kann der Atlas bestens empfohlen werden.

Wien. J. Müllner.

Volkmann Paul, Fähigkeiten der Naturwissenschaften und Monismus der Gegenwart. Leipzig und Berlin, Verlag von B. G. Teubner 1909. 38 SS.

Der Verf. hielt diesen Vortrag am 19. April 1909 im wissenschaftlichen Predigerverein zu Königsberg i. Pr. Der Redner weist zunächst auf die Schwierigkeiten der wissenschaftlichen Sprache hin, der Terminologie und somit auf die Schwierigkeiten des Verstehens und des Verstandenwerdens. Dieser Mangel an äußerem Verständnis wird zu einem Mangel an innerer Verständigung, wenn Vertreter einer einzelnen wissenschaftlichen Disziplin es unternehmen, auf Grund ihrer zu bestimmten Zwecken geschaffenen Sprache mit Hilfe ihrer zu bestimmten Zwecken geschaffenen Mittel über diesen Zweck und damit über ihre Kraft hinausgehen und sogenannte Weltanschauungen damit aufbauen.

Die Bedeutung der Naturwissenschaften liegt darin, daß die fortschreitende Erkenntnis der Natur uns fortgesetzt ein Mittel schafft, das Maß der Freiheit, welches dem Menschen angewiesen ist, zu mehren. Das zu bearbeitende Gebiet ist unermeßlich groß. Die Erkenntnis schreitet wohl vorwärts. Aber die Eigenart jedes Fortschrittes und jeder Erkenntnis hat es bisher immer mit sich gebracht, daß die Fragen, welche Materialismus und Monismus als beantwortet ansehen, immer verschleierter wurden. Eine andere tiefere Bedeutung hat das Studium der Naturwissenschaften, besonders der Physik, nämlich in Bezug auf die Erkenntnistheorie. Das erkenntnistheoretische Studium der Physik liefert bedeutsame Beiträge für das Studium der Induktion und ihrem Verhältnisse zur Deduktion.

Nach dieser Charakterisierung der Fähigkeiten der Naturwissenschaften geht Redner auf das Studium des Monismus der Gegenwart ein und bespricht die vulgär-monistische Bewegung. Wenn man die Schriften des deutschen Monistenbundes durchsieht, erkennt man nichts anderes, als was wissenschaftlich mit Unfug zu bezeichnen wäre. Der historische Verlauf und der philosophische Hintergrund der Bewegung wird erläutert. Die Grundlage ist der Entwicklungsgedanke, der aber nicht in den Naturwissenschaften, sondern vielmehr in der Geschichte seinen Ursprung hat. Der Verf. sucht dann zu zeigen, daß der Monismus ein hemmendes Moment sei für jede gesunde induktive Forschung. Das wissenschaftliche Begriffssystem ist nicht etwa aufzufassen als ein System, das nach Art eines Gebäudes von unten aufgeführt wird, sondern als ein durch und durch gegenseitiges Bezugssystem, welches nach Art eines Gewölbes oder eines Brückenbogens aufgeführt wird. Ein solches Bezugssystem fordert, daß ebenso die mannigfaltigsten Bezugnahmen auf künftige Resultate bis zu einem gewissen Grade von vornherein vorweggenommen werden müssen, wie umgekehrt bei späteren Ausführungen die mannigfaltigsten Zurückverweisungen auf frühere Verfügungen und Festsetzungen statthaben müssen. Die einzelne Wissenschaft ist kurz ein Begriffssystem mit rückwirkender Verfestigung.

Wien. Fr. Matouschek.

Programmenschau.

62. **Dr. Jos. Kubik, Wie kann die Vertiefung in den Inhalt eines gelesenen Autors gefördert werden?** Mit besonderer Rücksicht auf Livius I. Progr. des k. k. Staatsgymnasiums im XVII. Bezirke Wiens 1908. 17 SS.

Der Verf. spricht den richtigen Grundsatz aus, daß der Lehrer schon vor dem Beginn der Lektüre eines Autors sich gewisse Gesichts-

punkte aufstellen muß, nach welchen er am Schluß der Lektüre, in den letzten zwei Stunden, die Besprechung des Inhaltes vornimmt. Er wendet sein Verfahren, das er schon auf Sall. Iug. (Z. f. ö. G. 1897, S. 385 ff.) und auf Hom. Il. I, II (Progr. Mähr.-Trübau 1900) angewendet hat, auch auf Liv. I. an. Ich möchte vor allem den Zweifel aussprechen, ob zur durcharbeitenden Wiederholung der acht angeführten Gesichtspunkte zwei Stunden genügen.

Der Verf. teilt seinen Stoff in folgende Gesichtspunkte ein: I. Wann hat Liv. sein Werk begonnen? II. Der ätiologische Mythus, besonders in der älteren Königszeit (Silvier, *Tiberinus*, *Palatinus*, *saxum Tarpeium*, *lacus Curtius* usw.). III. Wichtige Einrichtungen der historischen Zeit, deren Ursprung auf die ältesten Zeiten zurückverlegt wird (Auguralwesen, Symbole römischer Macht, Triumph, Merkmale römischer Politik, Provokation). IV. Unterschied zwischen den älteren und den jüngeren Königen (letztere werden mit der griechischen älteren und jüngeren Tyrannis verglichen). V. Allmähliches Anwachsen der Stadt unter den Königen. VI. Bauwerke, die unter den einzelnen Königen entstanden (Tempel des *Iuppiter Feretrius* und *Stator*, Janusbogen, *curia Hostilia*, *carcer* usw.). VII. Die älteste Verfassung Roms: Rechte des Königs, des Senates und der Volksversammlung. VIII. Die Servianische Verfassung.

Zu diesen Gesichtspunkten könnte man noch hinzufügen die Entwicklung des Kriegswesens, zu Punkt II etwa noch die Einführung der Fetialen. Der Stoff ist vom Verf. gut geordnet und wird dem Lehrer in der V. Klasse von großem Nutzen sein.

Böhm.-Leipa. Leo Brichta.

---

63. Josef Kreiner, Die Teilnahme des ersten Böhmenkönigs an den deutschen Hof- und Reichstagen. I. 1198—1208. Progr. des k. k. Staatsgymn. mit deutscher Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Graben) 1907/8. 19 SS.

Bietet unter sorgfältiger Quellenbenützung eine Geschichte der Beziehungen Přemysl Ottokars I. zu den deutschen Königen während der angegebenen 10 Jahre. Ganz neue Ergebnisse scheinen nicht vorzuliegen, doch ist die Zusammenstellung der vorhandenen Daten gewiß verdienstlich.

Die Erörterung des angeblichen Privilegs der böhmischen Herzoge, bei ihren Zügen zu den deutschen Reichstagen „eine Meile weit um sich brennen zu dürfen“, war wohl unnötig, denn die Sache ist an sich ebenso unmöglich, als ihre Erwähnung bei Dalimil verworren ist. Was soll auch eine Nachricht aus dem XIV. Jahrh. für eine angeblich im X. oder XI. Jahrh. entstandene Sitte.

Ob die Arbeit Kreiners schon eine Fortsetzung gefunden hat, ist mir zur Zeit noch nicht bekannt.

Wien. Dr. M. Landwehr.

---

64. Prof. Josef Paffrath, Meteorologische Beobachtungen aus dem Rheingebiete von Chur bis zum Bodensee. Progr. des öffentlichen Privatgymnasiums an der „Stella Matutina“ zu Feldkirch 1904. 56 SS.

Der Verf. gibt in einer Abhandlung eine äußerst interessante vergleichende Studie der klimatischen Verhältnisse aller jener Orte, welche

teils am Bodensee selbst, teils in dessen Nähe im Tale des Rheins und der Ill, etwa zwischen dem Säntis als dem westlichsten und dem Arlberg als dem östlichsten begrenzenden Teiie liegen. Seine Ausführungen, die sich nicht auf eine bloße Mitteilung von Zahlentabellen beschränken, aus denen der Leser selbst erst die Vergleichung zu ziehen hätte, sondern die diese Vergleichung direkte durchführen, unterscheiden sich dadurch vorteilhaft von den sonstigen in den Jahresberichten veröffentlichten meteorologischen Beobachtungen und machen die Lektüre des Werkchens zu einer sehr lehrrreichen.

65. Prof. Hermann Seidler, Die klimatischen Verhältnisse von Bielitz nach dreißigjährigen meteorologischen Beobachtungen. Progr. des k. k. Staatsgymnasiums in Bielitz 1903/4. 30 SS.

Die Abhandlung des Verf.s ist eine Fortsetzung und Vervollständigung der interessanten und wissenschaftlich wertvollen Arbeiten Prof. Kolbenheyers „Über die Temperaturverhältnisse von Bielitz", über die Ref. im Jahrgange 1901 dieser Zeitschrift, S. 957—958 einen ausführlichen Bericht erstattete. Sie gibt eine Übersicht aller das Klima von Bielitz bedingenden Faktoren, wie Temperatur, Luftdruck, Niederschlagsmenge, Bewölkung und Wind, nach meteorologischen Beobachtungen, die sich über den Zeitraum von 1874—1903 erstrecken, von denen jedoch die Beobachtungen Prof. Kolbenheyrs seibst die Jahre 1874—1900 umfassen.

Karolinenthal. Dr. Oppenheim.

---

66. Prof. Jos. Blumrich, Das Kohlenvorkommen im Wirtatobel bei Bregenz. Progr. des k. k. Staatsgymn. in Bregenz 1908. 11 SS.

In dieser kleinen Schrift wird zuerst die Geschichte des Kohlenbergbaues im Wirtatobel bei Bregenz mitgeteilt, der wir entnehmen, daß schon 1840 dort ein Bergbau bestand. Als aber nach Vollendung der Arlbergbahn auch Ostrauer und böhmische Kohle auf den Markt geworfen wurde, mußte der Abbau wegen zu geringen Ertrages 1894 ganz aufgelassen werden. Im Herbste 1907 wurde das Bergwerk von neuem eröffnet. Die Kohle selbst wird als eine typische Pechkohle beschrieben und die Geologie des Wirtatobels geschildert. Die genannte Kohle gehört dem Miozän und zwar der oberen Meeresmolasse an.

67. Prof. J. Kohan, Der Löss. Eine geologische Studie. Progr. des k. k. zweiten Staatsgymn. in Czernowitz 1908. 24 SS.

Eine zusammenfassende Betrachtung dieses interessanten geologischen Formationsgliedes. Es werden die physische Beschaffenheit, die Verbreitung, das Alter und die Entstehungsgeschichte des Löss' eingehend geschildert und wird auch der volkswirtschaftlichen Bedeutung desselben als vorzügliches Ackerland gedacht. Selbstverständlich steht der Verf. auf dem Standpunkte Richthofens, daß dieser kalkreiche, sandige Lehm, der in allen Weltteilen eine große Verbreitung hat, als ein äolisches Produkt zu betrachten ist, eine Aufschüttung des vom Winde zusammengewehten Staubes während einer länger dauernden Periode des diluvialen Steppenklimas.

68. Prof. Dr. Andreas **Lutz**, Die Diorite von St. Lorenzen im Pustertale. Progr. des k. k. Staats-Obergymn. zu Landskron in Böhmen 1908. 15 SS.

Diese Dioritstöcke wurden zuerst von Teller auf der geologischen Karte ausgeschieden und von Cathrein und Spechtenhauser näher beschrieben. Der Verf. unterzog das Gestein einer eingehenden Untersuchung, um die Gemengteile durch Anwendung der neueren mikroskopischen Methode genauer kennen zu lernen.

Er kommt zu dem Schlusse, daß die Diorite von St. Lorenzen im Pustertale weder mit dem ähnlichen Gesteine von Klausen, noch mit dem Rieserfernertonalit übereinstimmen. Chemisch haben sie große Ähnlichkeit mit den Porphyriten des Pustertales. Der Verf. sieht in den Dioritstöcken nur mächtige Intrusionen jenes Magmas, welches in der Form schmaler Gänge in den Phylliten des Pustertales eine große Verbreitung hat.

Wien. Dr. Franz Noë.

---

69. Erw. **Hanslik**, Gedanken über die ästhetische Erziehung an österreichischen Gymnasien. Progr. des k. k. Staatsgymn. in Bielitz 1905. 28 SS. (Auch als Separatabdruck erschienen.)

Die Forderung nach ästhetischer Erziehung ist ein Hauptgedanke moderner Schulreform-Vorschläge. Hanslik sucht die Berechtigung dieser Forderung am Geschichtsunterrichte, wie er erteilt wird und wie er erteilt werden sollte, nachzuweisen. Als „Gedanken" sind solche Anregungen mit Freuden zu begrüßen, doch wird andererseits gerade dem Geschichtsunterrichte ein großes Stück „logischer" und noch mehr „ethischer" Erziehung zufallen und zugewiesen bleiben müssen. Überdies werden für die Forderung Hansliks die Fragen aufgeworfen werden müssen: 1. Ist genügend Zeit vorhanden? 2. Hat jeder Geschichtslehrer die hinreichende Eignung, eine Aufgabe zu erfüllen, welche eingehende kunsthistorische, insbesondere auch musiktheoretische Kenntnisse voraussetzt? 3. Wird man im allgemeinen bei den Schülern ein hinreichendes Verständnis für die vorgeschlagenen Auseinandersetzungen finden?

Immerhin sind die gebotenen Anregungen beachtenswert, weshalb folgende Forderungen Hansliks hier angeführt werden sollen:

„In der hellenischen Geschichte stehen im Zentrum der Darstellung Homer und die Göttersage für die Zeit der Entstehung der Nation, die Perserkriege für die Zeit der Umgrenzung. Hellenische Poesie, Plastik und Architektur nehmen den breitesten Raum ein. Dagegen sind die hellenischen Verfassungen, Kleinkriege und Feldherren auf das Minimum zusammenzustreichen. In der römischen Geschichte tritt die Entwicklung der römischen Verfassung und des römischen Rechtes in den Vordergrund. Besonders eingehend sind die punischen Kriege, der jugarthinische und der gallische Krieg zu behandeln" (S. 7 f.).

„In der Geschichte des Mittelalters ist mit dem System der gleichmäßigen Führung der deutschen Geschichte als rein politischer Geschichte mit Einschiebung von Sammelabschnitten über Kultur zu brechen. An Stelle dessen ist zu setzen eine entwicklungsgeschichtliche Darstellung der Entstehung, Umgrenzung und Organisation der deutschen Nation, sowie der Schilderung der ersten Kulturblüte des XII., XIII. und XIV. Jahrhunderts mit besonderer Berücksichtigung der bedeutendsten romanischen und gotischen Bauschöpfungen" (S. 12 f.).

„Die Schöpfungen der österreichischen Musik haben sowohl in der 7. Klasse in der Geschichte der Neuzeit um die Wende des XIX. Jahrhunderts, als auch in der 7. Klasse der österreichischen Geschichte jener Zeit eine

zentrale Stellung einzunehmen. Der Lebenslauf des Genies Beethovens hat eine ähnliche Stellung einzunehmen wie der Lebenslauf Michelangelos in der Renaissance. Es ist eine Entwicklungsgeschichte der österreichischen Musik an dieser Stelle ebenso einzuschalten wie in der hellenischen Geschichte die Entwicklung hellenischer bildender Kunst oder in der italienischen Geschichte die Entwicklung der Malerei" (S. 23).

70. Franz Roch, Die häusliche Schülerarbeit und ihre gleichmäßige Verteilung. Progr. des n. ö. Landes-Real- und Obergymnasiums in Mödling 1905. 42 SS.

Der Verf. zeigt, wie durch das Ineinandergreifen der Arbeit aller in einer Klasse beschäftigten Lehrer, durch die Kontrolle und Belehrung der Hauslehrer, endlich durch das Interesse und die vorausgesetzte Unterstützung des Elternhauses bis zu einem gewissen Grade eine gleichmäßigere Verteilung der häuslichen Schülerarbeit erzielt werden kann. Von den hier empfohlenen Maßnahmen wären insbesondere wieder einmal hervorzuheben: das gegenseitige Hospitieren und das nach jeder Unterrichtsstunde erfolgende Eintragen nicht nur des durchgenommenen Lehrstoffes, sondern auch des Umfanges der geforderten häuslichen Beschäftigung für jeden einzelnen Unterrichtsgegenstand.

Zum Schlusse wäre es nicht am unrechten Platze gewesen, darauf hinzuweisen, daß auch jeder Beruf mitunter eine größere Anspannung der Kräfte fordert, auf welche schon der Mittelschüler vorbereitet werden muß.

Endlich eine Frage: Hätte diese Abhandlung im Sinne des Min.-Erlasses vom 18. November 1884, Z. 990 nicht von dem Jahresberichte gesondert erscheinen sollen?

S. 31: Kräpelin st. Knäpelir.

Aussig. Dr. G. Hergel.

Erklärung.

Der inzwischen leider verstorbene J. M. Stowasser glaubte in einer Rezension des Heinichen'schen Lateinisch-deutschen Wörterbuches (Heft 7, S. 612/18 des laufenden Jahrganges dieser Zeitschrift) die allerdings erstaunliche Entdeckung gemacht zu haben, daß die gesamte Kritik durch bald ein halbes Jahrhundert übersehen habe, daß das Heinichen'sche Wörterbuch „zum großen, wenn nicht zum größten Teil ein bedenkenloses Plagiat aus dem altbekannten 'Kleinen Handwörterbuch' von H. E. Georges" sei. In den guten Glauben des Rezensenten wird niemand Zweifel setzen wollen. Objektiv aber wird seine Behauptung ohne weiteres und auf das vollständigste widerlegt durch die Feststellung der von ihm offenbar übersehenen Tatsache, daß die ersten Auflagen beider Wörterbücher gleichzeitig erschienen sind: Beide Titelblätter tragen die Jahreszahl 1864 und beide Vorworte sind vom März dieses Jahres datiert.

Damit wäre eigentlich die ganze Angelegenheit bereits erledigt. Um aber noch kurz auf die Übereinstimmungen im einzelnen einzugehen, die Stowasser — charakteristischerweise ausschließlich in antiquarischen Artikeln — zwischen den beiden Wörterbüchern feststellen zu können glaubte, so erklärt sich dies bei dem feststehenden Faktum des gleichzeitigen Entstehens beider Wörterbücher höchst einfach durch die selbstverständliche Tatsache der Benutzung der gleichen, damals gebräuchlichen Hand- und Nachschlagebücher.

Eine wirklich eingehende Vergleichung des Heinichen'schen Wörterbuches mit dem kleinen Georges in jeder beliebigen Partie und beliebigen Auflage ergibt vielmehr die unumstößliche Tatsache, daß es in seiner ganzen Anlage unabhängig von Georges entstanden sein muß. Im einzelnen geht dies z. B. schon aus den selbständigen, in Georges nicht enthaltenen Verweisungen Heinichens auf Grammatiken und kommentierte Ausgaben, also primäre Quellen für den Lexikographen, aus ebenfalls bei Georges fehlenden Hinweisen auf Synonyma und auf griechische Analogien hervor.

Wenn aber Heinichen einzelnes aus anderen Lexika als Quellen entnommen haben sollte, so würde er damit nur von einer von jedem billigen Beurteiler dem Lexikographen zugestandenen Freiheit Gebrauch gemacht haben. Übrigens halten wir es bei den meisten von Stowasser angeführten Artikeln, z. B. der Reihe, die mit *Aius Locutius* beginnt und mit *clipeus* schließt, für ein ganz besonderes Kunststück, aus deren Vergleichung ein Plagiat Heinichens an dem kleinen Georges zu konstruieren.

So kann nicht zweifelhaft sein, wessen Kritik die billige und gerechte ist — die sämtlicher anderer Beurteiler der neun Auflagen des Heinichen, die der Arbeit dieses und seiner Nachfolger, angesehensten Vertretern der lateinischen Sprachforschung, wie A. Draeger und C. Wagener, volle Anerkennung haben zuteil werden lassen — oder die Stowassers.

Mainz und Leipzig, November 1910.

H. Blase. W. Reeb. B. G. Teubner.

Wir nehmen keinen Anstand, diese uns am 18. November zugegangene Erklärung nach dem Wunsche ihrer Unterzeichner möglichst bald zum Abdrucke zu bringen, bemerken aber zugleich, daß wir von einem Fachmanne, der dem verstorbenen Verfasser des Gutachtens nahestand, demnächst eine den wahren Sachverhalt zweifellos feststellende Erwiderung erwarten, die wir ebenfalls zum Abdruck bringen werden.

Wien. Die Redaktion.

Zeitschriftenschau.

Beiblatt zur „Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien".

Nr. 15.

I. Österreichische Mittelschule. Gemeinsames Organ der Vereine „Mittelschule" und „Die Realschule" in Wien, „Deutsche Mittelschule" in Prag, „Mittelschule für Oberösterreich und Salzburg" in Linz, „Bukowiner Mittelschule" in Czernowitz und „Deutsche Mittelschule für Nordmähren" in Olmütz. XXIII. Jahrgang. Wien, Hölder 1909.

III. Heft. *Alfred Poche:* Ästhetische Kultur an höheren Lehranstalten. Der Verf. meint, bei der Einführung ästhetischer Unterweisungen könne es nur darauf ankommen, die zur Befriedigung künstlerischer Gefühle dienenden Lustquellen zu eröffnen, und zeigt dann, inwieweit die einzelnen Unterrichtsfächer hiebei in Betracht kommen (S. 249—254). — *Alfred Schuberth:* Über den Bildungswert und die Bedeutung der darstellenden Geometrie an den österreichischen Mittelschulen. Da die darstellende Geometrie die wissenschaftliche Grundlage aller zeichnenden Kunst und daneben auch eine praktische Disziplin ist, deren Hauptwert als Unterrichtsgegenstand an der Mittelschule darin liegt, daß sie in uns das Gefühl für den Raum, die Raumauffassung weckt und festigt, tritt der Verf. dafür ein, daß sie an allen Mittelschulen als Unterrichtsgegenstand eingeführt werde (S. 255 bis 263). — Vereinsnachrichten (S. 264—326). — Protokoll über die am 5. und 6. April 1909 in Wien abgehaltene Delegiertenversammlung des „Reichsverbandes der österreichischen Mittelschulvereine" (S. 327—336). — Literarische Rundschau (S. 337—361).

IV. Heft. Referate und Korreferate über die Ausbildung der Mittelschullehramtskandidaten, und zwar von Gymn.-Dir. *Peter Maresch* und Univ.-Prof. Dr. *Hans von Arnim* für klassische Philologie (S. 365—409); von Gymn.-Dir. Dr. *Gustav Waniek* und Univ.-Prof. Dr. *Jakob Minor* für deutsche Sprache (S. 409—418); von Realsch.-Prof. Dr. *Karl Woynar* und Univ.-Prof. Dr. *Oswald Redlich* für Geschichte (S. 418—434); von Gymn.-Prof. Dr. *Heinrich Montzka* und Univ.-Prof. Dr. *Eduard Brückner* für Geographie (S. 434—452); von Gymn.-Prof. *Gustav Spengler* und Univ.-Prof. Dr. *Friedrich Jodl* für philosophische Propädeutik (S. 452—485). — Vereinsnachrichten (S. 486—493). — Literarische Rundschau (S. 494—497).

Iglau. St. Schüller.

II. Zeitschrift für das Realschulwesen. Herausgeg. von E. Czuber, A. Bechtel und M. Glöser. XXXIV. Jahrgang. Heft 7—12. Wien, Hölder 1909.

Abhandlungen: 7. Heft. *J. Ellinger:* Über das Verhältnis von F. H. Burnetts „Little Lord Fauntleroy" zu W. M. Thakerays „Varity Fair". *H. Rothe:* Über Systeme monofokaler Regelschnitte. — 8. Heft. *F. Kemény:* Internationale Regelung des Mittelschulunterrichtes. — *A. Eichler:* Erklärung einer Grillparzerstelle. — *A. Nagele:* Zur Methodik der Geschichte. — 9. Heft. *J. Resch:* Schülerorganisatorische und pädagogisch-didaktische Erörterungen (II. Teil). — *E. Czuber:* Über die Körperbeschaffenheit der zum einjährig-freiwilligen Dienst berechtigten Wehrpflichtigen Deutschlands. — 10. Heft. *J. Resch:* Schulorganisatorische und pädagogische-didaktische Erörterungen (II. Teil, Schluß). *R. Böhm:* Vorschläge zur Neugestaltung des chemisch-praktischen Übungsunterrichtes. *E. Vogel:* Die Grundsätze der stereographischen Projektion. — 11. Heft. *W. Kammel:* Zur ästhetischen Erziehung unserer Schüler auf der Unterstufe der Mittelschule. *A. Horn:* Elf Wochen „Safari". *H. Tertsch:* Zur Frage der Schülerübungen. — 12. Heft. *R. v. Ettmayer:* Ziele und Methoden der Ortsnamenforschung. *G. Horn:* Elf Wochen „Safari". *A. Grünwald* iun.: Der formbestimmte Schnitt eines dreiseitigen Prismas. Vereinfachtes Quadrieren.

Schulnachrichten: 7. Heft. *Fr. Kemény,* Begriff und Umfang der internationalen Schutzgesetzgebung. Archiv: Zur österr. Schulgesetzgebung. — 8. Heft. Ein neuartiges Landerziehungsheim. Archiv: Zur österr. Schulgesetzgebung. — 9. Heft. Zahl der Oberrealschulen im Deutschen Reich 1907. Archiv, Zur österr. Gesetzgebung. — 10. Heft. Ferienkurs in Hydrologie und Planktonkunde an der biologischen Station zu Plön. — 11. Heft. Die Reformbewegung im mathematischen Unterricht in Holland. — 12. Heft. Zehnter deutschösterr. Mittelschultag. Wien, Ostern 1910.

Wien. J. H.

III. Mitteilungen der deutschen Mittelschullehrer-Vereine von Teplitz-Schönau, Brünn, Graz, Klagenfurt, Triest und Innsbruck. In Vertretung der Obmänner E. Reichelt (Teplitz-Schönau), K. Mendl (Brünn), G. Weitzenböck (Graz), H. Haselbach (Klagenfurt), M. Guggenberger (Triest) und J. Rosner (Innsbruck) herausgegeben von J. Resch, k. k. Realschulprofessor i. R. (Leitmeritz). Selbstverlag. VIII. Jahrgang 1909.

III. Heft. *Hesperion:* Vortragsabende für Schüler. Um den Geselligkeitstrieb der Schüler zu befriedigen, könnten für sie außerhalb der Schule von Professoren Vorträge gehalten werden, die in erster Linie der Unterhaltung zu dienen hätten; dann und wann könnten auch Schülerabende veranstaltet werden, deren Programm von den Schülern selbst zu besorgen wäre. Für die schon jetzt vielfach eingeführten Skioptikonvorträge sollte zwischen den einzelnen Schulen nicht nur ein Austausch der Bilder, sondern auch der Vortragenden ermöglicht werden (S. 141—143). — *B.:* Über die Unverläßlichkeit der ziffermäßigen Klassifikationsausweise (S. 143—145). — *Eugen Bolis:* Die Verbindung von Lektüre und Grammatik. I. Nachdem der Verf. Zillers Versuch mit dem „analytischen Latein" besprochen und die sich daraus ergebenden Grundsätze festgestellt hat, geht er zur Prüfung

ähnlicher Versuche über und untersucht schließlich, inwieweit die Übungsbücher von Steiner-Scheindler der in Rede stehenden Forderung gerecht werden (S. 145—153). — Dr. *Robert Mayer:* Hilfsbücher zur Vorbereitung auf die Reifeprüfung aus der Geschichte. An die Erwägung, woher das Bedürfnis nach solchen Büchern kommt, schließt der Verf. eine kurze Besprechung nachstehender Bücher: Dr. Josef Villgrattner, Österreichische Geschichte. Ein Hilfsbuch für Mittelschul-Maturanten und zum Selbstunterrichte [1909]; Dr. Egid Filek von Wittinghausen, Maturitätsfragen aus der Geschichte und Vaterlandskunde [1905]; Dr. O. von Gratzy, Zur Vorbereitung auf die Geschichtsmatura [1908] und Dr. R. Raithel, Maturitätsfragen. Als den besten Auszug aus der politischen Geschichte Österreichs bezeichnet er den in der Sammlung Göschen erschienenen von Dr. Franz von Krones und empfiehlt auch Emmer, Österreichische Geschichte mit besonderer Berücksichtigung der Kulturgeschichte [1886] (S. 153—157). — Dr. *Andreas Rebhann:* Die Bürgerkunde im Unterrichte der Mittelschule. Nach den Ausführungen des Verf.s ist die Bürgerkunde für die Mittelschule keine neue Disziplin, doch bedarf der bürgerkundliche Unterricht in quantitativer und qualitativer Hinsicht einer Hebung. Zu diesem Zwecke wird eine Änderung der Lehrstoffverteilung für Geschichte empfohlen, u. zw. V. Klasse [3 St.], Geschichte des Altertums bis 476 n. Chr.; VI. Klasse [4 St.], Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit bis 1815; VII. Klasse [3 St.], die neueste Zeit bis zur Gegenwart im I. Semester und im II. Semester eine zusammenfassende Wiederholung der österreichischen Geschichte; VIII. Klasse [3 St.], I. Sem. Verfassungs- und Verwaltungslehre; II. Sem. Volkswirtschaftskunde. Die vaterländische Geographie sollte in einer wöchentl. Unterrichtsstunde in der VII. Klasse betrieben werden (S. 157—167). — *F. Blumentritt:* Glossen zur Enquete über körperliche Erziehung. Der Verf. zeigt gegenüber einem Artikel von Dr. E. Pistor in Nr. 90 des „Neuen Wiener Tagblattes" [31. März 1909], daß die Forderung der Körperpflege nach antik-griechischem oder modern-englischem Muster bei uns völlig ungereimt sei (S. 167—171). — Dr. *F. Urban:* Zur Literatur des naturgeschichtlichen Unterrichtes. II. Der Verf. empfiehlt als Hilfsbücher bei der Einführung von biologischen Übungen für den Lehrer G. Müller, Mikroskopisches und physiologisches Praktikum der Botanik für Lehrer, Leipzig 1907, und E. Küster, Kultur der Mikroorganismen. Soll den Schülern — als Repetitorium — ein gedruckter Lehrbehelf in die Hand gegeben werden, so wäre Dr. B. Schmid, Biologisches Praktikum für höhere Schulen zu empfehlen (S. 171—175). — *H. B.:* Der neue Normallehrplan für Geschichte und Geographie. Der Verf. hält die Verteilung des Lehrstoffes dieser Disziplinen auf die einzelnen Klassen der Realschule nicht für glücklich (S. 175—178). — Dr. *R. Findeis:* Wie sind die Korrekturen der deutschen Aufsätze in die Lehrverpflichtung einzurechnen? Der Verf. beantwortet die Frage dahin, daß für die Korrektur von je 30 Aufsatzheften auf der Oberstufe dem Lehrer der Unterrichtssprache die Lehrverpflichtung um eine Stunde herabzusetzen sei (178—182). — *Vereinsnachrichten* (S. 182—199). — *Sprechsaal* (S. 199—204). — *Vermischtes* (S. 204—211). — *Jugendschriftenbeurteilung* XI. (Beilage).

IV. Heft. *J. Resch:* Die Entschließungen des Gmundener Schulreformtages. Soweit die Bestrebungen der Schulreformer in den gefaßten Resolutionen zum Ausdruck kommen, läßt sich dagegen vom Standpunkte der Mittelschullehrer nicht viel einwenden (S. 213—219). — *J. Rott:* Urteile über die Philologie. I. Der Verf. macht mit den Leitgedanken des Buches „Das klassische Ideal, Reden und Aufsätze" von August und Ernst Horneffer [Leipzig 1906] bekannt und empfiehlt es, wenn auch die Anschauungen der Verff. bei ihm mehr Widerspruch als Zustimmung erregten, zur Lektüre (S. 219—223). — *Eugen Bolis:* Die Verbindung von Lektüre und Grammatik. II. Der Verf. zeigt an

einem Beispiele (Nepos Milt. VII 5—6), wie er sich die Lösung dieser Aufgabe denkt, und tritt dafür ein, daß die lateinische und griechische (Syntax in erster Linie aus der betriebenen Lektüre geschöpft werde S. 224—231). — Dr. *F. Urban:* Zur Literatur des naturgeschichtlichen Unterrichtes. III. Bietet eine Anzeige des Werkes „Lebensbilder aus der Tierwelt" von H. Meerwarth, Leipzig, Voigtländer (S 231—233). — *Hesperion* behandelt in dem Artikel ‚Zwischen den Puffern' eine interne Schulfrage (S. 233—235). — *Schwefel:* Wie sollen wir uns den Äußerungen der Geschlechtsreife unserer Mittelschuljugend gegenüber verhalten? Die Frage wird dahin beantwortet, daß Belehrung, nicht Bestrafung einzutreten habe, u. zw. in möglichster Übereinstimmung mit den Elternkreisen, die durch Elternabende für die gemeinsame Abwehr geschlechtlicher Unsitten zu gewinnen wären (S. 236 bis 239). — *N.* nimmt in dem Artikel ‚Unhaltbare Zustände' gegen die Einmischung von Abgeordneten in die Verwaltung Stellung (S. 240 bis 243). — *Sprechsaal* (S. 243—249). — *Vereinsnachrichten* (S. 249 bis 253). — *Vermischtes* (S. 253—259). — *Jugendschriftenbeurteilung* XII. (Beilage).

V. Heft. *Josef Resch:* Vom 50. deutschen Philologen- und Schulmännertag in Graz. Der Verf. knüpft an die Vorträge des Univ.-Prof. Dr. Elster und des Gymn.-Dir. Lück über die Ausbildung für das Lehramt des Deutschen sowie an den Bericht des Prof. Dr. Prodinger über seinen Versuch mit dem School-city-System einige Bemerkungen und teilt dann den Vortrag des Landesschulinspektors Dr. J. Loos „Studenten im Dienste der Volksbildung" im Wortlaute mit (S. 261—274). — *ch.:* Reformwünsche. Diese beziehen sich auf die Anbahnung eines innigen Verhältnisses zwischen Lehrer und Schüler sowie zwischen Lehrer und Inspektor (S. 274—276). — *J. Rott:* Urteile über die Philologie II. Der Artikel befaßt sich mit dem Buche Hatvanys „Die Wissenschaft des Nichtwissenswerten" [Leipzig 1908] (S. 277—280). — *Ferd. Blumentritt:* Zu den Reifeprüfungsvorschriften. Der Verf. beschäftigt sich mit den die Wiederholung der schriftlichen Prüfung im Herbst- und im Februartermine betreffenden Bestimmungen, in denen er für eine gewisse Kategorie der Prüflinge eine Härte erblickt, und tritt für deren Beseitigung ein (S. 280—283). — *Hesperion:* Die Bestellung der Supplenten. Der Verf. unterzieht die dafür erlassenen Vorschriften hinsichtlich ihrer Zweckdienlichkeit einer Prüfung und schlägt, da sie sich nicht bewähren, einen anderen Vorgang vor (S. 283—287). — Der folgende Artikel „An die Fachprofessoren für Mathematik" von Dr. *Robert Mayer* enthält einen Aufruf im Sinne der österr. Delegation der internationalen Mathematiker-Kommission zum Studium der Lehrpläne und Lehrmethoden des Mathematikunterrichtes an den Mitteschulen der verschiedenen Staaten (S. 288—289) und der sich daran schließende „Aufruf an die verbündeten Mittelschullehrer-Vereine" bezweckt die Erwirkung der bedingungslosen Gewährung der Befreiung von der Zahlung des Schulgeldes an die Kinder aktiver, pensionierter oder verstorbener Mittelschullehrer (S. 289—290). — *Sprechsaal* (S. 291—293). — *Vereinsnachrichten* (S. 293—301) — *Vermischtes* (S. 301—308). — *Jugendschriftenbeurteilung.* XIII. (Beilage).

Iglau. St. Schüller.

IV. Věstník českých professorů. (Anzeiger der böhm. Professoren). Herausgegeben von Prof. Adalbert Hulik und Dr. Jaroslav Jeništa. XVI. Jahrgang. Prag 1909.

10. Heft. *F. V. Vykoukal* veröffentlicht S. 429—432 ein kurzes orientierendes Referat über den neuen Gymnasiallehrplan, das er am

9. Mai d. J. in Prag gehalten hat. — *B. Lážňovsky* tritt S. 432—438 dafür ein, daß beim naturhistorischen Unterricht ästhetische Zwecke mehr als bisher verfolgt werden sollen. Besonders hat er die Botanik an Mädchenschulen im Auge. Der Artikel ist durch die zahlreich herangezogene einschlägige Literatur sehr instruktiv. — S. 438—445 Rezensionen. — S. 445—450 Einzelnachrichten. — S. 450 Sprechsaal (Es wird auf eine bestimmte Anfrage darauf hingewiesen, daß in der eigenen Klasse der Ordinarius und nicht der Direktor die erste Instanz sei). — S. 451—467 Vereinsnachrichten. — S. 467—470 Ergebnisse der im Sommertermin vorgenommenen Lehrbefähigungsprüfungen für Mittelschulen und Mädchenlyzeen. Gleichzeitig wird die neue Verordnung hinsichtlich der Gruppe Latein und Französisch besprochen. S. 471—475 Ergänzung der vorhergehenden Vereinsnachrichten. S. 475 f. steht eine Beschwerde über die in Prag sehr spät angesetzten Maturitätsprüfungen. — Anhang. Auf zwei Seiten wird der Ministerialerlaß vom 29 März 1909 übersetzt.

XVIII. Jahrgang. 1. Heft. Es enthält die tschechische Übersetzung des neuen Normallehrplanes für Gymnasien und Realschulen. Es ist auch als Separatabdruck erschienen und um 90 h erhältlich.

2. und 3. Heft. Der Gymnasialprofessor und Privatdozent der Pädagogik an der böhmischen Universität Dr. *Ottokar Kádner* veröffentlicht S. 1—12 den ersten Teil eines Aufsatzes „Über die (neue) Reform der Mittelschule mit besonderer Berücksichtigung der realistischen Fächer", der nur im allgemeinen unter Heranziehung einer äußerst reichhaltigen Literatur über die moderne Reformbewegung handelt. Er erblickt S. 11 das Um und Auf der ganzen Bewegung in der Gleichberechtigung des Gymnasiums und der Realschule. — S. 12—14 tritt *F. V. Vykoukal* für Erneuerung und Erweiterung der sogenannten Mittelschulextension unter Berufung auf den Ministerialerlaß vom 20. Oktober 1901 ein. — S. 14—35 Rezensionen. (Besonders beachtenswert ist die S. 14 stehende Anzeige der ersten böhmischen Geschichte der Pädagogik, die Dr. *O. Kádner* verfaßt hat, und die große Sympathie verratende Besprechung (S. 21—23) der „kleinen Schriften von Richard Heinzel", die *Ant. Beer*, ein früherer Schüler des Verewigten, beigesteuert hat. — S. 35—50 Einzelnachrichten, in denen die neuen Lehrpläne und die Umwandlung von Gymnasien und Realschulen in Realgymnasien eine weitgehende Berücksichtigung finden. — S. 52 kurze Nekrologe auf die beiden verstorbenen Landesschulinspektoren Dr. Eduard Kastner und Franz Rosický. — S. 52 f. Sprechsaal. (Verwendung der Probekandidaten im zweiten Semester.) — S. 53—96 Vereinsnachrichten. — S. 96—98 Polemik des Josef Veselý gegen seinen Kritiker. Beigegeben ist ein realistisch geordneter Index zum XVI. Jahrgang.

V. Muzeum. Czasopismo .... wydawane przez towarzystwa nauczycieli szkół wyższych (Museum, Zeitschrift der polnischen Mittelschullehrervereine). Redakteur Dr. Boleslav Mańkowski. XXV. Jahrgang. Erster Band. Lemberg 1909.

2. Heft. S. 129—135 wird die Frage aufgeworfen, ob nach der neuen milden Klassifikation noch ein Schüler, der aus einem Gegenstand eine nicht genügende Note erhalten hat, zu einer Wiederholungsprüfung zugelassen werden kann. Die Professoren waren in Galizien bei deren Beantwortung sehr strenge, es gab sehr viele Rekriminationen von seiten der Eltern. — Mit der Gesellschaft, die sich die Errichtung eines polnischen Schulmuseums zur Aufgabe gestellt hat, macht uns S. 136—139 *Anton Karbowiak* bekannt. — *J. Weisblum* spricht S. 140—143 über die Einführung der neuen polnischen Orthographie. — *K. Missona* erörtert S. 144—150 das Chorsprechen beim Unterricht in der deutschen

Sprache. — *Z. Thullie* legt S. 151—157 dar, wie weit die neueren physikalischen Theorien in den Mittelschulunterricht Eingang finden können. — *I. Ippoldt* äußert sich S. 158—176 über die Photographie in der Schule. — S. 177—202 Rezensionen. — S. 203—206 Jugendschriften. — S. 207—212 Auszüge aus Zeitschriften — S. 213—257 Einzelnachrichten. — Anhang. S.43—62 Vereinsnachrichten.

3. Heft. Zunächst werden S. 267—271 unter der Aufschrift „Immer dasselbe" einige alte Klagen der Mittelschullehrer über materielle Fragen vorgebracht. — S. 272—280 zeigt *F. Pini*, was die Mittelschullehrer durch literar. Untersuchungen für das bessere Verständnis Słowackis geleistet haben. — Hierauf folgt S. 281—300 eine interessante Schilderung der vom polnischen Mittelschullehrerverein gegründeten Ferienkolonie. — Dr. *J. Mikułowicz* tritt S. 301-303 dafür ein, daß alles, was für die Schule nötig ist, im Lande selbst erzeugt werden soll. — S. 304—329 Rezensionen. S. 330—339 Auszüge aus Zeitschriften. — S. 340—377 Einzelnachrichten. — S. 379—382 Bibliographie und Zeitschriftenschau. — Anhang. S. 63—65 Vereinsnachrichten.

4. Heft. S. 383—410 wird die Stellung ausführlich erörtert, die die Schulkommission im galizischen Landtage der Mittelschule gegenüber einnimmt. — S. 419—428 legt *M. Prószyński* einen Lehrplan für den polnischen Sprachunterricht an den Gymnasien vor und zeigt in ausführlicher Darstellung, wie er über Einzelheiten seines Entwurfes denkt. — *Adolf Bilzer* schlägt S. 329—430 eine Entlohnung der Supplenten an Lehrerbildungsanstalten für die Korrektur der schriftlichen Arbeiten vor. — S. 431—446 Rezensionen. — S. 446—448 Jugendschriften. — S. 453 bis 457 Auszüge aus Zeitschriften. — S. 458—507 Einzelnachrichten. — S. 508—510 Bibliographie. — S. 510—513 Zeitschriftenschau. — Erster Anhang. Vereinsnachrichten. S. 77—111. — Zweiter Anhang. Bericht über die 25. Jahresversammlung des Vereines, die am 30. und 31. Mai 1909 in der Aula der Lemberger Universität stattfand. Er umfaßt 35 Seiten. — In der zweiten Hälfte des Jahres erhielten die Mitglieder noch zwei größere Beilagen. Die erste enthält auf 75 Seiten aus der Feder Dr. *Josef Buzek* eine ausführliche Geschichte der Entwicklung des galizischen Mittelschulwesens in den Jahren 1859—1909. In der zweiten belehrt uns *Ludwig Janowski* auf 47 Seiten über die Universitätsstudien Słowackis; er bringt viel neues Material bei.

Wien. Dr. Karl Wotke.

VI. Magyar Paedagogia. Monatsschrift der Ungarischen Pädagogischen Gesellschaft. Unter Mitwirkung Dr. E. Fináczys herausgegeben von Dr. Edmund Weszely. Budapest. Franklin-Gesellschaft. 1909.

XVIII. Jahrgang. VIII. Heft (Oktober 1909). Reformbestrebungen auf dem Gebiete des wissenschaftlichen Unterrichts (S. 469—477), I. Teil, von Ignaz Kelemen — Rankes Geschichtsauffassung und die ungarische Geschichtswissenschaft (S. 477—488), von Stefan Dékány. — *Kleinere Mitteilungen.* Die Berechtigungen der neueren österreichischen Mittelschultypen, von Gerson Endrei. — Die Schülerfraternitäten in Amerika, von Alexander Várnai. — *Literatur.* Neuere Literatur betreffend die soziale Erziehung, von Dr. Alexander Vida. — Programmabhandlungen auf dem Gebiete der Pädagogik, I. Mitteilung, von Dr. Friedrich Ozorai. — *Ausländische Revue.* — *Ausländische Fachzeitschriften.* — *Vermischte Nachrichten.*

IX. Heft (November). A. Bain's „Education as a science (S. 533 bis 554), kritisierend besprochen von Dr. Samuel Szemere. — Moderne Bestrebungen auf dem Gebiete des Schulwesens (S. 554

bis 564), III. Teil, von Franz Kemény. Der Verf. plädiert für eine Reform des militärischen Erziehungs- und Bildungswesens. — Reformbestrebungen auf dem Gebiete des naturwissenschaftlichen Unterrichts (S. 564—582), II. Teil, von Ignaz Kelemen. — *Kleinere Mitteilungen.* Der gegenwärtige Zustand der preußischen Mittelschulen, von E. G. — *Literatur.* Programmabhandlungen, II. Mitteilung, von Friedrich Ozorai. — *Ausländische Revue.* — *Ausländische Fachzeitschriften.* — Bericht über die Oktobersitzung der Ungarischen Pädagogischen Gesellschaft.

VII. Országos középiskolai tanáregyesületi Közlöny (Mitteilungen des Landesverbandes der ungar. Mittelschulprofessoren). Redakteur E. Lévay. XLIII. Jahrgang 1909/10. Budapest.

Die in einem Hefte vereinigten Nummern 1.—4. (September 1909) enthalten den Bericht über den am 3. und 4. Juli 1909 in Selmeczbánya abgehaltenen Mittelschultag. Außer den offiziellen Persönlichkeiten waren unter dem Vorsitze des Dr. Ladislaus Négyesy etwa 110 Mitglieder und Gäste (darunter einige Damen) anwesend. Es wurden folgende Vorträge gehalten: Dr. Fr. Hajtai: Die ungarische nationale Kultur und die Schule; Alexander Mikola: Die Reform des mathematischen Unterrichts; Benedikt Jancsó: Die Allgemeinbildung und die Mittelschullehrerschaft in Ungarn; Akusius Endrei: Der Korpsgeist in der ungarischen Lehrerschaft; Martin Szabó: Die Reform des Geographieunterrichts. — Aus den Heften 5 (7. Oktober 1909) bis 18 (13. Jänner 1910) wäre Folgendes hervorzuheben: Auf dem Kongresse der Staatsbeamten in Klausenburg verkündet der Obmann des Landesverbandes der ungar. Mittelschulprofessoren Dr. Ladislaus Négyery den Anschluß der Professoren an die Organisation der Staatsbeamten und stellte die Forderung auf, daß in den Sektionen des Ministeriums für Kultus und Unterricht nur Fachmänner zu verwenden seien. Um neuerdings den Ruf nach endgiltiger Regelung der traurigen Besoldungs- und Avancementverhältnisse der Mittelschullehrer erheben zu können, wurde für den 21.—22. November ein Kongreß der Mittelschullehrer einberufen (5. Heft). — Das schwedische Turnen, von Peter Preiszner (6. Heft). — Geschichtsunterricht und Soziologie, von Emerich Botár. — Die Wichtigkeit der Schulgärten, von Karl Somló (7. Heft). — Das neuerrichtete ungarische Staatsinstitut für nervöse Kinder. Der Lehrplan dieses Institutes — es soll die erste Anstalt dieser Art auf dem Kontinent sein — wurde in eingehender Weise von Irenaeus Juvancz besprochen (8. Heft). — Die direkte Methode im modernsprachlichen Unterrichte, von Dr. Koloman Philipp (9. Heft). — Geschichtsunterricht und Soziologie, von Andreas Barczán. — Pubertät und Überbürdung, von Dr. Edmund Tuszkai. — Das schwedische Turnen in England, von Peter Preiszner (Doppelheft 10—11). — Die Lateinlektüre in der Mittelschule, von Dr. Michael Málnai (12. Heft). — Die direkte Methode im fanzösischen Sprachunterricht, von Dr. Béla Petrich (13. Heft). — Die ungarische Privatlektüre, von Fr. Czűrös (14. Heft). — Die Schulausflüge im Jahre 1908/09 auf Grund der Jahresberichte, von Dr. Viktor Makoldy (15. Heft). — Was kann zur Hebung der Jugendliteratur geschehen?, von Dr. Stefan Szemák. — Die Erziehung zur Kunst, von Franz Fodor (16. Heft). — Die Objektivität und die Geschichte der Gegenwart, von Stefan Dékány. — Die Mittelschulreform in Griechenland, von Desiderius Vértesy. — Die höhere Mädchenschulbildung in Sachsen, von Dr. Aladár Friml (18. Heft).

Wien. Dr. C. F. Vrba.

VIII. **Nastavni Vjesnik, Zeitschrift für Mittelschulen. Herausgegeben vom Vereine der kroatischen Mittelschulprofessoren. Band XVII. Agram 1908.**

3. Heft. *D. Trbojević,* Liberale Disziplin. Zu empfehlen ist nicht zu strenge, wenn auch nicht zu milde Behandlung der Schüler. Nicht Angewöhnung zum blinden Gehorsam führt zum sittlichen Charakter, sondern möglichst frühe Heranbildung zum selbständigen Urteilen und vernünftigen Wollen. Eine Ermahnung unter vier Augen oder vor der Klasse ist oft wirksamer als die strengste Karzerstrafe. — *J. Turić,* Auswahl der Kinder für die Mittelschule. T. empfiehlt eine Vorbereitungsklasse mit besonderem Lehrplane und höchstens 40 Schülern. Nur Knaben, die fähig sind, 3—4 Stunden nacheinander dem Unterrichte mit Aufmerksamkeit zu folgen, ein leichtes Auffassungsvermögen, eine gewisse logische Denkfähigkeit sowie ästhetischen Sinn zeigen, werden sich für die Mittelschule eignen. Die Vorbereitungsklasse steht mit der Mittelschule in organischem Zusammenhange. Der Unterricht wird aber von einem Volksschullehrer erteilt, der ein guter Psychologe und gewandter Methodiker ist. Seine Aufgabe ist es, den Eltern sowie dem Direktor, beziehungsweise den Lehrern der Mittelschule in angemessener Weise beim Unterrichte zu demonstrieren, welche Knaben die Eignung für die Mittelschule besitzen und welche nicht. Dabei sei bemerkt, daß gegenwärtig an den kroatischen Mittelschulen die Schüler nur provisorisch aufgenommen werden und nach einem halben Jahre von der Schule entfernt werden können. — *St. Srkulj,* Kanon der Jahreszahlen für die allgemeine und kroatische Geschichte. (Fortsetzung im folgenden Hefte.) — *A. Langhoffer,* Einiges über die naturhistorische Naturaliensammlung an unseren Mittelschulen. — *J. Modestin,* Einige grammatische und onomatologische Bemerkungen. — Bemerkungen zu Schulbüchern: Soll Schmeils Lehrbuch der Zoologie ein Lehrtext in den Oberklassen unserer Mittelschulen werden? Varia: Unser Status — unser Unwille. Die gegenwärtigen auf dem Status beruhenden Gehaltsverhältnisse sind höchst ungünstig. „Ceterum censeo, quinquennalia nobis esse reddenda."

4. Heft. *St. Miholić,* Sittliche Erziehung im Mittelschulunterrichte. Es werden die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der Schulerziehung in den fortschrittlichen Ländern (Amerika, Schweiz u. a.) besprochen. M. hat nicht viel Hoffnung, daß in Kroatien die neue Richtung früher Eingang finden werde, als dies in Österreich geschieht — was aber früher, als man denkt, unter dem Drucke der öffentlichen Meinung eintreten könnte. — *P. Jemeršić,* Die Liebe, vornehmlich vom psychologischen Standpunkte betrachtet. (Fortsetzung in den folgenden Heften.) — *V. Lozovina,* Zwei Dichter — Sonderlinge aus der italienischen Literatur (Jacopone da Todi und Cecco Angiolieri di Siena aus der Mitte des 13. Jahrh.). *P. Tomić,* „Du und Sie" in der Schule und in der Familie. Die Schüler sollen wegen des Kontaktes zwischen Schule und Haus so angeredet werden wie in der Familie, daher „geduzt" werden.

5. Heft. *D. Trbojević,* Mechanismus in der Mittelschule. Dieser zeigt sich beim Unterrichte in allen Schuldisziplinen, aber auch bei der Erziehung. Seine Schädlichkeiten offenbaren sich auch im späteren Leben; vor allem Mangel an Selbständigkeit im Denken und Wollen. Dem Mechanismus könnte dadurch gesteuert werden, daß die Lehrer den Lehrplan und die Methode im steten Hinblick auf das Interesse den Schüler sich selbst bestimmen. An die Stelle des mechanischen soll das iudiziöse Gedächtnis und selbständiges Denken treten. Ebenso soll statt des mechanisch-blinden Gehorsams auf vernünftig freiem Willen beruhender Gehorsam anerzogen werden. — *J. Beneković,* Beiträge zur Reinigung der kroatischen Sprache. — *M. Peroš,* Einiges über

die Ausbildung der Lehrer des Freihandzeichnens in den Fachschulen. — *Varia:* Šamšalović, Das Wort „Universität"; ursprünglich nicht universitas literarum, sondern universitas magistrorum et scholarium („collegium"). — *H. Scheidela*, „Hektors Abschied" und Schillers Idealismus. — Avancementsverhältnisse der französischen Mittelschulprofessoren. — Strafen in der Mittelschule. Die Karzerstrafe entspricht nicht mehr dem jetzigen Zeitgeiste. Entschieden zu verurteilen ist der gemeinsame Karzer für Schüler verschiedener Klassen.

6. Heft. *M. Petričević*, Verlegung des Sitzes des Korbavschen (Corbaviensischen) Bistums aus Udbina nach Modruš (im J. 1460). — *Kesterčanek*, Kajkavsche Gedichte in „Luna" (Belletristische Beilage der „Agramer Zeitung" seit 1826). — *J. Gopić*, Orthotonischer Akzent. — *G. Krnić*, Die sexuelle Erziehung. Der Verfasser hält die Koedukation für besonders wichtig für die sexuelle Erziehung. — *J. Dujmušić*, Wie soll das Lesebuch für Mittelschulen beschaffen sein? Es soll nicht das Werk eines einzelnen sein, sondern die Mitarbeit verschiedener Fach- und Schulmänner. Der Hauptredakteur hat für die Anordnung des Lesestoffes, Einheitlichkeit der Sprache, Stilisierung, Orthographie sowie für die Auswahl aus der schönen Literatur zu sorgen, die Lesestücke aus den verschiedenen Disziplinen aus Geographie, politischer und Kulturgeschichte, den Naturwissenschaften haben die betreffenden Fachmänner zu besorgen, die geeignete Lesestücke entweder selbst verfassen oder aus anderen Werken entlehnen bezw. übersetzen. Die Mitarbeiter wären entweder auf dem Titelblatte oder im Vorworte namhaft zu machen. Den Text sollen, wo es notwendig ist, geeignete Illustrationen begleiten. Die Regierung hätte für die Herstellung solcher Lesebücher Prämien auszuschreiben. — *J. Turić*, Historische Namen in der Mittelschule. Bei einzelnen historisch besonders wichtigen Persönlichkeiten sollen die Schüler vor allem mit ihrem Charakter, ihren individuellen Eigentümlichkeiten und besonders mit jenem Merkmal, das sie zu einer historischen Persönlichkeit gemacht hat, bekannt gemacht werden; bloße Namen und historische Daten haben keinen erzieherischen Wert.

7. Heft. *M. Ivančević*, Ovidiana (Fortsetzung in den folgenden Heften) I. will nachweisen, daß nicht die Ars amatoria der eigentliche Grund zur Verbannung Ovids war, sondern ein Gedichtchen auf eine pikante Liebesszene der Enkelin des Augustus, Iulia. — *J. Gopić*, Der Akzent im Dativ und Lokativ sing. — *J. Golik*, Einige Bemerkungen zu Horaz' Metrik. (Fortsetzung im nächsten Heft.) — *D. Prohaska*, Des M. A. Relković Satyr oder „der wilde Mann". — *P. Mitrović*, Vier unbekannte Ragusaner Manuskript-Wörterbücher (ein italienisch-slovenisches aus dem Anfang des XIX. Jahrhunderts, ein lateinisch-kroatisches aus dem Jahre 1716, ein italienisch-kroatisches aus der Mitte des XVIII. Jahrhunderts und ein kroatisch-italienisches aus dem XVII. Jahrhundert). — *Varia:* Körperliche Erziehung in Frankreich. Olympische Spiele in London 1908. Reform der Mittelschulen und die Lehrergehalte in Rußland. Bemerkenswert ist, daß die Lehramtskandidaten für Mittelschulen Vorlesungen hören und eine Prüfung ablegen müssen aus Pädagogik, Didaktik, allgemeiner Methodik, Psychologie, Schulleitung. Hiefür bestehen besondere Seminarien an den Universitäten. Ein Mittelschulprofessor kann es schon nach 15 Dienstjahren auf zirka 12.000 *K* bringen, in die Pension werden aber auch nach 25 Jahren nur 6320 *K* eingerechnet; doch kann man auch als pensionierter Lehrer Unterricht erteilen und erhält 75 Rubel für eine wöchentliche Stunde, also für 10 Stunden etwa 1910 *K*.

8. Heft. *F. Mihletić*, Prinzipien der Mechanik bei Hertz. — *M. Ebrić*, Aus der Statistik der Mittelschulen in Kroatien und Slawonien. Dermalen bestehen in Kroatien und Slawonien 7 Obergymnasien, 9 achtklassige Realgymnasien und 4 Unterrealgymnasien. Im Durchschnitte entfallen auf eine Mittelschule zirka 300 Schüler, auf eine Klasse 32. Größte Schülerzahl einer Anstalt 776, kleinste 47. Die Schüler-

zahl nimmt zu an Realgymnasien und fällt an den Gymnasien. Die ländliche Bevölkerung bevorzugt die gymnasiale, die bürgerliche Bevölkerung die realgymnasiale Richtung. — *Varia:* Etwas Statistik über Schulkrankheiten. Nach statistischen Untersuchungen (139.000 Fälle) in Rußland kommen bei Mittelschülern am häufigsten vor: Kurzsichtigkeit (die meisten kurzsichtigen Schüler sind an den technischen Schulen, wegen der graphischen Arbeiten usw., mehr in den nordwestlichen als in südöstlichen Gebieten), Kopfleiden (zu wenig Bewegung, dumpfe Luft in den Schulräumen), Verkrümmung der Wirbelsäule (an Anstalten, wo am meisten gesessen wird), Nervosität. — „Ein Wissen, das der Mittelschuljugend viel Mühe verursacht und wenig Nutzen bringt". Dazu gehört vor allem eine Menge grammatikalischen uud abstrakten Wissens, mechanisch gelernte Definitionen von Begriffen in verschiedenen, auch naturwissenschaftlichen Disziplinen. Nicht mit Worten und Definitionen, sondern mit Anschauungen und Vorstellungen soll der Unterricht operieren.

9. Heft. *L. Enderle,* Die Geographie in unseren Mittelschulen und insbesondere in der VIII. Klasse. Die im J. 1908 erfolgte Einführung des Geographieunterrichtes in allen Klassen des Gymnasiums und Realgymnasiums in Kroatien, welchem Unterricht in den Oberklassen allerdings nur je eine wöchentliche Stunde zugewiesen wurde, erfordert die Herstellung neuer Lehrtexte für die Geographie und Statistik, die nach einer ganz anderen Methode verfaßt werden sollten, als die bisherigen derartigen Lehrbücher. Die theoretische Lehre der physikalischen Geographie sollte tunlichst an Objekten des Vaterlandes illustriert sein, deshalb sollten die gebotenen Abbildungen Objekte der kroatischen Länder darstellen. — *Varia:* Sexualismus der Jugend und Vergehungen derselben an öffentlichen Orten. Die bestehenden Disziplinarvorschriften bezüglich des Genusses von Alkohol, des Rauchens und der geschlechtlichen Vergehen entsprechen nicht den gegenwärtigen Verhältnissen und verleiten die Jugend nur zum heimlichen Genusse dessen, was ihr in der Öffentlichkeit verboten ist. Aufklärung und Belehrung über die physische und psychische Schädlichkeit und Verderblichkeit der Folgen dieser Vergehen soll die Jugend zum Bewußtsein und zur Überzeugung bringen, daß sie dadurch ein Verbrechen an sich selbst und an der Gesellschaft begeht. — Körperliche Erziehung. Die Mitteilung, daß mit Beginn des Schuljahres 1909/10 mit Unterstützung des k. k. Landesverteidigungsministeriums an 100 österreichischen Gymnasien und Realschulen militärische Schießübungen eingeführt werden sollen, ist zumindest sehr verfrüht.

XVIII. Band. 1. Heft. *St. Miholić,* Die kroatischen Mittelschulen im Vergleich zur Wiener Mittelschulenquête vom Jahre 1908. In diesem Vortrage wird u. a. bemerkt, daß an den kroatischen Mittelschulen vom Jahre 1884 bis 1892 der Turnunterricht ein Obligatfach war, daß aber 1894 derselbe wieder Freifach wurde, da die notwendigen Voraussetzungen für einen wirklich ersprießlichen Unterricht nicht gegeben waren. Dazu gehört außer einem geeigneten Spielplatz neben dem Schulgebäude ein geräumiger, luftiger Turnsaal, in dem nur bei ungünstigem und kaltem Wetter geübt wird, ein tüchtiger Turnlehrer und vor allem ein Schularzt. Ohne Schularzt soll von keiner Anstalt die Verantwortung für etwaige üble Folgen des Turnunterrichtes übernommen werden. Der Turnunterricht, für den 1—2 wöchentliche Stunden genügen, soll nur die gymnastische Technik für sonstige körperliche Übungen, für Spiele im Freien usw. beibringen. Für diese soll außer dem Sonntag noch ein ganzer arbeitsfreier Nachmittag freigehalten werden. Redner polemisiert auch gegen die Verlegung des Schwerpunktes des altklassischen Sprachunterrichtes auf die Oberklassen; denn wenn die Sprachen erst in den Oberklassen intensiv behandelt werden sollen, dann müssen die realistischen Fächer von den Oberklassen auf die Unterklassen verdrängt werden. Dies entspricht nicht der natürlichen Entwicklung der

Jugend. — *D. Trbojević*, Über das Interesse (Wert des Interesses, Ursachen des Interesses, Bedeutung des Interesses in der Schule). Fortsetzung in den folgenden Heften. — *G. Šamšalović*, Einige Beispiele, wie die alten Denkmäler und die lebenden Dialekte die Etymologie unterstützen. — *St. Plivelić*, Das elektrostatische Reibungsgesetz in unseren physikalischen Lehrbüchern. — *H. Scheidela*, Beitrag zur grammatischen Terminologie. Sch. empfiehlt den Gebrauch einer einheitlichen grammatischen Terminologie für alle Sprachen, die an einer Anstalt gelehrt werden, und hält die lateinische für die zweckmäßigste. Die moderne Terminologie sei der antiken möglichst adäquat, d. h. möglichst genaue Übersetzung der lateinischen Bezeichnungen. — Beschlüsse der Delegierten des Reichsverbandes der österreichischen Mittelschulvereine.

2. Heft. *P. Pestotnik*, Über die soziale Lage der slowenischen Mittelschüler. — *S. Gnjatović*, Das Lehrziel der Gymnastik. — *J. Mihelić*, Etwas über das kleinste gemeinschaftliche Vielfache der Zahlen. — *J. Gopić*, Der Akzent im Nominativ und Akkusativ Singularis. — *G. Šamšalović*, Eine interessante Parallele. Das ungarische Verbum magyarázni bedeutet dasselbe wie das deutsche „deuten" (diuten, diot [Volk]), von welchem die Worte Deutsch und Magyare (magyarok = Volk) abzuleiten sind. — *R. Strohal*, Über das Prüfen, Klassifizieren und Vortragen in den Mittelschulen. Erinnerungen und Vorschläge. — *F. Bučar*, Über körperliche Erziehung. Mitteilungen über die Beschlüsse und Ergebnisse der in Budapest abgehaltenen Enquete über die Reform der körperlichen Erziehung an den ungarischen Mittelschulen. — *G. Šamšalović*, Deutung einiger geographischer Namen. — *J. Turić*, Haß der Mittelschüler gegen die Lehrer, Ursache des Hasses, wie sich der Lehrer vor diesem Hasse hüten soll. — *F. Tućan*, Über die Entstehung der kristallinischen Schiefer. — *J. Bučar*, Das Verhältnis der körperlichen und geistigen Arbeit bei den Mittelschülern. Der Ärzteverein in München rechnete aus, daß daselbst auf 16.000 Schulstunden nur 720 auf die körperliche Pflege entfallen, oder 2 : 45! Es nützt nichts, wenn in den Lehrplan obligates Turnen und obligate Jugendspiele eingeführt, dagegen die Forderungen an die Schüler nicht vermindert werden.

4. Heft. *J. Turić*, Falsche Auffassung und Überschätzung der Klassifikation. Bei der Beurteilung der Schülerleistung ist die Fähigkeit für die weitere geistige Arbeit zu berücksichtigen. Dadurch wird bei den Fähigen die Freude zur Arbeit erhöht, den Unfähigen der Schulbesuch erschwert. Versetzungsprüfungen, Wiederholungsprüfungen, Prüfungen bloß zum Zwecke der Erwerbung einer Note sollen nur nach Erkrankungen und in sonstigen rücksichtswürdigen Fällen, wo die Schüler an der regulären Arbeit während der Schulzeit gehindert waren, statthaft sein. — *V. Lozovina*, Adaptierung des Normallehrplanes für die österreichischen Gymnasien mit deutscher Unterrichtssprache für die Gymnasien in Dalmatien. Gesamtzahl der wöchentlichen Stunden nach dem Normallehrplan 224 (26), an den dalmatinischen Gymnasien 245. Auffallend sei es besonders, daß für die zweite Landessprache mehr Stunden angesetzt sind (26 Stunden) als für die Mutter-, bezw. Unterrichtssprache (22 St.). — In sämtlichen Heften: Literarische Anzeigen, Bemerkungen zu Schulbüchern, Mitteilungen des kroatischen Professorenvereines (mitunter auch des Vereines der slowenischen Professoren in Laibach und des dalmatinischen Professorenvereines).

Wien. Dr. A. Primožić.

Zeitschriftenschau.

Beiblatt zur „Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien".

Nr. 16.

I. Österreichische Mittelschule. Gemeinsames Organ der Vereine „Mittelschule" und „Die Realschule" in Wien, „Deutsche Mittelschule" in Prag, „Mittelschule für Oberösterreich und Salzburg" in Linz, „Bukowiner Mittelschule" in Czernowitz und „Deutsche Mittelschule für Nordmähren" in Olmütz. XXIV. Jahrgang. Wien, Hölder 1910.

I. Heft. Fortsetzung der Referate und Korreferate über die Ausbildung der Mittelschullehramtskandidaten, und zwar von Gymn.-Dir. Dr. *Josef Jacob* und Univ.-Prof. Dr. *Gustav Ritter von Escherich* für Mathematik (S. 1—7); von Prof. *Max Guttmann* und Univ.-Turnlehrer *Gustav Lukas* für Turnen (S. 7—15). — Dr. *Ernst Bloch:* Gedanken eines Chemikers zur Mittelschulreform. Die Ausführungen gipfeln in dem Bestreben, den chemischen Unterricht in erhöhtem Maße den Absichten und Entwicklungstendenzen der Mittelschulreform anzupassen (S. 18—27). — Vereinsnachrichten (S. 28 bis S. 32). — Literarische Rundschau (S. 33—47).

II. Heft. *Christian Allacz:* Über den zweiten Hauptsatz der mechanischen Wärmetheorie. Der Verf. entwickelt den Satz, daß die Wärme niemals von selbst von einem kälteren zu einem wärmeren Körper übergeht, und zieht daraus die letzten Konsequenzen (S. 49—59). — *Artur Hahn:* Die Zentralisation der österreichischen Mittelschullehrerbibliotheken. Behufs besserer Ausnützung der Bücherbestände wird die Anlegung eines Generalkataloges aller österreichischen Mittelschullehrerbibliotheken oder zumindest je eines für ein Kronland, bezw. eine Gruppe von Kronländern empfohlen. Auch die Neuanschaffung von Büchern — besonders kostspieliger Werke — wäre zentralistisch zu regeln (S. 60—63). — Vereinsnachrichten (S. 64—99). — Literarische Rundschau (S. 100—143).

III. Heft. Fortsetzung der Referate und Korreferate über die Ausbildung der Mittelschullehramtskandidaten, u. zw. von Gymn.-Prof. Dr. *Heinrich Ritter von Hoepflingen und Bergendorf* und Univ.-Prof. Dr. *Ernst Lecher* für Physik (S. 145—159). — Dr. *J. Kukutsch:* Hofrat Karl Ziwsa. Eine Gedenkrede (S. 163—178). — *W. A. Hammer:* Der deutsche Aufsatz mit besonderer Rücksicht auf die realistischen Lehrfächer. Nachdem der Verf. Sach-

lichkeit, Klarheit und Einfachheit als die Leitgrundsätze des Aufsatzunterrichtes aufgestellt hat, bespricht er die Vermittlung der entsprechenden Sprachkenntnis und dann die Themenwahl, wobei er dafür eintritt, daß in der Realschule in erster Linie die realistischen Wissensgebiete Berücksichtigung finden mögen; endlich bezeichnet er es als wünschenswert, daß die Lehramtskandidaten an der Universität unter der Leitung eines erfahrenen praktischen Schulmannes mit Rücksicht auf die von ihnen gewählte Schultype in der Aufsatzmethodik unterwiesen würden (S. 179—191). — Dr. *J. Hahn:* Über den Unterricht in der böhmischen Sprache an den deutschen Realschulen Mährens. Mit Rücksicht auf die Schwierigkeiten, die sich der Erlernung der böhmischen Sprache durch rein deutsche Kinder entgegenstellen, wird es objektiv als dringend nötig erachtet, daß für rein deutsche Anstalten bezüglich des Böhmischen ein eigener Lehrplan mit eigenen Reifeprüfungsvorschriften erlassen werde. Subjektiv wäre der Verf. für die Auflassung des Böhmischen an allen rein deutschen Anstalten, dagegen für dessen Einführung an allen sudetenländischen Realschulen und Gymnasien in stark gemischten Gebieten (S. 192—197). — In dem Artikel „Ein Beitrag zur Abfassung eines Lehrbuches der allgemeinen Erdkunde“ legt der hochbetagte Schulmann Schulrat Dr. *Karl Schwippel* seine Ansichten über Anlage und Durchführung eines derartigen Lehrbuches dar (S. 198—199). — Vereinsnachrichten (S. 200—210). — Literarische Rundschau (S. 211—258).

Brünn. St. Schüller.

II. Zeitschrift für das Realschulwesen. Herausgeg. von E. Czuber, A. Bechtel und M. Glöser. XXXV. Jahrgang. Heft 1—6. Wien, Hölder 1910.

Abhandlungen: 1. Heft. *Fr. V. Žlábek:* Die Sprechmaschine beim Sprachunterricht. *K. Emmerling:* Zur Lehre des Feuerbachschen Kreises. *J. Langel:* Die moderne Kunstbewegung und der neue Zeichenlehrplan. — 2. Heft. *O. Leitgeb:* Der Geschichtsunterricht auf der Unterstufe. *G. v. Sensel:* Die Elektronen und das elektromagnetische Feld. *R. Fischer:* Die Auflösung eines Tangentenviereckes aus den vier Winkelsymmetralen. — 3. Heft. *L. Brandl:* Mozart als Mensch und Künstler in der Darstellung Mörikes. *W. Kammel:* Ist die schriftliche Vorbereitung der französischen Klassenlektüre an Realschulen in französischer Sprache vorzunehmen? *V. Kindermann:* Praktische Schülerübungen aus Naturgeschichte. *R. Gidály:* Konstruktion der Zylinder in besonderen Flächenbündeln zweiter Ordnung. — 4. Heft. *J. Ellinger:* Th. B. Macaulys Essays „Lord Clive“ und „Warren Hastings“ im Lichte der neueren geschichtlichen Forschung betrachtet. *L. Höß:* Das periodische System. *A. Neumann:* Über die Wurzeln der Gleichung $\frac{(x-a)(x-b)}{x-a} = 0$. *K. Carda:* Über eine Beziehung zwischen Wahrscheinlichkeitsrechnung und Analysis. — 5. Heft. *W. Hammer:* Der Hauptbericht des Pariser Neuphilologen-Kongresses. *W. Neumann:* Über den Kampf der neusprachlichen Methodik. *J. Pollak:* Studie über rationale Auflösung einiger quadratischen Gleichungen. *R. Heinz:* Die drei Achsen eines allgemeinen Kegelschnittes. — 6. Heft. *A. Bechtel:* Der X. deutsch-österreichische Mittel-

schultag Wien 1910. *J. Pollak:* Studie über rationelle Auflösungen einiger quadratischer Gleichungen.

Schulnachrichten: 1. Heft. Bestimmungen über die Ergänzungsprüfung für die Absolventen des Realgymnasiums und der Oberrealschule in Bayern. — 2. Heft. Höhere Lehranstalten im Großherzogtum Baden. Gegenseitige Anerkennung der Reifezeugnisse. Die naturwissenschaftlichen Schülerübungen an den höheren Lehranstalten Preußens — 3. Heft. Die Mittelschulen Ungarns nebst Kroatiens-Slawoniens im Schuljahr 1907/08. — 4. Heft. III. Internationaler Kongreß für Schulhygiene, Paris 1910. Verein zur Förderung des höheren lateinlosen Schulwesens. — 5. Heft. 14. Tagung des „Allgemeinen Deutschen Neuphilologen-Verbandes in Zürich 1910. Sommerkurse in Hydrobiologie und Planktonkunde in Plön (Holstein). — 6. Heft. These über „Die Zulassung der Absolventen der Oberrealschule zum neusprachlichen Unterricht in Bayern etc.". Preisausschreiben der „Vereinigung für staatsbürgerliche Erziehung des deutschen Volkes". — Aufenthaltstausch.

Wien. J. H.

III. Mitteilungen der deutschen Mittelschullehrer-Vereine von Teplitz-Schönau, Brünn, Graz, Klagenfurt, Triest und Innsbruck. Herausgegeben von den Obmännern E. Reichelt (Teplitz-Schönau), K. Mendl (Brünn), J. Bittner (Graz), H. Haselbach (Klagenfurt), M. Guggenberger (Triest) und F. Niesner (Innsbruck). Selbstverlag. IX. Jahrgang 1910.

I. Heft. *J. Goldbach:* Zur Schulreform. Der Verf. zeigt, wie einigen Nachteilen, welche die neue Prüf- und Klassifikationsordnung mit sich bringen könnte, zu begegnen wäre (S. 1—6). — Dr. *Georg Lukas:* Geographie und Geschichte als „interessante" Gegenstände. Der Aufsatz legt dar, wodurch der Lehrer der genannten Gegenstände das Interesse der Schüler hiefür wachrufen kann und wovor er sich zu hüten hat (S. 6—16). — *P. & H.:* Lehrer mit und ohne Hochschulbildung. Der Anonymus tritt für einen ähnlichen Schutz der Rechte der an der Hochschule gebildeten Mittelschullehrer gegenüber Lehrern ohne Hochschulbildung ein, wie ihn die Bürgerschullehrer gegenüber den Volksschullehrern verlangen (S. 16—19). — *O.:* Über die Anrechnung der Dienstjahre. Der Verf. sucht die Härte, welche in der Nichteinrechnung der Teilsupplenturen in die Dienstzeit liegt, darzulegen (S. 19—21). — *Vereinsnachrichten* (S. 21—37). *Vermischtes* (S. 37—46). — *Jugendschriftenbeurteilung* Nr. XIV. (Beilage).

II. Heft. *Eugen Bolis:* Die Elementar-Lehrbücher für die lateinische und für die griechische Sprache. Der Verf. untersucht, ob, bzw. inwieweit unsere Lese- und Übungsbücher der Forderung nach Verwertung inhaltlich geschlossener Stoffe und Ausnutzung des analytischen Latein nach Zillers Art Rechnung tragen, und knüpft daran einige Bemerkungen (S. 47—53). - Dr. *F. Urban:* Zur Literatur des naturgeschichtlichen Unterrichtes. IV. Nach Darlegung der Schwierigkeiten, welche sich der Erreichung des Lehrzieles im naturgeschichtlichen Unterrichte auf der Oberstufe der Realschule entgegenstellen, und der Mittel zu ihrer Beseitigung bespricht der Verf. zwei für den biologischen Unterricht wichtige Lehrbehelfe, nämlich K. Kraepelin, Einführung in die Biologie [Teubner, Leipzig] und Dr. W. Heering, Leitfaden für den Biologischen Unterricht in den oberen Klassen der höheren Lehranstalten [Weidmann, Berlin]; schließlich wendet er sich gegen die ausschließlich mikroskopischen Arbeiten der Schüler im botanischen Kurse

und tritt für physiologische Experimente ein. Als Anleitung hiezu empfiehlt er K. Goebel, Einleitung in die experimentelle Morphologie der Pflanzen [Teubner, Leipzig] (S. 53—56). — Dr. *Gustav Hergel:* Ist der Staatsmittelschullehrer Staatsbeamter? Der Verf. bejaht diese Frage in dem vorliegenden auf dem X. deutsch-österreichischen Mittelschultage in Wien zu Ostern 1910 gehaltenen Vortrage (S. 56—63). — *Julius Jarosch:* Versuch einer Schulgemeinde. Der Artikel bringt die Ergebnisse, welche ein in einer Klasse einer Wiener Staatsrealschule damit gemachter Versuch gezeitigt hat (S. 63—67). — Der folgende Artikel „Justiz und Schule" schildert den Verlauf eines gegen einen Mittelschullehrer wegen Beleidigung eines Schülers angestrengten Prozesses (S. 67—75). — Dr. *Richard Mayer:* Der X. deutsch-österreichische Mittelschultag in Wien am 21., 22. und 23. März 1910. Skizziert die wichtigsten Beschlüsse und Anregungen der Vollversammlungen (S. 75 - 81). — *Leo Salsmann:* Die turnerischen Vorführungen auf dem X. deutsch-österreichischen Mittelschultage in Wien (Dienstag, den 22. März 1910). Die Besprechung kommt zu dem Ergebnis, daß von einem Schulbetriebe, von einem Unterrichte nichts zu merken war (S. 81—85). — In dem Artikel „Zum Kapitel 'Schülerselbstmorde'" weist K. Mendl auf den Unterschied hin, der hinsichtlich der Behandlung dieser Erscheinung zwischen der reichsdeutschen Presse [Berliner Tageblatt, Nr. 144 vom 20. März 1910] und der österreichischen [Die Zeit, Nr. 2658 vom 17. Februar 1910] zu Tage tritt (S. 85—89). — *J. P.:* Ein häßlicher Zwischenfall auf dem Mittelschultage. Der Verf. gibt seiner Entrüstung darüber Ausdruck, daß eine gegen die unberechtigten Angriffe auf die Mittelschullehrer gerichtete Resolution nicht ausnahmslos Zustimmung fand (S. 88—90). — Der Schlußartikel „Standes- und Schulfragen" von *K. Mendl* enthält das auf dem X. deutsch-österreichischen Mittelschultage darüber erstattete Referat (S. 90—112). — *Vereinsnachrichten* (S. 113—128). — *Vermischtes* (S. 129—134). — *Jugendschriftenbeurteilung.* XV. (Beilage).

Brünn. St. Schüller.

IV. Věstník českých professorů. (Anzeiger der böhm. Professoren). — Es fehlt die Angabe der Herausgeber. Der Anzeiger wird als „Zeitschrift des Vereines böhmischer Professoren" bezeichnet. — XVII. Jahrgang. Prag 1910.

I. Heft (Jänner 1910, Nr. 5 des ganzen Jahrganges). Zunächst setzt Dr. *Ottokar Kádner* S. 193—202 seine interessanten Untersuchungen über die Reform an unseren Mittelschulen fort und bespricht diesmal die Naturgeschichte und Physik. — Dr. *Wilh. Mathesius* legt S. 202—204 Proben elementarer Erklärung der Komposition von literarischen Kunstwerken vor. — S. 204 steht eine kurze Mitteilung über den Verein moderner Philologen. — S. 205—210 berichtet *J. Klenka* über die im Unterrichtsministerium über intensivere Körperpflege an den Mittelschulen abgehaltene Enquête. — *B. Markalous* referiert S. 210—213 über die zweite Tagung der Lehrer an den zweiklassigen čechischen Handelsschulen in Böhmen und Mähren. — S. 213—226 Rezensionen. — S. 226—236 Vereinsnachrichten. — S. 236—244 Einzelnachrichten. (Bemerkenswert ist der S. 239 veröffentlichte neue Lehrplan der kroatischen Realgymnasien. Latein beginnt erst in der III. Klasse und wird bis zur VIII. Klasse wöchentlich in fünf Stunden unterrichtet. — Deutsch wird durch das ganze Gymnasium in den ersten zwei Jahren zunächst in vier, dann in drei wöchentlichen Lehrstunden gelehrt; in denselben Klassen wird Französisch zunächst in den beiden ersten Jahren wöchentlich in fünf, dann

in drei Wochenstunden unterrichtet, während der Unterricht in der ungarischen Sprache erst von der V. Klasse an in drei Wochenstunden erteilt wird. Der Propädeutik sind in den beiden obersten Klassen je zwei Stunden zugewiesen.

II. Heft (Februar 1910, Nr. 6 des ganzen Jahrganges). S. 145 bis 156 wird Dr. *O. Kádners* Untersuchung über die Reform der realistischen Fächer weitergeführt und speziell die Naturgeschichte behandelt. — S. 156—158 tritt Dr. *J. A. Bláha* für eine größere Berücksichtigung der individuellen Erziehung ein. — S. 159—161 berichtet *Al. Vaňura* über seine an preußischen Gymnasien gemachten Beobachtungen, inwieweit dort dem Lehrplane von 1901 nach der Richtung Rechnung getragen wird, daß bei dem Unterricht in den beiden obersten Klassen den Neigungen einzelner Schüler entgegenzukommen ist. Diese Mitteilungen sind sehr interessant. — *Jar. Mikan* veröffentlicht S. 161—165 eine interessante Zusammenstellung von Daten über das čechische weibliche Mittelschulwesen (Lyzeen) im J. 1909 und weist besonders auf die im Vergleich zu den gleichartigen deutschen Anstalten äußerst minimale Zahl jüdischer Schülerinnen hin. — Auf S. 165—167 stehen einige aphoristische Bemerkungen über die Einführung von Schulärzten in Lehrerbildungsanstalten. — S. 167 bis 178 Rezensionen. (Hiebei soll die Aufmerksamkeit der Leser auf die von Dr. *O. Chlup* S. 167—172 veröffentlichte Besprechung deutscher, französischer und englischer Schriften, die sich gegen eine zu weit gehende Berücksichtigung des Intellektualismus in der Schule richten, gelenkt werden.) — S. 178—187 Vereinsnachrichten. — S. 187 Sprechsaal. — S. 187—190 Einzelnachrichten. (Besonders soll auf den S. 188 abgedruckten Entwurf eines neuen Lehrplanes der dreifach gegabelten höheren Mittelschulen Bulgariens hingewiesen werden Es fehlt jeglicher Religionsunterricht, wohl aber finden Propädeutik und die sogenannte Bürgerkunde ziemliche Berücksichtigung Während die russische Sprache nur in zwei Klassen zweistündig gelehrt wird, wird der Unterricht in der deutschen oder französischen Sprache in allen Klassen in drei Stunden wöchentlich erteilt. Der Pädagogik und der Haushaltungskunde sind in den zwei obersten Klassen der weiblichen Mittelschulen zwei Stunden wöchentlich zugewiesen.)

III. Heft (März 1910, Nr. 7 des ganzen Jahrganges). Dieses Heft wird mit zwei Festartikeln zu Ehren des 60. Geburtstages des bekannten Reichstagsabgeordneten und Philosophieprofessors Dr. T. G. Massaryk S. 245—249 eröffnet, von denen der erste von *A. Uhlíř* veröffentlichte mehr allgemein gehalten ist, während der zweite von Dr. *O. Chlup* geschriebene sich mit Massaryk als Pädagogen befaßt. Beide Männer stimmen darin überein, daß Massaryk ein durchaus moderner Mensch ist. — S 249—255 bespricht Dr. *O. Kádner*, seine bekannte Artikelserie weiterführend, die Chemie und Geographie. — S. 255—276 Rezensionen. — (Mit Recht wird es S. 259 freudig begrüßt, daß die neueste von Vlček und Ertl stammende Bearbeitung der čechischen Literaturgeschichte auf dem Standpunkte der Evolution steht.) — S. 276—283 Vereinsnachrichten. — S. 284 Sprechsaal. — S. 284—294 Einzelnachrichten. — S. 294 f. Ganz kurzer Bericht über den letzten deutsch-österreichischen Mittelschullehrertag.

IV. Heft (April 1910, Nr. 8 des ganzen Jahrganges). Von einem Anonymus werden zunächst S. 297 - 300 ganz kurz die pädagogischen Ansichten des verstorbenen Musikästhetikers Dr. Ottokar Hostinský geschildert. — Dr. *O. Kálnar* bespricht, seine Artikelserie fortsetzend, S. 300—305 die Mathematik. — Betrachtungen über den Unterricht in der französischen Sprache an Mädchenlyzeen teilt S. 305—311 *Wenzel Fr. Suk* mit. — S. 311—314 veröffentlicht Dr. *Stanislaus Nikolau* eine interessante Selbstanzeige seines Lehrbuches der Geographie für obere Klassen. — Die verschiedene Auslegung des Gesetzes vom 24 Februar 1907 über Anrechnung der Supplentenjahre unterzieht S. 314—316 *Ign. Vališ* einer gründlichen Erörterung. — Eine wichtige Standesfrage erörtert

S. 217—322 J. U. Dr. *Frs. Zachoval*; es handelt sich nämlich um die von einzelnen Kommunen in Böhmen verschieden beantwortete Frage, in welchem Wahlkörper aktive und pensionierte Mittelschulprofessoren zu wählen haben. — S. 322—332 Rezensionen. (In einer Besprechung zweier Biographien Massaryks wird S. 322 als ein besonderes Verdienst hervorgehoben, daß er das Monopol der deutschen Philosophie bei den Čechen gebrochen und an deren Stelle die englische gesetzt habe.) — S. 332 —337 Vereinsnachrichten. — S. 337—344 Einzelnachrichten.

V. Heft (Mai und Juni 1910, Nr. 9 und 10 des ganzen Jahrganges. Ein Doppelheft). Es beenden ihre Abhandlungen Dr. *Ottokar Kádner* (Geometrie und darstellende Geometrie) S. 345—351 und *Wenzel F. Suk* (S. 352—355). — Weitere Mitteilungen über naturwissenschaftliche Schülerübungen macht S. 355—360 Dr. *Emil Sekera*. — Zur Supplentenfrage äußert sich S. 360—366 Dr. *Šmok*. — Dr. *Franz Lukarský* regt S. 366 —369 eine sogenannte soziale Statistik der čechischen Mittelschullehrer an. — S. 369—400 Rezensionen. — S. 400—420 Vereinsnachrichten. — S. 420—439 Einzelnachrichten. (Die Redaktion beschloß, längere Polemiken nicht mehr aufzunehmen.)

V. Muzeum. Czasopismo .... wydawane przez towarzystwa nauczycieli szkół wyższych (Museum, Zeitschrift der polnischen Mittelschullehrervereine). Redakteur Dr. Boleslav Mańkowski. XXVI. Jahrgang. Lemberg 1910.

Erster Band. 2. Heft. In einem anonymen Artikel werden S. 111 — 116 Bemerkungen über die Organisation des Landesschulrates gemacht. — *Stanislaus Pawlowski* teilt S. 117—130 mit, wie er sich die Schülerübungen im geographischen Unterricht vorstellt. — Über die Ferienkolonie in Poremba Wielka berichtet S. 131—156 *Ladislaus Koch*. — S. 157 —182 Rezensionen. — S. 182—191 Jugendschriften. — S. 192—199 Polemiken. — S. 200—203 Erlässe und Ernennungen — S. 204—228 Einzelnachrichten. — S. 229—230 Bibliographie. — S. 230—232 Zeitschriftenschau. — Anhang (separat paginiert). S. 29—60 Vereinsnachrichten.

3. Heft. Zunächst wird von einem Anonymus S. 235—237 auf mancherlei Übelstände in unserem Stande aufmerksam gemacht, zu deren definitiver Beseitigung sich die Regierung nicht entschließen könne. — S. 238—247 bespricht *Marcell Prószyński* die oft fehlerhafte Aussprache des Polnischen an den galizischen Mittelschulen. — *Joh. Paczowski* vergleicht S. 248—279 die heimischen Schülerlaboratorien für Physik mit denen des Auslandes. — S. 280—291 Rezensionen. — S. 291—294 Jugendschriften. — S. 294—300 Auszüge aus Zeitschriften. — S. 301 f. Polemiken. — S. 303—308 Erlässe und Ernennungen. — S. 309—335 Einzelnachrichten. (Interessant ist die S. 335 gemachte Mitteilung, daß an einer spanischen Mittelschule polnische Literaturgeschichte gelehrt werde). — S. 336 f. Bibliographie. — S. 337 Jugendschriften. — S. 338 —341 Zeitschriftenschau. — Anhang S. 61—83 Vereinsnachrichten.

4. Heft. Ein Anonymus bespricht S. 343—349 die in letzter Zeit erflossenen Verurteilungen von Mittelschulprofessoren wegen angeblicher Beleidigungen von Schülern. — *Emil Kipka* veröffentlicht S. 350—354 die vom Fürsten Adam Czartoryski an Feliński erteilte Instruktion. — *Stanislaus Pawlowsi* teilt S. 355—367 eine Reihe von Bemerkungen zu dem neuen Lehrplan für Geographie an Mittelschulen mit. — Über Deklamationsübungen an Mittelschulen äußert sich S. 368 – 379 *Josef Weisblum*. — S. 374—381 ist ein Brief *Fr. Próchnickis* abgedruckt, in dem er zu den im Beiheft mitgeteilten Materialien zum polnischen Sprachunterricht Stellung nimmt. — S. 382—415 Rezensionen. — S. 415—417 Jugendschriften. — S. 417—426 Ausschnitte aus Zeitschriften. — S. 427

—432 Verordnungen und Ernennungen. — S. 433—460 Einzelnachrichten. — S. 460—462 Bibliographie. — S. 462—465 Zeitschriftenschau. — Erster Anhang. S. 85—135 Vereinsnachrichten. — Zweiter Anhang. Jahresbericht des Vereines, der 76 Seiten umfaßt.

5. Heft. Dieses Heft wird S. 467—470 mit einem anonymen Artikel über das Verhältnis der polnischen Schule zu Grunwald eröffnet. — Hierauf folgt auf S. 471—482 eine lesenswerte Besprechung der Fortschritte der Pädologie im Jahre 1909 von *Aniela Szycówna*. — Hinsichtlich einer Neugestaltung des Unterrichtes in der polnischen Geschichte bringt S. 483—503 *St. Sobiński* eine Reihe von Wünschen vor. — *Joh. Śnieżek* stellt S. 504—510 Betrachtungen über den naturgeschichtlichen Unterricht in der fünften Gymnasialklasse an. — S. 511—523 Rezensionen. — S. 524—526 Jugendschriften. — S. 526—531 Ausschnitte aus Zeitschriften. — S. 532—536 Erlässe und Ernennungen. — S. 537—560 Einzelnachrichten. — S. 561—562 Bibliographie. — S. 562—565 Zeitschriftenschau. — Anhang. Vereinsnachrichten S. 137—156.

Der dritte Band der Beilage enthält eine Reihe von Vorschlägen behufs Verbesserung des Unterrichtes der polnischen Sprache, die sowohl vom Vereine als auch von einzelnen ausgehen. Die Autoren der einzelnen Aufsätze sind: Nikolaus *Mazanowski*, Stanislaus *Paluchowski*, Tadeus *Pini*, Boleslaus *Pochmarski*, Bronislaus *Popiel*, Fr. *Próchnicki*, Dr. Konstantin *Wojciechowski*, Dr. Stanislaus *Zathey*. Dieser sehr lesenswerte Band umfaßt 140 Seiten.

II. Band, 1. Heft. S. 1—6 bespricht ein anonymer Artikel die Notwendigkeit der Verteidigung der Autorität. — Hierauf folgt S. 7—35 ein umfangreicher Aufsatz über die pädagogische Bedeutung der schriftlichen Arbeiten aus der Feder des Dr. *M. Odrzywolski*. — An diesen schließt sich ein Bericht des Dr. *Ludwig Bykowski* S. 36—46 über den gegenwärtigen Stand der physikalischen Kabinette und Laboratorien an unseren Mittelschulen. — Über die Gründung eines Fonds für Schülerausflüge spricht S. 47—50 Dr. *Franz Smolka*. — S. 50—69 Rezensionen. — S. 70—73 Jugendschriften. — S. 73—80 Ausschnitte aus Zeitschriften. — S. 80—86 Erlässe und Ernennungen. — S. 110 Bibliographie. — S. 110—112 Zeitschriftenschau. — Anhang. Vereinsnachrichten (separat paginiert) S. 1—31.

Wien. Dr. Karl Wotke.

VI. Der Lehrer. Organ der ruthenischen pädagogischen Gesellschaft. Erscheint zweimal monatlich in Lemberg. XX. Jahrgang 1908.

Heft 1 (u. a.): *Al.*, Die ökonomische Selbsthilfe der Lehrer — weist auf die Notwendigkeit der Vereinigung aller Lehrer zwecks gegenseitiger Hilfe im Falle einer materiellen Not hin. Dabei wäre der Anschluß an den „Beamten-Verein" in Wien sehr ratsam (S. 2—5). — *W. Sz.*, Der Humor in der Schule — eine überaus lehrreiche Anweisung, eine Lehrstunde so zu führen, daß das Nützliche mit dem Angenehmen verknüpft wäre. Ein Witz des Lehrers, im passenden Augenblicke zum Besten gegeben, bringt den ermüdeten Schülern Erholung und vertreibt die Langweile. Die Ironie soll aber während der Lehrstunde sehr selten und in kleinen Dosen angewendet werden (S. 8—10). — Die Teilung der Arbeit in der Natur und bei den Menschen — ein populärer Abschnitt aus der Biologie (S. 10—12). — *W. Iskra*, Zur Frage der Auswahl der Jugendlektüre — die Kinder müssen selbst gefragt werden, was für eine Lektüre ihnen gefällt (S. 12—13).

Heft 2 (u. a.): *Al.*, Die ökonomische Selbsthilfe der Lehrer — Schluß (S. 18—20). — Die Schulen für stumpfsinnige Kinder — weist auf die Notwendigkeit der Gründung solcher Schulen hin (S. 20—22). — Die Teilung der Arbeit in der Natur und bei den Menschen — Fortsetzung (S. 22—24). — *A. Sz.*, Über den Ergänzungsunterricht — bekämpft die Forderung, daß der Ergänzungsunterricht abgeschafft und noch ein Jahr regelmäßigen Unterrichtes den Volksschulen hinzugefügt werde (S. 25—28). — Aus Vorlesungen, Enqueten und Konferenzen: 1. Über die Nützlichkeit des Kinematographen in der Schule; 2. Das Schülerprüfen im Lichte neuerer Pädagogik (S. 28—29).

Heft 3 (u. a.): *L—kyj*, Was könnte unseren Volksschulen nützlich sein? — einige Forderungen zur Aufbesserung des Volksschulwesens (S. 37—39). — Die Schulen für stumpfsinnige Kinder — Einiges aus der Geschichte dieser Schulen (S. 40—41). — Die Teilung der Arbeit in der Natur und bei den Menschen — Schluß (S. 42—45). — Aus Vorlesungen, Enqueten, Konferenzen: 1. Reform der Maturitätsprüfung; 2. über die Entwicklung ethischer Ideen bei den Kindern; 3. Das arme Kind — seine physische und geistige Entwicklung geht langsamer vor sich als diejenige der reichen Kinder (S. 45).

Heft 4 und 5 (u. a.): *J. Pawluk*, Über den Ergänzungsunterricht — Vorschläge, diesen Unterricht zweckmäßiger und erfolgreicher zu gestalten (S. 50—52). — Die Schulen für stumpfsinnige Kinder — über die Organisation dieser Schulen (S. 52—54). — *J. Franczuk*, Zur Reform der Erziehung — der Verfasser versucht zu beweisen, daß die Schüler von ihren Eltern und Lehrern daran gewöhnt werden, nicht nach geistiger Vervollkommnung, sondern nach Erreichung einer hohen Lebensstellung zu streben. Die Gründe scheinen zu zeigen, daß der Artikel persönlichen Motiven des Verf.s seine Entstehung verdankt (S. 54—57). — *W. Panejko*, Jugendliche Missetäter — bespricht die Organisation der Jugendgerichte in Amerika (S. 57—58). — *W. Szczurat*, Ein Abschnitt aus der Geschichte des europäischen Dramas — eine schwungvolle Abhandlung über Calderon (S. 59—67).

Heft 6 und 7 (u. a.): *A. Mykołajewycz*, Dem Andenken des Vladimir Antonowycz — mit dem Bildnis des verblichenen Historikers (S. 82—85). — Dr. *J. Demiańczuk*, Der Sprachstreit im jetzigen Griechenland (S. 88—93). — *J. Juszczyszyn*, Über die Entstehung und Hygiene des Schlafes — ein Abschnitt aus der Biologie (S. 94—99). — *W. Sz.*, Ein Dichter der Wissenschaft — eine Abhandlung über Sully Prudhomme (S. 99—105). — *J. Franczuk*, Notizbuch des Lehrers — der Verf. stellt die Forderung, der Lehrer möge die Schüler unterrichten, nicht prüfen und die Antworten der Schüler gleich klassifizieren (S. 105—107). — Aus Vorlesungen, Enqueten, Konferenzen: 1. Die Konferenz der ruthenischen pädagogischen Gesellschaft in Lemberg über das ruthenische Schulwesen; 2. Die dritte Konferenz der Mittelschuldirektoren (S. 107—112).

Heft 8 (u. a.): *J. Juszczyszyn*, Über die Entstehung und Hygiene des Schlafes — Schluß (S. 116—121). — *W. Sz.*, Ein Dichter der Wissenschaft — Fortsetzung (S. 122—124). — *J. Franczuk*, Notizbuch des Lehrers — Schluß (S. 124—127).

Heft 9 und 10 (u. a.): *J. Rakowskyj*, Das 47. Jahresfest des Todes des Taras Szewczenko (S. 129—133). — *J. Sozańskyj*, Aleks. Duchnowycz — ungarisch-ruthenischer Verfasser von Lehrbüchern und Publizist (S. 137—147). — *K. Krakalia*, Die Aufgaben der Schule und des Lehrers in Betreff der Bekämpfung des Alkoholismus (S. 150—152). — *W. Sz.*, Ein Dichter der Wissenschaft — Schluß (S. 154—156). — Die Lesehalle der Schüler des k. k. akadem. Gymnasiums in Lemberg (S. 157—158).

Heft 11 (u. a.): *Carducci*, Erinnerungen aus dem Schulleben — eine Dichtung in ruthenischer Übersetzung (S. 161—162). — *J. Sozańskyj*, A. Duchnowycz — Fortsetzung (S. 162—167). — *J. Bodnar*, Die Verwandlungen der Elemente — ein Abschnitt aus der Chemie (S. 168—171). — Die moderne spanische Literatur — eine Charakteristik von Ibanez (S. 171—172).

Heft 12 (u. a.): *J. Sozańskyj*, A. Duchnowycz — Schluß (S. 178—184). — *B. Giż*, Ferien-Kolonien für Schüler — über die Einrichtung der Ferien-Kolonien in verschiedenen Ländern (S. 186—188). — Über die deutsche Orthoepie — eine Besprechung der Abhandlung von Prof. Ałyśkiewycz (S. 188—190).

Heft 13 und 14 (u. a.): *W. Załużnyj*, Die neueste Richtung in der Methode des Zeichnenunterrichtes an den Volksschulen (S. 194—203). — *B. Giż*, Ferien-Kolonien für Schüler — in Österreich (S. 206—209). — *J. W.*, Über das schwedische Schulwesen — Organisation und Lehrpläne der schwedischen Schulen (S. 210—213). — Schulen und Lehrkurse der ruthenischen pädagogischen Gesellschaft (S. 214—216). — Generalversammlung der ruthenischen pädagogischen Gesellschaft am 20. Juni 1908 (S. 217—220). Rezension der Programmabhandlung des Dr. E. Makaruszka über die Grammatik des M. Smotryckyj (S. 221—222).

Heft 15 und 16 (u. a.): *A. Ałyśkiewycz*, Auf welche Weise sind die ästhetischen Gefühle bei den Kindern zu wecken und wie soll man den Kindern das Verständnis für Form und Schönheit beibringen? (S. 228—231). — Die Prager Versammlung der slavischen Lehrerschaft (S. 232—235). — *A. Jarema*, Das Glück — was ist uns unentbehrlich, um glücklich zu sein? (S. 235—240). — *B. Giż*, Ferien-Kolonien für Schüler — in Galizien (S. 240—244).

Heft 17 (u. a.): *A. Ałyśkiewycz*, Dialekte und Literarsprache in ihren gegenseitigen Beziehungen — auf Grund der deutschen Sprache (S. 250—253). — *B. Giż*, Ferien-Kolonien für Schüler — ruthenische Ferien-Kolonie (S. 254—256). — *J. Gamota*, Über die Lemberger Ferienkorps (S. 257—259).

Heft 18—19 (u. a.): *A. Ałyśkiewycz*, Dialekte und Literarsprache — Schluß (S. 266—271). — *J. Juszczyszyn*, Auf den Spuren der Biologie und der Physiologie — über die Gymnastik (S. 272—279). — Neue Methoden der Schulerziehung in Amerika (S. 279—284). — *L. Salo*, Kurze ästhetische Analyse der Schillerschen „Glocke" (S. 290—295).

Heft 20 (u. a.): *J. Juszczyszyn*, Über die Gymnastik (S. 298—302). — Schulerziehung in Amerika. — Schluß (S. 303—306). — Dr. *W. Szczurat*, Volkschullehrer in der polnischen Belletristik — bespricht die Erzählung des polnischen Schriftstellers Artur Gruszecki: „Swiatłodawcy" (Lichtgeber) und bezeichnet sie als eine Beleidigung der Lehrerschaft (S. 309—311).

Heft 21 und 22 (u. a.): *J. Juszczyszyn*, Über die Gymnastik — Schluß (S. 314—316). — Dr. *J. Kopacz*, Neue Ministerialverordnungen betreffend das Prüfen und Klassifizieren an Mittelschulen — Besprechung und Erläuterungen (S. 317—325). — *J. Łowyckyj*, Veranschaulichung des Rechnenunterrichtes an Volksschulen (S. 325—334). — *J. Demkowycz-Dobrjańskyj*, Methodische Analyse eines Abschnittes aus dem Lesebuche für die II. Normalklasse (S. 334—340). — *W. P.*, Sprache und Moralität — ein Abschnitt aus der Philosophie der menschlichen Sprache (S. 340—343).

Heft 23 und 24 (u. a.): Dr. *J. Kopacz*, Neue Ministerialverordnungen — Schluß (S. 346—349). — Gesundheit und Schule — was die hygienischen Einrichtungen an galizischen Schulen anbetrifft, kann Galizien als „Halbasien" bezeichnet werden (S. 349—352). — *J. Łowyckyj*, Veranschaulichung des Rechnenunterrichtes — Schluß (S. 353

—358). — *J. Demkowycz-Dobrjańskyj*, Methodische Analyse — Schluß (S. 358—361). — *M. Moraweckyj*, Über den Gesangunterricht an Volksschulen — Vorschläge zur Reform (S. 361—365). — *T. Bilenkyj*, Über die Erzählung — wie soll man den Kindern erzählen? (S. 366—370).

Stanislau. Dr. J. Demiańczuk.

VII. Magyar Paedagogia. Monatsschrift der Ungarischen Pädagogischen Gesellschaft. Unter Mitwirkung Dr. E. Fináczys herausgegeben von Dr. Edmund Weszely. Budapest, Franklin-Gesellschaft 1909/10.

XVIII. Jahrgang. X. Heft (Dezember 1909). A. Bains „Education as a science" (S. 613—631), Schlußteil, kritisierend besprochen von Dr. Samuel Szemere. — Reformbestrebungen auf dem Gebiete des naturwissenschaftlichen Unterrichts (S. 631—642), Schlußteil, von Ignaz Kelemen. — *Kleinere Mitteilungen.* — *Literatur.* Programmabhandlungen, III. Mitteilung, Familie und Schule, Methodik, Kunsterziehung, Geschichte der Pädagogik, von Dr. Friedrich Ozorai. — *Ungarische Zeitschriftenschau.* — *Ausländische Revue.* — *Ausländische Fachzeitschriften.* — Bericht über die Oktobersitzung der Ungarischen Pädagogischen Gesellschaft.

XIX. Jahrgang. I. Heft (Jänner 1910). Philosophie in der Mittelschule (S. 1—18), I. Teil, von Dr. Julius Kornis. — Die sittliche Erziehung als ungarisches nationales Problem (S. 19—34), von Geőcze Sarolta. — Paul Gyulai als Erzieher (S. 35—87), von Dr. Julius Horváth. — *Literatur.* — *Ausländische Revue.* — *Ausländische Fachzeitschriften.* — Bericht über die Dezembersitzung der Ungarischen Pädagogischen Gesellschaft.

II. Heft (Februar). Die Aufgabe der Schule in der sittlichen Erziehung (S. 65—75), von E. Fináczy. — Die Verbindung zwischen Volks- und Mittelschule (S. 76—83), von Franz Bihari. — Philosophie in der Mittelschule (S. 84—90), II. Teil, von Dr. Julius Kornis. — *Kleinere Mitteilungen.* — *Literatur.* — *Ausländische Revue.* — *Ausländische Fachzeitschriften.* — Bericht über die Jännersitzung der Ungarischen Pädagogischen Gesellschaft.

III. Heft (März). Prinzipielle Gesichtspunkte im Physikunterrichte (S. 129—141), von Dr. E. Bozóky. — Goethes Hermann und Dorothea vom Standpunkte der Schule (S. 142—155), von Dr. Al. Harmos. — Philosophie in der Mittelschule (S. 155—162), II. Teil, von Dr. Julius Kornis. — *Kleinere Mitteilungen.* — *Literatur.* — *Ausländische Revue.* — *Ausländische Fachzeitschriften.* — Bericht über die Februarsitzung der Ungarischen Pädagogischen Gesellschaft.

IV. Heft (April). Das ungarische Schulwesen im Mittelalter (S. 193—208), von Dr. Remig. Békefi. — Philosophie in der Mittelschule (S. 209—228), IV. Teil, von Dr. Julius Kornis. — *Kleinere Mitteilungen.* — *Literatur.* — *Ausländische Fachzeitschriften.*

V. Heft (Mai). Geschichte, Geschichtsunterricht und Soziologie (S. 257—269), von Dr. Em. Madzsar. — Die direkte Methode im Sprachunterrichte in Frankreich (S. 269—283), von Dr. Kol. Philipp. — Philosophie in der Mittelschule (S. 283—286), Schlußteil, von Dr. Jul. Kornis. — *Kleinere Mitteilungen.* — *Literatur.* — *Ausländische Revue.* — *Ausländische Zeitschriften.*

VIII. Országos középiskolai tanáregyesületi Közlöny (Mitteilungen des Landesverbandes der ungar. Mittelschulprofessoren). Redakteur E. Lévay. XLIII. Jahrgang 1909/10. Budapest.

Aus den Heften 19 (20. Jänner 1910) bis 40 (16. Juni 1910) wäre folgendes hervorzuheben: Im Kolosvárer Professorenklub wurde der Ruf nach einer Reform der Reifeprüfungsordnung erhoben. — Im Miskolczer Professorenklub wurde auf Grund eines Referates des Dr. Ferd. Szerényi die Reform des Geographieunterrichts besprochen (19. Heft). — Vorschläge, wie Fonds für Schülerausflüge beschafft werden könnten, von Viktor Makoldy. — Schularzt Dr. Edm. Tuszkai: Die Organisation des schulhygienischen Dienstes in der Mittelschule. — Über die Reform des Geographieunterrichts und über Kulturgeographie sprach Géza Szmidzsár im Preßburger Professorenklub (20. Heft). — Dr. Stefan Vitális: Die Reform des Geographieunterrichts. — Über den Rückgang des Lateinunterrichts an den Realschulen führt lebhafte Klage Dr. Em. Bereczky (21. Heft). — Braucht man eine Klassifikation im Turnen?, von Peter Preiszler (22. Heft). — Die Koëdukation in der Beleuchtung der Kirche, der Familie und der Schule, von K. F. — Das schwedische Turnen, von Jul. László. — Das schwedische Turnen in Frankreich, von Peter Preiszler (23. Heft). — Die Reform des Geographieunterrichts, von Dr. Stefan Balázs (24. Heft). - Ausflüge im Interesse der Kunsterziehung, von Fr. Fodor. — Die Fleißnote, von Stefan Bakó. — Die direkte Methode auf der Unterstufe, von Dr. Koloman Philipp (25. Heft). — Das Gerichtsverfahren gegen die Jugendlichen besprach der Gerichtsrat Dr. M Endes im Kolozsvárer Professorenklub. — Über die Beratungen der neuphilologischen Fachkommission berichtet Philipp Kaiblinger. — Zur Reform des naturgeschichtlichen und Chemieunterrichts, von E. Simonyi (27. Heft). — Bericht über die Mittelschuldirektorenkonferenz in Brassó. — Die Reform des Geographieunterrichts und die Anthropogeographie, von Stefan Dékány (28.—29. Doppelheft). — Széchenyi, von Alex. Imre. — Über neuere Fortschritte im Physikunterrichte, Vortrag von Béla Nyári im Debreziner Professorenklub. — Bemerkungen zu diesem Vortrage, von Alex. Mikola (30. Heft). — Bericht über die Sitzung der zur Reform des Geographieunterrichts eingesetzten Kommission, von Georg Vargha (31. Heft). — Bernh. Alexander, von Dr. Ludw. Dénes. — Bericht über die Beratungen der neuphilologischen Fachkommission, von Philipp Kaiblinger (32. Heft). — Preisverteilung, von Dr. Koloman Philipp (33. Heft). — Die Reform des Strafverfahrens gegen Mittelschüler, von Dr. Michael Császár. — Die Direktorenkonferenz in Preßburg (34. Heft). — Die Gymnasialreifeprüfung, Reformvorschläge von Dr. Josef Cserép. — Die Mittelschuldirektorenkonferenz in Nyiregyháza. — Bericht über die philologischen Turniere der Abiturienten. — Bericht über die Beratungen der neuphilologischen Fachkommission (35.—36. Doppelheft). — Desid. Jakobei über die Reform des Geographieunterrichts. — Bericht über die Generalversammlung des Verbandes der Professoren evang. Bekenntnisses, von Dr. Ludw. Rell (37. Heft) — Koloman Mikszáth, Nekrolog von Dr. Zsolt Alszeghy. — Im Szipser Professorenklub besprach Titus Barla-Szabó die Verwendbarkeit des „Euphons“ für den französischen Sprachunterricht. — Im Kolozsvárer Professorenklub plaidierte Univ.-Prof. Dr. Stefan Schneller für die Abschaffung der Reifeprüfung. — Berichte über die Direktorenversammlungen in Győr und Eger (38.—39.

Doppelheft). — **Tagesordnung der für den 4. und 5. Juli nach Nagy-Várad einberufenen 44. Jahresversammlung des Landesverbandes der ungarischen Mittelschulprofessoren.** Es sind folgende Vorträge angemeldet: Dr. Josef Cserép: Über die Gymnasialreifeprüfung. — Dr. Stefan Schneller: Die Abschaffung der Reifeprüfung. — Dr. Michael Tóth: Die Lotusblume im Nagyvárader Bischofsbade. — Dr. Wilhelm Laurentzi: Die Methodik des Geschichtsunterrichtes. — Dr. Viktor Bruckner: Geschichtsseminare an den Mittelschulen. — Dr. Gabr. Varga: Der Slöjdunterricht in der Mittelschule. — Im Kaschauer und Kolozsvárer Professorenklub wurde über die Existenzberechtigung der Reifeprüfung debattiert (40. Heft vom 16. Juni).

Wien. Dr. C. F. Vrba.

IX. Nastavni Vjesnik, Zeitschrift für Mittelschulen. Herausgegeben vom Vereine der kroatischen Mittelschulprofessoren, zugleich Organ des „Vereines der slowenischen Professoren" und des „Vereines der Mittelschulprofessoren in Dalmatien". XVII. Band. Agram 1910.

5. Heft. *J. Scherzer*, G. Palmotić' Captislava und Bisernica in Beziehung zu Ariosto (Fortsetzung im nächsten Hefte). — *J. Arnejc*, Beiträge zur Geschichte der griechischen Elegie. I. Des Tyrtäus 3 Elegien. — *J. Gopić*, Das Dreisilben-Gesetz. — Besprechung des Lehrbuches der Hygiene für Mittelschulen in Kroatien und Slawonien von R. v. Marković. Dieses Buch ist als Lehrtext in der VIII. Klasse der kroatischen Mittelschulen eingeführt, in denen nach dem Lehrplane vom Jahre 1908 die Hygiene als Obligatfach eingeführt ist. — In den „Miszellen" empfiehlt *A. Cividini* unter dem Stichworte „Schüler-Theatervorstellungen" die Veranstaltung von monatlichen Nachmittagsaufführungen für Schüler, u. zw. im Laufe eines Schuljahres von 2 klassischen Opern, 4 klassischen Tragödien, 2 kroatischen Dramen, je 1 modernen Salonstücke und 1 (kroatischen) Operette.

6. Heft. *J. Arnejc*, Beiträge zur Geschichte der griechischen Elegie. II. Mimnermos. — *P. Jemeršić*, Warum wird die griechische Sprache gelernt? — *J. Wester*, Das Turnen an den Krainer Gymnasien. An diesen ist gegenwärtig das Turnen nicht obligat. Der Besuch ist schwach (schwankt zwischen 15—53%). Die Bedingungen für die Obligaterklärung (Turnlokalitäten, Turnlehrer, die nötige Zeit) sind vorhanden; daher wird die obligate Einführung beantragt, wofür sich auch der Verein der slowenischen Professoren ausgesprochen hat. — *St. Hondl*, Anzeige einiger Bücher über physikalische Schülerübungen. — *H. Hranilović*, Noch einige Bemerkungen über das Prüfen. „Vortragen" nur ausnahmsweise, den Schüler nicht zum Katheder rufen, nicht in die Bank schicken, nicht ins Notizbuch eintragen.

7. Heft. *W. Baron Ljubibratić*, Boccaccios Novelle „Griselda" in der Weltliteratur. — *J. Cerk*, Systemisierung von definitiven Lehrstellen und die slovenische Supplentenfrage. C. weist nach, daß die Zahl der Supplenten slowenischer Nationalität von Jahr zu Jahr zunimmt und führt diese Erscheinung darauf zurück, daß die Zahl der definitiven Lehrstellen an Mittelschulen, die von slowenischen Schülern besucht werden, nicht im Verhältnisse zur stets steigenden Schülerzahl zunehme. — *H. Scheidela*, Über praktische Sprechübungen im Deutschen an unseren Mittelschulen. Diese sollen nicht, wie es jetzt der Lehrplan verlangt, nur in der VII. und VIII. Klasse betrieben werden (hiefür ist wöchentlich je 1 Stunde bestimmt), sondern man beginne damit möglichst bald, schon in den untersten Klassen, um das eigentliche Ziel des fremdsprachlichen Unterrichtes, die Sprechfertigkeit, zu erzielen. — Bemerkungen zu Schul-

büchern. — Verschiedene Notizen: Eine zeitgemäße Frage! Die Abteilung für Kultus und Unterricht der kroatischen Landesregierung hat an die Lehrkörper der Mittelschulen die Anfrage gerichtet, ob sie für eine Änderung der Bestimmungen der „Schulordnung" betreffend den Gasthausbesuch, das Tabakrauchen und das Tanzen sich äußern oder nicht. Daran anknüpfend sucht Prof. Sedlaček nachzuweisen, daß die bisherigen diesbezüglichen Bestimmungen höchst unzeitgemäß, unpädagogisch und verkehrt seien; ebenso verkehrt und unpädagogisch aber sei die Praxis, Übertretungen jener Vorschriften absichtlich lax zu behandeln. Auch hier habe der Grundsatz zu gelten: aut — aut.

8. Heft. *D. Trbojević*, Wissen und Können. Anwendung in der Schule. — *M. Ebrić*, Aus der Statistik der Mittelschulen in Kroatien und Slawonien im Schuljahre 1908/09. Die Schülerzahl an sämtlichen 20 Gymnasien und Realgymnasien nahm um etwas mehr als 1% zu. Zahl der Schülerinnen 332 (5·5%). Durchschnittliche Schülerzahl einer Mittelschule 302, der I. Klasse 39, der VIII. Klasse 21 Schüler. Die Schülerzahl der Realgymnasiasten ist größer geworden (36%), die der Gymnasiasten gefallen (64%). In den realen Abteilungen lernten Französisch 53%, Magyarisch 37%. Durchgekommen 77%, durchgefallen 9%, Wiederholungsprüfungen 14%. — *Božičević*, Eine Methode für die Konstruktion der Parabel. — Literarische Anzeigen, Miszellen, Personalnachrichten.

9. Heft. *P. Karlić*, Gundulić' „Vladislav-Osman" nach der Abschrift des Ludwig Ferović. II. Teil. — *P. Mitrović*, Der Ragusaner Historiker M. Milišić (1711—1798). — *A. Langhoffer*, Objekte einer Normalsammlung für Zoologie an unseren Mittelschulen. — *A. Sarkotić*, Ungeteilter Vormittagsunterricht und Unterrichtspausen. — Varia.

10. Heft. *St. Miholić*, Die kroatische Mittelschule verglichen mit der Wiener Mittelschul-Enquête. — *G. Samšalović*, Analoges Denken verschiedener Nationen beim Sprechen, beleuchtet mit einigen Beispielen *Lj. Sorlini*, Physische Erziehung der Mittelschuljugend in Ungarn. — *J. Sarkotić*, Eine neue Erziehungsanstalt in Wien (das projektierte Knaben-Landerziehungsheim).— *D. Pejnović*, Magnetische Untersuchungen.— Varia: Schulausflüge, Debatten über die polnische Sprache an den böhmischen Mittelschulen, österr. Ministerialerlaß, betreffend die Einschränkung des Hospitierens der Mädchen an Gymnasien, Sind die Gymnasialprofessoren Staatsbeamte? Lehrplan für die polnische Sprache, Vereinsnachrichten.

Wien. Dr. A. Primožić.

Eingesandte Bücher:

Aus Natur und Geisteswelt. 213, 309. Leipzig, Teubner. — Barchaneck L., Darstellende Geometrie und Raumlehre für die IV.—VII. Klasse der Realschulen. Wien, Tempsky. — Bartels-Rheydt G. Dr., Freie Menschen. München, Beck. Mk. 1·40. — Bartsch K. H., Zwölf aus der Steiermark, von Weißberg. Wien, Tempsky. — Butler F. W. R., The English Language. Wien, Graeser & Kie. — Ficker G. Dr., Mineralogie und Chemie für die IV. Klasse der Gymnasien. Wien, Deuticke. — Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit. Bd. 56. Leipzig, Dyk. Mk. 6·—. — Gindely W., Geschichte für die unteren Klassen der Mittelschulen. I. Wien, Tempsky. — Grabner-Altschul-Latzel, Körperlehre. Wien, Tempsky. — Klassiker-Bibliothek, Deutsch-österr. Bd. 17/19. Teschen, Prochaska. — Koch F. J., Katholische Apologetik. München, Oldenbourg. Mk. 1·60. — Macaulay Th. B., Essays, von Mättig. Wien, Tempsky. — Mach E., Populär-wissenschaftliche Vorlesungen. Leipzig, Barth. Mk. 6·80. — Močnik-Zahradníček, Arithmetik und Algebra für die V./VIII. Klasse der Gymnasien. Wien, Tempsky. — Močnik-Zahradníček, Arithmetik und Algebra für die V./VII. Klasse der Realschulen. Wien, Tempsky. — Müller E. Dr., Technische Übungsaufgaben für darstellende Geometrie. 1/2. Wien, Deuticke. — Müllner J. Dr., Erdkunde. IV/V. Wien, Tempsky. — Nießen Th., Übungsbuch. Wien, Tempsky. — Paul G. Dr., Somatologie und Hygiene für Realgymnasien. Wien, Deuticke. — Raithel R. Dr., Fragen aus der vaterländischen Geschichte. Wien, Braumüller. — Reitzenstein R., Die hellenistischen Mysterienreligionen. Leipzig, Teubner. Mk. 4·—. — Rosegger, Peter Mayr, von Latzke. Wien, Tempsky. — Solmsen F., Inscriptiones Graecae. Leipzig, Teubner. Mk. 1·60. — Steiner-Sch., Lateinisches Lese- und Übungsbuch. IV. Wien, Tempsky. — Suppantschitsch R., Arithmetik für die IV./V. Klasse der Gymnasien. Wien, Tempsky. — Zdenek R., Behelfe zur Herstellung geometrischer Zeichnungen. Wien, Braumüller.